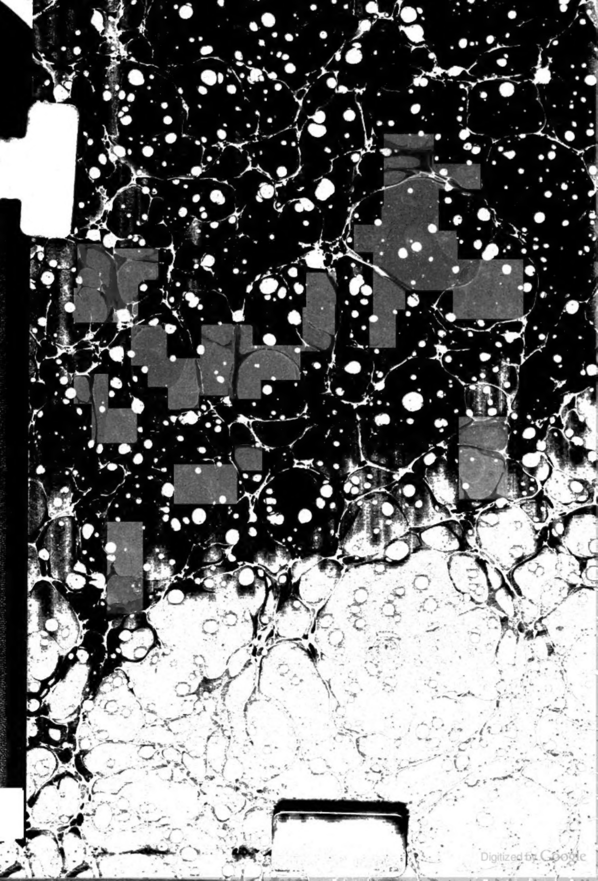
Stanford University Libraries
3 6105 119 116 379

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

053
V42.10

Digitized by Google

5281
1263

Velhagen & Klaſings
MONATSHEFTE

Jahrgang 1901/1902

2. Band

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klaſing

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

XVI. Jahrgang 1901/1902. — Zweiter Band.

Die illuſtrierten Beiträge ſind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Freyhold, Dr. Edm. v.: Z'weg'n 'n Schmarr'n. Erzählung 334
Groller, Balduin: Die Schweſtern Weng . 681
Kaarſen, Magda: Die falſche Nachtigall. Erzählung 504
Meyer-Foerſter, Wilhelm: Lena S. 353, 531, 593
Schulze-Smidt, Bernhardine: Ein Bruder und eine Schweſter. Roman 1, 113, 241, 448
Billinger, Hermine: Der neue Tag. Eine Geſchichte 180, 289, 409
Wichert, Ernſt †: Konſtanze. Erzählung . 68

Gedichte, Sprüche.

*Benzmann, Hans: Heidemärchen. Mit Vignetten 585
*Bethge, Hans: Unruhige Stunde. Mit einer Zeichnung von A. Wagner . . . 88
Boelitz, Martin: Huldigung 474
*Buſſe, Carl: Die Roſe. Nach einer Legende. Mit Vignetten 392
*Buſſe-Palma, Georg: Der Wind, der ſonſt ſo ungeſtüm — Mit Vignette 163
*— — Neue Jugend. Mit Vignette . . . 307
— — Unraſt 708
*Erdner, Fritz: Weltuntergang. Mit Vignetten 45
*— — Frühlingspſalm. Mit Vignetten . 306
Evers, Franz: Sie gehen im Licht — . . . 699
Falke, Guſtav: Auf meinen ausgeſtopften Falken 144
Ginzkey, F. Carl: Jugend 447
*Haide, Hans: Im Abendhauch. Mit Vignette 306
*Havemann, Julius: Die wilden Gärten. Mit Vignette 308
Heſſe, Hermann: Der alte Landſtreicher . . 198
*— — Toskaniſcher Frühling. Mit Vignetten 305
*— — Der Abenteurer. Mit Vignetten . 712
*Heyck, Ed.: Frühling im Spreewald. Mit Vignetten 308
*— — Nordiſcher Kreuzfahrer. Mit Vignette 568
*Langewieſche, Wilhelm: Roſen. Mit Vignette 341
Lauff, Joſeph: Deutſchlands Eckehart . . 624
Muellenbach, Ernſt †: Des Glückes eingedenk 288
*— — Nun komm'. Mit Vignetten . . 305
Münchhauſen, Börries Frhr. von: Avalun . 206
*Paquel, Alfons: Voller Drang. Mit Vignetten 306
— — Wie ich abends 657
*Roderich, Albert: Der Haß. Mit Vignetten 32

Seite

*Roderich, Albert: Die Glücklichen. Mit Vignetten 305
*— — Reiſe-Xenien. Mit Vignette. . . 437
*Salus, Hugo: Ständchen. Mit Vignetten 274
*— — Lied am Fenſter. 664
Schanz, Frida: Heimatklang 156
*— — Verlaſſene Braut. Mit Vignette . 469
— — Ergebung 514
— — Nach dem Gewitter. Mit Vignitte . 688
*Schüler, Guſtav: Juninacht. Mit Vignette 370
*Stern, Maurice von: Abendmilde. Mit Vignetten 333
*Volker, Reinhold: Lenznacht. Mit Vignette 400
*Wilda, Johann: Serenade. Mit Vignette 307

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Jäger, Prof. Dr. O.: Die Schwäbiſche Dichterſchule 643
Oſtini, Fritz von: Anch' io! 525
Pietſch, Ludwig: Meine Erlebniſſe bei der Eröffnung des Suezkanals 313
*Reinecke, Carl: Erinnerungen an den alten Gewandhausſaal zu Leipzig. Mit drei Abbildungen 51
Wegener, Dr. Georg: Wie ich in Petſchili reiſte. Erinnerungen eines Kriegsberichterſtatters 385
*** Hinter den Kuliſſen des „Variété". Gedanken und Erinnerungen eines ehemaligen Direktors 157

Kunst und Litteratur.

Détſchy, Serafine: Erziehung der Sprache. Ein Rückblick auf 2000 Jahre 470
*G. P.: Illuſtrierte Rundſchau . . . 475, 586
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertiſch 104, 215, 342, 582, 709
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Jeruſalem in der abendländiſchen Kunſt. Mit einem Einſchaltbild und acht Textilluſtrationen . . 207
*— — Die Frau in der venezianiſchen Kunſt. Mit neunzehn Abbildungen in Tondruck nach Gemälden alter Meiſter 665
*Oſtini, Fritz von: Albert von Keller. Mit einem Titelbild, zwei Kunſtbeilagen und zwanzig Textabbildungen zum Teil in Tondruck 225

64075

Digitized by Google

Seite
*S., H. v.: Illuſtrierte Rundſchau 108, 219, 347, 713
Schneider, Dr. Georg: Napoleon und die Napoleoniden auf der Bühne 653
*Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern. (Januar—März 1902.) Mit vier Abbildungen 199
⁂ Burgtheater-Première. Nach den Briefen einer kleinen Berlinerin. Mit einer Beilage und vierundzwanzig Abbildungen in Tondruck 33

Sonſtige Aufſätze.

A. G. von: Zur Weltſtellung Englands . . 494
Alten, Georg von: Der Buren Ende . . 700
*Brüning, Dr. Adolf: Der Krug. Mit zwanzig Abbildungen in Buntdruck . . 57
*— — Der Goldſchatz von Petroſſa. Mit acht Abbildungen in Buntdruck nach Photographien, koloriert von Curt Agthe . . 515
*Bunge, Dr. Alexander: Die Polarforſchung und die ſchwediſch-ruſſiſche Gradmeſſungsexpedition nach Spitzbergen. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen 164
*Caſtor: Pilſen als Bierſtadt. Mit ſiebzehn Abbildungen in Tondruck 438
*Dohna, H. Graf zu: Die Engelsburg. Mit vier Abbildungen 79
*Freyer, Wilhelm: Das Problem des menſchlichen Fluges. Mit fünfundzwanzig Abbildungen 625
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Das Germaniſche Muſeum. Mit zwei Einſchaltbildern und vierzehn Textilluſtrationen 371
*Marſhall, Prof. Dr. W.: Exotiſche Schmetterlinge. Mit ſiebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen in Farbdruck . . . 275
*Meyer, Dr. Wilhelm: Die Weltreiſe eines Waſſertropfens. Mit einem Einſchaltbild und dreizehn Textilluſtrationen in Tondruck nach Originalaufnahmen des Verfaſſers 481
Miſſirle, A.: Hofleben am Goldenen Horn . 393
Pfordten, Otto von der: Eine Papſtmeſſe. Erinnerung eines Proteſtanten 309
*Rath, Willy: Münchener Pfingſttage. Mit ſechzehn Textilluſtrationen in Tondruck nach Photographien 323
*Rheden, Klaus von: Brabanter Spitzen. Mit zwei Einſchaltbildern und zwanzig Textilluſtrationen 145
*Zobeltitz, Fedor von: Aus dem Marſtall des deutſchen Kaiſers. Mit ſiebenundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Zeichnungen von Profeſſor Georg Koch und Photographien 89
*Zobeltitz, Hanns von: Bauern-Töpfereien. Keramiſcher Streifzug. Mit zwölf Abbildungen in Buntdruck nach Originalen, koloriert von Curt Agthe 401
*— — Momentbilder von der Ausſtellung in Düſſeldorf. Mit zwei Porträts und fünfzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen 569

Seite
*Zwiedineck, Hans von: Graz. Mit dreizehn Abbildungen 689
⁂ Der britiſche Imperialismus und ſeine Wirkungen 46
*⁂ Sidi Ali, Bey von Tunis 658

Neues vom Büchertiſch.

Barnick, Matthies und Meru: Walpurgis . 346
Baum, Peter: Gott — Und die Träume . 345
Beyerlein, Franz Adam: Das graue Leben 584
Dohm, Hedwig: Chriſta Ruland 582
Duimchen, Theodor: Mittel und Wege . . 709
Fiſcher, Wilhelm: Die Freude am Licht . . 107
Foral, Hugo: Aus dem Herzen 343
Frenſſen, Guſtav: Jörn Uhl 217
Grabein, Paul: O alte Burſchenherrlichkeit. 107
Grad, Max: Wenn Früchte reifen 711
Grube, Max: Im Bann der Bühne 346
Hillern, Wilhelmine v.: Der Gewaltigſte . 215
Hirſchfeld, Georg: Freundſchaft. 711
Kretzmann, Friedrich Karl: Neue Gedichte . 344
Lienert, Meinrad: Die Wildleute 216
Mann, Thomas: Buddenbrooks 104
Ompteda, Georg Frhr. v.: Caecilie von Sarryn 106
Rafael, L.: Abendgluten 345
Schanz, Frida: Intermezzo 345
Tovote, Heinz: Die Leichenmarie 710
Vanſelow, Karl: Von Weib und Welt . . 345
Viebig, Clara: Die Wacht am Rhein . . 584
Vorbeck, F. von: Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten 711
Zois, Frhr. v.: Michel Angelo: Der Vollmenſch 583

Kunſtbeilagen.

Adam, Julius: Angorakatzen. Ölſtudie. Fakſimiledruck . . . . zw. 368 u. 369
Boiſſeau, E. A.: Iſabella von Eſte. Polychrome Büſte. Fakſimiledruck . . 112/113
Keller, Albert von: Ölſtudie zu dem Gemälde „Das Glück“. Fakſimiledruck . . 224/225
— — Trio. Tondruck . . . . zw. 240 u. 241
— — Bildnis der Frau von Keller. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 232 u. 233
Kuehl, G.: Selbſtbildnis. Fakſimiledruck 592/593
— — Blick von Afrikahöft auf den Hamburger Hafen. Farbdruck . . . 608/609
Langhammer, A.: Auf Capri. Aquarell. Fakſimiledruck. Titelbild.
Mandlick, A.: Vor dem Rennen. Aquarell. Fakſimiledruck . . . . zw. 256 u. 257
Meſſerſchmitt, P. F.: Heimfahrt. Aquarell. Fakſimiledruck . . . . zw. 128 u. 129
Püttner, Richard: Am Wieſenbach. Aquarell. Fakſimiledruck 352/353
Scharff, Anton: Waſchermadl. Medaille. Fakſimiledruck 480/481

Einſchaltbilder.

Bartels, Hans von: Flitterwochen in der Kajüte. Gemälde. Tondruck . zw. 496 u. 497

Digitized by Google

Seite
Bohneberger, Th.: Frühling. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 272 u. 273
Böcklin, Arnold: Ein Sommertag. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 512 u. 513
Brandt, J. H.: Brandung bei Bornholm. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 704 u. 705
Cowen, B.: Brandung. Photographie. Tondruck . . . . zw. 104 u. 105
— — Frühlingsblüten. Aufnahme. Tondruck . . . . zw. 432 u. 433
Dall' Oca Bianca, Angelo: Junge Italienerin. Gemälde. Tondruck . . zw. 88 u. 89
Delcroix, F.: Ausblick von der Walhalla. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Dettmann, Ludwig: Morgen iſt Feiertag. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 248 u. 249
Faſolo, G. A.: Bildnis einer Venezianerin. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 144 u. 145
Fenner-Behmer, H.: Montmartre. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 568 u. 569
Firle, Walter: Rautendelein. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 656 u. 657
Garrido, L. R.: Pas de quatre. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 536 u. 537
Hey, Paul: Oſtermorgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 120 u. 121
Hitchcock, George: Lilien. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 544 u. 545
Hofmann, L. von: Studie zu einem Gemälde „Frühlingsſturm“. Tondruck . zw. 304 u. 305
Hoffmann-Fallersleben, F.: Friedhof in der Senne. Gemälde. Tondruck . . zw. 56 u. 57
Kampf, Eugen: Am Strande von Katwyk. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 648 u. 649
Kirchbach, Frank: St. Moritz bei Taufers in Tirol. Gemälde. Tondruck zw. 664 u. 665
Klinger, Max: Franz Liſzt. Büſte. Tondruck . . . . zw. 288 u. 289
— — Beethoven. Polychrome Skulptur. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Kuehl, G.: Die Auguſtusbrücke in Dresden. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 16 u. 17
Lászlo, Fülöp: Gräfin Alexander Andráſſy. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 320 u. 321
Ludwig, Carl: Kühdorf in Thüringen. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 192 u. 193
Mantegna, Andrea: Das Gebet in Gethſemane. Gemälde. Tondruck . zw. 208 u. 209
Manzini, F.: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 448 u. 449
Maratta, Carlo: Männliches Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 152 u. 153
Meyer, Dr. Wilhelm: Waſſerfall bei St. Anton (Arlberg). Aufnahme. Tondruck zw. 488 u. 489
Meyer-Kaſſel, H.: Studienkopf. Zeichnung. Tondruck . . . . zw. 216 u. 217
Outin, Pierre: Im Putzmacherladen. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 560 u. 561
Propheter, O.: Bildnis des Herrn Profeſſors Ferdinand Keller. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Schildt, Martinus: Bei der Arbeit. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Schramm-Zittau, R.: Hühnerfütterung. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 184 u. 185
Seffner, Karl: König Albert von Sachſen †. Büſte. Tondruck . . . . . . zw. 624 u. 625
Sinding, Stephan: Zwei Menſchen. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Slevogt, Max: Feierſtunde. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 32 u. 33
Sperling, H.: Foxterrier. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 688 u. 689
Stenberg, Emerick: Anna und Anders. Gemälde. Tondruck . . . . . . zw. 160 u. 161
Taſchner, Ignatius: Strauchritter. Holzſtatuette. Tondruck . . . . . zw. 680 u. 681
Troubetzkoy, Prinz Paul: Mutter und Kind. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Werenskiold, E.: Barſchfiſcher. Gemälde. Holzſchnitt . . . . zw. 48 u. 49
Zuloago, Ignacio: Corſo nach dem Stiergefecht. Gemälde. Tondruck . zw. 336 u. 337
*** Apotheke des XVIII. Jahrhunderts aus dem Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg. Nach Photographie. Tondruck zw. 384 u. 385
*** C. Coquelin der Ältere als Mascarille in Molières „Précieuses Ridicules“. Holzſchnitt nach Photographie . . . zw. 72 u. 73
*** Im großen Kreuzganghof des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg. Nach Photographie. Tondruck . . . zw. 376 u. 377

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Bernuth, E. von: Eifellandſchaft. Ölſtudie 245
Brack, E.: Skizzen . . . . 456 u. 457
Gehrts, Karl: Die Skulptur 549
Gloeden-Taormina, W. von: Junger Pompejaner. Liebhaberaufnahme 5
— — Sizilianiſche Bäuerin. Liebhaberaufnahme 607
Groß, O.: In der Maienzeit. Zeichnung . 361
Holzapfel, C.: Waldſaum. Ölſtudie . . . 253
Janſſen, Peter: Studienzeichnung . . . 117
— — Ölſtudien . . . . 556 u. 557
Kleehaas, Th.: Skizze 71
Krieg, Ernſt: Erntezeit. Liebhaberaufnahme 613
Kuehl, G.: Interieur aus Schloß Bruchſal. Gemälde. Farbdruck 597
— — Straße in Travemünde. Gemälde. Farbdruck 600
— — Die Auguſtusbrücke in Dresden. Farbige Zeichnung. Farbdruck 601
— — Meyers Gang in Lübeck. Gemälde. Farbdruck 604
Langhammer, A.: Aus dem Skizzenbuch 24 u. 25
Lenbachſaal der Münchener Ausſtellung, Glaspalaſt 1902. Photographie 685
Loſſow, Heinrich: Aus dem Skizzenbuch . 125
Ludin, R.: Märzabend. Liebhaberaufnahme 13
— — Liebhaberaufnahme 621
Röbbecke, M.: Oberbaierin. Skizze . . . 541
Schöner, Anton: Studienkopf 553
Sinding, S.: Walküre. Farbige Holzſtatuette 9
Thielmann, W.: Schwälmer Bauer. Studie 137
Vaga, Perino del: Studienkopf 533
Willroider, L.: Studie 265

Kunst, Kunstgewerbe und Anderes.

Seite

Allmers, Hermann †. Bildnis 347

Balkon- und Gartenmöbel 347

Bembé, A.: Moderne Zimmereinrichtungen 475

Berliner Kunſtausſtellung, Große 586

Berliner Seceſſion 475

Beſchlagarbeiten 219

Blumenarrangements 347

Böcklin, A.: Denkmal desſelben 586

Eliſabethſtatue und Eliſabethkemenate der Wartburg 586

Email-Arbeiten aus dem Pariſer Salon . 475

Fayencen, Amerikaniſche 208

Foyer, Neues, und Dekorationen zu den Wiesbadener Feſtſpielen 586

Gaul, A.: Tierfiguren in Bunzlauer Arbeit 347

Hausgeräte, Moderne 586

Heider, Familie von: Keramik 108

Hertz, Wilh. von †: Bildnis 108

Hugo, Victor: Zum 100. Geburtstage . . 219

Seite

Jubiläums-Ausſtellung zu Karlsruhe . . 586

Kruſe, Heinrich †. Bildnis 108

Kunſthalle in Bremen, Die 219

Läuger, Max: Kacheln und Flieſen . . . 475

Menüs, Neue 347

Olbrich, J.: Eßbeſteck 219

Provinzial-Muſeum in Hannover, Das . . 219

Puls, E.: Schmiedeeiſerne Arbeiten . . . 347

Riegelſche Silberpokale 219

Rodin, A.: Neue Werke 108

Roſſo, Medardo: Neue Arbeiten 108

Schmuz-Baudiß, Th.: Keramik 108

Sinding, Stephan: Neue Werke 108

Troubetzkoy, Prinz Paul: Neue Werke . . 108

Uhren und Uhranhänger 219

Wichert, Ernſt †. Bildnis 108

Wiener Seceſſion, Die, mit Klingers Beethoven 475

Wiener Terrakotten 586

Wolfers, Ph.: Schmuckkämme 347

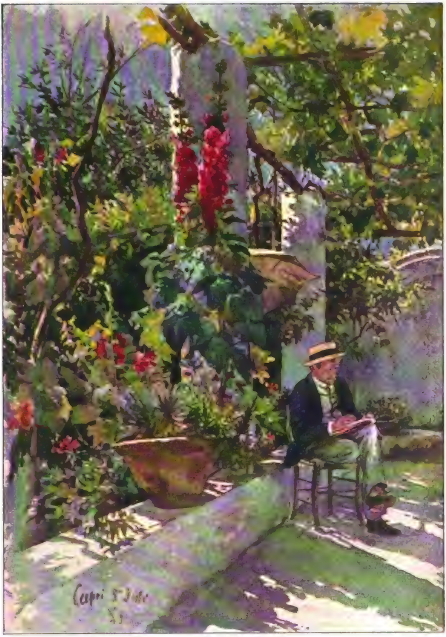
Ziegler, Clara: Zu ihrem Bühnenjubiläum 219

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XII. Band, Nr. 7 bis 12:

Die papierene Macht. Roman von Fedor von Zobeltitz. Seite 193—214.

Ein unpraktiſcher Menſch. Roman von Rudolf Hirſchberg-Jura. Seite 215—373.


Capri 5 Juli

Auf Capri. Nach dem Aquarell von A. Langhammer.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 7, März 1902.

Ein Bruder und eine Schwester.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Ludwig blieb am Fenſter ſtehen, das, der Mücken wegen, ſchon geſchloſſen war, und ſah ſtumm und nachdenklich in den Abglanz der Abendröte hinaus, der den Goldahorn neben der weißen Bank drüben umflammte. Als ein Lichtgebilde hob ſich der runde Wipfel vom Dämmerviolett des Horizontes ab. Im Eſchengezweig zirpte wieder das bunte Vögelchen von heut früh ſein ſchlichtes Gezwitſcher; dann ſchlüpfte es zwiſchen die Epheuranken ins Neſt, oder zum Weibchen und war fort. —

Die alte Frau ſchwieg gleichfalls und ordnete da und dort in der Wohnſtube, auch mit den weichen, gleitenden Bewegungen ihrer ungebeugten Geſtalt, die ſie vorhin von ihrer verſtorbenen Tochter gerühmt hatte. Darauf ging ſie in die kleine Sommerſtube nach Weſten hinüber und beſorgte den einfachen Abendbrotstiſch. Sine, das Hausmädchen, hatte ihren freien Sonntag; die andren Mägde ſaßen mit den Knechten unter der Hoflinde zuſammen und ſangen zweiſtimmig. Sie ſangen laut und einförmig und zogen die Töne ſchleppend, nur immer die letzte Verszeile dämpften ſie wie etwas Geheimnisvolles und machten eine Pauſe, ehe ſie wieder anhoben. Eigentümlich viel Stimmung lag darin, wiewohl nervöſe Muſiker das Ganze mit ‚Geplärr‘ gerichtet haben würden.

„Steh nur auf, ſteh nur auf, junger Handwerksgeſell,
Die Zeit haſt du verſchlafen;
Die Vöglein ſingen im grünen Wald,
Der Fuhrmann thut ſchon fahren.

Ei, was ſcher’ ich mich um der Vöglein Geſang
Und um des Fuhrmanns Fahren,
Ich bin ein junger Handwerksgeſell,
Muß reiſen fremde Straßen.

In Preußen liegt eine wunderſchöne Stadt,
Berlin thut man ſie heißen;
Berlin, das iſt uns wohlbekannt,
Da wollen wir jetzt hin reiſen.

Und als wir kamen vor das Potsdamer Thor,
Thäten wir die Schildwach’ fragen,
Allwo der Geſellen ihre Herberg’ wär,
Das ſollte ſie uns ſagen.

Auf der Kuchelberger Gaß’, am Braunſchweiger Haus,
Da ſollten wir einkehren,
Da ſollten wir nach Handwerksgebrauch
Den Herbergsvater ehren.

‚Seid willkommen, willkommen, ihr Söhne mein!
Da ſteht eine Kann’ mit Weine,
Und ſollt’ euer Sinn nach Arbeit ſtehn,
So ſchenk ich euch auch noch eine.‘

‚Zur Arbeit ſind wir gleich bereit
Und auch die Jungfern zu küſſen;

Denn wer brav arbeit' ſeine Zeit,
Will auch hübſche Mädchen nicht miſſen — —

— — — — — — — — — — — — — —

Denn — wer — brav arbeit' ſei — ne — Zeit —
Will — auch hüb — ſche Mäd — chen — —
nicht miſ — — ſen — !“

— — — — — — — — — — — — — —

Die alte Frau in der Sommerſtube nickte lächelnd den Takt zum Liede da draußen, während ſie die beiden Gedecke legte, Quarkkäſe und Butter, Milch und Brot und die Bierflaſche herbeitrug und den kunſtloſen Strauß von Provinzroſen und Levkoyen unter die Hängelampe ſtellte.

Dann erſchien ſie wieder im Wohnzimmer und war ganz verwundert darob, daß ihr Enkel ſich nicht, nach lieber Zwielichtsgewohnheit, ihr kommodenförmiges Schreibpultchen offengeklappt und die Kerze im Meſſingleuchter angezündet hatte, um ſich beim ſpärlichen Scheine, vor Abendbrot geſchwind noch in irgend ein Bruchſtück Berufsarbeit zu vertiefen. — Da ſaß er auf der Armlehne ihres Ohrenſtuhls, eine Hand um den Fenſterriegel geſchloſſen, ſah und hörte nichts um ſich her, und ſeine Augen hingen noch immer am goldnen Ahornwipfel vor dem dunkelnden Horizonte.

Sie faßte ihn von hinten her um den Hals, bog ſein verſonnenes Geſicht zurück, blickte ihm in die Augen und küßte ſeine glatte Stirn.

„Nein, du biſt kein harter Kopf, mein Junge,“ ſagte ſie, nach Art alter Leute genau da friſch anknüpfend, wo vor einer Viertelſtunde das letzte Wort gefallen war. „Dein ſeliger Vater, der hatte in deinen Jahren ſeine Stirne ſchon längſt voll Falten, weil er bei ſeinem ſchweren Sinn die Dinge doch mit Leidenſchaft nahm und lange nachtrug, wo er einmal in Zorn kam. Nur eure Mutter und mich, uns hat er wahrhaftig immer auf den Händen getragen. Es iſt eine ſonderbare Sache mit den Erbſchaften, die Kinder von ihren Eltern antreten, ſchon eh' ſie zur Welt kommen. Soviel, wie deine liebe Mutter dir von ſich mitgegeben hat, das iſt ordentlich rührend. Juſt dieſelbe glatte Stirn — Gott erhalt' ſie dir lange, mein Kind. Unſer Dörthchen, die hat ſchon drei kleine Rillen quer über die Augen; haſt du das nie bemerkt? Auch noch eitel iſt ſie drauf, denke bloß an. Weißt du, was ſie ſagt? ‚Laßt mir doch meinen Charakter,‘ ſagt ſie, und die Runzeln verſchänden ihr junges Geſicht.“

Ludwig zog einen Seufzer:

„Ja, Ochen — mit Dörthe krieg' ich noch mal einen ſchweren Stand; glaube mir's.“

„Wieſo denn? Wie kommſt du gerade jetzt darauf? Ihr macht die glücklichſten Pläne von der Welt in größter Eintracht, und du ſprichſt von ſchwerem Stand. Was heißt mir das? Gleich nach dem Eſſen gehn wir an meine Kaſſe, und ich zahle dir den Vorſchuß aus. Fange du nur nicht mit Ahnungen an, lieb' Kind; die ſind ja längſt aus der Mode gekommen.“

„Ach Gott, liebes Ochen, im Gegenteil. Grillparzer und die Ahnfrau ſind längſt wieder drin und obenauf ſamt allen möglichen anderen Greulichkeiten. Ich habe da unterwegs im Coupé ein paar jungdeutſche Zeitſchriften in die Hände bekommen. — Leitmotive — na —!“

„Schön, meinetwegen; von ſolchen Leitmotiven und Leithämmeln brauchen wir Ekenhöffer nichts zu wiſſen. Ich mag auch keine Ahnfrau ſein, und zum Grafen Örindur ſchickſt du dich erſt recht nicht, mein alter Junge. Was iſt dir denn ins Gehege gefallen, mein Kind?“

„Eine Erkenntnis, Ochen, und die liegt mir raſend ſchwer auf. So aus dem Innerſten heraus leidenſchaftlich wie heute — rein um nichts — hab' ich Dörthe noch nie geſehn. Genau ſo, wie du vorhin Vater geſchildert haſt, und Dörthe iſt kein Mann, dem das ſtarke Temperament ſchließlich zehnmal beſſer ſteht, als wenn er'n ſanftes Schaf iſt. Ein Mädchen — zwanzig Jahre — und ſchon —“

„Kind, macht euch euer Leben doch nicht unnütz ſauer; was ſoll das, mein alter Junge? Die Spannung auf deine Rückkunft hat unſer Dörthchen übernommen, und dann noch das viele Glück hinterher. So etwas iſt ganz natürlich, und die Zeit gleicht es aus. Denk an den kreißenden Berg in deinem alten Fabelbuche, und an die Maus, die er hervorbringt. So, nun laß uns zu Abend eſſen; es iſt hohe Zeit, und verdirb dir die Reiſefreude nicht, hörſt du? Dieſen Morgen hat mein alter Kopf auch vor Überraſchung gewackelt, das kann ich dreiſt ſagen, und jetzt nehme ich eure Reiſepläne ſo gemütlich wie ein nettes Geburtstagsgeſchenk.“

„Ja — du! Aber ich kann mir doch nicht helfen — ich — —! Na, wir wollen's lieber ruhen laſſen, nicht, Ochen?“

„Das iſt ein verſtändiges Wort, lieb' Kind. Setz dich und rück die Blumen ein bißchen nach links, daß ich dich ſehen kann, und ſchieb mir die Eier und den Kocher herüber. Guck an: heute haben wir zwei Puteneier dabei; wie ſchön! Laß dir's nur ſchmecken.“

„Nein, du nimmſt das eine, und das andere legen wir für Dörthchen zurück.“

„Juſt wie deine Mutter. Es iſt doch etwas Schönes ums Vererben von guten Eltern auf ihre lieben Kinder. Gib mir mal deine Hand; ich habe meine Freude an dir.“

Er erhob ſich, ging, obwohl es gegen die Hausſitte verſtieß, um den Tiſch herum und holte ſich ſeinen Händedruck. Allein er blieb einſilbig, bis er deutlich empfand, daß ſie ihn, während ihrer harmloſen Plaudereien, ſorglich beobachtete. Da gab er ſich innerlich einen Ruck, nahm ſich zuſammen, entwickelte ihr ſein reichhaltiges Arbeitsprogramm vor der Ferienreiſe und ſchob alles, was ihm ſeine reine Freude vergällt hatte, tief in ſeine Seele zurück. ‚Laß es da liegen und vermodern; das iſt das Geſcheiteſte,‘ dachte er. — Dann, nach Tiſch, bewegte und ergötzte es ihn gleichermaßen, wie die geliebte, alte Frau ihm ganz feierlich den gepolſterten Sitzbock vor der Schreibkommode anwies, ſich daneben ſetzte und über der grün beſpannten Mahagoniplatte Fach um Fach herauszog. Schachteln und Schächtelchen kamen zum Vorſchein und wurden umſtändlich geöffnet; auch des ſagenhaften Urgroßvaters perlengeſtickte Brieftaſche ward aufgeſchlagen, andächtig, wie ein Gebetbuch. Auf der Schreibplatte reihte ſich ein blauer Schein an den andren; dann mußte noch die rote Achatdoſe, mit den Zwanzigmarkſtücken darin, herbei und ſchließlich der lange, gehäkelte Geldbeutel voll eingewickelter Silbermünzen. Ludwig ſchlug vor Staunen die Hände zuſammen. Es fehlte wahrlich nur noch der traditionelle, gefüllte Strumpf.

Endlich waren's faſt ſechzehnhundert Mark. Davon bekam Ludwig rund fünfzehnhundert. Das übrige Geld wanderte in die Achatdoſe zurück, die den Kindern von je und je ein begehrenswerter Gegenſtand geweſen war:

„Den Reſt da bekommt Tante Doris zur Reiſe von Berlin hierher. Du haſt ganz recht; Doris hat auch grade Ferien, und Dörthe darf keine Sorgen um mich mitſchleppen. Nun, ſo nimm doch, mein guter Junge.“

Ludwig ſtrich das Geld ein. Er kam ſich plötzlich vor wie ein Mittelding zwiſchen Räuber und Kröſus.

„Weißt du, Ochen; ich will dir lieber einen Schuldſchein darüber ausſtellen. Das iſt doch nur in der Richtigkeit,“ meinte er und wurde dunkelrot bei ſeinem Vorſchlage. Sie jedoch wies denſelben von der Hand:

„Du biſt mir ſicher, Ludwig.“

„Das glaub' ich ja gern, aber beſſer iſt beſſer, wegen Leben und Sterben.“

„Thu du, was dich beruhigt, mein Kind.“

„Danke tauſendmal, geliebtes Ochen. Willſt du mir einen Bogen Papier geben? Dann bring ich die Sache gleich in Ordnung.“

„Hier, Kind. — Nein, das da iſt eine Gänſefeder; nimm die andere,“

Er ſchrieb und reichte ihr den Schein mit einem warmen Blicke. „So — das iſt erledigt. Nochmals vielen, vielen Dank. — Von dir können wir das Zuſammenhalten lernen.“

„Wenn ich zuſammenhalte, ſo thue ich's ja auch einzig und allein für euch. Sorge du jetzt, daß meine Schachteln und meine Brieftaſche bald wieder voll ſind.“

„Späteſtens Anfang September, Ochen. Ich gebe Ordre, daß Söhle und Leuchtmann dir meine Liquidation auszahlen; du nimmſt dir gleich deine fünfzehnhundert zurück; die Zinſen für zwei Monat ſtifte ich in deine Armenkaſſe. Was übrig bleibt, wird in Conſols angelegt. Geht dir's aber auch bis September nicht knapp in der Wirtſchaft und privatim? Bitte, laß mich ſelbſt ſehen.“

Sie ließ ihn einen Blick in ihre wohlgeordnete Hauskaſſe werfen und holte aus dem Geheimfach der Schreibkommode ihre zweite Reliquie hervor: die große Schnupftabaksdoſe aus Schildpatt mit ſchweren Goldauflagen. Die hatte des Urgroßvaters Herr Vater anno ſiebzehnhundertneunundfünfzig als tapferer Fahnenjunker in der Schlacht von Minden erbeutet.

„Schlimmſtenfalls mache ich eine Anleihe bei meiner Tabatiere. Was in der verwahrt iſt, das gibt ein neues, ſchwarzes Gros-de-Napleskleid für mich zu deiner Hochzeit. Ich verhoffe doch, der liebe Gott wird mich noch ſolange leben laſſen. Dörthe ſoll dazu ein klares, weißes Mullkleid haben mit blauen Bändern. Blau läßt dem Kinde am ſchönſten. Siehſt du: hier auf dem Zettel ſteht das alles genau bemerkt. Lies gern, mein Junge."

Ludwig las, und ſein Frohſinn kam wieder aus dem Verſteck hervor. Er fand dieſe Beſtimmungen ganz köſtlich, und welch eine wichtige Miene zog die geliebte Alte über ihrer heiligen Tabaksdoſe vom jungen Fähnrich, deſſen abgeblaßtes Paſtellporträt im Schnörkelrahmen dort zwiſchen den Fenſtern hing.

„Aber die Hauptperſon bei meiner Hochzeit? Bekommt die gar nichts?" fragte er. „Meine zukünftige Frau?"

„Die kriegt auch ihr Teil; das verſteht ſich. Doris und ich, wir haben es ſchon längſt ausgemacht. Damals, vor ſieben Jahren, als du mündig geworden biſt. Warte Kind; ich habe es draußen im Leinenſchrank verwahrt, ich will dir's doch gleich hereinholen. Es iſt nämlich mein Brautfiſchü mit den Brüſſeler Kanten; eure Mutter hat es auch getragen. ‚Eine Marie-Antoinette' hieß es in meiner Jugendzeit. Doris hat es vor zwei Jahren auf neu zurechtgemacht und in ihren Karton zwiſchen roſa Seidenpapier gelegt. ‚Unſer Ludwig kann jetzt jeden Tag heiraten — ſo was kommt wie der Dieb in der Nacht, Mutter' —; damit iſt ſie eigentlich alle Morgen aufgewacht, ſolange wir ſie hier gehabt haben, und hat die dumme, alte Mutter ausgeſcholten, weil die ſich freut, daß du dich nicht übereilſt. Vorſicht ſchützt vor Reue, und das iſt wahr."

Ludwig machte ſehr luſtige und liſtige Augen zu Großmutters langer Rede und betrachtete ſich dann das Brautgeſchenk für ſeine Zukünftige ungefähr ſo verſtändnisvoll, wie der blöde Maulwurf ſich das Spinnweb zwiſchen zwei Äſtchen betrachten würde. Dann nahm er das feine Kammertuchfiſchü mit dem Gefältel echter Spitzen ringsum vorſichtig am Zipfel aus dem roſa Seidenpapier und legte es über ſeine geballte Hand.

„Hm — ja — — mich ſoll's doch verlangen, wie diejenige beſchaffen ſein wird, die möglicherweiſe an ihrem Hochzeitstage mit mir dieſe Koſtbarkeit tragen darf. Wo hol' ich mir den Schatz, Ochen? Willſt du ihn denn blond oder ſchwarz haben? — Altmodiſch oder neumodiſch?"

„Nur ganz und gar nach deinem Herzen, mein Kind. Alles andre iſt Nebenſache. Schlichtweg deine Hausſonne wünſche ich dir und mir. Den Abglanz davon für meinen Lebensreſt. Ich bin gern der beſcheidene Planet, wenn ihr meine Sonnen ſeid."

„Ach, Ochen — nimm Dörthe in deine Schule!" rief er aus, packte ſeine Schätze zuſammen, küßte die gütige Hand und ging hinaus. Sie hörte ihn mit raſchen Tritten treppan ſpringen.

— — — — — — — —

Droben in ſeiner Stille legte er die Taſchenuhr neben ſich auf den langen Tiſch und zündete ſich nur noch geſchwind die Kerze an, weil draußen der volle Mond groß und hell aufgegangen war. Seine Goldſcheibe füllte genau die runde Lücke im Geflecht der Eichenzweige aus, und das dunkle Grün gleißte magiſch. Bei dieſer Beleuchtung, die er kindiſch liebte und beim Uhrpicken hart an ſeinem Ellbogen, arbeitete er noch eine kurze, halbe Stunde mit Hingabe an ſeinem Aktenſtücke für den erſten Termin der neuen Woche. — Daß die Mücken um ihn her ſummten und die klobigen Nachtfalter hereinſurrten, ſtörte ihn nicht. Daran war er gewöhnt. Die Kerzenflamme brannte ruhig trotz des offenen Fenſters, denn kein Windbruch flüſterte durchs Gezweig. Nur die Holztaube girrte einmal im Traum. Alles atmete tiefen Frieden, und himmliſche Klarheit lag darüber ausgebreitet. Klar und friedlich blickte auch das kluge Mannesantlitz, das ſich auf den Foliobogen beugte, während die Hand ſtetig Zeile unter Zeile ſetzte.

Trübſinn, Grübelei waren ſo ungewohnte Zuſtände für Ludwig, daß er ſich jedesmal alsbald wieder daraus zu befreien ſtrebte. Irgend ein heiterer Zwiſchenfall oder eine ſtramme Arbeit, bei der es tüchtig nachzudenken gab, damit heilte er ſich im Handumdrehen. So auch jetzt. Während er ſeine Unterſchrift mit kurzem Schwunge abſchloß, ſtieg die Reiſewonne ſchon von neuem in ihm auf, unaufhaltſam prickelnd gleich dem Champagnerſchaum im Kelche. Der Gedanke an Dörthe, die, von ſeiner freigebigen Hand beglückt, mindeſtens einen Monat lang ſeine Gefährtin durchs göttliche Alpenland Tirol ſein würde, brachte die prickelnden Perlen zum Überſprühen. — Laut pfeifend vor innerem Wohlbehagen, mit ſeinem Tage und ſich ſelbſt ehrlich zufrieden, räumte er ſeine

Aus unserer Bildermappe:

Junger Pompejaner. Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina

Akten fort, ſchnürte zwei dicke Faszikel gleich für morgen in den Riemen und brannte ſich ein edles Kraut aus der guten Kiſte an.

So trabte er dann im goldenen Mondſchein munter fürbaß, um rechtzeitig im Paſtorat zu ſein. Styx, den er gern ‚ſeinen verzauberten Bruder‘ zubenannte, durfte ihn begleiten. Zehn Schritt voraus ſtreifte er, immer hart an den Gräben und Deichrändern hin, durchs raſchelnde Schilf; witterte hier und tappte dort zu, bis es im ſtillen Waſſer aufrauſchte und ſchnatterte und das mahnende: „Pfui!“ ihn zurück auf den Tugendpfad brachte.

Es war ein köſtliches Wandern durch den Sommerabend mit ſeinem Silberdufte auf den weiten Wieſenſtrecken und der Sternklarheit von Horizont zu Horizont. Die Grillen zirpten einförmig; dann und wann fiel der Kuhglockenton dazwiſchen. Schemengleich ſtand das Weidevieh gegen den Himmel und lag dunkel im ſilberigen Graſe. Alle Bäume ragten mächtiger, und unter den tiefhängenden Strohdächern brannten trauliche Lichtfunken. Wo es an einem Bauerngarten vorbeiging, zog der ſtarke Duft von Federnelke und Flordame eine lange Strecke mit.

Ludwig ſtand auf dem Kirchenhügel an der Weißdornhecke ſtill, die den Dorffriedhof einzäunte. Drunten, einen Steinwurf vom Hügel, ſah er das Paſtorat unter ſeinen drei großen Rüſtern liegen, und die eine Birke, die ſich zwiſchen die ernſtrn Schattenbäume geſchmuggelt hatte, ſchimmerte weißſcheckig herüber. Den Rückblick vom Hügel liebte er unbeſchreiblich und war auch heute wieder auf dem beſten Wege die Zeit darob zu vergeſſen. Es war auch wirklich ein entzückender Rückblick. Der Deich, mit alten Schopfweiden und maleriſchen Häuschen beſetzt, Ruysdaelſche Baumgruppen da und dort und jenſeits der Deichkurve die Windung des bewegten Fluſſes mit dem zitternden Geglitzer des Mondlichts auf den krauſen Wellchen.

Da ſprang urplötzlich, von ſeitwärts her etwas in ſeinen Weg; weiche Arme umſchlangen ihn, und es gab ein Herzen und Küſſen von der andren Welt:

„Du! Du! — —“

„Dörthe! Was ficht dich an? Hör auf, Dörthe!“

„Noch lange nicht! — Nein, nein —!“

Nun trieb ſie's erſt recht toll, lachte hellauf, als Styx knurrend dazwiſchenfuhr und ſchmiegte ſich dann, im langſamen Zurückwandeln, eng in des Bruders umſchlingenden Arm. Ihre Augen glänzten, und ihr Mund lächelte.

„Ich bin überſelig, Lu! Den ganzen Reiſeplan hab' ich mit Paſtors fix und fertig gemacht. Hier in meiner Arbeitstaſche ſteckt er: du ſollſt ſehn. O, mein himmliſcher Junge!“

In ihrem Freudentaumel drängte ſie den Bruder gegen den Weggraben, daß Styx abermals ſeinen Unwillen mit kurzem Blaffen äußern mußte. Vor der Ekenhöffer Biegung blieb ſie wieder ſtehen, hielt den Bruder an beiden Händen feſt und ließ ſich von ihm im Kreiſe ſchwenken. Dann warf ſie ſich mit Gewalt in ſeine Arme; es überkam ſie wie ein Rauſch. Gegen ihn gedrückt, hob ſie ihre Augen zum Sternenhimmel auf und flüſterte leidenſchaftlich in ſich hinein:

„— ſo traulich, als wie beiſammen
Der Mond und die Erde gehn — — —!
Mutter! Hätten wir Mutter noch!“ rief ſie. „O Ludwig! Wie müßte das ſein! Ob ſie's wohl ſieht, wie glücklich wir jetzt ſind? Wie ſehr ich dich liebe?“

„Und ich dich auch! Komm wieder an meinen Arm, Dörthchen, ſo — beruhige dich, mein Herzens-Schweſterchen.“

„Dieſen Abend wollen wir nie vergeſſen, Ludwig!“

„Mein Dörthchen — es iſt doch nicht anders mit uns beſtellt wie immer? Wenigſtens bei mir gibt's keine Schwankungen und Steigerungen.“

Sie ſchwieg, liebkoſte ſeine Hand und ſah geradeaus, wo ein funkelnder Stern nahe über dem verſchwimmenden Horizonte blitzte. Ihre Lippen zuckten leiſe, und ſie holte den Atem in tiefen Zügen herauf.

„Du weinſt doch nicht, Dörthe?“

Statt der Antwort ſah ſie ihm ſtrahlend in die Augen.

— — — — — — — —

So gingen ſie im Mondenglanz heim, fanden das Haus ſtill und dunkel, bis auf das umgitterte Nachtlämpchen auf dem Hallentiſche, und Großmutter war ſchlafen gegangen.

Lautlos, die Schuhe in Händen, ſchlichen ſie in die Schreibſtube hinauf und ſaßen nebeneinander am langen Tiſche bei ihrem Reiſeplane, bis der Mond feurig hinter dem Blumendeiche unterging. Als ein glühroter Rieſenſchild lag ſeine Spiegelung auf dem totenſtillen Gewäſſer der Grafft. — Über dem Schilde kreuzten ſich, gleich Speeren, die Schilfblätter.

Sechſtes Kapitel.

Tante Doris, die ehemalige Komteſſenerzieherin und gegenwärtige Privatlehrerin für Kunſtgeſchichte, Litteratur und Franzöſiſch, Berlin W, Schöneberger Ufer 44 III, pflegte von Dörthe Jersbek, ihrem Patenkinde, zu ſagen:

„Begas oder Eberlein, die müßten mein Dörtheken bloß kennen lernen; wiſſen Sie, liebſte Bredow, ſo'n bißchen nahebei, 'ne Figur zum Ausmeißeln und Raſſe d'rin — gut bürgerliche, aber vollkommen im Gerüſt. Meine Gräfin Annemie, das Engelsgeſchöpf, hat ja hundert andere Vorzüge und die Seele von Dryander wahrhaft ethiſch und chriſtlich ausgebildet. — Von Dörthekens Seele kenn' ich noch nicht viel; aber das übrige: der hohe Spann und die langen Hände und das kruſſelige Haar, darin ſteckt was — die Raſſe nämlich, und wenn Sie mir auch zehnmal mit den molligen Nummer-Sechs-Händchen und dem vollendeten Schick von meiner einzigen Annemie dagegen kommen."

— — — — — — — —

Sehr gut hatte Tante Doris ihr Patkind geſchildert. Als ſie in dieſem Sommer, nach langer Zwiſchenpauſe, wieder einmal auf dem alten Ekenhoff anlangte, und Dörthe ihr entgegenſtürzte, Freude in den blauen Augen, über denen ſich die Brauen nur ganz hell andeuteten, das krauſe Haar aus der hohen Stirn zurückgeweht, die tiefen Wangengrübchen und roten Lippen reizend im Lachen, da ſchloß ſie das große Mädchen mit wahrer Inbrunſt ans Herz. ‚Schade — du trichterſt dein Lebenlang keine Grazie in dich hinein,‘ dachte ſie und wurde doch nicht müde, die lieben, langen Hände, braun von Sommerſonne und Gartenarbeit, zu faſſen und zu hätſcheln, zwiſchen der zweiten und dritten Taſſe Kaffee. Der lange Fuß mußte auch zur Inſpektion unter dem Saume des roſa Brokatkleides mit den drei großen Grasflecken hervor:

„Wieder 'ne regelrechte Kante am Rock, und noch immer das klotzige Schuhzeug, Dörtheken — nein, nein!"

„Ach, laß doch, Tantchen. Saffianſchuh mit Papierſohlen, die kann ich hier nicht brauchen."

„— wenn man ſolch einen bildſchönen Fuß hat —"

„Doris, Doris, ſieh nicht ewig durch deine Kunſtbrille," mahnte Großmutter. „Unſer Ludwig iſt ganz und gar dagegen, daß du das Kind auch noch eitel machſt."

„‚Kunſtbrille‘ iſt hierbei nicht der rechte Ausdruck, entſchuldige Mutter; es handelt ſich um den äſthetiſchen Standpunkt, und was den betrifft, kann mir Ludwig nicht imponieren. Meine einzige Gräfin Annemie —"

„— das Engelsgeſchöpf — Gott, ja; wie geht's ihr denn, Tantchen? Erzähl'," fiel Dörthe ein und beendete ſo die kleine Debatte. Der Gartenſpaziergang — Ochen zwiſchen Tochter und Enkelin — war reizend gemütlich, bis Ludwig, hoch zu Rad, in den Hof einrollte und damit das Signal zum Abendeſſen gab.

— — — — — — — —

Dörthe hatte mit einemmale Feuer gefangen. Sie wußte, nun Tante Doris ihr (zwecks Eingewöhnung) die Arbeit ſtückweis aus den Händen wand, ihrer armen Seele keinen Rat dafür, wie dieſe vierzehn Tage vor der Abreiſe mit Ludwig überhaupt je zu Ende gebracht werden ſollten. Sie las ihre kindiſchen Tagebücher aus Wangeroog und Hausberge a. d. Porta wieder durch, ſtellte ſich „Wittekind" und „Jakob", die Hüter der jungen Weſer, recht lebhaft vor und verſuchte an ihnen die Größe des Roſengartenſtocks mit dem Lauringsgartl auszumeſſen. Es kam aber nichts Geſcheutes dabei heraus; ihre Phantaſie war nicht ausbündig genug. Sie warf ſich lieber mit allem Eifer ihrer thätigen Natur aufs Einkochen und Ernten und ruhte nicht, bis drunten in der kühlen Speiſekammer das erſte, ſtattliche Bataillon Flaſchen und Fläſchchen, Gläſer und Kruken ſchön in Reih' und Glied ſtand, nummeriert und etikettiert, mit rotem Bindfaden ſauber zugebunden. Vor ihnen die appetitlichen Blechbüchſen aufgepflanzt — keine einzige dabei, deren eingelöteter Deckel ſich unheilvoll nach außen gebogen hätte. — Mitten in der proſaiſchen Arbeit ſchoß zuweilen ein heißer Wonneſtrom durch die junge Geſtalt, die ſo emſig ihre Hände regte.

Die Vorfreude ſoll ja das Beſte vom ganzen Göttergeſchenk ſein, ſagen weiſe Leute. Jedenfalls ſang Dörthens volle Altſtimme mehr denn je durch Haus und Hof und Garten, in dem die Singvögel ſchon anfingen, ſtiller zu werden. Alle Volkslieder von hohem Berg und tiefem Thal, vom treuen Hofer und vom treuen Bua'm mußten herbei, und hinter der ſchießenden Wonne drein ſchlich oftmals eine ſeltſame Wehmut. Dann verſtummte der ſingende Mund, und Dörthe ſchweifte einſam im Garten umher, nahm Abſchied von Baum und Strauch, wogendem Graſe und blühenden Beeten und fragte den Kuckuck: ‚Wieviel Tage hab' ich noch hier?‘ — ‚In wieviel Wochen komm’ ich wieder?‘ Oder ſie lockte in Hof und Stall ihre Lieblingstiere zu ſich her, um ſie zu füttern und zu ſtreicheln und ihnen in die Augen zu gucken: ‚Vergeßt ihr mich auch nicht?‘

Tante Doris arbeitete ſich mit ſolch einer Haſt in den Landhaushalt hinein, daß ſie eigentlich immer erſt zur Dämmerſtunde gemütlich wurde. Dann hatte ſie die intereſſanteſte Auswahl von Weltſtadtgeſchichten in Bereitſchaft. Aus Salon und Theater, Ateliers und Ausſtellungen. Dörthe traute ihren harmloſen Ohren kaum, und fand das Hin- und Herwandeln zwiſchen Monatsroſenbeet und Goldahorn wunderbar ſchön, während die Sternbilder auftauchten und das ganze, taufeuchte Gras des großen Raſenplatzes zu ſchillern ſchien. Wie merkwürdig mußte es da draußen in der Weltſtadt zugehen. — Zum Begehren und doch auch zum Fürchten.

„Wer ſo weit weg auf Reiſen will, der muß belehrt werden,“ behauptete Tante Doris. Bis jetzt hatte ſie Dörthe immer noch als Backfiſch behandelt. Mit ihrem jugendlichen Altjungferngeſichte, den dunklen, lebendigen Augen, von Krähenfüßen begrenzt, den ſpiegelblanken, ſchwarzen Puffſcheiteln und der kokett geſteckten Spitzenbarbe, war ſie eine ſehr ausgeprägte Perſönlichkeit. Die Erzieherin des gräflichen Hauſes in der Wilhelmſtraße verleugnete ſie ſelten, aber eines Abends, grade am Monatsroſenbeete, nahm ſie ihre große Dörthe feſt in den Arm und fragte flüſternd:

„Wie ſteht’s denn mit deinem Herzen, Kindchen?“

„O — ſehr gut.“

„Beichte mal ehrlich. Meine Gräfin Annemie hat mir auch immer gebeichtet; ich könnte dir Geſchichten erzählen, wenn ich nicht verſchwiegen wie das Grab wäre — — — Weihnachten heiratet das Engelsgeſchöpf. — Na, und du?“

„Ich — wieſo?“

„Na, iſt hier gar nichts Nettes für dich in der Umgegend, mein Dörtheken?“

„Gar nichts,“ ſagte Dörthe wahrheitsgetreu.

„Was iſt das denn für ’n Aſſeſſor Herterich, der Ludwig vertreten ſoll? Angenehmer Menſch?“

„So ſo, la la. Er hat ſich vor ſechs Wochen verlobt mit der Tochter von Apotheker Borchers in Ekendorf, weißt du? Deshalb will er Ludwig ſo gern vertreten.“

„Ach —!“

„Jawohl. Hier iſt wirklich gar nichts, und ich ſehne mich auch nicht danach; aber in München will Ludwig mir vielleicht einen Korpsbruder von ſich vorſtellen, einen Grafen. Der iſt Attaché bei der Botſchaft, glaub’ ich. Er heißt Alois Bortholazzi. Wie fändeſt du das?“

„Sehr intereſſant, Dörtheken. Da halt du dich nur’n bißchen dran. Wenn Grafen ohne Vorurteile ſind, geht mir nichts drüber,“ antwortete Tante Doris. „Ludwig wird ja genau wiſſen, wie weit er als Bürgerlicher gehen darf. Schreib mir doch mal davon — ſo einen Solozettel für mich allein, in Mutters Brief.“

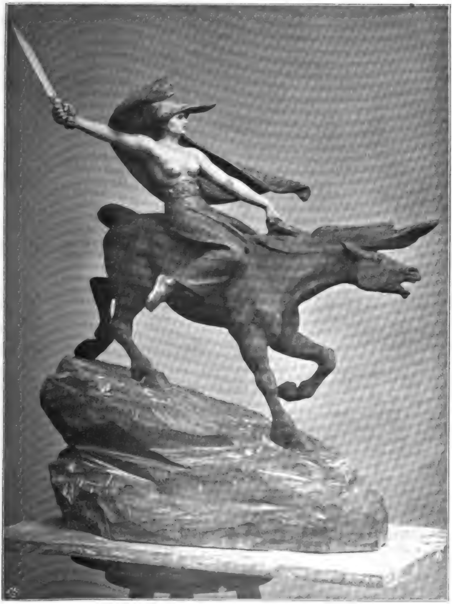
Dörthe küßte Tante Doris und lachte heraus: „Siehſt du mich ſchon als Gräfin, Tantchen? Ja? Gräfin Dörthe! Und dann wär ich mit einemmale ‚hochgeboren‘ nicht?“

„Kind, lache nicht ſo albern und verſchwöre es nicht,“ ſagte Tante Doris ſtreng. Aber Dörthe lachte noch eine ganze Weile, und nach dem nächſten Rundgange verzog ſie ſich ins Haus, um beim brennenden Lichtſtümpfchen an ihrem Koffer weiter zu packen, droben in ihrem Stübchen mit den Weinranken um die breitgezogenen, kleinſcheibigen Fenſter in weißen Rahmen. Sie bekam rote Ohren dabei und dachte:

‚Gott! Die glückliche — glückliche Gräfin Annemie! Wenn Tante Doris ſo von der Liebe ſpricht — ich kann es gar nicht aushalten. — Solch ein Geheimnis in ſich tragen — himmliſch muß es ſein, und dann verloben — heiraten — —! Aber aus Ekenhoff könnte ich unmöglich ganz und gar fort; das müßte Ochen gleich mit ihm ausmachen. — — Mit wem denn? —‘

Bei dieſen Gedanken packte ſie ihre beiden Koffereinſätze — (altmodiſche mit gekreuzten Gurten und der ganze Koffer bleiſchwer) — immer noch einmal um und erfand neue Faltungsmethoden für Ludwigs Röcke und Beinkleider. Steckte fünfzehn unnütze Kleinigkeiten in die Ecken und vergaß zwanzig notwendige, weil ſie innerlich gradezu gezwungen ward, ſich den Grafen Alois, genannt Loisl, Bortholazzi auszumalen. Hoch und hehr, blitzende, ſtahlgraue Augen, Römernaſe und ſchnarrendes R.

Aus unserer Bildermappe:



Walküre. Farbige Holzſtatuette von Stephan Sinding.
(Aus Keller & Reiners Kunſtſalon in Berlin.)

Digitized by Google

‚Darfſt mich nied're Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!‘

Das Lied aus Großmutters ‚Chamiſſo‘ fiel ihr ein:

‚»Nied're Magd« — wie komm' ich darauf? — Und überhaupt — Ludwig und ich, wir ſind zwei, und kein Dritter tritt zwiſchen uns.‘ —

Sie verteidigte ſich wahrlich gegen die Windmühlenflügel in der Luft, Doña Quichote vom platten Lande!

— — — — — — — — — — —

Endlich hielt der Ekendörfer Frachtfuhrmann vor der Thür. Das Haus von Koffer ward aufgeladen und von dannen gefahren. ‚Eilgut nach München, bahnhoflagernd und die Lieferzeit mit achthundert Mark verſichert.‘ Darauf beſtand die weltbefahrene Tante Doris und malte der ſtaunenden Dörthe aus, wie herrlich ſie und Ludwig ſich für die Verſicherungsſumme in München neu einkleiden könnten, falls der Koffer unterwegs verloren ginge. „Es wäre ſogar noch Vorteil für euch dabei, Dörteken.“

„Aber es ſind viele unerſetzliche Sachen darin,“ ſagte Dörthe ängſtlich. „Lieber will ich mir's nicht wünſchen.“

„Mein gutes Kind — unerſetzlich iſt heutzutage nichts in der Welt.“

Das bezweifelte Dörthe in ihrem Herzen.

Ludwig ſteckte noch bis über Hals und Ohren in ſeinen letzten Arbeiten vor den Gerichtsferien und im Ordnen für den Vertreter und glücklichen Bräutigam. Gar nicht mehr zu haben war er und nahm ſeine Hauptmahlzeiten ſogar regelmäßig in der ‚Stadt London‘. Dörthe blieb abends ſpät heimlich für ihn auf, ſeufzte erleichtert, wenn ſie das Lichtchen ſeiner Radlaterne endlich bei der Wegkrümmung heranſchweben ſah, und ſeufzte beklommen, wenn es auf ihre Fragen kurzweg hieß:

„Ja, ja — ich werd' es hoffentlich zwingen, Dörthchen. Bitte, frag' nicht ſo viel; der Kopf raucht mir ſchon ſo wie ſo. — Gute Nacht, Kleines — geh' jetzt. Ich muß noch fleißig ſein.“

Ein Segen, daß Meiſter Rümker, der Ekendörfer Hofſchneider, in der Nordſtube wirkte, am weiß geſcheuerten Tiſche und an ſeiner eignen Nähmaſchine. Bei Herrſchaften auf dem Tiſche zu ſitzen, wie das tapfere Schneiderlein im Märchen, das hielt er für unanſtändig. Deshalb begnügte er ſich mit dem niedrigen Binſenhocker am Fenſter, davor die Schattenmorellen lieblich reiften, von diebesſicheren Netzen umfangen, von Sprehen und Spatzen umzwitſchert. Außerdem hatte der Meiſter den angenehmen Ausblick aufs große Stachelbeerbeet mitten im grünen Graſe und auf den Beurregrisbirnbaum, von dem des öfteren die ſüßeſten Birnen im grauen Kleide zwiſchen Maaßlieb und Butterblume niederplumpten.

Seit einer Woche ſaß er ſchon da, von ſieben Uhr früh bis Feierabend, unraſiert, hüſtelnd und wohlredend. Metermaß über die linke Schulter gehängt, den Rockaufſchlag nadelgeſpickt, Schere und Bügeleiſen in ſteter Kampfbereitſchaft. Herrn Doktor Ludwigs Anzug hing ſchon fix und fertig am Kleiderrechen: grüne Joppe mit Hornknöpfen und hundert Taſchen und naturgetreu nachempfundene Älplerhoſe. Aber Fräulein Dorotheens Koſtüm machte ſehr viel Kopfzerbrechen, obwohl Großmutter der Schneiderphantaſie, in angemeſſenen Pauſen, mit einem gehäuften Teller Stachelbeeren auf die Sprünge half. Die Stachelbeeren verſpeiſten Meiſter Rümker und Fräulein Dorothea in trauter Gemeinſchaft und berieten ſich zwiſchendurch mit ‚Bazar‘ und ‚Modenwelt‘. Sogar ein leidlich neues Pariſer Journal, mit dem der diesjährige Geraer Stoffreiſende den Meiſter in Verſuchung geführt hatte, und ‚The ladies own sporting fashion‘, in Geſtalt eines verfloſſenen Jahrganges, zogen ſie in ernſte Erwägung, bis endlich Tante Doris ſich einmiſchte mit Toilettenſchilderungen von des Engelsgeſchöpfs letzter Schweizerreiſe.

Da wurde es. Der Meiſter ſchnitt, ſteppte, verſtach und redete klug. Tante Doris faßte Jäckchen und Patten ein und warf Berliner Geiſtesblitze in die Schwüle des ſpärlich gelüfteten Nähſtübchens, und Dörthe verfertigte unzählbare Knopflöcher. Das Gebirgskleid mußte ſich dreifältig aufraffen laſſen: halbhoch gegen Staub, höher gegen Näſſe und am höchſten zum Kraxeln.

„Wenn ich wie Freilein Do'thee wäre, ich zöge ſtatts die Röcke Pumphoſen an, wie ſie jetz' in Paris auf die Schangliſees gans neumodiſch ſünd, was zu den beſſern Sport gehört, Freilein Do'thee,“ meinte die Schneiderweisheit und zeigte mit dem Daumennagel auf die grell kolorierte Radlerinnengruppe ſeiner ‚Modes de Paris‘.

„Stoff wäre woll genug for zwei Pumphoſen von Freilein Do'thee ihre Längde."

Tante Doris lachte über die neue Ausſprache der ‚Elyſeeiſchen Felder' und witzelte damit herum, daß Dörthe die heiße Angſt bekam, der Meiſter würde es tödlich übel nehmen. Aber er war viel zu vertieft in ſeine Schnittmuſter, und ſchließlich blieb es, ohne weiteres Parlamentieren, beim Rock und der dreifachen Raffung.

Endlich, am Vorabend der Abreiſe, ſtanden die Fenſter des Nähſtübchens der ſchönen Gottesluft wieder weit offen, und Fräulein Dorothee zeigte ſich dem verſammelten Volke in der fertigen Gebirgskleidung, hoch aufgeknüpft, daß man die neuen, ſtarken Halbſchuh aus gelbem Leder gleich mit bewundern konnte. Ludwig, ſeiner letzten Arbeit los und ledig, ſaß, wie ein Paſcha, neben Großmutter in der Sofaecke, und Tante Doris krönte den Kopf der Beſtaunten mit dem eben angelangten Filzhute, grün, wie das Kleid, und im Bande Feder und Adlerflaum.

„Dazu ſteckſt du noch ſelbſtgepflücktes Edelweiß, mein Dörtheken," ſagte die Spenderin, drehte das große Kind nach rechts und nach links und kritiſierte, bis die junge Ungeduld ihr, unter dem Arme durch, entſchlüpfte, und dann mußte der Paſcha aus ſeiner Sofaecke heraus:

„Findeſt du nicht, daß es tadellos ſitzt? Sag' du deine Meinung, Lu! Seht ihr, er nickt. Staat wollen wir ja nicht machen, mein Junge und ich, bloß gehörig kraxeln und Edelweiß brocken; es heißt doch ‚brocken' und nicht ‚pflücken' auf tiroleriſch, nicht wahr, Lu?"

„Du kannſt auch ‚klauben' ſagen," entgegnete er, packte ſie derb und küßte ſie mitten auf den Mund: „Morgen um dieſe Zeit dampfen wir ſchon auf München los, Dörthchen!"

„— und in München ſtellſt du mir den Grafen vor —"

„— und zeige dir die Pinakotheken und die Glyptothek und die Ausſtellung im Glaspalaſt."

„Die Sezeſſion lieber nicht, Ludwig," warf Tante Doris dazwiſchen, und Dörthe, die keine blaſſe Ahnung von der Sezeſſion hatte, machte ihren beliebten Luftſprung:

„Doch, doch — das auch! Alles ſehn wir. Ja, Ludwig?"

„Ja, mein Dörthchen — alles!"

Lachend nahmen ſie einander bei den Händen, ſchwenkten ſich im wilden Jagen durch die halbdunkle Halle, ſo daß Dörthens hochgeknöpfter Lodenrock ein wirbelndes Rad ward, ein Tanzderwiſch-Kaftan, und tollten wie zwei Kinder.

Siebentes Kapitel.

Wie zwei Kinder traten ſie auch ihre Reiſe an. Wenigſtens bei Dörthe traf der Vergleich vollkommen zu. Sie fuhr ins Märchen hinein, unter Schauern aufgeregter Erwartung; Ludwig dagegen als ihr väterlicher Schutzgeiſt. Allein mit dieſem durchaus ſoliden Gefühle paarte ſich auch etwas Märchenhaftes: der naive Stolz des Glücksprinzen, dem die Fee Fortuna ihre Gaben verliehen hat, den Zaubermantel, der durch die ſchöne, weite Welt trägt, und den Geldbeutel, der niemals leer wird.

Es glückte ihnen gleich mit dem Anfange. Während der Nachtfahrt von Leipzig nach München blieben ſie in ihrem Nichtraucherabteil des D-Zuges allein. Um das Märchen vollkommen zu machen, hatte Ludwig je einen gelben Schein zwiſchen die grünen der Rundreiſehefte zweiter Klaſſe einſchieben laſſen. Dörthe durfte ſtolz mit ihm in der rotſammetnen erſten Klaſſe fahren, wie die Fürſten und die Reichen und die Eiſenbahnbeamten mit Freikarten, ſie, Dörthe Jersbek vom Ekenhoff!

Ihre beſeligten Mienen machten Ludwig tauſend Spaß, und allerliebſt ſtand ihr der kecke Filzhut. Wie eine junge Amazone ſah ſie aus, oder wie eine Diana. Sie hatte für ein kaltes Abendbrot im Spankorbe geſorgt und für die ſchönſten Monatsroſen, Wicken und Reſeden des heimatlichen Gartens — bündelweiſe. —

Über ihnen im Gepäcknetz lagen die beiden mächtigen Sträuße und durchdufteten den heißen, engen Raum mit ländlicher Friſche. Die Mitreiſenden, die noch im ſchmalen Wagengange auf und ab wandelten, ehe ſie ſich zur ungemütlichen Nachtruhe vorbereiteten, ſchauten, im Vorübergehen, zu dem Pärchen hinein und hielten es beluſtigt für ein rührendes Turteltaubenpärchen: Hochzeitsreiſende. Arm in Arm geſchlungen, Schulter an Schulter gedrückt, ſaßen ſie, und hatten für niemanden und nichts, außer ſich ſelber, Auge und Ohr. Sie flüſterten und neckten ſich, teilten einander die Leckerbiſſen aus ihrem Spankorbe zu, hatten den größten Blumenſtrauß zwiſchen ſich und überzählten bald ihre Reiſekaſſe, bald betrachteten ſie, des ſchwachen Lichtes halber tief auf den roten Bädeker geneigt, die Karten und Kärtchen. — „Ach, und wie nett verzückt die Turteltaube doch ihren Tauber anhimmelt,“ ſagte der hübſche, alte Herr aus dem Nebenabteil zu ſeiner jugendlichen Frau, die gar nicht fortzuholen war vom niedergeſchobenen Fenſter des Wagenganges. Sie fand Schlafen ſo ſehr überflüſſig und langweilig und ſah lieber in die benachbarten Coupees hinein oder hinaus nach etwaigen Sternſchnuppen. Aber es fielen keine himmliſchen; nur die Lokomotive warf ein paar fallende Erdenfunken in die ſtille Nachtluft, und dann zog der alte Herr ſeine junge Frau mit Gewalt vom Fenſter weg: „Komm jetzt — haſt du's nicht geſehn? Der Tauber gähnt auch ſchon.“

Allein die Taube hatte ebenſowenig Trieb zum Einſchlafen, wie die junge Frau, Wand an Wand mit ihr und dem Tauber.

— — — — — — — — — — —

Endlich, als es bereits auf drei ging, machten ſie's dunkel in ihrem fahrenden Kämmerchen und nahmen ſich's feſt vor, bis München kein Wort mehr zu wechſeln.

Dörthe jedoch fand keine Ruhe, ſo müde ſie auch war, weil ſie daheim gar zu ſelten über die gewohnte, zehnte Abendſtunde wach blieb. Sie ſchob den Kopf hin und her. Die Sammetpolſter rochen nach Staub und irgend einem ſtarken Parfüm, das, trotz ſeiner ſcharfen Süßigkeit, Ekel erregte. Die Nacht ſchwül; die Luft mit Gewitter geladen. Ludwig lag ihr gegenüber, lang hingeſtreckt. Er atmete tief und behaglich und ſchlief wie das gute Gewiſſen in eigener Perſon. Ein paarmal bückte ſie ſich zu ihm hin und ſchmiegte ihre glühende Wange gegen ſeine ſchlaffe Hand. Kaum, daß ſeine Finger unter der Berührung leiſe zuckten. — Immer wieder fuhr ſie auch aus ihrer Fenſterecke in die Höhe, lüftete das weiße Tüchelchen, das ſie ſich zur Schonung um die Haare geknüpft hatte, und rief den Schlafenden ängſtlich an:

„Ludwig! Ludwig —!“

„H—m—m!“

„Hörſt du mich?“

„H—m — ja —“

„Ludwig — weiß Brünings wegen der Calabasbirnen Beſcheid? — Daß Paſtors wieder zwei Körbe bekommen müſſen?“

„Jaja — — ja —“

„Du — hör' doch: hab' ich es Tante Doris wohl geſagt —? Mit dem hellen Kandis zum Thee für Ochen? — Gott! Wenn ich das vergeſſen hätte!“

„Hm —“

„Du, bitte, noch eins: iſt die Schlacke auf den Neuenweg beſtellt? — —“

„Ludwig — — —!“

Er antwortete nicht mehr. — Sie ſchwieg auch, ſaß regungslos, ihre Hände um den welkenden Strauß aus dem Heimatsgarten gefaltet und ſah, wie da draußen die erſte Morgenhelle über das nächtliche Dunkel emporzuwachſen begann. Gegen fünf Uhr fiel ſie in ſchreckhaften Schlummer, der von lauter gaukelnden Bildern und ſummenden Geräuſchen erfüllt war.

— — — — — — — — — — —

Am Himmel vertrieben blaugraue, gelbgeränderte Wetterwolken den Roſenſchimmer im Oſten auf den deutlicher werdenden Bergzügen des bayeriſchen Waldes, jenſeits Regensburg. Zuerſt fuhren ſtarke Blitze an der Höhenkette hin, und das Geräuſch des ſtetig rollenden Zuges verſchlang den Donner. Dann ward das Leuchten ſchwächer; der ganze Horizont ſchwand im Nebelwallen. Der Tag vermochte kaum ſich aus der laſtenden Dämmerung hervorzuwinden, und bei der Einfahrt in München löſte ſich knapp eine Turmſpitze aus dem ſchweren Grau. Ludwig hatte alle Mühe, der ſchlaftrunkenen Schweſter in ſeinem haltenden Arme klar zu machen, daß die zwei ſchwärzlichen Umriſſe, die gleich umgeſtülpten Bierkrügeln in der Luft ſchwebten, nichts mehr und nichts weniger ſeien, als Münchens weltberühmtes Wahrzeichen: die Kuppeln der Frauenkirchtürme.

Echter Landregen. Er hatte ſich im Iſarthal verfangen und rieſelte, ohne Unterbrechung, in dichten, ſprühfeinen Tropfenmaſſen. Der Himmel wie ein Sack; die Straßen öde, die Bürgerſteige ſpiegelnd und auf den Fahrdämmen Pfütze an Pfütze. Alle die hehren, edlen Gebäude, von denen Ludwig ſeiner Schweſter ſattſam vorgeſchwärmt, unhold, mit ſtreifigem Mauerwerk und fleckigem Zierat; alle Rinnen ſprudelnd, alles Grün nichts weiter als dunkle Maſſen, und die Luft ſeptemberkalt.

Dörthe ſprach kein Wort. Sehr grade aufgerichtet, wie es ihre anerzogene Art war, ſaß ſie in der rattelnden Droſchke und ſchaute trämeriſch mit dem Ausdrucke ſchwerer Nachmüdigkeit durch das niedergelaſſene Wagenfenſter. Die Tropfen ſprühten herein, ihr ins Geſicht und auf die handſchuhloſen Hände im Schoß. Nicht einmal die Lippen that ſie voneinander, ſo benommen war ſie, trotz alledem, vom Eindrucke ihrer erſten Großſtadt.

Aus unserer Bildermappe:

Märzabend. Liebhaberaufnahme von R. Ludin.

Ludwig hatte dem Kutſcher einen Wink gegeben. Er ſollte nicht auf dem kürzeſten Wege ins Quartier an der Barerſtraße fahren, ſondern durch Louiſenſtraße und Propyläen, an der Glyptothek vorbei und am Obelisken, inmitten des Karolinenplatzes. Wie ſchön und klaſſiſch wäre das unterm tiefblauen Sommerhimmel der Hochebene geweſen, und wie kindiſch hatte er ſich auf Dörthens Überraſchung gefreut. Ihm ſelbſt klopfte das Herz in der Bruſt höher. Er dachte an die herrlichen zwei Semeſter bei den Franken zurück und an ſo manche verſchwiegene Glückſeligkeit aus jener Zeit freien Genießens und Überſchäumens. — Und nun dieſer häßliche Landregen, und der Himmel aſchgrau. Nicht einmal eine intereſſante Wolkenbildung.

„Laß dir nur die Laune nicht verderben, Dörthchen,“ ſagte er, „das ſchlechte Wetter geht hoffentlich in ein paar Stunden vorüber.“

Sie neigte langſam den Kopf, beugte ſich vor, ohne ein Wort zu finden und ſtahl ihre regenfeuchte Hand in die ſeine.

„O, Ludwig — iſt dies nicht Griechenland und Rom?“ ſagte ſie dann leiſe, „— o das wundervolle — wundervolle Thor! So etwas Großartiges hab’ ich ja im Traum nicht erwartet — und daß du es mir gibſt, du liebſter Menſch! — Immer möcht’ ich dir nur danken!“

Entzückt ſchloß er ſie in die Arme und zog ſie zu ſich herüber, während der Wagen durch die Propyläen rollte.

„Rieſig freut mich deine Freude, mein Herzensdörthchen. Komm, bleib hier bei mir ſitzen, Kleines. Weißt du: dies griechiſche Thor hat auch einen griechiſchen Namen. Die Propyläen. So heißt die Säulenhalle auf der Akropolis, die in den Vorhof zum Athenetempel führt. Sieh, da haſt du gleich ſolch einen Tempel vor dir: die Glyptothek.

Digitized by Google

Darin werden ſogar zwei Götter angebetet: Pallas Athene und Phöbus Apoll. Da, rechts — ſiehſt du nicht?“

„— aber Ludwig —“

„Glaubſt du, ich lüge? — O, du dumme, nette, junge Landpomeranze du! Kunſtanbetung betreibt man in der Glyptothek. Wenn ich dich hineinführe, darfſt du's wie Mignon machen und ſingen:

‚Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an —
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?‘ —

Halt! Heute haben wir grade Mittwoch; das paßt wunderbar. Weißt du, was wir thun? Wir frühſtücken und machen uns hübſch und wandern gleich in die Glyptothek —“

„Du, wir haben ja nur zwei Tage für München angeſetzt.“

„Auf der Rückreiſe wieder zwei. Jetzt bekommſt du vor allem einen Eindruck von den ſogenannten hehren Genüſſen, Glyptothek und die beiden Pinakotheken.“

„— und den Grafen, nicht?“

Er ſchmunzelte verſtohlen. — „Natürlich, der Hochgeborene ſteht mit auf dem Programm. So — gleich ſind wir da. Guck dir noch geſchwind den Obelisken an.“

„Der iſt nun wieder ägyptiſch. Beſter Junge — es iſt mir zuviel.“

„Jetzt ſchon? Na, höre —“

„Ach Gott — ich ſchäme mich ja auch wie ein Pudel vor mir ſelbſt. — Zum Umfallen müde bin ich, Lu.“

„Das kommt von der Nachtreiſe,“ tröſtete er. „Du ſchläfſt noch eine Viertelſtunde, bis ich an meinen Loisl Bortholazzi geſchrieben habe. Das erfriſcht mächtig, und nachher laß ich dir ein ordentliches Bouillonfrühſtück geben, was meinſt du dazu? Endlich! Hier iſt mein gutes, altes, altes Hotel Marienbad. Sieh nur die Barerſtraße hinauf; dieſe Länge. Da drüben haſt du wieder den Obelisken und dahinter die Pinakotheken. Das ſind Bilderpaläſte — ſtaunen ſollſt du, Kleines! Da, nimm meine Hand; warte; erſt reich' mir die Taſchen und Schirme.“

— — — — — — — —

Ludwig ſtieg langſam dem treppaufſliegenden Zimmerkellner nach. Dörthe hing an ſeinem Arme wie ein Bleigewicht. Als könne ſie ſich vor Müdigkeit kaum mehr ſchleppen.

Richtig: er bekam die wohlbekannte, blaue Stube im erſten Stock, nach dem Garten hinaus, und Dörthe das größere Zimmer, Thür an Thür; das mit den Kameltaſchen-Seſſeln und dem achteckigen Sofatiſche. Vor acht Jahren war's der ſogenannte ‚Salon‘ zur blauen Schlafſtube geweſen, und ſeine Studentenliebe hatte die beiden Räume bewohnt. Lebendig ſah er's wieder vor ſich, das niedliche, leichtherzige Malfräulein, das, mit ſeiner kleinen Erbſchaft und großen Glücksbedürftigkeit zum beſcheidenſten aller Talentchen, ganz naiv und ohne Schutz nach München gekommen war, um ‚bei Kaulbach oder Jakobides Mache zu lernen‘, wie ſich's harmlos ausdrückte. Kaulbach und Jakobides hatten ſich jedoch für die Aufgabe bedankt, und dann war das arme Talentchen an den Nagel gehängt worden, der Studentenliebe zu Gefallen — — — — — — — — —

Weiter mochte er nicht denken. Er hatte die keuſche Scheu des Unverdorbenen vor der reinen Nähe ſeiner jungen Schweſter.

Zerſtreut verfaßte er das Billet an den gräflichen Korpsbruder und Botſchaftsattaché, während Dörthe ſich nebenan ſo mäuschenſtill verhielt, daß er nachſchauen ging ohne anzupochen, nachdem er ſeinen Brief fortgeſchickt und noch eine Weile gewartet hatte. Da fand er ſie mit aufgeflochtenen Zöpfen im Friſiermantel feſt ſchlafend auf dem Bette liegen. Bouillon und belegtes Brod unberührt auf dem Betttiſchchen. Neben Taſſe und Teller ein kleiner Briefbogen mit Bleiſtift beſchrieben:

„Geliebtes Ochen!

Reiſen iſt ſo herrlich, daß ich es Euch Lieben unmöglich ausdrücken kann, nur die Sorge um Euch und ob ich es auch wohl alles gut hinterlaſſen habe, ſteckt mir noch in den Gedanken, und auch Heimweh nach Ekenhoff. Mein himmliſcher Junge iſt einzig gegen mich. Ich möchte alles wiſſen und Euch alles ſchildern, wenn ich es nur ſchon könnte. Ludwig ſoll Euch lieber den erſten Brief ſchreiben. Meiner kommt nachgehinkt, ſobald ich mich mehr gewöhnt habe. Das fühle ich wohl, daß unſer Ekenhöffer Horizont, der uns ſo weit vorkommt, klein iſt gegen München. — Mein geliebtes Ochen und liebe Tante Doris — —“

— — — — — — — —

Da war ihr der Bleiſtift entfallen. Ludwig hob ihn vom Teppich auf, nahm das Briefblättchen an ſich und beſchrieb es drinnen bei ſich, eng mit ſeiner feinen Gelehrtenſchrift. In Gottes Namen ſchickte er's ab, ohne Dörthe zu fragen. ‚Wir ſind ja doch zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag,‘ dachte er, ließ Dörthe eine Notiz zurück und wanderte allein durch die verregneten Straßen, um den alten Stätten guten Tag zu ſagen.

Merkwürdig, wie lebendig die Erinnerung an ſeine kleine Malerin mit ihm ging, auf Schritt und Tritt. Grade Dörthens Briefbruchſtück hatte ſie ihm wieder heraufbeſchworen.

Glichen die beiden einander nicht, trotz aller Gegenſätzlichkeit? Das Dingelchen mit dem ſchwarzen Wuſchelkopfe und den blanken Eidechſenaugen, und ſeine ſtattliche, blonde Schweſter? Zwei Kinder an Unerfahrenheit. Das eine unbeſchirmt, das andere behütet, wie das Heiligenbild im Altarſchrein. Zwei Keime, bei denen alles auf die Gärtnerpflege ankam. Er dachte an das verwilderte Pflänzchen, das in Kraut und Samen geſchoſſen und zu Unkraut geworden war, und ein dumpfes Schuldbewußtſein bemächtigte ſich ſeiner. Er zwang es nieder. Jetzt fühlte er ſich ganz als der Gärtner ſeiner kräftigen Schweſterpflanze, die er für eine Spanne Zeit vom ſicheren Stabe der Heimat gelöſt hatte, um ſie an freieres Wachstum zu gewöhnen, ihre Blüten reicher zu entwickeln, ihre Edeltriebe fruchtbringend zu machen. Es war ein Verſuch; ob's damit glückte? —

An ſeiner Liebe ſollte es nicht fehlen; von klein auf hatten ſie einander ſo innig geliebt. Aber es mußte doch einmal Sauerteig ins tägliche Brot. Dörthens Kräfte lagen brach, die Kräfte ihrer Seele, und ihr Auge wurde kurzſichtig. Das liebe Ich begann in den Vordergrund zu treten, nur dem wachſamen Blicke der Bruderliebe bemerkbar. Das Leben der weltfernen Heimatsſcholle ſchlich eben allzuruhig im Geleiſe hin. Frieden im Hauſe, der gewohnheitsmäßige, den das Alter und die langjährige Dienſtbotentreue um ſich her erhalten aus Bedürfnis und Bequemlichkeit. Keine äußeren Sorgen. Der mäßige Wohlſtand feſtgegründet. Was etwa an Ärgerniſſen kam, war Wirtſchaftskleinkram; unperſönliche Geſchäftskrittelei, und auch ohne den Geſchäftsverdienſt verhungerte man noch längſt nicht. Alſo nicht einmal der feurige Ehrgeiz dabei. —

Ja wirklich: Sauerteig ins tägliche Brot! Deswegen hatte er Dörthe herausgeriſſen, und er wollte ſich von Herzen mit ihr und an ihr freuen. Das war ja ſchließlich von allen Segnungen die beſte, daß ſie einander beſaßen und daß Mutters Roſaſchleife ihren Lebenskranz ſo feſt zuſammengeſchloſſen hielt — ſeine Freudentage und Schmerzensſtunden.

Schmerzensſtunden? — Mein Gott; die hatte das bewußte Leben ihnen ja noch nicht nicht gebracht. Es wäre wohl Frevel, wollte man die Minuten geringer Mißverſtändniſſe auf einen ſo traurigen Namen taufen. Die Mißverſtändniſſe lagen einfach in der Geſchlechtsverſchiedenheit.

‚Wir ſind beide nicht, was man ein Neutrum nennt — nein! — — Alſo die Schmerzensſtunden kommen noch erſt; — — wann?‘

Die Frage, ins Blaue hinein, drängte ſich ihm mit Gewalt auf. Mitten in der Straße ſtand er ſtill, ſchlug ſich vor die Stirn und ſchüttelte den Kopf. Wie kam er am hellichten Tage, und grade hier in ſeinem luſtigen München und angeſichts der geliebten Kurtzſchen Weinſtube, zu dieſer Gefühlstrottelei? — ‚So ein kleiner Geißelhieb der Erynnien! Warum biſt du damals wie närriſch auf die Kleine, die Feine geweſen? — Warum läßt du jetzt deine große Dörthe in eurem verſloſſenen Salon einſam Grillen fangen?‘

Während er in der Weinſtube, am Büffet ſtehend, ſein geeiſtes Glas Graacher trank, wie in den alten Tagen, und ſich nach den Kommilitonen und dieſem und jenem Stammgaſte erkundigte, ſchlug es vom nahen Frauenturm halbzwölf. Mit Schrecken beſann er ſich darauf, daß er Dörthe für ein Viertel nach elf an die Glyptothek beſtellt hatte, damit ſie wenigſtens ſeine Lieblinge in aller Eile ſähe.

Er nahm die Füße in die Hand und wartete, im heftigen Regen, gute zehn Minuten vor dem Tempel der klaſſiſchen Anbetung. Dann ſperrte der Thorwart zu für heute, und enttäuſcht kehrte Ludwig ins Hotel zurück.

Droben in den beiden Zimmern war's abermals mäuschenſtill, und er fand Dörthe noch an der nämlichen Stelle, wo er ſie vor anderthalb Stunden verlaſſen hatte. Auf ihrem Bette, aber ſitzend und eben erſt erwacht. Ihre geſunden Farben glühten; die hellen Augen waren noch ſchlafdunkel, und das Blondhaar fiel ihr wellig an den Wangen nieder. So ſaß ſie, rief ihn lebhaft an und ſtreckte ihm mit ihrem glücklichſten Lächeln die Hand entgegen. Er kauerte ſich zu ihr auf den Bettrand und ſtreichelte ihr die Hände. — — Nach ſeinen Grübeleien hatte er einen wahren Durſt nach Liebe, und alles an ſeiner Schweſter war ſo warm und friſch zugleich, und ſo ſkrupellos durfte er von ihr nehmen und ihr wiedergeben.

‚Es gibt nichts Beſſeres in der Welt als ſolch eine Gefährtin,‘ dachte er freudig, ‚und wie reizend iſt ſie heute; — wirklich bildſchön, meine Dörthe. Niemand darf ſie mir ohne meine Erlaubnis wegſtehlen.‘

„Jetzt lauf' ich mit dir zu Fuß nach Tirol, wenn du's verlangſt. Die ganze Reiſemüdigkeit abgethan,“ ſagte ſie, gab ihm noch einen leiſen Liebesſchlag gegen ſeine heiße Wange und dehnte behaglich die Arme vor ſich. „Nun verſchwinde; — laß mich flink aufſtehn, Lu. In zehn Minuten bin ich fertig. Haben wir noch Zeit für die Glyptothek?

„Leider, leider für diesmal verſchlafen, Dörthchen, und morgen iſt ſie zum Unglück geſchloſſen.“

„Wie jammerſchade! Zu gerne hätt' ich wirkliche, richtige Marmorſtatuen geſehn, Lu. Was kenn' ich denn? Nichts! Unſre Jungfrau Lorenz auf dem Hirſch und den Schutzengel auf Ochens Eckſchrank und dann nur noch Paſtors ihren kleinen, ſegnenden Chriſtus und Leuchtmanns Flora mit dem Füllhorn unter den Gummibäumen. Alles nur Gips.“

„Damit kannſt du allerdings keinen Staat machen. Tröſte dich bis zur Rückreiſe; dann ſeh' ich, daß wir ein paar Tage zugeben, nicht? Und morgen zeig' ich dir die van Dycks in der alten Pinakothek und den großen Piloty in der neuen.“

„Das iſt auch das mindeſte, was ſein muß,“ meinte ſie. „Damit ich doch etwas von Kunſt ſprechen kann, wenn wir in Weißlahnbad Reiſebekanntſchaften machen und die fragen mich nach München aus.“

„In einem Vormittage hätteſt du Skopas und Praxiteles doch nicht ergründet, und ebenſowenig ergründeſt du morgen von zehn bis zwei Rubens und van Dyck.“

„Aber wann denn? Ich will doch!“

„Später. Diesmal ſoll's nur der Vorſchmack ſein; der erſte Blick in die Welt der Ideale. Übers Jahr, bei Leben und Geſundheit und dem nötigen Kleingeld, kommen wir wieder und auf länger und ſtudieren ernſthaft Kunſt zuſammen. Nächſten Winter bereiteſt du dich darauf vor; ich ſchenke dir ein gutes Werk; das laſſen wir uns hier noch empfehlen. Wenn ich's jetzt nur erreiche, daß du ein paar andre Gedanken außer Pflanzen und Jäten, Ekenhoff und Paſtors in den Kopf kriegſt!“

Er drückte ſie noch einmal herzhaft an ſich und ſtand vom Bettrande auf:

„Na, was iſt noch? Was guckſt du mich ſo an, Schäfchen?“

„Ludwig — ſieh: der Strom iſt ſo mächtig, und ich kann nicht ſchwimmen —“

„Lernſt du —“

„— Da ſteh' ich am Rande mit meiner Dummheit!“

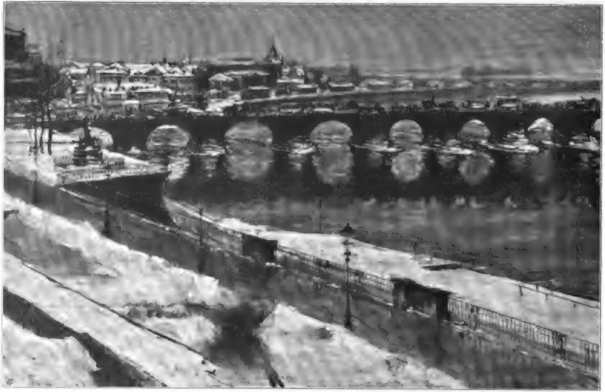
„Beſte Landpomeranze, gib du dich ruhig ſo dumm wie du biſt. Deine Augen ſind, Gottlob, nicht dumm, und wenn du lachſt, mögen dich normale Menſchen gern leiden. Das genügt; und du ſollſt ſehn, in Weißlahnbad wird nur von den Dolomiten und der Kraxelei geſprochen: die Dolomiten haſt du dann immer vor Augen und mit dem Kraxeln thun wir unſer Beſtes, wir Plattlandsgeſchöpfe. Schlimmſtenfalls kannſt du ja, für den Kenner und Liebhaber, die Laurinsſage zum Vortrag bringen.“

„— — Himmel! Da läutet es!“

„Table d'hôte — wahrhaftig. Siehſt du, das kommt davon. Fix, fix, mach dich fertig, Dörthchen.“

Er verließ ſie eilig und ſtieß auf den Zimmerkellner, der ihm den bekrönten Antwortbrief hereinbrachte. In Rieſenlettern betheuerte Graf „Loisl“ ſeinem verehrten „Schnackl“, daß er untröſtlich ſei, grade heut nach Poſſenhofen zur fête champêtre befohlen zu ſein. Quaſi Hofdienſt — abſolut unabkömmlich. Morgen gedenke er ſeine Aufwartung zu machen; jedenfalls werde der liebe Schnackl punkt zwölf Uhr mittags zum Frühſchoppen beim Franziskaner erwartet. Zwei alte Herren hoffe der Loisl noch aufzutreiben. Dem gnädigen Fräulein ſeine angelegentliche Empfehlung. —

Dörthe durfte den Brief nach Tiſch im Wagen leſen. Trotz des Regenwetters wagten ſie eine Spazierfahrt durch den Engliſchen Garten über Schwabing. Dörthe ſollte



Die Augustusbrücke in Dresden. Nach der Zeichnung von Gotthard Kuehl.

Digitized by Google

wenigſtens den Eindruck des Siegesthors und der Ludwigſtraße haben.

Sie las und zuckte ungeduldig ihre Achſeln unter dem tropfenden Halbverdeck: „‚Wenn‘ und ‚Aber‘ — ‚Untröſtlich‘ und ‚Angelegentlich‘ — er kann mir mit ſeinen Floskeln gewogen bleiben: ich mag ihn gar nicht kennen lernen,“ ſagte ſie ungnädig. „Nach ſeiner langbeinigen Schrift zu urteilen, muß er ein hochmütiger Steifnack ſein. An keinem Buchſtaben der geringſte Schwung: der verſteht nichts von meiner Glyptothek-Sehnſucht. Nein — geh du nur mit ihm zum Frühſchoppen und laß mich allein in die Pinakothek. Dein Hochgeborener paßt mir nicht.“

„Schilt nicht, ſondern ſieh dich um,“ riet er und tippte den Kutſcher an die Schulter. „Was iſt das für ein Bau, Kutſcher? Da drüben, das weiße Haus mit dem platten Dache zwiſchen den Taxuspyramiden? Der Atelierbau? — Ja, von wem? — Vom Herrn von Loß? Ja richtig, das hätt' ich auch ſelbſt wiſſen können. Anno Einundneunzig kroch's ſchon aus dem Boden. Bitte ſchön: Schritt fahren. — Iſt das nicht ſtilvoll, Dörthe? Wieder ein echter Kunſttempel. Loß kann etwas — großartigen Schmiß hat er. Ach, das verſtehſt du ja nicht, Landpomeränzchen! Schade — alle ſeine Arbeiten ſind in Privatbeſitz, nur zwei oder drei in Muſeen, ſoviel ich weiß.“

„Es ſcheint ein bezaubernder Garten zu ſein, und ſo ſtill. Laß uns ausſteigen und am Gitter entlang gehen.“

Sie war ſchon drunten, während ſie ſprach; er folgte, und im lauwarmen Regen ſchritten ſie Arm in Arm. Der Wagen fuhr langſam nach. Es war ein großer, ſchön angelegter Garten. Grünſammetne Raſenflächen, längliche Beete, weißrötliche, niedergehakte Malmaiſonroſen und lila Heliotrop vor dunklen und bläulichen Koniferengruppen. Das Gebäude lag weit zurück. Eine hohe Fontäne ſprang vor dem korinthiſchen Säulenportale, und zwei ſchwarze Bronzelöwen hielten, auf den Pranken ſitzend, Wacht. Da, wo der Garten zu Ende ging, ſtand, zwiſchen leuchtendbunten Blumen eine Cottage, überſchüttet von gelben Rankroſen. Ringsum lief eine Veranda von ganz ſchlanken Eiſenpfeilern getragen, und die ſchönſten Platanen breiteten ihre Äſte über das Dach des reizenden Landhauſes. — Nirgends eine Menſchenſeele zu entdecken.

„Das iſt nun ideal,“ ſagte Ludwig und blieb vor der Cottage ſtehen, aber Dörthe zog ihn fort:

„Das andre — der Atelierbau — iſt doch tauſendmal idealer. Ich muß mir's noch ordentlich anſehen, du. Es iſt wie ein Märchenſchloß. O, wer hineindürfte! Sieh dir die Säulen an, wie die das Vordach tragen, ſo leicht und — — ich weiß nicht, kann man das wohl ſagen: jede Linie fließt? Ich meine, daß ſolch wundervolle Harmonie darin iſt — als ob man den Anblick nur mit Tönen beſchreiben könnte — — in Muſik geſetzt, weißt du. — Verſtehſt du mich?“

„Gewiß doch, Dörthchen. Du bringſt in Worte, was ich empfinde —“

„Siehſt du! Iſt es nicht zu ſchön, daß wir beiſammen ſind? Dies Märchenſchloß will ich gleich heute abend an unſer Ochen ſchildern, nicht? Adieu, du Märchen!“

Ludwig half ihr wieder in den Wagen, und immer noch einmal ſah ſie ſich nach ihrem Märchenſchloſſe um.

‚Zu nett, wie ihr die Augen aufgehen,‘ dachte Ludwig, und abends kaufte er ihr die illuſtrierten Kataloge der beiden Pinakotheken. Die betrachtete ſie buchſtäblich, bis der Schlaf ſie überwältigte. Vom Theaterbeſuch war keine Rede geweſen. Ludwig wollte ein ‚Zuviel‘ vermeiden.

Achtes Kapitel.

„Noch immer drüben? — Gar nicht zu Mittag gegeſſen? Iſt ſchon abgeſpeiſt?“

„Bereits ſan' S' beim Deſſähr, gnä' Herr.“

„Schön — ich will meine Schweſter holen.“

„Der Herr Graf Borth'lazzi is au' ſcho' bald a Viertelſtund' drüben beim gnä' Fräul'n, gnä' Herr. Hier wär'n die Karten vom Herrn Grafen. Ich hab's ihm ſelber g'ſagt, daß gnä' Fräul'n noch drüben in der alten Pinakothek ſei.“

„Iſt gut; danke ſehr. Beſtellen Sie drinnen, daß uns in einer halben Stunde nachſerviert werden muß; am kleinen Tiſch natürlich.“

„Wird beſtens b'ſorgt, gnä' Herr.“

— — — — — — — — — — —

Ludwig war auch arg verſpätet. Vom

Franziskaner aus hatten ihn die zwei alten Herren, die Graf Alois benachrichtigt, noch auf ein Stündchen zu Kurtz geſchleiſt, um den braven, deutſchen Trinkſpruch: „Wein nach Bier, das rat' ich dir“, genügend zu beherzigen. Unterdeſſen war der höfliche Graf augenſcheinlich zum Hotel gefahren, um ſeine Beſuchskarten abzuwerfen. Eine davon ſteckte, beſchrieben, im Couvert. Ludwig las ſie im Gehen, und ſein Geſicht, ſchon an und für ſich außergewöhnlich erhitzt und munter, lachte immer vergnügter. Wirklich, der Loisl war, trotz der vornehmen Alfanzerei und dem mörderlichen Stehkragen, ein ſeelensgutes Kerlchen. ‚Hoffentlich behandelt Dörthe ihn nur nett und läßt ihn ihre Enttäuſchung nicht zu toll merken. Oho, enttäuſcht iſt ſie — na! — Wo ſtecken die zwei?‘

Er brauchte nicht lange zu ſuchen. Schon in den Loggien, ehe er den erſten Saal betrat, kam ihm ſein niedliches Gräfchen mit dem unermeßlich hohen Stehkragen und dem aufgereckten Kopfe unter ſpiegelndem Cylinderhute entgegen. Eigentlich war er ein hübſcher Menſch, aber alle Züge zu fein und zu kleinlich; die ſelbſtverſtändliche, äußere Tadelloſigkeit des vornehmen Diplomaten berührte puppenhaft und drollig an dieſer Duodezausgabe bewußter Männlichkeit. Ohne Hut ging der kleine Gentleman ſeinem Freunde Schnackl unter dem Arme durch und reichte Dörthe an die Schulter. Darunter litt er im Stillen und war ſehr leicht gekränkt.

„Du biſt ein reizender Kerl, Loisl,“ ſagte Ludwig und ſchüttelte die Hand im roten Juchtenhandſchuh. „Tauſend Dank für den permesso im Couvert hier. Meine Dörthe wird eine bodenloſe Freude haben. Nett von dir, daß du deine Viſite an ihre Adreſſe auf die Pinakothek ausgedehnt haſt. Wo weilt ſie denn, die hehre Jungfrau?“

„Bei den van Dycks. Du mußt ſie vom Bankerl vor dem Colyn de Nole abſchneiden — außerdem iſt ſie nicht fortzubringen.“

„Habt ihr euch gut unterhalten?“

„Wenig. Ich bin nicht ihr Genre. Das hat ſie mich gleich empfinden laſſen.“

Ludwig lachte. „Nimm's ihr nicht krumm, du. Solch ein Naturburſch wie Dörthe iſt. Du wirſt ihr mit Allüren imponiert haben, und dergleichen kennen wir bei uns auf dem platten Lande gar zu wenig.“

„Im Gegenteil, ich war vorzüglich aufgelegt nach unſerer feſchen Bierſitzung. Aber es machte ſich nicht. Wir kamen nicht überein. Sogar verzankt haben wir uns —“

„Ach, Blech!“

„Durchaus nicht. Sie findet meinen Fra Filippo und den Schongauer wüſt, und ich finde die Vlamländer fad.“

„— und nun ſammelt er noch feurige Kohle auf das ſchuldige Haupt, der rührende Menſch.“

„O, das iſt ja mein ſubjektives Vergnügen, lieber Schnackl; das Verzanken um objektive Dinge hat mich nur inſofern verdroſſen, als ich mir denke, deine Schweſter muß in liebenswürdiger Stimmung außerordentlich anziehend ſein. Sehr, ſehr ſchade, daß der Loß ihre Bekanntſchaft nicht machen kann, aber der iſt vor vierzehn Tagen fort nach Maſſa Carrara wegen einem Block für die Centaurin — (ich hab's dir doch am Biertiſch erzählt, gelt?). — Alle Tage kann er freilich zurück ſein, aber er hat noch von Cortina und dem Criſtallo geredet. Wer weiß, wie lang' er Vakanz macht dies Jahr.“

„Verkehrſt du im Haus?“

„O nein — mein Kreis iſt wenig dehnbar. Er hat das Relief für unſer Mauſoleum gefertigt, und da Porträts angebracht werden ſollten, bin ich, zur Kontrolle der Ähnlichkeit, viel im Atelier geweſen. Nun, laß dich nicht mehr aufhalten, lieber Schnackl. Addio.“

„Addio, Loisl.“

Bei den Rubens und van Dycks war Dörthe nicht mehr zu finden. Nach Suchen und Fragen entdeckte Ludwig ſie in einem der fernſten Kabinette. Deſſen Wände waren mit den ſchönſten Kleinbildchen behängt: Mieris und Gerard Dow; Caſpar Netſcher und Ter-Borch. Dörthe ſtand inmitten des kleinen Raumes, den aufgeſchlagenen Katalog in der ſchlaffen Hand, blaß und wie trunken von ihrem vierſtündigen Kunſtgenuſſe. Als ſie Ludwig kommen ſah, ging ſie ihm mit ſchleppenden Schritten entgegen, drückte ihre Augen, vor denen es flirrte, geſchloſſen an ſeine Schulter, zog ihn neben ſich auf die Polſterbank am Fenſter und ſchlang ihren Arm in ſeinen. Er griff nach ihrer Hand und fühlte deren Kälte durch den Handſchuh.

„Sprich du — ich kann nicht mehr,“ ſagte ſie.

„Wir wollen überhaupt nicht lange ſprechen, ſondern ſchleunigſt zu Mittag eſſen. Weißt du, daß es bald drei iſt, mein Dörthchen?“

„Laß es dreimal drei ſein — ich wollte nur — — ich — —! — Ich weiß nicht, was ich wollte!“

„Sei ſtill; bleib einen Augenblick ſo. Du haſt dich übernommen; Schelte verdienſt du! Da — ich habe Eau de Cologne im Taſchentuch. Wird dir's jetzt beſſer?“

„— Ludwig! — Ludwig! — o — —!“ Sie ſtreckte ihre Arme ſchlaff vor, rang die Hände ineinander und ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Thränen ſammelten ſich in ihren Augen, und ein herber, ſchmerzlicher Ausdruck, der dabei etwas herzbewegend Hilfloſes hatte, lag um ihren Mund.

„Kleines — ich ſollte wirklich böſe auf dich ſein. Du haſt dir allzuviel in dein Hirn gepumpt, wahrhaftig! Ich habe auch ein bißchen zu viel im Kopf und auch ſehr edlen Stoff, Dörthchen. Aber wir müſſen uns nun energiſch ernüchtern, und du ſollſt etwas zurücknehmen und mir zugeben, daß der kleine Steifnack ein ſehr lieber Menſch iſt —“

„Ich mag ihn nicht,“ fiel ſie ſchroff ein. „Durch und durch ein Zwerg.“

„Dörthe — pfui!“

„Was hilft mir dein Pfui? — Zwerghaftigkeit ſtößt mich ab. — Dir gegenüber kann ich doch nicht lügen? — Ich kann es überhaupt nicht.“

Ludwig wurde rot vor Ärger, aber er nahm die Unterlippe zwiſchen die Zähne und verbiß die zornige Regung. Schweigend gab er Dörthe Loisls Karte im Couvert, Dörthe lehnte ſich gegen die Fenſterwand zurück, blinzelte und las:

„Herrn Gfrörner.
Hausmeiſter im v. Loßſchen Atelierbau.

Falls kein direkter Gegenbefehl vorliegt, bitte ich dem Überbringer dieſer Karte, Herrn Dr. Jersbek und Fräulein Jersbek den Kuppelraum, auf meine Verantwortung, zu eingehender Beſichtigung aufſchließen zu wollen.

Grf. Bortholazzi.“

„Der Kuppelraum liegt in deinem Märchenſchloſſe,“ ſagte Ludwig. „Der Künſtler iſt in Italien, und Bortholazzi hat, im Intereſſe einer beſtellten Arbeit, Zutritt zum Atelier. — Willſt du oder nicht?“

Dörthe nickte und nahm ſeine Hand wieder in ihre:

„Es iſt ſehr, ſehr gut von deinem Freunde. Wenn ich ihn auch nicht leiden mag, ſo will ich ihm doch beſonders für die Freundlichkeit danken. Du mußt mir nur bei der Anrede helfen. Schreibt man: ‚Geehrter Herr Graf‘ —? Genügt das?“

„Es iſt überhaupt überflüſſig. Der Dank iſt meine Sache. Wenn junge Damen ältere Brüder haben, brauchen ſie nicht an fremde Herren zu ſchreiben. Ich ſehe Bortholazzi auch jedenfalls heute abend beim Dämmerſchoppen. Späteſtens halb fünf müſſen wir zur Schwabinger Landſtraße aufbrechen. — Komm jetzt eſſen.“

„Geh' nur — geh' —!“

Er zuckte die Achſeln und ſchritt ihr raſch voraus. In der nächſten Sekunde jedoch war ſie wieder an ſeiner Seite und umfaßte ſeinen Arm mit beiden Händen:

„Lu — ſieh mich an! Sei mir doch nicht böſe, geliebteſter Menſch! Mein Gott — was kann ich denn gegen Neigung und Abneigung? Verſteh' das doch in mir, Lu! Hier wirfſt du mich in den großen Strom hinein, und ich habe die raſendſte Mühe, daß ich mich nur über Waſſer halte, und dann verlangſt du noch — — du verlangſt, daß ich — — — nein! Sei erſt gut zu mir, eher geh' ich keinen Schritt weiter.“

Er drückte ihr die Hand. Daß ſie ihm in der Münchener Pinakothek um den Hals fiele, wie daheim auf dem Feldwege zwiſchen Ekendorf und Ekenhoff, das duldete er nicht. Sie kehrte mit einemmale fremde Seiten heraus; die heftigen Äußerungen ihrer ſchroffen Eigenart beklemmten ihn, und dennoch achtete er ſelbſt nichts höher als die Wahrheit. Seine Schweſter litt mehr als andere unter den Fehlern ihrer Tugenden, und er hatte ſehr viel Bruderliebe und ſehr wenig Erziehertalent. —

Neuntes Kapitel.

Der Loßſche Kuppelraum enttäuſchte die meiſten Atelierbeſucher aus der Fremde. Wohl hatte er rieſige Verhältniſſe, Luft, Licht, Platz in Fülle, aber zu ſehen gab's wenig für die Neugier, die ſich auf Einzelheiten werfen will. Nur hie und da ein Relief, eine Maske oder ein Ornamententwurf an den graugetünchten Wänden hin. In die Winkel gedrückt irgend ein ſchöner

Torſo und die Gipsmodelle der beiden Bronzelöwen, die jetzt vor dem Eingange zum Atelierbau ſaßen. Der Meiſter liebte es nicht, für die Fremden auszuſtellen. Seine Lieblingsarbeiten hielt er unter Schloß und Riegel in den Nebenateliers.

Dennoch gab es heute drei Prachtſtücke im Kuppelraum. Das faſt vollendete Bortholazziſche Grabmal, eine farbige Marmorbüſte und in der Mitte des Saales, gerade unter der ſehr flachen Oberlichtkuppel, die kämpfende Centaurin auf der Drehſcheibe. —

Der Nachmittag hatte ſich völlig aufgehellt. Durch das große Oberlicht, das keine abdämpfenden Zugtücher verhüllten, flutete der Sonnenglanz hernieder, und man ſah den tiefen Sommerhimmel blauen. Gerade unter dem Glanze reckte ſich die Centaurin rieſenhaft und wuchtig empor. Der Staub und die Einflüſſe der Luft hatten das kalte Weiß des Gipſes zartgrau getönt und gaben den üppigſchlanken Formen des Roßweibes Leben. Der Pferdekörper tänzelte. Die Hinterhand ſtellte ſich nach innen, die Vorderhand ſchlug mit gehobenen Hufen in die Lüfte; der Schweif peitſchte die linke Flanke, und wundervoll wuchs der Frauenleib aus dem Tiere hervor. Die Ellbogen nach rückwärts, ſo drückten ſich die kräftigen Arme in die Seiten. Die rechte Hand preßte ein Felsſtück hart unter den Buſen, die Linke ſpreizte ihre Finger. Abwehr. Man meinte das Wogen der feſten, jungen Bruſt, ihren tollen Herzſchlag zu ſehen und den glühenden Atem zu ſpüren, den die geöffneten Lippen, die weitgeblähten Nüſtern des fauniſchen Antlitzes von ſich blieſen. — Und dies Lachen! Wie urgewaltig! Die Augäpfel quollen vor, die Wangen ſpannten ſich über ihren ſtarken Knochen; an den Schläfen liefen die Adern auf. Von der niedrigen Stirn bäumte ſich der Haarſchopf in die Höhe und floß als Mähne lockig am Nacken hinunter. Eine Strähne lag auf der breiten Roßkruppe. — Unmäßige Kraft — Feuer — jauchzender Übermut in den toten Gips hineingeſchaffen. Das hatte kein Zwerg gekonnt! — und das in Marmor ſehen!

— — — — — — — — — — —

Dörthe ſtand davor, die Hände ineinandergepreßt, und ihre Knie zitterten unter ihr. Etwas Beängſtigendes ging in ihr vor. Sie hätte in laute Bewunderung ausbrechen mögen und konnte es nicht. Trotz war in ihr; zornige Eiferſucht darüber, daß ein anderer dies Göttlichgroße aus ſeinem Menſchengeiſte heraus erſchaffen hatte, ein Fremder und nicht ihr Geliebteſter: Ludwig. Eine Rätſelmacht ſchwang ſauſende Adlerfittiche über ihr und ſtieß auf ihre beſcheidenen Ideale nieder. Sie wollte ſich wehren und hatte keine Waffen, und ihre Arme waren wie gelähmt.

Nur jetzt keine Fragen und Antworten. — Stumm mit dieſen ſeltſamen Gefühlen fertig werden. Sie ſtand und ſtarrte die Centaurin an, nagte die Lippen und ſchluckte an den Thränen, die ſie nicht weinen wollte. Glut und Kälte durchrannen ſie in jähem Wechſel.

Als Ludwig zu ihr trat: „Du, Kleines, komm mit mir; ſieh dir auch einmal die entzückende Büſte und das Hochrelief für die Bortholazziſche Gruft an“, da wehrte ſie ſeine Hand ab, und ihre Stimme klang ganz verſchleiert:

„Laß ſein — — ſprich nicht — —“

Mit haſtigen Schritten ging ſie, um die Centaurin herum, an die entgegengeſetzte Seite des Kuppelraumes. Nun ſah ſie den wildlachenden Kopf mit der gewaltigen Mähne ſcharf im Profil, und die abwehrende Hand ſpreizte ſich ihr entgegen. Sie gewahrte auch den tiefriſſigen Eindruck des ſpitzen Felsbrockens in der hochgewölbten Bruſt des Sagengeſchöpfes, das den Stein gegen ſich preßte. Tropfen ſickerten aus ſeiner Wunde, und es lachte dazu. — Was bedeutete blutiger Schmerz ſolcher Urkraft? Nichts, — ‚wir ſind auch Zwerge — armſelig klein bin ich! — — Und Ludwig —?‘

Sie lehnte ſich gegen die graue Wand, und, zwiſchen den ſchlagenden Vorderhufen der Centaurin durch, blickte ſie aus unbewegten Augen zu Ludwig hinüber. Die drei „Rillen“, von denen Großmutter geſprochen, gruben ſich tief in ihre junge Stirn.

Ludwig kehrte ihr den Rücken. Nur eine ganz verlorene Anſicht ſeiner Züge hatte ſie, und ſein Antlitz erſchien ihr merkwürdig knabenhaft mit der kurzen Naſe und dem feinen, heiteren Munde, den der Schnurrbart noch nicht verdeckte, dem runden Kinn und der faltenloſen Stirn. Nur die breite, ein wenig gedrungene Geſtalt machte den Eindruck männlicher Kraft. O, ſie wünſchte, ein Hüne, ein Rieſe hätte ſtatt ſeiner dageſtanden! Es war ein ſchauerliches, geheimnisvolles Wehgefühl in ihr, ſo, als wäre das, was ſie bisher am ſtärkſten geliebt hatte, ihr zerſtört worden, und die Macht, die ihr das angethan, begriff und kannte ſie nicht.

Endlich aber nahm ſie einen großen Anlauf gegen ſich ſelber, riß ſich von der Centaurin los und ging, unhörbaren Schrittes, zu Ludwig hinüber.

Er ſtand auch ganz in Schauen verſunken und hielt die Hände loſe auf dem Rücken zuſammengelegt. Sie ſchob ihre Hand dazwiſchen und ſchmiegte ſich an ſeine Schulter:

„Lieber du — —!“

„Ja — —. Das iſt wohl ſchön, Dörthchen.“

„Ach, — aber gegen die Centaurin —?“

„Über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten. Vorhin habe ich mit dir bewundern wollen, und da haſt du mich fortgeſchickt. Da ſchaut mich dies reizende Geſichtchen an und lockt mich zu ſich her, und hier ſtehe ich nun und unterhalte mich mit der kleinen Schönheit.“

„Es iſt wahr — ſie ſpricht,“ ſagte Dörthe. „Tritt ein wenig mehr nach links. Dort hinüber. Sieh — ſo mußt du ſie betrachten.“

„Mir ſpricht ſie von rechts und von links und wenn ich ihr gerade in die Augen blicke; es iſt Hexerei.“

„— und wie das wunderbar gemacht iſt, und die Farben genau, — als ob ſie lebte. — Sieh doch die Äderchen unter der Haut.“

„Die liegen im Stein. Es iſt gelblicher Marmor — pariſcher. Solch ein warmer, weicher Ton — entzückend! Nur die Augen und die Haare ſind bemalt und die Lippen ganz blaß roſa. Wie fein! Und die Schelmerei da in den Mundwinkeln. Lache du nur! Ich habe mich verliebt, und wär' ich ein reicher Mann, das Köpſchen müßt' ich haben.“

„Gut! Die Marmorbraut erlaub' ich dir. Soll ich ſie dir kaufen, du?“ Dörthe lachte herzhaft; mitten drin hielt ſie inne: „Nein — hier ſoll man nichts Albernes denken und ſprechen — verzeih.“

„Dies iſt doch keine Kathedrale!“

„— aber ich habe Kirchengefühle —“

„Tempelgefühle, wollteſt du ſagen.“

„Das iſt ja eins wie das andere im gewiſſen Sinne. — Den Eindruck von etwas Heiligem um uns her.“ Dörthe faltete ihre Hände eng um die Bruderhand, und ihre Augen blickten ernſt und ehrfurchtsvoll. „O Gott — wie unbegreiflich iſt die Kunſt! Ein großer Künſtler iſt mehr wie Kaiſer und König!“

„— und iſt manchmal ein buckliger Zwerg —“

„Dieſer nicht, dieſer nicht!“

„Weißt du das?“

„Ich fühl' es! — — Blick' noch einmal um, Ludwig, wie meine Centaurin lebt.“

„— und ſieh du dir noch geſchwind an, wie hübſch Freund Loisl auf der Grabtafel idealiſiert iſt. — Hier: der Genius mit dem Ölzweig. Erkennſt du ihn?“

Dörthe zuckte die Achſeln. „So halb und halb. Das iſt kein Menſch, in den ich mich mit Liebe vertiefen könnte. Verzeih mir, Lu. Ach, müſſen wir denn ſchon gehen? — Alſo ja — ich komme. — — Adieu, Gottheit! Grüß deinen Schöpfer!“

„Adieu Schönheit! Grüß dein Modell!“

— — — — — — — — — — —

„Wir ſind zwei richtige Dorfkinder,“ ſagte Ludwig im Hinausgehen, und während er dem Hausmeiſter das Trinkgeld einhändigte, warf Dörthe noch einen langen Sehnſuchtsblick über die Schulter zurück. Dann drehte ſich der Schlüſſel im Thürſchloſſe, und der Tempel ihrer Kunſtanbetung that ſich zu. —

„Wenn's leicht den Park anſchaug'n mögen? G'ſchtatt' is' ausnahmsweis, weil der gnä' Herr net do is, un der Borth'lazzi hat die Empfehlung 'geben,“ meinte der Hausmeiſter und trat mit unters Portal hinaus. „Gehen's da bei der blauen Tannen zwiſchen die zwoa Roſenbeeten hin; glei' ober der Filla führt's Pförtl auf d' Stroß'n z'ruck. Angenehme Prom'nad winſch' i die Herrſchaft'n.“

— — — — — — — — — — —

„Erkläre mir die Modelle,“ ſagte Dörthe, als ſie langſam, zwiſchen Boskett und ſanft anſteigender Raſenfläche, den Roſenbeeten und der Gruppe blaugenadelter Glauka entgegengingen. „Ich weiß wohl, daß man nach dem ſogenannten Modell zeichnet, aber nun ſolch ein Fabelweſen wie die Centaurin? Kann man das aus der Phantaſie ſchöpfen?“

„Schwerlich, dächt' ich. Der Pferdekörper iſt ja leicht zu beſchaffen, und dann wird er vermutlich mit einem weiblichen Akt verbunden — die Muskulatur und Gliederung übergeleitet, aus dem Tieriſchen ins Menſchliche.“

„Akt? — Iſt denn das nicht ein Theaterwort?“

Ludwig lächelte, neigte ſich zu ihr hin und ſah ihr unter den Hutrand und in die fragenden Augen:

„Weißt du — es war wirklich die höchſte Zeit, daß du in die Welt hinausgekommen biſt, Dörthchen. Du biſt recht ſehr hinterwäldleriſch geblieben. ‚Akt‘ bedeutet in der bildenden Kunſt die Stellung, in die ein lebender, menſchlicher Körper — (das Modell alſo) — zum Abzeichnen und Abformen für den Künſtler oder eine Schülerklaſſe, gebracht wird. Meiſtenteils iſt ſolch ein Modell unbekleidet.“

„— nackt?!“

„Ja wohl, nackt. Durch die Kleidung hindurch kann der Studierende oder der Künſtler die Körperformen und ihre feinen Einzelnheiten doch unmöglich erkennen. Die volle Geſtalt von Kopf zu Fuß nennt man techniſch einen ‚Ganzakt‘. Bis unter die Büſte: ‚Halbakt‘. Stundenlang müſſen die gewerbsmäßigen Modelle dann ſtillhalten. Leichtes Brot iſt das nicht, ſag' ich dir. — Verſtehſt du nun?“

Dörthe ſah vor ſich nieder, kniff die Lippe zwiſchen die Zähne und bohrte ihre Schirmſpitze tief in den Kies. — Ihr Geſicht war rot überflogen.

„Abſtoßend — pfui — ich mag es nicht glauben,“ ſagte ſie. „Sich ſo für Geld preisgeben — alles Schamgefühl verlieren — —! Ich wollte, ich hätte dich nie danach gefragt. — Dann iſt deine reizende Büſte auch nach einem Halbakt geformt?“

„Ohne Zweifel. Was iſt dabei? Echte Kunſt adelt ihre Mittel zum Zweck; das glaube mir nur. Die Auswüchſe und Ausnahmen von der Regel fechten uns ja nicht an. Hier in München darfſt du nicht phariſäiſch und ſpießbürgerlich ſein wollen, Dörthchen. In München wohnt die Genialität.“

„— in meinem Innern wohnt das Sittengeſetz,“ entgegnete ſie herbe. Aber ſie legte ihren Arm nur um ſo feſter in Ludwigs Arm und zog ihn, mit zitterndem Drucke, gegen ihre Bruſt.

Stumm gingen ſie ſo miteinander durch die grünende und blühende Herrlichkeit des ſtillen Gartens, die das roſige Abendſonnenlicht verklärte. — Die großen Platanen wichen auseinander; nun ein ländlicher Heckenweg, von Sykomoren beſchattet, und dann kamen wieder Platanengruppen. Zwiſchen denen tauchte die roſenumrankte Cottage auf und droben am Balkongitter ſtand eine junge Dame in feuerroter Kattunbluſe und bürſtete den Staub aus einem türkiſchen Seidenſtoffe. — Das gab ein ſchwaches Geräuſch, und die Geſchwiſter blickten gleichzeitig auf.

„— Die Büſte — das Modell! — Komm doch, Ludwig, komm!“

So komiſch und kindlich wirkte der Ausdruck des Abſcheus in Dörthens Worten, jener anmutigen Erſcheinung gegenüber, daß Ludwig am liebſten laut herausgelacht hätte. Allein er verbiß die Regung, und dafür warf er dem lebenden Bilde dort oben am Gitter einen Blick zu, haſtig und entzückt von ſoviel lächelnder Lieblichkeit. Dann griff er an den Hut, errötete, ſich ſelber zum Verdruß, und ſprang Dörthe nach. —

Die war ſchon zur Pforte hinaus und auf der Straße, ſo eilig, als hätte Beelzebub in der feuerroten Bluſe geſteckt und wäre hinter ihr drein. —

Sie verweigerte auch jede fernere Unterhaltung über Kunſt für heute. Den ganzen Abendreſt verſchrieb ſie bei einem langen Brief an Großmutter, und als ſie ihre drei Bogen noch einmal durchlas, erſchien ihr alles darin ſo verworren, daß ſie's ganz verzweifelnd zerriß und ohne klaren Grund zu weinen anfing. Ludwig ſchüttelte hinter ſeiner Zeitung den Kopf und blies große Rauchwolken in die Luft, aber er ſagte kein Wort.

Der reiche Tag endete mit einem Mißklange.

„Es iſt gut, daß wir morgen in die Berge reiſen — ich paſſe nicht für München,“ ſagte Dörthe zur Gutenacht.

— — — — — — — —

— — In der Cottage unter den Platanen blieb Ljuba noch ſehr ſpät wach. Sie ging durchs Balkonzimmer hin und her, bis alle die koſtbaren Wandteppiche und -tücher, ſorgſam gefaltet, in der Kampferkiſte verwahrt lagen, draußen auf dem Treppenflur, gleich neben der Thür. Dann holte ſie ſich ein ſandfarbenes Reiſekleid aus einem der Schränke, einen handlichen Ständer dazu, hängte es über denſelben und machte ſich daran, ein paar winzige Flecke herauszureiben, die nur ein ordnungsliebendes Auge entdecken konnte. Das Kleid war ſehr chic, kurzröckig, Bauſchbeinkleid darunter und Jäckchen und Weſte von eleganter Knappheit. Kein Hausmacherwerk, ſondern aus irgend einem großen Schneideratelier hervorgegangen.

Sehr eifrig rieb und putzte ſie und ſtrich die loſen, dunklen Scheitel ein paarmal hinter die zierlichen Ohren mit graziöſer Handbewegung. Dabei fielen dann die weiten Bluſenärmel zurück, und die runden Arme wurden faſt bis zum Ellbogen frei. Die großen, dunklen Augen blickten ſchon ein bißchen ſchläfrig, und die emporgebogenen Wimpern ſchlugen ſich träumeriſch auf und nieder. — Allein der bewegliche Mund war noch von ſo wechſelndem Reiz umſpielt, daß er einen Gedankenleſer in Extaſe verſetzt haben würde.

Jetzt trat ſie auf den Balkon hinaus. Im Zimmerchen war ihre Arbeit gethan. — Sie ſtand, die Ellbogen aufs Gitter geſtützt, das Geſicht in den Händen. Spieleriſch hob der Nachtwind ihr die ſeidigen Haare von Stirn und Schläfen und machte die Platanenwipfel ums Haus unter ſeinen Küſſen erſchauern.

Ljuba legte den ſchönen Kopf zurück, blickte in die Sterne und zog, wohlig atmend, die duftende Nachtluft ein. — —

— — — — — — — —

— — Es war ein lieber Menſch geweſen — der — vorhin, gegen Abend, — der mit ſo einer herzigen, ſteifen Galanterie zu ihr hinaufgegrüßt hatte. — Entſchieden ein lieber Menſch. — Aus Norddeutſchland natürlich. — ‚Die Norddeutſchen ſind ſchon ſehr korrekt — oder am End' ein Engländer? — Aber die Engländer werden nicht rot; nein — das gibt's nicht! — Lieb hat er ausgeſehn, wie er ſo rot geworden iſt. Gewiß war er grad' von drüben gekommen und hat meine Büſte betrachtet gehabt — — und was iſt nur mit ſeiner Dame geweſen, daß ſie ihm davonſpringt, als gehört ſie in eine Heilanſtalt? — Komiſche Leut'!‘

Das kleine Intermezzo machte ihr noch in Gedanken Spaß. Wie eine junge Siegerin ſah ſie aus. Dann reckte ſie die Arme über den Kopf und ſchlug ihre Augen groß auf. — Die Augen blieben träumeriſch; der Mund lächelte fein und ſchelmiſch dazu. — Dann trat ſie ins Zimmer zurück.

Noch eine Weile irrlichterte da drinnen die brennende Kerze. — Endlich erloſch ſie.

Zehntes Kapitel.

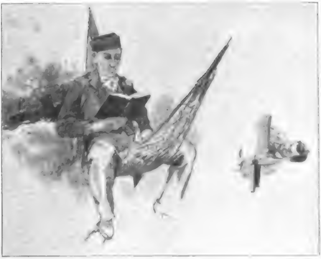
In Blumau, kurz vor Bozen, ſtand das Stationsgebäude, an dem die Schnellzüge niemals Halt machen, grell belichtet im Mittagsſonnenſchein, und die Luft glühte, als ob ſie mit Steinkohlen geheizt wäre. Die Landſchaft flimmerte wie eine Kimmung in der Hitze, und jenſeits des Eiſack ragten die Höhen des Kunterswegs, in fahlviolette Schleier gehüllt, gegen den ſattblauen Himmel. —

Drüben beim Kräuttner-Jakob vor dem Bräuhaus war's kühl und wohlig. Die Kaſtanien auf der kleinen Baſtei über der Landſtraße warfen breite Schatten. Ihre Wipfel flochten Aſt in Aſt, und darunter luden ländliche Bänke und Hocker um die Tiſche mit blauroten Drelllaken gedeckt, zum Ausraſten und Tafeln ein. Dem Bräuhaus gegenüber, jenſeits der Straße, dehnte ſich ein Blumengarten. Roſen und Nelken, buſchige Hortenſien und Edelraute umdrängten das zierliche Luſthaus. Die Oleanderbüſche blühten rot und weiß und ſtrömten Mandeldüfte aus; ein Springbrunnen warf ſeinen Strahl plätſchernd empor. Nach rechts zu ſtarrten ferne Felſen in die Höhe, und zwiſchen ihnen lag die heiße Sonne brütend auf einer goldigen Kluft. Das war der Eingang zum Tierſer Thale.

Viel Leben und Bewegung gab's nicht auf der Baſtei um dieſe beſchauliche Stunde und auch nur eine Handvoll Gäſte. Ihrer fünf im ganzen. —

Zwei am erſten Tiſch hart beim Steinwall; junge Leutchen, ein blonder Herr und eine noch blondere Dame, unverkennbar Geſchwiſter, beide mit grünem Loden angethan, ein bißchen ſchwerfällig zurechtgeſchneidert. Sie ſaßen natürlich beim Kaiſerſchmarrn nebſt Bozener Eingeſottenem und hatten roten Traminer in ihren Gläſern.

Aus unserer Studienmappe:



Aus A. Langhammers Skizzenbuch.

Mehrmals ſtießen ſie miteinander an und drückten ſich, über den Tiſch hinweg, die Hände, und die Glückstrunkenheit ſolcher, die zum erſtenmal den ſonnigen Zauber des Südens um ſich her ſpüren, leuchtete auf ihren Geſichtern. Namentlich auf dem der jungen Dame. Deren Hütchen lag neben ihr, der Windhauch bewegte den weißen Adlerflaum hin und her; mit den blonden Haarlöckchen des frohen Geſichtes konnte er nichts anfangen; denn die drückten ſich feucht an die heiße Stirn.

Sie lächelte ihren Bruder an: „Ludwig — iſt es nun wirklich wahr?“ und nickend lächelte der Kellnerin zu, die, die Hand auf der Hüfte, ſeitab am zweiten beſetzten Tiſche im Kaſtanienſchatten ſtand. Da hielt ſie einen Plauſch mit den drei Männern, denen ſie eben Brot und Kaiſerfleiſch und Liebesäpfel als Zukoſt vorgeſetzt hatte, nebſt friſchem Eigenbräu im Krügl. Sie lachte gleichfalls, aber nicht vor Seligkeit, ſondern über die Fremde, die gar ſo herzig ausſchaute und gar ſo feſch that, wiewohl ſie noch einen Staubzucker extra zum Schmarrn verlangt hatte; man denke!

Die drei Männer bezeugten wenig Schneid zum Plauſchen. Sie ſtreckten ihre müden Beine in Lederhoſen und groben Wadenſtutzen ſo recht lang unter den Tiſch und aßen und ſchlürften gemächlich. Der Große, Bärtige, deſſen graugrüne Augen man ſicher zu allererſt im Geſicht bemerkte, ſah die herzige, junge Dame unverwandt an. Nicht neugierig noch begehrlich; nur kühl muſternd. —

— — — — — — — —

„Herrlich!“ ſagte Dörthe. „Herrliche Geſtalten! Was biſt du denn ſo faul? — Guck' dich doch mal um, du.“

Ludwig putzte ſeinen Kneifer; rückte den Teller fort, leerte ſein Glas und machte eine halbe Wendung mit ſeinem Hocker:

„Prachtkerls; es iſt wahr. Das ſind Bergführer.“

Damit erhob er ſich, ſchlenderte zu den Dreien hinüber und bat um Feuer für ſeine Cigarre. Die Wachszünderchen in der bunten, italieniſchen Schachtel waren ihm ausgegangen. Der Eine von den Dreien reichte ihm, ohne die Stellung zu verändern, ſein Taſchenfeuerzeug mit Stein und Lunte, und

Digitized by Google

als er dankend an den Hut griff, hoben ſie alle nur läſſig ihre Zeigefinger bis zur Kinnhöhe der ſonnenverbrannten Geſichter zum Gegengruß. Sie ſchauten ihm nicht einmal nach.

„Nein — nun haſt du wahrhaftig kein Wort mit ihnen geſprochen, und das hoffte ich grade. Mit Denen möcht' ich anbinden. Ja, im Ernſt!“ Dörthe runzelte die Stirn, weil ſie ſich enttäuſcht fühlte, und Ludwig reckte ſeine Arme über den Tiſch hin und gähnte.

„Verzeih', Dörthchen. Es geht Denen da juſt wie mir. Sie ſind auch vor Hitze am Einſchlafen, und eine Tour haben ſie am Ende eben hinter ſich. Da, an der Wand liegt ihr Gerät. Siehſt du die Seile und Pickel und die alten Ruckſäcke?“

„Zu intereſſant! Wie waren ſie denn?“

„Gar nicht. Der Schwarze, der mir Feuer gegeben hat, murmelt: ‚ecco‘, und welſchen kann ich noch nicht. Der Große mit dem Prophetenbart iſt total mundfaul oder taubſtumm, wie du willſt, und Nummer Drei ſchneidet ſo ein gewiſſes Geſicht: ‚Du kraſſer Fuchs in unſrer edlen Übung, laß uns in Ruhe.‘“

„Schade — ich brenne darauf.“

„Vielleicht macht ſich's ſpäter. Es iſt ja noch längſt nicht aller Tage Abend, Dörthchen.“

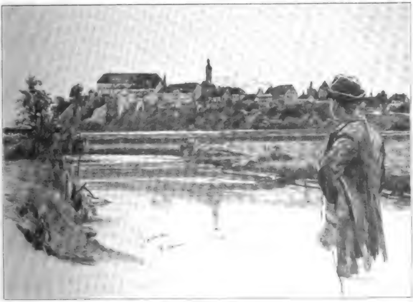
„— und was thun wir jetzt?“

„— ja — was ſoll man bis zum Abfahren groß thun? Ich, für mein Teil, freunde mich mit der Kellnerin an und laſſe mir im Bräuwirtshaus irgend eine Schlafkammer aufſchließen. Da ſtreckt man ſich noch ein halbes Stündchen. Du ſollteſt es ebenſo machen.“

„Ich? O, nicht um die Welt! Das fiele mir ein. Sieh mich an, ob ich nach Schlafen ausſehe. Geh' du ruhig, Lu; ich rufe dich zu rechter Zeit. Aber ſchreib' nicht wieder Briefe wie heute früh vor Morgengrauen, hörſt du? — Ja, nimm den Bädeker gern mit; ich brauch' ihn nicht; ich will nur Blumen genießen.“

Ihm fielen wirklich ſchon unterwegs zum Bräuhaus die Augen zu. Daran war der thörichte Eilpoſtbrief ſchuld, den Herterich

Aus unserer Studienmappe:



Blick auf Dachau. Aus A. Langhammers Skizzenbuch.

Digitized by Google

ihm von Ekendorf nachgejagt hatte zu ſofortiger, perſönlicher Erledigung. Sein heutiger Tag war um drei Uhr angebrochen.

Dörthe ſaß, nachdem er verſchwunden war, noch ein paar Minuten ſtill, die gefalteten Hände im Schooß. Ihre entzückten Augen hingen an den blütenüberſchütteten Oleanderbäumen drüben im Garten, zwiſchen denen die bewegliche Kriſtallſäule des Springbrunnens ſtand mit ihrem ſprudelnden Knauſe. Dann zog ſie einen Seufzer, blickte verſtohlen nach dem Tiſche und den drei Bergführern hin, biß die Lippe und ſah überlegend vor ſich nieder. Endlich faßte ſie ſich Mut. Gradeswegs ging ſie auf die Gruppe zu, die ſie ſo lebhaft intereſſierte und ſagte ſich, während der zwanzig Schritte, geſchwind ihr Dutzend italieniſcher Vokabeln vor, die ſie heute früh, zwiſchen Goſſenſaß und Brixen, aus dem friſchgekauften Konverſationsbüchlein gelernt hatte. ‚Es wird ſchon gehen — es muß gehen,‘ dachte ſie und fragte mit ihrem hübſchen, ſtrahlenden Lächeln:

„Iſt's erlaubt? Darf ich mich ein wenig zu euch — — zu Ihnen ſetzen? è permesso?“

„Aber g'wiß, warum nit?“ Das ſagte Ludwigs ‚Nummer Drei‘ und ſein ‚Schwarzer‘ holte ihr gleich einen Hocker heran und richtig: ſie bekam auch ein ‚ecco‘. Wie entzückend nett: — ein richtiger Welſcher. — Der Große mit dem langen Gabelbart und den prächtigen graugrünen Augen im mageren Geſichte verhielt ſich noch wortkarg, aber er ſtützte den Arm auf den Tiſch, legte das Kinn in die Hand und betrachtete ſich jetzt den Eindringling noch einmal in der Nähe, ein verlorenes Schmunzeln um den Mund, während die Naſenflügel ſpielten.

Dörthe ging direkt aufs Ziel los:

„Iſt es ſehr ſchwer für Damen, den Roſengarten zu beſteigen?“

Pauſe. — Nummer Drei ſtieß den Schwarzen an, zog eine pfiffige Miene und welſchte einen kurzen Satz. Der Große nahm das Geſicht aus der Hand, und ſein verlorenes Schmunzeln ward zum Lächeln. Allein er gab wenigſtens Antwort.

„Wie man's nehmen will. Es kommt halt auf die Damen an und auf die Spitzen, die Gnädige meinen.“

„Spitzen? Ich denke, jeder Berg hat nur eine Spitze, und unter der, die ich meine, liegt das Lauringsgartl. Da hinauf möchte ich für mein Leben gern.“

„Gewiß, das iſt ſchon richtig. Aber zum Roſengartenſtock rechnet man eben noch den Keſſelkogel und auch die fünf Türme ſo halb und halb. — Aber zu denen hinauf führt keine Wendelſtiege. — Im Augenblick wüßt' ich nur zwei Damen, die droben auf dem Winkler geweſen ſind.“

„O, bitte, bitte, führen Sie mich hinauf!“

„Sie? Nein, — — behüt' Gott. Sie haben ja keine Ahnung.“

„Mit Ihnen würde ich's ſofort wagen!“

„So? Das iſt ein ſehr lieber Glaube von Ihnen, aber er hilft Ihnen ſchwerlich ohne Vorübung aufs Gartl und die Türme.“

„Sie kennen mich nicht! Sie wiſſen nicht, was ich kann, wenn ich feſt will!“

Er wiegte den Kopf und heftete ſeine Augen wieder muſternd auf ihr erregtes Geſicht mit dem Ausdrucke jugendlichen Eifers, der faſt noch kindlich anmutete. „Zutrauen darf man Ihnen ſchon etwas, aber das Leben riskiert man nicht; das gehört dem Herrn Gemahl.“

„Es iſt mein Bruder.“

„Nun denn: und meinen Sie, er läßt ſein Schweſterl da hinauf?“

„Er will ja ſelbſt.“

„So — ſo! Nun, wir werden ſehn.“

„— und dann führen Sie uns, nicht wahr?“

„Oho, da braucht's uns alle Drei, gelt, Löwenhansl? Eh, Tabarro?“

Die beiden nickten, ſahen beluſtigt drein und paffſten mächtige Wolken aus ihren kurzen Pfeifen. Der Schwarze, der Tabarro genannt wurde, verſenkte ſeine Fäuſte in die Hoſentaſchen, ſchob das Pfeifchen zwiſchen den Lippen hin und her und ſprach ſein Welſch nachläſſig und undeutlich aus der Mundecke hervor. Der Große jedoch verſtand und verdeutſchte:

„Der Fortunat meint, Sie müſſen in der Ebene daheim ſein.“

„Ja, auf dem ganz platten Lande, noch hinter Hannover, wenn Sie vielleicht wiſſen, wo das ungefähr liegt?“

„Ich weiß ſchon.“

„Das finde ich ſehr viel. Ich habe von Blumau vor der Reiſe nicht die entfernteſte Idee gehabt.“

„So wie ſich's in die Berge verkriecht, das iſt kein Wunder. Alſo Sie kennen die Alpen nicht?“

„Überhaupt kein hohes Gebirge. Ich falle von einem Staunen ins andere. Gott, wie iſt die Welt herrlich bei Ihnen! Schon in München lauter Neues. Aber das verſinkt vor den Bergen und den Gletſchern, die man von der Brennerbahn aus ſieht. (Oder heißt es Ferner?) Wir haben zu Haus bei uns nur Hügelchen — wie Wellen ſo klein.“

„Freuen Sie ſich ſchon ein biſſel aufs Tierſer Thal; und wenn's Sankt Cyprian heißt und der Roſengarten ſteht großmächtig da vor Ihnen, dann dürfen Sie gern einmal an die drei Kraxler denken.“

„Seh' ich Sie nicht im Weißlahnbad wieder? Gehen Sie ſchon weiter? Ich wollte doch, daß mein Bruder Sie auch ſpräche und Sie zu einer recht, recht ſchweren Tour engagierte, damit Sie ſehen, daß ich wirklich kann, was ich will.“

„Vederemo!“ ſagte er und ſchüttelte die Hand, die ſie ihm hinſtreckte. Ja, er behielt ſie noch in ſeiner nervigen, ſchwarzbraun verbrannten und ſteuerte ſeinen zwei Kameraden, die ſich, am Tiſch ſitzend, vor heimlichem Lachen krümmten:

„Seid's ſtaad, ihr Lumpen! Zitto!“

Im Augenblick ſetzten ſie ſich gerade auf, machten ernſte Geſichter und holten ihre Führerbüchelchen aus den Bruſttaſchen, um irgend etwas darin zu vergleichen. Dörthe bemerkte den raſchen Stimmungsumſchwung gar nicht. Sie ſtand mitten in der heißen Sonne vor der Mauer und betrachtete ſich das zuſammengeworfene Bergſteigergerät. Der Große lehnte breitſpurig daneben, wiegte ſich in den Hüften, qualmte auch aus der engliſchen Pfeife und hielt die Hände in den Taſchen, wie die beiden am Tiſch gethan hatten: „Nun, das verſtehn Sie erſt gar nicht, wie?“

Sie nahm den langen Ampezzaner Pickel auf, an dem die Hanfgurtſchlinge noch hing, und wog ihn auf der Hand: „Iſt das für die Gletſcher?“

„Das breite Hackenend iſt für den Schnee und das ſchmale für's Eis. — Hier im Ruckſack ſteckt die Laterne und die Apotheke. Da, ſchauen Sie, das ſind Scarpetti —“

„Das ſind ja Hausſchuh!“

„Ja ſchön! Grad' das Gegenteil davon. In den Scarpetti geht's über die trockenen Felsplatten, und dort iſt das Seil. Wenn's erſt ſoweit iſt, daß ich Ihnen den Führer mach', dann ſeil' ich Sie ſelber an.“

„Wie denn?“

„— Geben Sie Obacht.“

Zum Scherz ließ er die Seilſchlinge über ihre Schultern fallen und zog ſie dann unter ihrer Bruſt ein wenig feſter. Darauf nahm er ſeinen Abſtand, ſtraffte das Seil, daß ſie's ſpürte, und ſagte:

„Jetzt darf die Tour beginnen, und ſo bleib' ich hinter Ihnen.“

„— und ich muß allein voraus? — Und wenn ich nun ſchwindlig würde? — Was geſchieht dann?“

„Dann nehm' ich Sie halt nah' zu mir —“

„— und wenn ich überhaupt nicht weiter könnte?“

„Dann trag' ich Sie eben. Nur keine Sorg' um den Weg.“

Sie war augenſcheinlich ganz in der Situation. Er bemerkte, daß ſie in ſeiner Seilſchlinge zitterte, und wie ſchutzſuchend vor etwas ungeahnt Fürchterlichem kam ſie raſch in ſeine Nähe zurück. Das lebendige, jugendfriſche Geſicht ſah ganz verändert aus.

„Es iſt manchmal gar eigen mit den: ‚ich kann, was ich will.‘ Betrachten Sie ſich lieber die Berge noch ein biſſel von unten“, ſagte er ruhig und löſte das Seil. Sie ließ ihn machen und antwortete keine Silbe.

Jetzt kamen auch ſeine Kollegen. Sie packten alle drei ihre Gerätſchaften auf, zahlten dem Kräuttner-Jakob ihre beſcheidene Zeche und lüfteten ſodann, flüchtig rückſchauend, gegen die regungslos Daſtehende ihre verwitterten Lodenhüte. — Nun ſchritten ſie langſam und ſtetig, die Knie herausgedrückt, ihres Weges dahin, der ſonnengoldenen Kluft zwiſchen den ſtarren Felſen, rechts vom Bärenhaus, entgegen. Dörthe ſah ihnen nach, bis ſie verſchwanden. — „Und ich will doch!“ ſagte ſie trotzig hinter ihnen drein. Ihre Hände waren noch kalt von vorhin. —

Da erſchien Ludwig wieder in der Hausthür und rief nach ihr. Er hatte ausgeſchlafen und war in roſigſter Laune. Drüben kam ſchon der Kutſchertoni mit dem leichten Wägelchen, und der welſche Vinzent führte den Eiſenſchimmel herbei, den faulen Jockel, und den Braunen. Der Jockel ſollte das Gepäck der Herrſchaften auf dem Karren ziehen, und noch allerlei Proviant fürs Weißlahnbad, Gemüſe und Früchte in leichten Baſtkörben, ward aufgeladen. Zuletzt noch ein handlicher, kleiner Lederkoffer von der praktiſchſten Sorte.

„Alliweil koann's furtgeh'n Ei'r Gnoad'n," meldete der Toni, und Dörthe war's ordentlich leid, daß ſie ihre glühende Bergführerſchilderung unterbrechen und einſteigen mußte.

„Wir wollen lieber nicht ſo gut eſſen und trinken, Ludwig," ſagte ſie; „verſprich mir nur heilig irgend eine ſchwere Bergtour, und daß du uns die drei Führer aus Blumau dazu mieteſt. Wenigſtens den Großen mit dem Barte; der hat mir's nämlich angethan. Es koſtet allerdings zehn Gulden auf die Roſengartenſpitze, aber die hungere ich mir mit Wonne ab, und wenn wir zwei Führer brauchen, ſo nimm den Schwarzen dazu. ‚Fortunat Tabarro' — klingt das nicht wie Muſik? Ich hör' ihn zu gern ſprechen; nur ſo den Tonfall, weißt du. Ich wollte, daß ich Italieniſch könnte!"

„Die Wünſche wachſen in den Himmel, wenn ſie erſt einmal angetrieben ſind, das iſt eine alte Sache!" Ludwig amüſierte ſich köſtlich. „Gott ſei Dank, wir haben's ja. Hungern brauchſt du nicht und kraxeln ſollſt du, ſoviel du willſt und kannſt. Aufs Können kommt's zuerſt dabei an."

„Nein, aufs Wollen!"

„Verzeih, das iſt Unſinn, Dörthchen. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſchon mancher am Seil gehangen hat und iſt froh geweſen —"

„Sei ſtill, bitte —!"

Er wunderte ſich darüber, daß ſie ſich plötzlich eng an ihn drückte, ihre beiden Hände in ſeine ſchob und ganz verſtummte. Was mochte ihr durch die beweglichen Gedanken gehen? Er konnte nicht wiſſen, daß es ihr Geſpräch mit dem großen Bergſteiger war und daß die Erinnerung an die kurze Minute, da ſie in ſeiner Seilſchlinge geſtanden, wie ein dumpfer Schwindel über ſie kam. Ein paar Minuten ließ er ſie ruhig gewähren; dann ſchob er ihre Hände zurück:

„Sieh auf und ſieh um dich, mein Dörthchen; wir ſind im Tierſer Thal."

Ehrfurcht ergriff ihre Seele. Von dem, was um ſie her war und von Schritt zu Schritt zu größeren Wundern emporwuchs, hatte ihr bisher jede Vorſtellung gefehlt. Wie ſich die ungeheuren Felsmaſſen türmten und ineinanderſchoben, wie es aus den ſchwarzklaffenden Spalten hervorſproßte und blühte: Farne und Gräſer, brennende Nelken und leuchtender Ginſter; wie die Tannen ihre Wurzeln gewaltig in den Stein zwängten und ihn umklammerten, wie die Ranken Netzwerk über die Wände zogen, die keine Menſchenhand errichtet hatten, ſondern Gottes eigene Hand — das konnte ihr ſchlichter Sinn, ihr unverwöhntes Auge kaum faſſen. —

Alles in Sonnenlicht gebadet, wenn nicht ein überhängendes Felsſtück Schatten warf, oder die Rieſenwände, rechts und links vom tanzenden Breibach, dräuend zuſammenrückten; — ſie gönnten dem Wägelchen ſeinen beſcheidenen Wegſtreifen unter den Rädern nicht, und der wilde Bach tobte auch gegen die Beſchränkung mit ſeinen ſtürzenden Schaumwellen und mit rauſchendem Gelärm. Denn in der vorletzten Nacht waren ſtarke Gewitter niedergegangen und hatten ſeine Waſſer vermehrt, ſeinen Lauf zu Thal verſtärkt. — Droben in der Höhe dunkelten die Wälder; einzelne Bäume unterſchied das Auge nicht. Wie ein ſchwarzes, feingezacktes Tuch lag's da und dort, lange Strecken weit; über den ſchroffen Gebirgen und hinter dieſem dunklen Tuche wölbte ſich der heiterblaue Himmel bis in die Unendlichkeit hinauf. —

Dörthe ſprach nicht und jubelte nicht. Sie ſchaute und ſchaute, und ihre Gedanken ſammelten ſich. Wenn die Felſen gar zu bedrohlich über den ſchmalen Karrenpfad hingen und die Sommerglut urplötzlich der Schattenkühle wich, ſchauerte ſie, blickte furchtſam über ſich und fuhr mit der Hand zum Scheitel. Als Ludwig, beſorgt ob ſolcher Nervenanwandlungen, ihr ein Glas Wein aus dem Proviantkorbe anbot, lehnte ſie ganz entrüſtet ab; obgleich ihrs nicht wohl zu Mute war.

„Was denkſt du nur von mir, Ludwig? Es iſt einfach zu ſchön, zu mächtig — ich muß es erſt ertragen lernen. Ja, gewiß — glaub' es mir. Hier müßte eine Kirche neben der andern ſtehen und immer Andacht ſein —"

„Brauchſt du dazu eine Kirche? Ich nicht."

„Du biſt ein Mann — ich fühle doch anders. Sieh, da hängt eine ſchöne Muttergottes drüben am Felſen. Wie rührend. O, hätten wir Ochen hier!“

„Deine Kirche bekommſt du auch noch, und ich meinen Tempel für meine Andacht. Warte ab. Nein, nicht im Bädeker leſen. Laß dich überraſchen.“

„Immer heißt es: ‚warte ab!‘ — Wenn es noch mächtiger kommt — wie ſoll man das aushalten?“

„Dafür ſorgt unſer Herrgott. Der ſpendet ſeine Gaben weiſe. Jetzt wird's immer ſchöner. So ganz nach und nach.“

„Wie kannſt du das wiſſen, Ludwig? Kennſt du denn Bilder vom Tierſer Thal?“

„Zu dienen, geliebtes Kleines. — Ich hab' ſie ſogar hier drin in meiner Bruſttaſche ſtecken; aber du haſt ſie nicht ſehen dürfen — abſichtlich nicht.“

„Ludwig — —! Dies iſt mehr als Weihnachten und Geburtstag zuſammen. Tauſend — tauſendmal dank' ich dir!“

„Dörthchen, mein liebes; nichts zu danken. Wer freut ſich wohl am allermeiſten? Ich doch!“

— — — — — — — — — — —

Es hätte gar mancher Peſſimiſt und Skeptiker andersgläubig werden können und beſſer von Herzen obendrein, wäre es ihm vergönnt geweſen, ein umſichtbarer Zeuge dieſes ſchlichtzärtlichen Geſchwiſterverhältniſſes zu ſein, wie ſich's hier inmitten der erhabenen Weltſchönheit offenbarte. — Kinderliebe, die zwei Erwachſene verband. Äußerlich ausgereifte Menſchen, und in ihnen doch noch ſoviel Unberührtes und Unerwecktes; Gefühle in dämmeriger Herzenskammer, die vielleicht geſtern oder heute der erſte, lebenſpendende Sonnenſtrahl geſtreift hatte, daß ſie ſich regten und dehnten und aus ihren ſchlaftrunkenen Augen ins Licht blinzelten. Vielleicht zogen, mit dem Sonnenſtrahle zugleich, auch die erſten, winzigen Zweifelswölkchen am Horizonte auf: ‚Biſt du mir denn wirklich mein Eins und Alles?‘ — — ‚Gibt es wirklich nichts außer dir im weiten Reiche der Liebe?‘ — —

So hätten der Skeptiker und der Peſſimiſt geleſen und gefürchtet; hätten mit herber Wehmut den erſten Sonnenſtrahl beobachtet, mit bitterem Lächeln die Zweifelswölkchen zu Gewitterwolken wachſen ſehen und achſelzuckend geſagt: „So etwas Altmodiſches iſt heutzutage ſchlechterdings unmöglich, deswegen greift das Schickſal zerſtörend ein.“

Die beiden jedoch, die, Arm durch Arm geſchlungen, dem alten Zoll und der Futterraſt für ihren Braunen und den faulen Jockel entgegenfuhren, wußten gar nichts, als daß ſie die allerglücklichſten Menſchen im Lande Tirol ſein müßten, und daß der Wirt vom alten Zoll abermals um eine Flaſche Roten gekränkt werden ſolle, damit Dörthe nicht etwa in Ohnmacht fiele, wenn der Roſengarten endlich an ihrem Horizonte aufſtiege. Wohlverſtanden: der Roſengarten in voller Majeſtät und nicht die leiſeſte Spur des peſſimiſtiſchen Zweifelgewölkes hinter ſeinem Gipfel.

— — — — — — — — — — —

Am alten Zoll, der ein maleriſches Idyll an der holperigen Karrenſtraße war, ſaßen nur ein paar ſchweißige, welſche Straßenarbeiter am Brettertiſch unter dem Laubengerüſt, Schlapphut aus der Stirne gerückt, und unter der Krempe quoll das dicke Schwarzhaar hervor. Sie ſpießten Salami und Handkäs auf ihre Meſſer zum Brot, tranken Wein, und liebäugelten mit einer kurzen Pfeife, die herrenlos auf dem Tiſche lag.

Der Wirt, der neben den Eſſenden ſtand, nahm das verlockende Gut an ſich und machte, fingerdrohend, eine Bemerkung. Er traute den Vieren nicht recht über den Weg: „Ös Saggra, loßt d' Pfeif'n net in Enkere Säck' einihupf'n!“ verſtand Dörthe ohne Anſtrengung, und kindiſch freute ſie ſich über ihren Fortſchritt und darüber, daß der Mann deutſch ſprach.

„Die Pfeife kenn' ich wieder,“ ſagte ſie lebhaft, „bitte, darf ich ſie in die Hand nehmen? — Sieh, Ludwig, was für eine ſchöne Bernſteinſpitze. Der Schwarze hat draus geraucht; der eine Bergführer in Blumau, weißt du. — Wie hieß er doch noch? — Richtig: Fortunat Tabarro.“

„Is nöt g'ſeit; der Tabarro hot's Pfeif'l dahier vageſſ'n,“ erklärte der Wirt. „Er is af's Badl zu; am Roſengart'n will er auffi, murgen in d'r Fruh. Leicht nehmet der Vinzent's Pfeif'l mit af Tiers zum Badl?“

„Wenn das ‚Badl‘ und ‚Weißlahnbad‘ eins und dasſelbe iſt, bitte, ſo möchte ich die Pfeife zurückgeben. Wir fahren ins

Bad'l; — das da iſt unſer Gepäck. Ich darf doch, Lu? Laß mich, ja. Es macht mir den größten Spaß!“

„Heute nenn' ich alles, was du thuſt, nett und nichts kindiſch.“ Er zwinkerte ihr lächelnd zu und gab ihr einen zarten, kleinen Backenſtreich mit dem Handſchuh gegen die blühende Wange. Der Wirt vom Zoll machte auch ein beluſtigtes Geſicht, klopfte des Tabarro Pfeife aus, putzte mit ſeinem blauen Sacktuch das Mundſtück und überlieferte ſie Dörthe:

„Wann die Gnädige ſich ſel'm in d' Schwemmen traut? Sunſt thuat's der gnä' Herr d'ſurg'n, gel', Ei'r Gnoad'n?“

„Sie halten uns alle für ein Ehepaar; reizend, du! — Was meint er mit der ‚Schwemme‘?“

„O, das iſt die Führer- und Kutſcherſchenke in den Hotels. Da iſt's wahrſcheinlich am gemütlichſten vom ganzen Lokal, und die ſolideſten Durſte werden mit dem kräftigſten Stoffe weggeſchwemmt. Da haſt du die Worterklärung leicht und faßlich. — Übrigens habe ich jetzt auch einen ſoliden Durſt. Siehſt du, der Padrone hat mich ſchon ohne Worte begriffen. Komm trinken, Dörthchen.“

Der Wein in der Halbliterflaſche war jung und ſchwer und ſtieg Dörthe feurig zu Kopf. Zuerſt überkam ſie ein wildes Vergnügtſein. Nirgends konnte man doch herrlicher ſitzen als hier unter der ländlichen Steckenlaube, an der blühender Hopfen emporkletterte, und lieblichere Kinder gab's auch nirgends, als der Frau Wirtin kleine Maria und das Wickelpüppchen und den drolligen Beppe. Sie plauderten alle drei ihr verwelſchtes Tiroleriſch, und Maria trug den braunen Zopf wie ein hohes Prinzeſſinnenkrönchen mitten auf dem Wirbel. Das Püppchen ſteckte im Wickel wie eine winzige Mumie, aber die runden Schwarzaugen guckten luſtig in die ſchöne Welt hinein, und die Mutter des Kleeblättchens, ein frühaltes, verarbeitetes Weib ſagte ein ‚grazie!‘ übers andere, weil die blonde Signora ihre eigene Kragenſchleife vom weißen Halſe that zum Schmuck für Maria, die kleine Eitelkeit mit dem Prinzeſſinnenkrönchen. Für Beppe und das Wickelpüppchen ſpendete ſie zwei blanke, halbe Gulden. Mit Wonne hätte ſie zehn gegeben, nein, zwanzig, weil das Leben ſo himmliſch war und Ludwig ſo gut zu ihr, und die drei Bergführer würde ſie auch wiederſehn. Jammerſchade, daß die Pfeife nicht ihrem Auserkorenen gehörte, dem ſtolzen ‚Großen‘!

„Trink' nicht ſo haſtig; iß auch dazu, Dörthchen,“ mahnte Ludwig ein paarmal. Sie waren ſchon bei der zweiten, offenen Glasflaſche. Aber Dörthe lachte und trank erſt recht. Durſt hatte ſie, und nachher durfte ſie doch fahren und wieder ſtillſchweigen und den Roſengarten herbeiſehnen.

„Kommt er jetzt?“

„Sehr bald. Halt' dir nur die Augen klar.“

„Sind die nicht klar. — Die ganze Welt iſt golden und du auch! Laß mich! Laß mich nur einmal wahnſinnig glücklich ſein!“

„Alſo ſei's und von Herzen. So ein Tag iſt auch Gold wert. Stoß an, Dörthe, unſere Lieben daheim! Aber ohne Wahnſinn.“

Jählings ſchlug ihre Stimmung um. So übermächtig war ihre Verzückung geweſen, daß die norddeutſche Heimat ihr grau und nüchtern ſchien. Sie wollte ſich ſchämen und konnte es nicht. — Sie konnte nur vorwärts drängen, einem noch wunderbareren Paradieſe entgegen, als dieſem, das ſich hier um ſie her breitete.

Der kluge Bruder hatte recht. Ihre Wünſche wuchſen mächtig in den blauen Himmel hinein, und ihm bereitete das tauſend Spaß, noch viel herzlicher als am erſten Reiſetage in München. Dort im hochgebauten Atelier mit den ſchweigenden Gebilden, war der Schmetterling, der ſeine Flügel ſchwingen konnte, endlich aus der engen Puppenklauſe geſchlüpft und frei im Äther geworden. Die Thränen, damals an jenem Abende, hatten noch den letzten Kleinlichkeitsreſt von ſeiner befreiten Schweſterſeele hinweggewaſchen. So faßte er ſie wenigſtens auf.

Wie hübſch hatte ſie, vor zehn Minuten am alten Zoll, der große Glücksrauſch gekleidet, zuſammen mit dem kleinen vom dunklen Rebenblute der Tirolerberge. Bis heute war's ihm eigentlich kaum aufgefallen, daß ſie eine intereſſante Erſcheinung war, mit ihren ausgeprägten Zügen, den lockigen Haaren und hellen, ſprechenden Augen; ſprechend, ſowie der Mund redete. In der Ruhe hatte ſie ſehr leicht etwas Steinernes, das zurückſtieß, und das oberflächliche Beobachter mit Stolz verwechſelten. Deſto überraſchender die ſpontane, regſame Wärme, ſo wie vorhin, als ſie, belebt von Wein und Sonne, mit den halbwelſchen Kindern geſcherzt hatte. Ihre Fröhlichkeit, ihr Lachen, wenn es auch ein wenig laut war, gaben ihr einen ſeltenen Reiz. Der lag im Munde und den zwei tiefen Grübchen: eins in der linken Wange und das andere im Kinn.

Gleichſam mit neuen Augen betrachtete er ſie, während ſie fuhren. Ihr Kopf lehnte, müde zurückgeſunken, gegen das magere Seitenpolſter des Wägelchens. — Sie ſchlief feſt. Der Reiz war nicht mehr da. — Es war nur noch ein friſches Mädchengeſicht, deſſen Wangen glühten, deſſen Mund einen herben Ausdruck zeigte. Die langen Seidenwimpern und den Amorsbogen über feuchtſchimmerndem Blicke, die zum richtigen Schönheitszauber gehören, beſaß es auch nicht, und die Stirn war viel zu hoch und eckig für die klaſſiſche Linie.

‚Wie ſie Vater heute ähnlich iſt,‘ dachte Ludwig. ‚Warum habe ich ſie vor zehn Minuten ſo reizend geſehen und nicht ein anderer? Irgend ein tüchtiger, energiſcher Menſch, der ſie ſo recht glücklich machen könnte? An dem ich einen Bruder fände, ſodaß wir eng beiſammen blieben. Wie wünſchte ich das für ſie. Wäre ich der »andere Mann«, vielleicht ſuchte ich mir gerade Dörthe unter Hunderten aus — — wahrſcheinlich — —!‘

— — Da glitt ein Augenblicksbildchen flüchtig wie der Blitz an ſeiner Seele vorüber. Ein zartes, dunkles Antlitz auf dem Hintergrunde brauner Holzverkleidung im Rahmen blühender Roſenranken. Ein feuerrotes Kleid gehörte dazu und ein ſtarrer, fremdartiger Seidenſtoff, buntſtreifig gewebt. Damit befaßten ſich zwei ſehr kleine Hände, elfenbeinweiß gegen die Farbenpracht. — — Plötzlich ſah er auch die entzückende Marmorbüſte: dort, vor der grauen Wolke ſtand ſie deutlich und verſchwand wieder.

Er rieb ſich die Augen. ‚Ich habe am Ende auch zu tief ins Glas geguckt? Alle Donner — ſolch ein blödſinniges Tagträumen! — — Wer die Büſte wohl beſtellt hat? — Wenn wir auf der Rückreiſe wieder durch München kommen — —“ Still! Dörthe regte ſich — und wie gotteserbärmlich der Wagen ſtuckert!‘

Allein Dörthe erwachte nicht. Sie hatte nur tief aufgeatmet im feſten Schlaf und die hängenden Hände im Schoß gefaltet.

„Wiar a Muottagottis!“ bemerkte der Kutſchertoni, der neben ſeinem tropfnaſſen Braunen wacker ausſchritt. Dann zwinkerte er dem Herren zu, ſchlug mit der Peitſchenſchweppe nach den ſumſenden Roßfliegen und deutete mit dem Stiel, liſtig ſchmunzelnd, aufs Mundſtück von des Tabarro Fortunat kurzer Pfeife, das aus des Fräuleins Jackentaſche ſchaute. Die Madonna nahm er freilich, auf die Pfeife hin, als gut päpſtlicher Chriſt zurück, aber das Fräulein gefiel ihm trotzdem ungemein. Zumal es ihm beim alten Zoll, hinterm Stadelthürl, heimlich einen Gulden in die Hand geſteckt hatte und dem Vinzent eine Krone, damit die Gäule auch brav Futter kriegten.

„Waar ſcho ſchod ums Göld!“ hatte der Toni gedacht und einen Teil des Guldens ſofort in Getränk angelegt. Zum Dank raufte er jetzt, zwiſchen „Hüoh!“ und „Hott!“, was er an den ſchroffen Hängen erwiſchen konnte. Farnwedel und Halme, Glöckchen und Sternblumen, Bergnelken und Bergvergißmeinnicht; holte ein Ende Spagat aus dem Sack hervor und knüpfte den maleriſchen Buſchen damit zuſammen. Darauf legte er ihn dem ſchlafenden Fräulein ſacht zwiſchen die loſe gefalteten Hände, hielt an, weil's juſt ein kurzes, ebenes Streckchen, vor der großen Steigung auf Tiers zu, gab, und ſchob behutſam das Wagenverdeck in die Höhe. Nun lag's gut im Schatten, das Fräulein, und ſah nicht, wie ſteil der Fels vom Pfad hinunterſchoß gegen den toſenden Breibach hin. —

„Daß meine Schweſter nur nicht aufwacht, ehe wir den Roſengarten richtig haben,“ ſagte Ludwig. Er kletterte auch vorſichtig aus dem Wagen, weil der Toni ihm ein Zeichen machte und hinzufügte, wiſpernd, wie bei der heiligen Meſſe:

„D'Stroß'n werd holt goar z'letz, Ei'r Gnoad'n.“

Dazu ſtreichelte er die naſſe Flanke des ſchwer arbeitenden Braunen, knickte einen Zweig vom nächſten Strauch und wedelte die Fliegen weg. „Fei' ſtaad gehn — ahüo!“ mahnte er, und Ludwig brach ſich ebenfalls einen Zweig, ſteckte ſich bei der Gelegenheit eine leuchtendblaue Genziane ins Knopfloch und half dann Fliegenwedeln. Alles, damit

Dörthe ja nicht munter werden ſollte, ehe das Märchen von des Zwergenkönigs Laurin Schloß und Garten richtig anging.

So klommen die zwei jungen Männer als Schutzengel neben dem ſchwankenden Wägelchen aufwärts. Der Karrenpfad wand ſich, ſchmal und ausgefahren, immer am Hange hin. Drunten wich der Bach ein wenig zur Rechten ab; grüne Matten und ſchöne Gruppen von Silberpappeln und Edelkaſtanien erſchienen an Stelle des toſenden Gewäſſers, vom tiefen Goldlichte der Spätnachmittagsſonne übergoſſen. Da winkte, ganz fern noch, die hochgelegene Kirche von Dorf Tiers zwiſchen Baumwipfeln; die Häuschen ſcharten ſich darum her und lagen vereinzelt, ſpielzeugklein, weiter im Thale verſtreut. — Nun ſchienen die verſperrenden Hänge und Tannenberge plötzlich zurückzuweichen und zu verſinken bei der nächſten Pfadbiegung, und gradeaus hoben ſich allgemach ſilbergraue Turmſpitzen vom Horizonte ab. Die wurden immer zahlreicher, und dann ſtieg's neben ihnen gewaltig auf wie ein uraltes Gigantenkaſtell aus mattem Silbergeſtein. Da, wo ſich der ungeheure Bau abdachte, ſchimmerte ein viereckiges Schneefeld; blendendreiner Neuſchnee. Es war, als hätten die ſagenhaften Bewohner der Trutzburg ihre Parlamentärflagge ausgehängt: ‚wir ergeben uns — ihr ſeid uns zu klug und zu findig, ihr Menſchenwürmer!‘

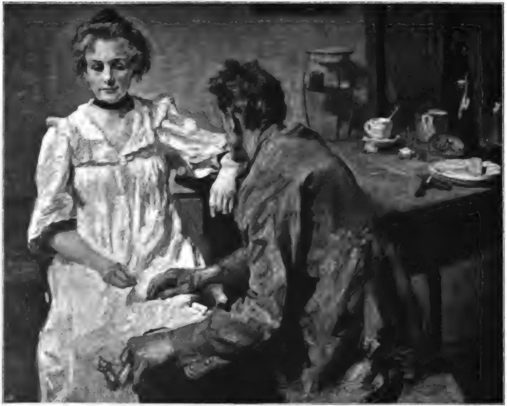
„Herrgott — da iſt er! — Herrgott, wie wundervoll!“ Ludwig blieb einen Augenblick ſtehen und ſtaunte; ganz weich und klein wurde ihm zu Sinn, und es hatte ihm nichts Befremdliches, daß der Toni ihm kameradſchaftlich ſeinen freien Arm um die Schultern legte, lachte und nickte und auf das kleine Schneefeld wies:

„Sell is ſcheen, gell', gnä' Herr? Sehn's 's Gartl? Do liegt's, — 's woaßi Fleckl am Fölſen, dos is's.“ (Fortſetzung folgt.)

Der Hass.

Von Albert Roderich.

Seht, dort schreitet er, der Gesandte der Hölle,
Der Riese des Schreckens, im verzerrten Gesichte
Tückisch blickende, unheilgierige Augen,
In der Krallenhand die hundertfältige Geissel. —
Über die Erde schreitet der Hass, und sein Fuss
Stampft Paradiese zu lebenverlorenen Wüsten,
Seine Geissel treibt die Völker zum blutigen,
Schreckensvoll tödlichen Kampf, und die Schrift,
Die am Himmel geschrieben mit leuchtenden Sternen:
Liebet euch untereinander! er hält sie verdeckt
Mit der drohenden Faust, der wütend geballten.
Die ihr ihn nährt, den schändlichen Unhold, ihr Menschen,
Nennt euch nicht Gotteskinder, — sprecht nicht von Liebe,
Wenn ihr grimmigster Feind im Herzen euch wohnt.
Ihr, die ihr nährt ihn und hegt, die Wohlthat vergilt er,
Dass er die Ruhe euch stiehlt und jegliches Glück euch ermordet.
Menschen und Völker, schönste Erdenbewohner,
Blicket zurück und blicket um euch und sehet,
Dass die Thaten, zu denen der Hass euch getrieben,
Nimmer gute sind und nimmer enden im Guten,
Und, wenn ihr hassen müsst, so hasset den Hass!



Feierstunde. Nach dem Gemälde von Max Slevogt.

Digitized by Google

Burgtheater-Première.

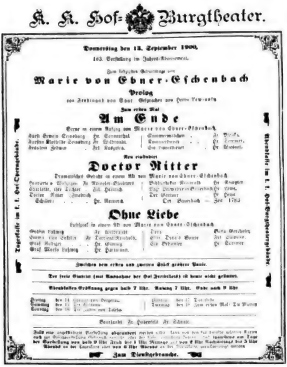
Nach dem Briefe einer kleinen Berlinerin.

Mit einer Beilage und vierundzwanzig Abbildungen.

Du ſiehſt, liebe Grete, manchmal löſe ich doch meine Verſprechungen ein. Geſtern war der intereſſante Abend, der meine Neugier endlich befriedigte, und heute ſitze ich ſchon am Schreibtiſch, um Dir von der großen Revue zu erzählen, die ich über das geiſtige Wien abnehmen durfte. Bin ich nicht ein Prachtmädel? Nein, ich will aufrichtig ſein, ausnahmsweiſe, ſonſt wäre ich keine Frau: alſo ich ſchreibe nicht nur Deinetwegen, ſondern auch meinetwegen, weil ich das Gehörte, Geſchaute und Erlebte feſthalten will. Mein Brief wird lang werden, fürchte ich, vielleicht auch ein wenig wirr; aber ich bin doch nicht vom Fach und habe keine Verpflichtung, meine Eindrücke geordnet und ſyſtematiſch wiedergeben zu müſſen. Ich ſchreibe für Dich und mich — alſo fürs Publikum und nicht für Herrn Profeſſor Dr. X. Y.

Marie von Ebner-Eſchenbach.
(Aufnahme von Dr. Székely-Wien.)

Mein Vetter Franz, der ſich übrigens ſeit meinem letzten Beſuche in Wien ſehr zu ſeinem und auch, Gott ſei Dank, meinem Vorteil verändert hat, übernahm als kundiger Thebaner die Führung. Tante ließen wir zu Hauſe; er war ſehr ſtolz, daß man mich ihm allein anvertraute. Franz hatte mir den ſehr vernünftigen Vorſchlag gemacht, einer Première im Burgtheater beizuwohnen. „Bei der Gelegenheit ſiehſt du alle, die du ſehen willſt und ſogar die, die du nicht ſehen willſt,“ hatte er gemeint, und mir war es recht geweſen. Ich ſehe das Burgtheater immer wieder gern, es iſt doch das vornehmſte und prunkvollſte Haus, und wir in Berlin haben kein einziges Theater, das ſich dem Burgtheater an die Seite ſtellen könnte, natürlich nur was den Bau und die Ausſtattung des Hauſes anbelangt. Ich lege Dir ein paar Anſichtskarten bei zur Bekräftigung meiner Meinung. Von der eigentlichen Première brauch' ich Dir nichts zu ſagen; für uns Berliner iſt die Zwillingsſchweſter von Fulda ja längſt keine Novität mehr; für die Wiener war ſie neu, und ſie haben ſich ſehr gut dabei unterhalten.



K. K. Hof-Burgtheater.

Donnerstag den 13. September 1900.

163. Vorstellung im Jahres-Abonnement.

Zum siebzigsten Geburtstage von

Marie von Ebner-Eschenbach

Prolog

von Ferdinand von Saar.

Zum ersten Mal

Am Ende

Scene in einem Aufzug von Marie von Ebner-Eschenbach.

Neu einstudiert

Doctor Ritter

Dramatisches Gedicht in einem Akt von Marie von Ebner-Eschenbach

Ohne Liebe

Lustspiel in einem Akt von Marie von Ebner-Eschenbach

Zwischen dem ersten und zweiten Stück größere Pause.

Der freie Eintritt (mit Ausnahme der Hof-Freibillets) ist heute nicht gestattet.

Abendkassen-Eröffnung gegen halb 7 Uhr. Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr

Zum Dienstgebrauche.

Tageskasse im k. k. Hof-Operngebäude.

Abendkasse im k. k. Hof-Burgtheatergebäude.

Zum 70ten Geburtstage von Marie von Ebner-Eschenbach.

Mehr weiß ich nicht, denn ich habe faſt gar nicht auf die Bühne, ſondern beinahe nur in den Zuſchauerraum geſehn, um meine Beobachtungen zu machen. Es ſcheint, daß man im Burgtheater überhaupt keine Novitäten mehr aufführt, denn alle Stücke, die hier als neu demnächſt zur Aufführung gelangen ſollen, haben in Berlin längſt ihre Feuerprobe beſtanden und ſind für mich gute Bekannte. Ja, unſer Berlin, wir marſchieren doch an der Spitze, daran läßt ſich nun 'mal nicht tippen, ich möchte mir's auch ausgebeten haben. Aber ein Wiener Dichter möchte ich nicht ſein, wozu iſt man denn in einer Stadt zu Haus, wenn man auswandern muß, und das müſſen alle; Schnitzler ſogar kam mit ſeinen „Lebendigen Stunden" zuerſt nach Berlin. Nur Bahr erlebte ſeinen „Apoſtel" am Burgtheater, aber das verdankt er dem Zufall, daß ſich der alte Sonnenthal in die Rolle verliebte und das Stück durchſetzte.

Denk' Dir, welch ein Zufall reizendſter Art den Abend eröffnete. Wir ſtiegen, recht früh, um das ſchöne Haus beſichtigen zu können, die breite, weiße Marmortreppe hinauf, da ſah ich auf einer der roten Sammtbänke, die ſich am oberſten Treppenabſatz befinden, eine kleine alte Dame ſitzen in einem ſchwarzen Seidenkleid, ein Spitzenhäubchen über den Scheitel gezogen, vorn eine große, antike Broſche. Die alte Dame fällt mir auf, ich zeige ſie meinem Vetter. Aber das iſt ja die Ebner-Eſchenbach! flüſtert mir mein Franz zu; er muß doch nicht leiſe genug geſprochen haben, denn ſie hob den Kopf, wie er den Namen nannte, und ſah mich an. Ach, hat die alte Frau gütige und doch ſo kluge Augen! Ich hatte das Gefühl, ſie ſieht mir durch und durch; ich wurde feuerrot, hätte ihr am liebſten geſagt, wie ſehr ich ſie verehre und liebe und daß ſie mir die teuerſte Freundin iſt, die ich habe;

Ferdinand von Saar.
(Aufnahme von R. Krziwanek-Wien.)

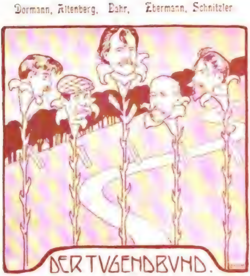
Marie Eugenie delle Grazie.
(Aufnahme von C. Pietzner in Wien.)

aber ich wagte das alles nicht, ſchluckte es hinunter und machte ihr nur einen ganz großen Kniks, recht wie ein kleines Schulmädel, und lief den Reſt der Treppe empor, daß ich oben ganz atemlos anlangte. Dort ſah ich mich raſch noch einmal um und dachte mir, ſo ſollte eigentlich jede Großmutter ausſehen, ſo gütig und ſo weiſe, ſo klein und ſo behaglich und zugleich ſo ein bißchen braun und faltig, wie ein gebratener Apfel und auch ſo ſüß. Da es, wie geſagt, noch früh an der Zeit war, blieben wir auf unſerem Treppenbalkon zwiſchen den ſchweren, dunkelroten Vorhängen ſtehn und beobachteten die Kommenden. Und da ſahen wir, wie neben der Ebner ein alter Herr mit weißem Bart und einem friſchen roten Geſicht auftauchte. Er ſah ſehr elegant aus, hatte lichtblaue Augen, wie ich durch mein Glas erkennen konnte, und ſein luſtiges, ſtarkes Lachen klang bis zu uns herauf. Es war Ferdinand von Saar, dem man die kommenden 70 wahrhaftig nicht ankennt. Er iſt einmal Soldat geweſen, hat die berühmte weiße Uniform der Öſterreicher von anno dazumal noch wirklich am Leibe getragen — ſolange bis aus dem Leutnant ein Dichter wurde, der erſte moderne Lyriker, lange bevor die Lyrik ſich moderniſierte, ein geiſtiger Bruder Theodor Storms. Ach Du, ich muß Dir die Novellen aus Öſterreich mitbringen. Da wird Dir eine ganz neue Welt aufgehn oder vielmehr eine alte — mit perſönlicher Kultur, langjähriger Tradition, innerer Vornehmheit; Du wirſt das merkwürdige Wien vor fünfzig Jahren kennen lernen, das ſeine Baſteien noch hatte, ſeine Glacis und ſeine grünen Vororte, und eine Stadt geweſen ſein ſoll, in der das Leben langſamer und weicher floß als überall, und wo alle Leute furchtbar viel Zeit übrig hatten für Tanz, Liebe, luſtige Feſte, na — gewiß auch für Tratſch und kleinbürgerliche Gehäſſigkeiten.

Vetter Franz fand einen hübſchen Vergleich. Der Saar komme ihm vor, ſagte er, wie ein entzückendes Barockſchlößlein, von dem ganz wenige Menſchen wiſſen, daß es in dem kleinen vernachläſſigten Park ſteht, den eine grüne Mauer mit letzten Kräften vor den modernen Rieſenbauten ſchützt, die von allen Seiten bedrohlich hervorrücken, um es zu erdrücken.

Wir waren mittlerweile doch in unſerer Loge gelandet. Es war, Gott ſei Dank, eine Parterreloge, ſo daß ich Gelegenheit hatte, den Leuten ins Geſicht und nicht bloß auf den Scheitel zu ſehn. Das geſellſchaftliche

Arthur Schnitzler.
(Aufnahme von E. Bieber-Berlin.)


Dormann, Altenberg, Bahr, Ebermann, Schnitzler
DER TVGENDBVND.

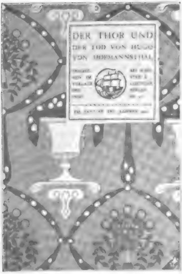
Eine Blattſeite aus der ſeceſſioniſtiſchen Zeitung der Concordia vom 17. April 1899.

Leben in den Gängen des Parketts und zwiſchen den Logen iſt in Wien viel lebhafter entwickelt wie bei uns. Man hat das Gefühl, in einem großen Salon zu ſein, in dem ſich alle Leute kennen. Zwei Logen von mir entfernt ſaß Marie Eugenie delle Grazie. Eine mittelgroße, zarte Erſcheinung mit einem blaſſen, beweglichen Geſicht, einer eleganten, leichtgebogenen Naſe und einem energiſchen, zuſammengepreßten Mund. Ich mußte unwillkürlich an einen herben Knabenkopf des Trecento denken. Dieſem Kopf glaubt man ſeine Werke, über dieſe Lippen konnten die wilden Versfluten des ‚Robespierre‘ gerollt ſein, und hinter dieſer tiefernſten Stirn wohnte die Energie, die alle Gedankenwelten durchforſcht, um ſich ihr aufgehäuftes Gold eigen zu machen und es in neuer Prägung weiter zu ſchenken. Neben ihr ein blaſſes, durchgeiſtigtes bartloſes Antlitz: Laurenz Müllner, Prieſter und Philoſoph, Profeſſor und ehemaliger Rektor der Univerſität, der Mentor, ſagt man, und der Lehrer delle Grazies.

Den vielumſchwärmten, ach ſo intereſſanten Arthur Schnitzler erkannte ich natürlich, ohne Vetter Franz zu brauchen; er iſt ja in Berlin gerade ſo oft und gern geſehen wie in Wien. Er wäre mein Ideal, wenn er ein bißchen ſchlanker wäre. Schnitzler ſah ſehr ernſt aus, er wird überhaupt immer ernſter, ſagte mir Franz, welcher glaubt, daß ihn die engen, manchmal wohl unerquicklichen Verhältniſſe Wiens bedrücken.

Franz meint, er möchte um keinen Preis der Welt ein Wiener Dichter ſein. Keine Stadt der Welt benehme ſich ſo unfreundlich und gehäſſig gegen ihre Dichter — aber ich glaube, Franz übertreibt, und er möchte doch ganz gern ein Dichter ſein, ſelbſt auf die Gefahr hin, verkannt und angepöbelt zu werden — weißt Du, hart iſt es doch, daß das Burgtheater nicht den Mut beſeſſen hat, Schnitzlers Versſtück „Beatrice“ aufzuführen. Franz ſagt, Kainz wäre ſchuld, dem hätte das Stück nicht gefallen. Ich ärgere mich immer, wenn Schauſpieler über ein Stück urteilen und Meinungen haben dürfen. Schauſpieler verſtehen doch am allerwenigſten ein Stück, und vielleicht Kainz am wenigſten, der ſeine Meinungen ſo raſch wie ſeine Stimmungen und Hemden wechſelt. Weißt Du noch, wie er ſich einmal bei uns für das öde Stück „Die Könige“ begeiſterte, das dann ſo jämmerlich durchfiel — und mit Recht. Nun, Schnitzler iſt ja Gott ſei Dank noch jung, wird noch ſehr viel ſchreiben, und was die

Hugo von Hofmannsthal.



Bucheinband des Werkes „Der Thor und der Tod“ von H. von Hofmannsthal, Verlag von Schuſter & Loeffler in Berlin.

Beatrice anbelangt, ſo kann er’s ruhig abwarten, die Zeit für dieſes Werk wird ſchon kommen. Merk Dir das Datum dieſer meiner Prophezeiung. Weißt Du übrigens, daß er einen Band Dialoge geſchrieben hat, der „Reigen“ betitelt iſt und nur für perſönliche Freunde des Dichters gedruckt wurde? Franz hat das Buch natürlich auch, aber er will es mir erſt leihen, wenn ich verheiratet bin. Hältſt Du das für einen genügenden Grund, mich kopfüber in eine Ehe zu ſtürzen? Bitte um poſtwendende Antwort. Bräutigam brauchſt Du nicht mitzuſenden, den ſuche ich mir ſchon ſelber aus.

Neben Schnitzler ſaß natürlich gleich Hugo von Hofmannsthal. Er ſieht noch immer ſchrecklich jung und zappelig aus und kann nicht einen Augenblick ruhig ſein. Denk Dir, er iſt verheiratet mit einer hübſchen, kleinen Perſon, die ſehr friſche, rote Wangen hat, geſund und vergnügt ausſieht. Er wohnt am’ Land, wie ſie hier ſagen, in der Nähe von Wien, weil ſeine Frau ſo viele Tanten hat, die gar nichts zu thun haben und deshalb fortwährend Beſuche machen wollen; da kann er nicht weit genug wohnen, um die Leute abzuſchrecken und am Dichten nicht fortwährend behindert zu werden. Er iſt übrigens Privatdocent an der Univerſität, ſein Fach iſt Romaniſtik, und er ſoll jetzt ſchon ſo ſchrecklich gelehrt ſein und alle Bücher geleſen haben, die es überhaupt gibt. Mein Vetter Franz meinte, er wäre eine Art dichtender Mezzofanti aller lebenden und toten Zungen, und man könne ſich alle übrigen Dichter erſparen, weil man ihn als die Eſſenz aus allen, die je etwas Großes oder Schönes geſchaffen haben, betrachten dürfe. Extrait de mille fleurs, meinte Franz und lächelte ironiſch, ich aber wurde böſe und ſagte: ich laſſe mir meinen Hofmannsthal nicht vermießen und ich wäre überzeugt, daß eines ſchönen Tages doch noch einmal etwas „noch nicht Dageweſenes“ aus ihm herauskomme. Nicht fern von den beiden ſaß Peter Altenberg in einem unmöglichen Anzug. Er trug ein weiches, farbiges Touriſtenhemd und gelbe Ledergamaſchen und benahm ſich ſehr aufgeregt. Alle Leute in ſeiner Umgebung wurden auf ihn aufmerkſam und bezeigten ihm ihre Gereizheit. Aber das ſchien ſeinen Abſichten zu entſprechen. Er ſoll nun einmal ſo ſein, der Peter Altenberg. Vetter Franz erzählte mir, er ſitze jeden Abend im Löwenbräu, unweit des Burgtheaters, mit einem kleinen Kreis von ehrlichen

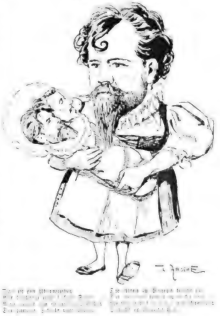
Peter Altenberg.
(Aufnahme von J. Löwy-Wien.)

Hermann Bahr.

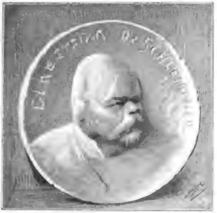
Aposteln und einigen Neugierigen, die ſich heimlich über ihn amüſieren. Er ſoll ſehr luſtig ſein, wenn er ſchäumt, vernichtet und zu Boden ſtampft. Man braucht nur irgend einen Namen halbwegs mit Anerkennung zu nennen, ſo tritt das Ereignis unfehlbar ein. Wenn man ihm zuhört, wären alle bisherigen Dichter zum Teil Cretins, zum andern Teil Hochſtapler geweſen oder zum mindeſten Hauſierer der Litteratur. Titel und Charakter eines Hochmenſchen blieben für ihn allein, den meſſianiſchen P. A. reſerviert. Wirklich, man ſoll Menſchen im allgemeinen und Künſtler im beſondern nicht gar zu genau kennen — das mindert den Genuß an ihnen um ein Weſentliches. Nun, Gott ſei Dank, ich kenne P. A. nicht ſo genau wie Vetter Franz, und ſo bleibt mir der Genuß ſeiner ſeltſamen und manchmal wirklich bedeutenden Skizzen ziemlich ungetrübt. P. A. aß die ganze Zeit kleine Kügelchen aus einer Büchſe. Ich vermute, ſie enthielt Tamarindien grillons oder Beechams pills. Der Ärmſte!

Bahr gefällt mir ſehr, er ſteht ſo feſch da, breit und kräftig, hat ſo luſtige Augen und einen ſo mokanten Mund. Ich glaube immer, er möchte allen Menſchen zurufen: Kinder, nehmt's dieſe ganze Komödie nicht ſo ernſt, lacht's doch ein biſſel über dieſe närriſche Welt, ſie iſt ja wirklich auch rechtſchaffen närriſch und nicht bloß traurig! Der Bahr ſoll ein reizendes Haus vom Darmſtädter Olbrich haben, eine reizende Frau und herrliche Hunde. Vetter Franz hat ihn einmal beſucht und ihm ein paar Gedichte gebracht, die er ſcheußlich gefunden hat; aber er hat das ſo nett geſagt, daß ihm Vetter Franz durchaus nicht böſe geworden iſt, zu ſeinen glühendſten Anfängern gehört und bei allen Premièrenſchlachten für ihn kämpft. Das iſt wörtlich zu nehmen. Bei Bahrpremièren geht's immer ſo heiß zu! Er macht ſich gar ſo viel Feinde, weil er ſein Temperament nicht zügeln kann und will und immer auf die Dinge losfährt, liebend oder haſſend, aber niemals mit kaltem

Hermann Bahr.



Karikatur auf Hermann Bahr aus einem Ballkalender der Concordia.



Karikatur auf Dr. Paul Schlenther aus einer ſeceſſioniſtiſchen Zeitung der Concordia, 1899.

Blute wägend. Sein lieber Freund, der ehemalige Burgtheater-Direktor und ehemalige Hofrat im Verwaltungsgerichtshof Dr. Max Eugen Burckhard war auch da. Wenn ich's nicht wüßte, möcht' ich nicht glauben, daß man ſo viel und vielerlei ſchon geweſen ſein und noch ſo jung dabei bleiben kann. Dieſer Dr. Burckhard iſt ein höchſt origineller Menſch, er ſoll ein standard work der Juriſten verfaßt haben, wurde dann über Nacht Burgtheater-Direktor, ſtolperte über ein paar Schauſpielerintriguen, ſchrieb ein paar famoſe Theaterſtücke und wurde ſehr gegen den Willen ſeiner Vorgeſetzten zum Hofrat gemacht, weil man ihn nicht mit voller Gage penſionieren, ſondern ihn und ſeine Kraft noch verwenden wollte.

Aber im Verwaltungsgerichtshof ſitzen lauter alte Herrn, und der neugebackene Hofrat war ein junger Mann mit modernen Ideen, der überdies mit Lodenhut und Lederhoſen in die Sitzungen kam, ſtatt im Frack — kurz, die alten Herren ſetzten es durch, daß man den jungen Herrn penſionierte. Und jetzt führt der jüngſte Hofrat in Penſion ein herrliches Leben, als Journaliſt, Radfahrer, Bergſteiger, Fiſcher und Bücherſchreiber und lacht den Staat aus, der ihn in ſo jungen Jahren verſorgte und aus ſeinen Klauen ließ. Lachend grüßt Dr. Burckhard hinauf zu Dr. Schlenther, ſeinem Nachfolger, der ſich noch plagen muß, um die Zufriedenheit des Oberſthofmeiſteramtes, des Publikums, der Kritik, der Schauſpieler und der Autoren zu erringen; eine ſo komplizierte Aufgabe für unſeren engeren Landsmann — Du kennſt ihn doch noch von ſeinen Kritiken in der Tante Voß her —, daß er lieber ins Löwenbräu wandert, um am Stammtiſch alle Sorgen loszuwerden. Dortin begleiten ihn gewöhnlich J. J. David, der herbe und dennoch ſo zarte Lyriker und Novelliſt, der im ſchweren Zeitungsfrohn ſeufzt und in heißen Stunden um das Drama wirbt, das für ihn die erlöſende That bedeuten ſoll in jeder Beziehung. Wirklich, ich möchte dieſem ſchwerringenden, trotzig ſehnſüchtigen Bauernſohn ſeinen großen Tag vergönnen. Er machte mir eigentlich einen furchtbar ergreifenden Eindruck, dieſer tapfere Überwinder aller Tücken des Objektes. Vetter Franz liebt ſeine Novellen auch; und Gott ſei Dank, er wußte keinen Witz über ihn, es hätte mir wehe gethan. Der witzigſte Kopf Wiens war natürlich auch da; Julius

Hofrat Dr. Max Eugen Burckhard.
Aufnahme von Carl Jagerspacher, Wien.)

J. J. David.
(Aufnahme von J. Löwy-Wien.)

Bauer heißt er; er ſieht ſehr zierlich und elegant aus. trug eine Weſte von fabelhafter Schönheit, ſeine Kritik über den heutigen Abend ſchicke ich Dir mit, ſie wird Dich ſicher ebenſo amüſieren wie mich — nächſtens mache ich ihm einen Beſuch. Vetter Franz hat mir den Anfang einer Ballade geſagt, in der Adele Sandrock und Charlotte Wolter vorkommen, Julius Bauer muß mir die Fortſetzung ſagen. Man bekommt nämlich ſeine Verſe nirgends zu kaufen; er hat ſie gerade ſo wenig geſammelt wie Speidel ſeine Feuilletons. Speidel, der berühmteſte Kritiker Wiens, ſaß auch da. Wie ein grauer Löwe ſieht er aus. Aber er kann ſich gar nicht mehr entſchließen, zu ſchreiben. Er ſoll ſich früher auch nur ſehr ſchwer und nur auf vieles Bitten ſeiner Frau und ſeines Chefredakteurs entſchloſſen haben, aber jetzt ſoll gar nichts mehr helfen. Der letzte Satz, den er für die Öffentlichkeit geprägt hat, ſtammt von dem Feſt ſeines 70. Geburtstages, wo er auf eine lange Rede mit den knappen Worten erwiderte: „Meine Herrn, Sie haben mich gefeiert und mir mehr geſagt, als ich verdiene; ich habe ja nur Feuilletons geſchrieben, und ein Feuilleton iſt die Unſterblichkeit eines Tages.“ Jetzt hat er die Unſterblichkeit dieſer Art an ſeinen alten Freund Wittmann und an Theodor Herzl abgetreten. Wittmann iſt weiß, Herzl iſt ſchwarz. Wittmann von erleſener Güte und Liebenswürdigkeit mit erfreudiger Betonung des unverwüſtlichen, alten Adams — Herzl mehr elegiſcher Spöttler, ſentimentaliſcher Weltmann, übrigens ein ſchöner Menſch, dem man eigentlich einen grünen Turban aufſetzen, einen weißen Burnus umhängen ſollte, um ihn dann auf einem feurigen Araberroß als Propheten auszuſenden, daß er die Völker des Oſtens unter ſeiner Fahne vereine. Ich glaube aber, er würde vorziehen, ſich wieder in Paris anzuſiedeln und boulevardier zu ſpielen, ſtatt dieſer mühſamen und undankbaren Aufgabe nachzugehen. Herzl plauderte viel mit Alfred von Berger, der wieder einmal von Hamburg nach Wien gefahren war, um neue Kräfte aus dem heimiſchen Boden hinauszuführen an die Stelle, wo er vom Theoretiker zum Praktiker werden durfte und die erſehnte Wirklichkeit der Dinge für die bisherige Wiſſenſchaft eintauſchte. Ganz nah von Berger ſaß Felix Dörmann; er hat eine reizende Frau, ſieht gar nicht mehr dekadent aus, gar nicht mehr à la Wahnſinn friſiert, ſondern ſehr engliſch und ſehr korrekt. Er ſoll letzter Zeit fleißig geworden ſein, das Bummeln aufgegeben

Julius Bauer.

Digitized by Google

Marie Ebner

L. Hevesi

Ferdinand von Saar

Ed. Pötzl

Goswina v. Berlepsch

Davis

Bertha v. Suttner

Hermann Bahr

Marie Eugenie delle Grazie

Lothar

Hugo v. Hofmannsthal

Arthur Schnitzler

Brociner

v. Schönthan Franz

Peter Altenberg

Felix Dörmann

Pierhofer

Namenszüge Wiener Schriftsteller.

Stell' deinen Mops aufs Wagendach,
Gleich jappt er nieder grimm und jach.
Das ist schon so! Von hohen Stellen
Liebt jeder Hund herabzubellen.

Julius v. Gans-Ludassy

Das Leben eines jeden Menschen ist ein
Roman, aber nur die wenigsten können
ihn erzählen; die meisten sind vortreffliche
Komödianten, aber nur so lange sie
nicht auf der Bühne stehen.

Dr Max Burckhard

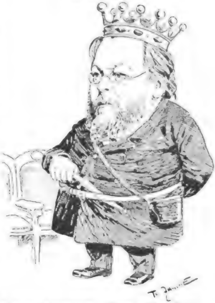
Die Manieren eines Menschen
enthalten seine Geschichte.

Theodor Herzl

Bäcker backen Brot für alle,
Mir oft gerade wenn mir gefalle.

Albumblätter Wiener Schriftsteller.

Ludwig Speidel.



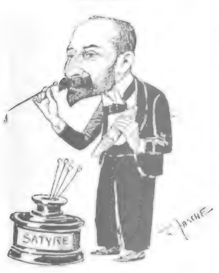
Und wenn ſeine Feinde berſten
Ich ſchrei es von Land zu Land
Nach Ludwig Börne dem Erſten
Wird Ludwig der Zweite genannt.

Was er auch immer ſchreibe,
Nie fehlt ſein Dolch das Ziel,
Man fühlt den Stahl im Leibe
Und iſt entzückt vom Stil.

Karikatur auf Ludwig Speidel aus einem Ballkalender der Concordia.

haben und was Großes fertig gebracht haben, von dem man ſich viel verſpricht. Wenn's nur auch wahr iſt. Du weißt ja: er, der verbotenſte Dichter, dem man in Berlin noch keine einzige ſeiner Komödien von der Cenſur paſſieren ließ, errang ſich mit ſeiner neuen Arbeit, die übrigens den merkwürdigen Titel: „Der Herr von Abadeſſa“ führt — bei uns die hohe Gnade des Königlichen Schauſpielhauſes! Na, der muß ſehr zahm geworden ſein! Vielleicht haben ihn die Lorbeeren und Tantièmen Franz von Schönthans nicht ruhen laſſen. Franz von Schönthan macht einen ſehr feudalen Eindruck, man denkt: eigentlich müßte er eine Uniform tragen, Staatsmann oder Offizier ſein. Und furchtbar ernſt ſieht er aus, man merkt es ihm wirklich nicht an, daß er ſo luſtig ſchreiben kann — und die Lacher meiſtens auf ſeiner Seite hat. Pötzl, der temperamentvolle Kämpe wider alles, was Seceſſion heißt, der Satiriker und Kenner der Wiener Vorſtadt, ſieht aus wie aus einem Bilde van Dycks herausgeſprungen. Staunend entdeckt man, daß er kein Sammtwams und keinen Spitzenkragen trägt, ſondern Lodenwams und Jägerhütlein. Die Jagd iſt die große Freude ſeines Lebens, und ein ſelbſtgeſchoſſener Haſe iſt ihm lieber als zehn ſelbſtgeſchriebene Feuilletons. Chiavacci iſt ein freundlicher Herr, recht behäbig, ſieht wie ein braver Beamter aus, ärgert ſich weniger als Pötzl, liebt die bunte Welt der Erſcheinung, wenn ſie noch ſo bunt iſt, und ſucht am liebſten die ſchöne Seite aller Menſchen und Dinge zu finden. Wie ich ihn ſo ſtrahlend unten ſitzen ſah, dacht' ich mir: Den möcht' ich als Onkel haben — als mahnendes Gewiſſen und Seelenregulator aber möchte ich mir den biſſigſten und geiſtreichſten aller Hofräte Friedrich Uhl beſtellen und als Führer durch die Kunſt aller Zeiten Ludwig Heveſi, den innigſten Begreifer und Erfaſſer der verborgenſten Reize.

Julius Bauer.



Man ſagt, ein echter Humoriſt
Muß lächeln unter Thränen,
Das Wort ſchon ſtark vergriffen iſt,
Man muß ſich ſein entwöhnen.

Jetzt dieſen Humoriſten an:
Er pflegt zu [illegible] und [illegible]
Die Thränen aus dem [illegible],
Daß ſie unter Thränen lächeln.

Karikatur auf Julius Bauer aus einem Ballkalender der Concordia.

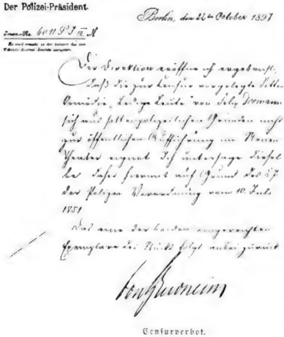
Ich ſah auch Bertha von Suttner, die unermüdliche „Friedensſtreiterin“, ſah die liebenswürdige Goswina von Berlepſch, für deren Novellen Du ja immer ſchwärmteſt. Den ungariſch-deutſchen Sektionschef und Dichter Ludwig von Doczi und Max Kalbeck ſah ich, deſſen Herz beſtändig zwiſchen Muſik und Litteratur

Felix Dörmann.

Franz von Schönthan.

(Nach Aufnahmen von H. Ephron und J. Löwy in Wien.)

ſchwankt, Guſtav Friedrich Trieſch, der allein und mit Sonnenthal ſo viele fröhliche Burgtheaterſpäße getrieben, ich ſah auch das blaſſe, magere Geſicht Ebermanns, den der Erfolg ſeiner ‚Athenerin‘ aus der Juriſtenlaufbahn warf und der ſeit damals ein tragiſcher Kämpfer um die Kunſt wurde, die ſich ihm ſpröde verweigert. Philipp Langmann war da, der immer wieder das bretterne Gerüſt ſtürmt und ſich nicht begnügen will, uns ſeine melancholiſch reizvollen Novellen zu ſchenken — ich ſah Adamus, den Dichter der ‚Familie Wawroch‘ und verblüffenden Kenner aller öſterreichiſchen Idiome — der ſich im ſtolzen Glauben wiegt, der heimliche Kaiſer zu ſein und ſeinen Tag erwartet mit dem Starrſinn eines Fanatikers. Ich ſah auch Dr. Schönherr, den ſtarken Dichter der „Bildſchnitzer“. Ich ſah Rudolf Lothar, den vielbeſchäftigten, raſtloſen, der zu allem Zeit findet: ein Blatt zu leiten, Sonntagsgloſſen für die Preſſe zu ſchreiben, Verbindungen in der ganzen Welt aufrecht zu erhalten, Zwieſprach mit der dramatiſchen Muſe zu pflegen, eine herrliche Bibliothek zu ſammeln. Übrigens ſeinem „König Harlekin“ kann man den Reſpekt nicht verſagen, in dem ſteckt was drin.



Der Polizei-Präsident.

Berlin, den 22ten October 1897

Journal-No. 6011 P. J. IIa. N

Der Direktion eröffne ich ergebenst, daß die zur Censur vorgelegte Sitten-Comödie „Ledige Leute“ von Felix Dörmann sich aus sittenpolizeilichen Gründen nicht zur öffentlichen Aufführung im Neuen Theater eignet. Ich untersage dieselbe daher hiermit auf Grund des § 5 der Polizei-Verordnung vom 10. Juli 1851.

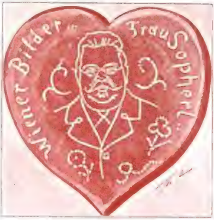
Das eine der beiden eingereichten Exemplare des Stücks folgt anbei zurück.

von Windheim

Cenſurverbot.

Dann zeigte der gute, brave Franz mir den originellen Charakterkopf Julius von Ludaſſys — den tiefen Kenner und dramatiſchen Schilderer des langſam zu Grunde gehenden Kleingewerbes, der uns in ſeinem vielumſtrittenen ‚Letzten Knopf‘ ein kraſſes aber hochbedeutendes Dokument in künſtleriſcher Form geſchenkt hat — das ſchwatze ich alles pikfein meinem Franzl nach.

Ich ſah Felix Salten, den Mann mit den eiſernen Ellenbogen, der hinauf und vorwärts arbeitet und dem es nahezu gelingt, ſich zum Künſtler emporzuzüchten. Die ‚Gedenktafel der Prinzeſſin Anna‘ iſt wirklich eine vorzügliche Arbeit, der man die Mühe kaum mehr anmerkt.

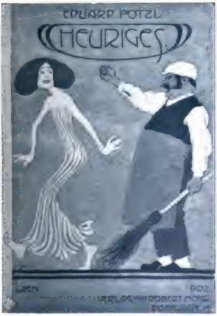


Er iſt ein Wiener mit Leib und Seel',
Ein wuchtig Stück Wiener Geſchichte.
Daß Wien nicht immer iſt ohne Fehl,
Das ſagt er uns g'rad ins Geſichte.

Er ſpottet, wenn ſich ſelbſt verflacht
Der Wiener in ſpießigen Weiſen:
Das goldene Wiener Herz gehört
Schon lange ins alte Eiſen!

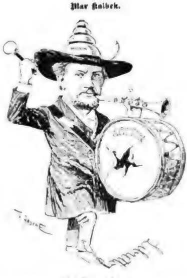
Karikatur auf Vincenz Chiavacci aus einem Ballkalender der Concordia.

Ich ſah dicht neben ihm Leo Feld, den Autor der Lumpen, der ähnlich wie Salten die erſehnte Künſtlerſchaft auf dem Umweg des Verſtandes und des Willens zu erreichen ſich beſtrebt, treuherzig, aber lange nicht ſo geſchickt, wie ſein Kampfbruder; ich ſah Jakob Waſſermann, der jetzt auch in Wien zu Hauſe iſt, von wo aus er uns den ſchweren und ach ſo gewürzten Brocken ſeiner „Renate Fuchs“ an den Kopf geſchleudert hat — ſag's nicht weiter, Maus, was ich hier alles Gefährliches geleſen habe! Ich ſah Emil Mariott, die eigentlich ein Fräulein von Mataya iſt und unerquickliche Familienzuſtände mit unerbittlicher Virtuoſität ausmalt, keine Biſſigkeit überhörend, aber auch keinen Seufzer einer gequälten Bruſt; ich ſah Guglia, den liebevollen Biographen Friedrichs von Gentz, den intimen Kenner der Metternichzeit und empfindſamen Reiſenden durch Italiens vergangenheitsreiche Städte; ich ſah den jungen Auernheimer, der die graziöſen Einakter mit den pſychologiſchen Witzen und Spitzen ſchreibt; ich ſah Beer-Hofmann, der uns die wunderſame Geſchichte vom Tode Georgs erzählte, Fred, der uns die feinen, ſehnſüchtigen ‚Briefe an eine junge Frau‘ geſchrieben hat und von einem Leben durch alle Sinne und Nerven träumt, das ſich ihm in der Klarheit ſeines Tages nicht offenbaren kann und will; ich ſah Guſtav Schwarzkopf, der wieder zum Unterſchied das Leben durch allzu ſcharfe Gläſer, als melancholiſcher Spötter und gekränkter Nachrechner aller Dubioſa, Deficite und Mankos ſieht; ich ſah Servaes, den wir nach Wien abgegeben haben, wohin er doch ſo gar nicht paßt und das er ſo ganz verkennt in ſeinen guten und böſen Eigenſchaften.



Bucheinband zu E. Pötzls „Heuriges,“ Verlag von Robert Mohr in Wien.

Ich ſah — ja wen ſah ich nicht noch alles? Weißt Du, ich ſetze Dir die wichtigſten Namen noch in aller Eile her und wer Dich beſonders intereſſiert, den nennſt Du mir, und ich erzähle Dir dann, was ich weiß. Ich weiß nämlich noch ungeheuer viel, aber der Brief iſt ohnedies ſchon ſo lang und wie mir ſcheint, ein bißchen gar zu ſehr blauſtrümpfelig geworden. Bitte, rümpfe nicht die Naſe: ich bin einmal intelligent und hab' ein Urteil, daran wirſt Du Dich und die andern noch gewöhnen müſſen, ob es Dir recht iſt oder nicht. Alſo ich ſah noch: Lindner, Wertheimer, Hango, Wilhelm Specht, Donath, Paul Althof, Levetzow, das ſind lauter Lyriker, aber es ſoll noch mehr von dem Völkchen geben; dann an Erzählern und Geſchichtenſchreibern S. Fritz, Brociner, A. Engel, an Volksdichtern Hawel, Baumberg, Marg. Langkammer, Viktor Leon, an Feuilletoniſten M. Herzfeld, Meſſer, Stößl, Weyr, Paul von Schönthan und ſchließlich Arthur Pſerhofer, der wie immer einem friſchgebadeten Kinde glich und eine Menge Witze machte.



Karikatur auf Max Kalbeck aus einem Ballkalender.

Wir haben dann nach dem Souper, Vetter Franz und ich, noch eine Menge Cafés abgeklappert — denke Dir! — und dort zeigte man mir noch allerhand Geſtalten, lauter kommende Leute, aber ich hatte genug geſehen und genug gehört und verlangte nach Ruhe. Wie die Komödie im Burgtheater geſpielt wurde, kann ich Dir wirklich nicht mitteilen; der Zuſchauerraum gab mir zu viel zu thun, auch mußte ich fortwährend den Erläuterungen meines Vetters Franz folgen, der immer noch etwas zu erzählen wußte. Er iſt ein reizender Menſch und ich höre ihm gerne zu. Wer weiß! Nun, wir werden ja ſehn —

Berta von Suttner.
(Aufnahme von C. Pietzner - Wien.)

Herzliche Grüße Deine Hetty.

Nachſchrift. Noch eines muß ich Dir ſchreiben. Einen Menſchen ſcheinen wir in Berlin nicht gekannt und ſehr unterſchätzt zu haben. Hier lebt er in allen Herzen und hundertmal hab' ich es hören müſſen: Ja, den hätten Sie kennen ſollen. Ich meine Karlweis, der vor kurzem geſtorben iſt. Ich kenne jetzt Wien genug und begreife, daß ſeine Art, lächelnd zu zauſen, gütig zu geißeln für hier die richtige war. Die Wiener ſind viel empfindlicher, aber auch viel empfindſamer, das ſoll ſenſibel heißen, man darf ihnen nicht ſo dick kommen wie bei uns, weil ſie das gleich verſtimmt. Die eine Hand muß ſtreicheln, wenn die andere haut. Ach, und der Karlweis muß ein prächtiger Menſch geweſen ſein, ein herrliches Gemüt, und kaum fünfzig war er und erſt ſeit ein paar Jahren auf der Höhe. Aber er hat bis zum letzten Moment nicht gewußt, wie es mit ihm ſteht. Das Volkstheater führte ſeinen ‚Simſon' auf, und mit dem Bewußtſein ſeines Erfolges ſchlief er ein.

Nochmals Deine Hetty.

Weltuntergang.

Von

Fritz Erdner.

Meinen alten zerlernten Schüleratlas
Nahm mein kleiner Sohn sich heut zum Spielzeug.
Ernsthaft blätternd mustert' er die Karten,
Braune Berge, weite grüne Flächen,
Blaue Meere und der hundert Grenzen
Bunte Striche, Kreis' und zack'ge Sterne.
Plötzlich in verwegner Kinderlaune —
Raatz! die erste beste Karte reisst er
Kreuz und quer entzwei nach Breit' und Länge;
Dann die zweite, dann die dritt' und vierte,
Afrika, Amerika, Europa,
England, Deutschland, Frankreich und das russ'sche
Riesenreich, und packt die Stückchen spielend
Durcheinander, hier ein bisschen Eismeer
Just auf London, und die Mark auf China,
Legt zu Spanien Indien und Ägypten,
Schiebt Ostelbien auf die Teufelsinsel
Und die Boulevards nach Nordsibirien
Und den Nordpol auf den Kreis des Krebses —
Kraus und bunt, je bunter, desto besser!
Aber dann, empor das Ganze raffend,
Warf er's hoch und lacht' und sprang und jauchzte,
Wie die Schnitzel ihn, wie Schneegestöber,
Rings umflogen, wälzte sich vor Wonne
In dem bunten Chaos all der Fetzen.
Lächelnd schaut' ich zu dem Spiel des Kindes,
Und mir war's, ich säh' den Herrn der Erde
Mit der Zukunft unsres Sternes scherzen,
Und behaglich, mit Gottvaterruhe,
Sprach ich: „Sohn, lies auf und steck' den alten
Überflüss'gen Plunder in den Ofen!“
Und er kehrte rasch das Zeug zusammen,
Und wir steckten's lachend in den Ofen,
Afrika, Amerika, Europa,
England, Deutschland, Frankreich und das russ'sche
Riesenreich und Nordpol und Äquator.
Hochbelustigt, mit gespreizten Beinchen,
Beide Händchen auf dem Rücken, sah er,
Wie die Flammen gierig danach leckten,
Wie sich zuckend auf dem Roste krümmte
Und zu Asche sank der ganze Plunder.
Und mit seinem hellen Stimmchen fragt' er:
„Nicht, Papa, du hast noch viele solche
Welten, schöne, neue, zum Zerledern?“

Der britiſche Imperialismus und ſeine Wirkungen.

Von Politikus ***.

Inmitten der ſchweren Schickſalsſchläge, welche England im Verlauf des ſüdafrikaniſchen Krieges bereits betroffen haben und die ihm noch zu drohen ſcheinen, tröſtet ſich ſeine öffentliche Meinung mit der Anteilnahme und Treue, welche ſelbſt die entlegendſten Kolonien dem Mutterlande beweiſen. Die imperialiſtiſchen Beſtrebungen, die in ſo hohem Maße zum Ausbruche des Boerenkriegs beigetragen haben, gewinnen dadurch in immer weiteren Kreiſen des Publikums Anklang. Selbſt die verſprengten Reſte der kolonialfeindlichen Gladſtoneſchen Partei ſehen ſich genötigt, mit dieſer Stimmung zu rechnen. Immer öfter wird von einem liberalen Imperialismus geſprochen und geſchrieben, und liberale Politiker ziehen die Aufnahme des den heutigen Imperialismus verkörpernden Miniſters Chamberlain in ein künftiges liberales Kabinett in ernſthafte Erwägung. Wenn auch manch ein nüchterner Beobachter dieſer Bewegung ſchwerlich mehr Ausſichten prophezeien möchte als einſt dem berühmten Empire libéral Emile Olliviers, ſo iſt ſie doch ſehr beachtenswert. Wer den Verlauf der Dinge in England prüft, muß ſich überzeugen, daß es nicht eine bloße Formalität war, wenn der König Eduard VII. ſeinen Titel abändern und ſich Herrſcher aller Briten nennen ließ. In Englands ganzer Weltpolitik hat ſich wirklich ein bedeutender Umſchwung vollzogen. Während es noch vor wenigen Jahren ſich als eine Art Arbiter mundi auffaßte und nicht dulden wollte, daß irgendwo auf der Welt etwas ohne ſein Wiſſen und Willen geſchah, beginnt es ſich jetzt mehr und mehr auf ſein Kolonialreich zu beſchränken und in ſeiner Entwickelung und der Engerziehung der Bande zwiſchen Mutterland und Kolonien ſeine Hauptaufgabe zu erblicken.

Der imperialiſtiſche Gedanke in England iſt nicht ſehr alt. Vor wenigen Jahrzehnten noch kümmerten ſich die dortigen Staatslenker nur recht wenig um die kolonialen Angelegenheiten. Es gab unter ihnen ſolche, die von den wenigſten überſeeiſchen Beſitzungen mehr als den Namen kannten. Die Verwaltung der Kolonien lag in der Hand des Kriegsminiſters. Ihre Intereſſen fanden wenig Gehör und noch weniger Verſtändnis im Mutterlande. Man betrachtete ſie vielfach mehr wie ein notwendiges Übel als wie eine Macht- und Einkommensquelle. In den 60er Jahren regten ſich ſogar zahlreiche und ſehr einflußreiche Stimmen für einen Bruch mit der ganzen langwierigen und koſtſpieligen Kolonialpolitik. Sie befürworteten Freigabe aller überſeeiſchen Beſitzungen und verſprachen ſich von der Preisgabe des Beſitzes Indiens und Kanadas z. B. die größten Vorteile für die politiſchen Beziehungen zu anderen Ländern ſowohl als für die Finanzen und den Handel Großbritanniens.

Wenn in den 70er und 80er Jahren hierin ein Umſchwung eintrat, wenn allmählich engliſcherſeits nicht nur die Beziehungen zu den vorhandenen Kolonien enger geknüpft, ſondern auch bedeutende Neuerwerbungen vorgenommen wurden, ſo war das vorwiegend die Folge des unvermuteten plötzlichen Aufkommens des Deutſchen Reichs und der damit engverknüpften franzöſiſchen und ſpäter deutſchen Expanſionspolitik. Nicht nur der Drang, Deutſchlands Beiſpiel nachzuahmen und dadurch ähnlicher glänzender Erfolge teilhaftig zu werden, ſondern auch die Rückſicht auf die vorhandenen Kolonien, die von fremden Beſitzungen eingeſchloſſen und vielleicht mattgeſetzt zu werden fürchteten, veranlaßten England zur Wiederaufnahme der früheren Ausbreitungs- und Eroberungspolitik.

Die erſten Früchte dieſes Umſchwungs waren die Beſetzung von Transvaal und Ägypten, die Annexion zahlreicher noch herrenloſer Gebiete in Afrika und Oceanien, ſowie die Erweiterung und Befeſtigung des indiſchen Beſitzes. Die weitere Folge war ein bedeutendes Erſtarken der Thätigkeit engliſcher

Unternehmer und Koloniſten in den überſeeiſchen Beſitzungen und das Auftauchen des Gedankens einer engeren politiſchen und wirtſchaftlichen Verbindung der einzelnen Teile des britiſchen Reichs. Zu Anfang der 40er Jahre war ein ſolcher Plan, den Colonel Torrens entwickelt hatte, gar nicht erſt ernſtlich erörtert worden; jetzt fand er in weiten Kreiſen Anklang. Im Jahre 1884 entſtand zum Zwecke der Förderung ſolcher Beſtrebungen die Imperial Federation League, 1891 folgte ihr die United Empire Trade League. Die Londoner Handelskammer begann 1885 den Entwurf eines allgemeinen britiſchen Zollvereins des Näheren zu prüfen und mit den Kolonien zu erörtern. Im Jahre 1888 ſetzte ſie einen Preis für den beſten Plan einer Imperial Federation aus und veranlaßte gelegentlich einer damals veranſtalteten Kolonialausſtellung eine Beratung aller britiſchen Handelskammern über den Plan der Zolleinigung. Schon im folgenden Jahre wurde eine förmliche Konferenz von Vertretern der Kolonien in London, 1894 eine zweite in Kanada, 1897 wieder eine in London ins Werk geſetzt; 1900 hat ſich ihnen wieder eine Zuſammenkunft von Vertretern aller Handelskammern angereiht.

Große praktiſche Früchte haben dieſe Veranſtaltungen vor der Hand nicht getragen. Bei näherer Prüfung zeigte ſich zu deutlich, daß in abſehbarer Zeit der Markt des Auslandes für England wichtiger als der ſeiner Kolonien iſt, und daß viele der letzteren durch geographiſche Lage und natürliche Bedingungen auf andere Staaten mehr als aufs Mutterland angewieſen ſind. England lehnte es damals ab, den Kolonien beſondere Zollvorteile einzuräumen, und letztere wollten von beſonderer Begünſtigung engliſcher Waren ebenſo wenig wie von großen Opfern für militäriſche und Verkehrszwecke hören. Nur Kanada entſchloß ſich, wohl hauptſächlich aus Haß gegen die Vereinigten Staaten, dem Mutterland einen Vorzugstarif gegenüber anderen Staaten einzuräumen und dafür Repreſſalien von anderen Ländern in Tauſch zu nehmen. —

Aber mittelbar hat die imperialiſtiſche Bewegung bedeutende Wirkungen freilich etwas unerwarteter Art geübt. Unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der ſüdafrikaniſche Krieg in ihr einen ſeiner Hauptgründe hat.

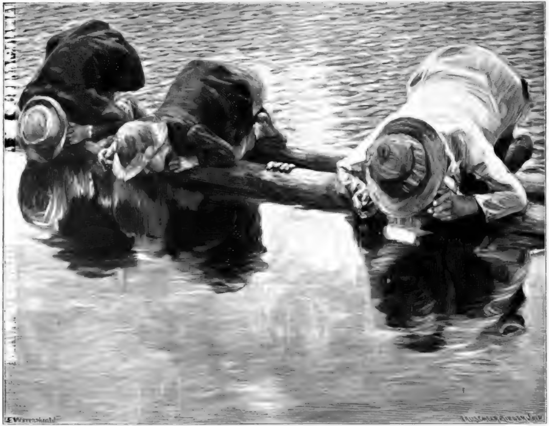
Von dem Augenblicke an, wo England ſeine Rolle als Koloniſator in Afrika ernſt nahm, gewann Südafrika mit ſeinen Mineralreichtümern und ſeinen großen Siedelungsgebieten für die britiſche Kolonialpolitik eine ausſchlaggebende Bedeutung. Es konnte England daher nicht gleichgültig ſein, daß im Herzen ſeines dortigen Beſitzes unabhängige, ihm feindlich geſinnte Staatsweſen ſich immer kräftiger entwickelten und immer mehr die Zukunft ſeines Südafrikareiches bedrohten. Von dieſer Erwägung heraus hatte es Ende der 70er Jahre durch einen Handſtreich der Unabhängigkeit der beiden Boerenſtaaten ein Ende zu machen verſucht. Der ſchlechte Ausgang dieſes Verſuches, die unangenehmen Folgen, die er nach ſich gezogen, hatten allerdings den einflußreichſten Politikern die Luſt zur Erneuerung eines ſolchen Unternehmens zunächſt benommen. Aber die Wortführer des imperialiſtiſchen Gedankens wollten ſich dabei nicht beruhigen. Die von den Boerenſtaaten ihren Plänen drohende Gefahr erſchien ihnen zu bedenklich, als daß ſie nicht alles wagen wollten, ihr zuvorzukommen. So ſetzten ſie Anfang 1896 den völkerrechtswidrigen Jameſonſchen Einfall nach Transvaal ins Werk und ruhten nach ſeinem Scheitern nicht eher, als bis die engliſche Macht 1899 in den verhängnisvollen Krieg mit den Freiſtaaten verwickelt war.

Wären die Vorausſetzungen der britiſchen Imperialiſten richtig geweſen, ſo hätte der Krieg, wie es Mr. Chamberlain ankündigte, binnen wenigen Monaten beendet ſein müſſen. England wäre dann nicht nur Herr der in kräftiger Entwickelung befindlichen jugendkräftigen Boerenſtaaten geweſen, ſondern hätte ſeine Macht in Afrika und in der ganzen Welt in außerordentlichſter Weiſe geſtärkt. Es wäre ihm dann geglückt, ſich für einige weitere Jahrzehnte ſeine ſo lange in der Welt geübte oberſte leitende Stellung zu ſichern und faſt unangreifbar zu machen. Gleichzeitig hätte es ſeinen Einfluß gegenüber ſeinen Kolonien neu belebt und ihnen einen heilſamen Schrecken gegen alle Unabhängigkeitsregungen eingeflößt.

Zu ſeinem Unglück und zu der ſchweren Enttäuſchung der Vertreter der imperialiſtiſchen Beſtrebungen haben ſich jedoch alle ihre Vorausſetzungen als falſch, alle ihre Hoffnungen als trügeriſch erwieſen. Die Boeren haben ſich als weit ſtärker gezeigt, wie man erwartete; die in Ausſicht genommenen Streitkräfte reichten nicht aus; ungeachtet Englands Seemacht und des Ausbleibens europäiſcher Verwickelungen währt der Kampf bereits im dritten Jahre. Tauſende von Menſchenleben ſind geopfert, Milliarden ſind ſchon verloren und müſſen noch ausgegeben werden, und das eroberte Land iſt in eine unbewohnbare Wüſte verwandelt worden, an deren Wiederbeſiedelung und -entwickelung in abſehbarer Zeit nicht zu denken iſt. An Stelle einer neuen Macht- und Einkommensquelle iſt der Krieg eine Urſache ewiger Verlegenheiten und unabſehbarer Geld- und Menſchenopfer geworden. Statt Englands Machtſtellung neu zu befeſtigen und für weitere Jahrzehnte zu gewährleiſten, hat der Boerenkrieg ihr einen ſehr bedenklichen, vielleicht tödlichen Stoß verſetzt.

Es genügt, um ſich davon zu überzeugen, nur die täglichen Zeitungsmeldungen von den politiſchen Vorgängen in der Welt zu verfolgen und ohne Rückſicht auf ſchönfärberiſche Kommentare und die prahleriſchen Tiraden der Engländer zu betrachten. Da zeigt ſich zunächſt, daß die Auſtralier die Verlegenheiten des Mutterlandes benutzt haben, um ſich eine von voller Unabhängigkeit kaum noch zu unterſcheidende Stellung zu ſichern. Gewiß, auch Kanada hat von England weitgehende Selbſtbeſtimmungsrechte eingeräumt erhalten, aber ſeine auswärtigen Beziehungen werden von London aus überwacht und geregelt; in allen wichtigeren Streitfällen ſteht den Beteiligten Berufung von den vielleicht intereſſierten Kolonialgerichten an den oberſten Appellhof in England frei. Bei aller politiſchen Freiheit ſtehen auch Kanada ebenſo wie das benachbarte Neufundland und früher die Kapkolonie unverkennbar im Verhältnis des Tochterſtaates zum Mutterlande. Bei Auſtralien aber iſt das ganz anders. Die neuerdings zu einem Bundesſtaat geeinten dortigen Kolonien haben ſich ſowohl die ſelbſtändige Leitung ihrer auswärtigen Beziehungen, als völlige Unabhängigkeit in der Rechtspflege ertrotzt. Mit geſchickter Ausnutzung der Notlage, welche England zwang, jede Zwiſtigkeit mit den Kolonien zu vermeiden, um ſeine Stellung gegenüber den Boeren und der Welt nicht noch mehr zu gefährden, haben die Auſtralier das Mutterland in allen Punkten zum Nachgeben genötigt. Appelliert vom Urteil ihres Obergerichtes darf an England nur werden, wenn ihr Obergericht ſich damit einverſtanden erklärt. Man nimmt allgemein an, daß dieſes Einverſtändnis nur ſehr ſelten, wenn überhaupt je erfolgen dürfte! — Nicht genug damit beginnen die geeinten Auſtralier derartige Einrichtungen zu treffen, daß dadurch die Intereſſen des Mutterlandes wie anderer Kolonien ſchwer gefährdet werden. So hat das auſtraliſche Bundesparlament die Einwanderung von Farbigen, die nicht in einer europäiſchen Kulturſprache ein Examen abzulegen imſtande ſind, verboten. Damit werden die Bewohner der engliſchen Pacifickolonien und Indiens nicht minder wie Chineſen und Japaner aus Auſtralien ausgeſchloſſen. Die Proteſte der oſtaſiatiſchen Reiche und der Kolonien und ihre Gegenmaßnahmen gefährden aber in vielen Hinſichten Englands Intereſſen. Ebenſo peinlich für letztere iſt der neue hohe Zolltarif Auſtraliens und ſeine Ausdehnung auf den Proviant aller Schiffe in den auſtraliſchen Meeren. Kriegsfahrzeuge werden davon ebenſo betroffen wie die Poſtdampfer und Handelsſchiffe. England erwachſen daraus nicht nur Koſten und Unzuträglichkeiten, ſondern auch Streitigkeiten mit fremden Mächten. Es zeigt ſich hierbei wie bei anderen Anläſſen, daß die Auſtralier am liebſten aller Kriegsſchiffe des Mutterlandes ledig würden und den Transport auf dem Meere gern allein in die Hand bekämen. Man kann ſich bei der Sachlage nicht wundern, daß man in Auſtralien die Schaffung einer eigenen Flotte und die Verdrängung der engliſchen bereits ernſtlich ins Auge faßt. Für alle dieſe Nachteile muß man ſich in England damit tröſten, daß die Auſtralier gelegentlich ein paar Milizregimenter nach Südafrika zu Hilfe ſenden!

Nicht minder empfindlich für England iſt die Schwächung ſeiner Lage im Weſten Aſiens infolge des Boerenkrieges. Rußland hat letzteren benutzt, um ſich in Mittelaſien immer feſter einzurichten und insbeſondere Perſien ganz unter ſeinen Einfluß zu bringen. Von da aus ſtrebt es ſeine Macht immer weiter auszudehnen. Der lange unentſchiedene Kampf zwiſchen Rußland und England um die Herrſchaft in Perſien iſt damit ausgetragen. Erſteres hat eine neue Etappe auf dem Wege nach Indien erreicht.


E Werenskiold

Barschfischer. Nach dem Gemälde von E. Werenskiold.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Kommt es einſt zum Kampfe, ſo beſitzt es dadurch einen großen Vorteil, abgeſehen von dem Nutzen, den ihm die Verfügung über Perſiens Häfen ſchon jetzt bei Entwickelung ſeines innerasiatiſchen Beſitzes bringt. Auch in Kleinaſien und der Türkei iſt Englands früherer Einfluß ſchwer beeinträchtigt. Unthätig, wenn auch zähneknirſchend, muß es zuſehen, wie Rußland hier immer mehr Boden gewinnt und auch andere Mächte größere Intereſſen erwerben.

Mit Frankreich ſind Englands Beziehungen während der Kriegsjahre immer delikatere geworden. Unverändert beſtehen die Schwierigkeiten wegen der Neufundlandfiſcherei fort, und immer bitterer werden die Gefühle der in ihrem wirtſchaftlichen Gedeihen ſchwer beeinträchtigten Neufundländer gegen das Mutterland. Wieder iſt das viel angefeindete proviſoriſche Abkommen abgelaufen, ohne daß es zu einer Verſtändigung gekommen iſt, wahrſcheinlich hat man es wieder in aller Stille wie im Vorjahre verlängert. Auf eine Löſung des Streits im Sinne der Engländer iſt weniger Ausſicht als je vorhanden. Wenn ſie nicht ganz bedeutende Opfer bringen, dürfte Frankreich niemals freiwillig auf den Reſt ſeines nordamerikaniſchen Beſitzes zu verzichten geneigt ſein. — Noch weniger Ausſicht iſt auf eine Beilegung der engliſch-franzöſiſchen Streitigkeiten wegen Ägypten, Tripolis und Marokko vorhanden. Frankreich, das in letzterem ſeine Stellung bedeutend befeſtigt hat, wird ſicherlich nie ohne einen verlornen Krieg ſeine Abſichten auf dieſen Beſitz aufgeben. Ebenſowenig wird es ſich je mit der Thatſache der engliſchen Herrſchaft in Ägypten oder gar ihrer Ausdehnung auf Tripolis abfinden. In letzterer Hinſicht hat es ſogar ſchon England gewiſſe Zugeſtändniſſe abgenötigt. England wird in allen das Mittel- und Rote Meer betreffenden Fragen heute mehr als je mit der Feindſeligkeit Frankreichs zu rechnen haben. Selbſt im Süden des Roten Meeres bei Aden und in Abeſſynien zeigt ſich das bereits. Mehr als je tritt hier überall das Beſtreben Frankreichs hervor, England die Alleinherrſchaft zu entwinden. Direkte Schritte dagegen kann aber England jetzt weniger als je thun. Es iſt ebenſowenig in der Lage, den alten Streit um den Beſitz der Neuen Hebriden im Stillen Meere zum endlichen Austrage zu bringen; wenn es irgendwo Frankreich zu ſehr herausfordert, muß es mit einer gefährlichen Aufwallung der öffentlichen Meinung und womöglich mit einem Kriege rechnen, der ihm außerordenlich gefährlich werden könnte.

Die bedenklichſten Wirkungen hat aber der ſüdafrikaniſche Krieg auf Englands Stellung in Amerika geübt. England beſitzt bekanntlich außer den weiten Steppen und Eisfeldern Kanadas verſchiedene Inſeln im Antillenmeere und dazu gewiſſe Feſtlandsgebiete in Mittel- und Südamerika. Alle dieſe Kolonien mit Ausnahme Kanadas befinden ſich in trauriger wirtſchaftlicher Lage. Sie entbehren genügender Arbeitskräfte, und ihre Erzeugniſſe erzielen in Europa nicht genügend lohnende Preiſe. Kanada iſt in beſſerer Lage, aber es iſt im großen und ganzen abhängig vom Markte der Vereinigten Staaten und käme in eine unhaltbare Lage, wenn dieſe plötzlich ihre Grenze ſperrten.

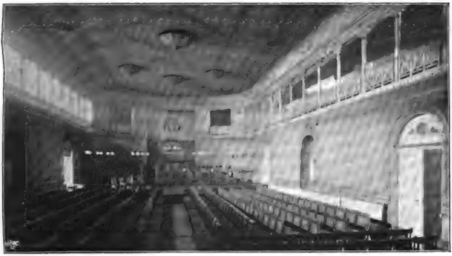
Abgeſehen von dieſem Beſitz aber war England bisher an der Frage eines mittelamerikaniſchen Kanals hervorragend intereſſiert. Es hatte im Intereſſe ſeines Handels wie ſeiner amerikaniſchen Beſitzungen und um Amerikas Seemacht zu ſchwächen, immer darauf gehalten, daß ein etwaiger mittelamerikaniſcher Kanal unter ſeiner Aufſicht ſtehe, unbefeſtigt bleibe und im Kriegsfalle neutraliſiert werde. Auf dieſe Weiſe hoffte es allen etwaigen Gelüſten und Überraſchungen von amerikaniſcher Seite vorbeugen, ſeine Obermacht im Stillen Meere behaupten und Amerika eine raſche Konzentrierung ſeiner Flotte in einem der beiden Küſtenmeere unmöglich machen zu können.

Dieſe hundert Jahre lang ſtreng durchgeführte Politik hat nunmehr aufgegeben werden müſſen. Um die Vereinigten Staaten nicht zu reizen, und nicht den auf eine Intervention hin arbeitenden dortigen Politikern eine Handhabe zu gewähren, hat ſich England allmählich herbeilaſſen müſſen, ſeine alten Vertragsrechte über den mittelamerikaniſchen Kanal zu opfern. Es hat den Amerikanern volle Freiheit hinſichtlich ſeines Baues, ſeiner Sicherung und ſeiner Benutzung im Kriegsfalle eingeräumt! Dieſer Schritt kann ſehr bedeutſame Folgen nach ſich ziehen. Er dürfte nicht allein Anlaß zu einem Protektorate der Union über Mittelamerika und einer erheblichen Erweiterung ihres Einfluſſes auf die anderen amerikaniſchen Staaten geben, ſondern er kann ſehr leicht auch zur Bedrohung des engliſchen Kolonialbeſitzes führen. Dieſe ſchon heute wirtſchaftlich von der Union abhängigen Kolonien dürften nach Herſtellung eines Iſthmuskanals mit geradezu elementarer Gewalt zum Anſchluß an die Vereinigten Staaten ſich gedrängt ſehen. Dazu kommen letztere durch einen ganz in ihrer Hand befindlichen Kanal in die Lage, raſch ihre ganze Flotte bald im Oſten, bald im Weſten einem Feinde entgegenwerfen zu können, und die Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einfluſſes im Pacific und in Oſtaſien wird bedeutend erleichtert. — Der Gedanke läßt ſich angeſichts dieſer neuen Lage kaum abweiſen, daß England mit der Aufgabe ſeiner mittelamerikaniſchen Rechte auch den Verluſt ſeiner ganzen bisherigen Stellung im vierten Erdteile eingeleitet hat, und daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche ſtehen, wo Amerika Englands Erbſchaft anzutreten beginnt.

Obwohl es ziemlich deutlich auf der Hand liegt, daß die hier kurz geſchilderte Entwickelung die mittelbare Folge der imperialiſtiſchen Bewegung in England vermöge des durch ſie hervorgerufenen Boerenkriegs iſt, ſcheint man vielfach in England die Augen gegen dieſen Zuſammenhang verſchließen zu wollen. Man möchte nur an vorübergehende, nicht dauernde Nachteile glauben. Vor allem möchte man den Teufel mit Beelzebub austreiben, indem man das beſte Hilfsmittel gegen die heutigen Übel gerade in weiterer Förderung des Imperialismus zu erblicken glaubt. Nicht allein die Kreiſe, welche dieſen Gedanken zuerſt regierungsfähig gemacht und die heutige Lage verſchuldet haben, predigen die Notwendigkeit des Fortſchreitens auf dem imperialiſtiſchen Wege, ſondern auch nicht kompromittierte und anders denkende Patrioten erwärmen ſich dafür. In engſtem Anſchluß der Kolonien ans Mutterland findet man das Heil für die Zukunft. Es iſt von einem allgemeinen Parlamente für Mutterland und Kolonien, von gemeinſamen Regierungseinrichtungen, Heeren und Flotten, von einem engen Zollbunde mit Vorzugstarifen für die Mitglieder, hohen Zöllen gegen das Ausland ganz ernſthaft die Rede. Man verſpricht ſich von ſolchen Maßnahmen eine bedeutende Stärkung der Macht Englands und die Möglichkeit, den ſchutzzöllneriſchen Beſtrebungen der anderen Staaten Einhalt zu gebieten. Gelingt das nicht, ſo hofft man Erſatz für die fremden Abnehmer engliſcher Waren in den Kolonien zu finden und ſich in ihnen mit Rohſtoffen für die engliſche Induſtrie verſorgen zu können.

Eine Verwirklichung dieſer von augenblicklichem Kleinmut eingegebenen Pläne würde den Verzicht Englands auf ſeine heutige Weltſtellung bedeuten. Es würde allgemein der Eindruck entſtehen, daß England, um einer allgemeinen Kataſtrophe zu entgehen, ſich in eine Art Zufluchtshafen retten möchte. Dabei würde der beabſichtigte Zweck aber nicht einmal erreicht werden. Die nüchternen Zahlen der Statiſtik thun unwiderleglich dar, daß die Kolonien die große Produktion des Mutterlandes weder aufzunehmen noch zu bezahlen vermöchten. Und ihre Erzeugniſſe decken bei weitem nicht den Bedarf Englands an Rohſtoffen für ſeine Induſtrie und Nahrungsmitteln für ſeine Bevölkerung! Abgeſehen davon würde Auſtralien ſchwerlich einem ſolchen Zollbunde mit England beitreten, und Kanada würde dadurch in ſchwerſte Verwickelungen mit den Vereinigten Staaten geraten.

Alles in allem genommen ſcheint daher der heutigen imperialiſtiſchen Bewegung in England trotz ihres Anwachſens keine große praktiſche Bedeutung fürs Wohl des Mutterlandes beizumeſſen zu ſein. Man kann bei dem praktiſchen Sinn und politiſchen Blick der engliſchen Bevölkerung vielmehr annehmen, daß ſie binnen abſehbarer Zeit ihr Ende erreicht, und daß ihre Urheber auch perſönlich nicht die davon erhofften Früchte ernten werden. So wohltönend und beſtechend das Schlagwort „Imperialismus“ klingt, es ſcheint England ſo wenig Segen wie einſt Frankreich bringen zu ſollen. Sobald England ſich von den niederſchmetternden Eindrücken des Kriegs erholt und wieder auf ſich ſelbſt und ſeine wahren Intereſſen beſonnen haben wird, dürfte es wohl mit derartigen Beſtrebungen raſch aufräumen. Sollte das wider Erwarten nicht der Fall ſein, ſo würde das ebenſo bedenklich für Englands Zukunft wie für die fernere Entwickelung der Welt ſein.



Saal des alten Gewandhauſes.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Erinnerungen an den alten Gewandhausſaal zu Leipzig.

Von

Profeſſor Carl Reinecke-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Meine Erinnerungen an den alten Gewandhausſaal reichen zurück bis zum 2. November des Jahres 1843. An dieſem Tage betrat ich ihn zum erſtenmal, und die erſten Klänge, die mich da umrauſchten, waren die der ſogenannten Jupiter-Symphonie von Mozart. Wie ein heiliger Schauer durchrieſelte es mich, als ich daran denken mußte, daß an dieſer Stätte der Meiſter ſelber geſtanden, eine ſeiner Symphonien dirigiert und die Zuhörer durch ſein Klavierſpiel bezaubert hatte. Edwin Bormann, der liebenswürdige Humoriſt, hat dies denkwürdige Konzert zum Gegenſtand eines allerliebſten Gedichtes: „'s Leibz'ger Gewandhaus-Konſert am 12. Mai 1789" gemacht, und ich kann mir nicht verſagen, die Schlußzeilen zu citieren, die da lauten:

Un Weiße, der wendt ſich ze Hillern un lacht:
„Der Storch, der den Mozart zer Welt gebracht,
Das war gewiß ä dorch un dorch
Kontrabunkdiſch gebildeder Klabberſtorch!"
„Nee, Freindchen," ſpricht Hiller mit Wohlbedacht,
„Den Mann da, den hat kee Storch gebracht,
Der is entweder von Himmel gefallen
Oder 's bracht en ä ganſes Schock Nachdigallen."

Als dieſer altehrwürdige Saal, in welchem von Mozart bis Mendelsſohn große Tonmeiſter ſonder Zahl erſchienen waren, wo von Clementi bis Liſzt faſt alle namhaften Pianiſten, von Rode bis Ernſt nahezu alle berühmten Geiger geſpielt hatten, wo die Kette der großen Sängerinnen, die dort geſungen, von der Mara bis zur Catalani und weiter bis zur Schröder-Devrient reichte, als dieſer, der edlen Muſik geweihte und durch den Spruch „Res severa est verum gaudium" gekennzeichnete Raum im Jahre 1781 dem Publikum übergeben war, ſchrieb man zwar: „Vielleicht kann keine Stadt in ganz Deutſchland einen ſolchen Saal aufweiſen. Es waren 500 Perſonen zugegen, und doch war noch viel Platz übrig. Ein herrliches Deckengemälde gibt dem Saale eine außerordentliche Pracht." Aber *dieſe* Pracht war jetzt allerdings dahin, denn Oeſers Meiſterwerk hatte der Zeit ſeinen Tribut zahlen müſſen. Rochlitz äußerte ſich ſchon viele Jahre zuvor darüber mit folgenden Worten: „Sehr zu beklagen iſt es, daß die Zeit, unterſtützt von manchen unvermeidlichen Verhältniſſen, ihre Übermacht an ihm zu zeigen anfängt, und daß der Künſtler hier, wie bey ſo vielen ſeiner Werke, derſelben durch allzu leichten Pinſel und nicht immer ſorgſame Bereitung ſeines Materials in die Hände gearbeitet hat." Zum Glück aber war der ſchönſte Schmuck des Saales, ſeine herrliche Akuſtik, geblieben. Sie war, wie's ſcheint, weniger zielbewußt erreicht worden, als vielmehr durch eigentümlich günſtige Umſtände hervorgebracht. Unbedingt iſt jedoch anzuerkennen, daß der Erbauer die Dimenſionen des Saales, das Verhältnis der Höhe zur Länge und Breite ungemein glücklich getroffen hatte. Der Saal, der ſeit einigen Jahren leider anderen Zwecken, weniger ideeller Art, hat weichen müſſen, war 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und 35 Fuß hoch; nirgends waren den Schallwellen durch Säulen, Verzierungen oder dergleichen, Hinderniſſe entgegen geſetzt, und ſelbſt die Ecken waren abgerundet. Aber die glücklichen Nebenumſtände, daß nämlich der Saal ringsum, oberhalb und unterhalb, von hohlen Nebenräumen, Korridors, Nebenſälen ꝛc. umgeben war, mögen doch die Haupturſache geweſen ſein, daß die Klangwirkung eine ſo unvergleichliche war. Entſprach der Saal auch ſpäter nicht mehr den mit der Zeit gewachſenen Anſprüchen an Größe und Komfort, ſo iſt es doch tief zu beklagen, daß man nicht verſucht hat, die Stätte, die ſo viele guten Männer betreten hatten, wenigſtens als ſolche zu erhalten und zu kennzeichnen, denn „die Stätte, die ein guter Menſch betrat, iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt ſein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.“ Jetzt weiß es keiner mehr, wo ſie dereinſt geſtanden! Um ſo höher iſt es zu ſchätzen, daß man im neuen Gewandhauſe einen Saal für die Pflege der Kammermuſik geſchaffen hat, der in ſeinen Dimenſionen genau dem alten Saale nachgebildet iſt.

Als ein hohes Glück und als unverdiente Ehre empfand ich es, daß mir vergönnt war, ſchon am 16. November in jenen Räumen als Pianiſt aufzutreten. Ich hatte Mendelsſohn und Ferdinand Hiller, dem damaligen Dirigenten der Konzerte, vorgeſpielt und war alſo würdig befunden worden. Obgleich ich mir durch einen mißlichen Zufall eine wunde Stelle am Handgelenk zugezogen hatte, die mich beim Spielen heftig ſchmerzte, ſo konnte ich mich dennoch nicht entſchließen, auf dieſes, mein erſtes Auftreten im Gewandhauſe zu verzichten, fürchtend, daß ſich eine gleiche Aufforderung im Laufe des Winters möglicherweiſe nicht wiederholen dürfte. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn ſchon im nächſten Jahre ward ich abermals zum Soloſpiel eingeladen, und im darauffolgenden ſchrieb mir David folgende humoriſtiſch gefärbte Zeilen: „Können, das verſteht ſich von ſelbſt, alſo: wollen Sie am nächſten Dienstag in der Morgenſoiree das Quintett von Schumann ſpielen? Es würde mir eine große Freude ſein. Was Ihnen mit irdiſchen Gütern nicht gelohnt werden kann, möge Ihnen durch den gerührten Dank der Zuhörer erſetzt werden.“ Drei Wochen ſpäter ward ich dann zum Es dur-Trio von Franz Schubert berufen. Während der drei Jahre, die ich von 1843 ab in Leipzig zubrachte, erlebte ich eine ſolche Fülle künſtleriſcher Ereigniſſe im Gewandhauſe, daß ich mich darauf beſchränken muß, nur einige der allerbedeutendſten zu erwähnen. Allem voran ſtand die überhaupt erſte Aufführung von Schumanns Peri unter des Meiſters perſönlicher Leitung am 4. Dezember 1843. Frau Livia Frege ſang die Peri geradezu hinreißend, und jedermann empfand, daß Schumann dieſe anmutende Geſtalt im Gedenken an ihre Künſtlerſchaft geſchaffen hatte. David ſtand an der Spitze des Orcheſters, und den Chor führte keine Geringere an als Clara Schumann. — Ein anderer denkwürdiger Abend war der des 5. Dezember 1845, an welchem Jenny Lind und Mendelsſohn gleichzeitig als Mitwirkende beteiligt waren. Da erſtere am Tage zuvor das Gewandhauspublikum in einen wahren Taumel des Entzückens verſetzt hatte, benutzte Mendelsſohn dieſe Stimmung des Publikums und bat die Gefeierte, ſich mit ihm zu einem Konzerte zum Beſten des Orcheſterpenſionsfonds zu verbünden. Sofort erhielt er von der allzeit zum Wohlthun froh-bereiten Künſtlerin die gewünſchte Zuſage, doch blieb ihr für Leipzig nur noch ein Tag. Trotz dieſer, ſowohl für Ankündigung wie auch für Arrangement des Konzertes äußerſt knapp bemeſſenen Zeit war der Erfolg desſelben dennoch ein nach allen Seiten hin vollſtändiger. Jenny Lind ſang Recitativ und Arie „Dovè sono“ aus Figaros Hochzeit, die Partie der Euryanthe im erſten Finale der gleichnamigen Oper und ſchließlich Mendelsſohnſche und ſchwediſche Lieder. Wie leuchteten Mendelsſohns Augen, da die gottbegnadete Sängerin ſeine Lieder in einer Weiſe ſang, wie man ſie vollendeter nicht denken, geſchweige hören konnte! Heutzutage werden die Mendelsſohnſchen Lieder ſtark vernachläſſigt, ob mit Recht oder Unrecht iſt zu unterſuchen hier nicht der Ort, ſicher aber iſt, daß derjenige, der ſie an jenem Abende hörte, den Eindruck davon im Leben nie vergeſſen wird. Mendelsſohns Vorträge beſtanden in ſeinem G moll-Konzerte und zweien ſeiner Lieder ohne Worte, welch letztere er durch reizende Improviſationen einleitete und miteinander verband. Er war wohl der letzte große Meiſter in der Kunſt des Improviſierens, welche inzwiſchen verſchwunden zu ſein ſcheint. Die enorme Inanſpruchnahme des Gedächtniſſes, welche das Publikum jetzt von den Virtuoſen verlangt, mag vielleicht dazu beigetragen haben, daß dieſe Kunſt verloren ging. Während meines erſten Aufenthaltes in Leipzig war es mir noch öfter vergönnt, Mendelsſohns Meiſterſchaft auf dem Klavier zu bewundern; ſo hörte ich von ſeinen eignen Werken noch die zweite Cello-Sonate, das damals noch ungedruckte Klavier-Trio in C moll, Beethovens großes B dur-Trio Op. 97 (im Verein mit David und Servais), deſſen D dur-Trio und letzte Klavier-Sonate Op. 111 in C moll. Alle dieſe Werke ſpielte Mendelsſohn ohne jegliches Hervordrängen der eignen Perſon, mit kriſtallheller Klarheit in der Technik, mit einer Größe der Auffaſſung und andererſeits mit einer Tiefe der Empfindung, wie ſie nur wahrhaft großen Künſtlern eigen iſt; daß einem ſolchen Meiſter nicht eine auch noch ſo verſteckte Kombination in den Werken Beethovens entgehen konnte, iſt ſelbſtverſtändlich. War es für den Kunſtjünger ein Gewinn fürs Leben, ſeinem Spiele zu lauſchen, ſo war dies nicht minder der Fall, wenn man den von ihm geleiteten Konzertproben beiwohnen durfte. Seinem feinen Ohre entging ſelbſt im Tutti kein falſcher Ton, er verſtand wundervoll zu ſchattieren, das Weſentliche dem Nebenſächlichen gegenüber hervorzuheben und das Orcheſter überhaupt zu dem entſprechenden Ausdruck zu begeiſtern; dabei legte er nicht ſelten den Taktſtock auf längere Zeit beiſeite und ließ es ruhig gewähren, bis etwa eine leiſe Temposchwankung eintrat, gegen die er infolge ſeines überaus feinen rhythmiſchen Gefühls ſehr empfindlich war. So hörte man ihn denn auch häufig dem Orcheſter zurufen: „Tempo, meine Herren, Tempo!“

Carl Reinecke.

Im Jahre 1846 verließ ich Leipzig, um erſt in zwei Jahren zurückzukehren. Nach Mendelsſohns Tode hatte Gade die Konzerte dirigiert, doch zog es ihn begreiflicherweiſe nach ſeinem Vaterlande zurück, als im Jahre 1848 die Herzogtümer Schleswig und Holſtein ſich infolge des verhängnisvollen Briefes Chriſtians VIII. gegen Dänemark erhoben. Umgekehrt verließ ich meinen damaligen Wohnſitz Kopenhagen, um als guter Deutſcher in meine Heimat Holſtein zurückzukehren, wo mich bald darauf ein Brief von Julius Rietz traf, der inzwiſchen Gades Nachfolger geworden war und mich einlud, wieder nach Leipzig zu kommen. Abermals gab man mir mehrfach Gelegenheit, im Gewandhauſe als Pianiſt aufzutreten, und es war in dieſer Saiſon, daß ich's zum erſten Male wagte, ein Mozartſches Konzert zu ſpielen. Der Kritiker Franz Brendel machte mir bei der Gelegenheit Vorwürfe darüber, daß ich mir erlaubt habe, ein und dasſelbe Motiv bei deſſen unmittelbar erfolgender Wiederkehr anders zu nüancieren als das erſte Mal, und gerade dieſem, aus Mozarts eigenen Werken abſtrahiertem Verfahren, verdanke ich es wohl zum Teil, wenn ich in ſpäteren Jahren öfters die Freude erlebte, mit dem Vortrage Mozartſcher Konzerte einigen Erfolg zu erringen. Ein Engagement in dieſer Saiſon ließ ich jedoch mit Freuden im Stich und zwar: um Liſzt das Feld zu räumen; dieſer war unerwartet nach Leipzig gekommen, und wenn ich auf meinem Schein beſtanden hätte, ſo wäre das Konzertpublikum um den Genuß gekommen, den großen Meiſter noch einmal in einem Gewandhauskonzert bewundern zu können. Es war das letzte Mal, daß er in einem ſolchen auftrat. — Elf Jahre ſpäter erging an mich der Ruf, an die Stelle des ſcheidenden Julius Rietz zu treten. Ich war jedoch nicht der erſte, an den man ſich gewendet, denn die Konzertdirektion hatte es für ihre Pflicht gehalten, zunächſt bei Gade und Hiller anzupochen, als bei denjenigen Künſtlern, welche ſich ſchon früher als Dirigenten der Konzerte bewährt hatten. Beide zogen es vor, in ihren damaligen Stellungen zu verbleiben. So folgte ich denn dem Rufe, doch konnte ich, im vollen Bewußtſein der ſchweren Verantwortung, die ich zu übernehmen im Begriffe ſtand, die Stellung begreiflicherweiſe nicht ohne ein gewiſſes Bangen übernehmen, zumal mir Ferdinand David unterm 18. Mai 1860 ſchrieb: „Lieber Freund Reinecke! Daß ich durch Ihren Brief das erſte Wort von Ihrer Berufung hierher erfahren habe, wird Sie jetzt nach wunder nehmen, wenn Sie aber eine Zeit lang hier geweſen ſein werden, werden Sie ſich an dergleichen gewöhnt haben. — — — Daß die Singakademie Sie zum Dirigenten nimmt, ebenſo der Männergeſangverein, ſcheint mir ſehr natürlich, aber — es ſtehen aber auch da, wie hier bei allen Kunſtanſtalten (inkluſive Muſeum) Dilettanten an der Spitze, und da kann man nie wiſſen, ob dem würdigſten die Ehre wird. — — — Verzeihen Sie, wenn ich für heute nichts weiter ſage, ich bin unwohl, etwas aigriert, und ſo ſchließe ich mit der Verſicherung aufrichtiger, herzlicher Achtung als Ihr F. David.“ „Ich bin etwas aigriert“ hatte er geſchrieben! Konnte ſich nicht ſeine Mißſtimmung gegen die Konzertdirektion unwillkürlich auch auf mich ausdehnen? David war ſeit dem Jahre 1836 als Konzertmeiſter im Gewandhauſe thätig, beträchtlich älter als ich, betrachtete ſich ſelber als eine lebendige Tradition Mendelsſohnſcher Grundſätze und hielt ſich infolgedeſſen befugt, dem Dirigenten gegenüber ſeine eigene Auffaſſung geltend zu machen. Laſſen wir Waſielewski reden, welcher jahrelang ein ſcharfer Beobachter der Leipziger muſikaliſchen Verhältniſſe war und welcher in ſeinem intereſſanten Buche „Aus ſiebzig Jahren“ unter anderem das Folgende über David ſchreibt: „Thatſächlich war er ein intelligenter und unermüdlich tapferer Führer des Streichquartetts, wenn er auch im Eifer manchmal etwas zu früh einſetzte, was die Orcheſtermuſiker mit dem Ausdruck „vorhauen“ bezeichneten. Der Autorität Mendelsſohns, als deſſen folgſamer Adjutant er fungierte, ordnete er ſich vollſtändig unter, indem er ſich darauf beſchränkte, den Geigern zweckmäßige Fingerſätze und Bogenſtriche vorzuſchreiben. Anderen Dirigenten gegenüber zeigte er ſich aber manchmal dadurch unbotmäßig, daß er verſuchte, ſich ihrer Tempoangabe zu entziehen und ſein eigenes Zeitmaß durchzuſetzen, wobei er ſeinen Mund bedrohlich in die Breite zog und fulminanten Blickes drauflos ſtrich, ſo daß das einheitliche Enſemble für Augenblicke geſtört wurde. Julius Rietz nahm dergleichen nicht ruhig hin. Als David einmal auf der Probe verſuchte, ihm ein Tempo zu oktroyieren, ſagte Rietz zu ihm: ‚Spiele du nur, was in deiner Stimme ſteht.‘“ — Ich aber wollte und konnte mit dem, ohne alle Frage hochbedeutendem Künſtler nicht ſo reden, wie es der beinahe gleichalterige und etwas barſche Rietz gar manches Mal gethan, und verſuchte es, ihn durch ſtets gleichmäßige Ruhe und gelegentliche freundliche Ausſprache zu beſiegen, was mir in nicht allzu langer Zeit auch gelang, ſo daß Julius Eckhardt in ſeinem Buche „Ferdinand David und die Familie Mendelsſohn-Bartholdy“ der Wahrheit gemäß berichten konnte: „Zwiſchen Rietz' . . . . . Nachfolger, dem Kapellmeiſter Reinecke, und dem zum Hauptvertreter der Leipziger Tradition gewordenen Konzertmeiſter fand ein auf Übereinſtimmung der Anſichten gegründetes, höchſt freundliches Einvernehmen ſtatt.“ Wenn aber David, nachdem er ſich trotz deſſen wieder einmal in einer Probe „unbotmäßig“ benommen hatte, am Abend desſelbigen Tages zu mir ſagte: „Werden Sie mir denn je verzeihen können, daß mir heut' morgen mal wieder die Laus über die Leber gelaufen iſt?“ ſo wirft das wahrlich ein ſchönes Licht auf ſeinen Charakter. — Die Konzertdirektion beſtand zur Zeit meines Stellenantritts aus zwölf Mitgliedern, unter denen ſich noch diejenigen drei Advokaten befanden, von denen Mendelsſohn rühmte, daß ſie ebenſo muſikaliſch ſeien wie mancher der Berliner Kapellmeiſter. Aber auch die übrigen Mitglieder waren wohlgeſinnte Muſikfreunde, welche, ihrer Einſicht gemäß, das Beſte wollten. Nichtsdeſtoweniger war es mir ganz beſonders wertvoll, daß man in dem engeren Ausſchuß, welcher über rein muſikaliſche Fragen zu entſcheiden hatte, auch dem Konzertmeiſter David Sitz und Stimme gegeben hatte. Bei etwaiger Meinungsverſchiedenheit hielt derſelbe ſtets treu zu mir. Nach Davids Tode aber gewährte man ſeinen Nachfolgern leider nicht den gleichen Einfluß; dennoch erinnere ich mich keines einzigen ernſteren Konfliktes mit der Konzertdirektion. Nur einmal kränkte ſie mich, da ſie mir, als ich unter glänzenden Bedingungen zur Direktion einer Reihe von Konzerten nach Barcelona eingeladen war, den nötigen Urlaub verweigerte. Das mir unterſtellte Orcheſter aber war der Art, daß ich es hochſchätzen, lieben und preiſen mußte: im höchſten Grade tüchtig, willig, intelligent und ſchlagfertig wie es war, konnte man ſich darüber tröſten, daß damals in der Regel nur eine einzige Probe zu jedem Konzerte gehalten werden konnte. Der Kontrakt des Theaterpächters lautete ſo, daß er das Orcheſter nur für den Mittwoch Vormittag der Konzertdirektion zu vollſtändig freier Verfügung zu überlaſſen habe. Waren bei Aufführung von Novitäten fernere Proben unumgänglich nötig, ſo mußte der Theaterdirektor ſtets darum gebeten werden, und man hing demgemäß ſtets von deſſen Urbanität ab. Einen glänzenden Beweis ſeiner Schlagfertigkeit lieferte das Orcheſter, als Saraſate bei ſeinem erſten Erſcheinen in Leipzig im Jahre 1876 unter anderem die Suite eſpagnole von Lalo zum Vortrag gewählt hatte. Dem Herkommen gemäß fiel die Direktion der Inſtrumentalſoli dem Konzertmeiſter zu, und alſo überbrachte Saraſate die Partitur dem Konzertmeiſter Röntgen, der dieſelbe aber zurückwies mit der Bitte, daß ich ausnahmsweiſe die Direktion der Soloſtücke übernehmen möchte. Somit legte Saraſate die Partitur in meine Hände und fragte etwas beklommen, wie viele Proben wir haben würden? Das Werk ſei ſehr ſchwer zu begleiten. Ich erwiderte: „So viele als nötig ſein werden, damit Sie vollkommen zufrieden ſind, und müßten wir auch von Mitternacht bis zur Morgenfrühe probieren. „Nachdem in der Probe der erſte Satz durchgeſpielt worden, fragte ich Saraſate, ob er den ganzen Satz oder einzelnes zu wiederholen wünſche? Er ſchüttelte den Kopf, und wir ſpielten die Suite durch ohne jegliche Wiederholung. „Sie haben ein merkwürdiges Orcheſter,“ ſagte er.

Im Jahre 1860 zählte das Orcheſter unter ſeinen Mitgliedern allerdings auch gar manche, die mehr als bloß tüchtige Vertreter ihres Inſtrumentes waren. Die damals thätigen Konzertmeiſter waren David und Raymund Dreyſchock, von denen der erſtgenannte eine ſehr reſpektable Kompoſitionstechnik beſaß, wovon außer ſeinen zahlreichen Konzerten und anderweitigen Soloſtücken für Violine und andere Inſtrumente auch zwei Symphonien, eine Oper und manche Kammermuſikwerke Zeugnis ablegten. Das Verzeichnis der in den Gewandhauskonzerten bis zum Jahre 1881 aufgeführten Sachen weiſt 32 verſchiedene Sachen von David mit über 80 Aufführungen auf. Aber auch Dreyſchock konnte ſeine Partitur ſchreiben, und jenes Verzeichnis nennt vier verſchiedene Kompoſitionen von ihm. Ferner hatte der Anführer der Bratſchen, der noch jetzt thätige, nunmehrige Profeſſor Friedrich Hermann eine mit freundlichem Beifall aufgenommene Symphonie geſchrieben. Der berühmte Celliſt Carl Davidoff ſchrieb Soloſtücke für ſein Inſtrument mit Geſchick und Geſchmack, dasſelbe konnte man von den Bläſern Haake und Diethe rühmen. Sind auch von den Werken der Genannten verhältnismäßig nur wenige bis auf die Gegenwart gekommen, ſo ändert das an der Thatſache nichts, daß jene Muſiker weit mehr als bloße Handwerker waren und daher auch auf ihre Genoſſen einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß ausübten. Es wäre unthunlich, die Namen all der braven Männer zu nennen, die ſtets mit gleicher Begeiſterung ihrer Pflicht oblagen, doch kann ich mir nicht verſagen noch eines merkwürdigen Mannes zu gedenken: des Paukenſchlägers Pfundt. Derſelbe hatte nicht nur die Univerſitätsſtudien abſolviert, ſondern auch, nach wohlbeſtandenem Examen als Kandidat der Theologie, in der Nikolaikirche zu Leipzig bereits gepredigt, als er beſchloß, ſich der Muſik zu widmen und — Paukenſchläger zu werden! Als ſolcher ſtand er einzig da, und iſt noch heute unübertroffen. Mendelsſohn hielt ihn ſehr hoch, Berlioz ſetzte ihm in ſeinen Schriften ein Denkmal, und auch Schumann ſchrieb dereinſt: „Ein beſonderes Blatt des Ehrenkranzes wünſchte ich noch dem Paukenſchläger des Orcheſters, Herrn Pfundt zugeteilt.“ Weniger glücklich war ich über die Chorverhältniſſe. Altem Herkommen gemäß wirkte bei Choraufführungen die Singakademie mit, welche mich nicht zum Dirigenten gewählt hatte. Da aber der damalige Dirigent derſelben mir nicht geſtatten wollte, die betreffenden Werke ſelbſt einzuſtudieren, ſo ſtanden ſich in der Generalprobe Chor und Dirigent zum erſten Male gegenüber. Das waren unhaltbare Zuſtände, die mich veranlaßten, einen ſelbſtändigen Gewandhauschor zu organiſieren, der ſich mit der Zeit erfreulich entwickelte, ſo daß ich die Freude hatte, nach unſerer erſten Aufführung des deutſchen Requiems von Brahms die folgenden Zeilen von ihm zu erhalten: „Geehrter Freund! Die Konzerte laſſen mich nicht zu Atem kommen, ſonſt wäre mein Dank nicht ſo ſpät und nicht ſo fliegend gekommen. Daß Ihre Aufführung eine ſehr gute war, iſt mir nicht nur brieflich mehrfach mitgeteilt, ich ſehe es deutlich aus der Art, wie das Werk beſprochen wird. Ich will geſtehen, daß ich es nicht erwartete, da ich Ihre Chorverhältniſſe, wenn auch nicht genau, kenne. Auch die Schwierigkeit des Werkes fürchtete ich, und alles das ſteigert mein Dankgefühl gegen Sie aufs lebhafteſte. Recht von Herzen möchte ich Ihnen denn hiermit meinen Dank ſagen. Finden Sie es angemeſſen, ſo möchte ich Sie bitten, bei Gelegenheit auch den Herren und Damen vom Chor dieſen meinen wärmſten Dank auszuſprechen. Morgen erwarten wir Hiller, der dann hoffentlich ſo freundlich wie Sie hier empfangen wird. Stockhauſen ſchickt ſeine Grüße mit und ich kann nur wiederholen, daß Sie mich durch Ihre ſchöne Aufführung ſehr erfreut haben. Ihr ſehr ergebener J. Brahms.“

Auch dem damaligen Konzertpublikum gebührt noch ein Wort; es bildete unzweifelhaft eine kunſtverſtändige und andächtige kleine Gemeinde, die lediglich um der Muſik willen die Konzerte beſuchte. Selbſt die Damen erſchienen in einfachſter Kleidung; es hätte ſich auch nicht gelohnt, für den ſpärlich erleuchteten Saal Toilette zu machen. Von toſendem Beifallsſpenden und faſt niemals ausbleibendem Zugabebegehren, wie beides jetzt im Schwange iſt, war damals gar ſelten die Rede. In ſeiner Anerkennung oder Ablehnung griff das Publikum jedoch ſelten fehl, und es hielt auch mit ſeinem Urteil nicht ſo lange zurück, bis es etwa ein ſolches, Schwarz auf Weiß, geleſen hatte.

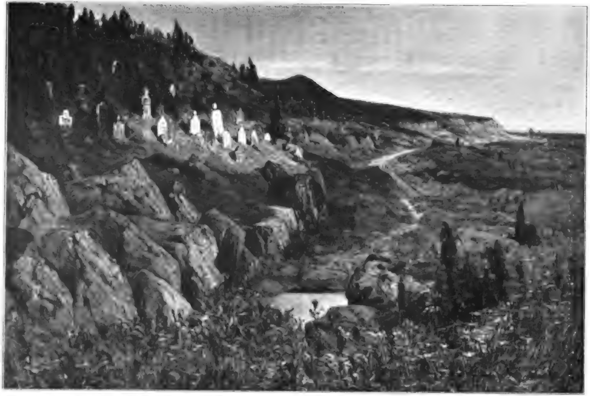
Obgleich der Schwerpunkt ſtets auf den Orcheſterleiſtungen beruhte, ſo hatten es doch die Verhältniſſe mit ſich gebracht, daß faſt zu jedem Konzerte Soliſten herbeigezogen werden mußten, und ſo hatte ich die Freude, mit faſt allen bedeutenden Künſtlern jener Zeit häufig in Berührung zu kommen. Unter den auswärtigen Künſtlern waren wohl Joachim und Clara Schumann die am häufigſten und ſtets mit gleicher Freude begrüßten Gäſte, ihnen zunächſt möchte wohl der unvergeßliche Anton Rubinſtein ſtehen; er kam aber ſelten nur um zu ſpielen, meiſt brachte er auch eine neue Kompoſition mit und dirigierte ſie ſelber. In den 70er Jahren erſchien auch Franz Lachner wiederholt und dirigierte ſein Requiem und einige ſeiner Suiten, die ſtets mit großer Achtung begrüßt wurden, während ſie jetzt faſt ganz aus den Konzertſälen verſchwunden ſind. Umgekehrt ſtand das Publikum den Brahmsſchen Werken anfangs befrembet gegenüber. Als er — noch während Julius Rietz' Direktionszeit — ſein D moll-Konzert ſpielte, fand dasſelbe eine ſehr kühle Aufnahme, und auch ſeine zweite Serenade (die übrigens auch jetzt noch kaum auf einem Konzertprogramm zu finden iſt) begegnete nur einem Achtungserfolg; ſehr bald aber wendete ſich die Stimmung zu ſeinen Gunſten, und thut man dem Leipziger Publikum unrecht, wenn man behauptet, daß es den Wert des Meiſters erſt ſpät erkannt habe, denn ſchon bis zum Jahre 1881 waren über 40 ſeiner Werke in nahezu 70 Aufführungen im Gewandhauſe erklungen, eine Berückſichtigung wie ſich einer ſolchen nur ſehr wenige ſeiner Zeitgenoſſen unter den Komponiſten zu erfreuen hatten. Auch Amalie Joachim, Saraſate, Wilhelmj, Saint-Saëns waren häufige Gäſte, doch — wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gaſtlich hier zuſammen kamen?

Am 11. Dezember 1884 ward dann das prächtige Neue Gewandhaus eröffnet, doch fanden während der Saiſon 1884/85 noch zehn Konzerte im alten Hauſe ſtatt, das letzte derſelben am 26. März, dem Todestage Beethovens. Es war die C moll-Symphonie dieſes Meiſters, nach deren letzten Akkorden ſich die Pforten dieſes Raumes für immer ſchloſſen, abgeſehen von einigen Privatkonzerten, die noch dann und wann dort ſtattfanden. Es war mir vergönnt, noch zehn Jahre meines Amtes im neuen Hauſe zu walten.

Dankerfüllt blicke ich auf die 35 Jahre zurück, die ich in ſolcher Stellung verharren durfte. Viel Gutes und Schönes erlebte ich in dieſer Friſt, aber es würde wie geſucht erſcheinen, wenn ich an dieſer Stelle darüber hinweg gleiten wollte, daß mir, namentlich in den letzten Jahren meiner Wirkſamkeit häufig — in mehr oder weniger freundlicher Weiſe — der Vorwurf gemacht wurde, daß ich mich auf einem allzu konſervativem Standpunkt erhalten habe und der neueren Richtung zu wenig gerecht geworden ſei. Da nun jedem Angeklagten gewährt wird, ſich zu verteidigen, ſo möge es auch mir vergönnt ſein, einiges zu meiner Rechtfertigung, oder — ſagen wir — Entſchuldigung vorzubringen. Derjenige, der zu einer Zeit geboren ward, da Beethoven und Schubert noch unter den Lebenden weilten, da Haydns Tod erſt ſeit fünfzehn Jahren betrauert wurde, der das Erſcheinen faſt eines jeden bedeutenden Werkes von Mendelsſohn und Schumann als begeiſterter Kunſtjünger mit erlebt hat, wird anders empfinden als etwa derjenige, der zwei Menſchenalter nach Mozarts Tode geboren ward und wirkend und ſchaffend in eine Zeit hineintrat, da Wagners Stern ſchon hell ſtrahlte. Dies vorausgeſchickt, und an die Verhältniſſe jener Zeit erinnernd, wo kaum jemals mehr als eine Extraprobe zu erreichen war, bekenne ich zunächſt, daß die Klaſſiker und deren unmittelbare Nachfolger meinem Herzen allerdings immer am nächſten geſtanden haben, daß ich das Gewandhausinſtitut für verpflichtet hielt, die Meiſterwerke der Klaſſiker unausgeſetzt zu kultivieren, ſo daß jede wiederum heranwachſende Generation mit denſelben vollkommen vertraut werde; ähnlich, wie die Galerien dafür ſorgen, daß die älteren Meiſterwerke der bildenden Kunſt ſtets allem Volke zugänglich bleiben, während die Kunſtausſtellungen den Erſcheinungen der Neuzeit gerecht werden; in Leipzig aber gab es zu allen Zeiten Konzertinſtitute, welche prinzipiell den neueſten Erſcheinungen die meiſte Aufmerkſamkeit zuwendeten. Somit hielt ich auch die Aufführung von Novitäten nur dann von beſonderem Belang, wenn dieſelben verſprachen, von dauerndem Werte für den eiſernen Beſtand des Konzertrepertoires zu ſein. Und nach der Seite hin glaube ich immerhin manches Gute gewirkt zu haben, mag auch andererſeits manches von mir überſehen worden ſein. „Irrtum verläßt uns nie!“ ſagt Goethe. Von Schubert brachte zuerſt ich die unvollendete Symphonie, die Es dur-Meſſe, die Entr'acts aus Roſamunde, von Schumann deſſen Szenen aus Fauſt, das Neujahrslied, Nachtlied und viele kleinere Chorwerke wie z. B. „Zigeunerleben“, von Volkmann ſämtliche Orcheſterwerke, desgleichen von Brahms ſämtliche Chor- und Orcheſterwerke, während ich in den Kammermuſikabenden viele ſeiner dahin gehörenden Werke ſelbſt vortrug; von Hermann Goetz, Raff, Goldmark, Bargiel, Saint-Saëns, Bizet, Rubinſtein, Jadasſohn ꝛc. ward faſt alles Neuerſchienene vorgeführt. Daß manches Werk der letztgenannten Komponiſten ſchon im Laufe weniger Dezennien dem Neueren hat weichen müſſen, wird außer mir noch manchem anderen überraſchend geweſen ſein. Daß ich von Liſzt, Wagner und Berlioz nicht genügend aufgeführt habe, wird mir als ſchwerſte Unterlaſſungsſünde angerechnet, obgleich ich von Wagner (der übrigens auf der Leipziger Bühne ausgiebig kultiviert wird) gar manches von dem, was ſich fürs Konzert eignet, gebracht habe, darunter die Fauſtouverture und das Siegfriedidyll in mannigfachen Wiederholungen, von Berlioz immerhin die Haroldſymphonie, die Ouverturen zu König Lear, Römiſcher Karneval, Korſar, Fee Mab ꝛc. und von Liſzt Fragment aus der Fauſtſymphonie, Orpheus, Héroide funèbre und Taſſo. Vielleicht iſt über Liſzt und Berlioz noch nicht das letzte Wort geſprochen; ſollten aber zu einer Zeit, die ich nicht mehr erleben werde, die Vorwürfe, die mir gemacht ſind, als gerecht befunden werden, ſo hoffe ich dennoch, daß mir Vergebung zu teil werde, mit Rückſicht auf die Unzulänglichkeit einer jeden Menſchennatur, und mit Rückſicht darauf, daß ich vielleicht auch manches Gute gewirkt, mindeſtens ſtets das Gute gewollt habe.

Die Zeiten haben ſich gewandelt: die Zahl der Proben iſt nicht mehr beſchränkt, nicht mehr ſteigen häuslich gekleidete Menſchen dunkle, kalte Treppen empor zum kleinen dämmerigen Saal, eine ſchöngeputzte Menge ſchreitet lautlos über teppichbelegte Marmortreppen in den im elektriſchen Lichte ſtrahlenden Prachtſaal. Eins aber iſt geblieben — das treue Feſthalten an dem ſchönen Wahlſpruch: „Res severa est verum gaudium.“

Das neue Gewandhaus.



Friedhof in der Senne. Nach dem Gemälde von F. Hoffmann-Fallerſleben

Digitized by Google

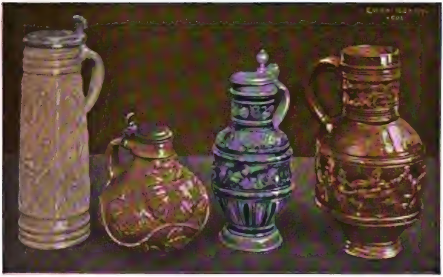


Abb. 1. Steinzeugkrug. Siegburg. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (29 cm hoch.)

Abb. 2. Steinzeugkrug. Köln. 1. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (17 cm hoch.)

Abb. 3. Steinzeugkrug. Raeren. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (25 cm hoch.)

Abb. 4. Steinzeugkrug. Raeren. 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts. (26 cm hoch.)

Der Krug.

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit 20 Abbildungen nach Originalen im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

(Abdruck verboten.)

Herr Doktor, wir wollen gern alle gute Chriſten ſein, aber das Laſter der Völlerei können wir nicht ablegen," — dieſes freimütige Eingeſtändnis, das einſt Herzog Ernſt von Lüneburg Luther an kurfürſtlicher Tafel gemacht haben ſoll, iſt ſicher auch heute noch manch wackerem Deutſchen aus der Seele geſprochen. Wir können es nun einmal nicht laſſen, wenn auch die Zeit allmählich die rauhen Sitten der Väter etwas geglättet hat. Beſonders den romaniſchen Völkern wird ſtets unſere Trinkfeſtigkeit maßlos erſcheinen. Mit ähnlichem Staunen, mit dem Tacitus vor achtzehnhundert Jahren die alten Germanen ihre gewaltigen Hörner leeren ſah, mag im Jahre 1900 der gute Pariſer im Spatenbräu auf dem Champ-de-Mars ungezählte Maßkrüge braunen Bieres in den Kehlen der biederen, immer durſtigen Deutſchen haben verſchwinden ſehen.

Wenn wir alſo wohl annehmen dürfen, daß die Trinkluſt unſerer Vorfahren ſicher zu keiner Zeit viel zu wünſchen übrig gelaſſen hat, ſo ſcheint es doch, als wenn beſonders im XVI. und XVII. Jahrhundert die Wellen des Weines und Bieres außergewöhnlich hoch gegangen ſind. Der Einfluß franzöſiſcher Sitte im XVIII. Jahrhundert und neue Getränke, die damals allmählich ſich einzubürgern begannen — Thee, Kaffee und Schokolade — dämmten das Übermaß wieder ein, ohne jedoch dauernde Abhilfe zu ſchaffen.

Wir wiſſen von der Trinkgewalt der beiden genannten Jahrhunderte hinlänglich genug durch die Berichte der Zeitgenoſſen. Aber auch wenn uns gar keine litterariſchen Mitteilungen darüber erhalten wären, ſo könnten wir ſchon aus einem anderen Umſtande mit Sicherheit darauf ſchließen, nämlich aus der Form, dem Umfange und der künſtleriſchen Ausſchmückung der Trinkgeräte jener Zeit. Beſonders die liebevolle Auszierung der Becher, Pokale, Humpen und Krüge verrät, welchen Wert und welche Bedeutung man ihnen beimaß.

Der beſte Repräſentant des deutſchen Durſtes unter den angeführten Gefäßen der damaligen Zeit iſt der Krug. Auch die Romanen kannten den Becher und den Pokal, aber der Krug, der breitbauchige, weitmäulige, aus dem ſich ſo behaglich der volle Inhalt ſchlürfen läßt, war ihnen unbekannt. Sie kannten ihn nicht, jenen ehrlichen Geſellen, ſo ſtandfeſt auf breitem Fuße, ſo handlich am derben Griff, der ſo leicht nicht verſagt, auch wenn der zierliche Becher, der ſtolze, hochbeinige Pokal ſchon längſt unſicheren Händen entfallen wäre.

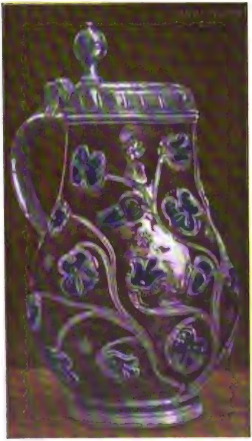


Abb. 5. Steinzeugkrug. Naſſau. XVII. Jahrh. 28 cm hoch.

Zwiefach iſt die Form, in der der Krug im XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert erſcheint; die eine entſpricht unſerem Bierſeidel, der Körper hat eine walzenförmige, meiſt nach oben ſich verjüngende Geſtalt — im XVI. Jahrhundert „Schnelle“ oder „Pinte“ genannt —, die andere beſitzt einen der Kugelgeſtalt mehr oder weniger ſich nähernden Körper mit ſchmalem Fuß und enger Mündung. Zwiſchen beiden liegen zahlreiche Variationen, die bald zur einen, bald zur anderen Form hinüberſpielen.

Es gibt kaum ein Material, das man nicht im Laufe der Zeit zur Herſtellung eines Kruges — wenigſtens der erſten Form — benutzt hätte. Wenn auch kein goldener Krug meines Wiſſens uns erhalten geblieben iſt, ſo können wir doch als unzweifelhaft ſicher annehmen, daß es einen ſolchen gegeben hat. Silberne und zinnerne ſind noch in großer Zahl vorhanden. Auch Glas und Holz, Elfenbein und Bernſtein, Serpentin und andere Stoffe mußten zur Verfertigung von Krügen dienen.

Es würde zu weit führen, wollte man alle dieſe verſchiedenen Erſcheinungsformen, in denen der Krug auftritt, näher verfolgen. Ich beſchränke mich auf die Erzeugniſſe der Töpferkunſt. Sie bieten ſchon einen ſo großen Reichtum mannigfaltiger Formen und Dekorationen, daß er kaum zu erſchöpfen iſt.

Das dem Kruge von jeher am meiſten angemeſſene Material, das auch ſeinem derben Charakter am beſten entſpricht, iſt das Steinzeug, auch aus dem Grunde am beſten geeignet, weil es das Getränk ſehr lange kühl hält.

Steinzeugkrüge hat man an vielen Orten Deutſchlands gefertigt. Zu künſtleriſchen Leiſtungen erhoben ſich unter den verſchiedenen Töpferwerkſtätten beſonders die rheiniſchen, denen auch ein beſonders hartes, ſchönes Material zur Verfügung ſtand.

Bislang hatten Siegburg, Raeren und das naſſauiſche „Kannebäckerländchen“ bei Höhr und Grenzhauſen als Hauptcentren der Steinzeugfabrikation im Rheingebiete gegolten. Erſt vor wenigen Jahren

Digitized by Google

haben überraſchende Funde in der Maximinenſtraße zu Cöln feſtgeſtellt, daß ſchon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts hier eine Töpferwerkſtatt mit regem künſtleriſchen Betriebe beſtanden haben muß. Man fand noch den Ofen und zahlreiche Scherben, ſowie ganze Gefäße. Auch in der Komödienſtraße und am Eigelſtein hat man Spuren alter Steinzeugbäckereien entdeckt. Während die Blütezeit der übrigen rheiniſchen Töpferwerkſtätten erſt nach 1550 beginnt, ſind die beſten Cölner Arbeiten zwiſchen 1520 und 1540 geſchaffen worden.

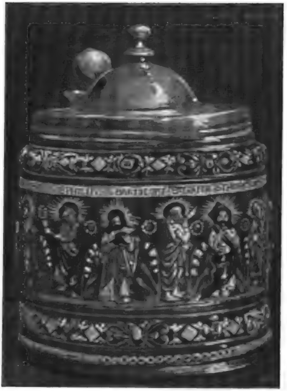


Abb. 6. Apoſtelkrug. Steinzeug. Kreuſſen, 1665. (21 cm hoch.)

Die Cölner Krüge, die eine hellbraune bis dunkelbraune Färbung haben, treten ſowohl in der Geſtalt der Schnelle, wie der kugeligen Form auf. Der Krug mit Kugelbauch erſcheint beſonders häufig als „Bartmännchen", d. h. der Hals trägt vorn ein bärtiges Antlitz. Der ganze Krug bekommt infolgedeſſen den Anſchein eines behäbigen, rundbäuchigen Geſellen, dem der Zinndeckel als Hut dient. Bei einzelnen Stücken (Abb. 2) wird dieſe Vermenſchlichung der Krugform noch weiter fortgeführt, indem dem Kopf ein Oberkörper mit Armen beigefügt wird. Als für Cöln charakteriſtiſcher Dekor ſchmücken dieſe Krüge aufgelegte Eichen-, Roſen-, ſeltener Diſtelzweige. Auch Krüge in der Form von Eulen, Löwen und Bären haben ſich noch erhalten. Sie haben wohl hauptſächlich als Schaugerät gedient.

Hohe, ſchlanke, cylindriſche, ſich nach oben leicht verjüngende „Schnellen" ſind den Töpferwerkſtätten der abteilichen Stadt Siegburg eigentümlich. Da der Siegburger Thon von Natur ein ſchönes weißes Ausſehen hat, ſo verzichtete man auf weitere Färbung, überzog höchſtens die Gefäße mit einer farbloſen durchſichtigen Glaſur, die durch Verdampfen von Kochſalz während des Brandes hergeſtellt wurde. Die Siegburger Schnellen erinnern mit ihren drei parallel laufenden Ringen um Hals und Fuß an Holzkrüge, die mit Reifen umwunden ſind. Der reiche Reliefzierat, der ſie zu ſchmücken pflegt, ſetzt ſich in drei hohen, die ganze Fläche zwiſchen den Reifen einnehmenden Feldern voneinander ab, welche aus thönernen Hohlformen ausgepreßt und dann an den Gefäßkörper angelegt wurden. Während in Cöln die Ornamente direkt aus den Hohlformen ausgeſchnitten wurden, ſtellte man in Siegburg zunächſt Holzreliefs her und gewann durch Eindrücken derſelben in weichen Thon die Hohlformen. Religiöſe Darſtellungen aus dem Alten und Neuen Teſtamente in reichen ornamentalen Umrahmungen überwiegen. Auch allegoriſche Figuren, Tugenden und Laſter kommen vor, ferner Wappen, unter denen das des Herzogs von Jülich-Cleve-Berg, in deſſen Herrſchaft Siegburg lag, überwiegt.

Sehr merkwürdig und für das katholiſche Siegburg, wo ein Abt das Regiment führte und kein Proteſtant geduldet wurde, ſehr befremdlich ſind zahlreiche Schnellen mit antipäpſtlichen Darſtellungen. Eine dieſer Art führt die Abbildung 1 vor. Auf dem erſten, hier nicht ſichtbaren Feld derſelben iſt die Verſuchung Chriſti durch den Satan dargeſtellt. Das über der Scene angebrachte Schild trägt die Inſchrift: PACK DICH TEYFEL IN INTRVM, d. i. in die Hölle. Das folgende Bild führt uns den Antichriſt vor, einen ſcheußlichen Drachen mit den Köpfen des Papſtes, des Türken und Lucifers. Auf dem dritten Streifen legt Chriſtus die Axt an einen hohen, ſtattlichen Baum, den Biſchöfe und Mönche zu ſtützen ſuchen. An den Äſten des Baumes hängen allerlei Geräte des katholiſchen Kultus, Monſtranzen, Reliquien, Weihrauchfäßer u. dergl. Das Unkrut wil ich ausroten und werfen es ins Feur, lautet die Inſchrift. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts verhängte der Abt Wilhelm von Hochkirchen über das Töpfergewerk, „wegen ſchweren Exceſſes“, eine Strafe von 600 Goldgulden. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſe hohe Buße in ähnlichen Darſtellungen ihren Grund hatte.

Eine ſchöne braune Farbe zeichnen die bauchigen Krüge aus, die in Raeren (bei Eupen) gefertigt wurden. Seltener ſind graue Krüge, bei denen einzelne Teile mit Kobaltblau gefärbt ſind. Die Raerener Krüge ſind oft von beträchtlicher Größe, auf gewaltigen Durſt berechnet. Die größten könnten auch als Schenkkannen gedient haben. Während den dünnen Hals in der Regel ein mit Masken verziertes Ornamentband ziert, umgibt den Bauch ein umlaufender Fries mit figürlichen Darſtellungen, die uns zum Teil einen höchſt intereſſanten unmittel-

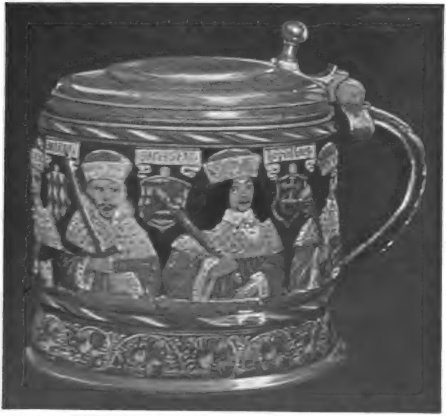


Abb. 7. Kurfürſtenkrug. Steinzeug. Kreuſſen, 1669. (17 cm hoch.)

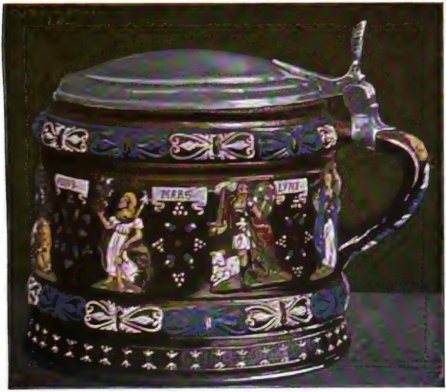


Abb. 8. Planetenkrug. Steinzeug. Kreuſſen, 1658. (17 cm hoch.)

baren Einblick in das Leben und Treiben derjenigen thun laſſen, die einſt ſelbſt aus dieſen Gefäßen tranken. So ſtellt ein Krug des Berliner Kunſtgewerbemuſeums (Abb. 4) eine Bauernkneipe dar. Er wurde in Raeren ſelbſt an der Stelle einer alten Töpferwerkſtatt gefunden, wo er als nicht ganz gelungenes Produkt — ein Stück des Halsſchmuckes fehlt — fortgeworfen worden war. An einem lange Tiſche ſitzen auf Bänken die Zecher, lebhaft geſtikulierend und einander zutrinkend. Einer vor ihnen ſucht die vorbeieilende Kellnerin zärtlich an ſich zu ziehen. Links ſteht die Wirtin, ein dickes Tuch um den Kopf gewickelt, und kreidet an einer Tafel die Zahl der getrunkenen Krüge an. Unter der Tafel wird ein dreieckiger Schemel ſichtbar. Am Halſe trägt der Krug die Bezeichnung I E, er ſtammt alſo von einem der hervorragendſten Töpfer Raerens, Jan Emens.

Aber die fröhliche Zechluſt hat auch eine Kehrſeite, und dieſe zeigt uns ein anderer Krug, der die böſen Folgen der Trunkenheit darſtellt (Abb. 3). Die betrunkenen Männer werden von ihren Frauen kräftig durchgebläut, eine kommt ſogar mit einem langen Beſen heran. Soe goet det dy fol supers es moes sein Ao. 1590 I M lautet die Aufſchrift („So geht es den Trunkenbolden; es muß ſein“). I M iſt die Signatur des Meiſters Jan Mennicken. Die Schultern des Kruges bedeckt eine Art von Behang mit Kerbſchnittmuſter, den ablaufenden Körper unterhalb des Bildſtreifens zieren Kanneluren.

Sehr beliebt ſind ſodann auf Raerener Krügen Darſtellungen von Bauerntänzen, die auf Stiche des Hans Sebald Beham zurückgehen. Intereſſant iſt die Inſchrift, welche ſie teils vollſtändig, teils in verkürzter oder auch etwas abweichender Form tragen: Jeorien du mus dapper blasen so dansen dei buren als weren sy rasen Fry

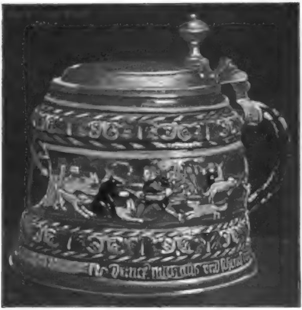


Abb. 9. Jagdkrug. Steinzeug. Kreuſſen, 1639. (17 cm hoch.)

(fis) uf spricht bastor ick verdans dy Kap mit den Kor — Wer sin hoept wilt halden gansz der las den hunden er bruluest en de dei buren eren dansz.

„Georg (?), Du mußt tapfer blaſen
Dann tanzen die Bauern als wären ſie raſend.
Friſch auf, ſpricht Paſtor,
Ich vertanze die Kappe ſamt den Chor(rock).
Wer ſeinen Kopf will behalten ganz
Der laß den Hunden ihr Spiel und den Bauern ihren Tanz.“

Daß die Geiſtlichkeit damals auch durch minder harmloſe Beſchäftigungen Anlaß zu bitterem Spott und ſcharfem Tadel gab, zeigen Krüge, auf denen in unzweideutigſter Weiſe das Laſterleben zuchtloſer Prieſter an den Pranger geſtellt wird. Von bibliſchen Darſtellungen erfreute ſich bei den Raerener Töpfern die Geſchichte der keuſchen Suſanna einer beſonderen Beliebtheit. Mythologiſche Erzählungen, wie der Kampf der Lapithen und Kentauren, welche dem Verſtändnis der Abnehmer ferner lagen, ſind ſelten.

Als ein Miſchling von der Siegburger Schnelle und dem Raerener Krug ſtellt ſich der in Naſſau gefertigte Krug der Abbildung 5 dar. Außer dem Kobaltbau iſt hier auch noch eine violette Glaſur angewandt; beide Farben verbinden ſich mit dem Grau des Scherbens zu gutem Dreiklang. Den ganzen Grund füllen Ranken mit Eicheln, ſtiliſierten Blättern und Blüten aus. Die Ranken ſind eingeſchnitten, die Eicheln u. ſ. w. aus Formen gepreßt. Auch mit Stempeln eingedrückte Ornamente ſind beim naſſauiſchen Steinzeug beliebt.

Beſchränkt ſich das rheiniſche Steinzeug in ſeiner Dekoration auf Schmuckmittel, die ſich aus der Natur des Materials und ſeiner Verarbeitung ergaben, alſo im weſentlich auf gepreßte und eingedrückte Ornamente, ſo ſuchten die fränkiſchen Töpfer (Kreuſſen) durch Bemalung mit Gold und Emailfarben den Krügen ein reicheres, farbiges Ausſehen zu geben. In der Regel geſchah die Bemalung auf den geformten Reliefs oder, ganz ähnlich wie bei den bemalten gläſernen Humpen, auf der glatten Fläche.

Man hatte allerdings auch ſeinen guten Grund zu dieſem Hilfsmittel der bunten Emailfarben zu greifen, denn die trübe ſchwärzlich-braune Glaſur, mit der der dunkelgraue Thonkern überzogen iſt, hat ein wenig erfreuliches Ausſehen. Außerdem verwiſcht ſie auch die Formen des Reliefs und ſtumpft ſie ab, ſo daß auch deshalb eine nachträgliche Ausmalung derſelben erwünſcht war.

Unter den emaillierten Krügen des XVII. Jahrhunderts, die im Gegenſatz zu den hohen, ſchlanken Siegburger Schnellen eine niedrige, gedrückte Form haben, müſſen ſich beſtimmte Gattungen einer beſonderen Schätzung erfreut haben, da dieſelben in zahlreichen Beiſpielen noch erhalten ſind. Am beliebteſten waren die „Apoſtelkrüge“, bei denen um den Bauch des Gefäßes die zwölf Apoſtel nebeneinander gereiht wurden, in deren Mitte Chriſtus ſteht (Abb. 6). Die Stelle des Erlöſers nimmt zuweilen ein Wappen ein. Auch werden wohl als

Digitized by Google

dreizehnter Apoſtel Paulus, als vierzehnter Luther hinzugeſetzt. Gegenſtücke zum Apoſtelkrug bilden der „Kurfürſtenkrug“ mit den ſieben Kurfürſten, den Vertretern des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation (Abb. 7), ſowie der „Planetenkrug“ mit der Darſtellung der Planetengottheiten, die in der Vorſtellung der damaligen Welt eine bedeutende Rolle ſpielten, indem aus ihrer gegenſeitigen Stellung zu einander und ihrem Standpunkt in den zwölf Tierzeichen Schlüſſe auf die Geſtaltung des Schickſals gezogen wurden (Abb. 8).

Sehr geſchätzt waren auch die „Jagdkrüge“ mit Jagdbildern. Der in der Abb. 9 vorgeführte zeigt in der Mitte ein Böttcherwappen, zu beiden Seiten desſelben iſt eine Bären- und Haſenjagd dargeſtellt. Den unteren Rand ſchmückt eine als Dekoration wirkende Inſchrift: Drinck mich auss vnd schenck mich witer ein, dass du erfrischt dass hertze dein. Anno 1686.

Ähnliche Inſchriften ſind auf Kreuſſener Krügen nichts Seltenes. Ein Krug vom Jahre 1647 mit einem von Pfeilen durchbohrten Herz zwiſchen einem männlichen und weiblichen Bruſtbild beſitzt die paſſende Aufſchrift: Gott im hertzen die liew im arm das lindert schmertzen und machget warm. Andere hübſche Sprüche für den gottesfürchtigen Zecher, der mit einem Auge zum Himmel, mit dem anderen in den Bierkrug ſchaut, ſind:

„Gott gebe Gott grisze
Wein und bier schmeckt süsze
Versaff ich de shu so behalt ich doch de füsze“

oder

„Wer mich austrinckt zu jeder zeit
dem gesegne es di heilge dreifaltigkeit“

oder endlich

„Ein gutter buszen — Ein frolich gewiszen
Ein gutter trunck — Ein freudig sprunck
Lasz ewig leben — Das wol Gott al fromen geben“

Es ſind poetiſche Variationen des Glaubensbekenntniſſes, das der gute Herzog Ernſt von Lüneburg Luther ablegte.

Neben den walzenförmigen finden ſich auch Krüge von kugeliger Form, wie der in der Abb. 11 dargeſtellte, der auf vier abgeflachten von Kränzen umrahmten Medaillons die Jahreszeiten in der naiven Art der damaligen Zeit dem Zecher vorführt: den Winter als einen Mann, der ſich die Hände an einer Kerze erwärmt, die anderen drei Zeiten als Frauen mit Blumen, Ähren und Äpfeln.

Sehr häufig ſind ſodann Krüge in Balüſterform (Abb. 12) mit Bruſtbildern, Engelfiguren, Wappen u. ſ. w. am Bauch, oben und unten mit großen bunten Palmetten oder wie hier mit Kirſchen- oder Beerenbüſcheln verziert. Das Grundmuſter

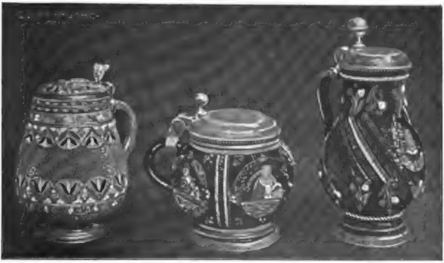


Abb. 10. Steinzeugkrug. Süddeutſchland. 2. Hälfte des XVII. Jahrh. (20 cm hoch.)

Abb. 11. Steinzeugkrug. Kreuſſen. 2. Hälfte des XVII. Jahrh. (17 cm hoch.)

Abb. 12. Steinzeugkrug. Kreuſſen. 2. Hälfte des XVII Jahrh. (26 cm hoch.)

Digitized by Google

des Kruges zeigt in ſchräglaufenden Feldern leichte, von der ſchwärzlichen Glaſur verkleiſterte Einſchnitte und Kerben. Die Krüge dieſer Form ſind zumeiſt nicht datiert, aber nach den Aufſchriften auf den Zinndeckeln und dem Koſtüm der Figuren ſind ſie in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu ſetzen.

Den Kreuſſener Krügen nah verwandt iſt ſodann eine Gruppe von Krügen aus hellgrauem Thon mit Kerbſchnittmuſter, das, nur von einer dünnen durchſichtigen Salzglaſur bedeckt, in ſeiner ganzen Schärfe hervortritt. In die Zwickel zwiſchen die bunt emaillierten Palmetten ſind Engelsköpfchen in Relief geſetzt. Der Zinndeckel des hier (Abb. 10) dargeſtellten Kruges iſt beſonders hübſch ausgebildet; er iſt mit Blumenzweigen geſchmückt, der Knauf hat die Geſtalt eines geflügelten Engelskopfes.

Von anderen deutſchen Steinzeugfabriken iſt etwa noch die ſachſen-altenburgiſche zu nennen, wo im XVIII. Jahrhundert Krüge von ſtattlicher Größe und eigentümlichem an Konditorkunſt erinnernden Dekor hergeſtellt wurden. Die Ornamente des in der Abb. 13 vorgeführten Beiſpiels, ein Herz, von dem Blumenzweige nach den Seiten ſich ausbreiten, ſind aus eng nebeneinander geſtellten weißen Kügelchen oder Perlen gebildet. Zwiſchen dieſe Ornamente ſind Buchſtaben verſtreut, die ſich zu einem Namen — Georg Greine oder ähnlich — zuſammenfügen laſſen. Als einrahmende Worte des Mittelfeldes dient die Inſchrift: Alles wass wir haben, sind Gottes Gaben. Anno Christi 1706 d. 29. August. Bemerkenswert iſt der reiche Zinnbeſchlag, der wie ein Panzer den Krug ſichert. Vom Fuß, der völlig eingehüllt iſt, zieht ſich der Beſchlag über den Henkel zum Deckel hinauf. Außerdem laufen oben vier und unten fünf Reifen, die zwiſchen erhabene Wülſte des Kruges eingebettet ſind, um das Gefäß herum.

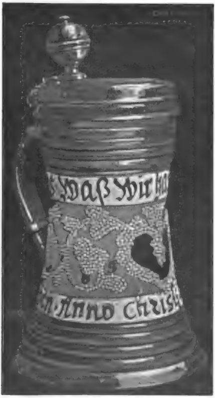


Abb. 13. Steinzeugkrug Sachſen (Altenburg) 1706. (30 cm hoch)

Oft beſtreitet auch bei ſonſt ſchmuckloſen Krügen, wie bei dem in der Abb. 14 wiedergegebenen, der Zinnbeſchlag allein die Ornamentik. In den Deckel und den Beſchlag des Bauches ſind hier vier zinnerne Medaillen eingelaſſen, von denen zwei religiöſe Stoffe darſtellen, den heiligen Antonius von Padua mit dem Chriſtuskinde im Arm und denſelben Heiligen vor der Madonna knieend, während die beiden anderen politiſchen Inhalts ſind. Die eine von 1689 verherrlicht den Oranier Wilhelm III., den „Wiederherſteller Britanniens", die andere verſinnbildet den Frieden zu Rijswijk 1697, in dem Deutſchland endgültig Straßburg verlor. Da die Medaille von 1689 den Sieg der proteſtantiſchen Sache in England feiert, ſo ſcheint der Beſitzer des Kruges in religiöſen Dingen ziemlich weitherzig geweſen zu ſein.

Eine ganz beſondere Art des Steinzeuges iſt die rotbraune „Böttgerware", die Johann Friedrich Böttger bei ſeinen Bemühungen, dem Geheimniſſe der Porzellanbereitung auf die Spur zu kommen, im Jahre 1707 erfand. Es iſt eine Nachahmung des chineſiſchen Steinzeuges; aber während dieſes ähnlich dem rheiniſchen Steinzeug Reliefverzierungen beſitzt, ſchuf Böttger eine ganz neue eigenartige Ware, indem er das harte

Digitized by Google

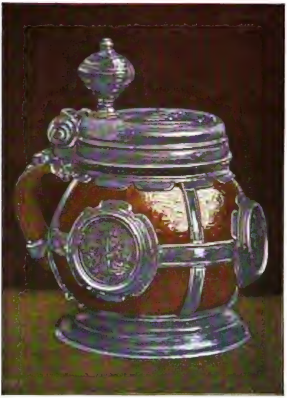


Abb. 14. Steinzeugkrug in Zinnfaſſung. Deutſchland, um 1700. (20 cm hoch.)

Material wie Glas ſchleifen und mit dem Rade Ornamente einſchneiden ließ. Man polierte entweder die Flächen der Krüge oder überzog ſie mit einer dunkelbraunen Glaſur. Schnitt man nun in dieſe glaſierten Gefäße Ornamente ein, ſo legte man wieder die rote Maſſe bloß, ſo daß dann die Darſtellung hell auf dunkelm Grunde ſtand (vgl. Abb. 15). Auch Malereien in Gold, Silber und Lackfarben brachte man auf dieſen, ſowohl in Meißen wie in Bayreuth und an anderen Orten hergeſtellten glaſierten Krügen an. Da die „Böttgerware“ in ihrer Beſchaffenheit dem eigentlichen Steinzeug ſehr nahe kommt, wurden gerade Krüge ſehr zahlreich in dieſer Maſſe angefertigt.

Schon gegen Ende des XVII. Jahrhunderts tritt ein neuer Stoff in der Krugfabrikation mit dem Steinzeug in Konkurrenz, die Fayence, die, wenn ſie ſich auch bezüglich der Qualität der Maſſe — ein mit weißer Zinnglaſur überzogener weicher Thon — nicht mit den Steinzeug meſſen kann, dafür eine reiche maleriſche Dekoration ermöglicht. Zunächſt übernahmen es einzelne Emailmaler, die von den Fabriken gelieferten weißen Krüge mit bunten Muffelfarben oder auch mit Schwarzlot zu bemalen. Von einem mit W R zeichnenden Maler ſtammt der ſchöne Krug von birnenförmiger Geſtalt der Abb. 17, auf dem in einem Kranze von Nelken, Tulpen, Lilien u. a. eine Landſchaft dargeſtellt iſt.

Im XVIII. Jahrhundert übernahmen die Fabriken ſelbſt die Bemalung ihrer Krüge. Beſonders die Fayencefabriken von Nürnberg und Bayreuth lieferten zahlreiche Krüge mit blauen oder bunten Malereien. Der walzenförmige Krug mit ſenkrechten Wandungen oder mit leichter Verjüngung nach oben überwiegt. Einer der größten Nürnberger Krüge im Berliner Kunſtgewerbemuſeum, der etwa fünf Liter faßt, ſtellt das Spittlerthor in Nürnberg dar. Eine Aufſchrift klärt uns über den ehemaligen Beſitzer dieſes Rieſenkruges auf; ſie lautet: Herr Johann Georg Hezer Wacht-Meister unter dem Spitler Thor 1726 — Soldatenkehlen haben immer den größten Durſt gehabt. Von dem Maler Georg Kordenbuſch ſtammt der in der Abb. 18 gegebene Krug mit einer Jagdgeſellſchaft, die den Herbſt darſtellen ſoll. Kordenbuſch hat indeſſen das hübſche Bild nur kopiert; wir können das Vorbild noch in einem Stich eines der feinſinnigſten Meiſter des deutſchen Rokokos, des Augsburger Joh. Es. Nilſon, nachweiſen. Ein anderes Mal ſtellt Kordenbuſch eine Suſanna im Bade dar, während der Maler Adam Schuſter ein auf die Reformation bezügliches allegoriſches Bild gibt, und einer der Beſitzer der Manufaktur, Joh. Andreas Marx, uns einen ver-

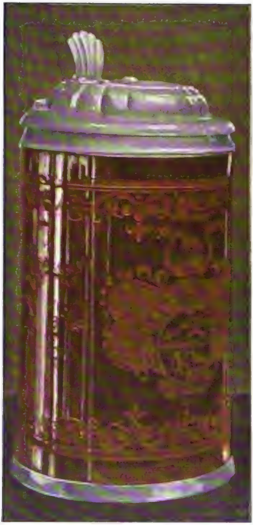


Abb. 15. Steinzeugkrug. Böttgerware. 1710—1720. (22 cm hoch.)

ſtohlenen Einblick in eine Nürnberger Wochenſtube thun läßt. Alſo auch jetzt noch begegnen uns heilige und profane Stoffe in einträchtigem Nebeneinander. Einer norddeutſchen Fabrik, der von Rheinsberg, entſtammt der eiförmige Krug mit den Emblemen eines Schuſters zwiſchen Blumenzweigen und Palmen (Abb. 19). Eine abſonderliche Gattung von Krügen vertritt ein Vexierkrug aus Fayence (Abb. 16), der in der 1746 begründeten „Churfürſtlich-Mainziſchen Höchſter Porzellaine Fabrique“ hergeſtellt worden iſt. Die Malerei, im Charakter der gleichzeitigen Porzellandekorationen gehalten, ſtellt nach dem Ausdruck der damaligen Zeit „Watteauiſche Figuren“ dar. Während man für gewöhnlich von einem rechtſchaffenen Krug erwartete, daß ſeine Seitenwandungen geſchloſſen ſind und oben eine weite Öffnung ſich befindet, iſt merkwürdigerweiſe die Sache hier gerade umgekehrt: Dort wo man eine Öffnung erwartet, iſt Wandung, und an Stelle der Wandungen ſind Durchbrechungen. Außerdem läuft um den oberen Rand ein ringförmiger, hohler Wulſt, der an den Seiten drei kleine Ausflußröhren trägt, von denen indeſſen nur die dem Henkel gegenüberliegende mit der Höhlung des Wulſtes in Verbindung ſteht. Vom Boden des Kruges leitet eine durch den hohlen Henkel gehende Röhre die Flüſſigkeit durch den Wulſt zur Mündung. Aber auch wenn man dieſe ſonderbare Einrichtung begriffen hat, iſt es noch immer nicht möglich aus dem Kruge zu trinken, falls man nicht weiß, daß unter dem oberen Henkelanſatz ſich eine kleine Öffnung befindet, die erſt zugehalten werden muß, bevor man den Inhalt aufſaugen kann.

Der blühenden deutſchen Fayencekunſt wird gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts ein jähes Ende bereitet durch das Steingut, das damals in England, beſonders durch die Bemühungen des berühmteſten engliſchen Keramikers Joſiah Wedgwood bedeutend verbeſſert, in gewaltigen Mengen für den Weltmarkt hergeſtellt wurde und wegen der großen Vorzüge der Maſſe die Fayence allenthalben verdrängte. Auch in Deutſchland wurden Steingutfabriken angelegt, in denen Krüge mit beſcheidenen Malereien angefertigt wurden. Bedeutende künſtleriſche Leiſtungen ſind nicht geſchaffen worden.

Auch Porzellankrüge in Walzenform hat uns das XVIII. Jahrhundert in Menge hinterlaſſen. Der hier (Abb. 20) dargeſtellte

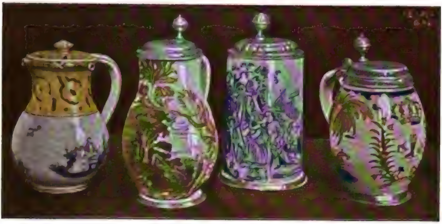


Abb. 16. Vexierkrug. Fayence. Höchſt. Mitte des XVIII. Jahrh. (21 cm hoch.)

Abb. 17. Fayencekrug, bez. W. R. Süddeutſchland, Ende des XVII. Jahrh. (26 cm hoch.)

Abb. 18. Fayencekrug, bemalt v. G. Kordenbuſch Nürnberg, Mitte d. XVIII. Jahrh. (25 cm hoch.)

Abb. 19. Fayencekrug. Rheinsberg. 2. Hälfte des XVIII. Jahrh. (22 cm hoch.)

Krug der Meißener Manufaktur zeigt Lotosblumen und ſtiliſierte Wellen in chineſiſch-japaniſcher Art. Bekanntlich wurden ja in der erſten Zeit der Manufaktur mit Vorliebe ſowohl die Formen wie die Dekorationen der im Beſitze Auguſts des Starken befindlichen oſtaſiatiſchen Porzellane zum Vorbild genommen.

Allmählich aber — vielleicht ſchon im Laufe des XVIII. Jahrhunderts — entwickelte ſich der Sinn für jene feinen Beziehungen zwiſchen Getränk und Gefäß — Beziehungen, die vielleicht nur die Gewohnheit in die Dinge hineingelegt hat, ohne daß ſie von Natur vorhanden ſind. Uns iſt es heute faſt unmöglich, aus Porzellan Bier zu trinken, obſchon es ſicher daraus an ſich nicht ſchlechter ſchmecken würde wie aus dem Glas. Aber wir haben uns ſo daran gewöhnt, aus dem Porzellan nur warme Getränke zu trinken, daß unwillkürlich die Vorſtellung des Warmen, als einer dem Porzellan anhaftenden Eigenſchaft, unverträglich mit den Gedanken an die erfriſchende Kühle des Bieres, ſich einſtellt. Jedenfalls der *beſte* Behälter für Bier bleibt immer der Steinzeugkrug.

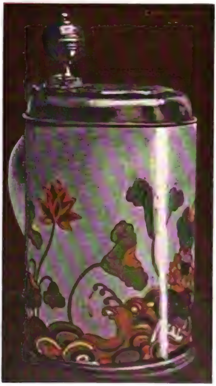


Abb. 20. Porzellankrug. Meißen um 1725. (21 cm hoch.)

Digitized by Google

Konſtanze.

Erzählung von

Ernſt Wichert †.

(Abdruck verboten.)

Was ich Ihnen da erzählen kann, begann die Geheime Rätin, nachdem ſie ſich ein Weilchen hatte bitten laſſen, erhebt wirklich durchaus nicht den Anſpruch darauf, eine Geſchichte zu ſein; es iſt ein Begegnis, das mir vielleicht nur deshalb intereſſant ſcheint, weil ich recht wenig erlebt habe und auch gar kein Geſchick dazu beſitze, etwas zu erleben. Sie müſſen wiſſen, daß ich ziemlich enge erzogen und gehalten bin. Wie ich das meine, will ich Ihnen gleich ſagen. Mein Vater war Gerichtspräſident in einer nicht großen Provinzialſtadt; aller Augen waren da auf ihn und ſein Haus gerichtet, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich ſchon als Kind ſo verhalten mußte, von jedem beobachtet werden zu können. Als junges Mädchen erſt recht. Es fragte ſich nicht ſo, was ſchicklich ſei oder nicht, ſondern was ſich für die Tochter des Herrn Präſidenten ſchicke, und da ſchickte ſich für ſie nicht einmal immer das Übliche. Dann verlobte ich mich recht jung mit einem Aſſeſſor, der zur Regierung überging, um ſchneller vorwärts zu kommen. Ich war als junge Frau auf einen ganz beſtimmten Kreis von Menſchen angewieſen, dem ich mich anpaſſen mußte. Und ſo blieb es mit ganz geringen Modifikationen; immer bedingte die Stellung meines Mannes mein geſellſchaftliches Verhalten und eine genaue Abgrenzung des im Verkehr Zuläſſigen. Hätte er mir einen allererſten Platz anweiſen können, ſo wäre ich erſt recht gebunden geweſen. Nicht anſtoßen, war die unverbrüchliche Regel, der ich mich übrigens gewohnheitsmäßig fügte, ohne einen Druck zu ſpüren. Dann wurde mein älteſter Sohn wieder Beamter, mein zweiter Offizier, meine Tochter heiratete in eine adelige Familie; und ſo blieb ich mit meinen Lebensanſchauungen feſt eingezirkelt, ohne auch nur Verſtändnis dafür zu gewinnen, daß man außen in größerer Freiheit ſich wohl fühlen könne, oder ſie mir gar zu wünſchen. Beſonders meine Vorſtellungen von weiblichem Anſtand wurzelten ganz in den Verhältniſſen, die mich einſchloſſen.

Nach dem Tode meines lieben Mannes, deſſen letzte Pflege mich ſehr angegriffen hatte, ging ich zur Erholung im Frühjahr nach Gardone Riviera. Da meine Mittel beſchränkt waren, nahm ich Penſion in einem kleinen, nicht weit von dem langgeſtreckten Hotel Gardone gelegenen Hauſe, das mit ſeinem hellroten Anſtrich in der Sonne beſonders freundlich leuchtete und ſich mir durch den ſchönen, geräumigen Garten am See empfahl. Ich glaube, nicht viel mehr als zwanzig Penſionäre konnten da Unterkommen finden. Die Geſellſchaft wechſelte, aber auch die flüchtigeren Gäſte pflegten einige Wochen zu verweilen, und einige, die ich ſchon vorfand, ſchienen ſich ſo gut zu gefallen, daß ich ſie auch zurückließ.

Wir trafen zuſammen bei der gemeinſamen Mittag- und Abendtafel in dem großen Zimmer zu ebener Erde, von dem man durch einen ſchmalen Flur gleich nach dem Garten gelangte, der nach der Mahlzeit zu einer Promenade benutzt zu werden pflegte. Da man nicht vorgeſtellt wurde, blieb es dem Zufall überlaſſen, ob man mit dem einen und andern bekannt wurde, deſſen Namen man nicht einmal zu erfahren brauchte. Für die Kranken ſtanden in einem vorn offenen Gartenhauſe und vor demſelben bequeme Streckſtühle bereit, in denen ſie ſich unter wollenen Decken von der Frühlingsſonne beſcheinen ließen. Den größten

Teil des Tages brachte jeder nach ſeinem Belieben im Zimmer, auf Spaziergängen oder auf dem See zu, den ich ſelbſt, einige Dampfbootfahrten abgerechnet, nur vom Lande aus in ſeinen oft ganz zauberhaften Färbungen bewunderte. Auf dem langen Rücken des Monte Baldo lag noch Schnee, was dem Bilde einen Reiz mehr gab.

Gleich als ich mich das erſte Mal zu Tiſch ſetzte, war mir ſchräg gegenüber eine junge Dame mit ſehr freundlichem Geſicht aufgefallen. Das Geſicht lachte eigentlich fortwährend. Bald mit blitzenden Augen und Zähnen, wenn die Unterhaltung mit den Nachbarn lebhafter wurde, bald ſtillvergnügt und von irgendwelchen ſchalkhaften Gedanken angeregt.

Ich hatte den Eindruck, daß ihr ſo recht wohl zu Mut ſein müßte, und das war auch erklärlich, da ſie offenbar der Liebling der ganzen Runde war. Man nickte ihr von den entfernteren Plätzen her zu oder warf ihr ein Wort hinüber, für das ſie dann wieder mit einem munteren Blick des Verſtändniſſes dankte, auch wenn ſie es vielleicht nicht verſtanden hatte. Man redete ſie „Fräulein Konſtanze“ an, und auch ihre Tiſchnachbarn, zwei Herren, thaten das, ſo daß ein verwandtſchaftliches Verhältnis zwiſchen ihnen nicht beſtehen konnte. Auch ſonſt ſchien niemand an der Tafel zu ſein, der näher zu ihr gehörte. Dabei ſchätzte ich ihr Alter nicht über zwei- oder dreiundzwanzig Jahre. Sie war in ihrer jugendlichen Friſche mit dem welligen blonden Haar, den grauen Augen und dem zierlichen Näschen entſchieden hübſch zu nennen, hatte volle Formen und trug eine einfache, helle Sommerbluſe, die ſie ſehr gut kleidete; von Schmuck nur einen goldenen Pfeil, der ein blaues Tüchelchen zuſammenhielt. Was ſie ſprach, ſo weit ich's verſtehen konnte, war durchaus nicht beſonders geiſtreich. Man plänkelte mit ihr neckiſch, und ſie antwortete auch ſo, doch immer mit beſcheidener Zurückhaltung. Ich bemerkte, daß ſie ihr Brötchen ſchonte, immer nur ein wenig daran knabberte und bis zuletzt einige Brocken neben ihrem Teller liegen ließ. Die Nachbarn legten ihre Reſte dazu, und als die Früchte herumgereicht wurden, rollten von allen Seiten Stückchen über den Tiſch, die ſie lachend auffing und zu dem Häuflein ſammelte. Ich hatte nur den kleinſten Teil von meiner Semmel gegeſſen, und ſah nun, daß ſie wiederholt verlangend darauf hinſchielte, auch bettelnde Blicke zu mir hinüberſchickte. Eine Weile hielt ſie an ſich, dann fragte ſie doch leiſe und mit ihrem anmutigſten Lächeln: „Eſſen Sie das nicht mehr, gnädige Frau? Ach — dann bitte —!“ Ich reichte ihr das Brötchen zu, und ſie dankte mit mehrmaligem raſchen Kopfnicken, als ob wir alte Bekannte wären.

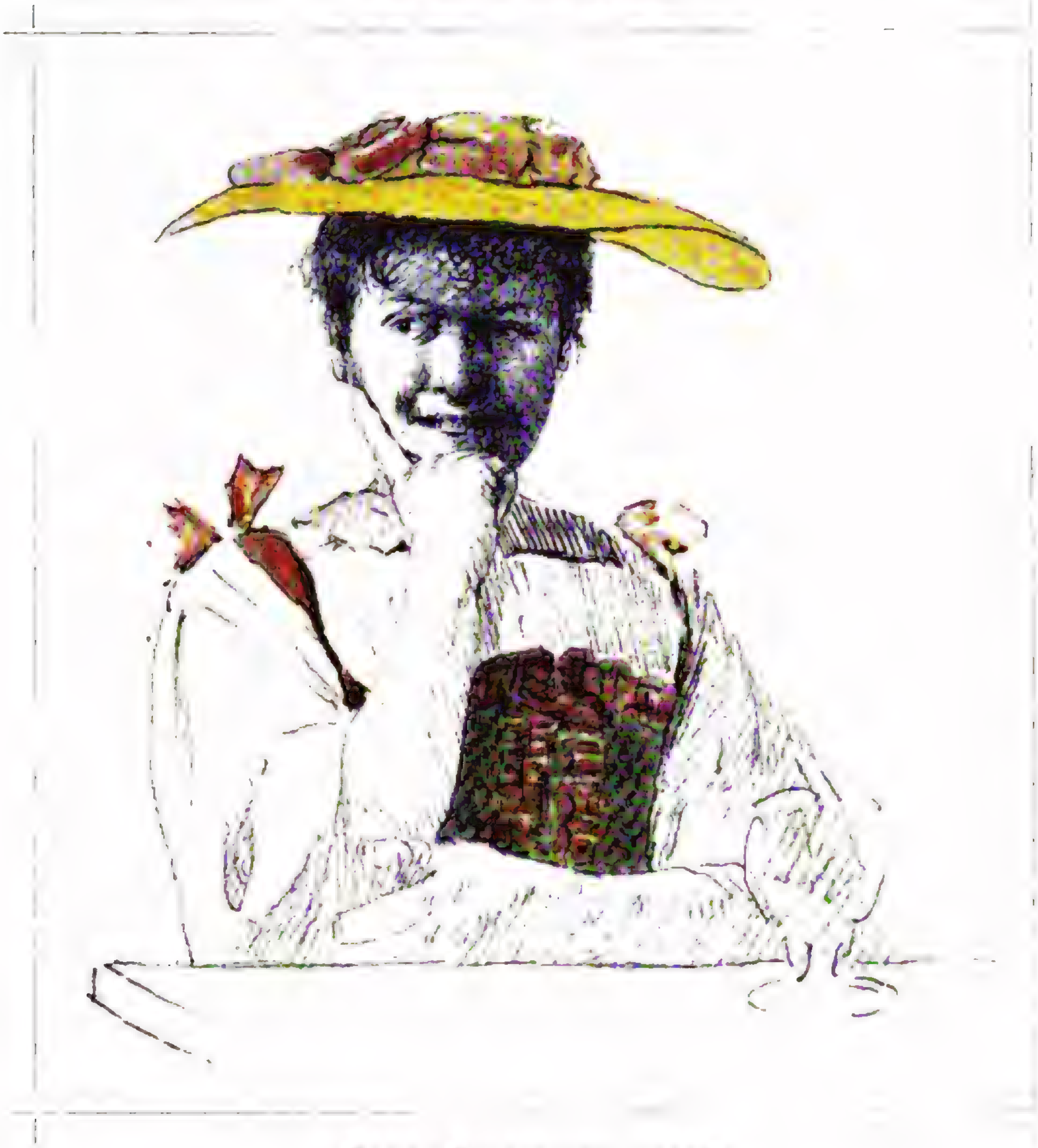
Gleich darauf wurde aufgeſtanden. Sie nahm vorn den Rock ein wenig auf, ſo daß eine Querfalte entſtand, ſtrich alle die Stückchen Weißbrot hinein und eilte in den Garten hinaus. Ich folgte mit den meiſten von den anderen Tiſchgenoſſen. Es wurde mir nun raſch klar, was ſie im Sinn gehabt hatte. Am Garten zog ſich eine niedrige, mit Steinplatten gedeckte Mauer hin, an deren Rückſeite der See brandete. Auf dieſe Platten legte ſie die Brotſtückchen in langer Reihe und ſtellte ſich nicht weit davon, den Arm auf die Mauer geſtützt, zuwartend hin. Es dauerte nur eine ganz kleine Weile, bis vom breiten Waſſer her Schwärme von Möven mit lautem Geſchrei angeflogen kamen, hoch in der Luft wendeten, ſich gegen die Mauer zu hinabſtürzten, aber immer ein Stück vor derſelben im flachen Bogen abſchwenkten, ſich wieder erhoben und dasſelbe Spiel begannen. Das Fräulein ſtand ganz unbeweglich, den vergnügt lauernden Blick geſpannt auf den Vogelreigen gerichtet. Es ſah wirklich wunderſchön aus, wie die langflügeligen Tiere heranſchwirrten, verlangend dem Futter zuſtrebten, aber immer wieder mit ärgerlichem Gekrächze ſcheu abbogen. Allmählich erweiterten ſie doch die Kreiſe bis über die Mauer hin. Und nun ſchwebte ein beſonders mutiger Vortänzer ſeitwärts heran, verdoppelte die Geſchwindigkeit des Fluges und haſchte mit dem Schnabel das fernſte Brotſtückchen. Als ihm dieſes Wagnis gelungen war, fand es Nachahmung. Ein zweiter, dritter und zehnter von den ſchönen Vögeln näherte ſich kreiſchend und griff im Fluge die Beute auf, die zuletzt nur noch wenige Schritte von der Spenderin ab zu haben war. Wenige Stückchen blieben liegen, und es war nun ſehr hübſch zu beobachten, wie der Anflug noch eine Weile wiederholt wurde, der Mut aber immer wieder verſagte, bis die Schar endlich dann doch das Rennen aufgab und über den See hin verſchwand.

Fräulein Konſtanze hatte auch außer mir Zuſchauer gehabt. Der junge Mann, der bei Tiſch zu ihrer linken Seite ſaß, ſtand in einiger Entfernung mit einem Skizzenbuch, eifrig zeichnend. Und ein anderer Gaſt in ſchon mehr vorgerückten Jahren, deſſen krank-bleiches Geſicht mit den tiefliegenden überklaren Augen und eingefallenen Wangen mir aufgefallen war, hatte weiter zurück auf der geſchweiften Bank vor dem Boskett in der Sonne Platz genommen und ſchaute, in Decken und Tücher gehüllt und doch von Zeit zu Zeit verhalten hüſtelnd, dem anmutigen Schauſpiel mit ſichtlichem Behagen zu. Er klatſchte auch mit den hageren, langfingerigen Händen, die ganz Haut und Knochen zu ſein ſchienen, Beifall. Die junge Dame ſchüttelte aber lächelnd den Kopf und wies auf die übriggebliebenen Brocken; das Kunſtſtück war noch nicht voll gelungen.

Sie knüpfte ſogleich mit mir ein Geſpräch an und ſetzte es einige Minuten fort, während wir an der Mauer entlang hin und her gingen. Dann lenkte ſich ihre Aufmerkſamkeit auf ein kleines Boot, das von rechts her herankam und von einem Ruderer bewegt war, in dem ich bald den Herrn erkannte, der ihr anderer Tiſchnachbar geweſen wurde. Sie nickte ihm zu, und rief: „Kann ich mitkommen, Herr Doktor?“ — „Wenn Sie wollen —“ antwortete er, die Ruder ein wenig einziehend. „Warten Sie ein Augenblickchen,“ bat ſie, „ich bin gleich wieder da.“ Es dauerte auch nur die kürzeſte Zeit, bis ſie ihren breiten Strohhut und ein Mäntelchen geholt hatte, das ſie aber über den Arm gelegt trug. Sie eilte die Steintreppe an dem Vorbau in der Ecke des Gartens hinab und ſprang ins Boot, das bedenklich ins Wanken kam. Der Herr hatte ihr die Hand zugereicht, doch verſchmähte ſie jede Hilfe. Bald ſah ich auf dem ziemlich bewegten Waſſer nur noch einen Punkt, an dem ſich die Ruder wie Mövenflügel bewegten.

Nach einigen Tagen war ich mit der Geſellſchaft ſchon recht bekannt. Es herrſchte ein ungenierter Ton, an den ich mich erſt gewöhnen mußte, um ihn dann doch ganz erfreulich für eine durch den Zufall zuſammengebrachte Geſellſchaft zu finden, die nun einmal auf ſich eine kurze Zeit angewieſen war und zur Prüfung der Zugehörigkeit keine Pflicht zu fühlen brauchte. Man gab einander keine Viſitenkarten ab, aber ohne neugierig zu ſein erfuhr man gelegentlich, wer dieſer und jener ſei, um je nach Umſtänden den Verkehr danach einzurichten oder ſo zu thun, als wiſſe man es nicht. Wir waren nur Deutſche in der kleinen Penſion, vorwiegend Norddeutſche, mehr Damen als Herren und mehr ältere Damen als junge. Der „Doktor“ war Eigentümer und Redakteur eines märkiſchen Provinzialblattes, hatte aber ſeine Wiege irgendwo an der Oſtſee ſtehen gehabt, da auch ſeine Jugend zugebracht und betrieb mit Leidenſchaft den Waſſerſport, indem er einen großen Teil des Tages bei jedem Wetter auf dem See ruderte oder ſegelte. Er hatte als Abgeordneter eine heiße Seſſion überſtanden und wollte ſich einmal gründlich erholen, ehe er wieder ins Amt trat: ein ungewöhnlich redegewandter, vielſeitig gebildeter, ſehr beleſener Herr, der einem jungen Fräulein wohl gefährlich werden konnte — übrigens Vater von drei ſehr niedlichen Kindern im Alter von zwei bis ſieben Jahren, deren Photographien er in der Brieftaſche trug; ein Bild von ſeiner Frau zeigte er nicht. Er war Kolonial- und Flottenſchwärmer, immer mit meinem Nachbar, einem ſtark demokratiſch angehauchten Arzt im Streit, der doch aufs liebenswürdigſte meiſt im Neckton geführt wurde. Der junge Mann mit dem Skizzenbuch, ein Maler, trug ſchon früh ſeinen Farbenkaſten und Schirm aus, um oberhalb der Olivenwaldungen in den merkwürdigen Neſtern Gardone und Faſano di ſopra oder noch höher hinauf ſeine Studien zu machen, oft von Fräulein Konſtanze begleitet, die ebenfalls ein wenig zeichnete. Mitunter beſtieg er auch ein Boot und ſuchte die Küſte nach Motiven ab. Er war etwas linkiſch und hatte einen Zug von Verträumtheit, mitunter brach eine leidenſchaftliche Natur vor. Er ſchien das Fräulein ſehr zu verehren, ſich mit ſeinen Wünſchen aber nicht vorzuwagen. Zwei Damen, Freundinnen, aquarellierten ſtundenlang am See, zeigten aber nicht, was ſie etwa fertig brachten. Ein Amateurphotograph knipſte die ſchönen Gegenden ab. Der Kranke war ein Baron Klingenberg, ein angeblich ſehr reicher Junggeſelle, der nicht zu den andern Kranken im Hotel

Aus unserer Studienmappe:



Aus Th. Kleehaas' Skizzenbuch.

Gardone hatte gehen wollen; er huſtete viel und ſprach immer leiſe und heiſer, ging mühſam am Stock, da ihm das eine Bein gebrochen und ſchlecht geheilt war, und wagte ſich nicht weiter hinaus als auf die erhöhte und meiſt trockene Promenade zwiſchen Gardone und Faſano, wo ich ihm mitunter begegnete. Und Konſtanze —

Ja, Konſtanze war wirklich mutterſeelenallein hier, ich mußte daran glauben. Vielleicht ſuchte ſie an mir einen Halt; jedenfalls gewann ich ohne meine Bemühung — ſie war mir, wie ich geſtehen will, anfangs eine etwas bedenkliche Perſönlichkeit — raſch ihr Vertrauen, ſo daß ſie, wenn ſie von den Herren nicht abgeleitet war, offenbar gern bei mir ſaß und ſich mit mir unterhielt. Sie konnte dann auch recht ernſt und mitunter ſogar ein wenig melancholiſch ſein. Immer mußte ich ihre Offenheit und Aufrichtigkeit der ganz Fremden gegenüber bewundern, die doch, wie ſie ſich überzeugen konnte, in Vielem durchaus anders dachte und urteilte, als ſie. Ich erfuhr bald auch ihre Lebensgeſchichte. Sie war Berlinerin, hatte früh beide Eltern verloren, als deren einziges Kind ſie hinterblieb. Der Vater war ein Oberſt geweſen, die Mutter, bis ſie heiratete, Operettenſängerin. Er hatte den Dienſt quittiert, um ſie heiraten zu können. „Von ihr habe ich den leichten Sinn geerbt,“ plauderte ſie, „und die Luſt, irgend etwas Phantaſtiſches zu betreiben. Aber zugleich habe ich vom Vater ſo viel Energie und Kaltblütigkeit mitbekommen, als Sie mir gewiß nicht zutrauen. Wie hätte ich mir ſonſt durch die Welt helfen ſollen? Ich habe einen heißen Kopf und ein kühles Herz; ſo ſorgen ſie beide dafür, daß ich mich im Gleichgewicht halte. Was ich thue, mag nicht immer das klügſte ſein, aber im ganzen glaube ich mich doch auf mich verlaſſen zu können." Nach des Vaters Tode — ſie war damals zwölf Jahre alt — hatte die Mutter wieder zur Bühne gehen müſſen; ein tückiſches Leiden raffte ſie unerwartet raſch hin. Aus ihren früheren Erſparniſſen konnte für die Tochter nur ein kleines Kapital gerettet werden. Davon war ſchon ein großer Teil zu ihrem Unterhalt verbraucht, da die Zinſen nicht reichten. Sie hatte etwas zu lernen geſucht, womit ſie ſich einmal ſelbſtändig zu machen hoffen durfte: die Schneiderei, die Putzmacherei, die Buchführung und das Kaſſenweſen. Sie ſei auch in allerhand Stellungen geweſen, aber immer nur kurze Zeit. „Wenn man ſeine Freiheit ſo beſchränken laſſen muß und an der Arbeit ſo wenig Freude haben kann —! Das Waſſer war mir auch noch nicht bis an die Kehle gekommen. Ich dachte auf etwas anderes, z. B. Krankenpflegerin oder Miſſionarin oder Offizier der Heilsarmee zu werden. Zur Sängerin fehlt mir die Stimme, zur Schauſpielerin habe ich kein Talent, zur Malerei zu wenig. Ich muß aber etwas treiben, wovon die Nerven wiſſen — etwas Aufregendes, Wagehalſiges, meinetwegen Gefährliches. Glauben Sie nicht, daß ich einen Überſchuß von Courage einzuſetzen habe; ich bin eher von Natur zaghaft und muß mich treiben. Aber ich treibe mich, und ich darf ſagen, ich trainiere mich im Mutigſein, um dem Leben, wie es mir bevorſteht, den nötigen Widerſtand entgegenſetzen zu können. Und es hat für mich auch einen prickelnden Reiz, mir eine gefährliche Situation vorzuſtellen und darüber Rechenſchaft zu geben, wie ich mich klug oder heldenmütig mit ihr abfinden würde. Nicht immer gerade etwas Großes, wobei es um Kopf und Kragen gehen könnte! Wir armen Frauenzimmer müſſen uns ja zwiſchen allerhand Fallen und Schlingen hindurchwinden. Es iſt gut, ſie kennen zu lernen, damit man nachher an ihnen nichts hängen zu laſſen braucht. Nicht wahr?"

„Und wie ſind Sie nun hierher an den Gardaſee gekommen?" fragte ich.

Sie lachte ſpitzbübiſch. „Das hat eine beſondere Bewandtnis, gnädige Frau," antwortete ſie. „Als ich anfangs Januar zu meinem Bankier ging, um mein Quartalsgeld abzuholen, machte er mich freundlich darauf aufmerkſam, daß nicht mehr viel bleibe. In der That war die Summe ſo gering, daß damit nichts Rechtes mehr anzufangen war. Aber groß genug zu einer hübſchen Reiſe. Und da es nun immer meine größte Sehnſucht geweſen war, etwas von der Welt zu ſehen — nicht in dienender Stellung, ſondern die Hand in der eigenen Geldtaſche —, ſo wuchs von Stunde zu Stunde die Luſt, mir dieſes Vergnügen zu guter letzt zu gönnen. Meine Mutter, die eine Öſterreicherin war, hatte oft vom Gardaſee geſchwärmt. So hob ich am erſten April den Reſt ab und dampfte hierher."

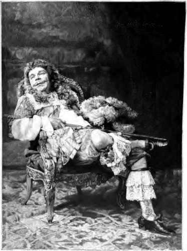
„Und ſo ganz allein —!" entfuhr es mir.

Sie ſah mich ein Weilchen wie verſtändnislos an. „Aber ich hatte doch niemand, der mich begleiten konnte," ſagte ſie, „und es reichte auch gar nicht für zwei." Ich wiegte den Kopf. — Ein ſo junges Fräulein ... und doch aus guter Familie ...

Nun begriff ſie und hob abweiſend die Schultern. „Ich werde in nächſter Zeit vierundzwanzig," erwiderte ſie, die Zahl lang ausziehend, „das iſt doch ſchon eine Menge. Und mein Papa-Oberſt hat doch nicht dafür geſorgt, daß ich mir eine Anſtandsdame halten kann. Ich brauche ſie auch nicht. Mein Himmel, wenn ich ſo ängſtlich geweſen wäre, hätte ich in Berlin nie ins Theater gehen können. Man muß in der Nacht allein nach Hauſe, da hilft ſchon nichts. Und radelt man Sonntags, ein bißchen chic angezogen, ins Freie oder läuft im Winter Schlittſchuh, ſo geſchieht's doch auch auf eigene Verantwortung."

Das alles fiel ganz aus meinem Vorſtellungskreiſe. Ich hätte mich als junges Mädchen nie ſo frei bewegt und meiner Tochter nie erlauben mögen, ohne Aufſicht und Schutz ins Theater zu gehen, zu radeln und Schlittſchuh zu laufen. — Ob ihr denn nie etwas paſſiert wäre, fragte ich.

Sie kicherte vergnügt. „Ach — wie Sie's meinen, gewiß," antwortete ſie. „Es gibt ja genug ſo dreiſte Menſchen, die ſich herandrängen und im trüben fiſchen möchten. Aber man kann ſich darauf gewiſſermaßen präparieren, indem man alle Möglichkeiten



C. Coquelin d. Ält. als Mascarille in Molière's „Précieuses Ridicules“.

Nach einer Photographie.

vorherſieht. Anfangs hat's auch wohl an Herzklopfen nicht gefehlt; nachher ſcheint's doch ganz luſtig, ſo ein kleines Abenteuer mutig beſtanden zu haben. Und zu ſo ernſter Abwehr, wie meine Phantaſie ſie ſich für äußerſte Fälle ausgemalt hatte, iſt es in Wirklichkeit nie gekommen."

Es gefiel mir übrigens, daß Konſtanze, wenn ſie zu Hauſe war, dem kranken Baron beſonders gern Geſellſchaft leiſtete und ſich viel mit ihm beſchäftigte. Sie trug ihm ſeine Decken und Plaids von einem ſonnigen Plätzchen zum andern, wickelte ihn ein, las ihm aus der Zeitung oder aus Büchern vor und erzählte ihm, wenn er einmal ungewöhnlich mißgelaunt war, allerhand Schnurren, über die er dann doch lachen mußte. „Der arme Mann," ſagte ſie gelegentlich zu mir, „der hat nun ſo reichlich ins Leben mitbekommen, was es ihm angenehm machen könnte. Und da hat er nun nichts als Not und Verdruß mit ſich, und man weiß nicht einmal, ob man ihm wünſchen ſoll, daß es noch lange ſo elend fortgehe. Man möchte ihm von der eigenen Geſundheit gern etwas abgeben. Es iſt aber auch ſchon etwas, wenn man ſich ein wenig ſeiner annimmt und ihn für ein Weilchen heiter zu ſtimmen ſucht." Das ſprach entſchieden für ihr gutes Herz.

Am ſchwerſten ſchien Konſtanze ſich zu dem jungen Maler ſtellen zu können. Er war augenſcheinlich in ſie verliebt und hielt ſeine Empfindungen, wenn auch mit Worten, ſo jedenfalls mit Blicken nicht zurück. Vielleicht auch nicht mit Worten, wenigſtens verſteckten Äußerungen ſeines leidenſchaftlichen Gefallens ihrer Perſon. Er hatte nicht gerade viel Lebensart und ſchien etwas launiſch zu ſein. Manchmal war er der heiterſte Tiſchgaſt und ein andermal ſprach er während der ganzen Mahlzeit kein Wort. Er mochte als Künſtler verwöhnt ſein und nicht immer das erwartete Entgegenkommen finden. Auch bei Konſtanze nicht. Wahrſcheinlich witterte er, daß da bei ihr nicht alles in ſtrengbürgerlicher Ordnung ſei, und nahm ſich deshalb mehr Freiheit heraus, als ihr überhaupt oder in dieſer Geſellſchaft lieb ſein konnte. Es iſt auch möglich, daß er's gar nicht anders verſtand, ſein Gefühl zu offenbaren. Sie hielt ihn manchmal recht kurz und antwortete auf die Frage, ob ſie zuſammen in die Berge zeichnen gehen würden, mit einer unverblümten Abweiſung. Dabei merkte ich doch nur zu gut, daß ihr Trotz ſich eigentlich gegen dieſes vorſichtige Zurückhalten auflehnte und ſie viel lieber keck der Gefahr die Stirn gezeigt hätte, daß er ihr mit ſeiner Werbung läſtig fallen könne. Sie fürchtete ihn ja gar nicht. Warum fragte er dann aber vor den Leuten? Sie ging ein andermal auch wirklich wieder mit ihm, die kleine Mappe am Arm, und fuhr auch mit ihm, wennſchon ſelten, auf dem Waſſer. Er verſtehe das Rudern ſchlecht, behauptete ſie, und das Segeln gar nicht. Kann ſein. Aber vielleicht war's auch nur eine Ausrede. Sie hatte die Gewohnheit, feuerrot zu werden, wenn er mit ihr ſprach.

Aufs freieſte und ungezwungenſte dagegen verkehrte ſie mit dem Herrn Doktor. Er war freilich ein Mann, der ſich bei aller Lebhaftigkeit im Geſpräch eine gewiſſe kühle Haltung zu bewahren wußte, die ihm erlaubte, ſtets die Grenzen der Annäherung von beiden Seiten abzuſtecken. Er bemühte ſich, der jungen Dame gegenüber eine mehr väterliche Freundlichkeit vorzukehren, die ſeinen Jahren doch nicht recht angemeſſen war. Sein Benehmen blieb vorſichtig, aber ich hatte das Gefühl, daß er ſich dazu nötigte, um die Herrſchaft über ſich zu bewahren oder ſich nicht ins Gerede zu bringen. Konſtanze benahm ſich ganz natürlich; der kluge und ſichere, ſeinem Waſſerſport ganz ergebene Mann intereſſierte ſie ungewöhnlich, und ſie zeigte das ganz offenkundig, dazu oft in einer Form, die mindeſtens einer falſchen Auslegung bei ihm und anderen günſtig war. Er ſegelte auch bei recht ſtürmiſchem Wetter, und ich wußte, daß es ſie ſtarke Überwindung koſtete, ſich zu einer ſo tollen Fahrt hinauszuwagen; aber ſie blieb doch niemals zurück, und wenn er ihren Mut rühmte, ſah man es ihrem Geſicht an, wie ſtolz ſie auf dieſes Lob war.

Ich hielt es für meine Pflicht, einmal offen mit ihr darüber unter vier Augen zu ſprechen. Ob ſie denn auch bedenke, welches Unheil ſie anrichten könne, wenn ſie ihre Neigung ſo rückhaltlos zu erkennen gebe? Sie blickte mich mit großen Augen ſehr verwundert an und ſagte: „Aber er iſt doch verheiratet!" Deshalb eben, meinte ich. „Das verſtehe ich gar nicht," verſicherte ſie ganz treuherzig. „Er hat eine Frau und drei

Kinderchen, die er ſehr liebt. Wie könnte ich ihm da gefährlich ſein?“ Ich wüßte doch nicht, antwortete ich, ob ſeiner Frau die Sache ſo harmlos ſcheinen könnte. „Aber ſie muß ihn doch kennen,“ rief ſie, „und wiſſen, daß ſie ſich auf ihn verlaſſen kann. Er iſt gar nicht der Mann, der ſo raſch Feuer fängt.“ Man ſolle niemand in Verſuchung führen, wendete ich ein, auch ſich ſelbſt nicht. Wenn ein Mann in beſten Jahren mit einem jungen, hübſchen und munteren Fräulein ſo ſtundenlang in einem kleinen Boot auf dem weiten Waſſer herum gondele, könne doch leicht etwas geſchehen. — „Aber was denn?“ unterbrach ſie mich. „Wenn er ſich je ſo weit vergeſſen könnte, mir etwas Unrechtes zuzumuten . . .“ „Nun, was würden Sie dann thun?“ — „Ins Waſſer ſpringen!“ rief ſie, ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, mit komiſchem Ernſt. Ich mußte lächeln, und ſie lachte nun auch ganz vergnügt. „Ich kann ein wenig ſchwimmen,“ bemerkte ſie, „jedenfalls ſo viel, daß er Zeit hätte, mich wieder in Sicherheit zu bringen. Ich denke, der Schreck würde ihn abgekühlt haben. Aber es iſt durchaus nichts zu befürchten.“

Ein paar Tage darauf kam ſie eines Mittags wirklich völlig durchnäßt nach Hauſe. Sie war jedoch nicht mit dem Doktor, ſondern mit dem Maler auf dem See geweſen. Ich begegnete ihr ganz zufällig im Garten, als ſie eben an der Steintreppe ausgeſtiegen war. Der Himmel ließ an Bläue nichts zu wünſchen, und geregnet konnte es im Umkreis von Meilen nicht haben. Sie erzählte mir, daß ſie beim unvorſichtigen Umlegen des Segels das Gleichgewicht verloren habe und ins Waſſer gefallen ſei. „Wir wollen nur gar nicht davon ſprechen,“ ſagte ſie forthuſchend, „ich ziehe mich gleich um.“ Sie merkte wohl, daß ich ungläubig war. Wir hatten an dieſem Tage ſehr mäßigen Wind, und das Segel konnte ſie kaum umgeriſſen haben. Ich mußte immer an ihre Drohung denken, bei gewiſſem Anlaß ins Waſſer zu ſpringen, forſchte jedoch nicht weiter. Der Maler fehlte diesmal bei Tiſch. Es hieß, er ſei nach Toscolano gegangen, um im „Cavallo bianco“ mit einem Freunde zuſammenzutreffen.

So verſtrichen nun einige Wochen, und es gefiel mir von Tag zu Tag beſſer am Ort und in der Penſion. Mit mehreren von den Stammgäſten war ich ſchon ganz vertraut geworden, ſo auch mit dem Baron. Eines Abends, als wir allein zuſammenſaßen und das wunderſame Farbenſpiel auf Berg und See vor Sonnenuntergang bewundert hatten, machte er mir eine ſehr ſonderbare Eröffnung. Er habe ſich's überlegt, daß er bei ſeinem leidenden Zuſtand eine Gefährtin brauche, die ihn auf Reiſen begleite, freundlich für ſeine Bedürfniſſe ſorge, ſeine recht weitläufige geſchäftliche Korreſpondenz führe, ihm vorleſe und ſonſt um ſeine Unterhaltung bemüht ſei. Er habe an Fräulein Konſtanze gedacht, deren heiteres Weſen ihm gefalle und die er ſchon lieb gewonnen habe. Er halte ſie für ein herzensgutes Mädchen, auf das auch Verlaß ſei. Er wiſſe aus ihren eigenen Mitteilungen, daß ſie allein in der Welt ſtehe und ſich in nicht günſtigen Vermögensverhältniſſen befinde, auch gewillt ſei, irgend eine Stelle anzunehmen. Eine Geſellſchafterin, wie ſie, könne er ſich nur wünſchen. Was ich nun dazu ſage?

Ich gab natürlich zu bedenken, daß das Fräulein doch wohl zu jung ſei, mit einem noch keineswegs alten, wenn auch etwas gebrechlichen Herrn in die weite Welt ziehen zu können. Es wundere mich nicht, daß er das muntere Mädchen noch länger um ſich haben möchte, ich bat ihn aber, auch die Rückſicht auf ihr Wohl nicht außer acht zu laſſen. Ich hielte ihre Einwilligung für unmöglich.

Er lächelte und legte ſeine feuchtkalte Hand auf die meine. „Sie verſtehen mich nicht ganz, liebe gnädige Frau,“ ſagte er, „und ich gebe zu, daß Ihnen das nicht zu verdenken iſt. Denn wie ich augenblicklich beſchaffen bin . . . ja, da können Sie meine eigentliche Abſicht nicht gut erraten. Für mich freilich iſt's ſelbſtverſtändlich, daß ich der Dame, die ich ſehr verehre, nichts zumuten darf, was ihren Ruf ſchädigen könnte. Wenn ich ihr aber meine Hand anbiete —“

„Sie wollen Konſtanze heiraten?“ fiel ich ganz entſetzt ein.

Er kniff die Lippen zuſammen wie ſchmerzlich verletzt durch das Urteil, das ſich im Ton meiner Worte ausſprach, und zog eine kleine Weile mit ſeinem Stock Linien durch den Sand. „Es mag eine Verrücktheit ſcheinen,“ fuhr er dann doch ruhig fort, „daß ich auf ſolche Gedanken komme. Aber meine Jahre zwingen mich wirklich noch nicht zu einem Verzicht, und meine Krankheit gehört zu denen, die bei guter Pflege die Hoffnung auf Beſſerung oder wenigſtens längere Erhaltung der Kräfte nicht ausſchließen. Es iſt mir eine ſchreckhafte Vorſtellung, ſo ganz allein bleiben und mein Leben noch mehr verkümmern zu ſollen. Was mir Diener ſein können, habe ich erfahren. Eine Frau, der ich alles Liebe, was in meiner Macht ſteht, zu erweiſen beſtrebt wäre und die für jede kleinſte Wohlthat auf wärmſten Dank rechnen dürfte, würde vielleicht ihre Befriedigung darin finden, der gute Engel eines unglücklichen Menſchen zu werden. Und Fräulein Konſtanze hat das heitere Gemüt und die mutige Seele, einer ſolchen Aufgabe gewachſen ſein zu können. Ich glaube, ſie iſt mir ſchon jetzt wohlgeneigt, und ſie darf überzeugt ſein, daß ich noch kein weibliches Weſen angetroffen habe, zu dem ich mich mit ſo zwingender Gewalt hingezogen gefühlt hätte.“

Ich befand mich in einer Aufregung, die ich ſchwer zu bemeiſtern vermochte. „Aber wie iſt es denn denkbar,“ rief ich, „daß Konſtanze ſolchen Wünſchen nachgibt, die doch wohl recht egoiſtiſch ſind? Sie verkennen ganz und gar die Art ihrer Gefühle für Sie. Was ſie Ihnen zugewendet, iſt doch nur . . .“ Ich wollte fortfahren: Mitleid, unterbrach mich aber, da ich ihn nicht kränken mochte. „Von einer Selbſttäuſchung kann kaum die Rede ſein,“ begann er, wehmütig lächelnd, wieder, „da ich die Neigung des Fräuleins zur Zeit wirklich nicht zu hoch einſchätze. Ich weiß nur, daß ich ihr trotz meines Leidens nicht zuwider bin und ihr ſehr angenehme Stunden verdanke. So ſcheint denn doch für eine wärmere Teilnahme, die ich erhoffe, der Boden nicht unvorbereitet. Übrigens iſt es ſicher nicht ganz gleichgültig, daß ich ein reicher Mann bin, und daß Fräulein Konſtanze in wenigen Tagen oder Wochen die Illuſion wird aufgeben müſſen, ohne Arbeit oder ohne einen Dienſt exiſtieren zu können. Es bedeutet das für ſie ein Hinunterſteigen zu einem Niveau, auf dem ſie ſich, wie ſie beſchaffen iſt, nicht glücklich fühlen kann. Vielleicht iſt für ſie der — egoiſtiſche Wunſch wenigſtens mitbeſtimmend, eine wohlhabende Frau zu werden. Ich würde dies — ſo beſcheiden denke ich von meinem perſönlichen Wert für ſie — ganz natürlich finden.“

Er bat mich, bei Konſtanze zu vermitteln. Nicht daß ich ihr zurede, erwarte er, ſondern nur daß ich ſein Anliegen an ſie bringe. Es ſei gewiß beſſer ſo, als wenn er ſelbſt ſpräche. Sie müſſe Zeit zur Überlegung haben und ſich frei äußern können. Weiſe ſie ihn ab, ſo brauche das frühere Verhältnis keine Änderung zu erfahren; es ſei dann nichts geſprochen.

Ich übernahm dieſen Auftrag ungern. Endlich verſtand ich mich dazu unter der Bedingung, daß ich nicht verhindert ſei, Konſtanze ganz offen meine Meinung zu ſagen. Er war einverſtanden.

Ich bat denn auch wirklich Konſtanze am nächſten Morgen auf mein Zimmer und ſprach mit ihr. Meine Erwartung, daß ſie mir ſogleich ins Geſicht lachen und jede weitere Erörterung des unſinnigen Anliegens abweiſen werde, traf jedoch nur für den erſten Teil zu, und auch nur ſo, daß ihre Heiterkeit völlig harmlos war. Als ich ihr dann ganz wahrheitsgetreu berichtete, was der Baron für ſich angeführt hatte, und meine Zweifel äußerte, ob er nicht über ſeinen Zuſtand und ihre Hilfsbereitſchaft in gleich ſchwerem Irrtum ſei, wurde ſie immer ſtiller und ernſter; zuletzt ſagte ſie zu meiner größten Verwunderung, die Sache ſei vielleicht doch zu bedenken, und ſie bäte mich deshalb, mit der Antwort bis zum anderen Tage zu warten. „Nehmen Sie ſich längere Zeit,“ mahnte ich dringend. „Ich habe nicht mehr viel übrig,“ entgegnete ſie, „Ende der Woche müßte ich fort. Aber gut denn — übermorgen. Klüger wird man in ſolchem Fall doch nicht, auch wenn man's noch eine dritte Nacht überſchläft.“

Zur beſtimmten Zeit kam ſie wieder und ſagte ſeufzend: „Es iſt nun beſchloſſen, ich nehme den Antrag an.“ — „Unmöglich!“ rief ich, „Konſtanze, Sie wollten —“ „Ja, eine vergnügliche Ausſicht iſt das ja allerdings nicht,“ fiel ſie ein, „die Frau eines ſo kranken Mannes zu werden. Aber der Baron gefällt mir ſonſt, und er hat auch ganz recht, daß meine Lebensausſichten mir kaum etwas Erfreulicheres bieten, als thun zu müſſen, was mir wenig behagt. Ich hatte mich ja ſchon darauf gefaßt gemacht, Krankenpflegerin zu werden. Da iſt's doch keine ganz üble Zugabe, nebenbei auch eine reiche Frau zu ſein. Nicht wahr?“

Ich bat ſie inſtändigſt, ihre Jugend zu bedenken und ſich durch Reichtum und

Stand nicht zu einem Schritt verleiten zu laſſen, den ſie ſchwer bereuen würde, nachdem ſie ihre Freiheit einmal hingegeben. Sie wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, hob trotzig das Kinn und ſagte leiſe: „Es war vielleicht eine große Thorheit, daß ich mir's in den Kopf ſetzte, die Freiheit noch einmal kurze Zeit mit vollen Zügen genießen zu wollen, bevor ich das Sklavenjoch auf mich nahm. Dieſe Wochen in Gardone waren ſehr ſchön — zu ſchön! Zu ſchön, als daß ich je vergeſſen könnte, da wirklich einmal gelebt zu haben. Und von dem elenden Gelde abhängig wäre ich doch dann nicht mehr. Wenn mir jemand ein paar hundert Mark jährlich ausſetzte, mit denen ich wieder thun könnte, was ich wollte — kann ſein, daß ich gar nichts darüber hinaus wünſchte. Das geſchieht aber doch nicht. Und ſo hat's doch wohl ſeinen Reiz, viele Tauſende zu ſeinem Vergnügen ausgeben zu können, auch wenn eine ſehr ſchwere Pflicht damit verbunden iſt."

„Die man doch auch gern übernehmen kann," fuhr ſie fort, als ich etwas verdroſſen den Kopf wiegte. „Ich weiß nicht, ob Sie mir glauben werden — es iſt doch ſo. Gerade daß ich eine ſchwere Pflicht auf mich zu nehmen habe — etwas, das vielen ein ganz Widerwärtiges, Unbezwingliches wäre, ſtachelt mich, meine Kraft zu prüfen, ob ich mir's zumuten könnte. Es ſcheint mir Feigheit zu ſein, dem aus dem Wege zu gehen, und ich kenne mich gut genug, um vorherzuſehen, daß ich mich mein Lebenlang über mich ärgern würde, aus Zaghaftigkeit ausgeſchlagen zu haben, was mir das Schickſal bot. Wenn mir ein Wüſtling ſeine Millionen anböte, ich würde mich verachten, ließe ich mich durch ſie verlocken; aber ein herzensguter, liebenswürdiger, hilfsbedürftiger kranker Menſch, den ich mit dem Wenigen, was ich ihm geben kann, glücklich mache ... Ja, das iſt für mich ein Unterſchied. Es iſt auch niemand in meiner Lage ganz ſicher, daß er nicht einmal der tugendſamen Enthaltſamkeit überdrüſſig wird, ausgleitet und fällt: wer ſich bindet, hat zugleich einen Halt. Der Hauptgrund meiner Entſchließung iſt das freilich nicht."

Ich mußte bald einſehen, daß ſie ſich's ſo zurechtgelegt hatte und jeder weitere Einſpruch vergeblich ſein würde. Sie wollte mir nun nicht einmal mehr die Benachrichtigung des Barons überlaſſen, ſondern ihm ſelbſt ſagen, was ihm zugedacht ſei. Das kam ihr mutiger, vielleicht kühner vor, da ſie doch den kranken Mann vor Augen hätte. Und ſo geſchah's. Bei Tiſch ſtellten ſie ſich der Geſellſchaft als Verlobte vor. Auch das hatte Konſtanze ſo gewollt. Man gratulierte, höchlichſt überraſcht, mit ſehr gemiſchten Empfindungen.

Der Maler war, wie es mir ſchien entrüſtet, aufgeſprungen und fortgegangen, ohne an das Paar heranzutreten. Noch denſelben Nachmittag reiſte er ab. — — —

Ich ſpringe nun über vier, fünf Jahre hin und komme bald zum Schluß, der doch nur ein Schluß des Begegniſſes ſein kann, auf deſſen Bericht ich mich zu beſchränken hatte. Es ſetzte ſich nämlich in Baden-Baden fort, wohin ich, durch das ſchöne Herbſtwetter gelockt, im September gegangen war. Der Ort bereitete ſich ſchon für die Wettrennen vor, aber der eigentliche Trubel hatte noch nicht begonnen. Als ich eines Abends in dem Seitenwege der Lichtenthaler Allee langſam ſpazierte, bemerkte ich ſeitwärts eine Dame und einen Herrn zu Pferde. Das iſt dort ja nichts Ungewöhnliches, und ich wendete den Blick wohl auch nur deshalb dorthin, weil die meiſten anderen Fußgänger ihre Aufmerkſamkeit fangen ließen. Gewöhnlich intereſſierten die edlen Tiere mehr, als die Reiter, und ſo mochte es auch diesmal geſchehen. Mir war auch der Herr mit dem kleinen Hütchen, dem weit ausgeſpitzten Schnurrbart, der weißen Kravatte, den gelben Handſchuhen und den kurzen Sporenſtiefeln ſehr gleichgültig, außer daß ich dachte, er werde wahrſcheinlich ein Offizier ſein. Die Dame aber ... Ja, das war unzweifelhaft Konſtanze.

Sie kamen von hinten her vorüber und waren in einer Unterhaltung begriffen, die ſie ganz beſchäftigte. Konſtanze ſah gar nicht zur Seite und konnte mich ſchon deshalb nicht erkennen. Das dunkelblaue Reitkleid ſaß ihr knapp um die Taille und die Hüften, der ſchmale Stehkragen mit dem winzigen Shlips gab dem Kopf eine kecke Haltung, und der niedrige Cylinder ſchien Mühe zu haben, ſich auf dem üppigen Blondhaar zu behaupten. Sie ſtrich mit der Reitpeitſche über den Hals des Pferdes hin und lachte vergnügt, wie ich ſie ſo oft lachen geſehen hatte. Sie war noch immer ſehr hübſch.

Dicht vor mir ging ein älteres Ehepaar. Ich hörte den Herrn ſagen: „Das iſt die Baronin, die den kranken Mann hat,“ und die Frau antwortete: „Er geniert ſie jedenfalls nicht. Sie thäte auch beſſer, ſich mit dem Liebhaber nicht ſo öffentlich zu zeigen. Aber hier iſt ja alles erlaubt. Pariſer Sitten!“

Ich blieb zurück, um nicht mehr hören zu müſſen. Das alſo war aus Konſtanze geworden. Ein Gefühl des Unbehagens und körperlichen Wehſeins verließ mich den ganzen Abend nicht.

An dem nächſten recht ſonnigen Vormittag ſuchte ich in den Anlagen ein ſchattiges Bänkchen auf, um zu leſen. Als ich um ein Boskett bog, kam mir auf dem Kieswege einer der bekannten kleinen, ſehr eleganten Krankenwagen entgegen, in dem unter Decken und auf Kiſſen ein Herr mehr lag als ſaß. Eine Dame ſchob ihn; in einiger Entfernung folgte ein Diener, der über dem Arm ein Mäntelchen trug. Die Dame war wieder Konſtanze.

Sie hatte mich diesmal ſofort ins Auge gefaßt, ließ den Wagen los und ging auf mich zu, mich ſehr herzlich zu begrüßen. Dieſe Freude, mich wiederzuſehen! Und ſo ganz unverhofft! Nach den üblichen ſchnellen Wechſelreden führte ſie mich an den Wagen zurück. Der Baron ſah ſchreckhaft bleich aus, hatte die Augen halb geſchloſſen und ſchien ſich in einem Schlummerzuſtande zu befinden; das ſpitze Kinn hatte ſich abgeſenkt, ſo daß der Mund mit den Zahnſtumpfen offen ſtand; ein raſſelndes Atmen wurde vernehmbar. Die Baronin legte ihm die Hand auf die Stirn und ſagte, ihn freundlich ermunternd: „Sieh doch einmal, Guisbert, wen ich da bringe: unſere liebe gnädige Frau von Gardone, an die wir ſo oft gedacht haben.“ Er ermunterte ſich ein wenig, wendete den Kopf zur Seite und öffnete die Augen. „Ah — ah — ah! Wer ...?“ ſtammelte er. Nun erkannte er mich und bemühte ſich mir zuzulächeln, brachte es aber doch nur zu einem blöden Grinſen. „Ah Sie — Sie, meine liebe Gnädige — ſehr erfreut — wirklich ſehr ...“ Er ſchien die Hand unter der Decke vorziehen zu wollen, um ſie mir zu reichen, wurde aber von einem Huſten befallen, der ihn im Augenblick ganz kraftlos machte. Konſtanze beſchäftigte ſich ſehr liebevoll mit ihm, indem ſie ſeinen Kopf aufrichtete, wobei ſie ihm immer mit gütigen Worten zuſprach. „Wir müſſen mehr in die Sonne,“ ſagte ſie, „hier unter den Bäumen iſt die Luft zu kühl. Oder lieber noch nach Hauſe. Ich fahre dich die Wieſenwege, lieber Schatz.“ Sie trat wieder hinter den Wagen und ſchob ihn weiter. „Es iſt heute nicht ſein guter Tag. Leider ſoll die Hitze an der Riviera noch unerträglich ſein. Wenn wir erſt dort ſind, ſchreitet die Beſſerung gewiß raſch fort. Noch eine Woche werden wir uns gedulden müſſen.“ Der Satz war offenbar zu ſeiner Aufmunterung beſtimmt, obgleich er ſich an mich richtete.

Ich erzählte der Baronin, daß ich ſie geſtern ſchon in der Allee zu Pferde geſehen hätte. „Ach, mit dem Vetter meines Mannes,“ betonte ſie ſcharf, „dem Rittmeiſter von Werdeln. Wir ritten zur Beſichtigung des Rennplatzes hinaus; er iſt mit ſeiner Stute beteiligt.“ Und als ob ſie herausfühlte, daß ich da irgend etwas nicht ganz paſſend gefunden haben könnte, ſetzte ſie hinzu: „Mein lieber Mann verlangt durchaus, daß ich mich in der Geſellſchaft bewege, und hat's ſeinem Vetter dringend ans Herz gelegt, für mein Vergnügen zu ſorgen.“ Dazu nickte der Kranke zuſtimmend.

Das Thema wurde dann gleich verlaſſen. Die Baronin erkundigte ſich, wo ich wohne und zu welcher Zeit ſie mir am wenigſten unbequem komme. Wir trennten uns bald, da die Herrſchaften in dem vornehmen Hotel Stephanie Quartier hatten und mich mein Weg nach der Stadt Straßburg führte.

Einige Herren und Damen waren ſtehen geblieben und blickten dem Gefährt nach. Als ich hinter ihnen vorbeiging, hörte ich eine Dame ſagen: „Die ſchöne Frau könnte auch lieber einem Dienſtmann einen Verdienſt zuwenden, wenn ſie ſchon ihren Diener ſchonen will. Aber das ſoll ſo etwas ſein!“ Wieder eine Kritik, die zu denken gab.

Die Baronin beſuchte mich dann wirklich ſehr bald und war ganz Herzlichkeit und freundſchaftliche Offenheit. Sie habe nichts bereut, verſicherte ſie, aber es ſei doch ſchwerer, mit einem kranken Mann zu leben, als ſie ſich's gedacht hätte, und mitunter habe alle Heldenhaftigkeit ſie verlaſſen. „Zwar jetzt ... da iſt er nur noch der arme Kranke, dem ich eine Pflegerin bin, ſo gut ich's verſtehe. Aber in den erſten Jahren, als ſein Zuſtand ſich ſcheinbar ein wenig gebeſſert hatte und er ſeiner jungen

Frau meinte froh werden zu können und ſich grenzenlos unglücklich fühlte, wenn er auf alle Freuden des Lebens verzichten mußte … Ich ſpreche lieber nicht davon. Und ich bin ihm doch etwas geweſen und bin ihm noch jetzt etwas, was ihm nur eine Frau hätte ſein können. Ich hab's ja auch nicht anders gewollt und weiß keinen Grund, unzufrieden zu ſein. Guisbert iſt ſo gut und hat ein ſo dankbares Gemüt, und — er hofft noch immer geſund zu werden."

Ich hätte einen ſo rapiden Verfall kaum für möglich gehalten, ſagte ich ihr.

„Ja, die Ärzte geben ihm nur noch wenige Monate," antwortete ſie.

„Und dann werden Sie frei ſein," konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken.

Sie ſeufzte ſchwer. „Vielleicht wird dann mein Leiden erſt recht angehen," ſagte ſie mit bekümmertem Ton. „Der Vetter meines Mannes, Herr von Werdeln, hatte mit großer Beſtimmtheit darauf gerechnet, ſein Erbe zu werden. Die Heirat kam ihm ſehr ungelegen; er ahnt wohl, daß das Teſtament meines Mannes mehr Rückſicht auf mich als auf ihn nimmt. Deshalb gibt er ſich ſchon jetzt alle Mühe, mich zu gewinnen."

Eine ſehr ſtattliche Erſcheinung, rühmte ich.

„O!" rief ſie. „Ein ganz verwerflicher Menſch, ein Spieler, ein Wüſtling! Man ſieht mich hier viel mit ihm allein und mag daraus wohl Schlüſſe ziehen, die meinem Ruf nicht vorteilhaft ſind. Es iſt mir gleichgültig. Aber nie werde ich ſeine Frau werden, nie! So viel Verfolgungen mir deshalb auch bevorſtehen mögen." —

Ich erwiderte den Beſuch, und wir ſahen einander dann noch öfter. Sie ſchloß mich ganz in ihr Vertrauen. Als wir einmal auf Gardone zu ſprechen kamen, fragte ſie mit ihrem heiterſten Lachen: „Erinnern Sie ſich an den jungen Maler?" — „Gewiß! Sie ſchienen ihm ſehr zu gefallen," meinte ich, „und ſeine plötzliche Abreiſe" — „O, der hat mich geliebt," fiel ſie ein, „ganz um meiner ſelbſt willen geliebt, ſehr, ſehr geliebt! Ich habe dafür Beweiſe. Es geſchah doch wohl nicht ohne guten Grund, daß ich ins Waſſer ſprang, wo es wahrlich tief genug war. Aber böſe bin ich ihm deshalb nicht geweſen. Ganz im Gegenteil … Es war doch Thorheit. Ans Heiraten konnte er nicht denken, und eine Liebelei mit ihm fortzuſetzen, bis ich ihm eine Laſt würde, Dazu fehlte mir der Mut. Ich war ihm gut. Vielleicht zu gut, um leichtſinnig handeln und ihm eine Verantwortlichkeit für mich auflegen zu können. Es iſt möglich, daß ich dem Antrag des Barons gerade dieſer Gefahr wegen ſo willig entgegenkam. Als er von dieſer Verlobung erfuhr, mußte er wohl aus allen Himmeln fallen und froh ſein, ſo gründlich ernüchtert zu werden. Wenn er mir dann doch eine ſehr freundliche Erinnerung bewahrte —"

„Sie haben ihn wiedergeſehen?" fragte ich überraſcht.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein. Aber vor einigen Jahren ſah ich auf der Kunſtausſtellung in München bei der Durchreiſe ein Bild von ihm. Ein recht bezeichnendes Bild. Es ſtellte unverkennbar mich ſelbſt dar, wie ich in Gardone an der Gartenmauer ſtand und die Möven fütterte. Ich ging ſofort ins Bureau und kaufte das Bild, nach dem noch gar keine Nachfrage geweſen war, zu dem ausgezeichneten Preiſe. Ich wußte, daß ich dem armen Maler ſo die Mittel ſchaffte, ſein Talent auszubilden. Und ich kaufte auch weiter alles, was er auf den Markt brachte und ſonſt nicht loswerden konnte, ſo daß er in den Ruf kam, ein ſehr geſuchter Künſtler zu ſein. Wie ich gehört habe, ſtudiert er fleißig in Italien."

„Dort werden Sie ihn finden," meinte ich.

Sie zuckte die Achſeln. „Vederemo! Vielleicht war ich ihm nur noch ein Motiv, das ſeine Schuldigkeit gethan hat und jetzt nichts mehr wert iſt. Es gibt unverzeihliche Enttäuſchungen. Vederemo." —

Als das Wetter bald kühler wurde, reiſten ſie ab.

Noch vor Weihnachten erhielt ich einen ſchwarzgerandeten Brief mit der Todesanzeige des Barons. Er war in Nizza aufgegeben.

Darüber ſind zwei Jahre vergangen. Auf die Verlobungsanzeige habe ich bis jetzt vergeblich gewartet. Gibt es wirklich unverzeihliche Enttäuſchungen? — —

* * *

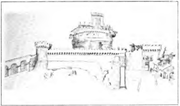


Abb. 1. Die Engelsburg im XV. Jahrhundert. Nach einer Skizze von Giuliano da San Gallos.

Die Engelsburg.

Von

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

Mit vier Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter dem Namen Engelsburg iſt das Mauſoleum Hadrians, über deſſen Geſchicke ich im vorigen Jahrgang, S. 202 u. ff., berichtete, zwar erſt ſeit dem XIV. Jahrhundert bekannt, dann aber verſchwinden die alten Bezeichnungen, ſo daß die Darſtellung füglich fortan die bis zur Gegenwart reichende, allgemein übliche Benennung anwenden darf. Die äußere Erſcheinnng des Monuments hatte derartige Veränderungen erlitten, daß ſeine eigentliche Beſtimmung kaum mehr erkennbar war. Nur die herrliche Marmorhülle hatte ſich erhalten, war aber durch Türme und Mauern ganz verdeckt worden. Zur Zeit des Creſcentius, bis zu der die Darſtellung in dem vorigen Artikel gelangte, zählte man bereits an hundert ſolcher Türme und Zinnen. Die Zeit war erſchienen, wo dieſem faſt uneinnehmbaren Bollwerke eine weltgeſchichtliche Rolle zufallen ſollte.

Das erſte Viertel des zweiten Jahrtauſends wird ausſchließlich von dem gewaltigen Widerſtreit der beiden Weltmächte beherrſcht, die ſeit dem Beginn ſtaatlicher Ordnungen auf dieſer Erde in einem unausgleichbaren Gegenſatze ſtehen. Der uralte Kampf zwiſchen Königs- und Prieſtergewalt hat gerade in dieſer Epoche eine wahrhaft erſchreckende Geſtalt angenommen und alle anderen Weltintereſſen gänzlich außer Betrachtung geſetzt. Unter ſolchen Bedingungen mußte die Stadt Rom als Sitz des Hohenprieſters der Chriſtenheit und als Krönungsſtätte der Imperatoren wiederum zum Mittelpunkte der Weltbühne werden.

Im Jahre 1084 war der Konflikt an ſeinem Höhepunkt angelangt. König Heinrich IV. hatte nach hartem Kampfe die päpſtliche Reſidenz und die Petersbaſilika erſtürmt und dort einen Gegenpapſt eingeſetzt. Die grollenden Römer hatten ſich in ihre Stadt eingeſchloſſen, wo ſie eine abwartende Haltung beobachteten. In der Engelsburg endlich befand ſich der Mann, in dem ſich die Idee der geiſtlichen Weltherrſchaft verkörpert. Er zuerſt unter den römiſchen Biſchöfen hat die Suprematie des Papſtes

Digitized by Google

über alle weltlichen Machthaber in Anſpruch genommen und ſich das Recht zuerkannt, Kaiſer und Könige vor ſeinen Richterſtuhl zu berufen.

Die Erſcheinung Gregors VII. in der Engelsburg iſt, als hiſtoriſches Phänomen aufgefaßt, von unnahbarer Erhabenheit und antiker Größe. Von aller Welt verlaſſen, denn auch die wankelmütigen Römer waren endlich zum König abgefallen, von den wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten, beſtürmt, die günſtigen Anerbietungen des Königs anzunehmen und den Streit beizulegen, bleibt Gregor unerſchüttert. Er blickt voll ruhiger Verachtung auf ſeine Bedränger, die das Kaſtell umtoben. Drüben in der Baſilika vollzieht ſich die Krönung König Heinrichs zum Römiſchen Kaiſer durch den Gegenpapſt, Mangel an Nahrungsmitteln bedroht die Verteidiger der Burg mit Hungersnot, und keine Hoffnung iſt auf Entſatz durch die Truppen der großen Gräfin, die von den Kaiſerlichen im eignen Lande bedrängt wird.

In ſolcher Lage ſtandhaft auszuharren, ohne die leiſeſte Anwandelung von Kleinmut, darin liegt die wahre Größe, und darum ſteht die Figur dieſes Mannes da, wie eine Statue von Erz gegoſſen in den Annalen des Menſchengeſchlechts.

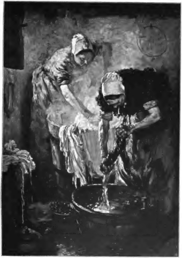
In dieſem Augenblick von unermeßlicher Bedeutung wird das Eingreifen einer Macht bemerkbar, die aus unſcheinbaren Anfängen entſprungen, gerade damals im Begriffe ſtand, eine Weltmacht zu werden. Am Ende des XI. Jahrhunderts ſchienen die ſchönſten und reichſten Gebiete dieſer Erde eine Beute der Normannen werden zu ſollen. Die Söhne eines unbekannten Ritters aus der Normandie hatten durch ihr tapferes und kluges Verhalten den Papſt Leo IX. gezwungen, ſie mit den herrlichen Gefilden Unteritaliens und Siciliens zu belehnen. Seit dieſer Zeit rechneten die Päpſte auf die Dienſte dieſer kühnen aber unzuverläſſigen Vaſallen. Die weltumſpannenden Pläne Robert Guiscards, der nach dem Tode ſeiner Brüder Apulien beherrſchte, hatten dieſen hochſtrebenden Glücksritter lange den Pflichten gegen ſeinen Lehnsherrn entfremdet. Jetzt in der höchſten Gefahr des Papſtes erinnert er ſich derſelben, und das Anrücken des gefürchteten Normannenherzogs auf der lateiniſchen Straße bewirkt nun einen völligen Umſchwung der Weltverhältniſſe.

Die Erſcheinung König Heinrichs in ſeiner Erniedrigung zu Canoſſa wird gewiß eine peinliche Erinnerung für das deutſche Empfinden ſein, aber der haſtig gekrönte Kaiſer Heinrich, der bei der Annäherung eines kühnen Abenteurers ſchimpflich die Flucht ergreift und in einem Winkel Oberitaliens verſchwindet, während die abendländiſche Welt ſich anſchickt, die heiligen Stätten der Gewalt des Islam zu entreißen und vergeblich auf den kaiſerlichen Heerführer harrt, das iſt in der That der tiefſte Fall des Imperiums, von dem es ſich erſt unter dem gewaltigen Barbaroſſa wieder emporrichten ſollte.

Der normanniſche Held dagegen ſteht in dieſem Moment auf der Höhe der Macht und des Ruhmes. Sein triumphierender Einzug durch das lateraniſche Thor, während die letzten Truppen des Kaiſers auf der flaminiſchen Straße abziehen, die Unterwerfung Roms und die Befreiung des großen Gefangenen in der Engelsburg, das ſind Thaten, die die Blicke der ſtaunenden Welt auf die Geſtalt dieſes merkwürdigen Mannes lenken mußten. Aber ſchon im nächſten Augenblick ſollte ſich die Bewunderung in Abſcheu, der Beifall in Verwünſchungen wandeln. Der Vorwurf, die ewige Stadt als Trümmerhaufen hinter ſich zurückzulaſſen, mag das Gewiſſen des, an ähnliche Scenen gewöhnten Bandenführers kaum gerührt haben, aber er mußte um ſo ſchwerer auf der Seele des Papſtes laſten, der in dem Ruin von Rom einen zu hohen Preis für ſeine Befreiung erkennen und vorausſehen mochte, daß der furchtbare Sieg, den die fragwürdigen Vaſallen der Kirche erſtritten hatten, ihn ſelbſt zu der Rolle eines verbannten Flüchtlings verdammen mußte.

Und ſo iſt es gekommen. Der Abzug Gregors aus den Ruinen Roms durch die verwüſtete Campagna nach Salerno unter dem Schutz normanniſcher und ſaraceniſcher Krieger, begleitet von den Verwünſchungen der heimatloſen Römer und dem Unwillen der tieferſchütterten Welt, das iſt ein Schauſpiel von überwältigender Tragik. Man meint die Poſaune des Weltgerichts zu vernehmen, die die Verurteilung eines großen Schuldigen verkündet.

Denn Gregor iſt es geweſen, der die Brandfackel in die mit Zündſtoffen erfüllte



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von Marianne Schilde

Digitized by Google

Welt geſchleudert hat, und die Stadt Rom iſt nur die erſte, nicht die einzige Brandſtätte, die als trauriges Ergebnis der entfeſſelten Kriegsfurie der rückſchauenden Betrachtung ſich darſtellt. Daß dieſer Kampf ein notwendiger und die durch ihn herbeigeführten Erſchütterungen der Welt wohlthätig geweſen ſind, dieſe Betrachtung entlaſtet den geiſtigen Urheber nicht, denn die Kenntnis künftiger Dinge iſt den Sterblichen verſagt. Was in den Beſtrebungen dieſes gewaltigen Menſchen echtes Gepräge beſaß, iſt ihm gut geſchrieben in dem großen Buche, in dem die von der Menſchheit errungenen Kulturwerte verzeichnet ſtehen. Alles aber, was vergänglich, verfehlt und ſelbſtſüchtigen Regungen entſprungen war, darüber iſt die Geſchichte zur Tagesordnung übergegangen.

Der an die Leitung der Welt gewöhnte Geiſt des großen Papſtes erloſch nach kaum einjähriger Zurückgezogenheit in jenem verborgenen Winkel Unteritaliens, und ſein Retter Guiscard folgte ihm wenige Monate ſpäter, als er ſich gerade anſchickte, dem Kaiſer des Oſtens ſeine Krone zu entreißen und ſie auf ſein eignes Haupt zu ſetzen; ein unſcheinbares Grab zu Venoſa birgt die Überreſte dieſes großen Emporkömmlings, dem, ſolange er lebte, die Erde kaum groß genug für ſeine Herrſchaftspläne ſchien.

Das Grabmal des gewaltigſten der Päpſte im Dom zu Salerno iſt untergegangen, auch ſeine urſprüngliche Grabſchrift iſt verloren, und das iſt tief beklagenswert. Denn ſie ſtammte von dem erſten Erzbiſchof von Salerno, Alphanus, dem hochgebildeten Freunde Robert Guiscards und Gregors, aus dem lombardiſchen Fürſtengeſchlecht dieſer Stadt, und ſie würde uns zweifellos in bedeutender Form darüber aufgeklärt haben, mit welchen Empfindungen ein edler Geiſt des XI. Jahrhunderts an dieſer Bahre geſtanden hat.

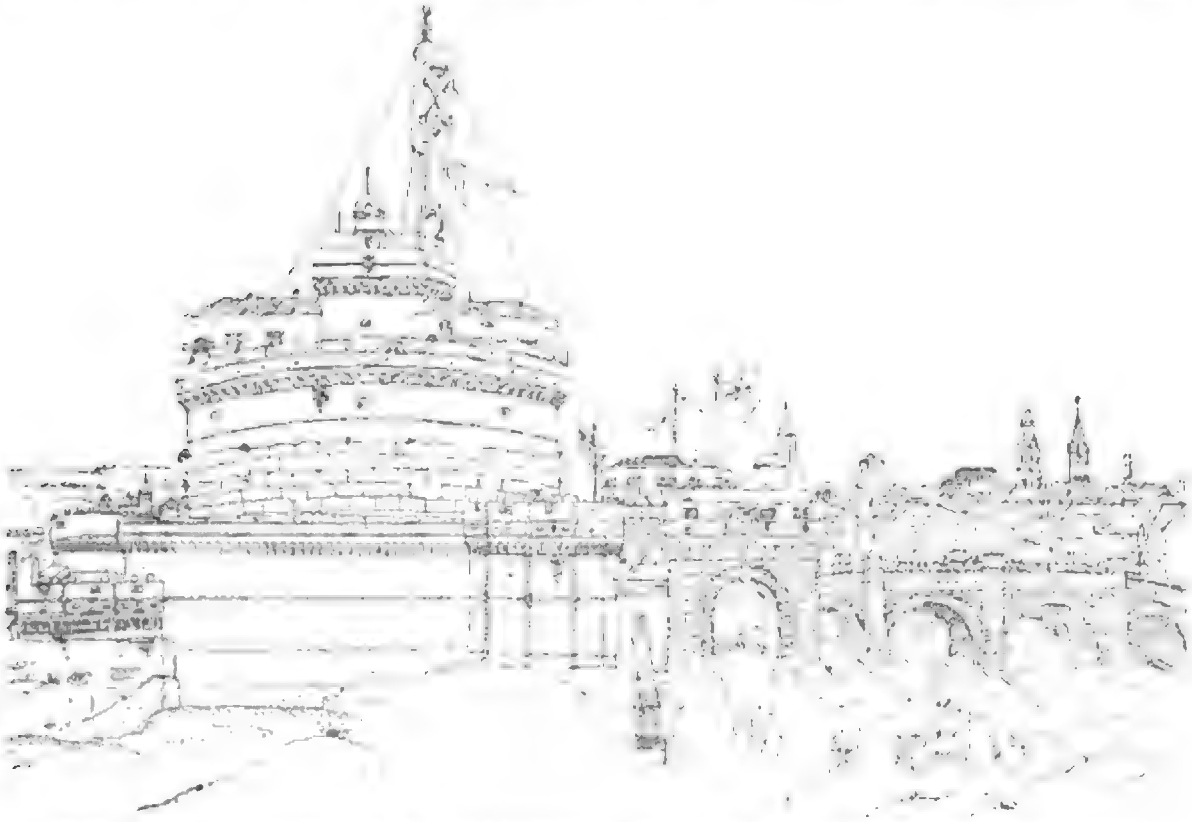


Abb. 2. Die Engelsburg im XVI. Jahrhundert. Nach der Zeichnung eines unbekannten Meiſters.

Der Verfaſſer dieſer hiſtoriſchen Erinnerungen iſt von dem melancholiſchen Inhalt der Grabſchriften aus dem frühen Mittelalter ſtets auf das lebhafteſte ergriffen worden, denn ſie enthalten etwas von der Geiſtesnot der damaligen Welt und unterſcheiden ſich ſehr vorteilhaft von den geiſtreichen, aber auch geſuchten und zum Teil gekünſtelten Erzeugniſſen der Renaiſſance.

Im Jahre 1573 fand man die Überreſte des großen Papſtes bei einem Umbau des Doms in Salerno zufällig auf und beſtattete ſie nochmals in der Kapelle des berühmten Johann von Procida, wo das nüchterne Grabdenkmal und eine moderne Büſte des Verſtorbenen, letztere aus der Zeit Pius IX., den Fremden gezeigt und vielleicht von manchen bewundert werden. Auch eine pompöſe Grabſchrift hat man damals verfaßt, und das Denkmal nennt als Urheber den berühmten Marcantonio Colonna, den Sieger von Lepanto, aber ſie atmet den Geiſt der Zeit und läßt doppelt ſchmerzlich die urſprüngliche vermiſſen. Es ſcheint, als ob die geiſtige Größe Gregors ſeinen ſpäten Nachfolgern ein heimliches Grauen erregt habe, denn keiner derſelben hat daran gedacht, die Überreſte dieſes größten aller Päpſte aus dem Exil zu erlöſen und in den St. Peter zu verſetzen, ein Gedanke, der doch Urban VIII. nahe gelegen haben mußte, als er die Gebeine der großen Gräfin aus Mantua dahin bringen und jenes Ehrendenkmal errichten ließ, das heut dort zu ſehen iſt.

Vielleicht iſt es gut, daß die Sache unterblieb, denn der einzige Künſtler, der würdig geweſen wäre, das Grabdenkmal eines Gregor zu ſchaffen, Michelangelo, war nicht mehr unter den Lebenden, als man die Gebeine auffand, und ein Bernini wäre einem ſolchen Werke nicht gewachſen geweſen.

Wenn die Weltgeſchichte darüber zu entſcheiden hätte, wo die Ehrendenkmäler großer Männer ihren Platz haben ſollen, ſo würde ſie meines Erachtens für Gregor VII. das Hadriansmauſoleum auswählen, die Stätte ſeines größten und letzten Erfolges und zugleich eine würdige Ruheſtätte für einen Mann von römiſch antikem Gepräge.

Nach dem Abgange Gregors und ſeines Beſchützers Robert Guiscards ſcheint die Weltbühne völlig leer zu bleiben und beginnt ſich, wie Gregorovius treffend ſagt, nur zögernd mit kleinen Figuren wieder zu füllen. Wir eilen an ihnen vorrüber und halten erſt bei der imponierenden Geſtalt Barbaroſſas verweilend an, weil wir bei der Kaiſerkrönung dieſes gewaltigen Hohenſtaufen in dem Dunkel einer Kerkerzelle der Engelsburg die Umriſſe eines Mannes bemerken, der dazu beſtimmt war, die bevorſtehende Ceremonie durch die düſtere Glut des Holzſtoßes zu beleuchten, auf dem ſein Körper ad majorem dei gloriam verbrannt wurde.

Man würde dem Zeitalter Unrecht thun, das Arnold von Brescia hervorgebracht hat, wollte man die Ideen, für die er kämpfte und ſtarb, auf ſeine Perſon allein zurückführen. Aber ſein unbeſtrittenes Verdienſt beſteht in dem glorreichen Verſuch, dieſe Ideen praktiſch verwirklicht und in das politiſche Leben eingeführt zu haben. Arnold iſt der früheſte Vertreter bürgerlicher Freiheitsbeſtrebungen, er beſtritt unbedingt die Berechtigung der geiſtlichen Gewalt zu weltlichem Beſitz und politiſcher Macht. Sein Verhängnis war, daß er Rom zur Bühne ſeiner Wirkſamkeit wählte. Dort hat er zehn Jahre lang als Redner, Prophet, Staatsmann und Geſetzgeber eine unumſchränkte Gewalt ausgeübt, kein Papſt hat in dieſer Epoche gewagt, Hoheitsrechte über die Stadt zu beanſpruchen. Hadrian IV. ſprach das Interdikt über die Stadt aus, und die Römer haben zwei Jahre lang auch dieſem Schrecknis getrotzt. Da erſchien Barbaroſſa, und Arnold, gezwungen, Partei zu ergreifen, ſprach ſich mit Entſchiedenheit für die Obergewalt des Kaiſers aus.

Die Auslieferung Arnolds an die päpſtlichen Henker wirft einen dunklen Schatten auf das Andenken des großen Hohenſtaufen, der von der Bedeutung dieſes Mannes damals noch keine Ahnung hatte und mit unendlicher Verachtung auf die Anmaßung der Römer herabſchaute, die ihn aufgefordert hatten, die Kaiſerkrone nicht von dem Papſte, ſondern von dem römiſchen Volke anzunehmen. Zwanzig Jahre ſpäter hatte ſich die Meinung des Kaiſers über die Bedeutung republikaniſcher Gemeinweſen völlig geändert, und ſo kann man die Frage aufwerfen, ob die Entwickelung der abendländiſchen Welt ſich weſentlich anders geſtaltet haben würde, wenn Friedrich ſich damals für die Stadt Rom und gegen den Papſt entſchieden hätte. Die Antwort hierauf erteilt die Weltgeſchichte ſelbſt, indem ſie uns zeigt, wie noch zweihundert Jahre ſpäter ein deutſcher König, der ſich auf die Wahl des römiſchen Volkes ſtützte, vollkommen Schiffbruch erlitt und ſich ſpäter gezwungen ſah, ſeine mannhafte That für eine ſtrafbare Anmaßung zu erklären.

Dieſe hiſtoriſche Betrachtung mag unſere Bewunderung für die Perſönlichkeit eines Mannes vom Schlage Arnolds ſteigern, aber ſie macht es begreiflich, daß ſeine Laufbahn

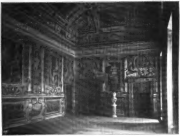


Abb. 3. Die Sala di Conſiglio.

auf dem Scheiterhaufen endigte. Er iſt der erſte Märtyrer des Mittelalters für politiſche Freiheitsideale, und es iſt bezeichnend, daß der Schauplatz dieſes erſten Brandopfers die Stadt Rom war. —

Wir können an zwei Jahrhunderten vorübereilen und uns in jene Zeiten verſetzen, da das chriſtliche Abendland durch das große Schisma der Kirche in zwei Lager geſpalten war und in Rom ſich zwei Päpſte mit geiſtlichen und weltlichen Waffen bekämpften. Dieſer Konflikt ſollte für das Grabmonument der Cäſaren verhängnisvoll ſein. Das römiſche Volk, erbittert über den hartnäckigen Widerſtand, den die Partei des Gegenpapſtes in dem Kaſtell leiſtete, ſtürzte ſich voller Wut auf dasſelbe, nachdem die Beſatzung endlich abgezogen war, und begann das Zerſtörungswerk. Die herrliche Marmorbekleidung, die bisher allen Unbilden der Zeit und der Menſchen getrotzt und zwölfhundert Jahre lang eine Zierde Roms gebildet hatte, fiel in dieſen Tagen blinder Parteileidenſchaft zum Opfer. Die Trümmerſtücke bedeckten viele Jahre den Boden am Tiberufer. Die brutale Wut der verblendeten Römer würde damals jede Spur des berühmten Grabmonuments vom Boden weggefegt haben, allein alle Zerſtörungsverſuche ſcheiterten an der unüberwindlichen Feſtigkeit der Peperinmaſſe, die den Kern des Bauwerks bildete und die Grabkammer der Cäſaren umſchloß. Die Widerſtandskraft altrömiſcher Monumentalbauten ſcheint mit dem Verlauf der Jahrtauſende zu wachſen und iſt in Wahrheit ſtaunenswert.

Der ſeiner prächtigen Hülle beraubte Torſo des Mauſoleums blieb zwanzig Jahre lang in dieſer entwürdigenden Blöße den unwilligen oder gleichgültigen Blicken der Römer ausgeſtellt, aber wir vernehmen keine Klageſtimme aus jener Zeit über die Barbarei der entarteten Epigonen, die ſich nicht ſcheuten, ein Werk zu entſtellen, das weder Goten noch Vandalen angetaſtet hatten.

Seit dem Tode Petrarcas, der fünf Jahre vor dieſer Kataſtrophe ſtarb, gab es eben keine Italiener mehr, deren Herzen in edler Begeiſterung für die Herrlichkeit der antiken Welt geſchlagen hätten.

Die Chroniſten motivieren den Zerſtörungsakt damit, daß ſie uns von den

Digitized by Google

Verwüſtungen berichten, die das Geſchützfeuer aus dem Kaſtell in der Stadt und dem Borgo angerichtet hatte.

Das Zuſammentreffen iſt bemerkenswert. Das Mittelalter verſinkt unter dem Donner der Geſchütze, der zum erſtenmal in Rom vernommen wird und den Anbruch einer neuen Epoche verkündigt; die letzte That des ſcheidenden Weltalters iſt die Zertrümmerung eines Monumentalbaues, der aus römiſcher Weltherrlichkeit ſtammte und zwölf Jahrhunderte vorüberziehen ſah.

Das neue Zeitalter huldigt anderen Zielen und wird durch andere Kräfte bewegt; nicht einheitliche große Ideen beherrſchen fortan die Welt, die herangereiften Nationen Europas ſondern ſich ab, der gewaltige Widerſtreit zwiſchen königlicher und prieſterlicher Gewalt tritt in den Hintergrund der Weltbühne zurück, und damit verliert die ewige Stadt ihre centripetale Anziehungskraft; andere Weltcentren zwingen die Ereigniſſe in ihre Bahnen, und das Nebeneinander gleichzeitiger Vorgänge bedingt fortgeſetzten Scenenwechſel.

Bei ſo veränderter Lage mußte auch die welthiſtoriſche Bedeutung unſeres Monuments ſich mindern, und der Verfaſſer könnte ſein Referat über die Schickſale desſelben hier abſchließen, weil die Wandlungen, über die noch zu berichten iſt, auf welthiſtoriſche Bedeutung keinen Anſpruch mehr erheben dürfen.

Dennoch möchte er die Feder nicht aus der Hand legen, ohne der Erinnerung an einige Perſönlichkeiten gerecht geworden zu ſein, die durch ihre Handlungen, ihre Leiden und ihre Verbrechen die Bewunderung, die Teilnahme oder den Abſcheu der Menſchheit geweckt haben und deren Schatten noch heute über dem ehrwürdigen Kaiſergrabe zu ſchweben ſcheinen.

Während des ganzen XV. und der erſten Hälfte des folgenden Jahrhunderts, in welcher Zeitepoche die Menſchheit auf allen geiſtigen und künſtleriſchen Gebieten zu einer ungeahnten Höhe emporſtieg, haben ſich die Päpſte ſeit Beilegung der großen Kirchenſpaltung, mit kluger Erkenntnis des Zeitgeiſtes, an die Spitze der Bewegung geſtellt. Es iſt die heidniſche Periode des Papſttums, die Männer, die auf dem Stuhl Petri ſitzen, ſind Renaiſſancefiguren in des des Wortes verwegenſter Bedeutung, königliche Geſtalten, deren weltliche Neigungen und Leidenſchaften von den Papſtgewändern ſchlecht verhüllt werden und deren koſtſpielige Bedürfniſſe ſowie ihr ganzes Verhalten in ſittlicher Beziehung endlich den gereiften öffentlichen Geiſt zum Widerſtand herausgefordert haben, wodurch dann die Einheit der Kirche zerſtört worden iſt.

Zu keiner Zeit und in keinem Lande der Welt war das Leben des Individuums reicher an Genuß, aber auch an Gefahren, als in der Epoche der Renaiſſance in Italien, darum ſind die Menſchen damals wahre Titanen des Wagens und des Genießens geweſen, deren ſchrankenloſer Egoismus ſich über jedes ſittliche Bedenken hinwegſetzt.

Wir können den Beginn dieſer Epoche von einem Vorgang datieren, der ſich im Angeſicht der Engelsburg im Jahre 1440 ereignete und für die Denkungsart der handelnden Perſonen charakteriſtiſch iſt.

Papſt Eugen IV. ließ im neunten Jahre ſeines Pontifikats auf der Äliſchen Brücke den Mann verräteriſch niederhauen und dann in der Engelsburg an Gift ſterben, dem er die Unterwerfung Roms und des Kirchenſtaats verdankte. Dieſer Mann war päpſtlicher Feldhauptmann, Kardinal und Patriarch von Alexandria, denn dieſe Würden hatte der dankbare Eugen auf Johann Vitelleschi von Corneto gehäuſt, um dann den Einflüſterungen der Florentiner Gehör zu geben, die den gewaltthätigen Mann des Strebens nach einer ſelbſtändigen Herrſchaft verdächtigten. Bezeichnend iſt die Klarheit der Auffaſſung ſeiner Lage, die Vitelleschi, als man ihn verwundet in die Engelsburg geſchleppt hatte, mit folgenden Worten kennzeichnete: „Ich ſterbe, aber nicht an meinen Wunden, ſondern an Gift, denn einen Mann, der geleiſtet hat, was ich geleiſtet habe, durfte man nicht verhaften; wenn man es aber that, ſo darf man ihn nicht am Leben laſſen.“ So endete dieſer italieniſche Wallenſtein des XV. Jahrhunderts, der Vorgang in der Engelsburg aber — erinnert ſelbſt in ſeinen Einzelheiten an die bekannte Scene im Schloß zu Eger.

Der Nachfolger Eugens IV. war Nikolaus V.; in ihm hat der Humanismus ſelbſt den päpſtlichen Stuhl beſtiegen. Seine ungeheuren Baupläne, die ein halbes Jahrhundert ſpäter Julius II. in verringertem Umfange wieder aufgenommen hat, faßten eine völlige Umgeſtaltung Roms ins Auge. Sein früher Tod und die wachſende Türkengefahr haben dieſe rieſenhaften Entwürfe nicht zur Ausführung gelangen laſſen. Der Ausbau der Engelsburg, der wirklich ſtattfand, legt für die Großartigkeit ſeines Bauſinnes Zeugnis ab

Auch die Engelsfigur über der Kapelle hat dieſer Papſt erneuern laſſen, und dieſe Marmorſtatue mit goldenen Flügeln ſah auf die letzte Kaiſerkrönung herab, die in Rom vollzogen worden iſt, faſt genau ein halbes Jahrtauſend nach jener verhängnisvollen Ceremonie vom Jahre 962. Seit dem Untergang der Hohenſtaufen war die welthiſtoriſche Bedeutung des Imperiums geſunken, und in der Mitte des XV. Jahrhunderts erſcheint der Kaiſer Friedrich III. in Italien, nur wie eine mit Flittergold gekrönte Puppe, deren ſich die italieniſchen Fürſten bedienen, um ihre reale Macht mit pomphaften Titeln verzieren zu laſſen, ein unwürdiges und für Deutſchland beſchämendes Schauſpiel. Nur ein Jahr ſpäter fällt die Hauptſtadt des Oſtens in die Hände der Osmanen, ohne daß die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit auch nur den Verſuch machen, dieſem Verluſt vorzubeugen, durch den ſich Europa fortan für zwei Jahrhunderte von der Türkengefahr bedroht ſieht (Abb. 1).

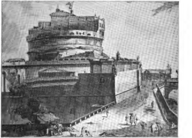


Abb. 4. Die Engelsburg im XVIII. Jahrhundert. Stich von Montagna.

Im Jahre 1492 beſtieg Rodrigo Borgia als Alexander VI. den päpſtlichen Stuhl; ſein elf Jahre dauerndes Pontifikat iſt eine der merkwürdigſten Epochen der Weltgeſchichte. Wenn die Gegenwart nach vier Jahrhunderten angeſtrengter Kulturarbeit Erſcheinungen wie die Borgia als notwendige Erzeugniſſe ihres Zeitalters auffaßt und dieſem die größere Hälfte ihrer Verſchuldungen zuwälzt, ſo urteilten die Zeitgenoſſen anders. Sie haben Männern vom Schlage Alexanders VI. und Ceſares ſogar mit einer Empfindung gegenüber geſtanden, die zwiſchen Abſcheu und heimlicher Bewunderung ſchwankte. Die Figur Ceſares in der Engelsburg, inmitten von Kerkerzellen, in denen ſeine Schlachtopfer ſchmachteten, erſcheint uns wie eine Ausgeburt der Hölle, weil wir in Betracht

Digitized by Google

ziehen, daß es der Sohn des Papſtes war, der kraft dieſer mehr als illegitimen Geburt ſeine Machtſtellung erlangt hatte, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß in dem Italien der Renaiſſance alles illegitim war und ausſchließlich die Leiſtungsfähigkeit des Individuums in Betracht gezogen wurde.

Es iſt trotz emſiger Forſchungen nicht gelungen, feſtzuſtellen, wie viele Opfer der teufliſchen Politik der Borgia die Engelsburg beherbergt hat.

Die Proſkriptionen der Triumvirn im alten Rom, die Frevelthaten der Imperatoren, die Maſſenmorde der Senatoren durch die Schwerter der Prätorianer, alle dieſe Greuel werden im Gedächtniſſe der Menſchen fortleben, doch ſie ſind untrennbar von der Vorſtellung des römiſchen Weltreichs; die Miſſethaten der Borgia aber entbehren dieſes majeſtätiſchen Hintergrundes, ſie erregen nur Ekel und Widerwillen, weil ſie als die Ausſchreitungen von Briganten erſcheinen, denen das Patrimonium Petri zur Plünderung zugefallen iſt und die ein kleines Königreich auf demſelben Boden zuſammenrauben wollen, auf dem einſt die Gebieter der Welt gewandelt hatten.

An dem Namen Borgia haftet der Fluch der Kirche, deren Spaltung durch ihr Regiment vorbereitet wurde, und der Fluch Italiens, das durch ihre Politik den fremden Invaſionen anheimfiel, aber ein verſöhnender Schimmer fällt auf dieſe Gewaltmenſchen durch ihr Verhältnis zu den großen Künſtlern der Renaiſſance, deren Zeitgenoſſen zu ſein, ſie von der Vorſehung gewürdigt waren. Auch die Engelsburg hat damals eine großartige Umgeſtaltung erfahren, die von dem Monumentalſinn und dem Kunſtverſtändnis der Borgia Zeugnis ablegt (Abb. 3).

Unter dem kriegeriſchen Pontifikat Julius' II. iſt dann jene herrliche Loggia über dem Eingang entſtanden, die noch jetzt exiſtiert. Sie iſt wahrſcheinlich ein Werk des berühmten Bramante.

Im Jahre 1513 beſtieg der mediceiſche Geiſt in Leo X. den päpſtlichen Stuhl. Seine Beziehungen zur Engelsburg ſind bezeichnend für das Weſen dieſes Papſtes. Seine leidenſchaftliche Vorliebe für Theatervorſtellungen, deren Inhalt nicht gerade zu der Stellung eines Kirchenoberhauptes paßte, iſt die Veranlaſſung zur Herrichtung einer Schaubühne in der Engelsburg geworden, die nach Angabe des ferrareſiſchen Geſandten zweitauſend Perſonen faſſen konnte. Es iſt ſchwer zu begreifen, wo ſich der Platz für eine ſolche Anlage innerhalb des Kaſtelles gefunden haben ſollte, und es ſpricht die Wahrſcheinlichkeit für die oberſte Plattform, die ſich allerdings vorzüglich für einen ſolchen Zweck eignen mochte. Wir beſitzen einen intereſſanten Bericht über eine Vorſtellung, die dort an einem Sonntage des Jahres 1519 ſtattfand. Man gab eine Komödie des Arioſt, deren mehr als gewagter Inhalt die blaſierten Nerven der erlauchten Verſammlung kitzeln mochte; der Papſt ſelbſt empfing die Gäſte und kontrollierte perſönlich die Einladungskarten, damit kein Uneingeweihter ſich einſchleiche, denn ſchon begann man allzu kecke Herausforderungen der öffentlichen Meinung zu ſcheuen; die merkwürdigſte Perſönlichkeit aber, der wir bei dieſem Anlaß begegnen, iſt Raphael. Er hatte die Herrichtung der proviſoriſchen Bühne ſowie die Regie übernommen und die Dekorationen durch ſeine Schüler malen laſſen. Dieſe Theatervorſtellung, bei der Arioſt den Text gedichtet, Raphael als Dekorateur und Regiſſeur wirkt und Leo X. dem Auditorium präſidiert, iſt ſelbſt ein Schauſpiel, welches uns die Hochrenaiſſance in einem glänzenden Bilde vor Augen führt. Es iſt die Abſchiedsvorſtellung, der wir beigewohnt haben; kaum zwei Jahre ſpäter ſind die beiden Hauptakteurs von der Weltbühne verſchwunden, und auf derſelben iſt die drohende Geſtalt jenes Auguſtinermönches ſichtbar geworden, der vor Kaiſer und Reich die Abwendung des deutſchen Volkes von der römiſchen Kirche verkündigt.

Der Sacco di Roma vom Jahre 1527 erſcheint in der That wie ein göttliches Strafgericht über das Babel der Chriſtenheit, deſſen Sündenregiſter ſo angewachſen war, daß es die Langmut des Himmels erſchöpft hatte.

Wieder erblicken wir einen Papſt als Belagerten in dem Grabmal der Cäſaren, wie vor einem halben Jahrtauſend den gewaltigen Gregor, aber welch unermeßlicher Abſtand zwiſchen dieſem und dem ſchwachen Intriganten Medici, der jetzt auf dem päpſtlichen Throne ſaß und ſich vor den beutegierigen Banden ſpaniſcher Söldner und deutſcher Landsknechte zitternd in die Engelsburg geflüchtet hat. Clemens VII. vertrat nicht wie Gregor VII. ein erhabenes Princip, das in der geiſtlichen Weltherrſchaft gipfelte, ſondern nur in die kläglichen Anſprüche des Papſttums auf eine politiſche Machtſtellung in Italien. Mitten hinein in den gewaltigen Kampf Karls V. und Franz' I. um die Vorherrſchaft im Abendlande geſtellt, ſah ſich der ränkevolle Medici plötzlich der Rache des unklug herausgeforderten Kaiſers ſchutzlos preisgegeben, der die Züchtigung des verhaßten Papſtes durch kaiſerliche Truppen ruhig geſchehen ließ.

Die Kataſtrophe Roms im Jahre 1527 bezeichnet einen weltgeſchichtlichen Wendepunkt, und ſie wird darum für alle Zeit denkwürdig bleiben. Sie ſchließt die hochbeutende Epoche der Renaiſſance mit einem grandioſen, aber ſchauerlichen Finale ab und eröffnet das ernſte und vergleichsweiſe nüchterne Zeitalter der Reformation. Welche Gegenſätze: die heitere Daſeinsluſt der italieniſchen Renaiſſance und die ſtrengen Mienen der deutſchen und ſchweizer Reformatoren, die Genußfreudigkeit eines Leo mit ſeiner Umgebung von Künſtlern, Sängern und Spaßmachern und die abgemeſſene Hof-Cádence des neuen ſpaniſchen Weltherrſchers, die heidniſche Unbefangenheit der Humaniſten und die bibliſche Strenge der Calviniſten und Lutheraner.

In welch entſetzlichen Zuſtand die Stadt Rom geraten war, nachdem zu Verwüſtung, Brandſtiftung, Plünderung und allen Schreckniſſen einer achtmonatlichen Occupation durch zuchtloſe Söldnerbanden auch noch die gewöhnliche Begleiterin ſolcher Zuſtände, die Peſt, hinzugetreten war, erhellt aus dem Umſtande, daß noch drei Jahre ſpäter die Kaiſerkrönung des neuen Weltherrſchers in Bologna ſtattfand, weil Kaiſer und Papſt ſich ſcheuten, Rom zum Schauplatz dieſer Feier zu machen, nachdem die Stadt ſoeben durch den Streit der beiden Oberhäupter der Chriſtenheit zu einer Stätte der Verwüſtung geworden war.

Erſt viel ſpäter unter dem Pontifikat Pauls III. hat Kaiſer Karl V. die ewige Stadt betreten unter dem Geſchützſalut der Engelsburg, denn zu ſolchen harmloſen Ehrenbezeugungen wurde die furchtbare Armierung des Kaſtells fortan benützt.

Der erwähnte Papſt Paul III., ein pracht- und kunſtliebender Farneſe, hat dem Kaſtell ſeine letzte innere Ausſtattung gegeben. Unter ſeinem langen Pontifikat erlebten die ſchönen Künſte eine Art von Nachblüte, die auch unſerem Kaſtell zugute kam. Die durch den Blitz getroffene Engelsfigur ward durch eine andere erſetzt, die von Raffaello da Montelupo, dem Schüler Michel Angelos, verfertigt war. An der Dekoration der päpſtlichen Gemächer arbeiteten Sermonete und Perin del Vaga.

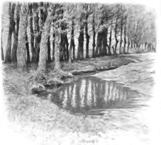
Die Abbildung zeigt die von dieſen Künſtlern ausgeführten Arbeiten, die noch heute die Gewölbe und Wände der Sala di Conſiglio zieren.

Das letzte Jahr des XVI. Jahrhunderts hat der Engelsburg eine Gefangene zugeführt, deren tragiſches Geſchick weltbekannt iſt und durch das Meiſterwerk Guido Renis die Teilnahme ungezählter Millionen erregt hat. Am 11. September 1599, alſo vor genau 300 Jahren, fielen auf der Piazza St. Angelo die Häupter der Beatrice Cenci und ihrer Stiefmutter Lucrezia als Opfer einer dunklen Familientragödie, die in dem bekannten Drama Shelleys eine ergreifende Darſtellung gefunden hat. Noch heute zeigt man die dunkle und feuchte Zelle, in der die jugendlich ſchöne Beatrice viele Monate gefangen gehalten wurde. Ihre Überreſte ruhen unter einer Steinplatte drüben in St. Pietro in Montorio neben dem Tempietto, den hundert Jahre früher Bramantes Meiſterhand errichtet hatte. Alljährlich an ihrem Todestage ſieht man ganze Scharen dorthin pilgern, um das Grab der unglücklichen Beatrice mit Blumen zu zieren, ein ſchönes Zeugnis von der Beſtändigkeit der Sympathie des Volkes für die ihm teuren Toten, desſelben Volkes, das die Lebenden ſo oft verkannt und mit ungerechten Haſſe verfolgt hat.

Wir eilen an den drei Jahrhunderten der modernen Zeit vorüber, denn weder die Umgeſtaltung der Engelsburg durch Urban VIII. noch die zahlreichen Gefangenen, die das Kaſtell beherbergte, können unſer Intereſſe wecken. Es genüge die Bemerkung, daß die Engelsburg in dem Augenblick ihre Vollendung als Feſtung erlangt hat, von welchem ab ſie niemals mehr wirklich bedroht worden iſt. Das Papſttum hat bis zu den Revolutionsſtürmen in der Mitte unſeres Jahrhunderts ein unangefochtenes, aber auch völlig bedeutungsloſes Daſein geführt. Erſt die Ereigniſſe des Jahres 1870 und die Perſönlichkeit des gegenwärtigen Papſtes haben die Stellung Roms als geiſtliche Weltmacht, trotz, oder richtiger geſagt, dank des Verluſtes der weltlichen Herrſchaft, wiederum zu einer ungeahnten Höhe emporgehoben.

Am 20. September 1870 wehte die päpſtliche Fahne zum letztenmal auf der Plattform der Engelsburg; ſie ward herabgeholt, und an ihrer Stelle ſtieg zum erſtenmal das Banner des geeinigten Italiens empor.

Mit dieſer letzten, in Wahrheit welthiſtoriſchen Wandlung, die im urſächlichen Zuſammenhange mit der Niederwerfung der franzöſiſchen Schutzmacht des Papſtes durch die deutſchen Waffen ſteht, mögen dieſe Blätter ihren Abſchluß finden.



Zeichnung von A. Wagner.

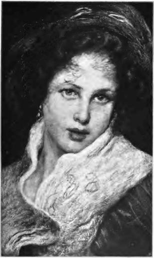
Unruhige Stunde.

Von Hans Bethge.

Nachts über die Wieſen, die Erlen entlang,
Geht ein Geſang, geht ein Geſang,
Der iſt wie ſtilles Weinen.
Der iſt wie ein tiefes Klagegedicht,
Das aus dem ärmſten Herzen bricht, —
Armes Herze, was weinſt du ſo?

Die Nebel ziehn übers blaſſe Land.
Was wird mir die Stunde ſo wohlbekannt
Und die fernen, verlorenen Töne?
Was ſchlägt meine Bruſt ſo lauten Schlag?
Die Nacht iſt lang. Kurz iſt der Tag.
Armes Herze, was weinſt du ſo?

Digitized by Google



Junge Italienerin. Nach dem Gemälde von Angelo Dall' Oca Bianca

Digitized by Google

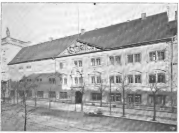


Abb. 1. Faſſade des alten Marſtalls in der Breitenſtraße.

Aus dem Marſtall des deutſchen Kaiſers.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit siebenundzwanzig Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Carl Koch und Photographien von M. Arnheim und anderen.

(Abdruck verboten.)

Als der Große Kurfürſt das Erbe ſeiner Väter übernahm, fand er die Schweſterſtädte Berlin und Kölln in arger baulicher Vernachläſſigung vor. Der dreißigjährige Krieg hatte geſtürzt und verwüſtet — nun galt es, aus den Trümmern eine neue Reſidenz zu ſchaffen. Im Auguſt 1665 brannte der „kurfürſtliche Stall“ nieder. Er war baulich nicht viel wert geweſen; aber der Brand hatte dem Kurfürſten einunddreißig edle Roſſe und eine koſtbare Sammlung von Waffen und Altertümern vernichtet. Als Erbauer des neuen Stalls wählte Friedrich Wilhelm den Rotterdamer Michael Matthias Smids. Berlin ſtand dazumal unter oraniſcher Kultur, die Mark im Zeichen Hollands. Smids war kein Genie wie ſein Landsmann Nering, war aber ein tüchtiger Arbeiter, und unvergeſſen ſoll es ihm ſein, daß er die erſten brandenburgiſchen Schiffsbauplätze anlegte und die Kugeln goß, die Frankreich und Schweden ins Herz treffen ſollten. Sein Marſtallbau in der Breitenſtraße ſteht noch heute (Abb. 1), kenntlich an der gewaltigen Pferdegruppe im Giebel und an dem Reliefporträt des wackeren Smids, ein Haus von kräftiger Architektur. Auch die niedergebrannte „Rüſtkammer“ ließ der Große Kurfürſt hier neu erſtehen; ſie lag im Geſchoß über den Ställen, und die Chroniſten erzählen, daß hier „allerhand Tournier-Küraſſe, ſo Roß und Reiter decken“ im Verein mit türkiſchen, chineſiſchen und anderen fremdländiſchen Waffen aufbewahrt wurden. Dazu kamen verſchiedenerlei Kurioſitäten wie die Richtſchwerter, mit denen die Grafen Hardeck und Schaffgotſch gerichtet worden, die angeblichen Waffen König Widukinds, die Piſtolen Wallenſteins, der ausgeſtopfte Schimmel von Fehrbellin, Kurhut und Kurſzepter und dergl. mehr: es war alſo das erſte Muſeum Berlins.

Mit dem Marſtall war das daneben liegende Haus vereinigt worden. Es gehörte dem ſpäteren Kommandanten von Spandau, Herrn Hans Georg von Ribbeck, der es nach ſeiner Vermählung mit Eva Katharina Brand von Lindau (Schwebel ſagt, ſie ſei eine geborene von Bröſigke geweſen) hatte erbauen laſſen: ein ſchöner Renaiſſancepalaſt mit wappengeſchmücktem Portal und maleriſcher Anordnung der mit Voluten, Kugeln und Spitzſäulen gezierten Giebel. Auch dieſes Haus, in dem bis 1736 das Ober-Appellationsgericht und ſpäter die gefürchtete Ober-Rechnungskammer tagte, ſteht noch.

Hinter den beiden Gebäuden, mit der Front nach dem Schloßplatz zu, erhob ſich ehemals das Palais des Grafen Schlick-Baſſano, den Kurfürſt Joachim Friedrich in Dresden kennen lernte und 1584 in ſeine Dienſte nahm. Graf Schlick ließ ſich 1604 auf dem ihm vom Kurfürſten geſchenkten Terrain ſeinen Palaſt errichten. Als König Friedrich I. neben dem alten Marſtall in der Breitenſtraße auch der neue nicht mehr genügte, den Nering um 1690 Unter den Linden erbaut hatte und der ſpäter Sitz der Akademie wurde, erwarb er das Schlickſche Palais, ließ es niederreißen und an ſeiner Stelle in Verbindung mit den Stallgebäuden in der Breitenſtraße einen Neubau aufführen, deſſen Front nach der Spreeſeite lag. Hier ſtand eine Reihe alter, ſchattiger Bäume, die nach dem Waſſer zu durch ein Gitter abgeſchloſſen wurden, während an der dem Schloßplatze zugewandten Seitenfront des Stalls ſich Verkaufsbuden bis faſt an die Lange Brücke heran erhoben. Eine dieſer Holzbuden gehörte dem Kürſchner Rößler, einem Nürnberger, den Friedrich der Große zum Hofkürſchner ernannte und dem er erlaubte, ſich hier ein ſteinernes Haus zu bauen. In der Folge wurden auch die übrigen Buden abgeriſſen und durch Häuſer erſetzt, die dem Schloßplatz wenig zur Zierde gereichten.

Dem Kunſtſinn unſeres Kaiſers iſt es zu danken, daß endlich eine Änderung des Straßenbildes eintrat: 1895 faßte der kaiſerliche Herr den Entſchluß, dieſe Häuſerreihe und den dahinter liegenden Teil des von Friedrich I. errichteten Marſtalls abbrechen und dafür ein neues monumentales Gebäude in architektoniſchem Anſchluß an ſeine Umgebung ſetzen zu laſſen. Die Abbrucharbeiten begannen ſchon im nächſten

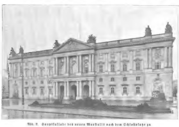


Abb. 9. Hauptfaſſade des neuen Marſtalls nach dem Schloßplatze zu

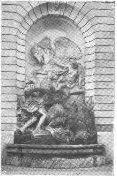


Abb. 8. Perſeus und Andromeda.
Wandbrunnen an der Hauptfaſſade von Otto Leſſing.

Jahre, und unter Ihnes Leitung wurde der Neubau 1900 vollendet (Abb. 2).

Erhalten geblieben iſt, wie erwähnt, nur der Marſtall des Großen Kurfürſten und das Ribbeckſche Haus. Beide ſind von großer architektoniſcher Schönheit und haben eine intereſſante Geſchichte. Der Saal über der alten Reitbahn wurde 1672 den durch Ludwig XIV. vertriebenen Hugenotten zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes zur Verfügung geſtellt. Später wurden an gleicher Stelle Theatervorſtellungen, Hoffeſtlichkeiten und Mummenſchänze gegeben. Als ſich am 1. Juni 1700 der Erbprinz Friedrich Karl von Heſſen-Kaſſel mit der Prinzeſſin Luiſe Dorothea von Brandenburg vermählte, wurde hier die Oper „La Festa del Hymeneo" aufgeführt, an der ſich die königlichen Prinzen und zahlreiche Damen und Kavaliere des Hofes beteiligten. Auch bei Gelegenheit der Vermählung des Kronprinzen im Dezember 1706 fand in dem „Saal über dem Reitſtall" eine große Feſtlichkeit ſtatt, bei der das Beſſerſche Singſpiel „Der Sieg der Schönheit über die Helden" zur Darſtellung kam. Die „Festa del Hymeneo", deren Text vom Abbate Mauro und deren Muſik von Attilio Arioſti, dem Kapellmeiſter der Königin, und dem jüngeren Rieck ſtammte, fand eine ſo enthuſiaſtiſche Aufnahme, daß die Oper mehrfach wiederholt werden mußte. Freilich nur vor dem Hofe; di Scio, Veltheim und de Rocher mit ſeiner franzöſiſchen Truppe mußten im Rathauſe oder im Hofe eines Hauſes der Poſtſtraße ihre Komödie ſpielen.

Die Hauptfaſſade des neuen Marſtalls wendet ſich nicht mehr der Spree oder der Breitenſtraße, ſondern naturgemäß dem Schloßplatze zu. Schlicht und vornehm baut dieſe Front ſich auf, mit acht Säulenparen im Riſalit, die das mit Fahnen und dem preußiſchen Adler geſchmückte Giebelfeld tragen. Die Höhe des Baus krönt eine Galerie; an den Ecken des mittleren Vorbaues erheben ſich Pferdebändigergruppen, an den Hausecken antike Kriegergeſtalten in ſoldatiſchem Schmuck und mit Waffentrophäen. Die einfache Gliederung der Sandſteinfaſſade wird durch zwei von Otto Leſſing modellierte Wandbrunnen unterbrochen, die in den Niſchen zu beiden Seiten des Hauptportals Aufſtellung gefunden haben. In der einen Niſche ſehen wir eine Prometheusgruppe: den an den Felſen geſchmiedeten Lichtbringer der Menſchheit, in raſender Qual die Muskeln ſtreckend, um dem Adler zu wehren, der die Fänge in

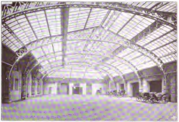


Abb. 4. Lichthof im Königlichen Marſtall.

ſeine Bruſt ſchlagen will; darunter die Roſſe des Neptun und zwiſchen ihren Häuptern auftauchend die Okeaniden. Waſſerſtrahlen ſprühen aus den Nüſtern der Roſſe und aus den Felsſpalten hervor. Die zweite Niſche (Abb. 3) zeigt Perſeus und Andromeda: den Helden mit dem Meduſaſchild im Kampfe wider den waſſerſpeienden Drachen, dahinter Andromeda mit dem Pegaſus. Ich will nicht ſagen, daß die Bildwerke von Schlüterſcher Größe ſind. Aber in ſeiner Geſamtheit paßt ſich die Faſſade doch glücklich den Prachtbauten der Schlüterſchen Epoche an.

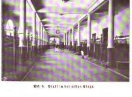


Abb. 5. Stall in der erſten Etage.

Ähnlich gehalten iſt die Waſſerfront des Marſtalls. Den ſäulengetragenen Mittelbau überragt eine Attika, auf der Neptun mit ſeinem Meeresgeſpann dargeſtellt iſt. Die Giebel flankieren rechts und links wiederum Gruppen von Pferdebändigern, während in den Giebelfeldern der Eckriſaliten das preußiſche Wappen inmitten von Waffen und Fahnen angebracht iſt.

Prunklos, doch in vornehmen Verhältniſſen und höchſt zweckentſprechend iſt auch die innere Einrichtung des Marſtalls

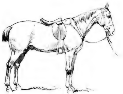


Abb. 6. Kurfürſt. Jagdpferd des Kaiſers.
(In Paläſtina geritten.)

angelegt worden. Wir treten zunächſt in eine weite, hochgewölbte Halle, den Lichthof (Abb. 4), ein Wunder moderner Eiſenkonſtruktion. Eine einzige Handhabung vermag das ungeheure Glasdach zu öffnen und der freien Luft Zutritt zu ſchaffen. Vom Lichthofe aus führt ein mächtiger Fahrſtuhl durch alle Etagen, beſonders in die Wagenremiſen. Die Wagen, die benutzt werden ſollen, werden in den Aufzug geſchoben, und dann genügt ein Hebeldruck, um ſie in den Hof zu befördern. Der Lichthof kann ſelbſtverſtändlich, wie alle Räume des Marſtalls, elektriſch erleuchtet werden.

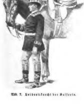


Abb. 7. Leibreitknecht der Kaiſerin.

Wir wenden uns in den nach der Spree gelegenen linken Seitenflügel. Hier befinden ſich in zwei Stockwerken übereinander die Stallungen für die kaiſerlichen Reit- und Wagenpferde, und zwar im Parterregeſchoß die Stände für die Leibpferde der Majeſtäten und die Reitpferde der kaiſerlichen Prinzen und in der oberen Etage die Boxe für die Kutſchpferde (Abb. 5). Die gleiche Einfachheit und die gleiche blendende Sauberkeit hier wie überall. Die vorherrſchende Farbe iſt ein leuchtendes Weiß. Starke Pfeiler, die das Gebälk tragen, umfaſſen je drei, durch Holzwände mit Gitterkrönung voneinander getrennte Boxe. Kein Hälmchen liegt auf dem Pflaſter des Mittelganges; Strohgeflecht ſäumt die Streu der Stände ein. Halbbogenförmige, leicht verſtellbare Fenſter ſorgen für Luft und Licht; in den Kaſſetten der Decke ſind die Globen für die elektriſche Beleuchtung angebracht. Oberhalb der Raufen ſind die Boxe gekachelt;

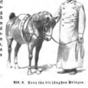


Abb. 8. Pony für die jüngſten Prinzen.

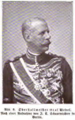


Abb. 9. Oberſtallmeiſter Graf Wedel.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

über dem Kachelfries hängen die Tafeln mit Namen und Pedigree (Stammbaum) der Pferde. Aber die Gäule ſind hier nicht die einzigen Vierfüßler. Ein paar Rattler bläffen uns an, und da wir ſie locken, krümmen ſie den Hals, verſuchen ein freundliches Wedeln mit dem Schwanzfragment und ſpringen an uns hinauf. Scheu huſcht eine dicke gelbe Katze an uns vorüber, und ein ſüßes kleines Käterchen, kohlſchwarz mit weißem Halsfleck, hat es ſich auf dem Rücken eines ſtattlichen Braunen bequem gemacht und hält Sieſta.

Der Berliner Marſtall enthält insgeſamt Stallungen für vierhundert Pferde, dazu einen Krankenſtall: ein vierundzwanzig Boxe umfaſſendes Pferdelazarett. Der Pferdebeſtand wird aus den Staatsgeſtüten ergänzt und remontiert ſich faſt ausſchließlich aus oſtpreußiſchem Material. Die Hauptgeſtüte haben alljährlich zweiundvierzig Remonten für den Marſtall zu liefern, die von dem Oberſtallmeiſter Grafen Wedel, dem Chef des Potsdamer Reitſtalls Major Plinzner und dem Stallmeiſter Riſtler ausgewählt werden. Dazu kommen ſieben Leibwagen- und drei Leibreitpferde Trakehner Herkunft. Der etwaige Mehrbedarf wird freihändig erworben, und zwar ſtellt die Hauptgeſtütsverwaltung der

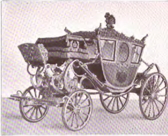


Abb. 10. Krönungswagen.

Digitized by Google

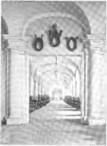


Abb. 11. Wagenhalle in der zweiten Etage.

Ober-Marſtallskaſſe für jedes fehlende Pferd hundert Friedrichsdor zur Verfügung. Aus dieſen Geldern werden auch die ungariſchen Jucker des Kaiſers gekauft, deren Beſtand ſich auf einige zwanzig beläuft, ferner die Pferde für die Dogcarts und übrigen Selbſtfahrer und die Ponies für die jüngeren Prinzen.

Während die Marſtälle in den auswärtigen Schlöſſern, in Wiesbaden, Homburg, Wilhelmshöhe, Kiel u. a., nur zu gelegentlicher Verwendung kommen, und die in Sansſouci, Charlottenburg und an ähnlichen hiſtoriſchen Stätten lediglich aus Pietätsgründen erhalten werden, teilen ſich der Potsdamer Leibreitſtall und der Berliner Königliche Marſtall in die Gebrauchspferde. Naturgemäß findet ein häufiger, faſt ein beſtändiger Austauſch und Wechſel ſtatt; im allgemeinen dient der Berliner Stall den Kutſch-, der Potsdamer den Reitpferden. Die Auswahl der Remonten für den Fahrſtall erfolgt im Frühjahr. Sie werden ſodann zur Beſichtigung durch den Kaiſer nach den Ställen des Neuen Palais gebracht und anfänglich viel im Freien gehalten. Die mit Vorſicht angerittenen Pferde werden noch unter dem Reiter allmählich an das Geſchirr gewöhnt und an der Longe dreſſiert und nach den erſten Lehrmonaten auf die „hohe Schule" nach Berlin geſchickt. Hier wird ihre Ausbildung vollendet, zunächſt an Probier- und Lehrwagen draußen vor den Thoren der Stadt, dann im Straßengewühl und auf dem Paradefelde, bei Paukenſchlag, Gewehrfeuer und dem Schnedderedbeng der Muſik. Beſondere Aufmerkſamkeit wird ſelbſtverſtändlich der Ausbildung des Leibzugs geſchenkt: den Rappenpaaren des Kaiſers und der Kaiſerin, den ungariſchen Schimmeljuckern und den Pferden, die der kaiſerliche Herr vom Dogcart aus ſelbſt zu fahren pflegt.

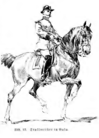


Abb. 12. Stallmeiſter in Gala.

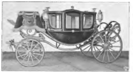


Abb. 13. Galawagen. (Hochzeitsgeſchenk Kaiſer Wilhelms I.)

Die Oberaufſicht in den Ställen führen die Wagenmeiſter, durchweg ehemalige Wachtmeiſter der Kavallerie, die gewöhnlich als Futtermeiſter ihren Dienſt im Marſtall beginnen. Von den zehn feſt angeſtellten Wagenmeiſtern ſind zwei in Potsdam thätig und ſechs in Berlin; ein neunter hat die Reparaturen an den Wagen zu kontrollieren, der zehnte die Geſchirr- und Livreekammern und die Stallutenſilien unter ſich. In dieſem ungeheuern Getriebe iſt die peinlichſte Ordnung eine Notwendigkeit. Ich ſprach ſchon von der holländiſchen Sauberkeit, die in allen Räumen herrſcht. Die Mettlacher Flieſen oberhalb der Boxe und der Meſſingbeſchlag der Trennungswände aus dunkelgebeiztem Holz, ſelbſt die weiße Emaille der Futterbehälter und das Metall der Raufen — alles das glänzt, blitzt und leuchtet. Die Pferde haben ihre beſonderen Decken für den Tag und die Nachtruhe. Die Marſtallfarbe für Decken und Wagen iſt braun, die kaiſerliche Farbe blau. Die Decken ſind nicht etwa wappengeſchmückt, ſondern nur mit einem W und einer geſchloſſenen Krone darüber verſehen. Da die Stallungen durch zwei Stockwerke gehen, ſo ſind Rampen angelegt worden, die eine bequeme Paſſage vermitteln. Im Erdgeſchoß des Stallgebäudes befinden ſich die Waſchräume und die Apotheke. Die tierärztliche Leitung des Marſtalls führt Oberroßarzt Dr. Töpper; die Hufſchmiede in der Breitenſtraße ſteht unter der Kontrolle des Roßarztes Duvinage.

Wir nehmen von den Ställen Abſchied, um den rieſigen Wagenhallen in dem nach dem Schloßplatz zu gelegenen Flügel einen Beſuch abzuſtatten. Die Mittelhalle, durch zwei Stockwerke gehend, iſt der einzige Raum des Marſtalls, der eine etwas prunkvollere Ausſtattung erfahren hat. Sie iſt im Barockſtil in hellem Weiß gehalten; von oben herab ſchwebt an goldener Guirlande eine mächtige elektriſche Krone. In der Höhe der Halle verbindet eine ringsum laufende Galerie die in der oberen Etage liegenden Kammern für die Prachtgeſchirre. Von der Mittelhalle aus erſtrecken ſich mächtige Bogengänge, klöſterlichen Kreuzgängen ähnlich, die ebenfalls zur Aufnahme von Wagen dienen und zwei Stockwerke umſpannen. Der Geſamteindruck iſt ein imponierender. Der Marſtall beherbergt ungefähr vierhundert Wagen und Schlitten, von denen ein Teil ſich freilich häufig im Neuen Palais und in Potsdam befindet. Die Wagen entſtammen, mit verſchwindenden Ausnahmen, nur deutſchen Fabriken; die Werkſtätten von Neuß, Kühlſtein und Rühl liefern die meiſten. Die Inſtandhaltung beſorgen achtzehn Beamte, die den Titel Wagenhalter führen und durchweg ge-

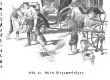


Abb. 14. Beim Wagenreinigen.

Digitized by Google

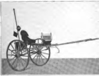


Abb. 15. Norweg-Stolkjärre Kaiſer Wilhelms II.

lernte Handwerker ſind: Stellmacher, Schmiede, Sattler, Lackierer ꝛc., ſo daß ſich eine bequeme Arbeitsteilung ermöglichen läßt. Abb. 11 veranſchaulicht die Aufſtellung der Wagen in den Hallen. Sie ſind mit preußiſcher Gradlinigkeit in langen Reihen gerichtet und zwar mit den Kutſchböcken nach dem Mittelgange, während die abgenommenen Deichſeln in ſtarken Eiſenkrammen hinter den Wagen an der Wand hängen. Der größte Teil jener Wagen, die nicht im ſtändigen Gebrauch oder von beſonderer Koſtbarkeit ſind, iſt ganz oder partienweiſe mit Schutzdecken bekleidet. Eine Ausnahme machen nur die der Öffentlichkeit zur Schau geſtellten Krönungs- und Prunkwagen und die hiſtoriſchen Gefährte.

Der große Krönungswagen (Abb. 10) ſteht im Mittelpunkt der Repräſentationshalle, in der die Majeſtäten bei Beſichtigung des fertig geſtellten neuen Marſtalls mit Graf und Gräfin Wedel den Thee einnahmen. Der Wagen hat kürzlich ſein zweihundertjähriges Jubiläum feiern können, denn er iſt für den Einzugstag des erſten preußiſchen Königs in die Reſidenz, den 17. März 1701, erbaut worden. Nach dem Bericht des damaligen Ober-Ceremonienmeiſters von Beſſer über die Einzugsfeierlichkeiten ſaß freilich nur die Königin mit ihrer erſten Palaſtdame, der Markgräfin Philipp Wilhelm, in der ſtolzen, von acht Pferden gezogenen Karoſſe, während der König, umgeben von ſeiner Suite, den Schweizern und der Garde du Corps, auf milchweißem Pferde Einritt hielt. Man merkt dem Wagen übrigens nur an ſeiner etwas altertümlichen Bauart die hohen Jahre an; ſonſt präſentiert er ſich wie neu. Er iſt nämlich erſt vor kurzem gänzlich renoviert worden und ſtrahlt nun in goldener Glorie wie zu den Tagen Friedrichs I. Der Geſchmack hat ſich ſeit damals erheblich gewandelt: die Überladenheit des künſtleriſchen Schmucks und der etwas barbariſche Prunk wollen dem vornehmer gebildeten Auge nicht mehr ſo recht gefallen. Aber man muß daran denken, daß dieſer güldene Krönungswagen gewiſſermaßen den Mittelpunkt eines großen pomphaften Aufzugs, einer unerhörten höfiſchen Prachtentfaltung bildet, daß er nur ein Teil des Glanzes, ein einziger Goldblitz in der Farbenſymphonie des Krönungszuges iſt. So wie der Wagen daſteht in ſeinem leuchtenden Rot und Gold, mit den preußiſchen Adlern unter dem Bockſitz und an den vier Ecken des Gehäuſes, mit ſeinem überreichen ornamentalen Schmuck, den Decken- und Kiſſenſtickereien und ſeinem blendenden Malwerk, iſt er zudem noch nicht vollſtändig adjuſtiert.

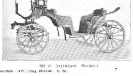


Abb. 16. Jagdwagen (Naturholz.)

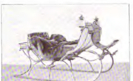


Abb. 17. Schlitten der Kaiſerin.

Im Krönungszuge wird nur langſamer Schritt gefahren. Vom Bockſitz aus leitet der in gleißende Livree gekleidete Kutſcher das Achtgeſpann. Aber nur die Stangenpferde liegen in dem Geſchirr, deſſen Zügel ſeine Hand trägt. Die ſechs Vorderpferde werden an Leitzügeln durch zu Fuß neben dem Geſpann einherſchreitende Vorreiter geführt. Auf dem rückwärtigen Trittbrett des Wagens ſtehen die Lakaien, während vorn, rechts und links neben dem Kutſchbock, auf kaum ſichtbaren Tritten je einer der Leibpagen hängt. „Hängt“ iſt der richtige Ausdruck; denn die Pagen werden mit einem Arm mittels vergoldeter Lederriemen feſtgeſchnallt, damit ſie auf ihren winzigen Trittbrettern nicht die Balance verlieren. So bewegte ſich der Wagen langſam inmitten des Zuges vorwärts, und man kann ſich wohl vorſtellen, daß er einen wundervollen Eindruck gewährte.

Aus der Fülle der übrigen Galawagen ſei als beſonders intereſſant die Viktoria erwähnt, die Kaiſer Wilhelm I. ſeinem älteſten Enkel, dem regierenden Kaiſer, zur Hochzeit ſchenkte (Abb. 13): ein prächtiger

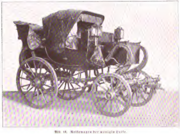


Abb. 18. Reiſewagen der Königin Luiſe.

Digitized by Google

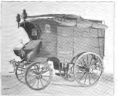


Abb. 19. Küchenwagen.

Wagen mit doppeltem Federſyſtem, für die Beſpannung à la Daumont zu ſechs Pferden eingerichtet, trotz ſeiner Größe ſehr elegant und ſpielleicht zu regieren. Die Grundfarbe iſt blau, der Schmuck ſilbern; ſilbern ſind auch Adler und Krone auf dem Verdeck und die Borten und Behänge an der Decke des Kutſcherſitzes. Dazu gehört das ſogenannte „kleine Adler-Geſchirr", ähnlich dem in Abb. 23 wiedergegebenen „großen Adler-Geſchirr", das noch näher erwähnt werden ſoll.

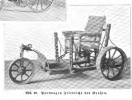


Abb. 20. Parkwagen Friedrichs des Großen.

In ihrer äußeren Bauart gleichen ſich die übrigen Gala- und Prunkwagen ſo ziemlich. Alle haben den hohen Bockſitz und ein Trittbrett für die Lakaien. Sie werden gewöhnlich nur zu feſtlichen Einholungen und Auffahrten benutzt, für die auch eine Anzahl prunkvoller ausgeſtatteter „Stadtwagen" zur Verfügung ſtehen (Abb. 14). Immer ſind aber die für die Kaiſerfamilie beſtimmten Wagen blau lackiert, während die Einholungswagen, auch die für fremde Fürſtlichkeiten und Geſandten, die Marſtallfarbe braun tragen. Im äußeren Schmuck, den Schildereien und der Wappenzier zeigt ſich ſelbſtverſtändlich eine große Abwechslung bei den Galawagen, eine noch größere bei den übrigen Stadtwagen, die auch im äußeren Bau alle

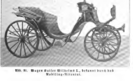


Abb. 21. Wagen Kaiſer Wilhelms I., bekannt durch das Nobiling-Attentat.

Verſchiedenheiten der Form und Technik aufweiſen. Wir finden da vierſitzige Viktorias von ſchwerfälliger Gliederung, Kaleſchen, Landauer, Kupees, höchſt elegante und recht einfache, die letzteren ſchlichthin „Hofdamenwagen“ genannt, weil ſie den penſionierten Hofdamen zur Verfügung geſtellt werden, wenn dieſe es nicht vorziehen, an Stelle des ihnen traditionell gebührenden Wagenrechts eine Erhöhung der Penſion entgegenzunehmen. Für den kaiſerlichen Herrn ſind außerdem noch eine Anzahl Selbſtfahrer und anderer offenen Wagen vorhanden: Dogcarts, Gigs, Kabrioletts und Tilburys, ferner für die Reiſen in den vom Kaiſer bevorzugten bergigen Nordländern Zweiräder eigentümlicher Konſtruktion wie die in Abb. 15 veranſchaulichte Norweg-Stolkjärre. Sie wurde nach einem norwegiſchen Modell in Berlin gebaut, ſehr feſt und doch ganz erſtaunlich leicht, hat nur einen Sitz und hinten einen zweiten Kaſtenſitz für den Groom, der zugleich die Signalzeichen zu leiten hat. Als Pferde für dieſe Gebirgskarren werden die kleinen, ſchnellfüßigen und widerſtandsfähigen norwegiſchen Ponies benutzt, die ihrer ganzen Art nach den ſchottiſchen ähnlich ſind. Eine reiche Auswahl zeigen auch die Jagdwagen des Kaiſers, teils zwei-, teils vierſitzige (Abb. 16), alle für das ſchnelle Fahren eingerichtet, das der hohe Herr liebt — ferner die Schlitten des Kaiſerpaars (Abb. 17) mit ihren Wolfs-, Bären- und Tigerdecken. Bei ſeinen winterlichen Jagdausflügen benutzt der Kaiſer gern den Schlitten, den er am liebſten von dem Führer ſeiner ungariſchen Jucker, einem Vollblutmagyaren und vorzüglichen Fahrer, leiten läßt.

Bei gewöhnlichen Ausfahrten des Kaiſerpaars werden Zweiſpänner gewählt. Offizielle Ausfahrten finden im Achterzuge ſtatt, dem zwei Spitzreiter vorantraben. Auch bei dem Viererzuge ſind Spitzreiter vorgeſchrieben, und zwar begleiten die Kaiſerin immer zwei, den Kaiſer wechſelnd einer oder zwei, die Prinzen und Prinzeſſinnen ſtets nur einer. Lediglich die Oberhofmeiſterin der Kaiſerin fährt im Viererzug ohne Spitzreiter zur Parade. Die Etikette iſt alſo auch in Bezug auf das „Wagenrecht“ ſtreng vorgeſchrieben.

Im oberen Stockwerk der Wagenabteilung ſind u. a. die Reiſewagen untergebracht, die meiſt mit elektriſcher Beleuchtung und allen ſonſtigen, nur denkbaren Bequemlichkeiten verſehen ſind. Hier werden auch ältere, nicht mehr gebrauchbare Reiſewagen aufbewahrt, ſo die Kaleſche der Königin Luiſe (Abb. 18), ein ſchwerfälliges Gefährt, trotzdem einer der erſten größeren Wagen in Federn; bis dahin hingen ſelbſt die eleganteren Wagen in Riemen. Ebenſo finden wir hier den Reiſewagen Kaiſer Wilhelms I. und den der Kaiſerin Auguſta, ein koloſſales Fuhrwerk, in dem die hohe Frau als Kronprinzeſſin ganz Italien durchreiſte. Eine ſtattliche Anzahl von Küchenwagen (Abb. 19) — in der That beweglichen Küchen, die alles zur Menage Notwendige enthalten — ſowie von Jagdfourgons, Manöver- und Feldpoſtwagen, Omnibuſſen, Kremſern und Diligencen, von Feldſchmiedewagen u. dergl. m. vervollſtändigt dieſe Abteilung des Marſtalls.

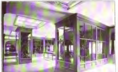


Abb. 22. Geſchirrſaal in der dritten Etage.

Mit am intereſſanteſten iſt die Sammlung hiſtoriſcher Gefährte in der letzten Halle des Spreeflügels. Vieles aus dieſer

Digitized by Google

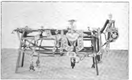


Abb. 23. Großes Adler-Geſchirr. (Krönung Kaiſer Wilhelms I. zu Königsberg.)

reichhaltigen Kollektion war bisher im Märkiſchen und Hohenzollern-Muſeum, in Monbijou, Sansſouci und dem Marmorpalais verſtreut und iſt nunmehr auf Wunſch des Monarchen im Marſtallgebäude vereinigt worden. Da ſehen wir den plumpen Schlitten, auf dem 1679 der Große Kurfürſt ſeine berühmte Fahrt über das Kuriſche Haff unternahm; ſehen einen Gartenwagen der Königin Luiſe; den Rollſtuhl Friedrich Wilhelms I., in dem er ſich durch den Park von Königs-Wuſterhauſen fahren ließ, wenn die Gicht ihn plagte; ſehen den reich vergoldeten Staatswagen Friedrichs des Großen und den ſchlichten, arg zerſetzten Parkſtuhl des alt und müde gewordenen Philoſophen von Sansſouci (Abb. 20), eine Art Dreirad; ſehen eine ganze Fülle phantaſtiſch gebauter Schlitten in Form fabelhafter Tiere aus der Zeit der letzten Kurfürſten und erſten Könige — zahlloſe Sänften und Portechaiſen aller Art — auch den böſe vermotteten Schimmel, den der Große König bei Mollwitz ritt; den vom Prinzen von Wales geſchenkten Pony Alfred, auf dem unſer Kaiſer ſeine erſten Reitſtudien machte und der 1866 vom Schlage gerührt wurde, ſowie Wilhelms I. Leib- und Schlachtpferd Sadowa, natürlich nur den ausgeſtopften Balg, während der Kadaver in Babelsberg beerdigt wurde. Auch die Feldkutſche Wilhelms I. ſteht hier, die der König 1866 und 1870 benutzte, und der offene Landauer, in dem der große Kaiſer von dem Blei Nobilings getroffen wurde; noch ſind in den Polſtern des Wagens (Abb. 21) die Schrotſpuren ſichtbar . . .

Werfen wir nun einen Blick in die Geſchirrkammern (Abb. 22). In den Geſchirrkammern oberhalb der Mittelhalle ſind die Pracht- und Prunkgeſchirre, die gar nicht mehr oder nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten benutzt werden, in eichenen Glasſchränken untergebracht. Zunächſt nimmt unſere Aufmerkſamkeit das neu angefertigte, bisher noch nicht gebrauchte, überaus koſtbare Geſchirr für den großen Krönungswagen in Anſpruch. Es iſt für acht Pferde berechnet und beſteht aus rotem Leder mit reichen goldenen Beſchlägen, Behängen, Kronen, Puſcheln, Federſtutzen und Satteldecken und ſoll einen Wert von 80000 Mark repräſentiren. Auch das „Große Adlergeſchirr“ (Abb. 23) aus ſchwarzem Leder mit Silberbeſchlag, ſilbernen Kronen und fliegenden Adlern iſt von außerordentlicher Koſtbarkeit. Es hält ſchwer, aus dem Reichtum dieſer Galageſchirrkammer Einzel-

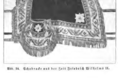


Abb. 24. Schabracke aus der Zeit Friedrich Wilhelms II.

Digitized by Google

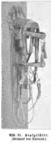


Abb. 25. Kopfgeſchirr. (Geſchenk des Sultans.)

heiten hervorzuheben. Aber grade dieſer Reichtum iſt charakteriſtiſch für die von der Etikette verlangte Mannigfaltigkeit in der Anſpannung und Aufſchirrung. In den Achterzügen werden Chenille-Kopfdecken mit Straußenfedern und ſilberbordierte Kammdeckelunterlagen benutzt; die Spitzenpferde tragen ſchwarz-weiße Federſtutze. Zu Paraden werden gewöhnlich die Halbmondgeſchirre gewählt, einfachere, aber doch noch immerhin reich mit Silber plattierte Geſchirre für die Viererzüge. Nur das Geſchirr eines einzigen kaiſerlichen Roſſes iſt ſtatt mit Silber mit Gold beſchlagen: das des Dogcart-Pferdes. In der Galageſchirrkammer ſind auch verſchiedentliche hiſtoriſche Erinnerungen und Geſchenke fremder Potentaten untergebracht: ſo eine prachtvolle, in Silber geſtickte Schabracke mit Satteltaſchen König Friedrich Wilhelms II. (Abb. 24) und ein köſtliches orientaliſches Kopfgeſchirr, ein Geſchenk Seiner Osmaniſchen Majeſtät (Abb. 25). Andere Prunkgeſchirre, Sättel, Decken und Federſtutze ſtammen von der Hand des Zaren, des Sultans von Marokko, aus Perſien, Siam, Japan und China, ſind nie benutzt worden und werden auch kaum je in Gebrauch kommen, ſtarren in Gold und Silber und ſind mit Edelgeſtein verziert. Es iſt ſicher nicht übertrieben, anzunehmen, daß der Wert der hier zur Schau geſtellten Kunſtſchätze in die Millionen geht.

Die gleiche Ordnung, wie in allen Räumen dieſes Muſtergetriebes herrſcht auch in den Livreekammern. Ein Blick in dieſe gleicht gewiſſermaßen einem Einblick in die höfiſchen Ceremonien. Da ſind die Livreen für die einfachen Ausfahrten, bei denen die Kutſcher den hohen, ſchwarz lackierten Hut mit der Silbertreſſe tragen, in die ſchwarze Adler eingewebt ſind; da die kurzen Jacken und Jockeymützen der Spitzenreiter, die Dreiſpitze und weißen Perücken der Kutſcher für die Galawagen, die ſilberüberladenen Livreen der Lakaien bei großen Auffahrten. Immer hat das Grundtuch die Kaiſerfarbe: blau; nur der Groom für den Dogcart trägt als einzige Ausnahme braun mit Gold.

Wir gehen weiter. Im Hof liegt die Sommerbahn, die meiſt nur zum Bewegen der Pferde benutzt wird, im Zwiſchenbau, und zwar im erſten Stockwerk desſelben,

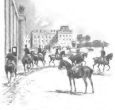


Abb. 26. Abteilungsreiten auf der Bahn in Potsdam.

die große Reitbahn, mit Galerien, Emporen und Spiegelwänden ausgeſtattet. Hier finden zuweilen die großen Reiterfeſte des Hofes ſtatt, während für den Sondergebrauch des Kaiſerpaares zwei kleine Reitbahnen eingerichtet worden ſind, deren Zwiſchenwand jedoch nach Bedarf verſenkbar iſt.

Zum Schluß noch einen raſchen Abſtecher nach Potsdam. Der dortige Leibreitſtall hat ſich äußerlich ſeit den Tagen des Großen Friedrich wenig verändert. Der Dienſt iſt ebenſo geregelt wie in Berlin; ein paar andere Titel für die Stallbeamten ſind aus alter Zeit her beibehalten worden: das iſt der einzige Unterſchied. Von der Remontierung der Pferde wurde bereits geſprochen. Die Ausbildung geſchieht in derſelben Weiſe wie bei der geſamten Kavallerie. Die Leibpferde des Kaiſers gehen durch die Schule des Leibſtallmeiſters Plinzner, während die der Kaiſerin unter der Leitung des Leibſtallmeiſters Eckardt ausgebildet werden. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß gerade die Pferde der Kaiſerin einer beſondern Dreſſur bedürfen. Sie werden — wie auch die Pferde der Hofdamen — auf dem Damenſattel eingeritten und zwar pflegt ſich der Reiter dabei ein, das lang herabwallende Reitkleid markierendes Plaid um die Hüften zu ſchnallen, um den Gaul an das Flattern des Gewandes zu gewöhnen. Die jahrelange Vertrautheit des Leibſtallmeiſters Plinzner mit der Reitmethode und der Reitpaſſion des Kaiſers mag dem Vielgewandten die Auswahl der Leibpferde und auch ihre Dreſſur weſentlich erleichtern. Neben den Leibpferden der Majeſtäten und den Pferden der kaiſerlichen Prinzen ſind im Reitſtall noch etwa hundert weitere Pferde für fremde Gäſte, die Suite und die Stallbeamten ſelbſt untergeſtellt. Sie werden täglich abteilungsweiſe geritten: im Sommer auf den Bahnen beim Reitſtall, im Winter in der Reitbahn am Neuen Markt. Erwähnung verdient ſchließlich auch noch der Marſtall des Neuen Palais, der den Remonten des Berliner Fahrſtalls während der erſten Wintermonate Unterkunft gewährt und ſonſt von Potsdam und Berlin aus bevölkert wird.

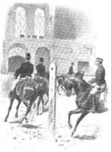


Abb. 27. Auf der Reitbahn am Neuen Palais zu Potsdam.

Wien und St. Petersburg ſind in Bezug auf die Zahl der Pferde in den dortigen kaiſerlichen Marſtällen vielleicht reicher verſorgt als der Marſtall des deutſchen Kaiſers — in Bezug auf die Güte des Materials aber ſicher nicht.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Ein Erſtlingswerk! Es hat einen eigenen Reiz, ſo ein Werk zu prüfen. Darüber nachzuſinnen, wie ſich das Wachstum des jungen Baumes, der ſich eben aus der Erde emporſtreckt, geſtalten mag, ob er krumm oder gerade, kernwüchſig oder ſaftarm aufſchießen wird und ob er reiche und edle Frucht verſpricht. Nicht immer läßt das Erſtlingswerk deutlich erkennen, wie weit und tief die künſtleriſche Begabung des Verfaſſers reicht. Ob da eine ſtarke Eigenart ſich entwickelt und ob noch Größeres zu erhoffen iſt, oder ob der Verfaſſer ſein Niveau gleich im Beginn erreicht hat und ſich nur ausbreiten, nicht mehr erhöhen kann. Das Eine aber läßt ſich meiſt von vornherein erſehen, wie es um die geiſtige, ideelle Grundrichtung des Verfaſſers beſtellt iſt, wohin ſein Wollen und Empfinden, ſeine Charakteranlage gravitiert, ob mehr ins Reale oder ins Romantiſche, ins Zierliche oder ins Erhabene. Ob ſeine Natur einen Führer verheißt oder einen Mitläufer, einen Kämpfer oder einen Sänftling, einen Propheten oder einen Skeptiker.

Ein Erſtling iſt der Roman „Buddenbrooks“ (Berlin S. Fiſcher) von Thomas Mann. An dem Werke fällt zunächſt etwas Äußerliches auf. Der mehr als behäbige Umfang. Zwei rundliche Bände mit insgeſamt elfhundert Seiten. Natürlich läßt dieſe Äußerlichkeit von vornherein auf gewiſſe innere Eigenſchaften des Dichters ſchließen. Vor allem darauf, daß Thomas Mann ſeine Aufgaben gründlich nimmt, daß er nicht bloß Rahmabſchöpfer iſt, ſondern ein Ausſchöpfer ſeines Stoffs, der das Thema nach allen Seiten hin und ſo tief wie möglich durchackert. Hier und da mit der Akribie eines Hiſtorikers und Philologen, hier und da aber auch ſo gründlich, daß dieſe und jene Einzelheit zu ſtark hervortritt und die Harmonie des Geſamtaufbaues gefährdet. Jedenfalls hat dieſe Genauigkeit in einem Betracht eine ſehr entſchiedene Wirkung. Es gibt in aller Welt keine andere Familie — auch von der eigenen nur den allerengſten Kreis ausgenommen —, die mir heute nach der Lektüre des Romans ſo bekannt und vertraut wäre, wie die Buddenbrooks in Lübeck. Von jedem Glied dieſer Familie weiß der Leſer des Werkes, wie es geht und wie es ſteht, wie es trinkt und ißt, „ſich räuſpert und ſpuckt“, was eines jeden Lieblingsgericht und Lieblingstracht iſt, wie es um eines jeden körperliche Organiſation und geiſtige Verfaſſung beſtellt iſt, was ein jedes glaubt, fühlt und erſehnt. Die Perſonen wachſen vor dem Leſer auf, er lebt ihr ganzes Alltags- und Feiertagsleben mit, und in jede ſieht er hinein, als ob ſie von Glas wäre ... In dem Zeitpunkt, wo die Handlung einſetzt, um 1835 herum, ſind die Buddenbrooks als Familie auf die Höhe ihrer Entwickelung gelangt. Der alte Johann Buddenbrook hat in den Kriegsjahren durch Armeelieferungen ein gewaltiges Stück Geld verdient und ſich mit einem Mädchen aus altem guten Hauſe vermählt. Seitdem gehört die Familie unbeſtritten zum ſtädtiſchen Patriziat. Ihr Reichtum gründet ſich vorwiegend auf den Getreidehandel. Von dieſer Exiſtenz-Grundlage iſt aber in dem Roman nur wenig die Rede; von dem Leben und Treiben in den Speichern, in den Comptoirs, am Hafen und auf der Reede erhalten wir nur ſehr dürftige Andeutungen. Das iſt ein Mangel, da weit nebenſächlichere Dinge in breiteſter Ausführlichkeit behandelt ſind.

Nur kurze Zeit vermag ſich die Familie auf der Höhe zu halten. Mit jeder Generation geht ein gut Stück geſunder Lebenskraft verloren. Das hat ſeine Gründe, die man freilich mehr ahnen, als klar durchſchauen kann. Vor allem lebt die Familie — zu gut. Wie ſie ißt und trinkt, das kann ſich getroſt Völlerei betiteln. Der überladene Magen rächt ſich; von früh auf entwickelt ſich die Dispoſition zu allerlei Krankheiten, die energielähmend wirken. Die Kinder werden verzärtelt und verwöhnt, es bleibt ihnen zu viel vom ſtählenden Daſeinskampf erſpart. Die geiſtige Entfaltung wird zum guten Teil durch die Familientradition behindert. Dieſe Tradition übt einen despotiſchen Druck aus. Die Kinder können nicht frei die Wege gehen, die ihrer Eigenart entſprechen; als erſte Pflicht wird ihnen eingedrillt, nicht ihre Individualität auszugeſtalten, ſondern in erſter Reihe den Glanz des Hauſes zu erhalten, d. h. nur die Bahnen einzuſchlagen, die durch die Überlieferung feſtgelegt ſind. So aber reiben ſich die meiſten im Kampf zwiſchen den Eigenwünſchen und dem Einfluß des Überkommenen auf.

Der alte Johann iſt noch ganz ein Mann des ancien régime. Er nimmt die Geſchäfte ſehr ernſt, im übrigen aber das Leben ſehr leicht. Religiöſe Empfindungen, moraliſche Tendenzen beengen weder ſeine Thätigkeit noch ſein Genießen; in fröhlicher Selbſtſucht lebt er und ſtrebt er.

Brandung. Nach einer Photographie von B. Cowen in Ramsey.

Digitized by Google

Sein Sohn, der Konſul, erſcheint bereits als eine weſentlich andre Natur. Sein perſönlicher wie ſein Geſchäftsegoismus iſt im Grunde ebenſo ſtark, wie der des Vaters. Aber es fehlt ihm das Robuſte, er hat nicht mehr den Mut, ihn offen herauszukehren, er ſucht ihn vor anderen wie vor ſich ſelbſt zu bemänteln. Seine Skrupel machen ihn religiös. Aber ſeine Religion hat nicht die Kraft, ihn innerlich zu erneuern und zu befruchten, ſie iſt kein bloßes Aushängeſchild, ebenſowenig jedoch ein Lebensquell für ihn; alles in allem bedeutet ſie eine Art Geſchäftsverhältnis mit Gott, das den Menſchen zum gläubigen Bekenntnis, Gott aber zu Anerkennung und Lohn verpflichtet. Nur mit großer Mühe behauptet der Konſul die Stellung, die ihm überkommen iſt. Deutlicher tritt die Degeneration bei ſeinen Kindern zu Tage. Sie treten ſämtlich körperlich und ſeeliſch mit einem „Knacks“ ins Leben hinaus. Das religiöſe Weſen des Vaters erhält ſich nur bei einem der Kinder, bei den anderen verdünnt es ſich, wenn ich ſo ſagen darf, zum äſthetiſchen. Thomas Mann ſieht, wie es ſcheint, in der Entwickelungsfolge: Geſunder Menſchenverſtand, Religioſität, Aeſtheticismus eine abwärtsgehende Stufenleiter. Der älteſte Sohn, Thomas, ringt mit allen Kräften, der Firma wie der Familie ihre Überlegenheit zu wahren. Aber er iſt Geſchäftsmann mehr der Überlieferung halber, als aus innerſter Neigung. Sein perſönlicher Ehrgeiz erringt Erfolge, er bringt es zum Senator, doch das Geſchäft vermag er nicht auf der Höhe zu erhalten. Dazu fehlt es ſeiner vornehmen, vergeiſtigten Natur an der unbedingten Skrupelloſigkeit in der Wahl der Mittel. Das Patriziat iſt wie jede andere „noblesse“ im gewiſſen Sinne eine Feſſel. Seiner Begabung und ſeinem Weſen nach hätte Thomas beſſer zum Diplomaten oder zum Regierungs- und Verwaltungsmann gepaßt. Daher bricht er denn auch unter dem Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Empfinden und ſeiner Thätigkeit, unter der Laſt, die ihm die Tradition auferlegt, früh zuſammen. Aus noch ſchrilleren Diſſonanzen komponiert ſich das Leben ſeines Bruders Chriſtian. Er verbringt als anerkannter „Suitier“ ſeine Tage im Klub oder im Variété, jede geregelte Arbeit widerſtrebt ihm, körperlich wie geiſtig iſt er unfähig, Geſchäfte ernſt zu nehmen. Als Spezialität, als Variété-Komiker hätte er möglicherweiſe etwas leiſten können, aber ein Buddenbrook — impossible! Selbſtverſtändlich zerrüttet ſeine Lebensweiſe den ſchwachen Körper aufs äußerſte, bis er ſchließlich ins Idiotiſche verſinkt. Geiſtig ſehr unbedeutend, leiblich aber ein wenig widerſtandsfähiger iſt Antonie, die Schweſter der beiden Brüder. Sie lebt und webt in den Traditionen ihres Hauſes, der Name Buddenbrook bedeutet für ſie den Inbegriff alles Höchſten. Trotzdem trägt auch ſie das Ihre bei, das Anſehen der Familie zu ſchmälern. Vor allem durch zwei Unglücksehen, die ſie eingeht, und die beide mit Scheidung enden.

Als Thomas ſtirbt, hinterläßt er einen zwölfjährigen Knaben. Der aber hat vom Vater nur die körperliche Schwäche geerbt, in allem andern iſt er ein Mutterkind. Das getreue Abbild der Frau Gerda, die nur in künſtleriſchen Intereſſen lebt, weltabgewandt und ohne jeden Sinn für das Praktiſche und Reale. Es iſt bezeichnend für Thomas Buddenbrook, daß er, der Geſchäftsmann, ſich eine ſolche Frau zur Gattin gewählt hat, ebenſo bezeichnend aber für ſeine Halbheit, daß auch er ſich nicht überwinden kann, der Eigenart des Sohnes freie Entfaltung zu gönnen, ſondern ſie gleichfalls in die Tradition einzuzwängen ſucht. Das iſt jedoch dieſer zarten Pflanze gegenüber ein ganz vergebliches Bemühen; beim erſten Windſtoß erliſcht das ſchwache Flämmchen. Das Haus Buddenbrook hat keinen Erben mehr. An ſeiner Stelle ringen ſich andere Geſchlechter empor, deren rückſichtsloſes Vorwärtsdrängen noch durch keine Überlieferung und keine körperliche Depravation eingeſchränkt wird. Ein ehernes Schickſal waltet über der Welt, mitleidslos und unerbittlich; es hebt die Starken und ſtößt in den Abgrund die Schwachen.

Dieſe Tendenz des Romans — wobei nicht verkannt werden ſoll, daß Tendenz in dieſem Falle eigentlich ein zu ſtarkes Wort iſt — gemahnt an die antike Tragödie. In dieſem Vergleich offenbart ſich die Stärke wie die Schwäche des Romans. Die Idee der Notwendigkeit, mit der ſich der Untergang eines ganzes Geſchlechts vollzieht, gibt dem Werke ſeinen großen Stil. Aber ſie hat auch zur Folge, daß der Blick des Dichters allzu einſeitig auf das Kranke und Krankhafte gerichtet iſt. Wie die meiſten Dichter unſerer Zeit, hat Thomas Mann mehr Intereſſe für die pathologiſchen Naturen, als für die Geſunden und Starken, die Siegesmenſchen. Litterariſch knüpft der Dichter an die modernen Naturaliſten, wie Zola und Tolſtoi an. Aber er zeigt doch ſchon eine beſtimmte Eigenart; er hat nichts von dem blühenden Pathos Zolas und wenig gemein mit der ethiſchen Tendenzweiſe, mit der prophetiſchen Art Tolſtois. Er ſucht ſich durchaus über ſeinen Geſtalten zu halten. Was von ſeinem eigenſten Weſen in dem Werke zu Tage tritt, das deutet auf eine werdende, noch nirgends abgeſchloſſene und reife Perſönlichkeit hin. Die Ingredienzien brodeln noch, die Miſchung hat ſich noch nicht geklärt. Im allgemeinen überwiegt das rationaliſtiſche Element, dem eine gute Doſis Skepſis beigemengt iſt; doch es werden auch idealiſtiſche Züge mit einem leiſen Stich ins Myſtiſche merkbar. Vor allem aber blitzen hier und da Strahlen eines echten Humors auf. Freilich nur Strahlen, keine Sonne, die das ganze Werk durchleuchtet. Der Humor iſt echt, aber nicht ausgiebig, nicht frei und hochfliegend genug. Was auf den erſten Blick auffällt, iſt die Beobachtungsgabe Manns. Ihm entgeht kein Knopf am Rock, keine Falte im Geſicht. Dieſe Gabe verführt den Dichter zu der faſt ungeheuerlichen Anhäufung von Details, die etwas Imponierendes hat, aber ebenſo ſehr Ermüdendes, und die den Roman überlaſtet. Die Schilderung eines einzigen Schultages nimmt beinahe ſiebzig Seiten in Anſpruch, und dabei bildet ſie alles andre als einen Weſensbeſtandteil des Romans. Als lebenstreue Skizze für ſich hat ſie ihren Wert, aber ſie ſprengt in dieſer Breite das Gefüge des Werks. Mit der ſcharfen, auf Einzelheiten erpichten Beobachtungsweiſe ſteht die Art der Charakteriſtik in Einklang. Sie reiht moſaikartig Steinchen an Steinchen. Infolgedeſſen fehlt ihr im allgemeinen der große Zug; trotzdem bringt ſie überaus lebendige Geſtalten zu ſtande, deren Einzelzüge freilich zuweilen ans Karikierte ſtreifen. Auch die Erzählungsweiſe Manns läuft im großen Ganzen mehr auf ein Nebeneinander, als ein organiſches Auseinanderentfalten hinaus. Sieht man aber nur auf das Einzelne, ſo findet ſich eine ganze Reihe von Schilderungen, die man geradezu als litterariſche Muſterbeiſpiele verwerten könnte. Die Sprache Manns hat etwas überaus Klares, Beſtimmtes und Beſchauliches; friſch und ſaftig iſt ſie faſt überall, aber es fehlt auch nicht an ſehr feinen, feinſinnigen Wendungen.

Eine an und für ſich unbedeutende Äußerlichkeit möchte ich hier erwähnen, weil ſie in unſerer jüngſten Litteratur epidemiſch zu werden droht. Die neueren Poeten ſcheinen von einem wahren Widmungsfieber befallen zu ſein. Daß man ein Werk irgend einem Gönner, einem Freunde, den Eltern oder der Liebſten widmet, das iſt eine Sitte, die ſo alt wie die Litteratur ſelbſt zu ſein ſcheint. Unſere heutigen Dichter aber machen die Sitte zur Karikatur. In lyriſchen Sammlungen pflegt jetzt jedes einzelne Gedicht, in Romanen jeder einzelne Teil, womöglich jedes Kapitel irgend jemandem insbeſondere „geweiht“ zu ſein. Es fördert aber ſchließlich weder die Illuſion noch die Stimmung, wenn man immer wieder beim Leſen auf Bemerkungen ſtößt von der Art: „Meiner Schweſter Julia ſei dieſer Teil zur Erinnerung an unſere Oſtſeebucht von Herzen zugeeignet“, „Paul Ehrenberg, dem tapfren Maler, zur Erinnerung an unſere Münchener muſikaliſch-litterariſchen Abende“ ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wenigſtens ſollten die Herren Dichter all die Widmungen auf einem Blatt zuſammenſtellen und nicht mitten in den Text hineinſchieben.

Wie ſich die weitere Entwickelung Manns geſtalten mag, darüber läßt ſich kaum etwas vorausſagen. Hat er ſich mit dem umfangreichen Werk ſchon alles von der Seele geſchrieben, was er im weſentlichen zu ſagen hat? Wird er den Weg, den er hier eingeſchlagen, weiter gehen oder ganz neue Bahnen betreten? Wird er ſich künftig mehr zu beſchränken wiſſen? Hat er noch andere Seiten zu entfalten? Wird er zu einer freieren, weiteren Weltanſicht gelangen? Wird ſein Humor künftig in breiterem Bette ſtrömen? Das alles ſind Fragen, die ein Erſtlingswerk wie dieſes anregt, die zu beantworten aber es in ſich ſelbſt wenig Grundlage bietet.

Eine ähnliche Aufgabe, wie Thomas Mann mit ſeinen „Buddenbrooks“ hat ſich Georg Freiherr von Ompteda mit ſeinem Cyklus „Deutſcher Adel um 1900“ geſtellt. In der Tendenz freilich gehen die beiden Poeten auseinander. Auch Ompteda weiſt hier und da auf Erſcheinungen des Verfalles hin, aber ſeine Geſamtauffaſſung iſt nichts weniger als peſſimiſtiſch. Das zeigt auch ſein neueſtes Werk ſehr deutlich. „Caecilie von Sarryn“ (Berlin, Fontane & Co.) bildet den dritten Teil des Cyklus, deſſen erſte Teile „Sylveſter von Geyer“ und „Eyſen“ ſind. Es iſt ein ziemlich ſpröder Stoff, den der Dichter diesmal behandelt. Das Leben eines Mädchens, das ſich zu einem Muſter von Tante entwickelt und ganz im Dienſte ſeiner weiteren Familie aufgeht. Caecilie iſt die zweitälteſte von vier Schweſtern; eine nach der andren wird dem Hauſe entführt, um in der Ehe ein mehr oder weniger glückliches Los zu finden. Nur Caecilie bleibt einſam zurück, dem greiſen Vater ihre friſcheſten Jahre opfernd. Nach dem Tode des alten Herrn aber eröffnet ſich doch noch für die Zweitälteſte eine Ausſicht, in den Hafen der Ehe einzulaufen und mit einem verehrten Manne den Lebensbund zu ſchließen. Die Familie iſt gegen die Heirat, vor allem deshalb, weil die liebe Tante dann nicht mehr als Kinderwärterin und Aushilfsfrau ausgenützt werden kann. Aber Caecilie macht jetzt endlich alles, was in ihr an natürlichem Egoismus iſt, mobil, ſie will nicht länger das geduldige Familienſchaf ſein, ſondern auch einmal ein rein perſönliches Glück, wie es ſich ihr bietet, auskoſten. Da aber tritt das Schickſal ihre Wünſche zu Boden. Bei einem Eiſenbahnunfall wird die eine der Schweſtern ſamt ihrem Gatten getötet. Sechs Kinder bleiben elternlos zurück. Caecilie kämpft einen kurzen, aber heißen Kampf mit ſich ſelbſt, dann überwindet ſie alle Eigenſehnſucht, verzichtet endgültig auf das Glück, das ſie erträumt, und ſucht ihre Lebensaufgabe darin, den Waiſen Vater und Mutter zu erſetzen. Natürlich hat ſie viel Schweres durchzumachen, aber ihrer Treue und Energie gelingt es zuguterletzt, ihre Sechs zu braven Leuten heranzuziehen und ihnen nach Kräften den Lebensweg zu ebnen. Und alles Glück, das ihnen zu teil wird, lernt ſie als ihr eignes empfinden. Die Geſchichte wird vielen Leſern, insbeſondere vielen Leſerinnen, um des Rührenden willen, das in ihr ſteckt, Behagen machen. Mir ſelbſt erſcheint ſie aus anderem Grunde intereſſant, ja beinahe bewundernswert. Omptedas Meiſterſchaft hat ſich ſelten deutlicher bewährt, als dadurch, daß er, ein Mann, es fertig bekommen hat, ein ſolches Tantendaſein, das ganz in Alltäglichkeit dahinfließt und ſeine Höhepunkte in einem Hofball und ein paar Eheſtiftungen hat, litteraturfähig zu geſtalten. Es lag ihm daran, dem Heroismus, der auch im Alltäglichen ſich offenbaren kann, ein Denkmal zu ſetzen. Und das iſt ihm ſicherlich gelungen. Trotzdem halte ich für meine Perſon mich lieber an andere Werke Omptedas. Auf die Dauer hat die Enge, in welcher der Roman den Leſer feſthält, wenigſtens für mich etwas Erſtickendes. Sie würde allerdings weniger fühlbar werden, wenn das Werk ſich mit drei- ſtatt mit ſechshundert Seiten begnügte. Am beſten werden derartige Stoffe denn doch wohl in der konzentrierteren Form des Versidylls behandelt. Ein weiterer Horizont thut ſich in dem Werke nur da auf, wo die feine Geſtalt des Geheimrats Brons in den Vordergrund tritt. Der Aufbau des Romans iſt, wie faſt immer bei Ompteda, ſo gut wie vollendet, die Sprache ſchlicht und lebensvoll. Charakteriſtiſches aber im Sinne des Titels „Adel um 1900“ bietet das Buch nur ſehr wenig. In allem Weſentlichen könnte die Handlung ebenſo verlaufen, jede einzelne Perſon dasſelbe Gepräge tragen, wenn die Helden ſtatt Caecilie von — einfach Caecilie Sarryn hieße. Das liegt hauptſächlich daran, weil in dem Romane nicht, wie etwa in „Eyſen“, die Familientradition irgend welche beſondere Rolle ſpielt. Ohne eine ſolche Tradition iſt aber kein rechter Unterſchied zwiſchen „adlig“ und „bürgerlich“. Das hat Mann, als er ſeine „Buddenbrooks“ ſchrieb, ſehr gut herausgefühlt. Dieſe Buddenbrooks führen nicht das „von“, aber ſie ſind doch „adlig“, eben durch den Beſitz und das Feſthalten der Tradition.

Eine Lebensentwickelung bildet auch den Inhalt des Romans von Wilhelm Fiſcher „Die Freude am Licht“ (Berlin, G. H. Meyer). Aber das Werk gehört litterariſch einer ganz anderen Sphäre an als die Romane von Ompteda und Mann, es iſt in Stil und Sprache, in Erzählungsweiſe und Weltauffaſſung wie durch eine Kluft von dieſen weſentlich realiſtiſchen Dichtungen getrennt. Das Epiſche iſt bei Fiſcher gleichſam mit Lyrik durchtränkt, ganz mit Empfindung, mit Stimmung durchwoben. Die Sprache hat etwas Stiliſiertes, die Menſchen, die Landſchaft erſcheinen idealiſiert, in Über-Lebenshöhe hinaufgehoben. Sie gemahnen an Bilder von Claude Lorrain. Was der Titel beſagt, die Freude am Licht erfüllt nicht nur die Handlung, nicht nur den Helden und die Heldin des Romans; die Kunſt des Dichters ſelbſt wurzelt in dieſer Freude, über ſeiner Darſtellung ruht es wie ein Glanz, ſie erſcheint wie verklärt, ſonnendurchleuchtet. Dieſe Kunſtweiſe hat ihre Vorzüge, ſie erhebt Geiſt und Seele, ſie hat etwas Läuterndes, die zarteſten und feinſten Stimmungen Erweckendes, aber ſie hat auch ihre Schwächen; die Menſchen kommen über eine gewiſſe Schemenhaftigkeit nicht hinaus, es fehlt ihnen die rechte Erdfeſtigkeit. Der Eindruck des Ganzen bleibt unbeſtimmt, er ſchlägt, wenn ich ſo ſagen darf, im Leſer keine Wurzeln. Litterariſch erinnert der Öſterreicher Fiſcher zum Teil an die alten Romantiker, zum Teil an die neueren Schweizer, insbeſondere an Gottfried Keller. Aber er iſt doch eine Eigenart für ſich, die in mehr als einer Hinſicht, nach der ideellen, rein menſchlichen Seite ſowohl wie nach der künſtleriſchen in gewiſſem Sinne etwas Bezauberndes hat. Allerdings bietet der Dichter mehr dem Herzen, dem Empfinden, als dem Geiſte. Die Handlung hat mehrfach einen faſt märchenhaften Zug, und doch geſtaltet ſie ſich im großen Ganzen ſehr ſchlicht und einfach. Ein Junge, der von Vater und Mutter nichts weiß, wächſt in engſten Verhältniſſen auf, aber freudig und tapfer iſt er von Jugend auf. Schon früh entwickelt ſich in ihm die Sehnſucht überall der Stärkſte zu ſein; Stärke iſt ihm gleichbedeutend mit Glück. Das Leben lehrt ihn dann, daß nicht nur in äußeren Kraftleiſtungen, ſondern auch in Selbſtüberwindung und Hingabe an die anderen ſich Heroismus bethätigen kann. Das Leben und noch mehr das Weib, das er liebt, ein Weib, ſo licht und lieblich, wie eine jener Madonnen, die Fra Angelico im Kloſter zu Fieſole gemalt hat. Mit beneidenswerter Ruhe verwendet Fiſcher hier und da die älteſten und verbrauchteſten Motive. So ſtellt es ſich heraus, daß Zenz, der Held, einem alten Grafengeſchlecht entſtammt, freilich als ein „illegitim“ Geborener. Aber Fiſcher benutzt das Motiv nicht um äußerer Effekte willen, es gibt ihm nur den Anlaß zu einer Epiſode, die wie auf den Ton einer alten, zart und wehmütig klingenden Romanze geſtimmt iſt.

Ich ſchließe mit der Anzeige eines Buches, das kein Roman iſt, aber ſich doch ganz harmoniſch in eine Beſprechung von Romanen hineinfügt. Die Worte Roman und Romantik haben ja ſprachlich denſelben Urſprung, und Romantik atmet das Buch Paul Grabeins „O alte Burſchenherrlichkeit“ (Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft, Stuttgart), das vom deutſchen Studentenleben erzählt, an allen Enden. Daneben kommt freilich auch der Realismus, vom ſaftig Friſchen bis ins Derbe, aufs kräftigſte zur Geltung. Das Buch iſt aus lebendigſter Erinnerung, aus fröhlichſter Begeiſterung heraus geſchrieben. Infolgedeſſen hat es nicht nur kulturhiſtoriſchen, ſondern auch litterariſchen Wert; es lieſt ſich wie ein Roman, anſchaulich, farbig, packend in jedem Zuge. Wir leben beim Leſen das ganze Studentenſein mit all ſeinen Köſtlichkeiten und Erhebungen, mit ſeinem Übermut und ſeinen Thorheiten, mit all ſeinem Rauſch und Katzenjammer, und ſchließlich auch mit ſeinen Sorgen und Bedrängniſſen, die freilich nicht allzutief gehen, mit. Wir ſehen, wie der Mulus ehrfürchtig und zaghaft in das erſehnte Land der Freiheit einzieht, wie er alsbald für eine Verbindung gekeilt wird, wie er ſich eine Bude ſucht und die filia hospitalis zur Schutzpatronin erkürt, wie er ſich mit Eifer ins Kollegium ſtürzt, um dann bald zu erlahmen und zunächſt einmal die Kneipe als Bildungsſtätte zu wählen. Wir ſehen ihn als Fuchs Comment und Forſchheit lernen, wir folgen ihm auf den Fechtboden und zur erſten Menſur, wir erfahren, wie er beim Kommers ſeine Trinkfeſtigkeit erprobt und liedesfroh für Freiheit, Liebe und Vaterland ſchwärmt, wie er ſchließlich zum Burſchen avanciert. Weitere Kapitel erzählen von dem Verhältnis zwiſchen Studio und Philiſter, von den Weihetagen, die das Stiftungsfeſt der Verbindung heraufführt, von ernſten Ehrenhändeln und luſtigen Wanderfahrten, von allerlei Ulk, mit dem der Übermut Kommilitonen, Philiſter, Nachträte und ſelbſt die ſchwertgewaltige Polizei neckt und foppt, und zuguterletzt auch vom treuen Geſellen des Burſchen, vom Couleurhund. Paul Grabein iſt offenbar ein alter Jenenſer. Das Leben und Treiben in Jena gibt den Hauptſtoff der Schilderungen ab. Mit gutem Fug, da ja Jena die Studentenſtadt kat' exochen iſt. Die Illuſtrationen, mit denen das Buch aufs reichſte geſchmückt iſt, erhöhen ſeine Anſchaulichkeit; beſonders effektvoll ſind die Scherzphotographien des Profeſſors Uhlenhuth, die z. B. bärtige Studenten als Amoretten vorführen. Als alter Hallenſer empfinde ich eins mit „Schmerz“, daß Halle weder in den Schilderungen noch in den Bildern irgendwelche Rolle ſpielt. Aber dieſer „Schmerz“ iſt natürlich nur ganz individuell. Die übrigen Studentenſtädtle können ſich nicht beklagen.

* * *

Illuſtrierte Rundſchau.

Ernst Wichert †. — Wilhelm v. Hertz †. — Heinrich Kruse †. — Moderne Bildhauerwerke von Stephan Sinding, Fürst Paul Troubetzkoy, A. Rodin und Medardo Rosso. — Keramische Arbeiten von Theo Schmuz-Baudiss und Familie v. Heider. — Amerikanische Fayencen.

Ernſt Wichert †.
Aufnahme von H. Francke & Co., Berlin.

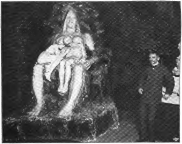
Faſt genau vor Jahresfriſt gedachten wir an eben dieſer Stelle unſeres verehrten Ernſt Wichert, der damals ſeinen 70. Geburtstag in erſtaunlicher Rüſtigkeit feierte. Nun iſt er, der uns ein ſo treuer hochgeſchätzter Freund und Mitarbeiter war, am 20. Januar d. J. dahingegangen, in einem ſanften ſchnellen Tode, ohne vorangegangene Krankheit. Anläßlich ſeines ſoeben erwähnten Jubelfeſtes gaben wir hier eine Würdigung des vortrefflichen Menſchen, des liebenswürdigen Dichters — das Wort, mit dem wir damals ſchloſſen: ‚Er hat keinen Feind!‘ bewahrheitete ſich jetzt ſo recht in den herzlichen Zeichen der Anerkennung, Verehrung, Liebe, die dem Toten dargebracht wurden. Uns iſt es eine wehmütige Freude, in dem vorliegenden Heft eine der letzten Arbeiten Wicherts, die feine ſtimmungsvolle Novelle „Konſtanze“, veröffentlichen zu dürfen. —

Wilhelm v. Hertz †.
Aufnahme des Ateliers Elvira München.

Am 7. Januar ſtarb in München, der Stadt, in der er faſt 40 Jahre gewirkt hatte, der feinſinnige Dichter und Litterarhiſtoriker Wilhelm v. Hertz, einer der letzten von denen, die ſich einſt um die ſchöngeiſtige Tafelrunde König Max' ſcharten. Hertz war ein Stuttgarter Kind (geb. 24. September 1835); er ſtudierte in Tübingen, Würzburg und München und trat zum erſten Male 1859 mit einem Bändchen farbenreicher, formvollendeter Gedichte hervor. Im Jahre 1862 habilitierte er ſich in Iſar-Athen. Die litterariſche Hauptarbeit Hertz' liegt auf dem Gebiet der romaniſch-germaniſchen Sagenſtoffe: nacheinander veröffentlichte er in wundervoll feiner Bearbeitung Lanzelot und Ginevra, Hugdietrichs Brautfahrt, Triſtan und Iſolde, das Rolandlied ꝛc. Von köſtlicher Anmut und Friſche ſind auch ſeine bretoniſchen Liebesſagen und die Novellen in Verſen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Als Forſcher trat er beſonders in ſeinem Buche über die „Sage von Parſival und dem Gral“ hervor. —

Die „Seegeſchichten“ von Heinrich Kruſe ſind auch denen bekannt, die ſonſt von dem arbeitsreichen langen Leben des am 13. Januar d. J. in ſeiner wohlverdienten Altersruhe zu Bückeburg verſtorbenen Schriftſtellers nur wenig wiſſen dürften. Sie — die „Seegeſchichten“, ſtimmungsvolle Schilderungen aus ſeiner Vaterſtadt Stralſund, haben ihm einen dauernden Platz in der deutſchen Litteraturgeſchichte geſichert. Seine Dramen ſind heut ſchon verſchollen; vergeſſen iſt, daß er einſt für ſein Erſtlingswerk „Die Gräfin“ ſogar den Schillerpreis erhielt. Man kann nicht ſagen, daß ihnen unrecht geſchah, denn bei aller Kraft der Charakteriſtik fehlte es ihnen doch an dramatiſcher Wucht. Un-

Heinrich Kruſe †.
Aufnahme von J. Welde Bückeburg.

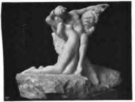


Stephan Sinding und ſeine Gruppe „Mutter Erde“.
(Aus Keller & Reiners Kunſtſalon in Berlin.)

vergeſſen aber ſoll uns das echt nationale Empfinden bleiben, das in allen Werken Kruſes lebte, wie in dem Manne ſelbſt. In guten und in böſen Stunden hat er es bewährt; in der Stille ſeines Dichterheims, wie in der raſtloſen Arbeit im Dienſt der Tagespreſſe. Von 1854 bis 1872 ſtand er als Chefredakteur an der Spitze der Kölniſchen Zeitung, von 1872 bis 1884 vertrat er das Weltblatt in Berlin — wer den Betrieb innerhalb einer ſolchen Zeitung kennt, weiß, was ſolch eine dreißigjährige Thätigkeit bedeutet! —

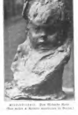
Wir bringen diesmal in unſerer Rundſchau eine Anzahl moderner Bildhauerwerke, die kürzlich im Kunſtſalon von Keller & Reiner-Berlin ausgeſtellt waren und in den kunſtfrohen Kreiſen der Reichshauptſtadt berechtigtes Aufſehen erregten. Zunächſt die merkwürdige Gruppe „Mutter Erde“ von Stephan Sinding, von dem unſere Leſer außerdem auf Seite 9 die Reproduktion einer höchſt originellen polychromen Holzſtatuette ‚Die Walküre,‘ finden. Stephan Sinding iſt ein geborener Norweger, lebt aber ſeit Jahren in Kopenhagen; etwas von dem düſteren Ernſt ſeiner Nordlandsheimat ruht auf faſt allen ſeinen Werken. — Fürſt Troubetzkoy iſt der bedeutendſte der lebenden ruſſiſchen Bildhauer, einer der bedeutendſten aller modernen Bildhauer

Damenbildnis. Von Fürſt Paul Troubetzkoy. (Aus Keller & Reiners Kunſtſalon.)



Der Frühling. Von A. Rodin.
(Aus Keller & Reiners Kunſtſalon in Berlin.)

überhaupt — vom Standpunkte derer aus geſehen, die dem Impreſſionismus in der Bildhauerei die unbedingte Palme zuerkennen. Eine hochintereſſante Erſcheinung jedenfalls auch für den, der ohne Einſeitigkeit und Voreingenommenheit verſchiedene Richtungen zu würdigen ſucht und der da weiß, daß auch aus dem, was uns Älteren heut ungewohnt, gewagt, vielleicht ſelbſt komiſch erſcheinen will, der Kunſt nicht ſelten die herrlichſten Blüten entſprießen. Man wird Fürſt Troubetzkoy mit dem vielgenannten, vielbewunderten und vielgeſchmähten Pariſer A. Rodin und mit Medardo Roſſo in eine Reihe ſtellen dürfen; der letztere iſt ſogar des Fürſten Lehrer und hat ſein Schaffen ohne Zweifel ſtark beeinflußt. Ich kann mich hier darauf beſchränken, einige kurze Schlagworte wiederzugeben, um die Eigenart dieſer Künſtler zu kennzeichnen: ſie wollen ſich nur von der Natur inſpirieren laſſen (was wohl übrigens jeder wahre Künſtler ſollte), aber ſie wollen nur das wiedergeben, was ſie mit ihren Augen ſehen; wollen abſichtlich das fortlaſſen oder doch vernachläſſigen, was ihrem Blick im Moment des Eindrucks entging; ganz folgerichtig ſollten ihre Werke daher, jedes für ſich, auch unter einer eigenen Beleuchtung geſehen werden, denn ſie ſuchen Augenblicks-Eindrücke wiederzugeben; ebenſo darf man dieſe Werke meiſt nur von einer Stelle aus betrachten — ſonſt machen ſie den Eindruck des Unfertigen. Rodin ſelbſt ſchrieb einmal: „Man wirft mir vor, daß meine Arbeiten nicht fertig ſind, daß ich dem Publikum nur ‚Skizzen‘ biete. Die Hauptzüge meines Modells ſind aber vorhanden, ich fühle mich nur nicht gezwungen, etwa die Nägel der Füße zu polieren oder die Haare zu kräuſeln. Das ſind wertloſe Dinge für mich, die den leitenden Gedanken meines Werkes nur beeinträchtigen könnten. Übrigens brauche ich meinen Kritikern nur Rembrandt entgegenzuhalten, der die gleichen Vorwürfe erdulden mußte, als er ſeine größten, unſterblichſten Werke geſchaffen hatte.“ Und weiter: „Die Rückkehr zur Wirklichkeit, zum Leben, zur Natur iſt für den Maler wie für den Bildhauer gleich notwendig. Malerei und Plaſtik vereinigen ſich zu einer einzigen Kunſt: der Kunſt der Zeichnung.“ Damit im Zuſammenhang muß noch erwähnt werden, daß dieſe Künſtler, gleichviel in welchem Material ſie arbeiten — tonig, ja farbig wirken wollen; um „modern“ zu ſprechen, ſie ſuchen ſtets „luminariſtiſche“ Wirkungen zu erzielen, und ſie bedürfen dazu meiſt der rauhen Oberfläche. Man darf begierig ſein, wie viel von dieſer Richtung „bleiben“, in den dauernden Beſtand an Ausdrucksmitteln der Plaſtik übergehen wird! Oder ob man ſpäter auch ſagen wird: wir wollen ausgeführte, durchgebildete Werke haben, nicht Skizzen! —



Kinderbildnis. Von Medardo Roſſo
(Aus Keller & Reiners Kunſtſalon in Berlin.)

Eine Reihe neuer intereſſanter keramiſcher Schöpfungen ſchließt ſich an. Zunächſt einige Arbeiten des trefflichen Theo Schmuz-Baudiß, der ſeit einigen Jahren von der Malerei zum Kunſtgewerbe übergegangen iſt und ge-

Keramik. Von Theo Schmuz-Baudiß.

rade auf dem Gebiete der Keramik die ſchönſten Erfolge errungen hat; der junge Künſtler hat übrigens vor kurzem einen Ruf an die Königliche Porzellan-Manufaktur in Berlin erhalten, deren künſtleriſchem Schaffen er hoffentlich einen neuen Impuls geben wird. Einige Arbeiten der bekannten Familie v. Heider folgen; wie ſtets, Arbeiten in Steingut von einer beſonderen chemiſchen Zuſammenſetzung mit geflammten Glaſuren unter teilweiſer Benutzung von Metall-Lüſter.

Endlich bringen wir noch eine Anzahl amerikaniſcher Fayencen, die von der Grueby Faience Co. in Boſton und der Rookwood Pottery in Cincinnati gefertigt ſind. Grueby bevorzugt an Farben das Grün ſowie Varietäten von Gelb, Blau, Grau und im Dekor das Pflanzenornament, beſonders die Lilie und das Blatt der Platane; alle Gruebyſchen Stücke ſind Originale, von denen nicht zwei einander gleichen. Die Rookwood Pottery liebt ihren Erzeugniſſen als Grundton ein tiefes Braun zu geben, verſteht aber u. a. auch ein wundervolles sang de bœuf herzuſtellen. Die großartige Manufaktur, die ebenfalls grundſätzlich jedes Fabrikat nur in einem einzigen Exemplar herſtellt, iſt die Gründung einer Frau, Mrs. Maria Longworth Storer; ihre Erzeugniſſe wurden ſowohl in Chicago wie in Paris mit dem höchſten Preiſe gekrönt. —

Porzellan, unter der Glaſur dekoriert. Von Theo Schmuz-Baudiß.

Keramiſche Arbeiten der Familie von Heider.

Unſer farbiges Titelbild zeigt einen kleinen liebenswürdigen Ausſchnitt italieniſcher Natur und iſt eine Arbeit des trefflichen, im vorigen Jahr, zu jung für ſeine friſche Kunſt, verſtorbenen Münchener Künſtlers A. Langhammer. — Auf der Ausſtellung „Zeichnende Künſte", welche die Berliner Seceſſion in den letzten Monaten veranſtaltete, erwarben wir die ſtimmungsvolle, kräftige Zeichnung von Gotthard Kuehl, auf der er einen Blick auf ſeine neue Heimat Dresden wiedergibt (zw. S. 16 u. 17). — Einen Vorwurf aus dem Arbeiterleben behandelt M. Slevogt auf ſeinem Gemälde „Feierſtunde" (zw. S. 32 u. 33). — In einem feinen Holzſchnitt aus dem Atelier von Faßſcheer & Liederwald-München reproduzieren wir zw. S. 48 u. 49 das Gemälde „Barſchfiſcher" von E. Werenskiold. Von F. Hoffmann-Fallersleben, dem Sohne des Dichters, bringen wir zwiſchen S. 56 u. 57 eine Landſchaft „Friedhof in der Senne". — Das Gaſtſpiel Coquelins im Berliner Schauſpielhaus gibt uns Veranlaſſung, den großen franzöſiſchen Künſtler zw. S. 72 u. 73 im Bilde vorzuführen. — Wir erwähnen aus dem reichen Schmuck des Heftes ferner die Bilder „Bei der Arbeit" von Martinus Schildt (zw. S. 80 u. 81), den ſchönen Frauenkopf von Angelo Dall' Oca-Bianca (zw. S. 88 u. 89) und die „Brandung" (zw. S. 104 u. 105); letztere, wie jeder Kenner zugeben wird, eine Meiſterleiſtung der Photographie. Auch der v. Gloedenſche Kopf auf S. 5 wird alle Freunde der Camerakunſt feſſeln. Auf den Seiten 24 u. 25 geben wir noch zwei kleinere Studien Langhammers: Dachau, das die eine derſelben darſtellt, war der letzte Fleck Erde, dem der Verſtorbene ſein künſtleriſches Intereſſe zuwandte. H. v. S.

Amerikaniſche Fayencen.

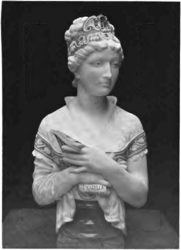
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin**.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google



Isabella von Este. Polychrome Büste von E. A. Boisseau.

Digitized by Google

Velhagen & Klaſings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 8, April 1902.

Ein Bruder und eine Schweſter.

Eine Geſchichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Das Wagenrad mußte über einen tüchtigen Stein hinweg; es gab einen großen Stoß. Der Braune legte ſich ſcharf in den Zügel und riß das Gefährt unſanft nach ſich. Die Schläferin fuhr aus ihrem Eckchen in die Höhe, öffnete die Augen weit und ſtreckte dann die gefalteten Hände ſamt dem Blumenſtrauße gegen den Horizont, wo das ſilbergraue Märchenſchloß mit ſeinen Türmen ins Blau ragte. —

Dann ſprang Dörthe aus dem fahrenden Wägelchen zu Boden, ſie wußte nicht, wie.

Ludwig blickte ſich nach ihr um und lachte:

„Du haſt Schneid im Leib! Komm hierher nach vorn zu uns!“

Sie jedoch klebte an der ſonnenheißen Felswand und ſchluckte hart, während ſie ſich zwang in die grüne Tiefe des Thales hinunterzuſchauen. Ein Schauder kroch ihr über die Haut; hinter ihrer Stirn fühlte ſie's leer und eiskalt werden. Langſam wogte das ſchöne Landſchaftsbild vor ihren Blicken auf und nieder; nun begann es zu tanzen — nun drehte ſich's ſchneller und ſchneller:

„Ludwig! — — Ludwig!“ — —

Hilflos drückte ſie ſich gegen den Stein, ihr Geſicht fahl bis in die Lippen, und die Lider hielt ſie zuſammengepreßt, bis ſie des Bruders tröſtliche Nähe und warme Hand fühlte.

„Ludwig — — ich — ich — — es war der Wagen, — und — und — daß ich ſo feſt geſchlafen habe — ſo erſchrocken war ich — — ach, Ludwig!“

„Komm, beruhige dich doch! Sieh mich doch ordentlich an, Dörthchen. Was machſt du denn für dumme Geſchichten, Kleines? Dies iſt ja die herrlichſte Landpartie in Gottes Welt. Na, ſieh mich nett an — ſo iſt's recht. Biſt du ſchwindlig, Dörthchen?“

„Bewahre Gott — nein! Denk' *das* nicht! — Als ich aufwachte, ſah ich dich nicht mehr bei mir ſitzen, davon muß es gekommen ſein und von all dem Wein.“

„Kind, ich war ſchon längſt ausgeſtiegen; der Gaul hatte zu ſchwer zu ziehen. Es iſt gut, daß du auch draußen biſt, jetzt genießen wir zuſammen, nicht wahr, Dörthchen? Reibe dir die Stirn ein bißchen, das thut gut, und nun wandern wir weiter; unſer Wagen iſt ſchon gleich in Tiers, und da hör' ich den Vinzent auch hinter uns. Komm! Nicht hinunterſehn; laß das Thal doch Thal ſein. — Du *ſollſt* nicht! Gehorche! Sieh vor dich auf den herrlichen Roſengarten.“

Sie nickte zwei-, dreimal. Kein Wort brachte ſie mehr hervor für den Augenblick.

Es war ihm klar, daß ſie ſchwer mit irgend einer innerlichen Hemmung rang, und ſeine Unerfahrenheit wußte kein Gegenmittel außer ſeiner eigenen, ſchützenden Nähe. Deshalb redete er nicht weiter auf ſie ein, ſondern ließ ſie, neben der Felswand, langſam vorwärtsſteigen, blieb ihr eng zur Seite und ſchnitt ihr ſo den Niederblick in die Tiefe ab.

Allein ſo wollte ſie's nicht. Sie wollte ſtark ſein, ſich überwinden und gewöhnen lernen. Mit größter Willensanſtrengung gelang ihr's halb und halb; dann, ſowie ſie nur darauf achtete, daß Ludwig hart am Hange von Stein zu Stein trat, meldete ſich die peinliche Übelkeit von neuem und das eiſige Gefühl im Kopfe dazu. Sie hätte den Tollkühnen immer am Ärmel zurückreißen mögen. Ja, als er einmal niederkniete und ſich weit über den Wegrand beugte, um ihr einen Büſchel Zittergras zu pflücken, durchfuhr ſie's wie ein kalter Stahl. Um ein Haar hätte ſie laut aufgeſchrieen.

‚— und du willſt große Touren machen?‘ mahnte ſie ſich ſelber, und herzpochende Angſt vor der eigenen Schwäche fiel ſie an. ‚Es darf nicht ſo mit dir weitergehen! Raff' dich zuſammen — denk' an die Bergführer —‘ Sie ſchloß ihre kühlen Finger um die kurze Pfeife in ihrer Jackentaſche, als ſei das Ding ein Talisman. Dabei fuhr ihr eine erlöſende Möglichkeit durch den Sinn: vielleicht trug der ſcharfe Geruch des kalten Tabaks die ganze Schuld an ihrem Unbehagen.

O, wie gut that ihr dieſer Gedanke; wie eine Suggeſtion wirkte er auf ihr Befinden und ihre Stimmung. Sie nahm Ludwigs Arm, hielt Schritt mit ihm und ſchaute bald, gleich ihm, auf die kleine Sektionskarte vom Tierſer Thal in ſeiner Hand, bald hinüber zum Roſengarten, deſſen Maſſiv immer ſtolzer emporwuchs, deſſen Silber die abendliche Sonne ſchon rötlich zu vergolden anfing.

Ganz genußfähig war ſie abermals, und ihre entzückte Freude ſteigerte ſich von einem Fußbreit genommenen Weges zum andern. Die friſche Farbe war in ihre Wangen zurückgekehrt, der Glanz in ihre Augen; ſie lachte und plauderte. Sie ſteckte ihr Geſicht immer noch einmal in des Kutſchertoni Alpenſtrauß und ſieh, nun hatten ſie ihr Wägelchen glücklich wieder erreicht, und ſie rief dem Spender mit heller Stimme ihren ſchönſten Dank zu. Dann kam auch noch der welſche Vinzent hinter ihr dreingeſprungen — (den faulen Jockel vor dem Packkarren ließ er ein biſſel allein berganſchnaufen) — und brachte ihr eine lange Dornenranke voll der ſchönſten, ſchwarzen Brombeeren.

Sie nahm die Gabe, und der Bube wußte nicht wie ihm geſchah, als die blonde Signora ihm die braune Rechte ſo innig drückte wie einem Vetter oder Anbeter, für eine Handvoll Unkraut und wilde Frucht. Er ſprang zu ſeinem Jockel zurück und hob ein lautes Rufen und Peitſchenknallen an, weil hier bereits die erſten Häuſer von Dorf Tiers am Wege ſtanden. Dörthe bog unterdeſſen die Ranke zum Kreiſe zuſammen und legte ſie um den Blumenſtrauß in ihren Händen.

„Mutters Kranz — die Freudenblumen und die Dornenzweige mit den ſchwarzen Beeren,“ ſagte ſie wehmütig. „Überall bleibt die Heimat bei uns, und die Erinnerung geht mit — iſt das nicht wahr? — Siehſt du — nur die Schleife fehlt; aber die bindet unſre Herzen — deshalb brauchen wir ſie mit unſern leiblichen Augen gar nicht zu ſehen.“

„Mach' die Beeren verſchwinden, Dörthchen, und ſchling' dir die grüne Ranke um den Hut; ſei fidel!“ Er ſchob ihr eines der ſchwarzen Träubchen in den Mund, zupfte die übrigen ab und bot ſie ihr in der Hohlhand. „Weg damit; wir brauchen jetzt nur die Freudenblumen!“

Sie teilte mit ihm, und dann waren ſie auch im Dorfe, und im kleinen Grasgarten hinter der ‚Roſe‘ wurde noch einmal Raſt gehalten. Auf dem grüngeſtrichenen Tiſchchen lagen Brotkrumen und ein Salamireſt; nach dem ſchwänzelte der ſtruppige Hauspintſch, und Dörthe fütterte ihn natürlich gleich.

„Hier haben ganz gewiß unſere Bergführer gegeſſen,“ behauptete ſie, aber Ludwig lachte ſie aus und belehrte ſie, daß ſolche Kraftmenſchen keineswegs alle zwei Stunden behufs Erquickung ſeßhaft würden. Darauf beſchloſſen ſie, den Kutſchertoni abzulohnen und nach Blumau heimzuſchicken mit ſeinem Wagen. Die letzte Stunde wollten ſie durch den wunderſamen Abend zu Fuß wandern. Ihr Ziel war nicht mehr zu fehlen:

„Das erſti Licht'l, wo man im Grund

brenna ſiecht hinta Sankt Cyprian — (wiſſen's die Kapöll'n am Weg) — döſ is'. Dös is's Badl. Ma kennt's ſcho vun weit'm," ſagte der Toni und ſackte ſeinen guten Fuhrlohn ein, und ſo machten ſich Bruder und Schweſter auf die Pilgerſchaft gen St. Cyprian. Der Vinzent mit dem Gepäck war ſchon voraus.

„Wie das traulich klang: ‚das erſte Lichtl, das man im Grund brennen ſieht hinter der Kapelle am Weg," meinte Dörthe. „Du haſt ja keine Ahnung, wie ich mich auf Weißlahnbad freue. Wenn es nur ſo recht einſam wäre! Niemand als wir zwei beiden — —"

„— und deine Bergführer; die vergiß nicht!" neckte er. „Oho! Ich will Menſchen haben, forſche Männer und feſche Damen, das erſte für dich, das andre für mich. Einſamkeit! Was denkſt du dir? Die haben wir zu Haus gelaſſen."

„— alſo ich — —?"

„Pſt! Ich weiß, was du jetzt ſagen willſt. Verſteh' gefälligſt Spaß, liebe Dörthe! Deine enge Pupille muß kuriert werden, das ſage ich immer noch einmal; und das Herz ſoll ſich nicht mit verengen! — O, Kind! Jetzt mach' deine Augen auf, groß und weit — — da —!"

— — — — — — — —

Bis zur St. Cyprianskapelle faſt ſtand der Roſengarten in dunkle Glut getaucht am dämmernden Himmel. Deſſen heitres Blau hatte ſich in Grauviolett verwandelt, und wie ein phantaſtiſches Blendwerk ragten die rotdurchleuchteten Zinken und Türme auf und das hochgebaute Gigantenkaſtell. — — Das verſchneite Lauringsgartl war wirklich ein Gärtchen voll blühender Roſen geworden.

Dörthe hing ſchwer an Ludwigs Arm; der Anblick überwältigte ſie. So unverſtändlich und unbegreiflich, daß ſie beinahe gefragt hätte: ‚Wer hat das gemacht?' ohne an ihren Gott und Schöpfer zu denken. Denn als Ludwig ſeine Karte, der wachſenden Dämmerung halber, ganz nahe vor den kurzſichtigen Augen, zu erklären anfing: „ſieh, das da müſſen die Tſchaminſpitzen ſein und das die Vajolettürme und dort nach rechts, der zackige Grat, iſt ſicherlich das Tſchagerjoch, — —" da hielt ſie ſich die Ohren zu:

„Bitte nicht! — Es ſoll mein Märchen bleiben —"

Hinter St. Cyprian ſank die Dunkelheit mit einemmale. Die Roſenglut verblaßte; der Himmel wurde ſchwarzblau, und die Sterne traten funkelnd über den Wäldern hervor. Im tauigen Berggraſe ſchrillten die Cikaden durch die lautloſe Stille der ernſten, herrlichen Hochgebirgslandſchaft, wie daheim die Grillen im trauten Ekenhöffer Garten und am Rande der Kuhweiden. — Als, vom Thale her, irgend ein Glöckchen bimmelte, klar und deutlich, zuckte Dörthe zuſammen:

„Unſre Kuhglocken —"

„Nein, es muß eine Kapellenglocke ſein. Hörſt du? Es geht ganz regelmäßig; immer zwei kurze Töne und ein langer."

„Es iſt doch wie Heimat — ein Gruß von Zuhauſe, als ob wir Ochen in einer halben Stunde erreichen könnten, da, wo die Glocke läutet. Ach, Ludwig — —! Träume ich, oder wache ich? Gehen Fäden durch die Lüfte, zwiſchen hier und dort?"

„Merkſt du die unſichtbaren Fäden jetzt erſt? Aus denen beſteht ja das ganze, ſchöne Geheimnis von der Liebe. Gut, daß dir's grade hier klar wird, wo die Welt voll Poeſie und großer Wunder iſt. — — Pfui, was iſt das für eine Sentenz aus dem Backfiſchtagebuch! Ich und Poeſie — ich und Wunder. Man wird noch an ſich ſelber irre. Es muß entſchieden an der hohen Luft und an der göttlichen Ruhe rings um uns herum liegen. — Aber an dir liegt es ebenfalls."

„An mir?"

„Jawohl! — Anſteckung. Nächſtens bin ich auch ſoweit und ziehe dichteriſche Vergleiche zwiſchen Südoſt und Nordweſt."

„Spotte mich nicht aus; ſieh, da kommt der liebe Mond herauf — gleich muß er da ſein. Wie das ſonderbar ſchön iſt, ſolch ein wildes Berghaupt im Heiligenſchein. Iſt es nicht genau wie ein Heiligenſchein, das Vorlicht, ehe der Mond aufgeht? Sieh, ſieh: — jetzt ſteigt er über König Laurins Gartenmauer! — Ach, Ludwig — zum Anbeten iſt's ja! — Mein Gott, ſtell' dich hierher: da, die beiden größten Zacken, erinnern die dich nicht wieder an etwas von Zuhauſe? — An die zwei Walfiſchrippen rechts und links von Brünings' Gartenpforte; — die Koord Brünings von ſeiner letzten Islandsfahrt mitgebracht hatte? — Wenn bei uns der Mond dagegen ſcheint — —"

„Wahrhaftig, es iſt etwas daran!“ — ‚Die ſtolzen Dolomitentürme bedanken ſich bei dir für den Vergleich,‘ hatte er noch auf der Zunge, allein er ſprach es nicht aus. Ihre rührende Art, ſich dieſe fremdgewaltige Natur zu eigen zu machen, ſie ihrem Herzen nahe zu bringen, bewegte ihn. Ihre Auffaſſung war eine, die nur in Kinderſeelen keimt. Am meiſten aber rührte es ihn, daß ihre unbewußt ſuchende Heimatsſehnſucht grade hier, angeſichts der Hochgebirge, in dem alten, ſchlichten Abendliede aus verfloſſenen Tagen ausklang:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar —
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

— — — — — — — —

Langſam und leiſe ſang ſie, zum Schrillen der Cikaden, die feierliche Kirchenmelodie vor ſich hin.

Da machte der hügelige Pfad eine Biegung und ſenkte ſich jäh gegen einen Tannengrund, den dunkle Felſen zur Rechten begrenzten, und zur Linken wuchs der Hochwald mählich bergan. Drunten zwiſchen den Tannen glänzte ein heller Punkt auf:

„Das erſte Licht im Grunde, hinter der Kapelle! — O, Ludwig, wie das verlockend iſt, — wie eine Zuflucht!“

Nun ward aus dem einen Lichtpunkte eine ganze Reihe davon; lauter helle Fenſter, und jetzt erkannte man ſchon das ländliche Haus und die freie Halde, auf der es lag. Das Mondlicht ſtahl da und dort einen heimlichen Blick zwiſchen den zackigen Föhrenäſten des Waldes hindurch. Alles gaſtlich und reizend nach der Wanderung.

Weißlahnbad. — Sie waren am Ziel.

Elftes Kapitel.

Die Zimmer hatten ſie, von Innsbruck aus, telegraphiſch beſtellt, aber richtig erwartet wurden ſie doch nicht, ſo wie ſie ankamen. Der Wirt horchte nach dem Rollen der Wagenräder und war ſehr überraſcht, als die zwei Fußgänger ihren Namen nannten. Er ſtand grade im Heckenthor und gab dem Vinzent einen Auftrag. Der Burſch wollte im Mondſchein noch wenigſtens bis Tiers zurück. Satt geworden bis morgen früh war er in der Schwemme.

„— und wo iſt die Schwemme, bitte?“ fragte die junge Dame, die mit dem Herrn Doktor juris ins Heckenthor getreten war. „Ich möchte ſo gern einen welſchen Führer ſprechen.“

„Es iſt nur ein Ampezzaner da, der Tabarro.“

„Den mein' ich. — Alſo wo find' ich den?“

„Gleich unter der Veranda drunt ſitzen's beiſammen, der Tabarro und die andern, Gnädige. Wenn Gnädige etwa nach dem Souper? — Es wird eben aufgetragen.“

„Ich möchte lieber ſofort —“

„Dörthe, wozu? Wir müſſen doch ein wenig Toilette machen —“

„Ich bin ja im Augenblick wieder da, Ludwig. Laß mir mein Vergnügen. Welche Zimmernummer hab' ich, Herr Wirt? Sieben im Parterre? Gut, ich finde mich ſchon zurecht. Und kann ich wohl eine Kanne heiß Waſſer haben?“

Sie lief, ohne die Antwort abzuwarten, eilends zur Veranda um die Ecke. Dort war's dunkel, nur zwiſchen zweien der rohen Schutzpfeiler hindurch fiel ein Streifen Mondlicht. Der lag drinnen zu Füßen der Männer, die ſchweigſam in einer Reihe auf der Bank längs der Hauswand ſaßen. Vor jedem Geſichte ſtand ein rotes Glutpünktchen, und der Qualm aus allen den kurzen Pfeifen roch ſcharf und brenzlich und miſchte ſich mit dem ſäuerlichen Weindufte. Einzig der Ampezzaner zog an einem langen Rattenſchwanz, trällerte dazu und ſpuckte in gemeſſenen Pauſen vor ſich aus. Er hatte ſein koſtbares Pfeifchen verloren oder vergeſſen: was wußte er von wo, wann und wie? „Ebben', es wird mir ſchon richtig wiederkommen zwiſchen heut und einem Jahr!“

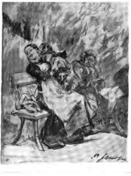
Glück hatte er wie alle Leichtherzigen, und nebenbei hieß er ja auch noch Fortunat, den Heiligen ſei Lob.

Da ſtreckte ihm die weiße Hand der „bella biondina“ vom Blumauer Bräuhaus wahrhaftig ſeine Pfeife unverſehrt entgegen:

„— ecco!“

Ja, damit war Dörthens italieniſche Weisheit leider Gottes zu Ende. Die zwölf Vokabeln, bis aufs ‚ecco‘ verflogen und zerſtoben. Ihre ſuchenden Blicke wanderten die Männerreihe auf und nieder. Den Löwenhansl erkannte ſie wohl, er grüßte ſie auch; den Großen fand ſie nicht heraus. Eine dieſer

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Peter Janſſen.

lebendigen Holzfiguren nach ihm ausfragen? Das wagte ſie wieder nicht.

So ſagte ſie nur: „Gute Nacht miteinander!“ wie ſie's daheim auf dem Ekenhoff den Dienſten unter der Hoflinde faſt an jedem Sommerabend ſagte und entlief dem: „Küß d'Hand!“ „buon' nott'!“ ins Haus.

Das Zimmermädel ſtand ſchon mit dem heißen Waſſer neben der offenen Thür zu Nummer Sieben bereit, von ferne vernahm ſie lebhaftes Füßeſcharren und Tellerklappern.

Kaum war ſie im Stübchen und goß ſich Waſchwaſſer in die Kumme, ſo klopfte nebenan Ludwig ſcharf gegen die trennende Wand:

„Beeil' dich, Dörthe!“

Keine fünf Minuten ſpäter trafen ſie ſchon im Korridor zuſammen und ſuchten ſich, Arm in Arm, den Weg zum Speiſeſaal, immer dem Tellergeklapper nach.

— — — — — — — —

Der Speiſeſaal war niedrig und ſehr gemütlich und der Tiſch ein ſchmales, kleines Hufeiſen. Irgend ein kräftiges Fleiſchgericht mit Knödeln dampfte in den Schüſſeln und roch appetitreizend; vor jedem Gedeck ſtand gutes Getränk, Wein oder Bier, kein zimperliches Sodawaſſer. Das Geſpräch ging ſehr lebhaft hin und her; man ſchien untereinander gut bekannt zu ſein, und die Herren

Digitized by Google

hatten ſpottwenig von der üblichen Wirtstafeleleganz, wie man ſie ſogar droben in Trafoi und Sulden und dem nahen Karerſee antreffen konnte. Hier war man eben hart an der Eingangspforte zum Hochtourenrevier und im einfachen Touriſtenhauſe. Denen, die um den Tiſch ſaßen und die handfeſten Knödel eifrig mit den Gabeln zerriſſen, galt der äußerliche Prunk keinen Pfifferling. Braune, hochintelligente Geſichter unter ihnen, ſehnige Geſtalten und der Ausdruck bald ſinnender Ernſt, bald luſtiger Humor, je nachdem irgend ein großes Klettereignis nahe bevorſtand, oder mit Glanz gelungen war. Dieſem ſah man ſofort den Gelehrten an, jenem den Offizier und dem Dritten den Engländer, der für die „Dinner“-Stunde wenigſtens Smoking und helle Weſte unerläßlich fand. Seine Damen dagegen, denen die Luft der Gletſcher und Schneefelder die energiſchen Geſichter rot gebrannt hatte, ſaßen in puritaniſcher Einfachheit rechts und links neben ihrem Herrn und ſprachen mit ihrem Gegenüber in Fachausdrücken: ‚Couloir‘ und ‚Seracs‘, ‚Grattürme‘ und ‚Kamin‘. — Zwiſchendurch beugte ſich die Ältliche zur Jüngeren vor und deutete ungezwungen nach der andern Tiſchſeite hin:

„Sieh dort, Jinny; was für ein prachtvolles Geſicht!“

Das prachtvolle Geſicht erſchien eben, ehe das norddeutſche Geſchwiſterpaar eintrat, und die große Geſtalt, die dazu gehörte, hatte ſich kaum neben zwei leeren Plätzen niedergelaſſen und ſich die Schüſſel herbeigewinkt nebſt einer Halben Maddalenawein, da öffnete eins der bedienenden Mädchen die Saalthür für Ludwig und Dörthe.

„Bitt’ ſchön, hieher, die Herrſchaften,“ ſagte der Wirt ſelbſt und hieß die „Neuen“ mit ein paar hübſchen Worten unter ſeinem Dache willkommen. Dann zeigte er auf die zwei leeren Plätze: „Hieher zum Herrn Profeſſor von Loß, bitte ſehr!“

Dörthe wünſchte vor Schreck und Beſchämung wahrlich da und dort in den Erdboden verſinken zu dürfen, als ihr ſtolzer Großer, der ſie in Blumau angeſeilt hatte, ſo vor ihr ſtand in Gehrock und hohem Stehkragen, die lederbraunen Hände wunderlich anzuſehen zur weißen Hemdmanſchette. Er lachte ſie an, drückte die ſcharfen Augen ein wenig zuſammen, machte ihr eine knappe, kleine Verbeugung, ſehr von oben herab, wie ein großer Herr und ſchob den Stuhl für ſie, neben dem ſeinigen, zurück:

„Wir kennen uns ſchon recht gut, gnädiges Fräulein, gelt?“

„— aber ich darf uns nun gleich vorſtellen, Herr von Loß,“ fiel der korrekte Ludwig ein; „Doktor Jersbeck, Rechtsanwalt, und meine Schweſter Dörthe. Ihre jüngſte Bewundererin — und eine glühende.“

Dörthe nickte nur und ſah ihm in die Augen, und er reichte ihr nochmals die Hand.

„Wie ſo denn? Ich hab’ ja keinen Quadratzoll Gips oder gar Marmor in den Ausſtellungen, heuer.“

„Wir hatten das Glück, Ihr Atelier zu beſuchen,“ ſagte Ludwig.

„Ach! — Durch welche Vermittlung, wenn ich fragen darf?“

„Mein Corpsbruder Bortholazzi —“

„So, ſo! Ja der Bortholazzi ſpielt halt gern den Selbſtherrſcher aller Reußen, wo’s paßt und wo nicht.“

„Eigentlich alſo hatte er nicht das Recht —?“

„Fremde einzulaſſen? Aber abſolut nicht! In dieſem Falle jedoch — (bitt’ ſchön; gnädiges Fräulein ſollten die Knödeln wirklich verſuchen, ſie ſind deliziös zum Schmorfleiſch und liegen gar nicht ſchwer im Magen) — alſo in dieſem Falle iſt mir der ſelbſtherrliche Permiß vom Bortholazzi eine Ehre und Freude, Doktor. — Nun, und war’s gut aufgeräumt im Bau? Ich hab’ nämlich das meiſte ins kleine Nebenatelier transferieren laſſen und zuſperren. Was gab’s noch unter der Kuppel zum Anſchauen?“

„Die Centaurin — — o, Herr von Loß, wenn ich ausſprechen könnte, wie ich empfunden habe — aber es iſt unmöglich — ich verſteh’ es nicht! —“

„Soviel Eindruck hat meine wilde Perſon auf Sie gemacht, Fräulein? Das hätt’ ich kaum für denkbar gehalten. Es iſt lieb und ſchön, daß Sie’s ſo warm und unbefangen betrachtet haben und nicht kritteln. Beſſer freilich wär’s für mich, Sie zögen die Stirn kraus und ſagten mir: Recht haben Sie ſchon, dies iſt verpatzt und jenes iſt verpatzt, und das Geſicht iſt halt ein ordinäres Kalmuckengeſicht und keines aus der Mythologie. — Ergo: das Modell hätten Sie ſehen ſollen, Doktor — ein Weib — (mit einem Keſſelſlicker iſt’s durch Schwabing gezogen auf München zu) — Muskeln wie ein Mann hats gehabt und Formen —!“

„Meine Schweſter hat noch nie vor München große Kunſtwerke geſehen,“ fiel Ludwig ſchnell ein, „ſie iſt noch nie aus unſerer Heimat herausgeweſen, oben in Norddeutſchland ſind wir zu Haus, in der Weſermarſch.“

„So ſo — drum auch. — Solch ein friſches Urteil ohne viel Worte thut am wohlſten. Schönſten Dank, Fräulein. — Sie, Resl, gibt's keine warmen Knödeln mehr für uns? Wir haben kalt werden laſſen, das Fräulein und ich. Das iſt recht; heiße Teller und eine andre Schüſſel. Jetzt reden wir eine Weile nimmer, ſondern ſpeiſen. Darf ich Ihnen auch eine Flaſche Maddalena anempfehlen, Doktor?“

Demgemäß beſtellte Ludwig nach des gewiegten Kenners Rat, und Dörthe beugte ſich über ihren Teller und bewältigte die friſchen Knödel und das ſäuerliche Fleiſch mit Paprika ſtark gewürzt. Je mehr ſie aß, deſto mehr fühlte ſie, daß ihr Nachbar recht gehabt hatte und daß ſie der leiblichen Nahrung nach dem langen Tage im Freien bedurfte. Dabei empfand ſie faſt unausgeſetzt, wie die klugen, großen Augen kritiſch auf ihr ruhten. Gewiß — er lachte innerlich über ihr kindiſches Benehmen, ihre dumme Urteilsloſigkeit und verglich ihr nichtsſagendes Geſicht mit den intereſſanten ſeiner Modelle. Ihre Ohren wurden rot und brannten: ‚Er würdigt mich gar keines Geſprächs über ſeine wundervollen Werke, und ich wünſche mir's doch ſo ſehr — o ſo heiß —! Von Knödeln ſpricht er mit mir und fertigt meine Bewunderung ab wie etwas Lächerliches, und doch möchte ich um alles in der Welt — —‘

„— mir hat eine bemalte, kleine Büſte in Ihrem Atelierbau noch viel mehr gefallen, als die Centaurin, wenn ich ehrlich ſein ſoll,“ ſagte Ludwig in Dörthens peinlichen Gedankengang hinein, und ſie blickte, aufmerkend, in die Höhe und ließ ihre Gabel ſinken.

„Die Büſte von der Ljuba meinen Sie, Doktor? Eine mit tiefen Scheiteln, gelt, und der Marmor ſo wunderbar geädert? Ja, das iſt die Ljuba, mein Mäderl. Ich bin ſchon lang Witwer; die Ljuba war kaum im Inſtitut, als ihr die Mutter ſtarb. Jetzt iſt ſie neunzehn. Nun, am End' werden Sie ihre Bekanntſchaft hier machen, wenn wir nicht in einem fort kraxeln. Sie iſt eine enragierte Alpiniſtin, die Ljuba. — Fräulein ſind jünger als neunzehn, gelt?“

Das nahm Dörthe allen Ernſtes übel. Für einen Backfiſch wollte ſie durchaus nicht gehalten werden, und ſie ſtellte ihre zwanzig Jahre als etwas ſo Ehrwürdiges hin, daß der Künſtler, ob ihres ſtirnrunzelnden Ernſtes, hellauf lachen mußte und ſeine dunkelbraune Hand begütigend auf ihre weiße legen:

„Reſpekt vor dem reifen Alter, ja, ja; es iſt ſchon recht; ich werde den Ton umſtimmen. Hernach beim ſchwarzen Kaffee ſitzen wir auf den Balkon hinaus und ſchauen noch ein biſſel gegen den Roſengarten im Mondlicht und reden wieder vom Bergſteigen wie heut früh, oder wir machen Kunſtplauſch, wie Sie wollen.“

„Kunſt!“ ſagte Dörthe und ſah ihn wieder voll ſcheuer Begeiſterung an. „Und bitte, recht lange.“

„Gar ſo lang nicht. Ich muß meine fünf Stunden Schlaf haben. Morgen vor Tag geht's fort auf den Delagoturm, mit dem Tabarro und dem Löwenhansl, dem Villgrattner. Jetzt iſt's grad' neun. Da kommt das Deſſert zum Glück: — drei ſchwarze Kaffee hinaus in mein Eckerl, Resl, ſei ſo gut. Bis zehn haben wir eine Stunde für den Kunſtplauſch. Sie ſollten morgen früh zur Grasleitenhütte mitgehn, Doktor, und aufs nächſtemal darf dann Fräulein Schweſter bereits dabei ſein. Morgen ſchreibt ſie im Reiſetagebuch oder beſorgt die Korreſpondenz, bis der Bruder zurückkehrt, und vielleicht findet er ihr droben ein Edelweiß.“

— — — — — — — —

So etwas Wohliges und Aufregendes zugleich, wie den Verkehr zwiſchen dieſem Manne, der ein berühmter Künſtler war, und ihr ſelbſt, hatte Dörthe noch nie erlebt, und es machte ſie tiefinnerlich erzittern. Wie ein Vater und doch wie der Held ihrer kühnſten Träume trat er in ihr junges Mädchenleben ein, das ſo ſtill und einfach dahingefloſſen war bis vor wenig Tagen. Heute ging erſt der ſiebente ſeit der Abreiſe zur Rüſte, und in ihr geſtaltete ſich alles um und um in atemloſer Folge. — Sie hätte die Hände aufheben und flehen mögen: ‚nicht ſo viel — nicht ſo raſch!‘ und dennoch: jede Stunde feſthalten und von ſechzig

Minuten auf ſechshundert dehnen können — Seligkeit wär's geweſen.

Die übrigen Gäſte blieben drinnen im Eßſaal um den abgeräumten Tiſch ſitzen, breiteten ihre Karten und Handbücher aus und redeten Fach. Die wenigen Damen beteiligten ſich oder holten ſich, fürs gemütliche Zuhören, umſtändliche Handarbeiten herbei. Dörthe hatte gar keine mitgenommen. Ludwig trank ſeinen Kaffee geſchwind im Stehen; ein kleiner, bärtiger Herr, der eben erſt von der Tour hereingeſchneit ſchien und morgen weiter nach Karerſee wandern wollte, hatte ſich als alter Bekannter und Münchener Corpsbruder entpuppt und hielt ihn am Joppenknopfe feſt.

So ſaßen die beiden, der Profeſſor und Dörthe, allein auf dem überdachten Balkon im Winkel an der Brüſtung und vor ihnen, hinter den emporgeſtuften Kuliſſen der kohlſchwarzen Tannenwälder, ſtand geiſterhaft und ungeheuer der Roſengarten im Mondlicht. Silberbläulich ragten ſeine Zinnen und Türme; auf der Spitze des äußerſten funkelte ein Stern, wie von Feenhänden da droben zum Leuchtfeuer entzündet. Wo die ſteilen Grate und Wände abfielen und auf den Bergſtock trafen, liefen dunkle Runſen und Schattenſtreifen über das Geſtein, und das erſchien förmlich körperlos in ſeiner ſilberigen Helle. Es war ein Anblick von bezaubernder Schönheit; von unirdiſcher Größe.

Dörthe trank einen Schluck Kaffee, ſetzte das Täßchen in ſeine Schale zurück, daß es klirrte, und kehrte ſich vom flackernden Scheine des Windlichtes hinweg.

„Ich kann nicht — —!“ flüſterte ſie, legte ihr Geſicht in die linke Hand und ſchloß die rechte feſt im Schoß zuſammen.

Der Profeſſor blies das Windlicht aus und ſaß ſchweigend. Er ſah, daß ſie weinte. Ihre Schultern hoben und ſenkten ſich; die Thränen fielen, zwiſchen ihren Fingern durch, langſam in ihren Schoß. Der Mondſtrahl fing ſich in den klaren Tropfen. O, wie war ihr das Herz ſo ſchmerzlich voll, als ob es in ihr zerſpringen müßte! Sie konnte nicht anders. In all dieſer göttlichen und übermächtigen Herrlichkeit fühlte ſie ſich ſo kalt und einſam, wie noch nie im Leben; die Sehnſucht nach etwas Unbekanntem, das doch da ſein mußte nach dem Weltgeſetz, überfiel ſie und ließ ſich nicht ſtillen. Sie hob die Rechte und griff ins Leere.

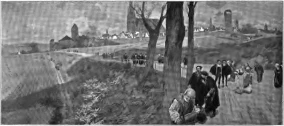
Da fing die Hand des neuen Freundes ihre Finger ein:

„Gelt, das geht über die Menſchenkunſt, der Roſengarten im Mondlicht? Sie dürfen ruhig weinen und ſich gar nicht ſchämen, Kind; ſo ſchön, mit dem Stern grad' wie draufgenagelt auf den Nordturm, das ſieht man alle zehn Jahre einmal — ich hab's ſelber noch nie ſo geſchaut. Drum wollen wir's auch als einen glücklichen Abend betrachten, der uns wieder zuſammengeführt hat und wollen's genießen, gelt? Und ſpäter in München, wenn Sie mit der Ljuba Kameradſchaft gemacht haben werden, dann ſollen Sie auf einen ganzen Tag meine Gäſte in der Villa ſein, und wir reden lauter Kunſt. Der Roſengarten und die Centaurin, das ſind eben zwei verſchiedene Dinge: die paſſen nicht zu einander.“

„Beide groß!“ ſagte Dörthe und trocknete ihre Thränen. „Ich möchte heute doch nicht gern auf mein Kunſtgeſpräch verzichten. Wer weiß —“

„— ob ich morgen dazu komme? Wollten Sie das ſagen? Nein, nein — ich verſteh' ſchon, wie Sie's meinen; aber der Delagoturm, der iſt auch kein Spaß, der iſt ein Unternehmen. Nun alſo, machen wir unſeren Plauſch und fragen Sie, was Sie wollen. Halt! Ich muß noch einen Moment hinunter zu den Führern; kommen Sie mit, wir plauſchen drunten vor dem Gatter, da promeniert ſich's gut. Die Resl ſagt's dem Doktor, daß ſeine Schweſter in ſichrer Obhut iſt und nicht davongeſprungen.“

Unter dem Vorbau hatte ſich das friedliche Bildchen aufgelöſt. Die Führer waren, bis auf den Ampezzaner, ſchon drinnen und ſchlafen gegangen. Tabarro wartete noch auf ſeinen Herrn, und Dörthe ſtand neben der leeren Bank, lauſchte den weichen, welſchen Sprechlauten und ſah, wie ihr Held den neuen Eispickel kraftvoll ſchwang und auf den harten Boden ſtieß, um die Güte des Holzſtiels zu erproben; wie er das Seil ſelbſt feſter und handlicher aufrollte und die Vorräte revidierte. Zuletzt trat er aus dem gelbledernen Halbſchuh und in den friſchen Kletterſchuh mit der ſtarken, geflochtenen Hanfſohle hinein und fand, daß er vorzüglich paſſe. Dabei ſtützte er ſich auf Dörthens Schulter, und ſie hielt ihm mäuschenſtill, bis er plötzlich in die Höhe ſchnellte:



Ostermorgen. Nach dem Gemälde von Paul Hey.

Digitized by Google

„Ja, was iſt denn das für eine Simpelei von mir? Bitte ſehr um Verzeihung, Fräulein; in meinen Gedanken an morgen mein' ich, daß ich die Ljuba da bei mir habe, und Sie ſind einen guten Schuh höher als die Ljuba. Daran merk' ich den Irrtum. Nun, geh'n wir jetzt. Buon' nott', Nato.“

„Buo' nott', Si'or! Alle due mezz', Si'or!“

„Das heißt: Aufbruch um halb drei. Dann ſind die Sterne am ſchönſten. So etwas Stilles und Feierliches können Sie ſich nicht vorſtellen.“

„Schöner als jetzt?“

„Ja — ganz gewiß. Jetzt liegt der heiße Tag noch in der Luft; dann aber fängt ein neuer an, jung und kühl, und die Stimmen im Wald werden erſt wach. — So, wir lehnen das Pförtl an, und nun ſind wir draußen. Hören Sie den Bach brauſen? Das iſt der Tſchaminbach. Wir gehn ein biſſel weiter, wenn's Ihnen recht iſt. In der Ferne ſchaut das Badl ſo lieb mit ſeinen Lichtern aus.“

Er hatte ſie einfach an den Arm genommen und rauchte ſeine kurze Pfeife. Ihr war's, als hätte ſie ſchon lange, lange zu ihm gehört; ſie ging ganz eng an ſeiner Seite und ſagte:

„Es muß das größte Glück ſein, einen Vater zu haben.“

„Eine Mutter haben iſt ein viel größeres Glück. Mein Mäderl iſt wohl zu beklagen, daß ihr die Mutter fehlt.“

„Ich bin noch mehr zu beklagen — ich habe weder Vater noch Mutter.“

Er drückte ihren Arm an ſich, nahm die Pfeife aus dem Munde und ſah in ihr mondbeſchienenes Geſicht. „Das iſt ſehr herb — und der Bruder wird ſich eines Tages eine junge Frau nehmen.“

„Daran will ich gar nicht denken.“

„Es iſt eben der Welt Lauf. An Sie wird dann ſchon die Reihe kommen, geben Sie Obacht.“

„Niemals! Mich von Ludwig trennen? — Nein! — — Was ſage ich denn? — Ihnen, einem Fremden —!“

„O, ich fühl' mich nicht fremd. Sehr gut bin ich Ihnen in der kurzen Zeit geworden. So ein würdiger Papa darf das gern, gelt, Sie Kind? Nicht traurig ſein, wiſſen Sie. Wenn der Bruder heiratet dann vergeſſen Sie nicht auf den würdigen Papa. Der wird Ihnen ein alter Freund werden und die Ljuba eine kleine Freundin. Nur ſo ein Käferl iſt ſie. — Da iſt eine Baumwurzel: — vorſichtig. Nun, iſt's hier nicht ſchön am Bache? Jetzt fragen Sie mir ab, was Sie vom Handwerk mit dem Meißel wiſſen möchten.“

„Ich möchte wiſſen — — “ (ſie blieb ſtehen, ſeufzte auf und ließ ſeinen Arm los), „— wie entſteht eine Statue?“

„Kurze Frage — lange Antwort. Im Kopf ſpringt ein Funken auf, oder die Gedanken klügeln ſich eine flüchtige Idee fertig, oder der Zufall wirft Einem das Motiv vor die Augen und in die Hände, daß man's nur auszuführen braucht.“

„Und — wie iſt die Centaurin entſtanden?“

„Aha, nun kommt die Specialfrage nach der generellen. Die Centaurin hat alſo eine arg realiſtiſche Vorgeſchichte. Ich rauch' einmal im Garten vor der Cottage meine Pfeife und bin unzufrieden und denk' ſo bei mir: ‚jetzt haſt du letzterzeit lauter fade Spielereien gemacht und ſollſt obendrein noch die ſeligen und hochſeligen Bortholazzis in die antike Toga ſtecken fürs Grabmal, und ihnen pathetiſche Züge meißeln und Todesfackeln und Friedenspalmen in die Hände geben‘. — Da fährt ein Planwägerl von Schwabing daher; Zigeuner oder Raſtelbinder — was weiß ich. Neben dem Mann mit den Zügeln in der Hand trabt ein Weib und hat die Peitſche in der Fauſt. Eine Herde Buben hinterdrein und vorauf. Das Weib wird rabbiat und ſchlägt mit der Peitſche dazwiſchen, und zuletzt keift ſie mit dem Manne, der ein dummer Trottel geweſen iſt, und ſchwingt ſich rittlings auf den Gaul und peitſcht weiter, wie toll. Die Buben fangen ſo eine Art Schlacht an; ich ſchau' mit der Ljuba zu. Plötzlich kommt ein Stein geflogen und dem Weib an die Bruſt, daß ſie aufſchreit und ſich hintüber wirft. Dann funkeln ihr die Augen im Kopf, und die Zähne fletſcht ſie und faucht wie eine wilde Katz' und ſchleudert den Stein zwiſchen die Buben zurück. Dann auf den Gaul gehauen vor Wut, daß er ſich auf die Hinterbeine ſtemmt und vorn ausſchlägt, die arme Beſtie, und dann fort, die Landſtraße hinab. — Da ſpringt mir mit einem Satz die Centaurin in den Kopf und ſteht ſchon dort auf der Drehſcheibe, und ich der Raſtlbinderfuhre nach, bis ich ſie hab'. Gleich am nächſten Morgen hat mir das Weib zum Modell hermüſſen ins Atelier — ja, wie das prachtvoll geweſen iſt, das kann ich einer jungen Dame halt nicht erzählen. Kurz: den Thon hab' ich nicht unter den Fingern fortgebracht, bis ich meine Ruh' hatte und die Centaurin vor den Augen. — Gelt, Leben ſteckt ſchon in ihr drin, eine reichliche Doſis, wenn ich auch verbeſſern muß."

„Ich wollte, daß ich ſagen könnte, wie mir's zu Mut geweſen iſt, als ich ſie geſehen habe," wiederholte ſie. „Meine Dummheit bedrückt mich — — ich fühle ſo ſtark und kann die Worte nicht finden."

„Die braucht's auch nicht, Sie Kind. Geben Sie Ihre Hand wieder in meinen Arm; Sie werden noch zu Fall kommen an den Wurzeln und Steinen am Weg. Jetzt kehren wir um — ich muß Schlaf haben auf morgen. — Alſo die Centaurin wird nun in Marmor gehauen; — einen wunderbaren Block hab' ich vor drei Wochen drunten in Maſſa-Carrara gefunden. Bis der nach München geſchafft iſt, kraxel ich halt und mach mir die Glieder kräftig. Ja, mich freut meine Arbeit, wenn das Gelingen dabei iſt. Die Centaurin geht nach Wien; die marmorne, heißt das."

„Künſtler müſſen ſehr, ſehr glücklich ſein — freie Menſchen."

„— oder auch unfreie. Die Geſchöpfe knechten gar oft den Schöpfer und machen ihn ſtumpf gegen die wirkliche Welt. — — So eine unmittelbare Natur wie Sie, das iſt dann eine Erquickung. Nun gute Nacht; übermorgen, will's Gott, ſind wir wieder beiſammen."

„Gute Nacht! — Tauſend Dank, Herr Profeſſor!"

„Dafür nicht. Schlafen Sie wohl; — hier kommt der Herr Bruder: ich liefre das Schweſterl wohlbehalten zurück, Doktor."

— — — — — — — — — — —

„Lege dich noch nicht ſofort zu Bett, Dörthchen; in guten fünf Minuten guck' ich noch ein paar Augenblicke zu dir herein," ſagte Ludwig. Dann ſchob er ſeinen Arm in den des Profeſſors, und die beiden ſchlenderten noch einmal zur Pforte zurück und ließen Dörthe ſtehen.

Zwölftes Kapitel.

Dörthe lag wach. Die bloßen Arme unter dem Kopfe verſchränkt, grübelte ſie ſeit Stunden, und ſobald ſich etwas um ſie her noch ſo leiſe regte, ſetzte ſie ſich im Bette auf und horchte, bis ſie ſich immer aufs neue davon überzeugte, daß es allemal der arme, ſurrende Nachtfalter war, der ſich zu ihr herein verirrt hatte. Nicht einmal ihr langes Haar hatte ſie, wie ſonſt jeden Abend, zum Zopf geflochten, noch ſich die kleine Mühe genommen, ihr Nachtkleid auszupacken und überzuwerfen. Eine wahre Fieberglut erhitzte ſie von innen heraus, und die Kühle des Zimmers, das eiſige Bergwaſſer im Glaſe neben ihr empfand ſie als Wohlthat. Todmüde fühlte ſie ſich und konnte ihre unruhigen Füße doch nicht zur Ruhe zwingen.

Der überreiche Tag, mit ſeinen wechſelnden und widerſtreitenden Eindrücken, war zuviel für ſie geweſen, und alle die Gedanken, die dieſe Eindrücke ausgelöſt und ins Fließen gebracht hatten, rannen ſo unaufhaltſam und ſtetig, wie der Sand in das Glas der Sanduhr rinnt.

Ihr Bett hier im hellgetünchten Zimmerchen mit all den hellen Holzmöbeln und der peinlichen Sauberkeit in jedem Gerät, ſtand genau ſo wie es daheim auf dem Ekenhoff ſtand. Liegend konnte ſie dort die dunklen Bäume und ein Stückchen Sternglänzen durch die Fenſterſcheiben ſehen. Hier war's ähnlich — und doch nicht. Daheim die Eichen, deren Gezweige bei ſtillem Wetter kräftige Schattenriſſe gegen den Nachthimmel zeichnete; in deren Kronen die friedlichen Holztauben manchmal ſanft gurrten, als träumten ſie gleich den Menſchenkindern. Hier ſah ſie die ſchwarzen, formloſen Maſſen des Tannenwaldes, und darüber ſtiegen drohend die Felswände der Schlern-Ausläufer empor, hinter denen die wilde Bärenfalle ſich niederſchluchtet. Aus dem Tannendüſter kamen auch nächtliche Vogellaute: ein helles Jammern und Weinen, mit einem ſchauerlichen Kichertone zwiſchenhinein. Das war die Stimme des Waldkauzes; Dörthe kannte ſie noch nicht. Den tröſtlichen Sternenhimmel ſchloß der Schlern aus. Man mußte wohl hart ans Fenſter treten, wenn man ihn ſehen wollte.

So lag Dörthe auf dem Rücken und wachte unter bangen Gedanken die Stunde heran, die das erſte Geräuſch im todtenſtillen Hauſe bringen würde: das behutſame Tappen der Nagelſchuhe. — Warum paßten die neuen Nagelſchuhe vom Wirt Ludwig wie angegoſſen, daß er ſie dem Beſitzer gleich abgekauft und ſelbſt eingefettet hatte und behauptete, er ginge ſo bequem wie in Filzſchuhen darin? Warum beſaß der Wirt auch noch dazu ein überzähliges Paar Scarpetti, mit denen er den Hausgäſten gern aushalf, und lieh ſogar von ſeinen ſtarken Knieſtutzen her? — Der Profeſſor und der Münchener Korpsbruder, — die hatten Ludwig zum Mitthun breitgeſchlagen. Gott wußte, wohin ſie klettern und wann ſie zurück ſein würden. Ihm zu Gefallen verſchob der Profeſſor den Delagoturm noch ein paar Tage und der Korpsbruder ſeinen Marſch nach Karerſee gleichfalls. Durchaus und durchaus mußte Ludwig ein Mitglied des Deutſch-Öſterreichiſchen Alpenvereins werden — ein Bergfex. Da gabs kein Entrinnen mehr.

O, wie entrüſtet hatte er Dörthens „Bergfex“ zurückgewieſen! — Die beſten Mannestugenden entfaltete der Alpenſport; den Mut und die Ausdauer, die Kraft des Willens und die raſche, kaltblütige Entſchloſſenheit tödlichen Gefahren gegenüber. — Und dieſe hohen Ziele! Das Streben himmelan in die reinſten Lüfte von kriſtallener Klarheit, während der ſchwere Erdenbrodem tief, tief drunten auf den Thälern lagert, ſchwül und dumpſig, wie eine ekle Laſt.

So begeiſtert hatte ſie Ludwig doch noch niemals ſchwärmen hören, wie geſtern abend, da ſie, vor Schlafengehen, noch ein knappes Viertelſtündchen miteinander auf dem Fenſterſimſe ihres Stübchens geſeſſen und Hand in Hand hinausgeblickt hatten. —

„Im Sturm haben ſie mich übergewonnen zu ſich. Laß du mich jetzt deinen Vorkämpfer ſein. Ja, ganz gewiß — du ſollſt auch hinauf; ich verſpreche dir's in die rechte Hand, Dörthchen. Ruh' dich morgen erſt einmal aus; ſchreib' ausführlich nach Hauſe, und ſchließ' dich an eine der Strohwitwen zum Spazierengehen an. Wir Männern kraxeln alle. Was? Du kannſt dich nicht anſchließen? O, das kommt ganz von ſelbſt, ſo ein liebes Tierchen wie du biſt, mein Dörthchen. In ein paar Tagen wird auch die Tochter vom Profeſſor hier ſein. ‚Ljuba‘, klingt das nicht hübſch? Ihre Mutter iſt eine Ruſſin geweſen, und ‚Ljuba‘ iſt ruſſiſch. Es heißt auf deutſch ‚Liebe‘. — Wie gefällt dir der Mädchenname?“

„Ich finde ihn dumm für ein gewöhnliches Mädchen,“ hatte ſie in ihrer ſchroffen Weiſe geantwortet, und er darauf:

„Vielleicht iſt ſie ungewöhnlich. Wer weiß: die Tochter von einem ſolchen Vater. Biſt du denn gar nicht neugierig? Geſehen haben wir ſie doch ſchon; erinnerſt du dich an das Modell zur Büſte, auf dem braunen Holzbalken mit den Roſen ringsum?“

„Ja, ich erinnere mich. Aber den Namen Ljuba finde ich trotzdem albern.“

„Iſt dein Name weniger hübſch in meinen Augen und weniger albern oder dumm in deinen? Sie heißt ‚Liebe‘, und du heißeſt ‚Gottesgabe‘.“

„Wirklich — du haſt recht.“

„Alſo bitte mir flink ab und dann gute Nacht, mein Dörthchen, und wünſche uns einen klaren Tag.“

„Ich bitte ab — es iſt doch nicht der Rede wert! — Um Gotteswillen, nimm dich in acht; komm' bald wieder und geſund.“

„Wir geh'n am Seil und haben zwei prima Führer.“

„Gute Nacht, Ludwig — behüte dich Gott tauſendmal!“

„— und ſei fidel, Dörthchen!“

„Ja — ja!“ — — — — — — —

Wenn ſie nun nur nicht immer wieder über dieſe Ljuba nachdenken müßte, die ihres Vaters Tochter und Modell zugleich war. Ludwig ſchob ihr die Neugier auf Ljuba Loß zu, — und er ſelbſt wurde davon in Wahrheit geprickelt! — — Sonderbar: ſo unbehaglich empfand ſie heute ihre Nachtgedanken, wie früher die verbotenen an „Das“. —

Thorheit! —

Es ging ihr gar nicht in den Kopf, daß ihr Held eine erwachſene Tochter haben ſollte. Ein Mann mit ſo jungen Augen und ſolch einem Weſen — — wie denn? Beſchreiben konnte man's nicht — — ein Weſen, dem man ſich anſchmiegen mußte, willig oder unwillig. Ja, das war's. —

Vielleicht lag ſeine Macht in der Künſtlergröße, der ſich alltägliche Sterbliche beugen. — Damals, als ſie vor der Centaurin im Atelier ſtand, hatte ſie dieſe Zwangsgefühle ſchon vorgeahnt, ohne ihn zu kennen, und hatte Zorn und Eiferſucht empfunden, weil er in ihrer Idee etwas vor ihrem Liebſten voraus gehabt, vor ihrem Bruder.

— Und nun? — Zorn und Eiferſucht gänzlich erloſchen, und dafür die heißen Empfindungen ihres Herzens in zwei Flammen geſpalten. —

„Man kann nicht zwei Göttern dienen — — — — — — Ludwig — — ich bin nicht untreu!“ — Sie ſprach den kurzen Satz rufend vor ſich hin und erſchrak über ihre eigene Stimme, ſo daß ſie den Kopf, mit dem Geſichte voraus, in die Kiſſen bohrte und die Decke über ſich zog. Allein, das verſetzte ihr die Luft. — Sie warf die Hülle zurück, und lag wieder regungslos auf dem Rücken, raſch atmend und die Hände krampfhaft gefaltet. Groß und ängſtlich ſtarrten ihre Augen gegen das Fenſter. Der Schrei des Kauzes war ſtill geworden; draußen rauſchte es durch die Tannen, und die Wipfel knarrten leiſe.

‚Nun ſchlafen die Vögel im Neſt —‘. Das dachte ſie einmal, zweimal, zehnmal —, und über dieſem thörichten, kleinen Gedanken kam kein andrer mehr in den Vordergrund. Die halbgetünchten Wände verdämmerten allgemach in Finſternis; das Fenſter ſchrumpfte zuſammen, bis es nur noch ein mattes Pünktchen war und dann verſchwand es auch in Nichts. — — — — — — —

Sie fuhr aus ihrem kurzen Haſenſchlafe wieder in die Höhe. Ihre Thür mußte leiſe ins Schloß gedrückt worden ſein. Von wem? Sie konnte ſich im Moment auf nichts beſinnen. Doch! Das war's. Ludwig hatte ihr gewiß noch Lebewohl ſagen wollen. Ihr erſchrockenes Herz ſchnürte es förmlich zuſammen, daß er vergeblich dageweſen. Nun tappte es auch behutſam im Flur, und ehe ſie ſich ihren Regenmantel umwerfen und in die Schuhe treten konnte, waren die Füße in den ſchweren Nagelſchuhen ſchon zum Hauſe hinaus.

An ihrem Fenſter gingen ſie vorbei, und kreuzten den Pfad zum nebelrauchenden Tann hinein. — Die Sterne, hoch über dem Schlern, funkelten noch wie Brillanten, aber es kroch ſchon eine ſchwache Röte am Himmel aufwärts. Die Luft kam eiſig zum offnen Fenſter herein; die Tannen rauſchten und knarrten noch unruhiger wie vorhin im Morgenwind, und der Tſchaminbach lärmte durch die feierliche Frühſtille. —

Da ſchritten ſie hin und tauchten, einer nach dem andren, ins Tannendunkel, die fünf Männer. Jeder ſchulterte ſeinen Pickel und rauchte ſein Pfeifchen; nur Ludwig hatte noch keins und behalf ſich mit der Cigarre. Aber er trug einen tüchtigen Ruckſack umgehängt. Stämmig und breitſchultrig ging er neben der prächtigen Wohlgeſtalt des Profeſſors, und der Korpsbruder wuzelte, behend wie ein bärtiger Gnom, neben dem ernſten Führer, dem Villgrattner aus Tiers. Dem lag das aufgerollte Seil über dem Ruckſack. Der welſche Fortunat ſchlenderte einſam hinterdrein, hatte den Spitzhut ſchief in die kurzen Locken gedrückt, und die lange Feder drehte ſich zwirbelnd im Winde. Er trällerte wieder die näſelnde Melodie von geſtern abend. Die andren ſprachen und lachten gedämpft. Einmal, am Waldrande, ſchaute Ludwig ſich um und winkte in der Hausrichtung zurück.

„Ludwig! — Lebewohl!“ rief Dörthe hinter ihm drein, allein er war ſchon verſchwunden. Über ſie kam erſt jetzt mit Zittern das Bewußtſein der Gefahren, denen ihr einziger Bruder leichten Sinnes entgegenſtieg. Sie blickte gen Himmel und betete ihr altes Kindergebet, weil ihr kein anderes einfiel, und dann das Vaterunſer hinterdrein. Zum erſtenmale in ihrem Leben genügte ihr das Gebet aller Gebete nicht; — ſie mußte den ſieben Bitten noch ein paar aus dem eigenen Herzen hinzufügen und dabei den großen, blauflimmernden Stern anſchauen. Der war wie ein verſtehendes Gottesauge, das zu ihr niederſah.

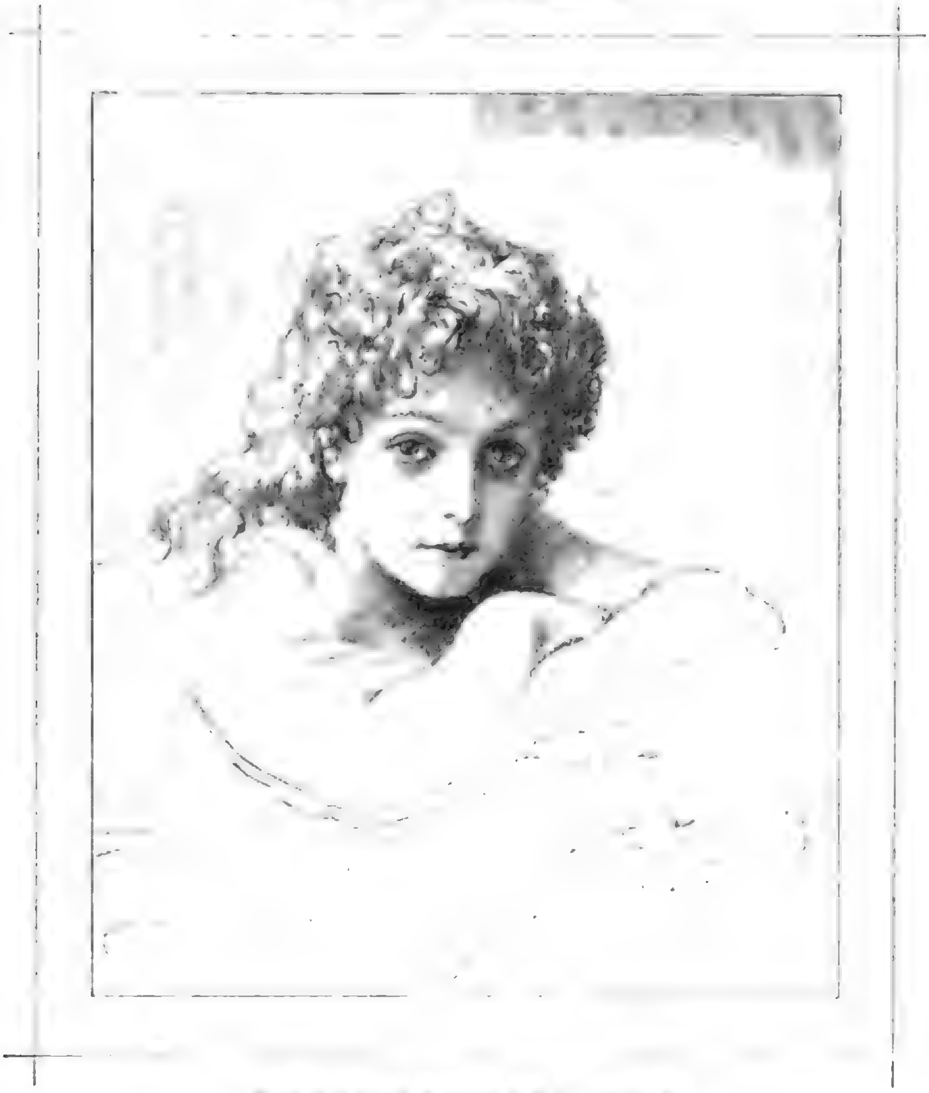
Dann, als ſie die Laſt auf ihrer Seele erleichtert hatte, fühlte ſie eine köſtliche, geſunde Müdigkeit in Gliedern und Sinnen. Sie flocht langſam ihr Haar ein, holte die Nachtkleidung hervor, hüllte ſich hinein, und klopfte ihre zerwühlten Kiſſen auf. Dann ſchloß ſie die Thür zu und legte ſich wieder ins Bett.

‚Mein Tag iſt ſo ewig lang ohne Ludwig, und Ludwig ſagt, daß wir erſt morgen Briefe von Zuhaus haben können.‘ Mit dieſen beruhigenden Gedanken kehrte ſie ſich gegen die Wand und beſchloß, nachträglich einen guten, auskömmlichen Schlaf zu thun.

— — — — — — — — — — —

Als ſie, mitten aus lebhaftem Traum, erwachte, fuhr ihr ein heller Blitz in die Augen, der Donner krachte hinterdrein und

Aus unserer Studienmappe:



Aus Heinrich Loſſows Skizzenbuch.

rollte majeſtätiſch zwiſchen den Felswänden weiter. Der brauſende Gewitterwind bog die Tannen, und durch die graue Luft tanzten die Schneeflocken im wilden Gewirbel.

Gewitterſcheu war Dörthe nicht. Das konnte man auf dem Ekenhoff nicht gebrauchen. Wenn da das Gewitter einmal über den Fluß gekommen war, hieß es die Gedanken zuſammenfaſſen und die Überlegung kühl halten, damit in Haus und Hof, Stallung und Scheunen kein Strahl und Schlag unerwartet niederſchmetterte und zündete. Demgemäß war ſie ſofort mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und am Fenſter. Aber ſie prallte zurück. Düſtere Felsmauern, ſchwarzer Wald und kein freier Ausblick, über blitzerhellte Wieſen, nach Ekendorf. — ‚O, die ſchauerlichen, himmelhohen Berge!‘ Da hörte ſie den Pſalmiſten ſprechen: „Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit —.“

‚Gott iſt bei ihm!‘ — daran tröſtete ſie ſich und ſtillte ihre Angſt.

Hier in den Bergen, mit Hall und Wiederhall, klang des Donners Stimme drohender und ehrfurchtgebietender als daheim in der Ebene. Selbſt für mutige Seelen war's ein erleichterndes Bewußtſein, aus der Einſamkeit zu Mitmenſchen flüchten zu können. Dörthe jedoch dachte nur an Ludwig, und die ängſtlichen Gedanken an ihn lähmten ihr die Finger, ſo daß ſie gar nicht mit dem Ankleiden zurecht kam wie ſonſt.

In dieſer winterlichen Dämmerung, die nur von den blauen Blitzen zerriſſen ward, ließ ſich auf keine Zeit raten. Dörthchens Taſchenuhr ſtand und zeigte auf halb vier. Das konnte unmöglich ſtimmen, und als ſie den Kopf zur Thür hinaus ſteckte, ſah ſie das Licht in den Gängen brennen, und von der Küche her kam reges Leben und der gute Geruch von etwas Gebratenem. —

Eilends lief ſie den Flur entlang, an der Hausthür vorüber. Draußen im Schneegeſtöber ſtanden die beiden Engländerinnen in langen Wettermänteln, Kapuzen über den Köpfen, feſte Stöcke in Händen, ſprachen mit dem Wirte und deuteten in die Gegend des vernebelten Roſengartens hinüber. Das Unwetter verſchleierte jeglichen Ausblick; der Wind jagte das Flockentreiben vor ſich her und pfiff um die Hausecken. Oben im Saale war's kalt und leer; eine Petroleumflamme brannte trübſelig am unteren Ende des Hufeiſentiſches, und im Lichtkreiſe auf dem Tafeltuche das vereinzelte Frühſtücksgedeck für die Nachzüglerin. Im offenen Nebengemach ſaßen ein paar Damen und Herren bei Handarbeit und Domino zuſammen, plauderten und machten harmloſe Witze zwiſchen Nadelſtichen und Spielzügen, als brave Leute, die ſich liebenswürdig ins Unvermeidliche ſchicken. Als Dörthe hereinkam, lachten und nickten ſie ihr gemütlich zu, und ein dürrer Großpapa zeigte auf die Wanduhr, die der Elf ſchon entgegentickte. Dörthe grüßte ernſt und ſteifnackig zurück. Sie verſpürte keine Luſt zum Anbinden, und vor allen Dingen lag ein Brief mit deutſchen Poſtmarken neben ihrer Theetaſſe. Darauf ſtürzte ſie ſich, und Eſſen und Trinken kamen zu kurz dabei.

Aus der Heimat. Acht Seiten von Großmutter und vier von Tante Doris. Die las ſie gleich zuerſt; denn das Beſte hebt man ſich für zuletzt auf. Tante Doris ſchrieb drollig und kritzelig; da und dort ein halber Satz ſchief unterſtrichen, die Endbuchſtaben in Mauſeſchwänze auslaufend und hinter die Ausrufungszeichen meiſt ein Fragezeichen in Klammern geſetzt. In den zuſammengefalteten Bogen hineingeſchmuggelt ein verklebtes Zettelchen mit der Aufſchrift: „Solo!“ und die vertrauliche Anfrage enthaltend: ob ſchon etwas Beſonderes, Intereſſantes in Dörthekens Weg gekommen ſei? Dörthe wurde rot und ärgerte ſich. Ihr war's als ſchaue die Patentante klug und hellſeheriſch in ihr Herz und erkühne ſich zu ſtöbern. — Deſto ſchöner Ochens Brief. Sie ſelbſt leibte und lebte in ihrer altmodiſchen Schrift und altmodiſchen Rechtſchreibung und ſo wunderhübſch behaglich erzählte ſie von Ekenhoff und Ekendorf. Sommerfreuden und -leiden und kleine Neuigkeiten. Daß morgen der erſte Roggen hinter dem Fuhrenſchlag eingefahren werden ſolle und übermorgen das letzte Heu von der Neuenlander Wiſch. — Daß Brünnigs Aalkörbe in den Sielgraben gelegt habe und der Habicht wieder ein Küken geholt: eins von der goldbunten Kochinchinaglucke. Die Kohlroſen vor der Nordveranda blühten noch immer; das war eine wahre Ausnahme dieſen Sommer, und dann die beiden neuen Hochſtämme, wie die köſtlich geworden waren! — Dörthe nahm die Roſenblätter, die aus den engbeſchriebenen Bogen in ihre Hand fielen, und küßte ſie heimlich. Großmutters liebe Hand hatte ſie zwiſchen die engbeſchriebenen Seiten gelegt, noch ganz friſch dufteten ſie, die Proben von den neuen Hochſtämmen, das roſa „Souvenir d'un ami“, der milchweiße „Maréchal Niel“. Ach, und wie ſie den Garten ſchilderte, die geliebte alte Frau, und die kühle Halle, die traute Wohnſtube, in die ſie nun ſelber Blumenſträuße ſtellte, weil Doris keine Zeit fand, ſich damit zu befaſſen. „So gut, wie mein fernes Mägdlein kann ich es nicht; jedoch unſeres Gottes Wunderwerke ſind immer ein holder Anblick. Jetzt beſucht mich Paſtors Nichte aus dem Land Hadeln öfters, ein gutes Kind, friſch und derbe weg, und verſteht einen trefflichen doppelten Butterkuchen zu backen. Vielleicht findeſt Du ſie noch hier; ſie freut ſich auf Dich und unſeren Ludwig und pflegt Dir Dein Levkojenbeet und Deine Milleſolien-Aſtern. Unſer ganzer Garten duftet nach Reſeda und abends nach den Nachtviolen vom Blumendeich. Der Kuckuck ruft nicht mehr, und die jungen Störche ſtehen ſchon auf der Wiſch beiſammen und üben ſich zum Fortziehen im Auguſt — — —“.

Dörthe las und las, löffelte ihren Thee und hatte Heimweh nach Wärme und Liebe. Eiferſüchtig war ſie auf das gute, friſche Kind aus dem Land Hadeln, das ganz gewiß mit Ochen um den großen Grasplatz ſpazieren ging, den Arm um Ochens Schultern, wie ſie, und Ochen aus „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“ vorleſen durfte, wie ſie, und Netze über die Klevner Träubchen zog, wie ſie, und von ihren Kammerfenſtern aus. Gewiß hatte ſie auch Mutters Bild von der Wand genommen und unakkurat wieder hingehängt und Ludwigs und ihr heiliges Geſchwiſterlied geleſen. —

Ludwig! — Da war die Angſt um ihn von neuem. Sie ſchob Taſſe und Teller von ſich ab, hörte nicht auf den freundlichen Anruf aus dem Nebenzimmer: ‚ob ſie ſich nicht mit ihrer Arbeit auch hereinſetzen möge?‘ — ſondern haſtete hinaus auf den bedeckten Balkon! „Das Salettl“ nannte ihn des Profeſſors feſches Resl. — Sieh: da ſchoß gerade der erſte Sonnenpfeil durch die geballten Wolken und zerriß ſie. Dann flutete das glorreiche Licht in breiten Strömen hinterdrein. Es ſpielte funkelnd mit Flocken und Tropfen und warf grelle Glanzflecke auf die Türme und Nadeln, das Laurinsgartl und bis zur fernen Rotwand, die alle in blendendem Neuſchnee prangten. Der letzte Donner vergrollte, und weiße Nebelfetzen zogen, ſchleiergleich, zwiſchen die ſchwarzen Tannenkuliſſen hinein und hinweg. Wie ein Wunder ſo unbegreiflich raſch geſchah die Verwandlung, und nun blaute der Himmel, und jeder Grat ſtand ſilberweiß; jede Runſe im Geſtein war eine zartbläuliche Schattentiefe. — Unten in Sankt Cyprian läuteten ſie; feierlich klang es herauf. Es war wie der fromme Dank für die Errettung aus Sturm und aus Blitzgefahr.

Dörthe hielt es da oben, im engen Salettl unter dem niedrigen Holzdache, nicht aus mit ihrem vollen Herzen; der Klub Gemütlichkeit um den Zeitungstiſch und die Glühweingläſer lockten ſie noch weniger. Sie ging in den graſigen Hof hinunter, um mit dem Wirte zu reden. Der ſtand in der offenen Gatterpforte, ſchaute in die beſchneiten Tannen, von denen der Schnee unter der Sonnengewalt ſchon wieder abtropfte, und hielt ſeinen ſtrammen Buben im Arm. Derb, rotbäckig und nacktbeinig, das Hütchen mit dem Federſtoß ſchräg auf dem linken Ohr: ein Defreggerſches Bildchen. Sie hatten gerade einen vertraulichen Plauſch, Vater und Sohn, über die drei Herren und ihre Tour:

„Du — Vaterl: am End' ſind's nur bis zur Hütten hinauf?“

„Ah, geh', geh', dumm's Bubi! Der Herr von Loß und der Löwenhansl, die werden grad in die Hütten einſitzen und karteln. Die ſind lang fort, Bubi.“

„Aber der Nato nicht — gelt?“

„Der Fortunat iſt ein Fauler drunten im Thal. Droben hat er ſeinen Ehrgeiz und ſeine rabbia ſo gut, wie der Hans. Die ſind ſicher lang fort, alle miteinand'.“

„— auf den Delagoturm, Vater?“

„Na, na, Bubi. Das geht nicht, wegen dem fremden Doktor. Der iſt halt noch ein Lehrbub', weißt. Allein thut's der Herr von Loß ſchon riſchkier'n; mit dem Fremden nit.“

„Das wär' eine Gottverſuchung, — Vaterl, gelt?“

„So e biſſel ſchon. — Du redſt daher wie ein Pfarrer.“

„Aber die Frau Geheimrat hat's heut' früh g'ſagt.“

„Geh — mußt net überall die Ohren aufſperr'n, Bubi, und thu' das Fräulein nit bang machen, hörſt? Schau, da kommt das Fräulein. Führ's fein höflich daher.“

„Muß man dem fremden Herrn etwas Warmes richten, Vaterl?“

„Oho, noch lang net! Später gehſt du und hilfſt der Mutter, wenn ſie ihm ein Gewand von mir herthut, und hängſt's brav zum Feuer, gelt?“

„Ich ſpring' zum Mutterl und ſag's g'ſchwind, ja?“

„Erſt höflich ſein, Buberl, weißt! —“

Er lief Dörthe geradeswegs in die Arme, der herzige, kleine Burſch, umklammerte ſie kräftig, ließ dann los, machte ſeinen Diener und küßte ihr die Hand:

„Du, Fräulein, darfſt dich nicht fürchten. Dein fremder Herr Doktor ſteigt nicht am Delagoturm; der Loß riſchkiert's net — der Vater hat's g'ſagt. Hernach thu' ich deinem fremden Herrn ein Gewand vom Vater richten, weil er pitſchnaß aus dem Schnee heimkommt. Darfſt dich net fürchten, Fräulein.“

„Mit dem Profeſſor und dem Villgrattner iſt der Herr Bruder ſo ſicher wie in Abrahams Schoß, Gnädige,“ beſtätigte der Wirt und machte Dörthe neben ſich in der Gatterpforte Platz. „Der Profeſſor überlegt gar wohl und ſieht's dem Felſen von fern an, ob er brüchig iſt, oder eisglatt und wo's einen Griff gibt. Und dann ſind ſie gut angeſeilt. Ich denk' mir, ſie werden zur Scarlierett'ſpitz' ſein; da drüben, gleich hinter den Türmen. Da hat's eine ſichere Steiganlag' und ein breites Geſims.“

„Aber der Schnee — Gott — hätt' ich meinen Bruder doch erſt wieder!“ —

„Ich glaub's ſchon — es iſt am End' das erſtemal, daß er hinaufgeht, gelt? — Nun: der Loß und der Löwenhansl, die hat ihm der Herrgott zu Schutzengeln angeſtellt, alſo nicht nervos ſein, Gnädige. Um Nachtfall haben Gnädige den Herrn Bruder wieder da, und er findet luſtige Geſellſchaft und einen warmen Anzug. Das iſt beſſer fürs erſtemal. Und kommen ſie erſt morgen früh heim, ſo halten ſie eben eine gute Raſt in der Hütte. Nur nicht nervos ſein."

Sie nickte vor ſich hin, das warme Knabenhändchen feſt in ihrer Hand, und ihre Blicke hingen bang am himmelanſteigenden Felsgeſchiebe. „Ich muß ſuchen, daß ich meiner Natur einen tüchtigen Stoß gebe," ſagte ſie. „Ich kenne die Alpen noch nicht, und immer denk' ich mit unſerm Schiller:

‚Es donnern die Höhen,
Es zittert der Steg,'

und ſo ſeh' ich Gefahr und wieder Gefahr — ich kann's nicht helfen."

„Der Schiller hat die Alpen auch nicht gekannt, und wie ſchön und mutig läßt er den Tell davon reden und den Stauffacher Werner. Die eine Gefahr, dafür iſt die Sonne gut; ſchau'n Gnädige, wie ſie den Schnee hinwegleckt? — Es iſt gar nicht arg viel gefallen — Und die andern Gefahren? Ja, der Menſch muß doch eine Schneid haben und Zutrauen zu ſich ſelber; — das muß ein jeder Mann beweiſen, gelt, Bubi?"

„Zu Mittag gibt's Kolatſchen mit Powidl, Fräulein," tröſtete das Bubi und ſprang luſtig an Dörthe auf, „geh', ſei net bang!"

„Jetzt ſind ſie droben am Gipfel, oder doch bald", meinte der Wirt und zog ſeine Uhr. „Elf vorbei. — Der Abſtieg iſt dann nimmer ſo hart. Eine gute Stunde länger wird's freilich brauchen; und weil's taut, muß man auf die Lawinen und den Steinſchlag Obacht geben. Halt, da iſt der Aignerfranzl; der geht zur Nacht mit den Thompſons ab auf Dirupi Larſec; der weiß zuverläſſig, wohin Ihre Herren fortſind."

„Na, na, nöt zum Scarlierett, — durch d' Fallen ſind's auf zur Roterdſpitzen," ſagte der Aignerfranzl und nahm die kurze Pfeiſe nicht einmal aus dem Munde beim Reden. „Z'ruck über's Alpel un' d' Hitten. Die thun ſich nöt hart heut; dem Hansl iſch's nöt emol recht g'weſen!"

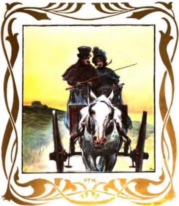
Der Wirt lachte: „Jetzt vergeht die Sorg' ein biſſel, gelt, Gnädige? Wenn Sie meinen Buben mithaben mögen, ſo führt er Sie einen ſchönen Spaziergang im Thal, wo's Wald hat und Blumen, und das Mittagsläuten hier vom Badl hören Sie ſchon; eine Viertelſtund' eh man aufträgt. So ſpring' mit der Gnädigen, Rudi, und, ſei ſehr brav, hörſt', Buberl?"

— — — — — — — —

Brav und geſittet trabte der kleine Tirolerkavalier neben ſeiner Schutzbefohlenen zwiſchen den blumenüberſtreuten Grasknollen nach Sankt Cyprian hinunter, denn dorthin wollte Dörthe. Der Weg war ihr von geſtern her vertraut geworden, und das Gefühl gebrauchte ſie hier in der Fremde, deren Berge und umgrenzende Felſenmauern ihr, bei aller erhabenen Pracht, doch das Herz beengten. Vor ihr ſtufte ſich der Tannenwald aufwärts und hob ſich ſcharf vom weißgeſprenkelten Grün der Alpweiden. Da und dort ragte ein Schindeldach oder ein zierliches, graubraunes Haus; am wilden Bache rauſchte das Mühlrad der Brettſchneide, und im Geröll kletterten die Ziegen aufwärts und abwärts; der Hüterbub lag ſeitab unter den Schleppäſten der alten Wettertanne und ſchlief. —

Dörthe verſtand ſich kaum auf den Umgang mit Kindern. Kinderliebe lag ihr nicht im Blut, und ſie ſelbſt bedurfte gar zu ſehr noch der Leitung und war in hundert kleinen und großen Dingen und Fragen unſicher geblieben, die jedes Weltkind ſpielend löſte und bewältigte. Immer ſtützte ſie ſich auf Ludwig und ſchuf ſich aus ſeinen Worten ein Evangelium; erſt in dieſen jüngſten Tagen hatte ſich der Drang nach Selbſtändigkeit in ihr geregt. Da aber kam der Profeſſor in ihren Weg und machte ſie wieder zur abhängigen Seele, die hilflos ſtand und ſich ſelber nicht begriff.

Hier am Bache entlang war ſie geſtern an ſeinem Arme gegangen. Eine ſehnſüchtige Weichheit kam über ſie; einen großen Anlauf mußte ſie nehmen, um dem unermüdlichen Geplauder des Kindes folgen und ſelber ein wenig mit ihm plaudern zu können. Ein lebendiger und geſcheiter kleiner Mann war's, und ein echter Junge, der im Nu herausfand, wo die Schwäche ſeiner Begleiterin lag. Er ließ ihre Hand gar nicht aus ſeiner, wenn's nicht etwa allzuſchöne Blumen zu brechen gab und ſeines Alpengras, deſſen Riſpen einen würzigen Zimmet-



Heimfahrt. Aquarell von P. J. Messerschmitt.

Digitized by Google

duft an ſich hatten, oder ſammetnes Moos, das feuerrote Hütchen trug. Dabei warnte er ſie vor jedem Fehltritt erklärte ihr Berg und Thal und wiederholte ihr zwanzigmal, was der lange Aignerfranzl vorhin geſagt hatte:

„Durch die Fallen — (weißt, Fräulein, auf der Landkart' heißt man's die Bärenfalle) — zur Roterdſpitz, und zurück übers Alpel und die Grasleitenhütte. Der Franzl nennt's nur: ‚die Hitten‘, aber das iſt dumm g'ſagt, gelt, Fräulein? Zur Hütten könnt' ich leicht hinauf mit dir, wenn du mir folgſt und läſſ'ſt meine Hand net aus, oder ich knüpf' dich ans Seil.“

„Du?“

„Warum net? Wir nehmen den Ratſchigler Geißbub mit von Tiers, der kann kraxeln wie die Geißen, und eine Kraft hat er, grad' wie der Simſon in der Bibelg'ſchicht. Gelt, du weißt's auch ſchon, daß dem Simſon ſein Eſelskinnbacken gar keiner war, ſondern ein Felſen: — ſchau, ſo einer wie der Roßzahn ob dem Gart'l. Damit hat der Simſon die Philiſter erſchlagen, und das könnt' der Ratſchigler Geißbub auch. Drum nehmen wir ihn mit, gelt? Aber kan Schwindel darfſt fei net hab'n, Fräulein.“

— — — — — — — —

Sie ſaßen zuſammen auf den flachen Steinſtufen vor dem Cyprianskirchlein. Dörthe hatte die Hände ums Knie gefaltet und der Kinderkopf lehnte ihr am Arme. Sie ſah in die luſtigen Braunaugen und die heitre Landſchaft ringsum, leuchtend und glühend im Sommerſonnenſchein. Dann kam eine krumme Alte des Weges daher gekeucht, vertrocknet, halbblind, zitternd und zahnlos. So taſtete ſie ſich den Pfad zum Kirchlein hinan, ihren Krückſtock vorſchiebend, und der Roſenkranz baumelte ihr zwiſchen den dürren Fingern.

„'gelt's Gott! 'gelt's Gott un' alle liab'n Heiligen!“ murmelte ſie, ſchon ehe ſie ihr Almoſen empfangen hatte, und das Bübchen ſprang in die Höhe, leitete ſie hilfreich die Stufen hinauf und führte ſie drinnen auch noch bis zum Betbänkchen vor dem beſcheidenen Altare. Dann zog es ſein Filzhütchen, tauchte die braune Kinderhand ins Weihbrunnbecken, bekreuzte ſich und ſah Dörthe mit klugen Augen an, begierig, was ſie nun thun würde.

Das Weihbrunnbecken berührte ſie nicht, aber ſie ſetzte ſich hinter die Alte auf die zweite Bank und legte ihr Geſicht in die gefalteten Hände.

Beten that ſie wohl nicht; nur Einkehr mußte ſie einmal wieder halten. So beängſtigend ſah es in ihr aus, daß ſie ſich, in ihrer Unerfahrenheit, keinen Rat wußte. Sie war ein Kind, das geſtern ſeine erſten Schritte gewagt hat und ſich nun beim zweiten Verſuche nicht vorwärts traut.

Mitten in ihre taſtenden Gefühle hinein begann dicht über ihr, in der winzigen Glockenſtube des Türmchens, einem Weckrufe gleich, das Mittagsläuten: „ding, ding, dong! — ding — — ding — — dong!“ immer ſechs Töne, die einen ſchlicht-melodiſchen Satz bildeten. Mit einemmale kam, friſch und ſtark, das Bewußtſein ihrer Jugend und ihres Glückes über ſie.

„Mein Gott, verzeih mir! Ich bin ja eine Thörin. Lehrſt du mich nicht, daß ich an deine Güte glauben darf? Deine himmliſch ſchöne Erde lehrt mich's ja — ſolch ein himmliſches Stück Welt wie dies. So gewiß wie das alles kein Traum iſt und nach dem Schnee wieder Sommer geworden iſt, ſo gewiß weiß ich, daß du mir mein Liebſtes beſchützſt. Mein guter Gott — du behüteſt auch — — — mein Gott! was für Gedanken denk' ich denn? — Einer, der ſo groß und ſicher ſteht und geht und ſolche Wunderwerke ſchaffen kann, braucht der meine geringe Fürbitte bei dir?“

Die Glocke läutete und redete fort: „bitte nur! bit—te—nur!“ und Dörthe hob das Geſicht aus den Händen, blickte empor und lauſchte. Langſam kehrte ihr der Frieden zurück. —

Bis dahin hatte ſie einfach, ohne viel Gedanken, hingelebt, wie es Gott und Ochen und Ludwig gefiel; zum Aufbegehren fand ſich keine Gelegenheit, und groß nachgegrübelt hatte ſie auch nicht, höchſtens über ein ſchwieriges Kochrezept oder Tante Doris' dunkle Reden von der Liebe zu irgend einem hergeſchneiten, fremden Manne. — Nun ſtand ſie, reif und doch innerlich unreif, auf ihren eigenen Füßen, im unbekannten Lande, und ein Problem quoll immer aus dem andern hervor. Das konnte man unmöglich zu Papier bringen und, aus der Ferne, an Ochens verſtehendes Herz legen, ſo, wie es wirklich war: ein Märchen, vor deſſen Schluß man bange hat. — — Solch einen märchenhaften Glockenton hatte ſie auch noch niemals vernommen, wie dieſen, der ein ſo klares Echo im Tſchaminthale weckte, als töne eine treue Bruderglocke mit.

— — — „Ein Bruder und eine Schweſter,
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält feſter,
Als eins zum andern hält — — —

— da war er wieder, der unſichtbare Faden zwiſchen Heimat und Fremde.

Sie holte ihren Heimatsbrief aus der Taſche und las einen Abſatz in Großmutters altmodiſcher Handſchrift, den vom Reſeda- und Nachtviolenduft im Ekenhöffer Sommergarten. Dann zog ſie den Würzduft des Ruchgraſes in ihrem Alpenſträußchen vor der Bruſt ein, küßte den Brief und lächelte. Und da, als ſie aus der niedren Thür des Kirchleins beim letzten Glockenklang wieder ins Freie trat, kam Rudi auf ſie zugeſprungen und brachte ihr die wahrhaftige, blaue Blume aus König Laurins Zauberreich: eine leuchtende, weitoffene Berggenziane.

Die ſteckte ſie ſich auch in den Gürtel zu Ruchgras und Steinnelken und nahm ihren ſiebenjährigen Ritter an den Arm. Nun wußte ſie urplötzlich mit ihm zu plaudern. Sie erzählte ihm ihr Lieblingsmärchen aus der Kinderzeit, von König Laurin und ſeinen Zwergen, von Dietrich von Bern und ſeinen Mannen, die Schwert und Morgenſtern gegen die Felsburg ſchwangen, und von der ſchönen Similde, die im Roſengarten gefangen ſaß, umſponnen vom goldnen Faden.

Rudi kannte das ſchöne Märchen noch nicht und machte große Augen:

„Droben, in unſerm Gartl hat die Similde eing'ſperrt geſeſſen? — ah, geh'! iſt's denn richtig wahr, Fräulein?“

Dörthe nickte lachend.

„Aber es gibt nur Schnee droben und Firn, ſagt der Vater.“

„Es gibt auch Roſen, Bubi. Haſt du nicht geſeh'n, wie die wundervoll geblüht haben, geſtern abend?“

Die braunen Kinderaugen wurden noch größer: Das war von der Abendſonne — da droben blüht eben gar und garnix mehr. Vaterl hat's geſagt.“

„Ich habe Roſen geſeh'n, glaub mir's nur!“

„In Öſterreich hat man vielleicht andre Augen, als daheim bei euch, gelt, Fräulein?“

„Gewiß, das kann ſein, du biſt ein kluges Kerlchen. Ja, guck du euer Gartl nur recht an; hoffentlich blüht es dieſen Abend wieder. Möchteſt du auch hinauf, ſo gern, wie ich möchte, Bubi?“

„— aber man kann nicht,“ antwortete das kluge Bubi ernſthaft. „Nur der Löwenhansl und der Herr Profeſſor und die alte Miß Thompſon, die können's, und der Herr Profeſſor ſagt: wenn er droben iſt, ſchlägt er mit dem Pickel ſeinen Namen in die Wand beim Gartl —: ſo groß, ſo groß, daß man's drunt' im Badl bei uns leſen kann, und ſo tief, daß eins drin Unterſchlupf hat, wenn ein Steinſchlag vom Grat kommt. — Gelt, das wird ſchön, Fräulein? — — — Da läutet's vom Badl zu Tiſch' — Jeſſas Mari — d' Supp'n wird kalt, eh' wir da ſind! Spring, ſpring, Fräulein — gib Obacht, daß d' net fallſt!“

Dreizehntes Kapitel.

Über das Thal zog wieder eine große Regenwolke dahin und löſte ſich in peitſchende Waſſergüſſe auf, während die Geſellſchaft vom Badl bei weitoffenen Fenſtern um den Mittagstiſch ſaß, und Murren und Bedauern von neuem laut wurden.

„Das zieht vorbei wie ein Aprillenwetter; um vier zur Jauſen iſt's deſto klarer,“ beſchwichtigte der Wirt, der ſeitab am Kredenztiſch den guten Rinderbraten zerſäbelte und das leckere Fett gerecht auf die Fleiſchſcheiben verteilte. „Einen gottvollen Nachmittag gibt's, und wenn mein Bubi wahr redet, blüht das Gartl heut noch ein biſſel roſenröter als geſtern. — Geht daher, Mizi — Resl — die Sooß' gleich dabei zum Fleiſch, bitt' ſchön —.“

„Juu—hu—hu—hu—huuh! — Juu—uh!“ klang's plötzlich von drunten herauf, ein richtiger, Tegernſeer Juchzer, hell und luſtig. Alles drehte ſich nach den Fenſtern um, oder lief und ſchaute hinaus, und der Herr Wirt warf ſein neuwaſchenes Mundtuch ſamt Gabel und Vorſchneidmeſſer auf den dampfenden Braten:

„Jeſſes, aber jetzt werd' ich hin! Die Fräulein Ljuba!“ —

Fort war er und hinunter, und drunten im Hof gab's ein lachendes Hin- und Herreden und Begrüßen.

Dörthe ſtand mit zwei Damen am Fenſter und ſah ſich das kleine Luſtſpiel auch an. Da war ſo eine Art Heinzelmännchen angekommen. Es trug einen groben Kotzenmantel über kurzem Rock und derben Wanderſtiefeln, den grünen Ruckſack umgehängt, Bergſtock mit feſtem Griffe in der Hand, und aus der Kapuze ſchaute ein bildſchönes Geſicht, dunkelhaarig und dunkeläugig, von reizender Fröhlichkeit belebt. Der Regen troff nur ſo am Kotzen nieder, und der barfüßige Bub, der den kleinen Koffer hinter dem Heinzelmännchen dreingeſchleppt hatte, ſah auch wie ein Pudel im Waſſer aus.

„Iſt das ein emanzipiertes Betragen,“ ſagte die dicke Dame an Dörthens Seite zu ihrer mageren Freundin. „So etwas zeitigt die moderne Frauenbewegung. Unſer verehrter Baron hat leider Gottes nur zu recht.“ —

Der verehrte Baron, der heute früh mit den Freundinnen unermüdlich Domino geſpielt hatte, trat zu den beiden und wiegte ſein graues Haupt zuſtimmend, und Dörthe ging an ihren Platz zurück. Der Wirt erſchien ebenfalls wieder im Saal, entſchuldigte ſich, wegen des Aufenthalts beim Eſſen, und ſuchte die Verſäumnis durch verdoppelte Leiſtung einzubringen:

„. . . mit der Fräulein Ljuba muß man ſchon eine Ausnahme machen dürfen, meine Herrſchaften, die Fräul'n Ljuba iſt die Tochter vom Herrn Profeſſor. Seit ſieben Jahr ſind's alle Sommer bis über den Auguſt im Badl die Zwei miteinander, und das Gebirg kennt die Fräul'n Ljuba: — Jeſſes Maria, die bräucht eh' kein' Führer, wenn der Herr Profeſſor nicht extra d'rauf halten thät. Sie iſt nämlich 's einzige Kind vom Herrn Profeſſor. — Ah! ſchon fertig, Fräul'n Ljuba? Grüß' Ihne Gott, noch einmal. — So, bitt' ſchön; einſtweilen daher am Platz vom Herrn Papa neben die Fräul'n — — bitt' ſchön, Fräul'n: ich hab' den werten Namen noch nit feſt im Kopf? —“

„Dörthe Jersbek.“

„Ljuba Loß,“ ſagte das reizende Mädchen, bot Dörthe die Hand, ſchüttelte ihre kräftig und ſetzte ſich zu ihr. Rechts und links von ihnen waren zwei Plätze frei geblieben: des Profeſſors und Ludwigs Platz, und ſo ſaßen die beiden wie auf einer Inſel zwiſchen den übrigen. Lauter gereifte Herrſchaften; ſie waren die einzigen Vertreterinnen friſcher Jugend, und der Strauß bunter Alpenblumen und Heckenröschen vom Thalweg ſtand grade vor ihnen auf dem Tafeltuche, als ob es ſo ſein müßte. —

Ljuba hatte nicht weiter Toilette gemacht. Nur das volle, braune Haar ein wenig geglättet und hinter die Ohrmuſcheln geſtrichen, die Schildpattkämmchen feſter eingeſteckt, das Wanderkleid zu ſittſamer Länge niedergelaſſen und in leichte Schuhe getreten. Dazu friſches Waſchwaſſer für Geſicht und Hände und, im Vorbeieilen, aus der nächſten beſten Blumenvaſe ein paar Bergnelken zwiſchen die Knöpfe des Jäckchens geſchoben — fertig war ſie binnen fünf Minuten geweſen, und ſah aus wie ein Prinzeßchen, hinter dem die Kammerjungfer in Permanenz zu Befehl ſteht.

Jetzt ſpeiſte ſie, nach ihrem langen Wege von Blumau herauf, mit dem geſundeſten Appetit an Dörthens Seite.

„Ohne den geringſten Aufenthalt bin ich gegangen, weil ich mich ſo auf den Papa gefreut hab' und auf die Überraſchung, wenn er mich ganz unvermutet hereinkommen ſieht und hört unſern Juchzer,“ erklärte ſie ihrer Nachbarin. „Jetzt iſt er fort und macht die Tour ohne mich. Das iſt mir ſchon recht arg; aber was kann ich dabei thun? Die Laune laß ich mir nicht verderben, das wär' mir zu fad, und zum Glück hab' ich doch Sie hier — —“ Sie hielt mitten im Satze ein und muſterte Dörthe mit ihren lebhaften Augen: — „wo haben wir uns ſchon geſehen, gnädiges Fräulein? Irgendwo iſt's doch geweſen?“

Dörthe wurde ſehr rot: „Vielleicht neulich von Ihrem Balkon aus, als mein Bruder und ich im Atelierbau geweſen waren —?“ ſagte ſie zögernd. Sie hoffte, ihr entrüſtetes Davonlaufen auf die Schwabinger Landſtraße hinaus, möchte nicht bemerkt worden ſein. Allein den Gefallen einer kleinen Geſellſchaftslüge that Ljuba ihr leider nicht. Sie brach ſich ein Bröckchen von ihrer Brotſchnitte, ſchob es zwiſchen die Zähne und lachte herzhaft, während ſie's zierlich verſpeiſte:

„Ja, nun beſinn' ich mich wieder. Weswegen ſind Sie Ihrem Herrn Bruder fortgeſprungen, als wär' ich die Knuſperhexe vom Hänſel und Gretel geweſen? Waren Sie bös, daß Ihr Herr Bruder mich gegrüßt hat?“

Dörthe wurde noch röter und ließ eine von des Bubis geprieſenen Pflaumenmuskolatſchen vom Teller in ihren Schoß fallen vor Verlegenheit.

„Ach — deshalb nicht — es hatte

einen ganz anderen Grund — ich will es ſo ungern erklären, weil —"

„Laſſen wir's gehen, gelt? Seien wir lieber froh, daß wir zwei luſtige Mäderln beiſammen ſind. Auf die Bekanntſchaft mit Ihrem Herrn Bruder freu' ich mich ſchon. Iſt er mit dem Papa fort?"

„Ja, ſeit letzter Nacht."

„Doch nicht auf den Delagoturm ohne mich?"

„O nein! Das Wetter war zu ſchlecht. — Sie ſind — —? Gibt es eine rote Erdenſpitze, und man muß durch eine Bärenfalle dorthinauf?"

„Natürlich. Das iſt brav vom Papa, daß er eine leichte Tour unternimmt. Wann ſind ſie abmarſchiert?"

„Gegen drei, glaub' ich."

„Alſo müſſen ſie ſicher zu Nacht heimkommen. Iſt Ihr Bruder Hochtouriſt? Nein? — Machen Sie kein ängſtliches Geſicht; der Papa iſt dabei, und gewiß raſten ſie öfters aus, und droben in der Grasleitenhütte werden ſie den Mondſchein abwarten. Darin kenn' ich den Papa. Haben Sie ſchon mit ihm geredet? Gefällt er Ihnen? Nicht wahr, man muß ihm gut ſein? Ich bin auch ſehr glücklich mit dem Papa und ſo ſtolz auf ihn."

„— wie ich auf meinen Bruder. Ich habe keine Eltern mehr — nur meine Großmutter und ihn."

„Er hat ein liebes Geſicht — —"

Resl ſchob ſich mit dem Käſetablett zwiſchen die beiden Stühle und die Unterhaltung. Dörthe dankte. Sie war ernſt und nachdenklich geworden, weil ſie die Gewandtheit und Überlegenheit der jugendlich eleganten Weltdame als eine Art Druck empfand. Zudem hatten ihre Augen mit den aufwärtsgebogenen Wimpern und ſcharfgezeichneten Brauen ganz den eindringlich-klaren Blick der väterlichen Augen. Sie erzwangen Vertrauen, und das quälte Dörthe. Ja, es erzwang von ihr das Gegenteil: Zurückhaltung und kühlte ſie gegen den ſiegreichen Reiz ab, der ſie im erſten Augenblick gefangen genommen hatte.

Dennoch: kalt und unfreundlich konnte man unmöglich gegen ſolch ein liebes Menſchenkind ſein, das der verkörperte Sommertag war, blühend, warm und ſonnig. Ein Weſen, das Gott ſelber lieb hat und freundlich führt.

Deshalb litt Dörthe es auch ohne Widerſtreben in Wort und Gebärde, als Ljuba den Arm um ſie legte und ſie ſo auf den Balkon hinauszog, wo der Kaffee gereicht wurde. Sie tranken im Stehen, weil kein Stuhl frei war. Dörthens Blicke hingen wieder am Roſengarten. Von dieſer nämlichen Stelle aus hatte ſie ihn geſtern abend an des Profeſſors Seite bewundert, im feenhaften Silberglanz mit dem hellen Sterne auf der Spitze des Nordturms flimmernd. Jetzt war nichts Schemenhaftes an ihm. In rieſiger Körperlichkeit trotzte er gen Himmel, und die Wälder zu ſeinen Füßen lagen gründuftig, die Alpweiden regenfriſch.

Ljuba ſtellte ihre Taſſe fort, ſchwang ſich auf die Balkonbrüſtung, und bog ſich zurück, ſodaß es Dörthe, im Gedanken an die geringe Tiefe in den Hof hinab, wieder durchſchauerte. — So betrachtete ſie ſich ihre blonde Gefährtin.

„— eins ſeh' ich von hier aus, Fräulein — — (wir könnten einander doch gut Dörthe und Ljuba ſagen, gelt?) — alſo eins ſeh' ich zum voraus; der Papa ſtiehlt Ihnen Ihr Profil für ſeine zweite Centaurin; das Gegenſtück zur kämpfenden. Die müſſen ſie ja im Atelier auf der Scheibe geſehen haben? Die zweite ſoll eine ſterbende Centaurin werden, oder eine verliebte — ich weiß nicht genau. Jedenfalls wird's Ihr Profil ſein müſſen. Das ſteckt entſchieden dahinter, daß er Ihren Bruder gleich mit auf die erſte Hochtour, vom Badl aus, nimmt."

Dörthe wendete ihr Geſicht weg und ſetzte ihre Taſſe neben Ljubas. „Sie irren ſich — eher thäte ich Gott weiß was, ehe ich Modell ſtünde."

Die klugen, fröhlichen Augen ſahen das blonde Geſicht mit ſeiner herben Profillinie forſchend an: „Nun iſt mir's ſchon klar, weshalb ſie damals von unſrer Cottage fortgeſprungen ſind, Dörthe. Sie haben mich nach meiner Büſte im Atelier erkannt und haben falſche Begriffe vom Modellſitzen. Die werd' ich Ihnen ausreden. Dem Papa zu ſitzen, das iſt eine Ehre."

Dörthe ſchüttelte den Kopf und machte ihren eigenſinnigen Mund. „Ich wollte lieber, wir gingen ſpazieren. Die Modellgeſpräche ſind mir abſtoßend."

„— und trotzdem mögen Sie Papas Modell mitnehmen? Wiſſen Sie, Dörthe: dafür muß ich Ihnen ein Buſſerl geben.

Sind wir eigentlich im gleichen Alter? Ich bin eben zwanzig; Sie auch? — Ja wirklich, das trifft ſich herzig, und nun mach' ich Ihnen einen Vorſchlag; das heißt — zuerſt einmal: können Sie ein paar Stunden ſteigen?"

„Warum nicht?"

„Gut — es iſt weder ſehr anſtrengend noch ſchwindlig. Nur ſo ein biſſel feſche Kraxelei und gemächlicher Fußpfad. Raſten können wir zwanzigmal und das Veſperbrot nehmen wir uns mit. — Wollen wir unſern Herren entgegen. Bis zur Grasleitenhütte? Den Weg kenn' ich im Schlaf."

Dörthens Augen glänzten auf: „Das wäre ja mein heißer Wunſch! Was für eine herrliche Idee von Ihnen."

„Sehen Sie? Alſo iſt das arge Modell vom Papa doch zu etwas gut. Eine goldige Perſon ſind Sie. Bekomm' ich nun auch einen Kuß und meinen Taufnamen von Ihnen?"

Den Kuß gab Dörthe ihr im leeren Korridor, als ſie zuſammen zu ihren Zimmern gingen, um ſich zu ihrer Tour fertig zu machen. Gegen den „Taufnamen" wehrte ſie ſich: „Das kann ich nicht ſo raſch; ich bin keine Süddeutſche. Wir müſſen uns erſt erproben. Ich will wahr ſein."

Ljuba antwortete nicht und zog keine beleidigte Miene, ſondern half Dörthe bei der umſtändlichen Aufknöpferei des grünen Lodenkleides. Viel zu weit war der Rock, und das Jäckchen ſchloß nicht am Rücken an. „Schade; ſie hat ſolch eine bildſchöne Geſtalt." — Es that ihr leid, daß Dörthens Hände zitterten und ſich kalt anfühlten. Sie ſchob ihr den ſpitzen Älplerhut, der auf der Naſenwurzel ſaß, ein gutes Stück in die Stirn hinauf, bohrte noch eine ihrer eigenen Hutnadeln hindurch und rief den vorübergehenden Knecht an:

„Einen ſtarken Stock fürs Fräulein, Toni! —" und dann zu Dörthe: „Wir wollen doch gute Kameradſchaft halten, nicht wahr? und Sie werden ſehen, wie prächtig der Weg durchs Thal hinauf iſt und wie man gemütlich ſoupiert droben in der Hütte. Übrigens, wenn's Ihnen angenehm iſt, laſſen wir's bei der formellen Anrede. Davon hängt das Gernhaben nicht ab."

„Nein, nein — ſo habe ich es gar nicht gemeint — es ſollte nur zur Entſchuldigung für meine norddeutſche Art ſein," verteidigte ſich Dörthe, „was für mich gilt, braucht ja nicht für Sie zu gelten." Allein Ljuba beharrte jetzt auch:

„Ich mag nichts vorweg nehmen; — mit der Zeit findet ſich's ſchon, gelt?"

Dabei blieb es. — Ljuba kam mit liebenswürdiger Leichtigkeit über den kleinen Zwieſpalt hinweg, Dörthe biß die Lippen und ſchritt, als ginge ſie auf Stelzen. Erſt als der Pfad, jenſeits des Baches, ſteiler und ſteiler durch den Nadelwald bergan ſtieg, und drüben im Schatten der Mittagskofel und der dunkle Tſchafatſch erſchienen, ſtrich ſie mit ihrer heißen Hand ein paarmal über die perlende Stirn, bis die drei Unmutsfalten — Großmutters Kummer — glücklich ausgeglättet waren. Nun kamen ſie ſehr gut miteinander aus; erzählten ſich von ihrer Jugend, die natürlich bereits als nebelnde Vergangenheit hinter den beiden Zwanzigjährigen lag, und ſtiegen tapfer vorwärts, ohne viel auf Weg und Umſchau zu achten, weil ihnen der Geſprächsſtoff vorläufig nicht ausging. —

Den düſteren Eingang ins Jungbrunnenthal ſtreiften Dörthens Augen nur. Gar zu verlockend blühten ihr, aus dem weißen Geſchotter der Steinlahnen längs hoher Felswände, die blauen Glockenblumenriſpen und der würzige Quendel in die pflückende Hand, und ringsumher dämmerten die Fichtenwälder, in die das Sonnenlicht goldne Strahlen warf, daß die roten Stämme wie ferne Feuerſäulen ſchimmerten. Am Himmel, vor den Blicken der Wandernden, hoben ſich die grauen und weißen Zinken und Spitzen und klotzigen Kegel immer höher und ehrfurchtgebietender über das Waldgrün; neue tauchten hinter den erſten auf. Ljuba ſang und juchzte den altewigen Freunden entgegen und rief ſie bei Namen; Dörthe kam vor ſchauerndem Staunen gar nicht zu ſich ſelber. Langſam und vorſichtig wie ihre Gefährtin ſtieg ſie und ſpürte die Knie kaum; das Atmem machte ihren kerngeſunden Lungen auch keine Beſchwer, und ſo ließ ſich der erſte Verſuch gut an bis dahin.

Den leichten Schnee von heute hatte die Sommerſonne wieder hinweggeſchmolzen, aber der Tſchaminbach toſte hochgeſchwellt und warf Schaumflocken über den Steg, als die beiden hinüber zur Legeralp kreuzen mußten.

Schön und frei im Grünen lag die Legeralp. Das Vieh weidete, jenſeits des

Bildſtocks, droben am ſanften Hange, wo ſich die Matte in Waldung verlor. Der Senn, anzuſehn wie eine grauhaarige Rothaut in Joppe und alten Lederhoſen, ſaß in der Thür, die Hände beſchaulich auf den Knien, und hinter ihm ſchwelte in der braunen Hütte das Steckenfeuer unter dem Käſekeſſel. Von drinnen zog ein ſtarkes Dunſtgemiſch heraus: Milch und Heu und der brenzlichte Rauch.

Es war ein Idyll, wie Dörthe es auf einem der Öldruckbilder in Paſtors guter Stube ſchon von Kind an bewundert hatte, und deshalb entzückte ſie die Wirklichkeit über alle Maßen. Hier mußte ſie ein Weilchen ſitzen; da, neben dem Senn, der ſo luſtig und liſtig blickte. Eben erhob er ſich, ging breitbeinig, die nackten Knie krumm, auf Ljuba zu, nahm ihre Hand in ſeine ſchwarzbehaarte — wie ein Lilienblatt ſo weiß lag ſie darin — und ſchüttelte ſie zum Willkommen, als müßte ſie vom Arm herunter:

„Bun' giurno, la Si'ora — eh, eh, sta ben'? Z'ruck im Tirol?“

Er ſprach ein ſchwerverſtändliches Idiom, ein Durcheinander von Tirolerwelſch und Tirolerdeutſch; allein Ljuba und er kamen prächtig überein. Ljuba that's auch um keinen Preis anders; ſie mußte die wunderhübſche, falbe Kuh, die vergangenen Sommer ihre und des Senns Lieblingskalbin geweſen war, einmal wieder zwiſchen die Hörner krauen und ſehen, ob ſie ihren weißen Stern über den Augen noch hatte. Da ging ſie ja, hundert Schritt höher, jenſeits der breiten Schutthalde, am Geſchröffrande. Ljuba kletterte ihr nach und rief:

„Bella! Bellina! Vien' qua! Daher, daher, Bellina!“ — und wirklich, die Kuh wendete langſam ihren Kopf mit dem weißen Sterne und klomm bedächtig ein paar Fuß abwärts. Da blieb ſie ſtehen, hob die Schnauze, brüllte und wartete auf ihre Huldigung, die verwunſchene Prinzeſſin der Legeralp.

Dörthe ſaß unterdeſſen wirklich neben dem Senn auf der Schwelle, hielt die Holzſchüſſel mit der fettrahmigen Milch zwiſchen den Knien, den Blechlöffel und den harten Brotranft in Händen, und aß und ſuchte zu verſtehen, was der Senn ihr in ſeinem allerbeſten Deutſch zu erklären ſuchte.

Soviel begriff ſie wohl: das wilde Thal, das ſich da ſeitwärts zwiſchen die Bergrieſen hineinzog, nannte ſich das Bletſchenthal, und die Bergrieſen trugen lauter tönende Namen: Valbon und Molignon und Antermoja, und die beſchneiten Spitztürme dort, mit dem Stückchen Firn darunter, das waren die Grasleitſpitzen. Da, über den Waldbuckel ging's hinunter bis zur Wegſcheid und dann:

„Guarda la Si'ora — ſchaug'ns — do auffi muaßt!“

„Hinauf? Wo denn hinauf? — Wohin?“

„Do auffi muaßt — zur Hitt'n: al rifug'go — ſiahgſt nöt? andar 'su!“

Die ſchwarzbraune Hand machte eine deutliche Zickzackgeſte gegen die Grasleitſpitzen empor, und Dörthe folgte mit den Blicken, bis ſie das ſchmale, graue Bändchen an der ſchroffen Wand hinauf bemerkte: die Pfadlinie.

„Das da ſoll unſer Weg ſein? Mein Gott — da muß ich gehen?“

„Jo freili; 'l stesso. Do muaßt auffi,“ wiederholte der Senn und ſchaute mit blinzelnden Augen auf die ferne ſchroffe Wand, an der das Zackenmuſter des Pfadbändchens hinlief.

Dörthe ließ das Brot ſinken und den Blechlöffel in die Schüſſel zurückfallen, daß der Milchreſt ſpritzte und ihr das Kleid verdarb, drückte ihre Hand vor die Augen und ſchloß dieſelben dahinter. So blieb ſie, bis Ljuba zurückgeſprungen kam:

„Wir müſſen voran, Fräulein Jersbek. Die Sonne blendet, gelt? Trinken Sie nicht mehr? Darf ich?“

Sie hob die Milchſchüſſel von Dörthens Knieen an ihre Lippen und trank den Reſt in großen Zügen. Die ſteinharte Brotrinde zerbiß ſie, daß es knackte und verzehrte ſie mit Wohlbehagen; dann mußte der Alte ſeine vierzig Heller auffangen und lachte meckernd über den kindlichen Scherz:

„Grazie! grazie tante, la Si'ora!“

„Nix z' danken, Beppe; pfüa 'di Gott, auf's nächſtemal, Beppe; addio!“

„'dio, al riveder!“

„Sind Sie gut ausgeraſtet, Fräulein Jersbek?“

„Danke, ja. Es geht mir ſehr wohl, Fräulein von Loß. Nur — wahrſcheinlich iſt mir die Milch etwas zu fett geweſen.“

„Oho, daran hätt' ich doch denken müſſen und Ihnen etwas Weingeiſt hineingeben. Hör' Beppe: haſt 'leicht an Kirſch drob'n?“

„— ma schicuro, schicuro! Glei' wer'n ma's ha'm; ecco, Si'ora.“

Ljuba reinigte, hinter dem Rücken des Alten, ſein trübes Gläschen mit einer Handvoll Grashalmen, ſchenkte es halbvoll und hieß Dörthe trinken. Unterdes ging ſie noch einmal in die Sennhütte zurück, um für alle Fälle ein tüchtiges Stück Brot einzuſtecken, und den friſchen Käs mußte ſie auch noch in der Geſchwindigkeit auf Kümmel und Salz probieren.

Dörthe hatte ſich von der Schwelle erhoben, rieb ſich die Hände und reckte ſich. Die Augen wurden ihr trübe und wäſſerig, weil ſie das krampfhafte Gähnen zu verbeißen ſtrebte. Wer ſie genauer kannte als Ljuba und der Senn, dem würde ihre Geſichtsbläſſe ohne Zweifel Sorge gemacht haben; — Ludwig zum Beiſpiel. Der jedoch war nicht zur Stelle und Ljubas Intereſſe für Dörthe noch ein unerfahrenes Ding, erſt wenig Stunden alt; ſie ſelbſt viel zu ſelig wieder in ihren geliebten Dolomiten zu ſein. Der Roſengarten ging ihr über die Grödener und Faſſaner Alpen; Ampezzo und Palagruppe kannte ſie noch nicht.

„Biſt kopfſchiach? fragte der Senn Dörthe, aber ſie verſtand nicht, und als er ſeine Frage auf Welſch wiederholte, ſchüttelte ſie, ohne eine Ahnung zu haben, den Kopf: „no! no!“ nur um ihn loszuwerden, und ſah wieder zum Zickzackbändchen, drüben an der Felswand hinüber, weil man ſich doch an ſo etwas gewöhnen mußte.

Ein ſtarker Inſtinkt warnte ſie: ‚Laß ab; du gewöhnſt dich nicht — bitte deine Genoſſin mit dir umzukehren,‘ allein ihr Eigenwille war noch viel ſtärker. Den quälenden Empfindungen zum Trotz wollte ſie Ludwig und dem Profeſſor gleich heute beweiſen, daß ſie nicht geſonnen ſei, drunten in der Thalenge thatenlos zu Füßen von König Laurins Burg und Roſengarten zu kauern, ſondern daß ſie auch bis zum Urquell der Sagen in ewigen Höhen vordringen könne, ſo gut wie Adler und Gemſe und Ljuba und die Mitglieder des Deutſch-öſterreichiſchen Alpenklubs.

— — — — — — — —

„Sie werden ſehen, wie herrlich es nun wird — freilich noch ein biſſel anders als zuvor,“ ſagte Ljuba, als ſie, jenſeits der Alp, begannen den Waldrücken, hinab zur Wegſcheid zwiſchen Bärenloch und Grasleitenthal zu überqueren. „Schauen Sie ſich's einmal ruhig an: — es iſt vollkommen ungefährlich; ein Pfad für zwei Maultiere nebeneinander. Oder möchten Sie lieber zurück? Hernach iſt's nicht angenehm, das Umkehren.“

„Was denken Sie von mir? Wo ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg.“

„Gut alſo. Wir bleiben ja beiſammen. Und geh' ich einmal voran, da, wo's nötig iſt, ſo rufen Sie mir nur, wenn Sie mich brauchen, gelt?“

— — — — — — — —

So kamen ſie durch den Wald hinunter und wanderten im ſchaurigen Keſſel weiter, bis dahin, wo der Pfad ſich gabelte. Zur Linken ein tiefer Einblick ins Bärenloch; das war wie eine unerforſchte Urwaldsgegend, und rechts begann der Aufſtieg an der Wand über der Schlucht, zur Hütte empor.

Ljuba ging voran; immer wieder machte ſich ihre glückliche Stimmung in Singen Luſt; eine hohe, zarte Sopranſtimme hatte ſie. Dörthe kannte Lied für Lied, was ſie ſang, und ſie verſuchte auch ihre tiefere Stimme einzumiſchen, jedoch es glückte nicht, und Ljuba rief ihr zu: „Singen Sie noch nicht; erſt droben. Sie ſind's nicht gewohnt beim Steigen!“

Nun ſchwieg Dörthe und zwang ſich zum Zuhören um ihre Wegfurcht abzulenken, aber immer verworrener klangen die Töne ihr ins Ohr. — Immer häufiger blieb ſie ſtehen, hielt den Atem an, preßte die Hand, die nicht am Felſen taſtete, gegen ihr Herz, das laut klopfte, und ſchloß die Augen. Denn, ſo wie vorgeſtern im Tierſerthal, ragte das großartige Bild vor ihr nicht mehr feſt und ſtarr gen Himmel, ſondern, gleich dem Ekendörfer Jahrmarktsdiorama, rollte ſich's langſam von links nach rechts, und die Schwankungen, die immer heftiger wurden, verzerrten und verwiſchten ſeine erhabene Schönheit.

„Sei doch kein alberner Schwächling,“ dachte Dörthe und ſpannte abermals ihre ganze Willenskraft an. Allein es war nur noch ein Reſt davon vorhanden; ſchrittweis benommener wurden ihre Sinne. Ihre Knie zitterten; die brennende Nachmittagsſonne erwärmte ſie nicht mehr, und ihr war's, als kröche ſie rückwärts, nicht vorwärts am Hange hinauf: eine armſelige

Schnecke, die am Geſtein klebt. — Noch ſetzte ſie mechaniſch einen Fuß vor den andern; aus der Tiefe aber griff's ſchon nach ihren Kleidern und zog daran: „Du mußt hinunter!“ — Sie wollte Ljuba anflehen: „hilf mir! rette mich!“ und kein Ton war in ihrer Kehle. — Ljuba ſchritt vor ihr am Bergſtock, leicht und frohgemut, und ſang:

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz —!
Mit ihm das Land Ti—ro—ol —!
Mi—it ihm — das — Land — Tirol!“

— — — — „fürchterliches Tirol —!“ ſchoß es durch Dörthens ſchwindende Sinne, und dann rief ſie, ſchwach und ſchrill, in höchſter Angſt:

„Ljuba! — Ljuba! —“

Wie der Blitz war Ljuba bei ihr, gerade als ſie hart an der ſchützenden Felswand niederglitt. — Dann lag ihr das weiße Geſicht, mit den geſchloſſenen Augen leblos im Arm; ſie kniete neben der Ohnmächtigen, und, ſelbſt zum Tode erſchrocken, ſtieß ſie einen lauten Hilfsſchrei aus, daß es von Wand zu Wand hallte. Die Hütte war, Gottlob, nicht mehr weit.

— — — — — — — —

„Nehmen Sie die Füße in die Hand; da giebt's was. Haben Sie noch Kognak bei ſich?“ ſagte einer der beiden, wandernden, Herren zum andern. Sie waren, ohne Führer, ſeit zwei Tagen unterwegs, als alte, gewiegte Hochtouriſten, kamen vom Keſſelkogel und hatten in der Grasleitenhütte Mittagsruhe gehalten.

Vierzehntes Kapitel.

„Ah, Jeſſes, Jeſſes! Die Dame is kopfſchiach, gell' gnä' Fräul'n? Do is' g'feit mit'n Krax'ln! D' Supp'n is firti'.“

Das ſagte der Sommerwirt von der Schutzhütte geradeſo wie vor zwei Stunden der Senn auf der Legeralp, nur etwas wortreicher, als Dörthe hereingebracht wurde, wankend zwiſchen Ljuba und dem älteren Touriſten, dem Mediziner. Der andere hatte vorauseilen und eine gute Suppe beſtellen müſſen: Reis oder Vermicelli in Fleiſchbrühe und gewärmten Rotwein dazu. Die zwei Herren ſetzten ſich dann noch an den Tiſch mit den jungen Mädchen, plauderten wie gute Bekannte und Bergbrüder und gingen darauf zum Badl weiter, nachdem der Mediziner eine Gabe Chinin und Verhaltungsmaßregeln für die Patientin gegeben hatte:

„Jetzt nicht ſchlafen, ſondern ſich gute Gedanken machen und hier oben an der großartigen Sicht freuen und dann zeitig zur Ruhe gehen und morgen, vor dem Abſtieg, gehörig frühſtücken. Vor allen Dingen: von Hochtouren iſt für das Fräulein keine Rede, wenn der Rat von einem alten Praktiker gehört wird. — Überhaupt, die weibliche Vorſicht, meine Damen — —“

„— wir wollten Fräulein Jersbeks Bruder und meinem Vater entgegengehen, Herr Sanitätsrat,“ ſchnitt Ljuba die polternde, kleine Strafrede ab, und ſtreichelte unter dem Tiſche Dörthens Hand. Dörthe ſaß noch ganz apathiſch dabei und ſchien kaum aufzufaſſen, was vorging.

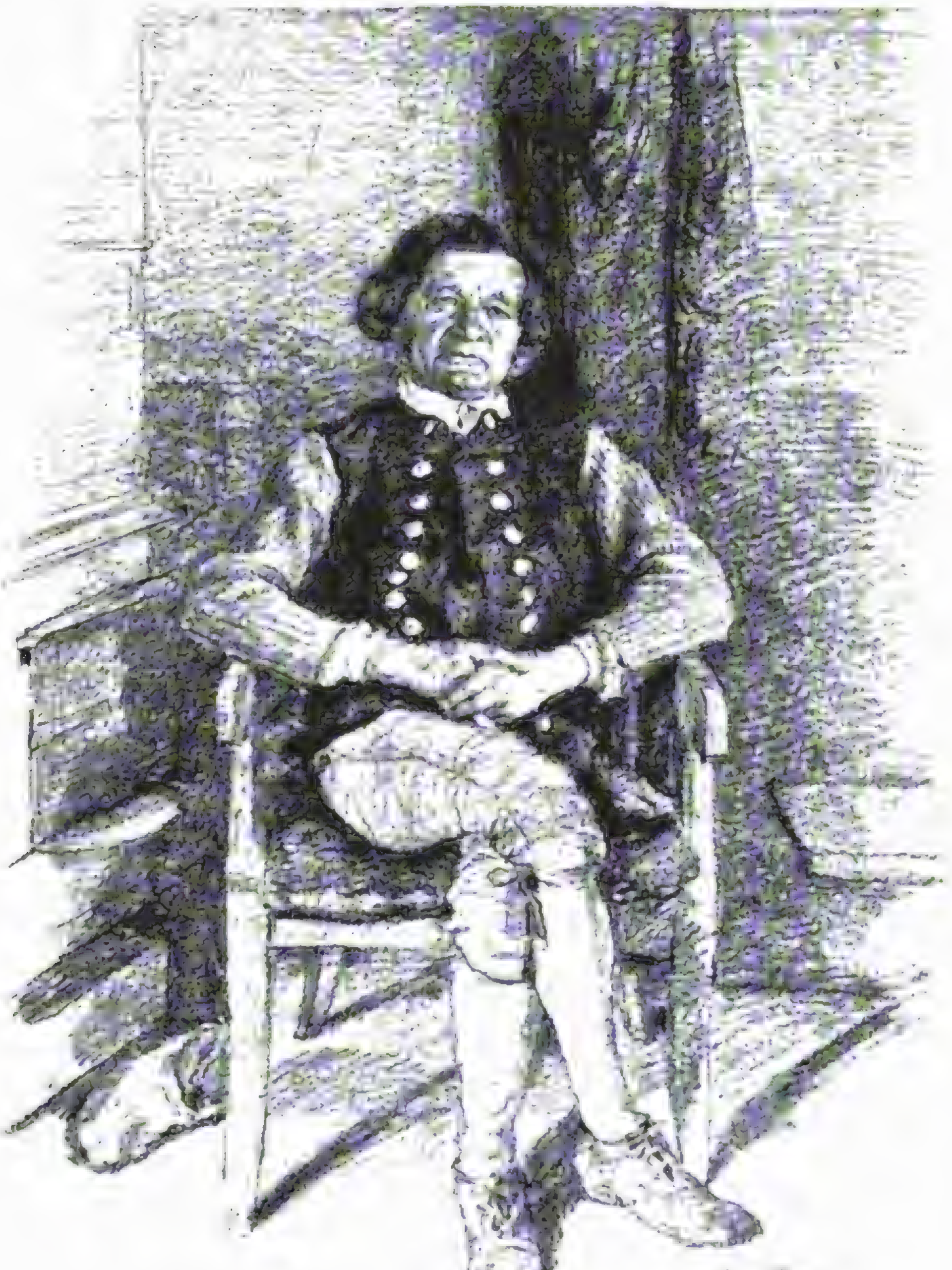
„So, ſo — na, meinetwegen. Das kann ja gewiſſermaßen als Grund gelten,“ meinte der Geſtrenge. „Alſo haben Sie morgen männlichen Schutz; iſt mir doch beruhigend, hätte Ihnen ſonſt einen Führer heraufgeſchickt. — Na, guten Abend, meine Damen. Kopf hoch, gnädiges Fräulein; ſchlafen Sie die dumme Sache aus. Unten in den Thälern iſt's auch gut ſein — dafür eignen Sie ſich beſſer als für den Alpenſport. Den laſſen Sie gefälligſt unterwegs; Tennis iſt ratſamer. Guten Abend nochmals, auf Wiederſehn denn im Badl. — Vorwärts Confrater!“

„Nicht zu früh wieder aufbrechen, meine Damen!“ rief der Confrater noch zurück.

— — — — — — — —

Ljuba hatte Dörthe ſchlafend, als einzige Inſaſſin des kleinen Frauenraumes, verlaſſen und ſaß einſam draußen vor der Hütte. Ihre zierliche Geſtalt verſchwand faſt in des Wirtes groben Kotzen. Mit Sonnenuntergang war es ſchneidend kühl geworden. Die Dämmerung ſank, aber noch war ein fahlbläuliches, hartes Licht da, weder Tag noch Nacht, und die ſtumpfe Pyramide des Antermoja ſtand blaßrot zwiſchen den dunkleren Maſſen des Keſſelkogls und der hochragenden, näheren Grasleitenſpitzen. Nach links lagerte ſich der ſteile Valbon vor. Wie ein winziges Spielzeug zum Umblaſen ſtand die Hütte da, von Felswänden geſichert. Nichts Lebendes um

Aus unſerer Studienmappe:



Schwälmer Bauer. Studie von Wilhelm Thielmann.

ſie her; nichts als graues Geſchröff und Geſchotter und die weißlichen Streifen der Steinlahnen. Da, wo ein wenig ſchwarzgrünes Flechtenmoos haftete, war's übereiſt und ſehr glatt, und unter Untermojakogl und Keſſelkogl deckte der Neuſchnee eine weite Halde. Das blaſſe Rot färbte den blendenden Schnee. Schön war's und dennoch traurig; es glich dem ſchwachen Abglanz einer Himmelsfreude, die hienieden auf der armen Erde keine bleibende Statt hat. —

Nun aber ſank die Dunkelheit wirklich und ſehr raſch. Die Sterne traten hervor, ungewiß, jeder in einem kleinen Dunſtkreiſe; denn die Luft war unſichtig geworden und verhieß keinen beſonderen Tag für morgen.

„Wann's der Mond nöt frißt — dös is mei Hoffnung," meinte der Wirt, der, ſeitwärts von Ljuba, unterm Dachvorſprung ſtand und ſein Abendpfeifl ſchmauchte. „Müd' waar' i ſcho un ſakriſch Schlof han i. — I glaab holt nöt, daß Ihnere Herrn no kumma. I—vo—ha!" Er paffte eine kurze Dampfwolke von ſich, nahm das Pfeifl aus der Mundecke und gähnte laut, ohne ſich irgendwie Zwang anzuthun.

„So geht doch ruhig auf die Liegerſtatt, Gſtreiner," riet Ljuba. „Ich mach' mir heut nix aus 'm Plauſchen, und was wollt Ihr im Stehen ſchlafen? Droben im Kraiſter thut ſich's kommoder, gelt? Ich wart' auch nur noch eine halbe Stund' und ſchau nach 'm Mond aus; den hab' ich eben gar zu gern. Hernach verſorg' ich Feuer und Licht. Ich weiß Euer Sach'; — ſo eine alte Kundin, gelt?"

„Waar ſcho recht — dos, wann i wißt, daß Ihnere Herrn —"

„Mari Joſef; ſeid's g'ſcheit, Gſtreiner. Was wär' da weiter? Der Villgrattner und ich, wir machen an Schmarrn, und Paprikafleiſch iſt dreimal genug in der Büchſen, und der Rote ſteht angebrochen da. Alſo, ſorgt Euch net, und wohlſchlafende Nacht wünſch' ich, Gſtreiner."

„No, alsdann mit Verlaab dosſelbig' —!" Er gähnte gleich noch einmal zur Bekräftigung und ſchlurfte von dannen, treppauf in den Giebel, wo's noch ein paar Matratzen und Wolldecken für den Fall des Überlaufs ruhebedürftiger Touriſten gab. — — — — —

Ljuba war des endlichen Alleinſeins froh. Sie nahm ihren Kotzen über den Arm und ging einen Steinwurf von der Hütte fort, dahin, wo ein paar große Felsbrocken lagen, ſehr behaglich zum Sitzen, und man hatte das weite Schneefeld und den Antermoja gerade vor ſich, deſſen ſcharfgezeichneten Gipfel die verſchwommenen Sternbilder kränzten. Dahinter mußte, gegen neun Uhr, der Mond hochkommen.

Sie legte den Kotzen über den Stein, und ſetzte ſich darauf. Kalt und müde war ſie nicht mehr, und man hätte denken können, ihre lebensfrohe Frohnatur, mehr anmutig als tief, teile ſich der Bergeinſamkeit mit. Die geheimnisvollen Laute der Nacht wurden wach. — Es pfiff leiſe aus den Felslöchern und huſchte geſpenſtiſch am Geſchröff hin; mit ſchwachem, kurzen Knall ſchlug ein gelockertes Steinchen auf. Über dem Schneefelde ſchwebte kreiſend ein dunkler Vogel mit ſchlagenden Flügeln, ſtieß einen heiſeren Ruf aus und verſchwand ſpurlos. — Ljuba kannte das alles ſeit ſieben Jahren, ſeit ſie, ein Schulmädel im Trauerkleide um die verſtorbene Mutter, ihre erſte Bergtour mit dem verwitweten Vater unternommen hatte, hierher, vom Badl aus, das damals noch kein elegantes ‚Dolomitenhaus Weißlahnbad' geweſen war, ſondern nur eben das ‚Badl' der Tiroler Bauern, zu dem ſie ihre Altersgebreſten ſchleppten, Gicht und Reißen, und gern mit den ſpärlichen Fremden auf dem Bankl am Weg ſaßen; mit zahnloſen Mündern ihr Leid und Kreuz erzählten und das „vielguete Woaſſ'r" anprieſen. —

Sehr zum Grübeln angelegt war Ljuba nicht. Es mußte denn ein beſonderer Anſtoß dazu gegeben werden, ſo wie heute der Unfall mit Dörthe Jersbek, der ihr noch jetzt, da Dörthe in Frieden ſchlummerte, das Beben durch die Glieder und die Thränen in die Augen jagte. Sie fühlte, daß ſie ſich vor Dörthens unbekanntem und doch nicht gänzlich fremdem Bruder darüber würde verantworten müſſen und auch vor ihrem Vater. Sie fühlte auch, daß ſie eigentlich nicht hier draußen, weitab von Dörthens Lagerſtelle ſitzen ſollte, ſondern neben ihr, aber die Empfindung: „ich bin ihr unſympathiſch," hatte ſie aus Dörthens Nähe fortgetrieben. Nur immer: „Ludwig!" hatte das arme Ding gerufen, wie ein krankes Kind nach ſeiner Mutter, und dieſen Ludwig vermochte Ljuba ihr mit keiner Macht herbeizuſchaffen. — Nun wollte ſie ihn und den Vater wenigſtens bis gegen Mitternacht erwarten. — Ach, und da kam endlich der liebe Mond herauf, wie ſchön, o, wie ſtill und ſchön!

Dunſtig, gleich ſeinen Sternenbrüdern in unermeßlichen Weiten. Keine lichtumfloſſene Kugel, die ſilberne Strahlen vorauswarf, ſondern ein trübroter Ball, der wie etwas irdiſch Schweres am Antermojakogl haftete, ſich langſam hinter der zackigen, abgeſtumpften Spitze emporſchob, darauf ſtillzuſtehen ſchien und dann feierlich und frei durch die Nebeldünſte himmelanſtieg. — Wunderſam, wie dieſe Dünſte vor ihm flüchteten und ſanken; wie ſein trübes Rot allgemach zum bräunlichen Golde der reifen Ähre ward, und dann ſchwand auch der bräunliche Nebenton hinweg: in leuchtender Klarheit herrſchte er über die Welt des Hochgebirges und machte ſie friedlich und heilig anzuſehen zugleich. Und die Sternbilder, das Silberwunder der Milchſtraße hatten auch ihre Schleier abgeworfen; immer demantner ward das Gefunkel. Wie ſtrahlte der Jupiter, wie blitzte die Wega, der himmliſche Sapphir. —

Ljubas Augen hingen, groß aufgeſchlagen, an all der Pracht. Sie konnte ſich nicht trennen. So ging ihr's jedesmal in den Bergen, und oft und oft fragte ſie ſich in ſolchen Stunden: „Gibt's da droben hoch über den Sternen wirklich jenen ſeligen Raum ohne Grenzen, in dem wir unſere Toten, unſere Nächſten, wiederfinden? Wird Mutter dort anders ſein? Wird mein Vater ſie in den Armen halten, oder mich, oder eine dritte, die ich nicht kenne?“

Das waren wohl wunderliche Reflexionen. Ljuba dachte nicht gern an ihre Mutter zurück, und das iſt das Traurigſte für ein Kind. Der Vater war eine echte Künſtlernatur und ein Glücksliebling, von außen betrachtet. Voll Lebenskraft und Phantaſie; leicht emporgetragen, leicht niedergeworfen, — das Unerreichbare begehrend, am Erreichten raſch ermüdend. Wer ihn kennen lernte, den blendete ſeine glänzende Perſönlichkeit, und wenn Ljuba nicht ſo gut verſtanden hätte, zu wirtſchaften und zurückzuſparen und ihn mit ſeinen großen Überſchüſſen zum Bankier zu treiben, wahrlich, er hätte, nach dem banalen Ausdrucke, von den Zinſen ſeiner Schulden leben müſſen. „Mein gutes Geiſtchen“ nannte er ſeine Tochter, und vielleicht war ſie ſolch ein gutes Geiſtchen nur durch die Übertriebenheiten ihrer Mutter geworden. — —

Kindheitseindrücke haften. Nie im Leben würde Ljuba den ſchwarzen Tituskopf ihrer Mutter vergeſſen, an dem ſoviel Kunſt und Mache war; nie den Meduſenblick der übergroßen Augen, der den Vater aufreizte und doch einſchüchterte und aus dem freien Künſtler in den Stunden häuslicher Zwiſtigkeit einen „Ja-Sager“ machte. Nie das ſcharfe Ruſſiſch-Deutſch ihrer Sprache und ihre nervöſen Hände. Fremden gegenüber gab ſie ſich bezaubernd, und dann war der Vater ſtolz und verliebt geweſen und hatte triumphiert: „meine kleine Ljuba gleicht meiner großen Ljuba.“ — Nur äußerlich. — Ljuba hatte niemals ſolch einen zurechtgebrannten Tituskopf haben wollen, ſondern ihr dunkles Haar tragen, wie es wuchs und von Natur fiel, und die exaltierten, mütterlichen Briefe, in denen ſie nicht „mein Herzenskind“ hieß, ſondern „Liebe“ und „Sternlein“ und „Blümlein“, die hatten ſie immer ſo kalt gelaſſen. —

„Verzeih' mir's Gott!“ dachte ſie, während ſie ſaß und in die Sterne ſchaute, „wie werd' ich Mama im Himmel finden, und wen hab' ich dort außer ihr? Papa behalt' ich nicht für mich allein — Papa iſt zu jung.“ — —

Sie riß ihre Augen vom Sternhimmel los, wiſchte ſich raſch mit der Hand über die Stirn und ſchüttelte ſich, weil ſie ſich dergeſtalt in den ewigen Raum vertieft hatte, daß die irdiſche Bergöde ſie kalt und furchterregend anmutete. Dann lachte ſie über ſich ſelbſt.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Leuchtend iſt's nicht niedergeſunken, deswegen leuchtet's auch nicht zurück. Aber dunkel ſoll mir's mein Leben nicht machen, und jetzt könnten ſie doch ſchon kommen, der geliebte Papaſcha, und der Herr Ludwig. Auf den freu' ich mich, wenn's nämlich der iſt, den ich meine, und wenn ich mein Gezanktes glücklich geſchluckt hab'.“

Sie horchte hinaus, und nun war ihr's, als vernähme ihr feines Gehör wirklich ferne Fußtritte und Stimmen. Raſch lief ſie zur Hütte zurück, ſchraubte im Speiſeraum die Lampe höher, deckte den Tiſch und trug in der Küche ein Bündelchen Reiſig zum erloſchenen Herde. Dann guckte ſie zur Dörthe hinein, beugte ſich über ſie und legte ihr behutſam die Hand gegen Stirn und Wange. Die Stirn war kühl und die Wange naß von Thränen. Das Geſicht weiß und ſchmal in Wiederſchein des Mondlichts, der zum unverhüllten Fenſterchen einfiel.

„Fräulein Jersbek — — Dörthe — — ſchlafen Sie noch nicht?“ fragte Ljuba flüſternd, allein kein Laut und keine Regung antworteten ihr. So ging ſie auf den Zehen wieder hinaus.

Erſt als ihr Tritt verhallt war, hob ſich Dörthe auf den Ellbogen und fuhr fort ſchmerzlich zu weinen. Dann ſetzte ſie ſich ganz in die Höhe, rang die Hände vor ſich hin, preßte ſie gegen die Stirn und ſchluchzte laut aus tiefſter Bruſt. So elend war ſie noch nie in ihrem ganzen Leben geweſen und doch: — keiner — niemand ſollte es ahnen, auch Ludwig nicht, und Ljuba vor allen anderen nicht. — Einer würde es vielleicht aus ihr herausfragen — — nein!

Sie warf ſich aufs harte Kiſſen zurück und wühlte den Kopf in die Wolldecke ein. Aber das hinderte ſie nicht, zu hören und damit ihre Bitterkeit zu verſtärken.

Zuerſt lachte Ljuba in der Küche, hell und perlend. In einem gar zu drolligen Aufzuge, Stroh in den Strupphaaren, war der pflichttreue Gſtreiner urplötzlich das Leitertreppchen abwärts geklommen, da ihn das „G'wurſcht'l drunt' im Kuch'l“ doch beunruhigt hatte. — Darauf verſtummte das Lachen, und nur des Gſtreiners unverſtändliches Gebrummel ging noch eine Weile fort, bis draußen im Freien, fernab von der Hütte, Ljubas ſingende Stimme laut wurde. Aber nicht laut im eigentlichen Sinne des Wortes. Hoch und weich klang's, immer eine Strophe in Dur und die nächſte in Moll: die alte, halbvergeſſene Kompoſition des Goetheſchen Liedes von einem ſeiner Zeitgenoſſen:

„Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du haſt geweint.

Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz;
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz.

Die frohen Freunde laden dich:
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

Ihr lärmt und rauſcht, und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, vertrauen kann ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.

So raffe denn dich eilig auf.
Du biſt ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut!“ — —

— — — — — — — — — — — — — —

Drinnen ſchlief Dörthe wieder, von den Tönen, die ferner und ferner klangen, zur Ruhe zurückgebracht, und Ljuba wanderte ganz langſam den mondhellen Zickzackpfad hinan, der zur Wegſcheid zurückführte. Dorther, vom Tierſer Alpel und durch's Bärenloch, mußten ihre Wanderer kommen, und ſie waren's natürlich; ihr Ohr trog nicht.

Die Felswände warfen da und dort ſchwarze Schattenſtreifen über den Weg, aber ſie kannte jeden Fußbreit und fühlte ſich wahrhaftig heimiſcher im Gebirg als in ihrer eleganten Münchener Cottage und auf ihres Vaters großartigen Atelierfeſten, wo die Damen ihn umſtanden und er ſich mit ſicherem Blicke die Anziehendſte zur Königin ſeines Abends auserwählte.

„Ich will doch nicht daran denken, ſondern mich auf ihn freuen. Ja, iſt er's denn oder iſt er's wieder nicht?“ Sie blieb ſtehen und hielt die Hand wie einen Hörtrichter ums Ohr; dann lächelte ihr ganzes, reizendes Geſicht, und der Liedvers in Moll, den ſie ihrem Kommenden entgegenſang, mutete wie eine verkappte Schelmerei an:

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern,
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön
Wie droben jener Stern!“ — — — —

Prompt kam die Antwort in Dur von zwei tüchtigen Bäſſen:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht —!“ — —

— — — da war er, grade an der Stelle, wo der Pfad, breit und völlig harmlos, die große Biegung diesſeits der Hütte machte. — Sie ſprang an ſeiner hohen Geſtalt auf, zog ſein bärtiges Geſicht mit einem Freudenrufe zu ſich nieder und küßte es aus Leibeskräften:

„Papaſcha! grüß dich Gott!“

„Ljuba!“

„ — gelt, das hättſt du nicht gedacht, Papaſcha? Das iſt eine ſchöne Überraſchung, gelt, du?“

„Ja, Kind, ſag': was ſind denn das für Sperrmankl'n? Davon kann man ja auf der Stelle den Tod haben.“

„— Du freuſt dich nicht einmal?“

„Wer ſagt denn das? Aber natürlich freu' ich mich doch! Feſch iſt's ſchon, daß du da biſt, wie hergeſchneit, lieber Narr du. Aber wie kommſt du da herauf und ganz allein? Wo haſt du deine Geſellſchaft?“

„Ich wollte einfach dir entgegen, Papa!“

„Einfach?“ (er ſah ſehr unzufrieden auf ſeinen Liebling) „— wo haſt du deine Geſellſchaft? frag' ich, Ljuba.“

„In der Hütte — ach, Papa — ach, Doktor Jersbeck —!“

Ludwig, der, während der kleinen Familienſene, diskret ein paar Schritt vorwärts gegangen war, wendete den Kopf, blieb ſtehen und blickte ihr, deren bloße Erſcheinung ſein ruhiges Herz mit unvernünftiger Freude erfüllt hatte, verſtändnislos entgegen.

„Halt — die Hälfte vergißt man vom Schreck,“ fiel der Profeſſor lebhaft ein, „ich hab' vergeſſen, daß hier noch einer iſt, der ſchon fünf Stunden lang von dir erzählt bekommen hat. Nicht einmal vorgeſtellt hab' ich, und jetzt kennſt du den Doktor bereits? Woher?“

„Weil ich Fräulein Jersbeck mit mir vom Badl herauf gelockt habe. Wir zwei ſind die ganze Geſellſchaft. Ihre Schweſter hat einen entſetzlichen Schwindelanfall gehabt, Doktor —“

„Meine Dörthe —?!“

Sie nickte. Ihre Unterlippe und das runde Kinn bebten, ſie legte die Hände zuſammen wie ein bittendes Kind, und die dunklen Augen ſahen reuevoll zu Ludwig auf. „Gott ſei Dank, wir hatten Hilfe — der alte Sanitätsrat, Papa, den du ſchon lange kennſt, und jetzt liegt ſie ruhig und ſchläft. Meinen Sie, ſonſt wär' ich von ihr fort, Doktor? — Können Sie mir jemals verzeihen?“

Der Profeſſor ſtampfte mit dem Fuße und wollte aufbrauſen, allein Ludwig gab ihm, über Ljuba hinweg, einen Wink, und er hob nur drohend den Finger. Ludwigs Natur haßte Heftigkeitsausbrüche, und von Dörthe her war er's gewöhnt, ihnen geſchickt die Spitze abzubrechen.

„Die Unterſuchungshaft iſt verbüßt, gnädiges Fräulein,“ ſagte er ſcherzend, wiewohl in ihm alles zitterte beim Gedanken an Dörthe. „Nun kommt noch die Urteilsvollſtreckung, und damit iſt die Strafe zu Recht ausgelitten. Sie ſollen mich jetzt ſo raſch wie möglich und ſo vorſichtig wie nötig zu meinem Dörthchen bringen. Das iſt Ihre Exekution.“

Als ob ſie's wörtlich nehme, ſo haſtig ergriff ſie ſeine Hand und zog ihn mit ſich, und er folgte ihren fliegenden Schritten um die Felsbiegung. Da ſah er die kleine Menſchenzuflucht im Vollmondglanze der majeſtätiſchen Bergeinſamkeit zwiſchen den Felswänden liegen, hinter ihr das ſchimmernde Schneefeld und der Halbkreis ſtolzer Gipfel. Die Fenſterchen traulich erhellt, ein Rauchfaden kräuſelte, deutlich erkennbar gegen die Schneeblendung, vom Schornſtein auf. Ein ſo überraſchender und rührender Anblick war's für den Wandermüden, daß Heimatsgefühle und Heimatsſehnſucht mit gleicher Macht über ihn kamen. Es bewegte ihn viel tiefer noch, als die unbeſchreiblich herrliche Rundſicht von der Rotherdſpitze, die er ſich heute in heißem Bemühen und jauchzendem Kraftbewußtſein errungen hatte. — Wer weiß, ob nicht auch die weiche Hand, die er in ſeiner hielt, ihr Teil dazu that, daß die ſtillen Tiefgefühle ſeiner Bruſt nun über die lauten Hochgefühle ſiegten? Vielleicht kam's auch nur von der feierlichen Nachtſtunde? — Wer weiß! — — Alles Ungewiſſe, Werdende liegt im Dunkeln. — —

Er blieb einen Augenblick ſtehen; eine Centnerlaſt fiel von ſeiner Seele, angeſichts der friedlichen Hütte. Dann drückte er Ljubas Hand noch einmal feſt zuſammen, ließ ſie los und eilte allein voraus, ſo ſchnell ſeine Füße ihn trugen. Der Pfad hätte im Mittagsſonnenſchein nicht klarer vor ihm liegen können. —

Ljuba ging langſam zurück, ihrem Vater entgegen. Die Führer hatten ſich drunten bei der Wegſcheid von ihren Herren getrennt. Sie wollten bei des Fortunat Mutterbruder nächtigen, beim Beppe auf der Legeralp und früh wieder hinab nach Tiers, weil morgen Raſttag war und ein katholiſcher Feſttag obendrein: Petri Kettenfeier. Da gab's den kleinen Bittgang nach Sankt Cyprian, und übermorgen ſollte wieder in aller Herrgottsfrühe vom Badl aufgebrochen werden: Roſengartenſpitz nebſt Gartl, Abſtieg nach Campitello und zurück durchs Val Duron und über Antermoja. Der dritte Herr: das grantige Manndl mit dem Geißbocksbart, das den jungen Herrn Doktor, droben von der nordländiſchen Seeküſte her, immer „lieber Leibfuchs“ angeſprochen und alsfort zuwidere Reden geführt hatte, war im Schlernhaus geblieben. Da mocht' ihm der Gottſeibeiuns Geſellſchaft leiſten. Dem Löwenhansl war's wurſcht und dem Tabarr'nato nun erſt! — So wurſcht, wie der Salamizipfel ohne Knoblauch. —

— — — — — — — — — — —

Der Profeſſor war ein Engel von Liebenswürdigkeit und ein erlauchter Geiſt, wenn er ſeine guten Stunden hatte und irgend ein Geſicht oder eine Geſtalt vor ſich, die er ſtudieren, in deren feine Weſenszüge er ſich hineinleben mußte, um aus ihnen den befruchtenden Funken für ſeinen Genius herauszuſchlagen, ſo oder ſo. Mit anmutiger Liſt, mit väterlich-linder Berührung, mit brünſtigem Umfaſſen, und augenleuchtender Siegesgewalt. In den Faun, den Halbgott, den ſchwachgewordenen Samſon hatte man ihn ſich verwandeln geſehen, kurz nacheinander. Er hatte Glück im Spiel und Glück in der Liebe, ſo ſagte die Welt und erzählte Märchen von dieſem prächtigen König Saul unter den Künſtlern, denn er überragte ſeine Kollegen wirklich um Haupteslänge und nicht nur körperlich. Welcher Künſtler hätte nicht etwas von des Proteus wandelbarer Art empfangen? Der Idealmenſch in ihm erſtand jedes Jahr neu um die goldene Zeit der Sommerhöhe im Gebirg, und ſelbſt das, was ſein größter Fehler war: die Raſchheit zum Zorn ward klein im Bannkreis der ſteinernen Urwaldsrieſen, deren Zürnen Tod bedeutet, und die den Schwächling und den Furchtſamen in ihre gähnenden Abgründe hinunterſchlingen.

„Das Gebirg' kuriert mir die rabbia,“ ſagte er oft zu ſeiner Tochter, allein es blieb noch gerade genug rabbia übrig um ihr, die nicht ſo leicht weinte, wie Dörthe Jersbeck, heiße Thränen in die ſchönen Augen zu treiben, wie in dieſer Mondnacht vor der Grasleitenhütte. Er ſchonte ſie wahrlich nicht und wollte nichts von Vergeben und Gutmachen hören. Zornig trabte er ihr voran, den Spitzhut aus der Stirn gerückt, die Hände in die Taſchen gepflanzt; denn das unentbehrliche Pfeifl war ihm, unter dem Schwall ſeiner entrüſteten Worte, längſt ausgegangen. Von fünf zu fünf Schritten warf er noch eins über die Schulter zurück, und trappſte hart mit den Nagelſohlen dazu gegen das Weggeſchotter. Dann ſtand ſein ungnädiges Römerprofil jedesmal einen Moment hell und ſcharf vor Ljubas thränenvollen Augen, und das Mondlicht verſilberte ſeinen langen, wehenden Bart. Es war ganz wie er, dachte Ljuba, daß er ſich in Sorge und Mitgefühl für eine Fremde hineinſteigerte mit ſeinem vollen, gütigen Herzen — aber es ſteckte auch wieder jenes heiße, ſuchende Wohlgefallen an der Fremden dahinter, das ſie, ach, nur zu gut kannte; zu oft erlebt hatte.

‚Wenigſtens kann er mir diesmal keine zweite Mutter geben wollen; die Furcht brauch' ich nicht wieder zu haben,‘ dachte ſie weiter, trocknete ihre Thränen und eilte ihm nach, bis ſie ihn, eben vor der Hütte, einholte. Leiſe verſuchte ſie ihren Arm unter ſeinen zu ſtehlen, und da er den Ellbogen abwehrend andrückte, ſchob ſie ihre linke Hand zu ſeiner geballten Rechten in die Joppentaſche. Wie die ärgſten Feinde rangen ſie da drinnen in der Enge miteinander, die weiche Mädchenhand und die ſtahlharte, väterliche Fauſt, bis endlich das ungnädige Römerprofil lachen mußte, herzhaft und geräuſchvoll, und die große Hand ſich von der kleinen gutwillig fangen, aus der Joppentaſche hervorholen und ſtreicheln ließ. Dann wurde ſie gegen eine kühle, zarte Wange gedrückt und von jungen Lippen geküßt. Der Friede zwiſchen Vater und Tochter war wieder hergeſtellt, und hier hatten ſie glücklich die Hüttenſchwelle.

— — — — — — — — — — —

Müde waren ſie beide und froh ihre Füße unter den gaſtlichen Tiſch der Leipziger Vereinsbrüder ſtellen zu können. Der Gſtreiner kannte ſeine Stammgäſte und ihre Bedürfniſſe am Schnürchen. Dem Profeſſor durfte man beileib keinen Schmarrn richten, wie das leichtſinnige Madl zuvor dahergeredet hatte, ſondern ſeinen Riſott' mit Paradeis mußte er haben und zwei Scheiben Paprikaſchinken und dann noch einen ſchwarzen Kaffee: Karlsbader Miſchung. Extra dieſerhalb war der Gſtreiner ja wieder aufgeſtiegen von ſeiner Liegerſtatt. — Ins Kuchl ließ er nun einmal die Weibſen nicht; keins — „un' wann's wiar g'ſchleckt waar!“

Die Riſottoſchüſſel, mit den Tomaten umlegt, dampfte ſchon auf dem Tiſche, und Ljuba deckte einſtweilen ihres Vaters Teller darüber, denn er wollte noch nicht eſſen, ſondern Doktor Jersbeck erwarten. - Bis dahin erzählte er Ljuba von des Doktors großartigen Anlagen zum Hochtouriſten: ſehr ruhig und ausdauernd, ſelbſtverſtändlicher Mut ohne Worte, Fuß ſicher und Kopf abſolut frei von Schwindel. — „und ſo etwas von Atmung Kind: — dieſer Torſo, wenn ich mir den nur vorſtelle! — ja, und dann ein ſtrikter Gehorſam: er folgt wie ein Soldat; — nirgends die verflixte Lehrbubenſelbſtändigkeit. Gehorſam iſt doch die erſte conditio sine qua non, und die zweite iſt die Gipfelanbetung, gelt? — Ein biſſel Heidentum, aber ein kreuzbraves, gelt? Nach der nächſten Tour werden wir ihm ſchon den Geſellenbrief ausſchreiben dürfen, gib acht.“

„Ja gewiß, Papaſcha.“

Er ſchaute wieder nach der Thür, durch die Ludwig hereinkommen mußte, allein alles blieb noch ſtill. — Er berichtete weiter, aber zerſtreut und mit ungehörigen Pauſen, mitten in die langen Sätze ſeiner Ode auf Ludwig Jersbeck hinein. Als er damit fertig war fing er an Meſſer, Gabel und Löffel kunſtreich übereinander zu bauen, wie wenn er eine neue Beweiserbringung für die Geſetze des Gleichgewichts finden müſſe, während Ljuba ihm die geplatzte Achſelnaht ſeines Wettermantels ausbeſſerte. Endlich füllte er ſich, des Wartens müde, doch ſeinen Teller, und Ljuba mußte die kleine Apotheke aus dem Ruckſack neben ihn legen, dazu das Laternchen, aufgeklappt und den Kerzenſtumpf in die Tülle geſteckt, fertig zum Anzünden.

„Man kann's nicht wiſſen, wozu's gut iſt, und ich werde ja doch den Diktator ſpielen müſſen, weil ich meine Medikamente und die Gebrauchsanweiſung im Kopf hab'. Wegen deiner fühl' ich mich verantwortlich; du haſt mir da etwas Schönes eingebrockt. Still — mach' mir nur nicht die Augen von deiner Mutter hin! Du weißt, dann iſt's aus. — Jeſus Maria, wo bleibt der Bub bis zum jüngſten Gericht? Das iſt mir ein Rätſel! Sei ſo gütig und ruf' dem Gſtreiner, daß er den Riſotto noch einmal in den Kochhafen zurückthut, Ljuba, und dann gibſt du mir die Hoffmannstropfen und den Salmiakgeiſt — —“

Da gerade erſchien Ludwig.

„Sie ſchläft, aber — ich weiß nicht — ſie gefällt mir nicht,“ ſagte er bedrückt. „Was thut man mit ihr?“

Der Profeſſor baſtelte ſchon an ſeinem Laternchen herum; der Docht war ein bißchen feucht geworden im Schneewetter, aber nun brannte es:

„Ich bin ein halber Doktor als Alpenveteran; jetzt geh' ich ſelber nachſchauen. Sorgen Sie ſich nur nicht. Bring' mir ein Glas Waſſer nach, Ljuba und die Medikamente und den Kognak, Kind. Eſſen Sie jetzt endlich einmal, dottore mio.“

— — — — — — — — — — —

Nach ein paar Minuten kam Ljuba allein zurück und ſetzte ſich zu Ludwig an den Tiſch:

„Sie dürfen völlig unbeſorgt ſein, läßt der Papa Ihnen ſagen. Der Herzſchlag iſt ein wenig herabgemindert und der Puls klein. Das iſt noch von der Ohnmacht, und das Chinin muß erſt Zeit zur Wirkung haben. Morgen früh wird alles gut ſein; der Papa führt Ihr Fräulein Schweſter ſelbſt zum Badl zurück. Er iſt ſchon noch ſicherer als Sie. Jetzt will er noch eine Viertelſtunde ruhig beobachten, und dann geh'n wir alle ſchlafen, gelt? Ich lege mich neben Ihre Schweſter, daß ſie mich gleich bei der Hand hat. — Sagen Sie mir, Doktor: wie muß man Ihre Schweſter nehmen?“

„Geduldig,“ antwortete Ludwig und ſah Ljuba kopfnickend an. Seine Augen gefielen ihr ſo gut, obgleich ſie kurzſichtig waren und heute Abend noch dazu rotdurchſchoſſen, infolge der Schneeblendung. Sein ganzes Geſicht brannte wie Feuer, und in ſeinem grauen Alpakkaröckchen, das er ſtatt der verſchwitzten Joppe angezogen hatte, war er keineswegs ein Adonis. Dennoch — man mußte ihn notwendig gern haben, und Ljuba fühlte eine ſonderbare, weihnachtliche Freude beim Gedanken, daß ſie ihn noch viel näher kennen lernen und mit ihm zuſammen die herrlichen Gipfel und Türme beſteigen würde, wenn der Vater recht behielt, daß er ſchon bald ſeinen Geſellenbrief bekommen dürfe.

„Glauben Sie, daß es ihr ein Troſt wäre, wenn ich drunten bei ihr bliebe und gäbe für die nächſten Tage alle Touren auf?“ fragte ſie auf ſein ‚geduldig‘ hin, und ſchob ihm die Riſottoſchüſſel noch einmal näher.

Er nahm ſich langſam daraus und beſann ſich. „Nein,“ antwortete er. „Das wäre nicht richtig. Sie kennen Dörthe noch nicht, gnädiges Fräulein, und können keine Idee davon haben, wie unvermittelt die Uebergänge in ihrem Charakter ſind. Hitze und Härte, und dazwiſchen eine Fülle von Liebesbedürfnis und Idealismus —: Großſtadtmenſchen können ſich ſo etwas nicht vorſtellen. Das wächſt zwiſchen Kraut und Blumen auf, wie Gott es will. Eine alte Frau und ein dozierender Hauslehrer und ich, wir ſind die Gärtner geweſen — halt, nach dem jungen Hauslehrer auch noch ein alter Herr Paſtor, daß ich nicht lüge. Was hat Dörthe gehabt bis jetzt? Ein ſtilles Haus, den Buſchgarten und den Wieſenhorizont. Weder Freundin noch Schweſter, und ihre Liebe — — — nein davon will ich nicht ſprechen. — Kurzum, ich habe Dörthe aus den engen Verhältniſſen weggenommen, damit ſie von mir geheilt wird. Ohne das erfaßt ſie den Lebensbegriff nie und nimmer —; der iſt nicht mit dem Ichbegriff identiſch, und die Wahrheit ſoll ſie mir lernen!“

Ljuba blickte aufmerkſam in ſein eifriges Geſicht. „Wenn all ihre Liebe und ihr Idealismus ſich um Sie dreht — (denn ſo denk' ich mir's doch ſchon richtig, gelt?) ſo iſt das kein Ichbegriff, ſondern ein Ich- und Du-Begriff; eine Zweieinigkeit, und Sie thun ihr unrecht.“

Er biß ſich auf die Lippe, ſchob Teller und Beſteck von ſich und trank ſeinen letzten Schluck Tirolerwein. — So, wie das reizende Geſchöpf da vor ihm ſaß, hätte er's ja herüberziehen und in ſeine Arme nehmen mögen; aber das ging doch nicht im praktiſchen Leben, wie's im Senſationsroman geht. — „Es iſt ſchön, wenn eine Frau einmal von Herzen Apoſteldienſte an der anderen thut,“ ſagte er, „und ich ſehe auch ein, daß ich im Redefluß wohl etwas zu weit geſchwommen bin. Es iſt nur eins dabei, und das können Sie wieder nicht ohne langen Kommentar verſtehen, gnädiges Fräulein. Dörthe will es nämlich, ſoweit meine Perſon dabei in Frage kommt, um keinen Preis zugeben, daß aus der Zweieinigkeit jemals eine Dreieinigkeit wird.“

„— Das verſteh' ich wirklich nicht —“

Auf unſerer nächſten Tour ſollen Sie den Kommentar hören, notabene, wenn es keine vereiſten Halden und keine Schneewechten gibt, wie heute. Habe ich nicht ſchon gelernt? Erinnern Sie mich an den Kommentar.“

„Wollen wir denn gleich wieder eine gemeinſame Tour machen ohne Ihre Schweſter? Iſt das nicht ſehr grauſam? — Papa ſagt, ich ſei zu weich; aber das iſt doch unſer Frauenvorrecht, gelt?“

„Gewiß, und wie ich jetzt eben darüber denke, das — es führt wieder zu weit für heute. Dörthe gegenüber iſt es aber der wahrhaftigſte Beweis von Bruderliebe, wenn ich mir manchmal vorſage: ‚Landgraf, werde hart!‘ Sie könnten mir ſehr viel Hilfe dabei leiſten!“

„Ich? Aber wodurch?“

„Den Hilfsplan entwerfen wir auch auf der nächſten Tour oder morgen früh auf dem Heimgange, wenn Sie wollen.“

„Ach Gott; alles will ich nur mit Freuden — nur wegen der Touren — — —?“

„Landgraf, werde hart!“ wiederholte er. „Heute ſind wir nicht mehr beſchlußfähig. — Da iſt Ihr Herr Vater! Nun, Herr Profeſſor? wie ſteht's?“

„Jetzt hat ſie Ruhe und ſchläft wie ein Kind. Geh' hinein, Ljuba, und leg' dich auch. Es iſt höchſte Zeit.“ Der Profeſſor hatte ganz abweſende Augen und zog ungeduldig die Stirn zuſammen, als ſeine Tochter beim Tiſch ordnete und das Eßgeſchirr beiſeite ſtellte. „Geh', geh'; ich löſch' die Lampe, und Ihnen thut die Ruh' auch not, Doktor. Da drüben ſind unſre Betten. — Die Apotheke und die Latern' läßt du mir zur Hand, Ljuba. Der Ält'ſte ſpielt den Nachtwächter, und der bin ich. Daß keins ſich wundert, wenn ich noch ein biſſel umhergeiſtere. Damit pfüa' Gott!“

(Fortſetzung folgt.)

Auf meinen ausgestopften Falken.

Von

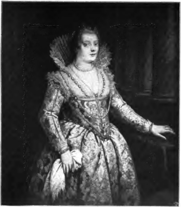
Gustav Falke.

Nicht mehr über Wipfel gleitest du,
Über meinen Schreibtisch breitest du,
Ausgestopfter Balg, nun deine Schwingen,
Äugst auf mich herab und auf mein Singen.

Gleichen Namens, wunderliche Vettern,
Umgetrieben beid' in manchen Wettern,
Du nun ruhend, ich noch in den Lüften
Fröhlich flügelnd über Tod und Grüften.

Von der Lampe stillem Licht umflutet,
Mir dein Auge wie lebendig glutet,
Und mir ist, ich seh' in deine Schwingen
Wieder warmes, rasches Leben dringen.

Blendwerk! Phantasie! Gespenstisch Leben!
Wirst dich nie mehr in die Lüfte heben.
Aber mich, nach meinen Erdentagen,
Welche Flügel werden mich noch tragen?



Bildnis einer Venezianerin. Nach dem Gemälde von G. B. Tassis.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Brabanter Spitzen.

Von

Klaus von Rheden.

Mit zwei Einschaltbildern und zwanzig Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Es gibt Worte von einer gewiſſen ſuggeſtiven Kraft. Nicht ſolche, die ſozuſagen nachahmend wirken, wie „Donnerrollen“ oder „Qualmwolken“ oder „Knattern“ — ſondern Worte, die ohne beſtimmte Klangfärbung ſofort eine ſcharf umriſſene Vorſtellung gleich dem Bilde in der camera obscura in uns erwecken. Zu ihnen gehört der Ausdruck „Spitzen“. Was ſagt uns dies Wort nicht alles! Eine duftige Wolke taucht vor uns auf, aus der ſich Zacken, Linien, Arabesken und Blumenranken löſen. Dahinter ſchwerer, farbenſchimmernder Atlas — und endlich das Bild der Trägerin, der Dogareſſa von Venedig (Einſchaltbild zw. S. 144 u. 145), der flandriſchen Edelfrau (Abb. 1) oder der vornehmen Franzöſin in ihrer üppigen Schönheit, mit dem flutenden Haar, durch das ſich Perlenketten ſchlingen und in dem prunkendes Geſchmeide funkelt, mit den ſchlanken, ſchmalen, weißen Händen und dem ſpitzen, ausgeſchnittenen Mieder . . . (Abb. 2.) Gewiß — es hat ſicher auch ſehr häßliche, alte, kleine und runzlige Frauen gegeben, die koſtbare Spitzen trugen. Aber nennt man das Wort, ſo denkt man nicht an ſie, ſondern an jene ſtolzen Schönheiten, die einem Veroneſe, einem Rembrandt und Tizian Vorbild waren.

Die Damen von einſt ſchmückten ſich aber nicht nur mit Spitzen — ſie arbeiteten ſie auch ſelbſt. Was heute nur noch Erwerbszweig iſt, galt ehemals als eine ſehr vornehme Liebhaberei. Beſonders für die Kirchengewänder, die Soutanen und Kragen der Geiſtlichkeit, für Altardecken und die Bekleidung der Taufbecken arbeiteten die fleißigen Finger der eleganten Damenwelt gern, und ebenſo gern griffen Klöſter und Kirchen nach dieſen duftigen Spenden und häuften ſie in den Sakriſteien in Truhen und Schränken auf.

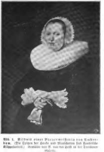


Abb. 1. Bildnis einer Bürgermeiſterin von Amſterdam. (Die Spitzen der Haube und Manſchetten ſind flandriſche Klöppelarbeit.) Gemälde von B. van der Helſt in der Dresdener Galerie.

Die Durchbruch-, Franſen- und Applikationsarbeiten, wie ſie Ende des XV. Jahrhunderts aufkamen, ſind wohl als die Wurzeln und Grundlagen der ſpäteren Spitzentechnik zu betrachten. Alle drei Arten wurden zunächſt ausſchließlich zu Kanten verwendet und ſchmückten nicht nur die heiligen und profanen Gewänder, ſondern auch Wäſcheſtücke und beſonders die Hemden, ſo daß die Chroniſten nicht Worte genug finden können, über dieſe Verſchwendungsſucht zu klagen. Häufig waren die Hemden mit

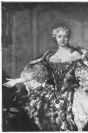


Abb. 2. Bildnis der Marie Leczinska.
(Das Kostüm iſt mit Point-de-roſe-Spitzen [Alençon] beſetzt.)
Gemälde von Louis Toccué im Louvre.

Entwürfe für Spitzenmuſter und Stickereien mit eigener Hand zu fertigen. Beſonders beliebt waren damals die Zeichnungen Federigo Vinciolos, eines gewandten und auch recht ſpekulativ denkenden Venetianers, der ſogar mit der Katharina von Medici ſeine Geſchäfte machte. Königin Katharina war zur Zeit in ähnlicher Weiſe die Tonangeberin für die Mode der eleganten Welt, wie ein paar Jahrhunderte ſpäter die Kaiſerin Eugénie. Sie hatte unter anderen eine gewiſſe Sorte von Spitzenkragen mit ausgebogenen Ecken erfunden, deren Anfertigung und Verkauf von ihr ausſchließlich dem Signore Vinciolo übertragen wurde; es wird auch behauptet, daß ſie von dem Venetianer Prozente bezog: die große Katharina war ſtets eine kluge Rechnerin.

1587 ließ Vinciolo in Paris eine Muſterſammlung erſcheinen, die den Titel führte: „Les Singuliers

schwarzer oder buntfarbiger Seide über und über ausgeſtickt, und es mag wohl begreiflich erſcheinen, wenn die alten Schriftſteller erzählen, daß ſolch ein Kleidungsſtück oft zehn Livres an Gold und mehr koſtete. Es war die Zeit des größten Kleiderluxus, jene Zeit, in der es vorkommen konnte, daß ein Edelmann ein Haus verkaufte, um ſich ein neues Koſtüm anſchaffen zu können.

Die Renaiſſance, die ihre befruchtende Kraft von der Palaſtfaſſade bis zum Schlüſſelring und zum Schemel des Huiſſiers ausdehnte, der auch die Gegenſtände der Alltäglichkeit nicht unbedeutend genug erſchienen, um geſchmackvoll verſchönt zu werden — jene große Epoche künſtleriſcher Wiedergeburt aus Verflachung und Verödung, war auch der Entwickelung der Spitzenarbeit günſtig. Künſtler von Namen ſcheuten ſich nicht, die

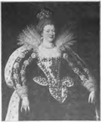


Abb. 3. Bildnis der Maria de Medici.
(Krönungskoſtüm. Die Spitzen ſind italieniſche Nadelarbeit [Reticella].)
Gemälde von Franz Pourbus d. J. im Louvre.

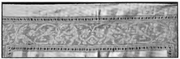


Abb. 4. Leinendurchbruch an einer Decke, genannt Punto tirato. Kloſterarbeit, etwa auf $^1/_2$ verkleinert. (Das Original aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts befindet ſich im Städt. Suermondt-Muſeum zu Aachen.)

et nouveaux pourtraicts et ouvrages de Lingerie, servans de patrons à faire toutes sortes de poincts, coupés, lacis et autres, nouvellement inventez au proffit et contentement des nobles dames et demoiselles et autres gentils esprits, amateurs d'un tel art.“

Das Werk, „dédié à la Royne“, war nicht die erſte Muſterſammlung; verſchiedene andere waren vorangegangen. Man pflegte dieſe kleinen Vorlagewerke, die heute meiſt ſehr ſelten und koſtbar geworden ſind „Modelbücher“ zu nennen. Die älteſten entſtanden, ſichtlich unter flandriſchem Einfluß, in Deutſchland; ſo das „New Modelbuch“ Jorg Gaſtels in Zwickau 1525, das „New kunſtlich boich“ Peter Quentels in Köln 1527 und das „Modelbuch aller art Nehwerks vnd Stickens“, das Chriſtian Egenolff 1533 in Frankfurt a. M. druckte.

Zur ſelben Zeit ungefähr tauchten auch in Italien die erſten Modelbücher auf. Die Reihe beginnt mit Taglientes „Opera nuova che insegna a le donne a cuscire, a riccamare, e a disegnare a ciascuno“, Venedig 1528. Das Werkchen entlehnt mancherlei aus Quentels Modelbuch, enthält indeſſen auch eigene Erfindungen. So wurde unter anderen die ſogenannte „Maureske“ durch die Italiener eingeführt.

Als das oben erwähnte Vincioloſche Buch erſchien, waren zwei Techniken der Näh- und Spitzenarbeit allgemein: der punto tirato (Abb. 4) und der punto tagliato (Abb. 5). Während erſterer lediglich in dem Ausziehen von Fäden und dem Verſchlingen und Verſchürzen nach beſtimmten Muſtern beſtand, wurden bei letzterem ganze Stoffpartien ausgeſchnitten und in die leeren Räume, die nur noch durch einzelne ſtehengebliebene Fäden mit dem Ganzen zuſammengehalten wurden, Figuren eingeſtickt oder durch Kreuzung und Schürzung der Fäden Roſetten, Ranken u. dergl. ohne Leinwandunterlage erzeugt; zuweilen heftete man auch das Muſter in Fadenform auf den Leinengrund und ſchnitt die überflüſſigen Teile fort. Der punto tirato war alſo mehr an geometriſche Figuren gebunden, der Textur des Stoffes entſprechend, der punto tagliato dagegen freier in der Linienführung gehalten.

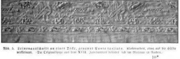


Abb. 5. Leinenausſchnitt an einer Decke, genannt Punto tagliato. Kloſterarbeit, etwa auf die Hälfte verkleinert. (Die Originalſpitze aus dem XVII. Jahrhundert befindet ſich im Muſeum zu Aachen.)

Digitized by Google

Eine dritte Technik trat in den Gitterarbeiten, die wir heute noch unter dem Namen Filetguipüre kennen und pflegen, hinzu. Auf einem regelmäßigen Netz wird das Muſter durch Stickerei hergeſtellt, ſei es durch ausgezählte Stopfſtiche, durch Applikation oder Ueberarbeitung vereinter Arten (Abb. 6). Oft tritt dabei das Netzwerk bis zur Feinheit des Tülls zuſammen; auch verwandte man neben den feinen Leinenfaden vielfach farbige Seide und Gold. In dieſer Art „Lazzis“-Arbeiten ſoll Maria Stuart, die ſich um die Einführung der Spitzeninduſtrie in Schottland ſehr verdient gemacht hat, Meiſterin geweſen ſein. Welches große Intereſſe man im britanniſchen Lande der flandriſchen Spitzentechnik entgegenbrachte, geht ſchon daraus hervor, daß in Antwerpen „in the golden Unicorne at Villm Vorstermans“ ein Modelbuch mit engliſchem Text gedruckt wurde; es trägt kein Datum, muß aber in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erſchienen ſein, da Vorſtermans Offizin von 1514 bis 1542 beſtand.

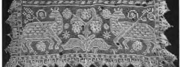


Abb. 6. Einſatzſtück in Filetſtickerei. Auf etwa ⅓ verkleinert. (Original im Muſeum zu Aachen.)

Die unmittelbaren Vorläufer der Spitzen waren die ſogenannten Paſſamenten, eine primitive Art ineinandergeflochtener Fäden und Schnürchen, wie ſie ähnlich ſchon ſeit längerer Zeit als Galons und Beſätze in Gebrauch waren (Abb. 7). An dieſe Paſſamente ſetzte man „Zähnchen“ oder „Spitzchen“, und aus ihnen entwickelten ſich allgemach jene feinkünſtleriſchen Arbeiten, die man heute Spitzen nennt; erſt mit dem Erſcheinen jener „Zähnchen“ tritt der franzöſiſche Ausdruck „dentelles“ auf und wird allgemeiner.

Die Spitze ſelbſt beſteht im allgemeinen aus dem Grunde und dem darauf gearbeiteten Muſter. Nur einige Spitzenarten, wie die Venezianer (Abb. 8) und ſpaniſche und die meiſten Guipüren, haben reinen Untergrund, d. h. kein bleibendes Netzwerk, auf dem ſie gearbeitet werden, ſondern ſetzen ſich aus einzelnen, ſei es durch Knüpfung, ſei es durch „Picots“ (winzig kleinen Garn- oder Seidenſchleifchen) verbundenen Muſterteilen zuſammen. Dieſe letztere Technik benannte man die punti in aria, weil man die Muſtervorlage völlig frei, gewiſſermaßen „in der Luft“ ausführte.

Eine ganz andere Technik hat die ſogenannte Klöppelſpitze zur Bedingung. Das Klöppeln iſt eine niederländiſche Erfindung oder ſoll es ſein, denn es tauchte zur ſelben Zeit — ſchon Ende des XV. Jahrhunderts — auch in Oberitalien auf und wurde Mitte des XVI. Jahrhunderts durch Barbara Uttmann in Deutſchland (im ſächſiſchen Erzgebirge) eingeführt. Während, wie wir geſehen haben, Spitzenbücher für andere Techniken ſchon zu Anbeginn des XVI. Säkulums gedruckt wurden, erſchien das erſte Muſterbuch für geklöppelte Spitzen erſt 1568; es iſt das des Nikolaus Baſſeus zu Frankfurt a. M. Beim Klöppeln werden die Fäden auf dünne Holzſpulen (Klöppel) gewickelt, die der leichteren Handhabung wegen

Digitized by Google

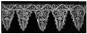


Abb. 7. Italieniſche Nadelſpitze, genannt Reticella. Auf etwa ¼ Gr. verkleinert. (Original im Muſeum zu Aachen.)

an einem Ende kugel- oder birnenförmig verdickt ſind. Die Papierſchablone mit dem Muſterbilde wird mittels Nadeln auf ein Polſter befeſtigt; die Löcher in der Vorlage bezeichnen die Bindungs- und Kreuzungsſtellen der zu verflechtenden Fäden und dienen zum Einſtecken der Nadeln und Anheften der gebildeten Maſchen. Bei fortſchreitender Arbeit werden aus der fertigen Spitze die Nadeln herausgezogen und in die ferneren Löcher geſteckt. Die Klöppel, die an ihren Fäden während der Arbeit vom Kiſſen herabhängen, werden vom Klöppler zwiſchen den Nadeln nach den Linien des Muſters hin- und hergeworfen. Dem „Werfen", d. h. dem Zuſammendrehen der zu einem Paar gehörigen Fäden, geht ſtets das „Kreuzen" voraus, das Übereinanderlegen der benachbarten Fäden beider Paare. So entſtehen die verſchiedenen „Schläge": der Kreuz-, Flechten-, Löcher-, Leinenſchlag ꝛc. (Abb. 9 und 10.)

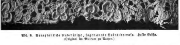


Abb. 8. Venezianiſche Nadelſpitze, ſogenannte Point-de-roſe. Halbe Größe. (Original im Muſeum zu Aachen.)

Die Klöppelſpitze kann wie die genähte in der Art der Guipüren und auf dem Netzgrund, dem Réſeau, ausgeführt werden. Die zur Herſtellung des Grundes benutzten Fäden laufen ſämtlich die Spitze entlang und werden an den betreffenden Stellen direkt zur Bildung des Muſters verwendet, das demgemäß mit dem Grunde ſelbſt ein untrennbares Ganzes bildet. Bei den geklöppelten Réſeauſpitzen gebraucht man noch heute vielfach die alten tüllartigen Grundbindungen, wie ſie ehedem in den flandriſchen Städten üblich waren.

Flandern und Italien haben ſich lange um die Ehre geſtritten, die Heimat der Spitzeninduſtrie zu ſein. Thatſächlich findet ſich die älteſte Darſtellung einer Spitzenſchule auf einem niederländiſchen Bilde. Die niederländiſche Kunſt beherrſchte damals Europa, und ſo iſt es andererſeits nicht verwunderlich, daß man die Spitze bald auf allen Porträts als integrierenden Beſtandteil ſowohl der Damentoilette wie des Herrenkoſtüms ſah (Einſchaltbild zw. Seite 152 u. 153). War man auch ſonſt nicht reich genug, ſich mit Spitzen zu ſchmücken: auf den Porträts mußten ſie angebracht werden, und dann ſuchte man zuweilen nach Vorbildern wie der Infantin Iſabella, deren ungeheuerer Spitzenkragen mit dem der Königin Eliſabeth oder der Margarete von Navarra recht wohl konkurrieren konnte.

Bei der Herrenwelt war die Spitzenmanie nicht minder ſtark ausgebildet. Die Mütze Kaiſer Karls V., die ſich lange Zeit im erzbiſchöflichen Schatze zu Baſel befand und jetzt im Muſeum Cluny aufbewahrt

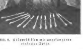


Abb. 9. Klöppelkiſſen mit angefangener einfacher Spitze.

Digitized by Google

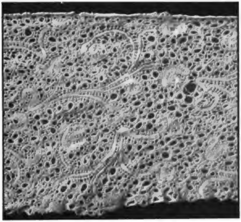


Abb. 10. Klöppelarbeit. Nachahmung einer franzöſiſchen Nadelarbeit. Etwa halbe Größe. (Aus dem Muſeum zu Aachen.)

Courtrai, Lüttich, Brügge oder Antwerpen gefertigt ſein. Nur die Brüſſeler und die double point-Spitzen bildeten als Spezialität eine Ausnahme. Während in Italien ſich die Spitzeninduſtrie ſelbſtändig entwickelte, wurde Flandern die Lehrmeiſterin von Deutſchland, England und auch Frankreich, wo lediglich Alençon (Abb. 14) eine gewiſſe Sonderſtellung einnahm. Drei Jahrhunderte hindurch gehörte es zur Ausbildung der jungen Vlamländerinnen, in der Spitzenarbeit geübt zu ſein — und noch heute marſchiert Belgien in der erſten Reihe der ſpitzenproduzierenden Staaten. In großen

wird, iſt ein Wunderwerk der Spitzeninduſtrie. Man trug Spitzen an allen Kleidungsſtücken: als Jabot und Kravatte, als Manſchetten und Kragen, als Beſatz der Hutränder, der Beinkleider, der Wadenſtiefel, als Roſetten auf den Salonſchuhen wie auch als Strumpfbänder. Der Trouſſeau eines Kavaliers jener Tage war in Bezug auf die Leibwäſche dem einer vornehmen Dame außerordentlich ähnlich.

Trotz des Aufſchwunges, den die Spitzeninduſtrie im XVI. Jahrhundert in Venedig, Raguſa, Genua, Valenciennes, Paris, Arras, Bayeux ꝛc. genommen hatte, galten die Mechelner Spitzen (Malines) doch lange für die eleganteſten und wurden von der Mode bevorzugt (Abb. 11—13). Unter dem Namen Malines faßte man gewöhnlich alle flandriſchen Spitzen zuſammen, mochten ſie nun aus Mecheln ſelbſt ſtammen oder in

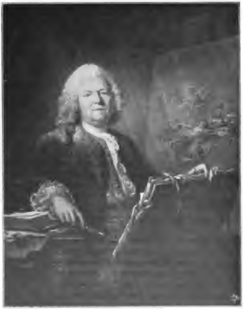


Abb. 11. Bildnis.
(Gemälde von Jean Nattier im Louvre. (Mit Mechelner Spitzenbeſatz, ſogen. Malines.)

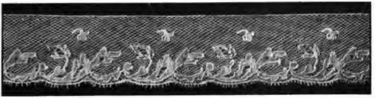


Abb. 12. Mechelner Spitze (Malines) aus dem XVIII. Jahrhundert. Gleiche Größe. (Original im Muſeum zu Aachen.)

Schulen, die meiſt unter der Leitung frommer Schweſtern ſtehen und ihre Errichtung häufig der öffentlichen Wohlthätigkeit verdanken, werden die ärmeren Mädchen von früh an in der Spitzenarbeit ausgebildet, die ſie vielfach ſchon im elften und zwölften Lebensjahre zu ernähren vermag.

Die Grundmuſter der altflandriſchen Spitzen ſind ſehr verſchieden und führten und führen noch nach ihren Entſtehungsorten ihre Namen, wie **Mechelnergrund**, **Brüggegrund**, **Brüſſelgrund** — im Gegenſatz zum Torchon-, Chantilly-, Cette-, Lillegrund u. ſ. w. Die ſogenannte „Trollekant“, die aus fünf oder ſechs abweichenden **Grundbindungen** beſteht, dürfte eine Art Muſterkarte für die Arbeiterinnen geweſen ſein.

Zu den älteſten Spitzen Belgiens gehören die weltberühmten Brüſſeler, die den noch vorhandenen Muſtern zufolge vielleicht ſchon aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts ſtammen. In den Brabanter Kirchen exiſtieren noch zahlreiche und prächtige Proben, einſt Gaben reicher Fürſtlichkeiten: Meßgewänder, Altardecken u. dergl. m. (Abb. 15.) Da England 1662 durch Parlamentsedikt die Einfuhr fremder Spitzen unterſagt hatte, um ſeine eigene ziemlich grobe und wenig einträgliche Induſtrie zu ſchützen, ſo wurden gegen Ende des XVII. Jahrhunderts große Maſſen Brüſſeler Spitzen heimlich nach dem Inſelreiche geſchafft. Dort wurde die Schmuggelware unter der Bezeichnung „engliſche Spitzen“ auf den Markt gebracht, und faſt hundert Jahre lang bezeichnete man auch auf dem Kontinente die Brüſſeler Ware mit dieſem Namen.

Die „Brüſſeler Spitze“ entſteht thatſächlich in Brüſſel ſelbſt, und die übrigen Centren der belgiſchen Spitzeninduſtrie vermögen trotz aller Mühe nicht mit der Hauptſtadt zu rivaliſieren. Vor allem ſchlägt die Feinheit des Fadens jedwede Konkurrenz. Der Flachs wird in der Umgebung von Hal und von Rebecq-Rognon gezogen und in Courtrai zubereitet, da man annimmt, daß ein Teil ſeiner guten Eigenſchaften von den klaren Waſſern der Leye (Lys, Nebenfluß der Schelde) herrührt. Es iſt bekannt, daß der Flachs in Kellerräumen geſponnen wird, um ihm die notwendige Feuchtigkeit zu erhalten; in trockener Atmoſphäre bricht der Faden leicht. Durch die verhängten Fenſter dieſer Arbeitskeller fällt auf jede Spindel nur ein einziger Lichtſtrahl. Um den ſpinnenwebenfeinen Faden ſichtbar zu machen, ſind hinter den Spindeln ſchwarze Bogen aufgehängt, von deren Dunkel ſich die Helle der Fäden abhebt; dennoch muß ſich die Arbeiterin mehr auf das Gefühl in ihren Fingerſpitzen als auf das Auge verlaſſen. Die Arbeit iſt weder leicht noch geſund, wird aber gut bezahlt.

Natürlich hat unſer Maſchinenzeitalter auch auf die Spitzeninduſtrie ſeinen Einfluß aus-

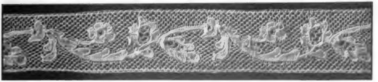


Abb. 13. Heutige Mechelner Maſchinenſpitze. Gleiche Größe.

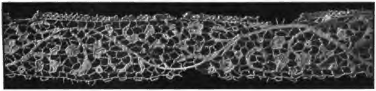


Abb. 14. Alençon-(Nadel-)Spitze. Etwa halbe Größe. (Aus dem Muſeum zu Aachen.)

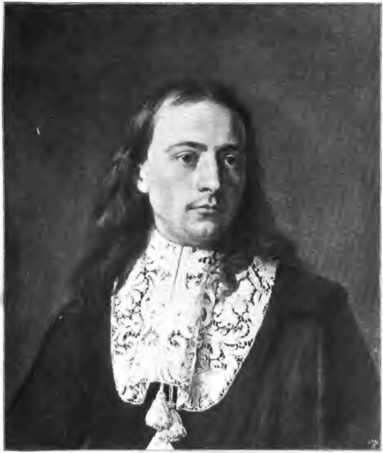
geübt. Namentlich bei den Grundbindungen herrſcht heute die Maſchinenarbeit vor. Für die einfacheren Netzwerke mit quadratiſchen Zellen benützt man hauptſächlich die Klöppelmaſchine, mittels deren die Verflechtung der auf ſtehenden Klöppeln aufgewundenen Fäden dadurch erreicht wird, daß — während dieſe Fäden an der Bildungsſtelle des Geflechts ſtrahlenförmig zuſammenlaufen — die Klöppel in den Kurvenſchlitzen einer Stützplatte mechaniſch ähnlich ſo durcheinander geſchoben werden wie ſonſt mit der Hand. Durch eine Erfindung des Franzoſen Malhère anfangs der ſiebziger Jahre wurde es ſogar ermöglicht, die ſämtlichen Klöppel einer Maſchine ebenſo unabhängig voneinander zu bewegen wie dies bei Führung der Klöppel mit der Hand geſchieht. Selbſtverſtändlich wurde durch die neue Erfindung die Handklöppelei arg bedroht. Dennoch werden durch die Klöppelmaſchinen hauptſächlich nur die Torchonſpitzen und einfach gemuſterte, ſchmale Valenciennes (Abb. 18) hergeſtellt. Auch die auf der Wirkmaſchine gearbeiteten Spitzen weiſen nur eine beſchränkte Anzahl von Muſtern auf und ſind auch von Laien leicht zu erkennen. Anders die ſogenannten Bobbinetſpitzen. Der Bobbinetſtuhl iſt eine äußerſt komplizierte Maſchine, deren Wirkung mit der beim Klöppeln der Handſpitzen erzielten viel Ähnlichkeit hat. Mittels dieſer Maſchine wird ein ſehr feiner Tüllgrund aus zweifädig gezwirnter Baumwolle erzeugt, der in ſeinen beſſeren Sorten von dem genähten Grund kaum zu unterſcheiden, aber viel weniger haltbar iſt. Die Erfindung ging von England aus, und obwohl England, um ſich das Monopol zu erhalten, die Ausfuhr der Maſchinen mit Deportation beſtrafte, kamen dieſe doch bald in Frankreich, Deutſchland und Belgien in den Handel.

Der Fabriktüll wird heute auch meiſt für die Brüſſeler Spitzen als Fond benützt; gemeinhin erheben nur königliche Beſtellungen Anſpruch auf Handarbeitsgrund. Dagegen iſt das Einſticken des Muſters ſtets Handarbeit, wenn man von echten Spitzen ſpricht. Dies Muſter kann mit dem Klöppel oder — als point-à-l'aiguille — mit der Nadel gefertigt, flach oder erhaben aufgelegt werden. Letzteres iſt eine Hauptkunſt der Brüſſelerinnen, die auch ihre Arbeiten in blendender Weiße zu erhalten wiſſen, während dieſe von den umwohnenden Dörflerinnen meiſt angeſchmutzt eintreffen oder mit einer leichten Bleiweißſchicht bedeckt, die das Gewebe angreift und ihm, bei raſcher Zerſetzung in feuchter oder warmer Luft, einen graugelblichen Ton verleiht.

Wie erwähnt, iſt die Applikationstechnik ein ſpäteres Verfahren; bei den erſten Spitzen wurden Grund und Muſter zuſammen gearbeitet. Heute iſt die Arbeit bis in die Einzelheiten hinein geteilt, ſo daß Grund, Zäckchenfläche, Ornament oder erhabenes Blumenmuſter, Aufarbeitung und letzte Feile in verſchiedenen Händen ruhen — und nur der Meiſter weiß, welche Wirkung die winzigen Teilchen in ihrer Zuſammenſtellung ergeben werden. Natürlich haben auch die Muſter der Brüſſeler Spitzen mit der jeweilig herrſchenden Mode gewechſelt. Während die älteſten Spitzen meiſt die reinen und herben Linien der Gotik zeigten, folgten Ranken, ſtiliſierte Blumen, Tierköpfe und Wellenmuſter, unter dem Empire ſogar Palmen, Pyramiden und ganze Scenen. Das Muſter entſprach dem Kunſtgeſchmack der Zeiten; der Stil verfiel, wurde groteſk und albern und neigt ſich erſt ſeit etwa 1830 wieder natürlicher Grazie zu.

Eine beſondere Technik der belgiſchen Spitzenarbeit iſt der point de gaze: eine Vereinigung der beiden älteſten Herſtel-

Digitized by Google



Männliches Bildnis (mit italienischer Rosenspitze)
Nach dem Gemälde von Carlo Maratta im Königl. Museum zu Berlin.

Digitized by Google

lungsverfahren. Der kräftige, ſechseckig gemaſchte Tüllgrund wird mit den zuſammengenähten Muſterſtückchen zu einem Ganzen vereint und der Zuſammenſetzungsſtrich durch Ranken verdeckt. Der point de gaze wird hauptſächlich auf dem platten Lande ausgeführt. Die Mechelner Spitze dagegen, die „Maline“, die einſt faſt Alleinherrſcherin im Norden Europas war, iſt mehr und mehr in Vergeſſenheit geraten, je weiter der Einfluß Frankreichs auf dem Gebiete der Spitzeninduſtrie wuchs. Als Fabrikware wird ſie allerdings heute noch viel imitiert (Abb. 13) und namentlich zu Kräuſelungen und Pliſſierungen verwandt — echt aber nur noch wenig gefertigt. Ihre duftige Klarheit und die leichte Gefälligkeit ihres meiſt blumigen Muſters laſſen ſie außerordentlich geſchmackvoll erſcheinen.

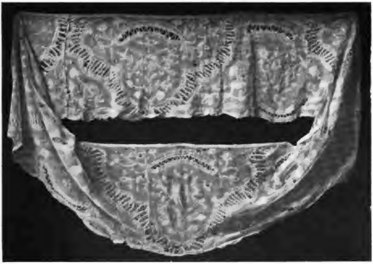


Abb. 15. Brüſſeler Klöppelſpitze, ſogenannte Bruxelles antiques. Auf etwa $^1/_8$ verkleinert.
(Aus dem Muſeum zu Aachen.)

In Antwerpen wurden und werden natürlich alle flandriſchen Techniken geübt. Für die Stadt charakteriſtiſch war ehemals eine auffallend ſtarke Spitze, die unter der Bezeichnung „Potten-Kant“ von hoch und niedrig als Schmuck und Beſatz der Hauben getragen wurde. Wie ſchon der Name beſagt, war dieſe Potten-Kant ein ſtändig wiederkehrendes Vaſen- oder Blumentopfmuſter, das durch einzelne Zweige oder Blüten variiert wurde — derb, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Anmut (Abb. 16).

Unter den Spitzen, die ihren Namen in eine neue Heimat gerettet haben, ſteht in erſter Linie die „valencienne“, die einſt wirklich in Valenciennes zu Hauſe war, aber ſchon Mitte des XVII. Jahrhunderts ganz nach Ypern in Oſtflandern überſiedelte und es hier zu ſchwer erreichbarer Vollendung gebracht hat. Die Valencienne (Abb. 17 u. 18) iſt eine Klöppelſpitze, deren ſchmalſte Sorte immerhin über hundert, deren breiteſte über achthundert Klöppel braucht. Nur durch die Lupe kann man ſehen, wie unendlich fein der einzelne Faden iſt. Der Fond der Valenciennes hat ſich lange unverändert gehalten; auch die Muſter blieben ſo ziemlich die gleichen, bis ein reicher Fabrikant, Mr. Duhayon-Brunfaut, in den dreißiger Jahren auf die nicht weit liegende, aber immerhin glückliche Idee kam, mit der alten Schablone zu brechen und auf verändertem Grunde neue Muſter ausführen zu laſſen.

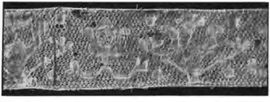


Abb. 16. Eine Antwerpener Pottenkant. Halbe Größe.
(Aus dem Muſeum zu Aachen.)

Der jährliche Export der Valencienneſpitzen beträgt viele Millionen, doch beteiligen ſich neben Ypern auch noch andere Städte an der Herſtellung, wie Courtrai, Menin, Brügge und Gent.

Seinen Ruf als Spitzenſtadt hat das äußerlich ziemlich langweilig gewordene Gent vor allem ſeinen Beginenhöfen zu verdanken, in deren niedlichen ſauberen Kloſterhäuschen ein Stamm außerordentlich tüchtiger Arbeiterinnen herangebildet wurde. Auch kleinere flandriſche Städte genoſſen ehemals dank ihrer Spitzeninduſtrie eine gewiſſe Berühmtheit; ſo vor der Revolution Binche, ferner Mons, deſſen „figures de Chimay“ viel Abſatz fanden, und auch Grammont, das durch die Herſtellung ſchwarzer Spitzen Chantilly den Rang abzulaufen ſuchte, freilich vergeblich. In jeder Stadt, ja faſt jedem Dorfe der altflandriſchen Provinzen hat die Spitzen-Induſtrie Wurzel geſchlagen, ohne ſich jedoch im allgemeinen charakteriſtiſcher Formen zu erfreuen oder beſondere Spezialitäten hervorzubringen. Individuelles Schaffen der Arbeiterin iſt neuerdings ſo gut wie ausgeſchloſſen; die Teilarbeit nach gegebenen Muſtern haben der Hausinduſtrie ihre Selbſtändigkeit genommen.

Den ſchönſten Überblick über die niederländiſche Spitzenproduktion gewährt jene wundervolle, einzig daſtehende Spitzenſammlung, die die Baronin von Liedts ihrer Vaterſtadt Brügge geſchenkt hat. Unfern eines der ſtillen, melancholiſch murmelnden Kanäle dieſes flandriſchen Venedig, hinter einer rotbraunen häßlichen Mauer, liegt das „Gruuthuuſe“, das „große Haus“, die alte Burg der Grafen von Flandern. Nur ſelten zieht eine Hand an der roſtigen Klingel, denn von dem bunten Fremdenſtrom, der ſich alljährlich an Brügge vorüber nach Oſtende wälzt, nimmt ſich kaum der Zehntauſendſte Zeit, wenn er dem alter-

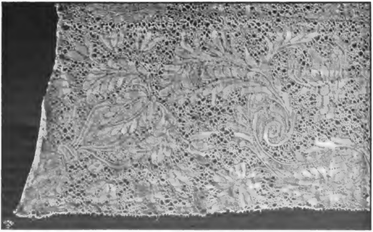


Abb. 17. Valencienneſpitze. Teilſtück in gleicher Größe. Aus dem Muſeum zu Aachen.

Digitized by Google

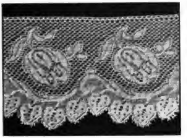


Abb. 18. Heutige Valenciennesſpitze. (Maſchinenarbeit.) Etwas verkleinert.

tümlichen Rathausplatz und dem ſtimmungsvollen Fiſchmarkt ſeinen üblichen Zweiſtundenbeſuch macht, noch weiter bis zu der epheuumſponnenen Burg zu pilgern. Man hat vor einiger Zeit mit dem Wiederausbau und der Renovation der Säle und Treppen, der prunkvollen Holzdecken und Fenſterbogen, durch die farbiges Licht bricht, begonnen — und der eine, bereits fertiggeſtellte Schloßflügel birgt das köſtliche Erbe der Baronin Liedts. Die Säle ſind nicht groß und auch nicht ſo hell, als man bei Betrachtung der zur Schau geſtellten Herrlichkeiten wünſchen möchte; aber eine unſagbar feine, etwas ſchwermütige Stimmung liegt über dem Ganzen — man erwartet jeden Augenblick, es müßten die Thüren ſich öffnen und in Schwärmen die alten Damen und Kavaliere einlaſſen, die einſt die ausgelegten Prachtſtücke trugen ... Dieſe Spitzenſammlung iſt in der That unerreichbar ſchön (Abb. 19). Da finden wir unter Glas und Rahmen handtellergroße Proben und meterlange Stücke alles deſſen, was flandriſche Kunſtfertigkeit ſeit Ausgang des XV. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Da liegen die Vorläufer der modernen Spitzen — die Lazzis, die Durchbruch- und Ausſchnittarbeiten, die geknüpften Paſſamenten. Dann folgen die erſten Klöppelſpitzen und ihre Schweſtern von der Nadel in allen Stadien der Entwickelung und Kreuzung. Ihnen ſchließen die Arbeiten der Seeländer und der großen Städte, Antwerpens und Mechelns, ſich an. Die Valenciennes Yperns und die Spitzen von Binche, nahe verwandt bis auf das verſchiedene Grundnetz, machen den Beſchluß der chronologiſchen Einteilung.

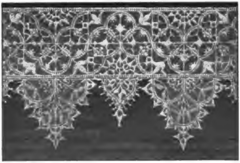


Abb. 19. Manegotti di ponto Fiamengo. 1596. Spitze aus der Sammlung der Baronin von Liedts zu Brügge.

Das entzückte Auge weiß nicht, welchem Stück es den Vorzug geben ſoll. Wir ſehen eine Fußdecke aus alter vlämiſcher Leinewand mit eingeſtickten Wappenbildern, Initialen und Wahlſprüchen — ſehen Altarbehänge aus Filetguipüre mit heraldiſchen Tieren — ſehen Barben, Kragen und Manſchetten, Tiſchtücher und Volants, Deckchen, Bezüge und Hauben, ganze Bilder in Spitzenmoſaik, Schürzen und Gardinen, bald fein wie der Altweiberſommer draußen auf der Flur, bald kräftig konturiert oder in erhabenen Muſtern — ſehen Zeichnungen von naivſter Derbheit, von ſtrenger Reinheit und Nadelarbeiten von einer Pracht ohnegleichen.

Und tritt man dann wieder heraus aus dem verzauberten Schloſſe und ſchreitet über den Hof, in dem der Moder der Vergangenheit die Luft ſchwängert, und durch die ſtillen Straßen mit ihren Giebelhäuſern und ſchmalen Fenſterreihen, ſo fällt das Auge häufig in den rotgepflaſterten Hausgängen, unter den alten Bäumen der Kanalſtege, auf greiſe Mütterlein und junge Mädchen, erſtere in der weißen Haube, letztere mit dem prachtvollen Blondhaar der Vlamländerinnen, vor ſich die Rahmen und Kiſſen, auf denen ähnliche Wunderwerke entſtehen wie jene, die wir oben erſchaut (Abb. 20). Sie blicken auf, die Alten und Jungen, und

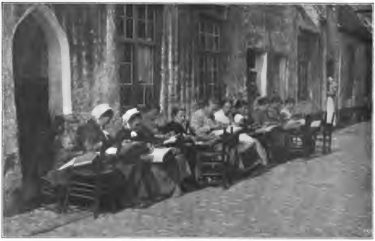


Abb. 20. Im Spitzengäßchen zu Brügge.

nicken uns lächelnd zu, aber ſie dürfen nichts von ihrer Arbeit verkaufen, denn ſie erhielten das Garn vom „maître“ zugewogen, und der weiß genau, wie viel Spitzen aus dem Pfund Leinenfaden geklöppelt oder geſchürzt werden können

Wenn man die Summen bedenkt, die alljährlich dieſen arbeitſamen Provinzen durch ihre Spitzenproduktion zufließen, ſo begreift man, daß ſich ihr ſchon frühzeitig das allgemeine Intereſſe zuwandte und neben der Praxis auch die Theorie wuchs. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß es außer jenem oben erwähnten, bei Voſtermans in Antwerpen in engliſcher Sprache gedruckten Werke keine älteren vlämiſchen Spitzenbücher gibt. In jüngſter Zeit hat das Gruuthuuſe-Muſeum eine koſtſpielige Publikation über ſeine Sammlungen erſcheinen zu laſſen. Unter den großen Privatbibliotheken iſt die Freiherrlich von Lipperheideſche, die jetzt dem Berliner Kunſtgewerbemuſeum gehört, in Bezug auf die Litteratur der Spitzenwerke wohl am reichhaltigſten verſehen. Eine ausführliche Bibliographie darüber exiſtiert meines Wiſſens noch nicht; diejenige, die Madame Bury Palliſer in ihrer „Histoire de la dentelle“ gibt, iſt lückenhaft, umfaßt auch nur die ältere Zeit.

Von den Spitzenſammlungen in Privatbeſitz, die mir bekannt geworden, iſt eine der ſchönſten die des Herrn v. H. in Berlin. Auch das Berliner Kunſtgewerbemuſeum und die entſprechenden Inſtitute in München und Nürnberg zeichnen ſich durch die ſorglich gewählte Überſicht ihrer Spitzenkollektionen aus. Vor allem aber iſt in dieſer Beziehung des Aachener Suermondt-Muſeums zu gedenken, deſſen umſichtiger Verwaltung wir für die Liebenswürdigkeit, mit der ſie uns ihr reiches, ſchönes und wertvolles Material zur illuſtrativen Veranſchaulichung anbot, zu beſonderem Danke verpflichtet ſind.

Heimatklang.

Von Frida Schanz.

Mir geht ein Ton durch meinen Sinn
Schon jahrelang, ſchon lebenslang,
Der ruft und lockt, weiſs nicht, wohin!
Ich ziehe mit dem Sehnſuchtsklang,

Wie ſchweifende Zigeuner ziehn,
Jahraus, jahrein durch Sumpf und Sand
Mit den vererbten Melodien
Aus unbekanntem Heimatland!

Reutlinger phot.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Hinter den Kuliſſen des „Variété.“

Gedanken und Erinnerungen eines ehemaligen Direktors.

(Abdruck verboten.)

Anno dazumal, als wir zu Berlin in unſeren erſten nationalökonomiſchen Semeſtern philanthropiſch-äſthetiſche Studien in der Artiſtenwelt trieben, wer hätte da geahnt, daß einer aus unſerm Kreiſe eines gar nicht ſchönen Tages — ſelbſt Direktor eines Spezialitätentheaters werden ſollte! Und in jener unvergeßlichen Periode hochherziger Jugendeſeleien, da ich, aller praktiſchen Thätigkeit meilenfern, nur „der Ausbildung meiner Individualität“ lebte, wie hätte ich mir davon träumen laſſen, daß gerade ich vom Schickſal dazu auserkoren ſei, den jähen Sprung ins Reich des „Brettl“ zu machen! Indeſſen, der Sprung, der infolge abſonderlicher Schickſalskombinationen nicht zu vermeiden war, lief noch gut ab. Einmal brachte er mich ja nicht ins Ganzdunkle, nicht ins eigentliche Tingeltangel — da hätte ich auch gegen alle Kommandos des Geſchicks unterthänigſt opponiert —, ſondern nur ins „Clair-Obſkure“ des „erſtklaſſigen Spezialitätentheaters“. Und dann gelang es mir, bald in die urſprüngliche Sphäre zurückzukehren, meines Wiſſens, ohne daß ich beſonderen Schaden genommen hätte.

Im Gegenteil, nachdem ich ſolchermaßen eine Reiſe in annoch wenig erforſchtes Gebiet gethan, fühle ich mich um manche nützliche Erfahrung reicher und kann mancherlei davon erzählen, was wohl auch andere intereſſieren könnte. Zumal in unſeren Tagen iſt ja die „zehnte Muſe“ mit keckem Sprung auch in den Geſichtskreis der Gebildeten gehoppſt. Sogar ernſthafte Kunſtzeitſchriften befaſſen ſich ſeit einigen Jahren mit der „Variété-Kunſt“, nachdem die beweglichen Pariſer längſt eine eigenartige Verbindung von Variété und Kunſt verwirklicht und ausgebildet haben. Und ſeit einem Jahr iſt die Übertragung der franzöſiſchen Erſcheinung ins Deutſche allenthalben ſo in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes getreten, daß man ſich gar nicht mehr wundert, Tagesblätter ganz gewohnheitsmäßig von der „Welt des Überbrettl“ ſchreiben zu ſehen. Neben zahlreichen Miſchlingen haben ſich bereits drei reine Typen des Überbrettls entwickelt: hier eine Art „Cabaret“, eine Verbindung von Künſtlerherberge, Parodietheater und Singſpielhalle, dort ein „buntes Theater“, ein umgewertetes Spezialitäten- oder litterariſch aufgebeſſertes Operette en détail-Theater, dort ſchließlich ein lyriſches Stimmungstheater, das auf dem Prinzip des ſzeniſch belebten Liedes beruht und ſich von aller Satire und allem Künſtlerübermut fern hält. Je mehr nun das neueſte Bühnengenre die Öffentlichkeit beſchäftigt, deſto eher mag es angebracht erſcheinen, die (für uns) ältere, ganz unlitterariſche, künſtleriſch mehr als anſpruchsloſe und doch ſo arg volkstümliche Spielart des Abwechslungstheaters einmal näher zu beleuchten.

* * *

Alles, was da auf den vielesbedeutenden Hof- und Stadt-Brettern, -Brettln, -Über- und -Unter-Brettln einſchließlich der Zirkuſſe kreucht und fleucht, im Grunde iſt es ja auf einen gemeinſamen Urſprung zurückzuführen. Ein der ganzen Menſchheit eingeborener Drang, ein Kunſttrieb brachte alles hervor: der Komödianten- oder der höhere Affentrieb. So gewiß die Kunſt zu den höchſten Lebensmächten gehört, ſo gewiß iſt ſie doch nur eine holde Täuſchung über die engen Grenzen menſchlichen Kennens und Könnens hinaus. Das Kind, das ſich im Dunkeln fürchtet und inſtinktgemäß zu ſingen beginnt, das iſt das Urbild des Künſtlers. Die Profeſſoren

Digitized by Google

ſchreiben dicke Bücher um dieſe Thatſache herum, die ſie nicht alle ſo ganz verſtehen, weil ſie zu einfach iſt. Die ernſten Künſtler, von Kindesbeinen an mit der Ernte tauſendjähriger Kulturen aufgefüttert, durch offenkundige und latente Tradition verfeinert, haben im Zuſtand des Schaffens kein Bewußtſein mehr vom Urſprung aller Kunſt. Das Publikum aber, wenn es in hellen Haufen den Spezialitätentheatern zuſtrömt, wird wohl die dunkle Erkenntnis im Unterbewußtſein tragen, daß hier Kunſtquellenforſchung zu betreiben ſei.

Das „Variété“ (ꝛc. -Theater) gibt Kunſtſtücke ſtatt der Kunſtwerke. Die Hervorbringer der Kunſtſtücke heißen Artiſten im Gegenſatz zu den Künſtlern. Kunſtſtückwerk als Kunſt betrieben, iſt alſo der Kern der Spezialitätenbühne; ſie iſt im weſentlichen das Heim ſtehengebliebener Vorkunſtformen oder Kunſtanfangsformen. Die Entwickelungsunfähigkeit, das Fertigſein ihres Inhalts weiſt ihr den niederen Rang an, iſt aber andererſeits die Baſis ihrer Stärke. Künſtlerart ſtrebt zum Ganzen, Lebensvollen; Artiſtenart — auch in den wirklichen Künſten ſoll ſie zuweilen nachweisbar ſein — klammert ſich ans Beſondere, verfertigt „Spezialitäten“, die dann durch konzentrierte Arbeit eine „Vollendung“ in ihrer Art, einen hohen Kurioſitätswert erreichen können. In einem gutgeleiteten Variété findet ſo der Durchſchnittsgeſchmack einer leider kunſtfremden Majorität leicht ſeine völlige Befriedigung, der kultiviertere Sinn hie und da einen Reiz ſeiner primitiveren Empfindungen, faſt ausſchließlich zwar durch Genüſſe, die, wie der Serpentintanz, im Grunde nur als Gäſte des Brettls zu betrachten ſind.

* * *

Der echte Variété-Leiter ſtellt eine Reinkultur des geſchäftsmänniſchen Theaterdirektors dar. Das Kunſtintereſſe, bei ſo manchem Schwank- oder Operettendirektor nur noch mit einem Augurenlächeln der Form wegen vorgeſchützt, hier wird es offen und ehrlich aus dem Spiel gelaſſen. Die Unterhaltungs- und Senſationsbedürfniſſe, die heimlichen Tyrannen faſt unſerer geſamten heutigen Theaterei, hier werden ſie offiziell als unumſchränkte Selbſtherrſcher anerkannt. „Ziehen“ oder Nichtziehen, das iſt hier ganz allein die Frage. ‚Wieviel wird mir das Publikum dafür bezahlen?‘ iſt die ewige Kalkulation des Variétédirektors, bevor er engagiert. Bei ihm muß ja aller künſtleriſche Ehrgeiz ſchon deshalb fortfallen, weil er nur mit Fix- und Fertigem zu thun hat. Jede „Nummer“, die zu ihm kommt, iſt bis ins Kleinſte aus- oder auch abgearbeitet. Der Herr Direktor kann wohl den aſſiſtierenden Gatten der Hundedreſſeuſe erſuchen, zum ſchwarzen Frack keine grasgrüne Kravatte anzuziehen, er kann der Sängerin ein oben oder unten allzu verwachſenes oder ein allzu geſchmackloſes Kleid zu tragen verbieten, dem Komiker einen allzu ſchlüpfrigen Vers oder dem Clown einen ſelbſt für ſein Etabliſſement allzu greiſenhaften Kalauer ſtreichen. Aber jenſeits dieſer Bagatellen bleibt ihm zu thun faſt nichts mehr übrig. Seine Thätigkeit beſchränkt ſich ganz auf die Zuſammenſtellung des Programms, alſo erſtens auf die Ausleſe der einzelnen „Nummern“ (der Ausdruck verrät genug), zweitens die Anordnung der Reihenfolge.

Natürlich kann auch hier Geſchmack bewieſen werden. Es gibt vereinzelte Leiter, die das Bunte, Schreiende möglichſt zu vermeiden ſuchen, bei Auswahl jeder Kraft die Zuſammenſetzung des Ganzen im Auge behalten und ſo gelegentlich etwas wie eine einheitliche Abtönung der Vorſtellung erreichen. Aber dieſe Ausnahmen zählen kaum mit, auch ſpielt der Zufall der Angebote und Vakanzen, ſowie der Koſtenpunkt eine ſehr bedeutende Rolle dabei. So ſiegt auf der ganzen Linie die Routine, die ſich jeder aneignen kann, wenn er beweglichen Erwerbsſinn beſitzt und allerlei geſehen hat. Daher finden wir denn auch unter den Variété-Eigentümern und -Leitern neben dem biederen Hausbeſitzer, dem emporgekommenen Kellner oder Bierzapfer den vielgewandten Galizier mit abenteuerlicher Vergangenheit, den ſeßhaft gewordenen Artiſten, den entgleiſten Schauſpielkomiker, den mit allen Hunden gehetzten Agenten und andere Typen. Wie es mit Geſchmack und Routine eines Brettl-Inhabers ſteht, kann der Kundige mit Beſtimmtheit ſagen, wenn er nur ein oder zwei Programmzettel des fraglichen Etabliſſement lieſt; er kann danach angeben, welcher Art das Lokal, ſein Publikum und ungefähr die Eintrittspreiſe ſind.

Die Bezeichnung Tingeltangel gilt eigentlich nur den kleinen Lokalen niederſter Ordnung, den „Café chantans“, die keine „Schaunummern“, ſondern nur Sängerinnen verſchiedener Art und etwa noch einen „Humoriſten“ engagieren, ſtatt der Bühne ein Podium, ſtatt der Kapelle einen Klavierſpieler haben (der übrigens mindeſtens Herr Kapellmeiſter tituliert wird), und in der Hauptſache von der Zote leben. Zu den Tingeltangeln gehören aber in der Praxis auch noch gewiſſe kleinere Variétés, die bereits eine Art Bühne, ein „franzöſiſches Orcheſter“ (Klavier und die notwendigſten Inſtrumente) beſitzen und in jedem Programm neben den Geſangskräften ein oder zwei Schaunummern, etwa ein Paar „muſikaliſcher Clows“ dritten Ranges, eine „halbſeidene“ Akrobatenfamilie oder einen ebenſolchen Jongleur beſchäftigen. — „Halbſeidene“ Artiſten hießen urſprünglich nur diejenigen, die halbſeidene Tricots tragen, während es für den „erſtklaſſigen“ ſich von ſelbſt verſteht, daß er nur in reinſeidenen Geweben „arbeitet“. Allmählich aber hat das Wort im Artiſtenjargon die allgemeinere Bedeutung „minderwertig“ erlangt. — Durch allerlei Übergangsformen iſt der Unterſchied zwiſchen Tingeltangel und Spezialitätentheater ſtark verwiſcht; dennoch beſteht er, und nicht nur dem Rang, ſondern in gewiſſer Hinſicht ſogar dem Weſen nach.

Allerdings, nur bei Nebeneinanderſtellung der extremen Typen — des kleinen echten Tingeltangels, wo die armen Chanſonnetten noch ununterbrochen auf dem Podium Schau ſitzen müſſen, und des großſtädtiſchen, in ſeiner Art muſterhaft betriebenen Spezialitätenhauſes — prägt dieſe Verſchiedenheit der beiden Genres ſich deutlich aus. Das erſtere iſt immer die Schänke mit „Klimbim“, das zweite ein Klimbimtheater mit Bier. Das eingangs erwähnte Aufſteigen des künſtleriſchen Klimbims rückt natürlich die verſchiedenen

Arten des artiſtiſchen einander wieder näher. Dem Künſtlerbrettl gegenüber, das ſich ſtolz „Überbrettl“ getauft hat, bleibt eben das gemeine Brettl mit all ſeinen Graden das Unterbrettl.

Als Direktor eines beſſeren Spezialitätentheaters ein Gentleman zu bleiben, iſt gewiß nicht unmöglich, hat aber ſeine Schwierigkeiten. Das Variété iſt eingeſtandenermaßen ein Geſchäft wie andere auch. Aber es läßt ſich nicht rein kaufmänniſch, in exakt bureaukratiſchen Formen betreiben. Das perſönliche Auftreten, die Welt- und Menſchenkenntnis und — last not least — die aus dieſer erwachſende Geriſſenheit ſind die Hauptſache. Wo nicht etwa ganz ausnahmsweis günſtige Bedingungen herrſchen, heißt es: Wehr dich deiner Haut — oder geh zu Grunde! Hammer oder Amboß ſein! Der Abſchluß faſt jedes einzelnen Engagements iſt ein Kräftevergleich, der, wie Björnſon ſagt, durch Kampf entſchieden werden muß. Wenn ich z. B. im Dezember, zur Zeit des Hamburger „Dom“ (ein Jahrmarkt mit unendlichem Variétébetrieb in allen möglichen Stadtlokalen) im „Direktoren-Hotel“ Hammonia abſtieg, ſo konnte ich gewiß ſein, von liebenswürdigen Agenten nicht lange alleingelaſſen zu werden. Wagte ich mich dann ins artiſtenüberfüllte Café des Hotels, ſo merkte ich bald, daß man bereits in jedem Winkel Notiz von mir genommen hatte — natürlich nur von mir in meiner Eigenſchaft als kontrakteſchließender Typus, als Direktor. Als ſolcher iſt man raſch bekannt im Volk der fahrenden Leute, da man ſchon nach einigen Monaten überall „Nummern“ trifft, die man im Hauſe gehabt hat. An ſolchen börſenartigen Sammelpunkten bedurfte es meiſt nicht geringer Feſtigkeit und Humorfähigkeit, um aus den unaufhörlichen Angeboten nur gerade das herauszugreifen, was ich brauchen konnte. Gegen einen unſympathiſchen, aufdringlichen Agenten, deſſen ſchriftliche Annäherungsverſuche ich immer unbeachtet gelaſſen hatte, half ich mir einmal mit einem draſtiſchen Mittel. Es war in einem Etabliſſement von St. Pauli, in der Pauſe, als ich von meinem Begleiter aufmerkſam gemacht wurde, daß der berüchtigte Proviſionsjäger da ſei und ſich an mich heranzupürſchen ſcheine. Ein paar Minuten ſpäter begrüßte er mich denn auch mit ſtrahlendem Lächeln, ſtellte ſich mir vor und ſeine Dienſte mir zur Verfügung. Ich aber ſpielte den durchaus Erſtaunten, ſagte kopfſchüttelnd, es müſſe eine Verwechslung vorliegen, und fragte, wen er eigentlich in mir zu ſehen glaube. „Ich habe doch die Ehre, Herrn Direktor X. aus Y ....“ erwiderte er ſtaunend. „Bedaure,“ bemerkte ich höflich, „das iſt offenbar ein Irrtum: ich bin der Dr. Hofmann aus Berlin.“ Ganz konſterniert ſtarrte der ſonſt nie Verlegene mich an, und zog ſich wie ein Sinnverwirrter zurück.

Der Direktor iſt im allgemeinen, aber oft gerade in ſehr wichtigen Fällen nicht, der wirtſchaftlich Stärkere. Der Artiſt befindet ſich ihm gegenüber immer im Vorteil, wenn ſeine Leiſtung ſehr eigenartig iſt. Alle Tage findet der Direktor gute Akrobaten, Jongleure und ähnliche Vertreter uralter Gaukelkünſte. Schwerer iſt es ſchon, anſtändige, repräſentable und doch wirklich komiſche Komiker aufzutreiben. Noch ſchwerer, unter der Maſſe der Soubretten, Chanteuſen, Chanſonnetten für jedes Programm mindeſtens eine zu entdecken, die Anmut, Tugend, Chic, Schalkheit und Pikanterie mit Decenz der Erſcheinung und Geſchmack im Vortrag, mit „Schlagern“ und „Originalrepertoire“ oder doch mit halbwegs neuen und erheiternden Couplets und mit etwas Stimme vereinigt. Im Vertrauen geſagt: alle dieſe Vorzüge vereinigt in einer Soubrette zu finden, iſt wohl noch keinem gelungen. Es iſt ja auch ein bißchen viel verlangt. Was iſt das perpetuum mobile gegen das Problem der ideal entzückenden Brettldiva? Nicht minder ſelten ſind Nummern, die durch Neuheit verblüffen und zugleich komiſche Wirkung haben. Gerade derartige Sachen aber ſind natürlich ſtets lebhaft begehrt.

Sobald eine ſolche Neuheit oder etwa ein neuer ſingender oder tanzender „Star“ à la Fuller, Otero, Guerrero, Saharet, Karola, Barriſon, irgendwo, in Berlin, Hamburg oder Köln, in Brüſſel, London oder Paris auftaucht, regen ſich alle beſſeren Direktoren. Beſonders rührige Leiter der größeren Firmen reiſen ſofort nach dem Schauplatz ab; andere wenden ſich an den „Manager“ der „Zug- und Kaſſennummer“, oder an einen mehr oder minder erprobten Agenten und verlangen Material, d. h. Angabe der „freien Zeit und äußerſten Gage“, ſowie „Photo und Litho“. Alle Schaunummern und bekannteren Geſangskräfte haben eigene Plakate, die recht bunt und ſehr geſchmeichelt, künſtleriſch aber, wenigſtens bei den deutſchen Artiſten, noch unter aller Kritik ſind. Dem Impreſario der ſehr überſchätzten Saharet dient als wirkſamſte Reklame ein Brief von Lenbach und ein Feuilleton von Eugen Wolff, dem bekannten Weltreiſenden. Rezenſionen gehören auch zum „Material“, ſind aber für jeden halbwegs vernünftigen Direktor faſt ganz ohne Bedeutung, da es ein offenes Geheimnis iſt, daß die Beſprechungen von Variétépremièren allgemein von den Direktionen ſelbſt, die ja der Preſſe fortlaufende große Inſeratenaufträge zukommen laſſen, oder von ſubalternen, mit der Parole „unbedingt wohlwollend“ verſehenen Redaktionsmitgliedern geliefert werden. Die erſte Folge des Wettbewerbes von Nachfragern iſt natürlich hier wie überall die, daß die friſch angebotene „Attraktion“ ſofort beträchtlich — um zwanzig, fünfzig, auch wohl hundert Prozent — teurer wird. Dennoch iſt das Engagieren ein Kinderſpiel gegen die Kehrſeite: das „Abſchminken“, d. h. das Verſchieben oder Auflöſen von im voraus abgeſchloſſenen Kontrakten, die nachträglich bereut oder die unbequem werden, weil man ſich im Eifer „überengagiert“ hat, oder weil die Konkurrenz etwas ähnliches aufzutreiben und noch vorher herauszubringen verſtand. In ſolchen Fällen werden allerlei Kriegsliſten angewandt, alle fraglichen Paragraphen geiſtvoll neu interpretiert, Direktionswechſel, Verkauf oder Umbau fingiert — kurz: es werden „Trics“ gemacht.

„Tric“ — das iſt wohl, neben „Gage“, das häufigſte Wort der Artiſtenſprache. Der Verblüffungskniff des Zauberkünſtlers oder des Jongleurs, der diplomatiſche Schachzug des Agenten, das Einfügen des patriotiſchen Moments in ein zweideutiges oder ſentimentales Lied, das kleinſte

Ganze jeder gymnaſtiſchen Leiſtung, das Mittel, dem Publikum die Schwierigkeit eines Haupttrics klarzumachen (Unterbrechen der Muſikbegleitung, ſcheinbares Nichtgelingen ꝛc.) — all das ſind Trics, und all das iſt untrennbar vom Variétéleben.

* * *

Iſt eine Nummer bis auf den kleinſten Tric feſtgeſtellt und durchgeübt, ſo wird ſie, wenn anders ſie gute Aufnahme fand, nun fünf bis zehn Jahre hindurch allabendlich in ganz genau derſelben Weiſe vorgeführt. Abwechslung kommt in dieſes unbegreiflich monotone Daſein durch die unaufhörliche Luftveränderung. Faſt jeden erſten und häufig auch jeden ſechzehnten beziehen die Artiſten neue Standquartiere. Vor der letzten Vorſtellung noch wird alles bis auf die unentbehrlichſten Requiſiten eingepackt, und nach oder noch während der Vorſtellung, ſobald die Nummer abſolviert iſt, geht es in Haſt zur Bahn; denn morgen abend wird bereits in der ein paar hundert Kilometer entfernten Stadt gearbeitet. Nur den beſonders Gewandten und Glücklichen gelingt es, die „Tour“ meiſt ſo zuſammenzuſtellen, daß beim Engagementwechſel nur kurze Entfernungen zu bewältigen ſind. Nach der Ankunft am Beſtimmungsort, die oft erſt am Nachmittag erfolgt, heißt es dann ohne Säumen das Gepäck zum Theater ſchaffen, ſich vorſtellen, die Garderoben beziehen, die mitgebrachten Apparate wieder zuſammenſetzen und eigenhändig anbringen, mit dem Orcheſter probieren und zwiſchendurch alte Bekannte begrüßen, die aus anderen Himmelsrichtungen eingetroffen ſind. Endlich kann man unter Führung des trinkgelderpichten Bühnenmeiſters auf die Wohnungsſuche gehen, nicht ohne Erkundigung darüber eingezogen zu haben, welche Stelle man im Programm erhalten hat. Die erſte und die letzte Nummer, die erfahrungsgemäß unter der Unaufmerkſamkeit des Publikums zu leiden haben, ſind gleichermaßen verpönt und werden denn auch in der Regel den kleinen Füllnummern zugeteilt, oder den Nebennummern ſolcher Truppen, die ſich zu täglich zwei- oder dreimaligem Arbeiten (unter verſchiedenen klangvollen Namen) verpflichtet haben. Das Ganze und jede Abteilung des Programms iſt nach dem Prinzip der Steigerung zuſammengeſtellt.

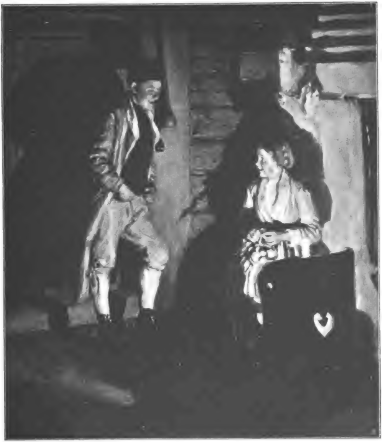
Den artiſtiſchen Leiter, der das beſorgt, etwa mit einem Regiſſeur vergleichen zu wollen, wäre ein arger Irrtum. Mit dieſer Kleinwelt der abenteuerlichſten Orthographie, der fürchterlichſten Reimverbrechen, der ſouveränen Gedankenloſigkeit, der unbefangenſten Plattheit hat die dramatiſche Kunſt, auch mittelbar, nicht das Allermindeſte zu ſchaffen. Indeſſen ſind dem Kunſthandwerk, das hier gepflegt wird, eigene Geſetze der Wirkung eingeboren. Manches erfolggewöhnte Mitglied „wirklicher“ Bühnen hat die Erfahrung machen müſſen, daß es nicht ſo leicht iſt, den Saltomortale von den Brettern auf das reichlicher lohnende Brettl unbeſchädigt auszuführen. Die Variétékunſt — sit venia verbo — verlangt eine derbe Freskomanier. Der vortragende Artiſt, der ganz allein, ohne Zuſammenhang mit einer Handlung, ohne den Hintergrund einer Stimmung oder ein tragendes Milieu, im grellen Licht des Scheinwerfers die Zuhörer feſſeln ſoll, muß immerhin ſeine ſpezifiſche Technik mit einer hohen Sicherheit beherrſchen, wie ſie nur der Drill des Spezialiſtentums erzeugt.

* * *

Von den Gagen, die den Artiſten gezahlt werden, macht ein Unbeteiligter ſich keinen Begriff. Selbſt gutgeſtellte Hofſchauſpieler ſchauen mit Neid zu ſolchen Summen empor. Die teuereren Opernkräfte allein können den Vergleich aushalten. In der That ſteht das Einkommen der erſtklaſſigen Artiſten meiſtens in einem ſchreienden Gegenſatz zu ihrer Bildung und zum Kunſtwert ihrer Leiſtungen. Aber es denkt ja auch niemand daran, hier mit künſtleriſchem Maßſtab zu meſſen. Nur der Unterhaltungs- und der Kurioſitätswert beeinfluſſen, wie geſagt, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Techniſche Geſchicklichkeit (z. B. bei Parterreakrobaten, Kunſtradfahrern, Jongleuren, gewiſſen gymnaſtiſchen Tänzerinnen), mit der „Arbeit“ verbundene Lebensgefahr (bei der „Luftarbeit“, d. h. Turnen an den hohen Trapezen, bei der Dreſſur und Vorführung wilder Tiere, der Jockey-Arbeit, gewiſſen Arten des Drahtſeillaufens), Prunk der Koſtüme und der Ausſtattung (namentlich bei den vielen „elektriſchen Nummern“) ſind vor allem von Bedeutung. Außergewöhnliche Unkoſten für Unterhaltung von Perſonal und großen Tieren, für Anſchaffung und Transport von Apparaten, Dekorationen, Käfigen, Koſtümen kommen natürlich ebenfalls für die Gagenbeſtimmung in Betracht.

Daß es aber darauf nicht weſentlich ankommt, beweiſen die hohen Bezüge der beliebteren Komiker. Als ich einmal im Anfang meiner Direktionsführung, an ſo große Summen (wenigſtens für Monatsgehälter) noch nicht gewöhnt, einem ſolchen Herrn ſagte: „Aber derartige Einkünfte hat ja kein Regierungspräſident!“ — erwiderte er mir recht trocken: „Ja, Herr Direktor, dann engagieren Sie ſich doch einen Regierungspräſidenten!“ Der billigſte Komiker, den ich überhaupt auf mein erſtklaſſiges Brettl ſtellen durfte, erhielt fünf- bis ſechshundert Mark, die Durchſchnittsgage für Komiker oder vielmehr für Humoriſten betrug während meiner Amtszeit achthundert bis zwölfhundert Mark monatlich. Ein bekannter, älterer Süddeutſcher hat, oder hatte in jenen Jahren, den feſten Preis von 2600 Mark, ſein meiſtbegehrter norddeutſcher Kollege, 3000 Mark für den Monat. Dieſer, der ſich ſeine meiſt witzigen und bisweilen wirklich ſatiriſchen Couplets ſelber zu ſchreiben pflegt, ſoll es ſeitdem auf die doppelte Summe gebracht haben. Wenn dies auch für deutſche Verhältniſſe eine Ausnahme iſt, ſo darf man doch ſagen, daß das Brot des Komikers im allgemeinen eines der wenigſt harten auf dieſer hartgebackenen Erde iſt. Ein halbwegs fixer Commis-Voyageur kann es in ein paar Monaten leicht zum Komiker mit drei- bis vierhundert Mark Monatseinkommen bringen; er braucht nur die „Schlager“ der bekannteren, insbeſondere der „Selbſtverfaſſer“, mit kleinen Veränderungen oder auch ohne dieſe verſchämte Vorſicht allabendlich während eines Viertelſtündchens mit ſtarkem Stimmaufwand und ſelbſtbewußter Handhabung eines alten Klapphutes der wohlwollendſten Hörerſchaft zu vermitteln.

Die Gagen der Soubretten, d. i. der kürzer-



Anna und Anders. Nach dem Gemälde von Emerick Stenberg

Digitized by Google

geſchürzten, jetzt meiſt „franzöſiſch-lange“ oder „fußfreie“ Koſtüme tragenden, zu etwas Vortrag und etwas Temperament verpflichteten Sängerinnen bewegen ſich in ähnlichen Grenzen. Beſcheidenere Anſprüche machen die ſeriöſen, lange Konzertroben tragenden, nur ſingenden, meiſt recht langweiligen Lieder- und Walzerſängerinnen, die faſt ausſchließlich in den kleineren und mittleren Betrieben vorkommen und zu den „Füllnummern“ gehören. Damenduette erhalten in den beſſeren Variétés ſechshundert bis tauſend Mark, Tanzduette etwas mehr; komiſche Duette, die aus einem Herrn und einer Dame beſtehen, tauſend bis zweitauſendvierhundert Mark, in manchen Fällen, namentlich wenn es ſich um die erſten Vertreter der franzöſiſchen Excentrickomik handelt, noch mehr. Beſſere Damenenſembles von fünf bis ſechs Mitgliedern acceptieren nicht unter achtzehnhundert bis zweitauſend Mark, die erfolgreichſten der angelſächſiſchen „Siſters“-Zuſammenſtellungen fordern zweitauſendvierhundert bis viertauſend Mark monatlich und erhalten ſie auch. Dieſe Engländerinnen ſind zwar ſamt und ſonders unmuſikaliſch und ſtimmlos, zeichnen ſich aber meiſt durch hübſche Erſcheinung, Fertigkeit in den engliſchen Tänzen und höchſtvollendeten Drill auch vor den Wienerinnen aus, die an natürlichem Temperament, an Heiterkeit, wie an Talent für Bänkelſängerei und Walzertanzen wieder turmhoch über den Töchtern Albions und den Norddeutſchen ſtehen. Das engliſche Kapital hat ſich übrigens auch dieſen Induſtriezweig nicht entgehen laſſen; in London beſteht eine „Schule“ für song and danse-Truppen, die jahraus, jahrein Hunderte von jungen Mädchen einpaukt, um die alte und die neue Welt mit Enſembles engliſcher Zunge zu verſorgen. Die Unternehmer und Unterimpreſarios der „Tiller school“ verdienen wohl ein Heidengeld damit; aber auch die Mädchen ſelbſt ſind im ganzen nicht ſchlecht geſtellt, während in manchen deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Enſembles die armen Geſchöpfe der gewiſſenloſeſten Ausbeutung preisgegeben ſind. Beneidenswert erſcheinen dagegen jene Solodamen, denen Mutter Natur zwar wenig Stimme und Talent, dafür aber ein beſonders wohlgefälliges Äußere mitgab und die ſich dann durch ſtaunenswerte Sparſamkeit eine prächtige Brillantenſammlung und fürſtliche Toiletten zu erwerben verſtanden. Mit nicht allzu verſchämter Reklame bringen ſie es leicht zur „Attraktion“ und erzielen als ſolche, namentlich wenn ſie aus Paris kommen, in unſeren größten hauptſtädtiſchen Brettlinſtituten (in Berlin: Wintergarten, Apollotheater, in Hamburg: Hanſatheater, in Köln: Reichshallen ꝛc.) vier-, fünf-, ſechstauſend Mark im Monat und mehr.

* * *

Hier iſt die große, nicht offizielle, aber darum nicht minder entſchiedene Spaltung zu berühren, die das ganze Artiſtentum in zwei Teile ſcheidet. Auf der einen Seite ſtehen die echten, ſozuſagen die „gelernten“ Artiſten, die Artiſten ſchlechtweg („ein alter Artiſt“ iſt der größte Ehrenname in der Spezialwelt des Gauklertums); das ſind alle, bei deren Thätigkeit körperliche Kraft und Gewandtheit, Mut und unendliche Geduld den Ausſchlag geben: alſo vor allen die vielerlei Arten der Gymnaſtiker, die mit ſechs, acht Jahren oder gar noch früher in die Hände des Drillmeiſters, gewöhnlich des Vaters, kommen und dann Jahre hindurch, ſolange ſie eben für ihren Beruf tauglich ſein wollen, faſt tagtäglich unter mehr oder minder empfindlichen Anſtrengungen und Schmerzen alte „Trics“ üben und neue probieren müſſen. Auf der andern Seite ſtehen die Geſangskräfte aller Schattierungen. Die Schwinger und Springer ſehen begreiflicherweiſe nicht ohne Verdruß, wie ſo ein Humoriſt, deſſen ganzes Gepäck aus dem Frackanzug und den Noten für die Begleitmuſik beſteht, der nur am Tag der Ankunft und auch dann nur in nachläſſig markierender Weiſe probt, oder wie ſo eine „Koſtümſoubrette“, die außer dem Koſtüm und dem, was es ent- und verhüllt, kaum Nennenswertes ins Treffen führen kann, ihnen in der Gunſt des Publikums und in der Munificenz des Direktors den Rang abläuft. Das Völkchen der „Singers“ hinwiederum ſchaut begreiflicher-, wenn auch nur ſehr relativ berechtigterweiſe auf die „arbeitenden“, in Sprache, Ausſehen und Manieren viel ungebildeter erſcheinenden „Kletterer“ hochmütig herab. Der Gegenſatz verſchärft ſich natürlich vielfach noch dadurch, daß der Humoriſt, von Natur meiſt leichtlebig und witzboldig wie der charmanteſte Weinreiſende, daneben in noch höherem Grade die liebenswürdige und meiſt liebebedürftige Soubrette oder die reizend radebrechende „Siſter“ auch außerhalb der Vorſtellung nicht zu unterſchätzende Erfolge erzielen können, namentlich bei den Stammgäſten und einer leutſeligen Direktion. Der Akrobat, der Zahnkünſtler, der Schlangenmenſch u. ſ. f. hat meiſt eine ſtattliche, mit gutem Appetit geſegnete Familie zu ernähren; die Geſundheit und Elaſtizität ſeines Körpers iſt ſein Kapital; daher kann er ſich dem Wirtshausleben, zumal in den Nachtſtunden, nicht ſo hingeben wie die Kollegen und Kolleginnen von der andern Fakultät, daher erzieht er auch die Söhne und namentlich die Töchter mit faſt puritaniſcher Strenge und pflegt, trotz der Zerſplitterung in dem fortgeſetzten Wander- und Gauklerleben, ein ſolides Familienleben zu führen. — Natürlich iſt der grundſätzliche Unterſchied im Artiſtentum nicht jedem einzelnen der Beteiligten klar bewußt, und auch dieſe Erſcheinung läßt zahlreiche Ausnahmen zu. Trotzdem iſt ſie wichtig für die Pſychologie des Artiſten.

Auch Gymnaſtiker können glänzende Honorare erreichen. Die Luftturntrios erhalten durchſchnittlich zwei- bis dreitauſend Mark pro Monat, zwei erſtklaſſige Reckturner beziehen zuſammen zwölfhundert, fünfzehnhundert Mark und mehr, ein renommiertes Recktrio fünfzehnhundert bis zweitauſend Mark. Körperliche Leiſtungen werden um ſo höher honoriert, je origineller die „Aufmachung“ iſt. Die arme, jetzt erblindete Baronin Rahden z. B., die das Schulreiten auf die Variétébühne brachte, erhielt durchſchnittlich einhundertzwanzig Mark pro Abend. Die höchſte kollegiale Anerkennung des Artiſten lautet: „Er verſteht ſeine Nummer zu verkaufen.“ Hat eine wenigſtens teilweiſe durch Neuheit verblüffende Einkleidung oder ein neuer Haupttric (das Ziel der Sehnſucht jedes rechten Artiſten) noch den Vorzug einer ſtarken komiſchen Wirkung, ſo wird die Nummer — hervorragende gymnaſtiſche Produktionen ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt — ſchier mit Gold aufgewogen. So iſt die Normalgage eines engliſchen Excentric-Schlappſeilſpezialiſten ſechzehnhundert Mark, der paar beſten Originaljongleure bis drei- und viertauſend Mark, der begehrteſten „Knock-Abouts“ (je zwei bis drei excentriſche Akrobaten amerikaniſcher und engliſcher Abkunft) zwei- bis viertauſend Mark. Bei dem ungeheuren Angebot guter Normalakrobaten ſind indeſſen ganze Familien von fünf bis acht Köpfen, die in einem Programm zwei bis drei tüchtige, wenn auch unoriginelle Nummern ſtellen können, ſchon unter tauſend Mark zu haben.

* * *

Da das Engagement in Provinzſtädten zwei bis vier Wochen, in den Großſtädten ſelten mehr als zwei Monate zu dauern pflegt, iſt jeder Artiſt beſtändig darauf angewieſen, vorausſchauend für rechtzeitiges Unterkommen zu ſorgen. Anſchluß! heißt daher die Parole des ganzen Artiſtenlebens. Im Gegenſatz zu dem Schauſpieler, der mindeſtens auf eine ganze Saiſon verpflichtet wird, muß der Artiſt beſtändig aufs Engagiertwerden hinarbeiten. Hierbei wird er zwar durch den Agenten entlaſtet; aber da jeder Agent am liebſten mit bereits anerkannten und guthonorierten, alſo auch eine entſprechend hohe Proviſion einbringenden Kräften „arbeitet“, ſo iſt gerade der erſt aufſtrebende Artiſt auch für die kaufmänniſche Seite ſeines Berufs hauptſächlich auf ſich ſelbſt angewieſen. Mancher brave, nur geſchäftlich ungewandte Artiſt bringt es nie auf einen grünen Zweig, weil er das Verdiente in den Zeiten des Brachliegens wieder verzehren muß oder weil er aus Angſt vor dem „Frei“-Bleiben ſeine Gage „drücken“ läßt, ſo daß ihm nach Abzug der meiſtens ſehr beträchtlichen Reiſeſpeſen, die von den Direktionen nur teilweiſe erſetzt werden, kaum genug für den Unterhalt der Familie und der bezahlten Gehilfen bleibt. Manch andrer jedoch verſteht es durch kluge geſchäftliche Manipulationen, durch diplomatiſche Behandlung der Direktoren, durch unverdroſſene Offertenverſendung und nachdrückliche Reklame, ſich ſo wohl einzuführen, daß er ſtets in „feinem Verhältnis“ und ſtets auf ein paar Monate voraus engagiert iſt. Bewährte „Zugnummern“ ſind oft auf zwei Jahre hinaus „beſetzt“. Einer nicht geringen Anzahl von Artiſten iſt es daher geglückt, ſich mit einem hübſchen Vermögen ins Privatleben zurückzuziehen. Weit, weit größer aber iſt die Zahl derer, die arm und heimatlos ſterben. Für die Beklagenswerten, die aus den dumpfen, ſumpfigen Niederungen des Tingeltangels (im eingangs erläuterten engeren Sinn) nie herausgekommen, iſt dies das natürliche Ende. Mancher aber, der Jahre hindurch Rieſenſummen einnahm, kommt durch eigne Schuld ins tiefſte Elend. Häufig heißt es: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Neben anderen noblen Paſſionen fordert das Glücksſpiel viele Opfer.

Freilich ſind gerade dem Artiſten mildernde Umſtände hier nicht zu verſagen. Das unſtete Leben, die Iſoliertheit abſeits der bürgerlichen Welt und des nationalen Lebens haben die unvermeidliche Folge gehabt, daß das Kaffeehaus zum Centrum des Artiſtenlebens wurde. Hier verbringt man die freien Stunden, hier trifft man alte Freunde und gewinnt neue, hier ſpricht man ſich über alles aus, hier lieſt man Zeitungen, ſchließt Kontrakte, zeigt die neuen Schmuckſachen, macht die Kur, ißt und trinkt und — ſpielt, ſpielt Billard, Domino, Skat und was immer von Glücksſpielen in der Mode iſt. Woher ſollte in dieſem erregten Leben eines beſtändigen Sichzurſchauſtellens, Sichverflachens die Sammlung, die Anleitung oder nur der Trieb zu geiſtiger Beſchäftigung, zu der ſo notwendigen Weiterbildung kommen? Und wo ſonſt ſollte man die Zeit totſchlagen, als im Artiſtencafé? Hier allein hat man das Gefühl, als voll geachtetes Glied unter Seinesgleichen zu ſein, kurz: zu Hauſe zu ſein. Was für ein Land zufällig in dieſem Monat um das Artiſtencafé herumliegt, das iſt dem Durchſchnittsartiſten herzlich einerlei. Er reiſt dreißig Jahre lang in allen Zonen herum — aber er hat nicht ſo viel Menſchen- und Länderkunde davon heimgetragen wie der große Lebenskünſtler von Weimar von einem einſtündigen Spaziergang auf der Chauſſee. Nur eines kennt er in Petersburg wie in Mailand, in Budapeſt wie in Chicago: die Variétés und die Artiſtencafés.

* * *

Ungeheure, täglich wachſende Reichtümer lagern in den Kunſtſchatzkammern der Kulturnationen. Ungeheuer aber iſt auch in unſeren erleuchteten Tagen noch die Zahl der Armen im Geiſte, die ihr Lebenlang von dieſem alleinbeglückenden Reichtum nicht einen Schimmer genießen. Es wäre ein ideales Ziel, aufs innigſte zu wünſchen, daß unſer ganzes Volksleben ſo von echter Kunſt durchtränkt werde, wie es heute noch mit Halbkunſt, Afterkunſt, mit Antikunſt vergiftet iſt; daß eine mächtige Hebung des allgemeinen Empfindens für das wahrhaft Schöne die ganze Welt des Variété zum Nichts zuſammenſchrumpfen laſſe. Aber wie unendlich fern ſind wir einem ſolchen Ziel! Auch das Variété muß wohl einem Bedürfnis dieſer unfertigen, aller Sammlung abholden Zeit entſprechen. Deshalb wäre es ungerecht, das Artiſtenvölkchen, ſoweit es ſich redlich nach beſtem Wiſſen und Können nährt, zu verachten oder zu beſchuldigen. Fänden ſie kein dankbares Publikum, ſo hätten ſie alleſamt der Gaukelei längſt abgeſagt, die indeſſen kaum um ein paar Tage jünger ſein dürfte als die Menſchheit ſelber. Daraus ſoll nicht gefolgert werden, daß die volkserziehenden Elemente müßig zuſehen ſollten. Es gilt, das anſcheinend notwendige Übel nach Kräften einzudämmen. Und das geſchieht am beſten, indem man nach altem Rezept den Feind mit ſeinen eignen Waffen ſchlägt, d. h. indem man dem unberatenen Volk gute, geſunde, vorzüglich heitere Kunſt ebenſo bequem zugänglich macht wie es die Variétékunſtſtücke ſind. Alles Lehrhafte, alles Schwerverdauliche muß dabei ausgeſchloſſen bleiben. Mancherlei Wege öffnen ſich da, die freilich alle nicht leicht zu gehen ſein werden. Aber deſto eher ſollte man mit dieſem unblutigen, höchſt erſprießlichen Kampf einen ernſthaften Anfang machen. Lieber heute als morgen!

Der Wind, der sonst so ungestüm

Von

Georg Buſſe-Palma.

Der Wind, der sonst so ungestüm,
Heut ist ein feiner Duft in ihm,
Und weich wie eine Kinderhand
Streicht manchmal er mein Gartenland.

Es sind vom Herbst darin zu schaun
Noch viel der Blätter gelb und braun,
Doch unter ihnen guckt hervor
Maiglöckchen schon und Veilchenflor.

Die erste Schwalbe auch ist da
Und rief vergnügt, als sie mich sah:
Ich und die Veilchen dir zu Füssen
Sollen dich herzlich vom Frühling grüssen! . . .

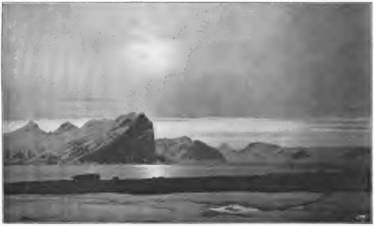


Abb. 1. Die Mitternachtsſonne, von der Station in Hornſund aus geſehen am 23.—24. Juni 1900.

Die Polarforſchung und die ſchwediſch-ruſſiſche Gradmeſſungsexpedition nach Spitzbergen.

Von

Dr. Alexander von Bunge.

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Der Umſtand, daß gerade jetzt wieder einmal die Nordpolfrage und die Polarforſchung überhaupt in ein akutes Stadium getreten ſind, mag die Wahl des Zeitpunktes für die nachfolgenden Mitteilungen motivieren, während andererſeits meine Teilnahme an mehreren Polarexpeditionen mir die Berechtigung geben mag, dieſes Thema hier zu behandeln. Noch iſt der großartige Erfolg Nanſens nicht vergeſſen, und der Name ſeines unglücklichen Rivalen, Andrés, lebt noch in aller Munde, und doch ſehen wir ſchon wieder eine ganze Reihe neuer Expeditionen ſich nordpolwärts bewegen. Im Norden Grönlands weilt der unermüdliche Forſcher Peary, von dem wir vor nicht langer Zeit günſtige Nachrichten erhalten haben; er widmet ſeine Thätigkeit ausſchließlich dem Norden Grönlands, deſſen Kenntnis wir weſentlich ihm verdanken. In denſelben Regionen muß auch Sverdrup, der brave Kapitän des „Fram“, weilen, doch gibt der Umſtand, daß wir bereits das dritte Jahr keine Nachricht weder von ihm, noch vom „Fram“ haben, Anlaß zu ernſten Befürchtungen. Im vorigen Jahre kehrte der Herzog der Abruzzen von einem leider mißglückten Verſuch, den Nordpol zu erreichen, zurück, und in dieſem Jahre ſoll eine mit offenbar großen Mitteln ins Leben geſetzte amerikaniſche Expedition unter Baldwin denſelben Verſuch und auf demſelben Wege, von Franz Joſephs-Land aus, wagen. Ich fürchte, daß auch dieſes Mal, trotz der großartigen Anlage des Unternehmens, dasſelbe reſultatlos und mit demſelben Mißerfolge, d. h. Verluſt an Menſchen, enden dürfte, wie die italieniſche Expedition, weil die Leute die in dieſem Teile des Eismeeres geltenden Bedingungen, die beſtändige von Oſt nach Weſt gerichtete Eisdrift, außer acht laſſen. Der Herzog der Abruzzen kann von Glück ſagen, daß er mit erfrorenen Fingern davongekommen iſt. Ein Jakute freilich würde ſagen: der Mann muß ſehr arm ſein, denn nur ein armer Mann, der ſich nicht warm zu kleiden vermag, kann ſeiner Meinung nach Glieder erfrieren. Middendorf, der unübertroffene Sibirienforſcher, verſichert ſogar, daß ſich Jakuten niemals Gliedmaßen erfrieren; doch habe ich dort Leute mit erfrorenen Wangen geſehen; aber dieſe waren in der That arm und ganz unverhofft von einem argen Schneewetter überraſcht worden. Den Herzog der Abruzzen können wir nicht für arm halten und müſſen uns daher nach einem anderen Grunde für ſein Mißgeſchick umſehen. Weiter verdienen hier die Fahrten des Admiral Makarow auf dem Eisbrecher „Jermak“ Erwähnung; auch er ſcheint mir nicht auf dem richtigen Wege zu ſein, wenngleich ſeine Fahrten bei der kurzen Dauer derſelben nicht als rechte Nordpolfahrten gelten können. Eine Polarexpedition, die unſer ſpecielles Intereſſe erregt, iſt die meines früheren Reiſegefährten Baron Ed. Toll, der ſich die Erforſchung des von ihm im Jahre 1886 geſehenen, bisher aber von keinem Menſchen betretenen Sannikow-Landes, ſogenannt nach einem Promyſchlennik (Mammutelfenbeinſucher) Sannikow, der das Land 80 Jahre vor Toll gleichfalls nur geſehen hatte — zum Ziel geſteckt hat. Vor kurzem erhielten wir günſtige Nachrichten von der Expedition, die die zweite Überwinterung im ſicheren Hafen der Nerpitſchje-Bai, auf der Inſel Kotelny durchmacht. Iſt auch das Sannikow-Land bisher nicht gefunden, ſo ſind doch ſehr intereſſante Forſchungen auf den verſchiedenſten Gebieten der Naturkunde angeſtellt worden, die in jenen nur wenig bekannten Gegenden im nächſten Sommer erweitert werden ſollen. Endlich bleibt hier noch zu erwähnen übrig die große ſchwediſch-ruſſiſche Gradmeſſungsexpedition nach Spitzbergen, die im vorigen Jahre, nach dreijähriger Arbeit, was wenigſtens den ruſſiſchen Anteil betrifft, glücklich beendet worden iſt. An dieſer Expedition habe ich mich in den erſten zwei Jahren 1899 bis 1900 beteiligt und gedenke, in folgendem dieſelbe einer eingehenderen Beſprechung zu unterziehen.

Unter dieſen genannten Expeditionen müſſen wir zwei Kategorieen unterſcheiden, ſolche, die ſich zur ſpeciellen und faſt ausſchließlichen Aufgabe die Erreichung des Poles geſetzt haben, und ſolche, die überhaupt den polaren Norden in einer oder der an-

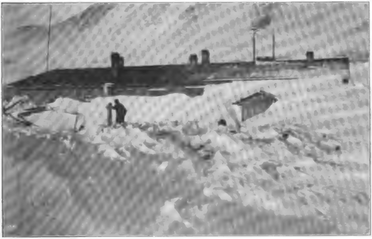


Abb. 2. Die Station nach dem letzten Schneeſturm, am 23. Mai 1900, abends.

deren wiſſenſchaftlichen Beziehung erforſchen. Die erſteren ſind leider in eine Art Sport ausgeartet, wo einer den Record des anderen zu brechen ſucht, und im Hinblick hierauf wäre es ſehr zu wünſchen, daß der Pol ſo bald wie möglich erreicht werde, damit dieſem Unfug — anders kann man es wohl nicht bezeichnen — ein Ende geſetzt werde, da ſonſt noch große Opfer an Zeit, Geld und leider auch an Menſchenleben zu erwarten ſind. Die wiſſenſchaftliche Polarforſchung dagegen wird gewiß noch lange reiches Material im Norden finden.

Als das Ideal einer Polarexpedition können wir die Nanſenſche Expedition hinſtellen, die beide Ziele: Erreichung des Poles und umfangreiche ſtreng wiſſenſchaftliche Forſchungen auf den verſchiedenſten Gebieten der Naturforſchung verfolgte. Wir bewundern an ihr die wirklich großartige Anlage des ganzen Planes, das richtige Kalkül Nanſens bis in jedes Detail und dann die glänzende Ausführung des Programms. Eine ſolche Überwinterung, wie ſie Nanſen und ſein Begleiter Johannſen ausführten, ſowie die ganze abenteuerliche Fahrt, wird gewiß noch lange als unerreichbares Ideal der Polarforſcher daſtehen. Nur eine ganz ungeheure Energie, Überzeugungstüchtigkeit und eine ſeltene Schulung des Körpers ſind im ſtande, ſolche Strapazen zu überwinden. War es auch Nanſen nicht vergönnt, den Pol zu erreichen, ſo hat er doch — meiner Meinung nach wenigſtens — die Nordpolfrage vollkommen genügend gelöſt. Es iſt am Pol nichts mehr zu erwarten — von den alten Phantaſiegebilden einer grünen Inſel im offenen Meer gar nicht zu reden — als Meer zwar, aber mit gewaltigen Eismaſſen bedeckt, die in beſtändiger Drift ſich, drängend und preſſend, fortbewegen. Ein Aufenthalt am Pol, auch von kürzeſter Dauer, wie ihn wiſſenſchaftliche Forſchungen erfordern, iſt unmöglich, ſelbſt wenn es gelingt den Pol zu erreichen. — Es iſt daher auch verſtändlich, wenn Leute, die ein richtiges Verſtändnis für Polarforſchung haben, ſich nun der noch ſehr wenig bekannten Südpolarregion zuwenden, wo man im Gegenſatz zum Nordpol, Feſtland vorausſetzen kann. Dorthin ſind eben drei Expeditionen aufgebrochen, eine deutſche unter Prof. Drygalsky, eine ſchwediſche unter Nordenskjöld, einem Neffen des berühmten Polarforſchers, und eine engliſche.

Das ſtrikte Gegenteil der Nanſenſchen Expedition war die des unglücklichen André. Bei ruhiger objektiver Betrachtung war die Expedition geradezu unverſtändlich, und man konnte von derſelben im günſtigſten Falle nur die Rückkehr der Teilnehmer erwarten; etwaige wiſſenſchaftliche oder ſonſtige Reſultate waren nicht vorauszuſehen. Die Möglichkeit der Rückkehr der Teilnehmer war ja nicht abſolut auszuſchließen, wenngleich ſie für jeden, der den polaren Norden kennt, ſehr unwahrſcheinlich war. Schuld an dem Unternehmen hat zunächſt natürlich die Idee Andrés, die auf höchſt ungenügenden Vorarbeiten baſierte. Dann aber der unglückſelige Antagonismus der beiden Bruderſtaaten, Schweden und Norwegen. Der Erfolg des Norwegers Nanſen ließ dem Schweden André keine Ruhe, und ſein Ehrgeiz wurde bis zum Äußerſten angeſtachelt durch die unbarmherzige Preſſe, zunächſt die ſchwediſche und norwegiſche, der ſich die Blätter der ganzen civiliſierten Welt, bis zu den Witzblättern herab, wie

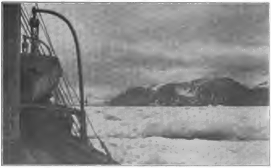


Abb. 3. Der Dampfer „Ledokol II“ am Eingange des Hornſundes im Treibeiſe (Packeis), am 19. Auguſt 1900.

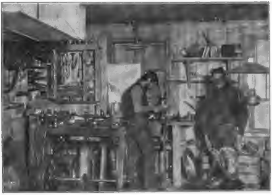


Abb. 4. Die Werkſtatt der Station.

eine wilde Meute anſchloſſen. Gleich einem gehetzten Wilde trieben ſie den unglücklichen Mann und mit ihm ſeine Gefährten in den ſicheren Tod. — Als vor drei Jahren aus Sibirien die Nachricht kam, man hätte den Ballon Andrés gefunden, glaubte ich, die Nachricht ſei wahr. Die angeblichen Ausſagen der Tunguſen klangen außerordentlich wahr und dem Charakter dieſes Volkes entſprechend. Es erwies ſich nachher alles als eine freche Myſtifikation, und ſeitdem muß man natürlich André für hoffnungslos und ſpurlos verloren halten.

In folgendem will ich kurz die Reiſen, an denen ich teilgenommen habe, aufzählen. Die erſte Expedition, der ich als Arzt und Naturforſcher beigegeben war, war die Lenaexpedition in den Jahren 1882 bis 1884. Unſer Ziel war die Errichtung einer meteorologiſch-magnetiſchen Station an der Mündung der Lena — eines Gliedes in der Kette jenes großen internationalen Unternehmens für gleichzeitige Beobachtungen rund um den Nordpol. Zugleich war im Programm die Erforſchung des Gebietes in zoologiſcher, botaniſcher und geologiſcher Beziehung vorgeſehen, welche Aufgabe ſpeciell mir zufiel. Zwei Überwinterungen machten wir hier glücklich durch, und ich hatte zur Genüge Gelegenheit, die Lebensbedingungen des polaren Winters zu ſtudieren. Liegt ja doch die Lenamündung nicht weit von einem der ſogenannten Kältepole der Erde, Werchojansk, wo im Januar Temperaturen von —70° C. beobachtet werden. Von hier aus machte ich der Akademie der Wiſſenſchaften den Vorſchag einer Expedition auf die Neuſibiriſchen Inſeln, dieſes pium desiderium der Akademie ſeit einer Reihe von Jahren.

Die Inſeln hatten bis dahin ein, unverdienterweiſe, ſchlechtes Renommee: es hieß von ihnen, man könne ſie wohl erreichen, aber man käme nicht mehr zurück. Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, ergaben durchaus das Gegenteil, und ich war ſo glücklich, bald den Auftrag zu erhalten, die Expedition dorthin auszurüſten, nebſt den dazu gehörigen Geldern, und im Jahre vorher das Janagebiet zu erforſchen, das bis dahin ſo gut wie vollkommen unbekannt war. Als Begleiter wurde mir Baron Ed. Toll zukommandiert, mit dem ich die genannten Gebiete in den Jahren 1885—1886 nach Möglichkeit durchforſchte. Der böſe Zauber der Inſeln war gebrochen, wir kehrten mit allen unſeren Begleitern wohlbehalten und mit reichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen wieder nach Hauſe zurück, und ſchon wenige Jahre ſpäter, 1893, beſuchte Baron Toll die Inſeln ganz vorübergehend, in Form eines Abſtechers, während er am gegenüberliegenden Feſtlande eine andere Aufgabe verfolgte. — In den Jahren 1888—1891 befand ich mich als Arzt auf verſchiedenen Kriegsſchiffen der Kaiſerlich Ruſſiſchen Marine im Stillen Ocean, wobei ich wiederholentlich Kamtſchatka beſuchte und hierbei bis ins Polargebiet, die Mündung des Anedyr, vordrang. Auch hatte ich im Winter 1889—1890 das Glück, als Chef einer kleinen Expedition den äußerſten Norden Japans beſuchen zu können, den nur ſelten der Fuß eines Europäers betreten hatte, um dort die Überreſte eines kleinen geſcheiterten Kriegsſchiffes aufzuſuchen. Im Frühling 1893 wurde ich,

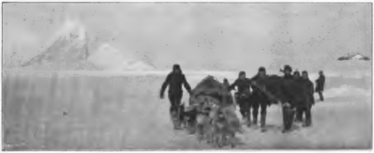


Abb. 5. Aufbruch nach den aſtronomiſchen Punkten, Frühling 1900.

nachdem ich eben den Winter auf der Zoologiſchen Station in Neapel zugebracht hatte, als Arzt der Jeniſſeiexpedition unter Leutnant Dobrotworski zukommandiert. Unſere Aufgabe war keine leichte. Die Expedition ſtand im Zuſammenhang mit dem Bau der großen Sibiriſchen Eiſenbahn und hatte den Zweck, Schienen und kleine Flußdampfer aus England an die Mündung des Jeniſſei und dieſen Strom aufwärts zu befördern. Auf ganz kleinen ſchwachen Flußdampfern, mit einer Kohlenbarke im Schlepptau, gelangten ſie glücklich von England nach Norwegen, dann durchs Eismeer und das ſo gefürchtete Kariſche Meer, den ſogenannten Eiskeller, in die Mündung des Jeniſſei und dieſen ſtromaufwärts bis zur Stadt Jeniſſeisk. Durch einen glücklichen Zufall kamen wir mit Eis faſt gar nicht in Berührung. In den Jahren 1895—1898 befand ich mich wieder als Arzt an Bord des Panzerkreuzers „Rurik“ im Stillen Ocean, und, von dort im Herbſt 1898 zurückgekehrt, wurde ich bereits am folgenden Tage aufgefordert, an der Spitzbergenexpedition als Chef des wirtſchaftlichen Teiles teilzunehmen. Ich nahm dieſen mir ehrenvollen Auftrag um ſo lieber an, als mir hier Gelegenheit geboten wurde, einen Vergleich zwiſchen dem polaren Norden Aſiens mit dem Europas anſtellen zu können.

Häufig ſtoßen wir im großen Publikum auf die Frage: „Was treibt eigentlich den Menſchen in den Norden? Was hat er in den ewig kalten, nebeligen, ſtürmiſchen Gegenden zu thun, wo es doch zur Genüge warme, ſchöne Gegenden gibt?“ Die Antwort auf dieſe Fragen iſt zum Teil ſchon im Früheren gegeben. Heutzutage ſind es wiſſenſchaftliche Fragen, die den Gebildeten veranlaſſen, den Norden aufzuſuchen. Die Intenſität einzelner Erſcheinungen im Hochnorden läßt gerade hoffen, daß dort die Entſcheidung vieler Fragen erreicht werden kann. Hierher gehören zunächſt die Meteorologie nebſt dem Erdmagnetismus, das immer noch rätſelhafte Phänomen des Nordlichts. Weiter kommen die immer intereſſanter und reichhaltiger ſich erweiſenden biologiſchen Erſcheinungen, ſowohl des pflanzlichen, als auch des tieriſchen Lebens. Ein großartiges Feld eröffnet ſich endlich für die wiſſenſchaftliche Thätigkeit des Geologen, die Erforſchung früherer Erdperioden, z. B. der Mammutzeit und der ſo außerordentlich intereſſanten und nur zum Teil aufgeklärten Eiszeit, die erſt ſeit wenigen Jahrzehnten richtig aufgefaßt worden iſt. — Kurz eine Unzahl der brennendſten, wiſſenſchaftlichen Fragen harren im Norden ihrer endgültigen Löſung. — Dazu kommt, daß die nordiſche Natur ganz ohne Zweifel auf den Beſucher einen beſonderen Reiz ausübt, den jeder empfunden haben wird, der überhaupt Sinn für Naturſchönheit hat. Gerade das Starre, Öde verleiht der polaren Landſchaft etwas Majeſtätiſches, Imponierendes, bei gleichzeitig landſchaftlicher Schönheit und überraſchender Farbenpracht. Zum Teil mag ſich uns die Schönheit der nordiſchen Landſchaft auch deswegen einprägen, weil wir ſie im ganzen ſelten genießen können. Meiſt ſtören uns Nebel, Regen, Schneetreiben, Stürme, — kommt es dann aber zur Ruhe und Klarheit, ſo genießen wir dankbar das Gebotene um ſo intenſiver, und das Gute bleibt dem Gedächtnis erhalten. — Endlich muß ich noch hervorheben, daß ſich die Polarreiſenden ſtets im Norden eines außergewöhnlichen Wohlbefindens erfreuen. Dieſer Umſtand wird gewiß vollkommen richtig der Reinheit der Luft, dem Mangel jeglicher Krankheitskeime zugeſchrieben. Alle kleineren Erkrankungen, wie Schnupfen, Huſten, Halsentzündung ꝛc. fehlen vollkommen, von ſchwereren fieberhaften Krankheiten ſchon gar nicht zu reden, und dieſes glücklichen Zuſtandes gedenkt man um ſo lieber, als nach der Rückkehr in belebte Orte mehr oder weniger ſchwere Krankheiten ſich mit abſoluter Sicherheit einſtellen. Ich komme auf dieſe Frage nochmals zurück.

Die Spitzbergenexpedition war, wie mehrfach und zuletzt noch auf dem Geodätenkongreß in Paris 1900 hervorgehoben wurde, unſtreitig eines der größten wiſſenſchaftlichen Unternehmungen der Neuzeit. Zwei Staaten beteiligten ſich an derſelben, Schweden und Rußland, und in jedem war die Leitung einer Kommiſſion von hervorragenden Gelehrten, in Rußland unter dem Vorſitz des erlauchten Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, dem Großfürſten Konſtantin Konſtantinowitſch, in Schweden unter dem Vorſitz des Kronprinzen Oskar, übertragen, die im Einverſtändnis miteinander und bisweilen vereint, ihre Sitzungen abhielten. Der Zweck der Expedition war eine Gradmeſſung, und der Zweck dieſer die genaue Beſtimmung der Form unſerer Erde, die, ungeachtet der Beſtrebungen der Gelehrten der letzten Jahrhunderte, immer noch nicht mit genügender Sicherheit feſtgeſtellt iſt.

Gradmeſſungen haben bereits an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten ſtattgefunden und ſich ſtets als beſonders mühevolle und zeitraubende Arbeiten erwieſen. Eine Gradmeſſung aber im hohen Norden, wie auf Spitzbergen, war noch nie vorgenommen worden und verſprach um ſo erfolgreicher zu ſein, als hier gerade die vermutliche Abplattung der Erde zum Pol hin zur Geltung kommen mußte; andererſeits aber konnte man im Hinblick auf die klimatiſchen Verhältniſſe hier ganz beſondere Schwierigkeiten erwarten, denn nichts ſtört die Beobachtungen mehr als Niederſchläge, Nebel und Stürme, die gerade im Norden zu Hauſe ſind. Die Wahl des Operationsfeldes war auf Spitzbergen gefallen, da dieſe Inſelgruppe, bei ſehr nördlicher Lage, einmal verhältnismäßig leicht zu erreichen iſt, dann aber auch in folge ihrer geographiſchen Konfiguration, der Anordnung von Waſſer und Land mit vorſpringenden, markierten Kaps und Bergſpitzen, beſonders geeignet iſt zur Anlage eines triangulatoriſchen Netzes. Die Bearbeitung des ſüdlichen Teiles dieſes letzteren wurde der ruſſiſchen Abteilung übergeben, während der nördliche Teil den Schweden zufiel.

Die Inſelgruppe Spitzbergen liegt bekanntlich nördlich von Europa unter $76\,^{1}/_{2}$ bis $80\,^{1}/_{2}{}^{0}$ nördlicher Breite und etwa 10 bis 30^{0} öſtlicher Länge; ſie beſteht aus vier größeren und einer Menge kleineren Inſeln. Die größeren ſind durch tiefeinſchneidende Buchten, Fjorde, charakteriſiert, von welchen einer, der Eisfjord, alljährlich das Ziel vieler Touriſten iſt. Das Land iſt im allgemeinen gebirgig und mit mächtigen Gletſchern und ſogenanntem Inlandeis bedeckt, und die Gipfel der höchſten Berge erreichen 1500 bis 1800 Meter. — Entdeckt wurde Spitzbergen im Jahre 1596 von dem berühmten Seefahrer Willem Barrents bei ſeinem Verſuch, die nordöſtliche Durchfahrt zu finden. Infolge der bei

Abb. 6. Geſchoſſene Bärin mit Jungen. 26. Mai 1900.

Spitzbergen angetroffenen Reichtümer an Waltieren, Walroſſen, Robben, Eisbären und Eisfüchſen ꝛc. wurde es bald der Zielpunkt faſt ſämtlicher Nationen Europas; Franzoſen, Deutſche, Engländer, Ruſſen, Holländer machten einander hier gegenſeitig die Rechte ſtreitig, und nicht ſelten kam es zu blutigen Kämpfen. Die Oberhand hatten in früheren Jahren die Holländer, die hier eine vollſtändige Stadt, Smeerenburg, gründeten. Im XVIII. und bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts wurde Spitzbergen von Ruſſen am häufigſten beſucht, von den ſogenannten Pomoren, die gleichfalls hier viele, oft unfreiwillige, kleine Niederlaſſungen gründeten. In letzter Zeit iſt Spitzbergen hauptſächlich von norwegiſchen Schiffen exploitiert und beſucht worden. Spitzbergen iſt vorläufig international.

Außer der Gradmeſſung war die Gründung einer meteorologiſch-magnetiſchen Station erſten Ranges und ſomit eine Überwinterung auf der Inſel beſchloſſen, wodurch zugleich den Herren Geodäten Gelegenheit geboten war, gleich nach glücklich überſtandenem Winter die Arbeiten im Frühling wieder aufzunehmen, lange noch bevor die Schiffe Spitzbergen erreichen konnten. Endlich waren noch geologiſche, zoologiſche und botaniſche Forſchungen in das außerordentlich umfangreiche Expeditionsprogramm aufgenommen worden.

Mir ſpeciell fiel der ganze wirtſchaftliche und mediziniſche Teil zu, wie Häuſerbau, die Verproviantierung und Verpflegung. Außerdem war ich gern bereit, mich an den meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen zu beteiligen, da mir dieſe von früheren Expeditionen geläufig waren. Endlich beabſichtigte ich etwaige freie Zeit im Sommer zu zoologiſchen und botaniſchen Sammlungen und Beobachtungen zu verwenden.

Es iſt hier nicht der Platz, auf die Details meiner Hauptthätigkeit einzugehen, über die ich übrigens bereits wiederholt in mediziniſchen Geſellſchaften St. Petersburgs referiert habe. Es mag hier genügen, zu erfahren, daß die Gebäude einen Bretterbau mit Torffütterung darſtellten, und daß ſie ſich bei großen, hellen Räumlichkeiten warm und ſolid genug erwieſen, um allen Unbilden des Nordens zu widerſtehen. Was die Verproviantierung betrifft, ſo iſt eine ſolche ja zur Zeit nur eine Geldfrage; mit genügenden

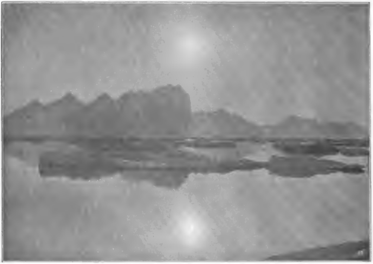


Abb. 7. Mitternachtsſonne, Hornſund. 16.—17. Juli 1900.

Digitized by Google

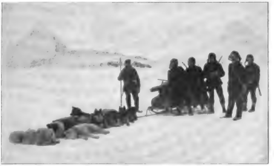


Abb. 8. Raſt auf dem Eiſe, Hornſund. 17. April 1900.

Mitteln bietet es abſolut keine Schwierigkeit, auch für eine große Anzahl von Perſonen die nötige leibliche Verpflegung für ein oder mehrere Jahre zu beſorgen. Die Konſervierung von Lebensmitteln hat in den letzten zwanzig Jahren ganz außerordentliche Fortſchritte gemacht. So war es denn auch mir, wenigſtens nach Verſicherung meiner Kameraden, durchaus gelungen, die Anſprüche aller zu befriedigen. Ich bin überhaupt überzeugt, daß noch nie eine Überwinterung mit ſolchem Komfort und unter in jeder Beziehung ſo guten hygieiniſchen Bedingungen ausgeführt worden iſt.

So brach denn im Frühling 1899 eine große Anzahl Gelehrter beider genannten Nationen auf mehreren Schiffen zur gemeinſamen Arbeit im hohen Norden auf. Ruſſiſcherſeits war von Sr. Exz. dem Marineminiſter ein Kriegsſchiff, der „Bakan“, der Expedition zur Verfügung geſtellt, während Se. Exz. der Miniſter der Wegekommunikationen den Libauer Eisbrecher „Ledokol II.“ den Zwecken der Expedition anheimſtellte, die auch beide im Laufe dreier Sommer der Expedition vortreffliche Dienſte geleiſtet haben. Ein gecharteter ſchwediſcher Dampfer, im erſten Sommer die „Betty“ (Kapitän Arvedſon), im zweiten und dritten Sommer der „Rurik“ (Kapitän Ekſtröm) vermittelte die Verbindung mit dem Feſtlande und die Kohlenverſorgung der Schiffe.

In Tromſö verſammelten ſich Mitte Juni ſämtliche Schiffe und alle Teilnehmer zu den letzten Beſprechungen und Beratungen. Hier wurde auch der Beſchluß gefaßt, die ruſſiſche Station im ſüdweſtlichen Teile von Spitzbergen zu gründen, nicht wie früher beabſichtigt war, auf einer der kleinen öſtlichen Inſeln. Wir werden ſpäter ſehen, daß dieſer Beſchluß uns zum Glück gereichte.

Dann erfolgte der gemeinſame Aufbruch in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni; am 17. zeigte ſich uns die wilde, zum Teil mit Schnee bedeckte Küſte des ſüdlichen Spitzbergen, und bald darauf liefen unſere Schiffe in den Hornſund ein, während die ſchwediſchen Schiffe ihrem Beſtimmungsorte, der Treurenburgbai, an der Nordküſte der Inſel zuſteuerten.

Mit einem Schlage entrollte ſich vor unſeren Blicken ein herrliches Bild hochnordiſcher Natur, wie ich es früher trotz dauernden Aufenthalts in Polargegenden nie geſehen, nur aus Büchern gekannt hatte. — Der Hornſund gehört zu den maleriſchſten Gegenden Spitzbergens. Zu beiden Seiten der Bucht ziehen ſich die wunderbar geformten Bergkegel, denen die Inſel ihren Namen verdankt, hin, während zwiſchen ihnen ſich mächtige Gletſcher zum Meere hin erſtrecken, um bisweilen in dieſes auszumünden. Die Produkte der Gletſcher, kleine Eisberge, umſchwammen uns, und nicht ſelten hörten wir das Geräuſch des ſogenannten Kalbens der Gletſcher, d. h. den Moment, wo ein größeres Stück Eis ins Meer abſtürzt. Eine große Menge typiſch hochnordiſcher Vögel belebte die Scenerie, während bisweilen aus dem Waſſer die Köpfe neugieriger Robben hervorſchauten. Die Vegetation iſt in Spitzbergen ſelbſtverſtändlich außerordentlich ſpärlich; der öde Steinboden und der nur kurze kalte Sommer laſſen ſie nicht zur Entwickelung kommen. Doch fand ich, ans Ufer gelangt, manche alte Bekannte aus dem nördlichen Sibirien, die als typiſch polare Formen allenthalben rings um den Pol angetroffen werden. Wir müſſen uns überhaupt darüber wundern, wie raſch ſich hier, bei ſo ungünſtigen Verhältniſſen, eine Pflanze entwickelt, blüht und ſogar Früchte zur Reife bringt. Kaum beginnen im Frühling die Sonnenſtrahlen etwas zu wärmen, der Schnee zu ſchwinden, da finden wir ſchon einige Pflanzen in Blüte, ungeachtet ſtarker Nachtfröſte. Es iſt, als ob die Pflanze wüßte, daß ſie keine Zeit zu verlieren hat, wenn ſie ihre Früchte zur Reife bringen ſoll. Es läßt ſich das ſo erklären, daß die Entwickelung bereits unter dem Schnee und gerade durch dieſen gegen die ſtarken Fröſte geſchützt vor ſich geht. Wie ganz anders iſt der Vorgang in ſüdlicheren Gegenden, die auch einen Winter haben. Nehmen wir z. B. Korea. Im Februar haben wir bereits ſchöne, warme Frühlingstage, die im März bis zu ſommerlicher Wärme hinanſteigen; aber nichts regt ſich in der Natur, keine Blüte, kein Inſekt. Erſt im April, wenn es geradezu heiß wird, finden wir die erſten Frühlingspflanzen, ähnlich denen, die auch bei uns im April zu finden ſind.

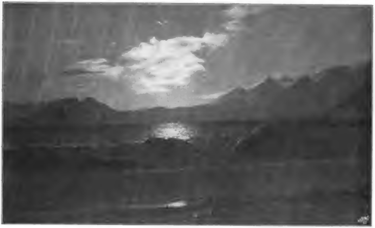


Abb. 9. Elf Uhr abends, Hornſund. 7. Mai 1900.

Nach einigem Suchen war eine geeignete Stelle für die Errichtung der Station gefunden, und am 20 Juni a. St. begannen wir mit dem Ausladen der Baumaterialien. Während wir uns mit einer nur geringen Zahl von Arbeitern an den Bau und die Einrichtung der Station machten, begaben ſich die Herren Geodäten an ihre Beobachtungspunkte, die Gipfel verſchiedener Berge an den Ufern des Storfjordes, die bereits von früher her mit Signalpyramiden verſehen waren.

Die Aufgabe der Geodäten iſt wahrlich keine leichte. Auf den Gipfel eines Berges gebannt, müſſen ſie, allen Unbilden der Witterung ausgeſetzt, oft wochen- ja monatelang warten, bis das Wetter es erlaubt, die Beobachtungen anzuſtellen. Bald hindert ſie Nebel, bald Schnee und Regen oder nur Bewölkung. Dabei von dem ſehnlichſten Wunſche beſeelt ſein, die Arbeit ſo ſchnell als möglich zu beenden, und es nicht zu können — das erfordert die ganze Energie und Aufopferungsfreudigkeit des gebildeten Menſchen. Es geht auch nicht an, daß der Beobachter ſeinen Punkt für einige Zeit verläßt, bis beſſere Bedingungen eintreten, weil dabei einmal der richtige Zeitpunkt verpaßt und andererſeits ſchon die Errichtung und der Abbruch eines Lagers mit großen Schwierigkeiten verbunden ſind, da jedes Stück, die ganze Proviſion auf den Schultern von Menſchen heraufgetragen werden muß. So iſt es denn vorgekommen,

Digitized by Google

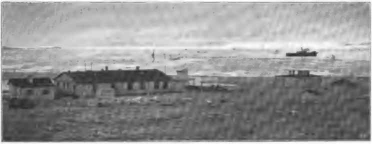


Abb. 10. Station, Ende Auguſt 1900.

daß auf einem Signalpunkt die Herren Geodäten faſt vier volle Monate gearbeitet haben, bis der letzte Winkel aufgenommen war.

Infolge des verſpäteten Beginnens der Arbeiten wurden dieſelben im Laufe des Sommers 1899 nur an wenigen Punkten ausgeführt. Unterdeſſen hatten wir den Bau der Station nebſt allen Nebengebäuden beendet, und die meteorologiſchen und magnetiſchen Beobachtungen hatten programmmäßig am 1. September a. St. begonnen. Als nun unſere Schiffe mit den Geodäten unerwartet früh, bereits am 18. Auguſt, bei uns eintrafen, konnten ſie ſofort ihre hellen, gemütlichen Winterquartiere beziehen.

Bei der vorgerückten Jahreszeit mußten die Schiffe ſchon an die Rückkehr denken, da die jetzt beginnenden Fröſte und häufigen Stürme ihrem weiteren Aufenthalt mindeſtens Schwierigkeiten in den Weg legen konnten. Am 28. Auguſt fand die feierliche Einweihung der Station ſtatt, und am 29. ver-

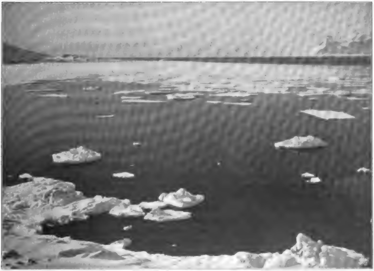


Abb. 11. Aufgehen des Hornſundes, von einem Kegel von ca. 60 Metern Höhe aus aufgenommen 21. April.

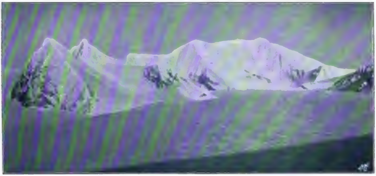


Abb. 12. Die Gruppe des Hornſund, etwa 1800 Meter; im Vordergrunde Gletſcher. April 1900.

abſchiedeten wir Zurückbleibenden uns von den Kameraden und den Offizieren der Schiffe, dann hoben dieſe letzteren den Anker, und unter Hurrarufen und Salutſchüſſen fuhren wir zur Station zurück, die Schiffe aus dem Hornſund heraus. Wir waren für neun Monate auf uns allein angewieſen, von aller übrigen Welt abgeſchnitten.

Auf der Station blieben für den Winter zurück: der Chef der Expedition, Kapitän des Generalſtabes D. D. Sergiewsky, die Geodäten Waſſiljew, Achmatow und Sikora, der Meteorologe Beyer, der Mechaniker E. Hahn und meine Wenigkeit. Als Kommando waren uns vom Marineminiſterium zwölf Matroſen zugeteilt worden.

Unter mancherlei Vorbereitungen für den Winter verging der September raſch, und am 8. Oktober nahmen wir auf vier Monate von der Sonne Abſchied; zehn Tage nachher, am 18. Oktober, ſpeiſten wir zum erſtenmal bei Licht zu Mittag. Die polare Winternacht trat in ihre Rechte.

Häufig leſen oder hören wir in Berichten über Überwinterungen, von dem ſchweren, drückenden Einfluß, den die Polarnacht auf den Menſchen ausübt; bald auffallende Schlafſucht, bald Schlafloſigkeit oder beängſtigende Gedanken ſeien unausbleibliche Folgen. Ich muß geſtehen, daß ich derartige Empfindungen weder an mir ſelbſt — und die Überwinterung auf Spitzbergen war bereits meine vierte, — noch an anderen bemerkt habe. Im Gegenteil, bei regelmäßiger Beſchäftigung, guten kameradſchaftlichen Beziehungen, bei gleichzeitig guten Wohnungs- und Ernährungsverhältniſſen vergeht der Winter unmerklich und raſch; ehe man ſich's verſieht, beginnt die helle Zeit ſchon wieder, bevor man noch die Arbeiten, die man ſich für die dunkle Zeit vorgenommen hatte, beendet hat. Anders freilich iſt es für den, der von der Winternacht unvorbereitet angetroffen wird; dann drohen Gefahren der ſchlimmſten Art, unter ihnen der grimmige Skorbut, dieſe Geißel der Polarfahrer früherer Zeiten. Spitzbergen ſtand hinſichtlich des Skorbutes in beſonders ſchlechtem Rufe, wobei ſich herausſtellte, daß gute Verpflegung allein nicht gegen die Krankheit ſchützt, und eine große Zahl der vielen Gräber auf Spitzbergen deckt die Opfer dieſer furchtbaren Krankheit. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß wir alle die Überwinterung vortrefflich ertrugen und geſund nach Hauſe zurückkehrten.

Sehr unangenehm wird in Spitzbergen während des Winters der häufige Temperaturwechſel empfunden. Wenn in Nordſibirien etwa um Mitte September der Winter einmal mit beſtändig zunehmenden Fröſten eingetreten iſt, ſo kann man mit Sicherheit auf beſtändigen Froſt im Laufe von 250—255 Tagen rechnen. Tau oder gar Regen kommt nicht mehr vor. Ganz anders in Spitzbergen. Nach einigen Fröſten tritt wieder Tauwetter ein, ganz wie bei uns, und in der dunkelſten Zeit, zu Weihnachten und Neujahr, hatten wir bisweilen ſtrömenden Regen bei 3—5° Wärme. Erſt gegen den Frühling hin werden die Fröſte konſtanter, erreichen aber nie den Grad wie in Sibirien, wo Temperaturen von 60° und mehr nicht ſelten ſind.

Eine furchtbare Erſcheinung des polaren Nordens ſind die heftigen Schneeſtürme. Im Laufe meines fünfjährigen Aufenthaltes in Sibirien hatte ich dieſe Erſcheinung zur Genüge kennen gelernt, und wohl das Schlimmſte, was ich je auf meinen Reiſen erfahren, war ein Schneeſturm, den ich kurz vor Weihnachten 1885 in der Nähe von Swjatoi Noß erlebte. Ich hatte dort meine für die Expedition nach Neuſibirien beſtimmten Vorräte deponiert und kehrte auf Rentieren zurück. Wir mußten an dem Tage etwa 100 Werſt in vollkommen unbewohnter Gegend machen. Am Morgen hatten wir — 54° C. Bald nachher begann der Sturm, und als wir abends unſer Ziel erreichten, war es noch — 50° C. Nur unſeren tunguſiſchen Führern hatten wir unſere Rettung zu danken, deren Richtſinn, wie Middendorf dieſen ſechſten Sinn nennt, ſie bei vollkommener Dunkelheit, ohne jeden Weg und bei ſolchem Schneetreiben, daß ich die Rentiere, die mich zogen, nicht ſehen konnte, die Direktion ſo genau einhalten ließ, daß ſie die einzige vorhandene bewohnte Hütte trafen. Der Richtſinn iſt etwas Unbewußtes, worüber die Leute keine Rechenſchaft zu geben imſtande ſind. Auf die Frage, wie ſie es anfingen, ſich in der endloſen Tundra unter allen Umſtänden zurecht zu finden, erhielt Middendorf die Antwort, ein Eisfuchs iſt ja viel kleiner und dümmer als ein Menſch und findet ſich zurecht, warum ſollte es der Menſch nicht!

So furchtbar auch die Stürme Sibiriens beſonders bei ſo niedriger Temperatur ſind, ſo ſtehen ſie an Heftigkeit den Stürmen auf Spitzbergen bei weitem nach. Häufig herrſchte der Sturm bereits einige Zeit auf dem Sunde, bevor er bei uns aushob, meiſt aber begann er, ohne vorhergehende Warnung des Barometers, mit einigen heftigen Windſtößen aus verſchiedenen Richtungen, um dann in eine konſtante Richtung, meiſt Nordoſt, bei beſtändig wachſender Heftigkeit überzugehen. Bald erreichen die Windſtöße die Geſchwindigkeit von 20, 30, 40 und mehr Metern in der Sekunde. Die ganze Luft füllt ſich mit feinem Schneeſtaub, ein ſchreckliches Brauſen und Toſen erfüllt die-

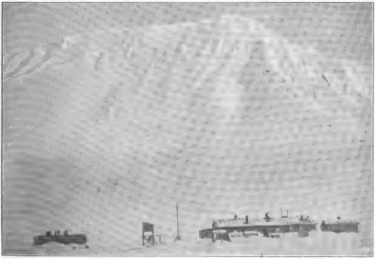


Abb. 13. Die Station am 4. März 1900. Der untere Teil liegt im Schatten, die Spitze des Berges (1000 m) iſt rot beleuchtet.

Luft und dringt bis in die Zimmer, während der grobkörnige Firnſchnee von den Bergen mit kleinen Steinen untermiſcht mit Gewalt an die Fenſter geſchlagen wird. Das ganze Haus dröhnt und zittert. Alles, was nicht niet- und nagelfeſt iſt, fliegt davon, Fäſſer, Kiſten, Bretter. So dauert das 2, 3, 4, ja einmal ſogar 6 Tage hintereinander an. Solche Stürme wirken auf die Nerven: man wird kleinmütig, denkt an die Möglichkeit eines Unglücks, das Abgeriſſenwerden des Daches oder das Schlimmſte, den Ausbruch eines Feuers.

Ganz anders wirkt auf uns eine andere ſehr häufige polare Erſcheinung, das Nordlicht, das manchen gewiß mehr oder weniger bekannt iſt, doch nicht in der wunderbar großartigen Form, in welcher wir es faſt täglich ſahen und die jeder Beſchreibung ſpottet. Es iſt nicht möglich, dieſes wunderbare Wogen, An- und Abſchwellen des Lichtes in Worten wiederzugeben. Es iſt, als ob der Himmel atmete. Ich muß hier erwähnen, daß es den Bemühungen unſeres Aſtrophyſikers J. Sikora gelungen iſt, eine ganze Anzahl direkter Photographien des Nordlichtes ſowie des Spektrums desſelben aufzunehmen; ſind dieſelben auch nicht geeignet, uns eine Vorſtellung vom Nordlicht zu geben, ſo geben ſie uns doch immer die Hoffnung, daß man mit der Zeit hinter das Weſen dieſer rätſelhaften Erſcheinung kommen wird. Daß ſie mit dem Erdmagnetismus in Zuſammenhang ſteht, unterliegt keinem Zweifel; das ſagen uns die magnetiſchen Inſtrumente, die bei Nordlicht immer in lebhafte Bewegung geraten.

So kam unter mancherlei Beſchäftigungen die liebe Weihnachtszeit heran, und auch bei uns erglänzte ein kleiner, bereits früher aus Norwegen beſorgter Weihnachtsbaum, und den Matroſen wurden einige kleine Geſchenke ausgeteilt. Ebenſo vergnügt vereinigte uns der Sylveſterabend. Das neue Jahr begrüßten wir mit einem Glaſe Champagner, uns gegenſeitig das Beſte wünſchend, dem ſich ſpäter eine Erdbeerbowle anſchloß. Herrſchte bei uns im allgemeinen ein antialkoholiſches Regime, ſo war doch an hohen Feiertagen eine kleine Ausnahme geſtattet, ſchon zur Hebung der Stimmung und weil man es ſo einmal gewohnt war und es eben hier nicht miſſen durfte.

Gerade um die friedliche, ſtille Weihnachtszeit wurden wir mehrmals in unſerer Ruhe durch einen Gaſt geſtört, der uns übrigens nicht unerwünſcht kam: es war kein anderer als der Gebieter des Nordens, der Eisbär, der uns ſeine Viſite machte, von uns aber nicht gerade ſehr freundlich empfangen wurde. Schon früher einmal hatte eine ganz unerwartete Begegnung ſtattgefunden, die uns veranlaßte, bei unſeren Spaziergängen und ſonſtigen Beſchäftigungen außer dem Hauſe etwas größere Vorſicht anzuwenden. Zwei von unſeren Zughunden waren jetzt immer frei und ſchlugen ſofort an, ſobald ſich nur ein Bär in der Nähe

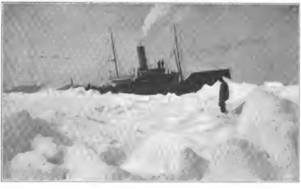


Abb. 14. Der Dampfer „Ledokol II.“ in Packeis im Storfjord, Juni 1900.

Digitized by Google

befand. In dieſer Zeit hörte das Bellen in den Nächten kaum auf: wir befanden uns geradezu im Belagerungszuſtand, ohne den Tieren bei der Dunkelheit viel anhaben zu können. Iſt auch der Eisbär im allgemeinen feig, ſo iſt er doch auch hinterliſtig und tückiſch und liebt es, ſein Opfer zu beſchleichen, was bei ſeinem weißen Fell, dem vollkommen lautloſen Gang in der Dunkelheit nur zu gut gelingen kann.

Dieſe Bärenjagden brachten uns und namentlich unſeren Leuten eine angenehme Abwechſelung, einmal ein wohlſchmeckendes friſches Fleiſch für unſeren Tiſch und dann einen geſunden aufregenden Sport, an den ſich ſtets unendliche Geſpräche über die Erlebniſſe anſchloſſen, eine Quelle beſtändiger Fröhlichkeit. Als es heller wurde, ſahen wir die Bären immer häufiger, bisweilen auf dem Meere mehrere gleichzeitig, die dann mit mehr oder weniger Erfolg gejagt wurden. Meiſtens entzogen ſie ſich unſerer Verfolgung durch raſche Flucht. Der letzte, eine Bärin mit Jungem, kam am 13. Mai zur Station und wurde nach ſchwerem Kampf, von dreizehn Kugeln durchbohrt, zur Strecke gebracht. Das Junge nahmen wir lebendig, und es befindet ſich augenblicklich im zoologiſchen Garten in St. Petersburg.

Am 10. Februar begrüßten wir endlich wieder die Sonne, und mit ihr trat kälteres Wetter ein; der Hornſund, der den ganzen Winter über offen geblieben war, bedeckte ſich definitiv mit Eis. Im März hatten wir das Kälteminimum mit 31.6° C. oder etwa 26° R., eine Temperatur, die wir nicht ſelten auch hier zu Lande beobachten. Mit dem Beginn des Tages begannen auch wieder die geodätiſchen Arbeiten. Zunächſt unterſuchten wir zu Fuß die in der Nähe der Station befindlichen Päſſe über das Gebirge, dann brachen die Herren Geodäten mit Hundeſchlitten auf, um die Beobachtungspunkte, die für den Frühling in Ausſicht genommen waren, zu erreichen. Solche Fahrten ſind ſehr angreifend und keineswegs ungefährlich. Ganz abgeſehen von den furchtbaren Schneeſtürmen, die den Reiſenden unerwartet überraſchen, bringen die Gletſcherſpalten, oft von gewaltiger Tiefe, bis zu 200 Meter, nur mit einer trügeriſchen, dünnen Schneeſchicht überbrückt, dem ahnungslos Dahingehenden Gefahr; nur mit der größten Vorſicht ſind ſolche Stellen zu paſſieren; obgleich im Laufe des Sommers und Frühlings unſere Reiſenden mehrfach in Gletſcherſpalten gefallen ſind, kam es aber zu keinem Unglücksfalle; nur ein Zughund mußte in der Spalte zurückgelaſſen werden; es war keine Möglichkeit, das unglückliche Tier wieder heraufzubefördern. — Im April begannen die Arbeiten auf dem Keilhanberge, am Südkap.

Unterdeſſen ſchritt der Frühling immer weiter fort; am 7. April, kurz vor Oſtern, welches Feſt wir wieder feierlichſt in aller Form nach ruſſiſchem Ritus begingen, ging ganz plötzlich und unerwartet der Hornſund auf, und am 10. Mai hatten wir den letzten argen Schneeſturm; nun begannen bereits wieder häufig Temperaturen über 0° ſich einzuſtellen, und gegen Ende des Monats hißten wir auf unſerm Dach die Flagge und konnten die Ankunft der Schiffe erwarten. Unſere Abgeſchloſſenheit war zu Ende!

Am 23. Mai ertönte der Ruf: „Ein Schiff!“ Es war das ſchwediſche Kriegsſchiff „Svenskſund“, das uns die baldige Ankunft unſerer Schiffe anmeldete und dann der ſchwediſchen Station zuſteuerte. Am 26. Mai morgens trafen auch unſere Schiffe „Bakan“ und „Ledokol II.“ ein. Es war ein frohes Wiederſehen mit den alten Gefährten, und in lebhaftem Geſpräch wurden die Erlebniſſe ausgetauſcht. Wir hatten viel verſäumt: ſo erfuhren wir erſt jetzt etwas vom Burenkriege, der bereits acht Monate dauerte, und noch vieles andere. Als der erſte Rauſch der Freude vorüber war — denn auch die Neuangekommenen freuten ſich, uns geſund und friſch anzutreffen — ging es mit friſchen Kräften an die Arbeit, und es ſchien zuerſt, als ob dieſe einen günſtigen Fortgang nehmen ſollte. Der Storfjord reinigte ſich von Eis; bald waren mehrere Beobachtungspunkte beſetzt, und man ſchritt zur Beſetzung eines ſehr ſchwierigen Poſtens, mitten in der Inſel, des Chydeniusberges, den die Schweden mehrfach vergebens zu bezwingen verſucht hatten. Der Weg hin führte 40 Kilometer über ununterbrochenes Inlandeis mit vielen Spalten und bei ſtarker Steigung. Das Unternehmen gelang vollkommen. Mitte Juli befanden ſich die Herren Geodäten auf ihrem Poſten. — Unterdeſſen begannen ſich aber die Eisverhältniſſe im Meere ſehr ungünſtig zu geſtalten. Infolge beſtändiger Oſt- und Nordoſtwinde kamen unendliche Maſſen alten polaren Eiſes — Teile jener beſtändig von Oſt nach Weſt ſich bewegenden Eisdrift, deren Exiſtenz durch Nanſen bewieſen worden iſt — um die Südſpitze von Stansvorland, füllten den bereits zum Teil vom Eiſe befreiten Storfjord vollkommen aus mit ſchwerem Packeis und drängten ſich von hier in geſchloſſenen Maſſen ums Südkap herum an die Weſtküſte Spitzbergens, wo ſie in die Fjorde hineindrangen und dieſe blockierten; ſelbſt der ſonſt immer eisfreie Eisfjord blieb nicht verſchont. Wäre unſere Station, wie ich am Anfange erwähnte, auf Barents Eiland errichtet worden, ſo wäre unſere Lage zum mindeſten eine recht bedrängte geweſen. Vielleicht hätte uns eine zweite Überwinterung bevorgeſtanden, ohne daß wir genügend verproviantiert geweſen wären, wenngleich wir auch gerade nicht Hunger zu leiden gebraucht hätten. — Nur mit großem Zeitverluſt und meiſt ganz vergebens kämpften unſere Schiffe gegen dieſe elementare Macht an; ſie konnten nichts ausrichten. Mitte Juli wußten wir auf der Station noch nicht, wie ſchlimm es im Storfjord beſtellt war, und ich brach von hier auf dem ſchwediſchen Dampfer „Rurik“, an deſſen Bord ſich auch Herr Akademiker Tſchernyſcheff befand, auf, um in den Storfjord zu gehen und dort an den Arbeiten, namentlich der Baſisvermeſſung, die nun vorgenommen werden ſollte, teil zu nehmen. Nur mit großer Mühe gingen wir aus dem Hornſund heraus, und im Storfjord angelangt, trafen wir ſtarkes Eis und dazu Nebel; vom „Ledokol“ war an der verabredeten Stelle, der Eisgrenze, nichts zu ſehen, und da Herr Tſchernyſcheff eilte, nach Europa zu kommen, mußte ich ganz gegen meinen Willen nach Tromſö gehen. Erſt ſpäter erfuhren wir, daß der Ledokol um dieſe Zeit ſich in ſehr bedrängter Lage, von Eis eingeſchloſſen, in der Nähe des Einganges des Hornſundes befand.

So ſchön es ſonſt iſt, nach überſtandener glücklicher Uberwinterung in Polarregionen, wieder in civiliſierte Länder zurückzukehren, ſo ſchwer fiel es mir dieſes Mal. Denn einmal war ja unſere Aufgabe noch nicht beendet, und ich mußte wieder nach Spitzbergen zurück, und dann wußte ich meine Gefährten ſicher in ſehr bedrängter Lage, die Schiffe ohne Kohle. So ſchnell als möglich verließ ich Tromſö wieder und eilte in den Storfjord zurück; ſchon bei Bäreneiland trafen wir viel Eis, und am 22. Juli ſaßen wir bereits wieder im Nebel und im Eiſe des Storfjord feſt. Zehn Tage lang dauerte der Nebel an, nur ſelten klärte es ſich für einige Augenblicke auf; vom Eisbrecher war nichts zu ſehen. Unterdeſſen wurde das Schiff immer mehr und mehr vom Eiſe eingeſchloſſen, und als es endlich am 31. Juli klar wurde und wir uns davon überzeugen konnten, daß wir hier weiter nichts zu ſuchen und zu erwarten hatten, befanden wir uns in einer recht bedrängten Lage. So weit das Auge reichte, umgab uns nach allen Seiten mächtiges Packeis. Nur einem glücklichen Zufall war es zuzuſchreiben, daß wir noch am Abend desſelben Tages uns aus der eiſigen Umarmung befreiten. Als wir nun ums Südkap herumgefahren waren, trafen wir wiederum dank einem glücklichen Zufall den „Ledokol II.“ auf hoher See, der bereits mit ſeinem letzten Kohlenvorrat im Begriff war, nach Tromſö zu gehen. Was wir ſonſt noch erfuhren, war ſchlimm genug.

An zwei Punkten, am Südkap und auf Whales Head, befanden ſich Teilnehmer der Expedition — und zwar an einem ein einziger Mann allein ſeit 24 Tagen, ohne daß man die Möglichkeit gehabt hatte, dorthin zu kommen; dabei mußte befürchtet werden, daß ſeine mitgenommene Proviſion zu Ende ging. In vergeblichem Kampfe hatte ſich die ganze Zeit über das Schiff bemüht, dieſe Punkte zu erreichen, und die Spuren dieſes Kampfes, ſorgenvoller Tage und Nächte, ſtanden nur zu deutlich auf den Geſichtern der Herren, insbeſondere der Schiffsoffiziere, geſchrieben.

Von jeder weiteren Expeditionsarbeit mußte nun ſelbſtverſtändlich vorläufig abgeſehen werden, es galt die Kameraden zu retten, und zwar beſchloſſen wir das von zwei Seiten zu thun. Herr Kapitän Sergiewsky wollte auf dem „Rurik“ in die Van Mijensbai gehen und von dort über Land verſuchen, Whales Head zu erreichen, ein immerhin riskiertes Unternehmen, da Durchquerungen überhaupt ſehr ſchwierig ſind, dieſe Gegenden aber noch keines Menſchen Fuß betreten hatte; der „Ledokol“, auf den ich nun hinüberging, ſollte nochmals, mit neuem Kohlenvorrat verſehen, den Verſuch machen, in den Storfjord einzudringen. Anhaltender Weſtwind war uns günſtig; er trieb die

Eismaſſen vom Ufer ab, und es gelang uns ohne Schwierigkeiten, Whales Head zu erreichen und die Herren, die wir wohlbehalten vorfanden, aufzunehmen. Desgleichen erreichten wir am folgenden Tage (4. Auguſt) das Südkap, wo aber unterdeſſen bereits Herr Achmatow auf einem kleinen Boot von der Station aus angelangt war und den Matroſen aus ſeiner Einſamkeit erlöſt hatte. Herr Achmatow blieb auch auf dem Poſten am Südkap, und wenige Tage nachher wurde ſeine Standhaftigkeit belohnt, indem es ihm gelang, endlich den letzten Winkel zu erhalten, wozu faſt vier Monate nötig geweſen waren; ſomit war dieſer Punkt endgültig erledigt.

Nach einem vergeblichen Verſuch, den Eingang in den Hornſund zu forcieren, holten wir Herrn Kapitän Sergiewsky ab, der ſeine Durchquerung glücklich und raſch vollendet hatte, das Neſt aber bereits leer fand, nur einen Brief von uns, — und am 13. Auguſt gelang es uns endlich, die Station am Hornſund zu erreichen, wo ſich gleichfalls ſtarke Befürchtungen hinſichtlich der Eisverhältniſſe geltend zu machen begannen.

Nun ging es ſofort an die Abrüſtung der Station, Verpackung der Inſtrumente ꝛc., am 26. verließen die letzten die Station, und der „Ledokol“ brach ſich Bahn durchs Eis bis ins offene Meer; die anderen Schiffe trafen wir der Verabredung gemäß im Bellſund. Es war höchſte Zeit aufzubrechen, denn ſchon begannen ſtarke Fröſte die Eisſchollen miteinander zu verbinden, und als wir am 28. Auguſt den Eingang des Hornſund paſſierten, war bis auf etwa 60 Seemeilen Eis vorgelagert! Die Schweden, die bereits am 22. Auguſt den Hornſund paſſierten, hielten denſelben für abſolut blockiert und verbreiteten bei ihrer Rückkehr nach Europa die Nachricht, daß unſere Lage eine ſehr bedrängte ſei. — Am 30. Auguſt trafen wir wohlbehalten in Tromſö ein.

So war die Arbeit infolge der ungünſtigen Eisverhältniſſe ruſſiſcher- und ſchwediſcherſeits auch im zweiten Sommer nicht beendet worden und wurde daher im Jahre 1901 wieder aufgenommen. Im Mai gingen die Schiffe, dieſes Mal aber nur mit den Geodäten und Topographen an Bord und nur geringen Vorräten für die drei Sommermonate hin, und dank günſtiger Eisverhältniſſe wurde der ruſſiſche Anteil der Arbeit vollſtändig beendet. Die Schweden konnten ihr Arbeitsfeld infolge ſchwieriger Eisverhältniſſe erſt ſehr ſpät erreichen und waren daher nicht im ſtande, die Arbeit abzuſchließen. Wahrſcheinlich werden ſie noch einen Sommer darauf verwenden müſſen, um das Programm auszuführen. Immerhin iſt bis jetzt ein Bogen von 3° 20′ gemeſſen, und bereits dieſes Reſultat iſt genügend zur Beſtimmung der Form der Erde, mit welchen Berechnungen ſich nun die Kommiſſionen zu beſchäftigen haben.

Ich möchte am Schluß noch auf eins aufmerkſam machen: Ich hatte früher darauf hingewieſen, daß ſich die Reiſenden im Hochnorden immer eines beſonderen Wohlbefindens erfreut haben. In Ärztevereinen St. Petersburgs habe ich darauf aufmerkſam gemacht — und ich bin nicht der erſte — daß der Aufenthalt im Norden für gewiſſe Kranke von ganz beſonders guter Wirkung ſein dürfte, und ich bin überzeugt, daß die Zeit nicht allzufern iſt, wo in Spitzbergen Sanatorien für Lungenkranke errichtet werden. Mein Vorſchlag, bereits im vergangenen Jahre einen Verſuch im kleinen anzuſtellen, fand leider nicht die gewünſchte Berückſichtigung, ſo leicht derſelbe auch auszuführen geweſen wäre. Auf den erſten Hieb fällt kein Baum, und über kurz oder lang wird es doch zu Verſuchen kommen. —

Was aber die Erreichung des Nordpols anbetrifft, ſo glaube ich ſicher, daß ſie nach einiger Zeit gelingen wird, aber nur auf dem Wege, den Nanſen angegeben hatte und einſchlagen wollte, aus Mangel an Zeit aber nicht mehr nehmen konnte — ich meine den Weg durch die Behringsſtraße. Dort hilft die Natur ſelbſt mit! —

Es wäre zu wünſchen, daß die Amerikaner ihre großen Mittel einem derartigen Unternehmen zur Verfügung ſtellten, dann würde der Erfolg ſicher nicht ausbleiben. Nach den letzten Zeitungsnachrichten ſteht die Erfüllung dieſes Wunſches in Bälde bevor.

Der neue Tag.

Eine Geschichte von

Hermine Villinger.

Unter dem jungen Grün der breitäſtigen Kaſtanienbäume im äußeren Kloſterhof herrſchte reges Leben. Die Ökonomiegebäude, die ſich, einen großen Bogen beſchreibend, rechts und links an den ſtattlichen Hauptbau inmitten des Kloſterhofes reihten, machten mit ihren geſchloſſenen Thüren und Laden und der ringsum herrſchenden peinlichen Sauberkeit den Eindruck, als feiere man einen höchſten Feiertag. Es war aber nur ein Werktag — der letzte Tag im Mai 1891. Das Feſt, um das es ſich handelte, war eine Profeß.

Von draußen kamen jetzt die weißgekleideten Kloſterſchülerinnen durch den hohen Thorbogen des Kloſterhofes. Alle frommen und neugierigen Leute des nahen Dorfes und der kleinen, unweit des Kloſters ſich lieblich zwiſchen den Bergen hinbettenden Stadt — groß und klein haſtete unter dem Zuſammenläuten herbei, um der Einkleidung der jungen Novize beizuwohnen. Denn jeder kannte ſie; jenſeits des dunklen Tannenberges, der ſich dicht hinter dem Kloſter aufbaute, lag das hübſche Gut, Marias Heimſtätte.

Die einzigen Verwandten der jungen Waiſe, das ungleiche Paar, das unter dem Thorbogen ſein Gefährt verließ, ſchritt jetzt daher, die Frau voraus; ein gelber Spitzenhut umrahmte ihr grobes reſolutes Bauerngeſicht, und die Schleife auf ihrer hochgewölbten Bruſt wetteiferte an Röte mit ihren Wangen. Der Mann ſah, trotz ſeiner ſchiefen Kopfhaltung und den ſchlotternden Beinen, die ihm nicht mehr recht gehorchen wollten, wie ein Prinz neben der robuſten Frau aus.

Sie hatten nach dem Tode von Marias Eltern ihr kleines Landſtädtchen verlaſſen, um die Vormundſchaft über das Kind und zugleich die Bewirtſchaftung des Gutes zu übernehmen.

Schweſter Mariann', die Pförtnerin, führte das Ehepaar durch das Schiff der Kirche in das um einige Stufen höher gelegene Chor. Die eiſerne Gitterthüre zwiſchen dem oberen und unteren Kirchenraume ſtand heute offen.

Bergholds wurden in der erſten Bank dem Altar gegenüber untergebracht; hinter ihnen ſaßen die Kloſterſchülerinnen mit ihren aufgeſchlagenen Notenheften, und am Harmonium in der Ecke befand ſich die Geſangsmeiſterin, Frau Cäcilia.

Geſang, Malerei und feine Handarbeit waren in früheren Jahren die Hauptbeſchäftigung der frommen Frauen geweſen; um das Fortbeſtehen ihres Kloſters zu ſichern, mußten ſie ſich den Anforderungen des Staates fügen und Schule halten.

Aber ihren alten Künſten waren ſie darum doch treu geblieben, und der Geſang der Nonnen lockte die Leute nach wie vor in die Kloſterkirche.

„O salutaris hostia"

ertönten die friſchen Stimmen der Kloſterſchülerinnen, während die Nonnen paarweiſe aus der Sakriſtei traten, vor dem Altar das Knie beugten und ſich dann in die Chorſtühle an den Längswänden der Kirche begaben. Sonſt war der Platz der Frauen auf dem Chor über dem Altar, wo kein weltliches Auge hindrang.

Aber heute war ein großer Feſttag; die gotiſche Kirche mit ihren altersgeſchwärzten Pfeilern und Heiligen duftete, ſtrahlte und glänzte in wahrhaft bräutlicher Pracht. Zu den hohen, buntbemalten Fenſtern fielen leuchtende Sonnenſtrahlen ſchräg über die

Köpfe der Andächtigen und vermiſchten ſich mit dem Glanze der Kerzen. Und den großen, purpurroten Teppich, der die Altarſtufen bekleidete, hatten die Kloſterſchülerinnen über und über mit Blumen beſät.

Die jungen Mädchen in ihren Bänken waren voll Unruhe; im Schiff der Kirche wollte das Ziſcheln, Kommen und Gehen kein Ende nehmen.

In der vorderſten Bank kniete eine Frau mit einem kleinen, faltigen Geſicht und hellblauen, merkwürdig glänzenden Augen. Sie trug eine altmodiſche Haube und ein ebenſo altmodiſches, bunt gewirktes Tuch. Der junge Mann neben ihr, den ſie zuweilen mit einem innigen Blick ſtreifte, trug ſtädtiſche Kleidung; er war ſehr ſchlank und durchaus nicht ſchön, wer ihn aber näher ins Auge faßte, den mußte der reife, ernſte Blick dieſer dunklen Augen überraſchen, ein Blick, der jetzt wie traumverloren an den flimmernden Kerzen des Altars hing.

Die man einkleidete, war die Geſpielin ſeiner Jugend, der Sonnenſchein ſeiner harten Kindheit. Sie hatte mit den Dorfkindern geſpielt und ſich mit ihnen gerauft, ſie hatte Schuhe und Strümpfe verſteckt, um ihnen ja nichts vorauszuhaben — und doch — wie anders war ſie als alle —

Schon mit zehn Jahren hatte er gewußt, ich muß ein großer Maler werden, ſonſt kann ich mein Mariele nicht heiraten — Und er war fortgelaufen, weil ihn der Vater zum Schreiner machen wollte; mit fünfzehn Jahren ſtand er allein in der Welt. Aber dort wie zu Hauſe — er hatte nur den einen Gedanken: daß er um Marieles willen etwas werden müſſe —

An den Schmerz der Eltern dachte er nicht; auch nicht, daß während ſeiner Abweſenheit irgend etwas mit der Jugendgeſpielin geſchehen könne. Er arbeitete wie ein Wahnſinniger. Da traf ihn ein Brief der Mutter, mit der er ſeit dem Tode des Vaters wieder in Verbindung ſtand.

„Hab Dir immer verheimlicht,“ ſchrieb ſie, „weil ſelber nicht geglaubt, nun aber, leider Gott, iſt es wahr; nächſten Mittwoch, den einunddreißigſten Mai, kleiden ſie's Mariele ein, trotzdem ich immer geträumt, es kommt wieder, und die Zuverſicht nicht verlier, da alleweil Wunder geſchehen. Denn iſt es keins, daß Du, ein armer Burſch, in die Welt gehſt mit nichts im Sack und mir über einmal Geld ſchicken thuſt, mehr als genug? Ich wünſche Dir Zufriedenheit und ein langes Leben von Deiner treuen

Mutter.

Gott hab Deinen Vater ſelig. Amen. Denn ich ſchäm mich alsfort, daß ich nicht betrübter bin.“

— Der junge Mann fuhr aus ſeinen Gedanken; alle Glocken fingen an zu läuten, und im Chor ertönte die wunderbare Stimme der Frau Cäcilia.

Maria, von ihrem Großonkel und Pflegevater geführt, trat aus der Thüre der Sakriſtei — viel zu raſch, die ſtrahlenden Augen weit offen, das ganze Geſchöpf wie durchſchauert von Ungeduld, als ſei ihre Seele in Wahrheit ‚entzückt vor Freude in Gott, ihrem Erlöſer‘.

Der alte Herr Bergholt aber trug ganz gegen ſeine Gewohnheit das Haupt aufrecht, und alles ſtaunte über den feinen Herrn, während Frau Bergholt vor ſich hin murmelte: „So hab ich ihn noch nie geſehe — und wie ſie das Mädel 'rausputzt habe — da kann ein jed's wie eine Prinzeß ausſehe, in ſo me ſchwere Seiderock, da iſt's kei Kunſt —“

In der That, alles reckte und ſtreckte ſich, um die Gottesbraut zu ſehen. Ein prachtvolles weißes Atlaskleid umfloß in ſchweren Falten ihre ſchlanke Geſtalt; die vollen, dunkelblonden Flechten zierte der Myrtenkranz und durch den lichten, bis zur Erde herabwallenden Schleier leuchtete die roſige Farbe ihres Geſichtes. Alles an dieſem Geſchöpf war Ebenmaß, Leben, Geſundheit. Sie zählte zweiundzwanzig Jahre.

Ihr Großonkel und Vormund führte ſie zu dem mitten im Chor für ſie bereitſtehenden Betſtuhle und kehrte dann auf ſeinen Platz zurück.

„Gelt, jetzt knickſt wieder zuſamme, jetzt biſt wieder der alt Datſch,“ flüſterte ihm ſeine Frau zu.

Er hörte nicht auf ſie; ſeine Gedanken drehten ſich nur um das eine: ‚Wenn ich ein andrer wär', ſtünd das mir anvertraute Kind jetzt nicht als Himmelsbraut vor dem Altar —‘

„Hör auch,“ ſtieß ihn die Gattin an, „das iſt die Klein, die ſo laut heult, daß man's bis da 'rauf hört — ich weiß, warum die ſo thut — und warum der Markus komme iſt — hat wolle 's Vögele fange, ja hopſa!“

Der alte Herr ſank mit dem Kopf noch tiefer auf die Bruſt: Zweimal hatte die alte Klein kurz vor Marias Einkleidung nach ihm gefragt, ſeine Frau hatte ſie jedesmal fortgeſchickt, und er, obwohl er wußte, weshalb des Markus Mutter kam — er war eben wieder zu bequem geweſen, dem Willen der Frau entgegen zu handeln.

„Hat's Mariele nit mit aller Gewalt ins Kloſter gewollt,“ flüſterte ihm die Frau zu, „was ſitzſt denn da wie's gekreuzigt Elend? — Sie iſt uns ja bei Nacht und Nebel auf und davon in ihr Kloſter gelaufe — Oder meinſt, uns ging's beſſer, wenn der Markus da vorne am Altar neben ihr ſtehe thät? — Das iſt die erſt gut That, die unſer Herrgott für mich aufgeſpart hat, daß der Markus dort drunte ſteht —“

Der Domkapitular, von den dienenden Geiſtlichen umringt, trat jetzt durch die Thüre der Sakriſtei, und nun erhob auch die junge Gottesbraut das Haupt von ihren gefalteten Händen, und ein ſtolz freudiger Blick ſtreifte das prächtige, reich geſtickte Meßgewand des hohen Geiſtlichen — der Novizin letzte Arbeit zur Zeit ihrer Probation.

Frau Klein im Schiff der Kirche hatte ihr Weinen eingeſtellt; ſie lauſchte, denn der Geiſtliche richtete warme, ergreifende Worte an die Gottesbraut; von ihrem Eifer ſprach er, ihrer bis in die erſte Kindheit zurückführenden Sehnſucht, Gott anzugehören; von dieſer ſo echten Berufstreue, die nie ein Schwanken gekannt. Ja, würdig war ſie, ſich der Gemeinſchaft der Frauen anzuſchließen, die in ſeliger Gottangehörigkeit der ewigen Heimat zuſtrebten.

Die Augen des jungen Mannes hatten die bräutliche Erſcheinung in der Mitte der Kirche noch keinen Augenblick verlaſſen. Wie ſchön war ſie geworden — und wie demütig — das leidenſchaftliche Kind von früher. — Er ſah unwillkürlich auf ſeine Hand herab; da waren ſie noch, die Spuren ihrer kleinen Zähne, die ſie ihm einſt in kindiſcher Wut ins Fleiſch gegraben.

Plötzliches Erſtaunen malte ſich auf ſeinem Antlitz; ſein Blick war an den Lilien auf dem Meßgewande des celebrierenden Geiſtlichen hängen geblieben.

Dieſe ſeltſame Zuſammenſtellung von Unkraut und herrlich daraus hervorwachſenden Lilien hatte er einmal in einem vernachläſſigten kleinen Garten geſehen und an die Küchenwand des elterlichen Hauſes hingekleckſt. Und dieſe ſeine Studie — die Jugendgeſpielin hatte ſie mit in ihr neues Leben genommen — und wunderbar! auch ganz nach ſeinem Sinne ausgeführt, völlig naturwahr, jeden Stengel, jedes Blatt —

Hatten die in ihren Chorſtühlen knienden Nonnen eine Ahnung von der Geſchichte dieſer Lilien? Die ſchwarzen kapuzenartigen Schleier verdeckten faſt das ganze Geſicht der Frauen; die Blicke des jungen Malers blieben an den Händen haften, die alle gleichmäßig gefaltet, doch ſo grundverſchieden waren; harte, wie vom Tiſchler zuſammengefügte Hände; ſchwammige, in ihrem Fett erſtickende, unentwickelte Kinderhände, affektierte, inbrünſtige, läſſig gefaltete Hände. Merkwürdig robuſt waren die Hände der zunächſt beim Altar knienden Äbtiſſin, Hände, die zu ihrer übrigen Erſcheinung gar nicht paßten, denn ſie hatte eine hohe, ſchlanke Geſtalt, und die Züge in ihrem länglichen, blaſſen Geſicht waren fein.

Der junge Mann war tags zuvor mit ihr im Sprechzimmer des Kloſters zuſammengetroffen; ihre Unterhandlung war rein geſchäftlicher Natur geweſen, und er hatte das Sprechzimmer verlaſſen, ohne mit einer Silbe ſeine Beziehungen zu der vor ihrer Profeß ſtehenden Jugendgeſpielin zu erwähnen. Ein Blick in die diamantſcharfen, ſtreng keuſchen Nonnenaugen der Äbtiſſin belehrte ihn zur Genüge: hier war für Marias Befreiung nichts zu hoffen.

Aber war denn nicht eine da, zu der er hätte Zutrauen faſſen können?

Sein Auge glitt wie troſtſuchend von einem Chorſtuhle zum andern; an dem der Äbtiſſin gegenüber liegenden blieb es hängen.

Eine kleine zarte Geſtalt hatte jenen Platz inne, mit Händen, ſo fein und durchſichtig wie die Hände einer Leidenden. ‚Das iſt jene Nonne‘, fuhr es dem jungen Mann durch den Sinn, ‚die ich einmal als Knabe geſehen, und die's Mariele ‚Meine‘ genannt hat‘ —

Die bräutliche Erſcheinung war langſam unter den Klängen der Orgel die Stufen zum Altar hinangeſchritten, neigte ſich tief und näherte ſich der Pforte der Sakriſtei.

Es war, als wolle jeder noch einen letzten Blick auf die glänzende Geſtalt werfen, einen

Abſchiedsblick auf die Weltentſagende, die eine ſo große Zierde dieſer Welt geweſen wäre.

Eine kurze Zeit verſtrich; die Augen aller blieben auf die Sakriſteithüre gerichtet, und als die Nonne an der Orgel einen Augenblick mit dem Präludieren inne hielt, war es ſo ſtill in der Kirche, als halte ein jeder den Atem an.

Der Chor der Kloſterſchülerinnen fiel ein, und Maria erſchien in einer Wolke von Weihrauch, den vier vor ihr hergehende Chorknaben aus ihren geſchwungenen Rauchfäſſern ſpendeten. Sie trug das lange weiße Kloſtergewand, von einem ſchwarzen wollenen Gürtel loſe zuſammengehalten. Das Haar war ihr abgeſchnitten und ringelte ſich in kurzen Locken um den fein geformten Kopf. Sie ſah wie ein verzückter Jüngling aus, als ſie mit hochgefalteten Händen einherſchritt, das Haupt erhoben, die Lippen halb geöffnet.

Als ſie vor den Altar trat, fiel der vom Fenſter hereinbrechende Sonnenſtrahl auf ihr junges Haupt; und in dem Augenblick ſchrie Frau Berghold aus:

„Herrjeſſes, ihr ganze Urgroßmutter.“

Maria ſtand wie erſtarrt, als habe ſie über die gehörten Worte völlig vergeſſen, was ihres Amtes war. Ein Hüſteln der Äbtiſſin brachte ſie zu ſich ſelbſt, und leiſe, mit zitternder Stimme, ſprach ſie ihre Gelübde der Armut, der Keuſchheit und des Gehorſams. Dann warf ſie ſich flach über die Altarſtufen hin, und die Äbtiſſin und die Novizenmeiſterin deckten das Totentuch über ſie, während der Geiſtliche dies als das Zeichen verkündete, daß ſie von nun an der Welt abgeſtorben ſei.

Der junge Mann war leichenblaß geworden; auch ihm war Marias Ähnlichkeit mit der Urgroßmutter im höchſten Grade aufgefallen.

Frau Berghold hatte das Bild an einen Trödler verkauft, und die Mutter handelte es dieſem für ihren Markus wieder ab, denn das Bildnis der ſchönen Frau war das Entzücken ſeiner Kinderjahre geweſen.

Und nun deckten ſie über die in gleicher Schönheit erblühte Urenkelin das Bahrtuch.

Rings umher alles weinte, auch die Kloſterſchülerinnen in ihren Bänken; nur die Nonnen in ihren Chorſtühlen rührten ſich nicht, keine von allen ſchien ergriffen — doch, da vorne die kleine Nonne war mit dem Geſicht in die Hände geſunken, und ihr ganzer Körper bebte —

Der junge Mann atmete auf. Dieſe Thränen waren ihm eine Beruhigung, eine Verſicherung: in dieſen Mauern pocht ein warmes Herz —

Maria hatte ſich erhoben; der Prieſter ſchnitt ihr mit einer kleinen Schere eine Stirnlocke vom Haupte, zum Zeichen, daß ſie von nun an der Eitelkeit der Welt zu entſagen habe.

Hierauf wurden ihr unter fortwährendem Geſang und dem Schwingen der Weihrauchfäſſer von den beiden Nonnen die übrigen Beſtandteile der Kloſtertracht umgelegt; erſt das ſchwarze Skapulier, dann der, ihre ganze Geſtalt umhüllende Kloſtermantel, der Schleier — der Geiſtliche, nachdem er über jedes der Kleidungsſtücke einen Segen geſprochen, krönte zum Schlüſſe das Haupt der jungen Nonne mit einem Kranz weißer Roſen.

Sie wandte ſich langſam um; wie auf Verabredung hörte plötzlich jedes Geräuſch in der Kirche auf.

War dieſe blaſſe, regungsloſe Nonne da oben am Altar dasſelbe ſtrahlende, ſich in ſo ſeliger Wonne ſeinem Gott hingebende Geſchöpf? — Und ging in dieſer minutenlangen, todähnlichen Stille ein Ahnen durch die Kirche, daß man dem Fällen eines jungen, kräftigen Stammes beigewohnt, einem Gewaltakt an friſch aufblühender Natur?

Was hatte die junge Nonne unter dem Bahrtuch für Dinge erfahren, die ihr ſo raſch den Glanz der Jugend vom Antlitz gewiſcht und ihm den Leidenszug tiefſter Schmerzen eingegraben? Was verbargen mit einemmal dieſe nun geſenkten Augen, die noch eben eine ſo himmliſche Freude ausgeſtrahlt hatten?

Tiefſte Enttäuſchung bargen ſie, tiefſte Verzweiflung. — Sie hatte geglaubt, in dieſem Augenblick müſſe der Himmel all ſeine Seligkeiten über ſie, die Gotterwählte, ausgießen; ſeit Wochen, ſeit Monaten hatte ſie an nichts anderes gedacht als an dieſe Stunde; aus Angſt, Unheiliges zu träumen, hatte ſie den Schlaf durch die Inbrunſt ihrer Gebete von ihrem Lager verſcheucht. — Und nun, in dieſem höchſten Augenblick ihrer Vermählung mit ihrem Herrn und Heiland, mußten jene unglückſeligen Worte aus dem Munde ihrer Pflegemutter ſie wie eine Höllenbotſchaft treffen.

Maria wollte unter dem Bahrtuch vor Entſetzen vergehen; gab dieſe ſchreckliche Urgroßmutter ſie denn nie frei? Hatte ſie am Vorabend der Profeß nicht feſt geglaubt, alles Vergangene überwunden zu haben, und war ſie nicht mit einem Herzen voll Sehnſucht zur Ruhe gegangen, auf den Lippen: „Suscipe Domine“ — dieſe Frau aber, deren Andenken ſie wie das Böſe floh, erſchien ihr im Traume, umgarnte, verwirrte ſie, und nicht genug, ſelbſt jetzt in dieſem höchſten Augenblick drängte ſie ſich zwiſchen Maria und ihren himmliſchen Bräutigam. —

Warum redete er nicht, warum ließ er ſie im Stich, daß ihre Seele ſtatt in Wonnen, in Angſt und Schrecken erzittern mußte. —

Als trage ſie auf ihrem Haupte eine Dornenkrone ſtatt eines Roſenkranzes, ſchleppte ſie ſich zur Äbtiſſin hin, die ihren Chorſtuhl wieder eingenommen hatte. Sie überreichte der jungen Nonne das Brevier und erteilte ihr mit lauter Stimme den Segen.

Die Nonnen in ihren Chorſtühlen hatten ſich erhoben; ſie trugen brennende Kerzen in der Hand und ſtimmten das Te Deum an. Die neueingekleidete Braut Gottes aber ſollte von einer Kloſterfrau zur andern gehen, um den Schweſternkuß zu empfangen.

Maria war am Ende der linksliegenden Chorſtühle angelangt und mußte nun an der offenen Gitterthüre, die das Chor vom Schiff der Kirche trennte, vorbei. Da plötzlich, wie einem gebieteriſchen Willen gehorchend, warf ſie einen Blick in den untern Kirchenraum. Es war nur ein kurzer Blick, aber was ſie geſehen, trieb ihr das Blut mit ſolchem Ungeſtüm zum Herzen, daß ſie einen Augenblick ſchwankte.

Der Markus war wieder da; ſie hatte ihn erkannt, trotz der zwölf Jahre, die ihn zum Manne gemacht. —

Ihr war, als dringe das Orgelgebrauſe mit einem ganzen Heer von Erinnerungen auf ſie ein. — Sie hörte des Markus Stimme, ſie ſah das zornige Auflodern ſeiner Augen, als ſie, aus der Schule kommend, ihm die Worte entgegenrief: ‚Markus, Markus, jetzt weiß ich, was ich werd — eine große fromme Kloſterfrau werd ich und trag ein langes weißes Kleid‘ —

Wie er ſie ſchüttelte, wie er ſie anpackte!

‚Das wirſt du nit‘ —

Sie ſah ihn noch daſtehen, lang und dürr, mit ſeinem rötlich blonden Haarſchopf.

‚Laß mich ſo,‘ ſchrie ſie.

‚Nit bevor du mir dein Wort gibſt —‘

Da duckte ſie ſich und biß ihm in die Hand, und dicke rote Blutstropfen entquollen der kleinen Wuade.

Sie brach in Thränen aus, Markus aber lächelte gar ſeltſam in ſich hinein, indem er einen Kreis um die kleine Geſpielin beſchrieb, die Hand geſenkt, aus der das Blut floß.

‚So,‘ ſagte er, ‚jetzt kannſt nimmer 'raus, das iſt der Blutbann.‘

Gab's wirklich einen Blutbann?

— Das Mittagsmahl, an dem der Domkapitular und die übrigen geiſtlichen Herren teilgenommen hatten, war zu Ende; der Kloſtergeiſtliche war der letzte, der die Frauen verließ. Sie verneigten ſich tief vor dem Diener Gottes, der aber durchaus nicht den Eindruck machte, als fühle er ſich als Hirte dieſer Schar.

Er war ein ältlicher, nicht eben geweckt ausſehender Herr, dem es noch nie gelungen war, ſeinen Willen gegen den der Äbtiſſin zu behaupten.

„So iſt noch bei keiner Profeß geweint worden,“ ſagte Frau Petronilla, als die Kloſterfrauen ſich des Nachmittags im breiten Laubgang ihres Gartens ergingen.

Die kugelrunde Nonne wiſchte ſich unaufhörlich das Geſicht.

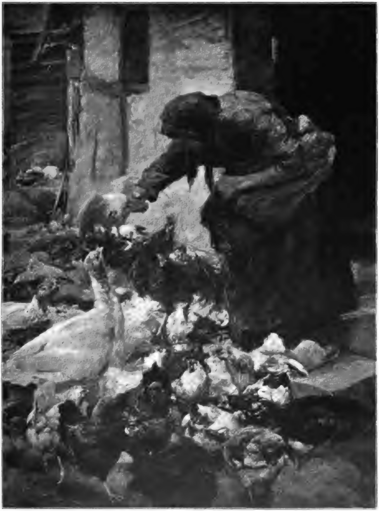
„Iſt das wieder eine Hitz' heut' — man muß Gott für jeden Tag danken, an dem man nicht ſchwitzt!“

Frau Petronilla hatte nicht nur die Stimme eines Mannes, ein ſtattliches Bärtchen zierte noch außerdem ihren breiten, die ganze Fläche ihres Geſichtes einnehmenden Mund, über dem ſich kaum merklich ein in ſeinem Wachstum völlig zurückgebliebenes Näschen erhob. Aber aus ihren kleinen runden Augen lachte eine äußerſt luſtige Seele.

„Bei meiner Profeß hat kein Menſch geweint,“ fuhr ſie zu ſprechen fort, „mich hat jeder unſerm Herrgott gönnt.“

Die meiſten der Nonnen lachten, während die Äbtiſſin ein wenig die Stirn runzelte und vor ſich hinſah.

Die breitſpurig einherwatſchelnde Frau Petronilla war eine wichtige Perſönlichkeit, die „Ökonomierätin“ des Kloſters, wie man ſie ſcherzweiſe nannte. Allein die auf Würde und gefällige Formen ſo großes Gewicht legende Äbtiſſin lernte ſich nie in Frau Petronillas Art und Weiſe finden; da ſie



Hühnerfütterung. Nach dem Gemälde von R. Schramm-Zittau

Digitized by Google

jedoch die in gleichem Alter mit ihr ſtehende Frau nicht mehr zu ändern vermochte, hatte ſie ſich angewöhnt, von Petronillas Äußerungen ſo wenig als möglich Notiz zu nehmen.

„Ja, ja,“ meinte dieſe, die neueingekleidete Nonne mit ihrer kräftigen Hand auf die Schulter klopfend, „jetzt iſt's aus mit dem Mariele; 's wird ſich nicht mehr erkundigen: iſt's wahr, iſt's eine Sünd', weil ich lieber in die Schwemm' reit' als in die Beicht geh? Die heilige Thereſia hat nicht verzückter dreingeſehen, als ihre funkelnagelneue Namensſchweſter. Haben's alle ſo gemacht, aber man kommt wieder zu ſich, unſer irdiſch's Teil ſorgt redlich, daß uns nicht da unten ſchon Flügel wachſen.“

Sie lachte laut auf, während ſämtliche Augen der Nonnen das Antlitz der Äbtiſſin ſuchten, die keine Miene verzog.

Maria, die neue Frau Thereſia, aber fühlte ſich durch Frau Petronillas unheilige Reden verletzt, und es that ihr weh, als ſie gewahrte, daß die Superiorin über Frau Petronillas Worte lächelte. — Die Superiorin, ihre früher ſo geliebte Frau Benedikta —

Plötzlich fiel ihr ein — in der Nacht, in ihrem ſchrecklichen Traum, trug da nicht die Pietà im Schiff der Kirche Frau Benediktas Züge? Aber dieſer ganze Traum war ja ein Werk des böſen Feindes. Frau Benedikta hatte nie an ihre Berufung geglaubt, ſo viel ſtand feſt; wenn ſie auf Frau Benedikta gehört hätte, ſie trüge den Schleier heute noch nicht. Und gab es ein größeres Glück — war ſie nicht das ſeligſte Geſchöpf auf der Welt?

Die Schrecken während der Einkleidung, das Angſtgefühl, das noch jetzt ihr Inneres bedrückte, das alles war nur ein Reſt des Irdiſchen, von dem ſie ſich losgeſagt.

Eine Unterredung mit der Äbtiſſin hatte in ihrem verzweifelten Gewiſſen die Ruhe wieder hergeſtellt. Freilich, die Dinge, die ihre Andacht geſtört, beſchrieb ſie nicht näher, aber es erleichterte ihre Seele, als ihr die hohe Frau ſagte, Störungen der Andacht ſeien Prüfungen, die ſie alle erdulden müßten. Die innerlich glückſelige Stimmung, die in der Zeit der Probation von den Bräuten Chriſti Beſitz nähme, könne keine bleibende ſein; ſie dürfe es auch nicht, denn ſonſt wäre ihr Leben ſchon jetzt der ewigen Glückſeligkeit vergleichbar. Dieſe aber müſſe durch eine fortwährende Vervollkommnung, durch eine Ausdauer ohne Ende verdient werden. — Die Äbtiſſin hatte in einem Gartenſtuhle hinter dem Hauſe Platz genommen; die Nonnen gruppierten ſich um ſie herum; Maria ſaß zu ihren Füßen; ihr Geſicht war faſt ſo weiß wie die Roſen, die ſie auf dem Haupte trug.

Frau Benedikta warf zuweilen einen Blick tiefſter Wehmut auf die jugendliche Geſtalt, die ganz verſonnen daſaß und an der allgemeinen Unterhaltung keinen Teil nahm. Sie merkte nichts von dieſem wahrhaft mütterlichen Blick voll zurückhaltender Liebe und Sorge der kleinen, ein wenig nach vorne geneigten Frau.

Dieſe ſaß an der Seite der ſchönen, impoſanten Frau Cäcilia, ihrer Schweſter. Aber nur die feinen Linien des Mundes verrieten eine gewiſſe Familienähnlichkeit. Sie ſchwand dahin ſowie Frau Benedikta lächelte, denn ihr Lächeln verriet alle Schätze ihrer Seele und war unendlich verſchieden von jenem gewollten, Gott wohlgefällig ſein ſollenden Lächeln, das faſt ſämtliche Nonnen, von der Äbtiſſin bis zur letzten Laienſchweſter beſtrebt waren, auf ihrem Antlitz zu zeigen.

So auch Frau Cäcilia, die, ähnlich wie die Äbtiſſin, von einem kleinen Hofſtaat, ihren Geſangsſchülerinnen, umgeben war, die in ſchwärmeriſcher Verehrung zu der ſchönen Frau aufblickten und untereinander wetteiferten, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen.

Inzwiſchen hatte ſich die Äbtiſſin des Längeren über das gute Gelingen der Ceremonien ausgeſprochen, eine Sache, die ihr beſonders am Herzen lag.

„Meine Gedanken ſind ſchon mit der Zubereitung eines Gedichtes beſchäftigt,“ ſagte Frau Eulalia, die Dichterin des Kloſters, „ich werde mit der heiligen Thereſia beginnen und allgemach zu ihrer jungen Namensſchweſter übergehen.“

„Haben Sie denn gar keine Ahnung von dem troſtloſen Einerlei Ihrer Gedichte?“ unterbrach ſie Frau Scholaſtika, die Novizenmeiſterin.

„Es gibt doch ſehr viele Frauen, die mir gerne zuhören,“ gab ihr Frau Eulalia etwas ſpitz zur Antwort.

„Ja, das iſt Ihr großes Glück,“ ſeufzte Frau Scholaſtika, „daß es ſo viel mehr unklare als klare Köpfe gibt.“

Sie ſchritt weiter, und Frau Eulalia frohlockte hinter ihrem Rücken:

„Gott zu Liebe habe ich die Bemerkung hinuntergeſchluckt, daß ihre gelehrten Reden noch lange nicht ſo unterhaltend ſind wie meine Gedichte.“

„Hm,“ machte Frau Petronilla, „ich will nicht behaupten, daß ſich Frau Scholaſtika kurz faßt, aber was ſie ſagt, hat Hand und Fuß, und wer Luſt am Lernen hat, kann bei ihr immer lernen. Bei Ihnen hört man nur Reime:

Weine
Reine
Himmel
Gebimmel
Weihrauch
Gotteshauch —

Etwas Wirkliches ſteht nie in Ihren Gedichten, und es gibt doch ſo ſchöne Sachen; zum Beiſpiel wie bei der vorletzten Profeß unſere gute ſelige Propſtin mitten in das Lied, das geſungen wurde, ein anderes Lied anſtimmte und wir alle vor Lachen in unſern Stühlen wackelten.“

„Bitte ſehr,“ ſagte Frau Scholaſtika, die eben von ihrem Spaziergang zurückkam, „ich kann mich durchaus nicht erinnern, jemals vor Lachen gewackelt zu haben.“

„Und mir war eher zum Weinen,“ erklärte Frau Cäcilia und ſchlug die ſchönen Augen zum Himmel auf.

„Danken Sie beide Gott,“ ſeufzte Frau Petronilla, „daß Sie nie ſchwitzen und zur Unzeit lachen müſſen! Ich habe ſogar an meiner eigenen Profeß gelacht, weil ich plötzlich fühlte, wie mir der Schleier aufs linke Ohr rutſchte. Machen Sie die Augen auf, Frau Eulalia, ſo gibt's tauſend Dinge, deren Beſchreibung unſern Sinn erheiterte ſtatt abzutöten —“

„Bewahre mich Gott,“ wehrte ſich die Dichterin, „da halte ich mich lieber an das Leben unſerer Heiligen, denn wenn ich dichte, ſo will ich damit erbauen.“

Die etwas abſeits ſitzenden jüngeren Frauen waren inzwiſchen des Eifers voll, ſich ihre Wahrnehmungen während der Profeß mitzuteilen, denn dieſen demütig geſenkten Nonnenaugen pflegte nichts zu entgehen.

Wie die Sperlinge zwitſcherten ſie durcheinander, und jedes Stück von Marias Toilette wurde einer ſtrengen Kritik unterworfen.

Allgemein war die Meinung, Maria habe beim Heraustreten aus der Sakriſtei weltlich ausgeſehen.

„Man ſenkt doch die Augen,“ hieß es.

„Und eine Gottesbraut muß bleich ſein.“

„Erſt nach der Einkleidung ſah ſie ergriffen aus.“

„Ergriffen bloß, mir kam ſie wie erſtarrt vor.“

„Das war wieder nicht richtig, nach der Einkleidung ſoll man ſelig ausſehen.“

„Ich habe mir in der Sakriſtei das Brautkleid noch einmal genau betrachtet; es iſt wirklich wundervoll.“

„Herr Bergholb ſoll der Äbtiſſin geſagt haben, vom beſten und teuerſten Stoff ſolle ſie nehmen.“

„Herr Bergholb hatte ſehr ſchöne Glanzſtiefel an.“

„Habt ihr auch Frau Bergholb betrachtet?“

Großes Gekicher.

„Gleich beim Heraustreten aus der Sakriſtei,“ berichtete eine Stimme, „bemerkte ich, daß alle Nähte ihrer weißen Handſchuhe geplatzt waren.“

„Ach und die Blumen, die ſich immerfort auf ihrem Kopf bewegten!“

„Aber der pfaublaue Seidenſtoff ihres Kleides ſoll ganz modern ſein!“

„Pfui, über die Eitelkeit der Welt!“

„Ach ja, die armen Weltmenſchen, wie unbefriedigt und unglücklich ſehen ſie doch alle aus.“

„Mein Gott, um was ſorgen ſie ſich denn, wovon reden dieſe Leute?“

„Natürlich, keiner denkt an ſeine unſterbliche Seele!“

„Und an ſein Ende.“

„Beten wir für ſie.“

Die Äbtiſſin erhob ihre Stimme:

„Heute habe ich Ihnen eine große Neuigkeit zu verkünden.“

„Eine Neuigkeit!“

Die jüngeren Nonnen horchten auf und flatterten im Nu herbei; ſie küßten der ehrwürdigen Mutter die Hände, den Schleier und wollten vor Neugier vergehen.

Die Äbtiſſin lächelte und ließ ihre Lieben ein Weilchen zappeln. Sie war ſehr aufgeräumt; der Wunſch ihres Herzens war erfüllt, Maria gehörte dem Kloſter an und mit ihr nicht nur eine höchſt verwendbare Kraft, ſondern auch ein ganz beträchtliches Vermögen.

So hatte ſie denn geſiegt, ſie, die Äbtiſſin, und die Superiorin, Frau Benedikta, die der Überzeugung war, daß Maria nicht fürs Kloſter tauge, und alles gethan hatte, um ſie zurückzuhalten — Frau Benedikta war unterlegen —

Die Äbtiſſin ſah die durch dieſen Kampf früh gealterte Frau, die wie eine Schwerleidende ausſah, nicht ohne Mitleid an. Ihr ſelbſt hatte ſich nicht ein Fältchen mehr in das glatte, ſchöne Geſicht gegraben, und ihre kriſtallklaren Augen erzählten nichts von durchweinten Nächten, wie es die Augen der ihr früher ſo nahe ſtehenden Nonne thaten. Um Marias willen waren ſie auseinander gekommen, aber die Äbtiſſin beſchloß in dieſem Augenblick großmütig, ihre Zurückhaltung aufzugeben und der ſchwer geprüften Frau ihre Huld von neuem zuzuwenden.

„Sie werden ſtaunen, meine liebe Superiorin — Sie werden alle ſtaunen und ſich mit mir freuen,“ begann ſie von neuem, „es betrifft unſere geheimſten Wünſche, eine alte Sehnſucht, die endlich ihrer Erfüllung entgegen gehen ſoll: die Bemalung unſres Chors.“

Wie ſie jubelten, die Äbtiſſin umdrängten!

„Die Gelegenheit iſt uns günſtig,“ fuhr die ehrwürdige Mutter zu ſprechen fort, „der Herr Pfarrer hat mir mitgeteilt, daß der junge Klein, der ſeinen Eltern vor Zeiten davonlief, als großer Maler zurückgekehrt ſei und eben bei ſeiner Mutter im Dorfe wohne. Es iſt eine himmliſche Schickung; das Kommenlaſſen eines Malers von Bedeutung, ich weiß es nicht, ob ich mich dazu hätte entſchließen können und dürfen. Nun ſchickt uns der Himmel dieſen Künſtler geradezu in den Weg; er war ſofort erbötig, unſer Chor in ein kleines Paradies umzuwandeln, und will ſich ſogar, ſtatt fremder Hilfe, der Talente unſerer malenden Frauen bedienen. Ich rechne ganz beſonders auf Sie, meine liebe Superiorin.“

Während die Frauen alle durcheinander ſchrieen und die ehrwürdige Mutter mit Fragen beſtürmten, ſaß Maria bleich wie eine Leiche und mit Mühe und Not nach Faſſung ringend zu ihren Füßen, während Frau Benedikta die an ſie gerichtete Frage der Äbtiſſin: „Muß man das Erſcheinen dieſes Malers gerade jetzt in dieſem Augenblick nicht für einen Fingerzeig Gottes halten?“ nur mit einem Neigen des Kopfes zu beantworten vermochte.

Ihr war zu Mute, wie es einem zuweilen im Traume geſchieht, wenn einer mit aller Mühe und Not eine Thür zuzuſchließen vermeint hat, und ſie geht plötzlich ganz von ſelbſt wieder auf.

2.

Als Mariele mit ſechs Jahren von ſeinen Pflegeeltern in die Kloſterſchule geſchleift wurde, hatte die Kleine ſchon eine bewegte Vergangenheit hinter ſich.

„Von den böſe Streich, die ſie mir den ganze Tag über ſpielt, will ich gar nit rede,“ berichtete Frau Berghold den hinter dem Gitter des Sprechzimmers ſitzenden Kloſterfrauen, „da müßt' ich zehn Tag von morgens bis in die Nacht 'nein rede — Einmal hat's wolle den alten Klein tot mache und iſt bei Gott mit dem Beil in ſeine Werkſtatt nein, weil er ſein Bu, den Markus, durchgeprügelt, der alles anmale thut. Und wie's gemerkt hat, daß es den große Mann nit zwingt, hat's alle Tag ein Vaterunſer gebet, daß der lieb Gott dem Markus ſein Vater holt, und wie er ihn nit geholt hat, hat's geſagt: ‚Der lieb Gott kann nix.‘ So unchriſtliche Rede führt die verflammt Krottteufelhex.“

Die alte Propſtin, die Aufſichtsdame des Sprechzimmers, und Frau Benedikta, die Arbeits- und Zeichenlehrerin ſämtlicher Klaſſen, ſahen ſich die kleine, zwiſchen ihren Pflegeeltern eingekeilte Sünderin, die eine mit einem Lächeln, die andere mit ſtreng prüfendem Blick an. Sie wurden indes nicht minder aufmerkſam von der kleinen Perſon gemuſtert, deren Augen ſchließlich mit unverkennbarem Wohlgefallen an Frau Benediktas milden Zügen hängen blieben; dabei machte ſich die Kleine das Vergnügen, mit ihren hurtigen Händen aus den Franſen von Frau Bergholds Mantille ein Zöpfchen nach dem anderen zu flechten.

Die Frau war viel zu aufgeregt, um darauf zu achten; lebte ſie doch in der beſtändigen Angſt, der neben ihr ſitzende Gatte möchte bei dieſer oder jener ihrer Äußerungen ſein kurzes, ſie immer ſo ſehr beſchämendes Lachen ausſtoßen.

„Einem gelb und blau angeſtrichene Vagabundewage iſt das Mädel nachgelaufe,“ fuhr ſie in ihrem Bericht fort, „grad nur fortgange, kei Wörtle geſagt. Spät am Abend hat's der Markus gefunde, über drei Stund Wegs von daheim; unter einem Baum hat's gelege und geſchlafe; ein Bündele mit ſeiner Popp und ein bißle Poppewäſch, ſonſt hat's nix bei ſich gehabt.“

„Ei! ei! ei!“ drohte die Propſtin, den gekrümmten Zeigefinger gegen das Kind aufhebend, worauf die Kleine ſofort in ein ſilberhelles, nicht zu bändigendes Gelächter ausbrach.

„Habe Sie's jetzt geſehe?“ ereiferte ſich Frau Bergholb. „Die hat vor keinem Menſche Reſpekt und wenn er noch ſo hoch gebore iſt.“

Jetzt lachte der Mann, und die Frau wurde dunkelrot und fuhr wie der Blitz auf ihrem Stuhl herum.

„Kannſt du vielleicht ſage, daß es eine Laſt gibt im Haus, die ich nit auf meine Schultere trag?

„Wenn der eine Vornehme geheiratet hätt,“ wandte ſie ſich an die Frauen, „du heiliger Sebaſtobol! Wie ihm ſein Bruder ſell Gütle gekauft hat, drobe im Schwarzwald — da iſt er geſtande wie der Ochs am Berg — zehn Jahr hat er in der Univerſität ſtudiert und nit emal 's Korn vom Hafer unterſcheide lerne. Und da gibt's noch alsfort Leut, die mir ſage, ich ſei von Haus aus doch nur eine Magd, wo ich noch, zur Wirtſchaft hin, ihn vor ſeim ſichere Untergang gerett hab. ‚Male‘, hat ſein Bruder ſelig, der ſelig Herr Bergholb, bei dem ich auf dem Herrehaus gedient hab, ‚Male‘, hat der ſelig Herr zu mir geſagt, wie er noch am Leben war, ‚Sie ſind eine tüchtige, ſchaffige Perſon, gehe Sie zu meinem Bruder, dann weiß ich, da drobe geſchieht, was geſchehe muß.‘ Das ſind ſeine heilige Wort, ſo wahr ich da ſteh, und ich hab meine Schuldigkeit gethan, wie ſie der Himmel ſein Lebtag nit thut, denn Gott in ſeiner Ungerechtigkeit iſt mir noch immer mei gerechte Vergeltung ſchuldig —“

„Vergeltung,“ fiel ihr die Propſtin zu Marieles erneuter Beluſtigung in die Rede, „wer darf vom Himmel etwas anderes erwarten als Strafe für ſeine Sünden?“

„Ich hab mei Straf,“ erklärte Frau Bergholb, „nei, Frau Probſtin, von dem, was eine unglückliche Ehe iſt, habe Sie kein Begriff, denn da gehört ein Mann dazu —“

Mariele ſchlang den Arm um den Großonkel.

„Komm du mit in die Kloſterſchul, dann laſſe mir die Tant allein —“

„Habe Sie's wieder gehört,“ fuhr Frau Bergholb auf, „ſchaff ich mich nit im Schweiß meines Angeſichts für ihm ſeine Großnichte ab, thu ich nit alles für das Kind, und könnt ich mein eigenes Erbe ehrlicher verwalte? Und was iſt der Dank?“

„Ein Kind kann das doch nicht verſtehen,“ ſuchte Frau Benedikta die Frau zu beſchwichtigen; ſie war überdies voll Mitleid für den in tiefſter Verlegenheit daſitzenden Mann.

„Es iſt auch keine geringe Sorge,“ wandte ſie ſich an ihn, „ſo ein großes Gut zu bewirtſchaften —“

„Thu alles ich,“ fiel ihr die robuſte Frau in die Rede, „da hätte ſie mal ihm ſein Neffe ſehe ſolle, wie ein Großmoggel iſt er daher komme; meine Sie, der hätt eimal Tant zu mer geſagt? Wie ſei Frau in de Woche geſtorbe iſt, nit emal zur Leich hat er mich eingelade. Aber unſer Herrgott hat ihn geſtraft für ſein Hochmut; über eimal verunglückt er bei der Jagd. Jawohl, und jetzt ſitzt die Frau Tant im Herrehaus.“

Herr Bergholb erhob ſich, auch die Kloſterfrauen; Frau Bergholb mußte wohl oder übel ihre Rede abbrechen. Sie nahm ſie aber auf der Heimfahrt wieder auf und ſang ihr eigenes Lob den ganzen Weg entlang.

Das Herrenhaus, dem ſie ſich näherten, war ein langes, ſchmales, einſtöckiges Gebäude auf einer etwas höher als das Dorf liegenden Wieſe; dahinter baute ſich der Wald auf, den ein luſtiges Bächlein von der Wieſe trennte.

In den Ökonomiegebäuden, im Hofe, ſowie in dem daranſtoßenden Gemüſe- und Obſtgarten — überall herrſchte eine ſchöne, ins Auge ſpringende Ordnung und Sauberkeit. Das Ergebnis der nimmermüden Geſchäftigkeit der Frau, die kein größeres Glück kannte, als dem ihr anvertrauten Boden immer neue Vorteile abzugewinnen. Daß die kleine Pflegetochter noch etwas anderes brauchen könne, als die ehrliche, ſelbſtloſe Verwaltung ihres Erbes, daran dachte Frau Bergholb nicht, und ſie wußte es auch nicht beſſer. Das Kind aber ſuchte ſich, was ihm fehlte, im Hauſe der Mutter Klein. Hier war ſein liebſter Aufenthalt, bevor es noch zur Schule ging. Beſonders wenn die Dämmerung hereinbrach und die Frau mit ihrem Strickzeug am Fenſter der kleinen Küche ſaß und ihre Träume erzählte. Sie brauchte gar nicht zu ſchlafen, die Bilder und Geſtalten kamen ihr auch, wenn ſie im Dunklen ſaß. Da trete, erzählte ſie, der Herr Jeſus manchmal in die Küche, zuweilen auch die Muttergottes; alle Engel und Erzengel mit ihren gewaltigen Flügeln drängten ſich herein; der böſe Feind aber mit ſeinen garſtigen Hörnern ſetze ſich am liebſten auf die Holzkiſte neben den Herd, und kaum ſitze er, fange er an, um des Markus Zeichnungen an den Wänden zu handeln. Sie aber bete, lauter und immer lauter, wobei ſich der böſe Feind in allerlei Schreckgeſtalten verwandle, die erſt, wenn ſie mit aller Macht ausrufe: ‚Herr Jeſus, laß es nicht ſo werden‘, ihre Küche verließen.

Mariele ſaß gewöhnlich vor der redenden Frau auf dem Tiſch und wagte ſich nicht zu muckſen — beſonders wenn der Mond in die Küche ſchien und die Augen der Mutter Klein ſo wunderſam flimmerten und die Augen des auf dem Küchenſchrank ſitzenden Markus ſo dunkel und mächtig aus ſeinem weißen Geſicht herausſchauten.

Sowie aber der Meiſter den Kopf zur Thüre herein ſtreckte, war's vorbei mit allen ſchönen Wundern. Zum Glück ging er allabendlich ins Wirtshaus. Er habe ſonſt nichts auf der Welt, behauptete er. Traf er einmal mit Frau Bergholð zuſammen, ging den beiden das Herz auf:

„So eine ſchaffige Frau, ja, das iſt eine Freud, ſo gehört ſich's — die Weiber müſſen alleweil im Schuß ſein, die Stirn muß glänze, grad wie bei Ihne, Frau Bergholð. Meine hat kein Trieb; Dummheite treibe, Träum erzähle und den Bu alle Wänd verſchmiere laſſe, ſonſt kann ſie nix. Nachts lieg ich oft wach und denk: wenn mir der Bu vergrat'! Ich bin doch brav, und mei Eltere ware brave Leut; am Dreinſchlage laß ich's auch nit fehle, und doch laßt er die Boſſe nit. 's kommt halt von ihr; ich bin arg angange mit meiner, ich bring halt kei Ernſt in ſie; gleich ſchwätzt ſie wieder ganz vergnügt drauf los, wenn ich noch ſo geſchimpft hab —. Wann ich dann wieder Ihne hör, Frau Bergholð, da weiß ich erſt, was rede iſt — Sie habe ja ein Mundwerk wie ein Beamter.“

Die Gutsherrin, den Marktkorb am Arm, um den Hausbedarf zu holen, denn ſie traute keiner Magd, die Gutsherrin ſchmunzelte vor Vergnügen, ihr Lob ſingen zu hören, das ihr im eigenen Hauſe ſo ſehr vorenthalten wurde.

„Mir verſtehe uns halt,“ meinte ſie, „mir ſind halt brave Leut, aber Sie ſind wenigſtens der Herr daheim und dürfe Ihren Bu ſchön durchhaue, ich aber ſoll das Mädel nit anrühre; alles ſoll ich mir gefalle laſſe und mei Fauſt in Sack ſtecke. Ich bin daheim gehaue worde krumm und klein, kei Hahn hat danach kräht; wo wär ich dann eine worde, wie ich eine bin, ohne mei Schläg? Grad weil er keine kriegt hat, iſt er ſo ein Datſch. Der macht ſich nix aus meine Rede wie Sie, ins Wirtshaus lauft er, daß er ſie nit höre muß. Sogar am Weihnachtsabend lauft er fort. Da hab ich den Korb voll Tabak und Küncheſchürz für mei Leut; 's Mariele kriegt e neue Bettlad, weil's ſeine verwachſe hat. Aber was meine Sie, morge früh, wenn er aufwacht, nix iſt recht; den Leut ſchenkt er Geld, und dem Mariele holt er e Popp, ſo groß wie ein Kalb. Mir aber gibt er kei Bröſele —“

Der Schreiner ſah ſie voll Teilnahme an:

„Und was meine Sie, was mir mei Bu zum heilige Abend beſchert hat? Den leibhaftige Gottſeibeiuns hat er mir auf eine funkelnagelneue Schrankthür hingemalt. Er hat aber auch ſein Weihnachtsgeſchenk kriegt!“

Der Schreiner machte mit der Rechten ein Zeichen durch die Luft, und beide lachten, ſchüttelten ſich die Hände und gingen getröſtet auseinander.

Bei der Mutter Klein aber brannte ſchon das Bäumchen, darunter ſtand eine kleine Krippe mit friſchem Heu, aus dem ein hölzernes Chriſtkind die Ärmchen herausſtreckte. Der Markus hatte es geſchnitzt und ihm das Geſicht mit lieblichen Farben bemalt und die aus Hobelſpänen verfertigten Löckchen gelb angeſtrichen.

Und nun ſtand er voll Andacht vor ſeinem eigenen Kunſtwerk und ſang aus vollem Halſe:

„Stille Nacht! Heilige Nacht —“

Von draußen aber rief ein Stimmchen:

„Mutter Klein, Mutter Klein, mach's Fenſterle auf!“

„Herrjeſſes, 's Mariele,“ rief die Frau, riß das Fenſter auf und hob das halberſtarrte Kind über das Geſimſe.

„Alles geſtohle,“ frohlockte die Kleine, indem ſie eine ganze Schürze voll Lebkuchen, Birnenwecken, Äpfel und Nüſſe vor das Kripplein hinwarf, daß es nur ſo kollerte, „etſch, daheim meine ſie, ich ſei im Bett; gelt, Mutter Klein, ihr nehmt mich mit in die Chriſtmett? Die Tant hat geſagt, ich dürft nit mit, weil ich kei Bettlad hab wolle und die Zung rausgeſtreckt hab.“

„Sei nur ruhig,“ ſagte der Markus, der ſich eifrig über die Herrlichkeiten am Boden hergemacht hatte, „ſie kriegt ihr Straf —“

Nachdem er gegeſſen, bis er nicht mehr konnte, ſtreckte er ſich, ſo lang er war, legte den Kopf in den Schoß der Mutter und ſchlief ein.

Es währte nicht lang, ſank auch die Kleine mit ihrem Köpfchen in Mutter Kleins Schoß, und in der Küche regte ſich nichts mehr.

Mit über der Kinder Haupt gefalteten Händen ſaß die Frau da, die Augen unverwandt auf die flackernden Lichtchen am Baume geheftet.

Tönte da nicht ein Singen von draußen her, oder war's das Waſſer im Herd? Nein, näher kam's, ein mächtiges, wunderbares Singen, und ſiehe da, die Thüre ging auf, und über die Schwelle drängten ſich abenteuerliche Geſtalten, die Hirten, wie ſie ſie auf den Heiligenbildern bei der Geburt Chriſti geſehen. Die kleine Küche faßte nicht ihre Zahl; zum Fenſter beugten ſie ſich herein, unter der Thüre ſtanden ſie Kopf an Kopf; jetzt kamen auch die heiligen drei Könige, in prächtige Mäntel angethan und knieten vor dem Kripplein nieder.

„O Herrjerum, wie ſchäm ich mich auch,“ entfuhr es Mutter Klein, „das iſt ja nit 's lebendig Chriſtkind in meim Kripple, der Markus hat's ja nur geſchnitzt aus grobem Holz.“ —

Sie aber lächelten bloß, als wüßten ſie das viel beſſer, und holten aus ihren weiten Taſchen goldene Äpfel, ſilberne Gefäße und glänzende Steine — Und welch neuer Irrtum; nicht dem Chriſtkind ſpendeten ſie ihre Gaben, dem Markus und dem Mariele brachten ſie ihre Geſchenke dar; vor die ſchlafenden Kinder ſtreuten ſie ihre goldenen Äpfel und leuchtenden Steine hin.

„Genug, genug,“ rief Mutter Klein und breitete voll Angſt die Hände über die Kinder aus, „nur nit zu viel, ſonſt werde ſie mir hoffärtig —“

Da fiel ihr ein heißer Tropfen auf die Hand, und ſie ſah ſich verwundert um; die Küche war leer, der Glanz dahin; am Baume flackerte noch ein einziges Lichtlein, die anderen verglimmten in den Zweigen, von denen ein köſtlicher Duft aufſtig.

Jetzt wußte Mutter Klein auch, was ihr ſo in den Ohren geſummt hatte; das prachtvolle Geläute der Weihnachtsglocken war's, die zur Chriſtmette riefen. Sie weckte die Kinder und packte ſie warm ein, Mariele in ihren ‚achteckigen‘ Hochzeitsſhawl, den Markus in einen alten Mantel ſeines Vaters. Einer Laterne brauchte es nicht, der Mond ſtand am mitternächtigen Weihnachtshimmel.

So traten ſie hinaus in die glitzernde Schneenacht, Hand in Hand, das Mariele in der Mitte.

„Schau, Mutter,“ rief Markus alle Augenblicke aus und zeigte bald nach dem Wald, wo die hohen, ſchneebeladenen Tannen ſo geſpenſterhaft im Mondſchein glänzten, bald nach dem endloſen Schneefeld, das mit dem weißen Winterhimmel in eins zuſammenfloß.

Die Frau nickte: „In der Chriſtnacht, da wachſe Staffle von der Erd zum Himmel; wir wiſſe gar nit, Kinder, wer alles unter uns wandelt. Bei mir drin ſind ſie auch wieder einkehrt, ſchad, Ihr habt grad geſchlafe — 's hat mich fürchtig geniert, daß alles ſo voll Apfelbutze und Nußſchale gelege hat. — Mitte nein ſind ſie gekniet, die heilige drei König —“

„Was habe ſie geſagt?“ erkundigte ſich Mariele, und Markus fragte:

„Wie habe ſie ausgeſehe?“

„Ach Gott, Kinder, vor Schreck hab ich nix gehört und nix geſehe; wahrſcheinlich weil's Jeſusle von Holz war, habe ſie die ſchöne Sache euch hingelegt — aber drum nit hoffärtig werde, nur nit hoffärtig, Kinder!“

„Wo ſind denn die Sache?“ fragte Mariele.

„Träum ſind's,“ belehrte ſie Markus und blieb ſtehen: „In Wald 'nein möcht ich!“

„O Bu, nein, nein,“ wehrte die Mutter und zog ihn mit ſich fort, „wer weiß, dort drin im Wald ſind vielleicht die Heidniſche, die um die ewig Ruh ſeufze; ſchau du lieber nach der Wieſe hin, was die vom Himmel ſind, die ſteige gewiß dort hinte runter.“

„Mutter Klein, o Mutter Klein,“ rief Mariele und zerrte die Frau nach der Wieſe hin, „nur ein einzigs kleins Engele emal in der Näh ſehe —“

„Jeſes Kinder, ſo bleibt doch auf'm Weg, der Menſch muß nit ſo wunderfitzig ſein, hört ihr nit die alt' Kloſterglock' rufe: Kommt, kommt und ſchaut nit um — ſchaut nit um —“

Ja wirklich, die Kinder faßten ſich ängſtlich bei den Händen. ‚Kommt, kommt,‘ rief die alte Glocke und ‚ſchaut nit um, ſchaut nit um‘ — Der ganze Wald hallte wider von ihrem Getön.

Und als Mutter Klein mit den beiden Kindern in die Kloſterkirche trat, da wurde ihren, durch ehrfurchtsvolle Schauer vorbereiteten Seelen unter Schalmeiengeſang und Kerzengeflimmer das Wunder der Chriſtnacht zur lebendigen Wahrheit.

Frau Bergholð, die mit ihrem Schlitten gekommen war, hatte unter den vermummten Kindergeſtalten vor dem Kripplein zu ihrem großen Ärger das Mariele entdeckt und machte nun nach Beendigung des Gottesdienſtes der demütig vor ihr ſtehenden Mutter Klein heftige Vorwürfe, daß ſie ſich unterſtanden, das Kind mitzunehmen. Die Leute kamen neugierig herbei, und Herr Bergholð, der ſchon auf dem Schlitten ſaß, zog die Pelzkappe tief auf die Naſe.

Mariele aber machte der Rede der Tant ein ſchnelles Ende, indem es ſeelenvergnügt ausrief: „Jetzt fahre wir alle drei mit heim, komm, Mutter Klein — ſteig auf, Markus — ich halt derweil den Braune —“

„Niemand ſteigt auf,“ erklärte Frau Bergholð, „ſie habe dich herbracht, ſie ſolle dich auch wieder mitnehme — den Braune laß fahre —“

„So!“ das Mariele hing ſich mit beiden Händen an den Gaul. „Wem gehört denn der Braun' und der Wage und alles zuſamme — mir, dem Guts-Mariele — und drum kann ich aufſitze heiße, wen ich will — iſt's wahr oder nit, Onkel?“

Der lachte, und alles ringsum beſtätigte: „Freilich iſt's wahr.“

Mutter Klein ſaß im Nu, von allen Seiten gehoben, im Wagen, Markus ſtieg ihr nach, Mariele ſetzte ſich auf ihren Schoß, und Frau Bergholð nahm wütend die Zügel. — War ſie nicht jetzt wie immer in ihrem vollen Recht, und kein Menſch gab es zu!

3.

Mutter Klein pflegte von ihrem Markus zu ſagen:

„Er hat nur Auge und Mage.“

In Wahrheit, Reden war nicht des Markus Sache, er war von kleinauf ein Mann der That.

Einmal in einer eiskalten Winternacht ertönte die große Feuerwehrtrompete im Dorf, und alle Mannen fuhren aus ihren warmen Betten in die Monturen und eilten auf den Kirchenplatz, wo der Markus ſtand und mächtig tutete. Und als die Männer, Schreiner Klein an ihrer Spitze, mit der Frage über den Buben herfielen, wo es denn brenne, gab ihnen Markus zur Antwort:

„Brennen thut's gar nit, aber ihr ſeid alle Woch' ſechsmal beſoffe und weckt in der Nacht die brave Leut aus 'nem Schlaf; jetzt ſpüre 's auch emal —“

Wenn der Schullehrer nicht geweſen wäre, ſie hätten ihn halb tot geſchlagen; aber der Schullehrer war Kommandierender der Feuerwehr und befahl: „Loslaſſe, Kreuzbombeelement, dem Markus ſein Schädel iſt nit für eure Stöck gewachſe, mit dem hat Gottvater noch was Beſſres vor —“

„Loslaſſe,“ ſchrie der Schullehrer — und hatte doch ſeinerſeits genug mit dem Buben auszuſtehen, der ſich, wenn ihm etwas nicht paßte, ohne weiteres in der Klaſſe erhob mit dem Bemerken:

„Herr Lehrer, das war ebe nit richtig —“

Aber wenn dem Markus dieſer Gerechtigkeitsdrang auch ebenſo viele Schläge eintrug als ſeine Kleckſereien, er ließ weder das eine noch das andre. Immer war er auf der Jagd nach dem Böſen oder auf der Suche nach Wunderbarem; auch das Komiſche machte ihm Freude. Des Sonntags hinter dem Bergholðſchen Ehepaar drein zu gehen, gehörte zu ſeinen Hauptgenüſſen.

Eines Tages erſchien denn auch das Abbild des ungleichen Paares im Bergholdſchen Gemüſegarten als Kreſſenſalat unter dem Lattich; die Geſtalten zum Sprechen ähnlich in Haltung und Gebärde; die kleine, kugelrunde Frau wie immer voraus, hinter ihr der magere, ſchiefköpfige Herr Gemahl.

Die Freude unter dem Geſinde war eine unbeſchreibliche; ſie rannten in den Garten, kamen zurück, kicherten, wollten erſticken und ſchrien immer wieder vor Entzücken auf, ſobald ſie vor dem Salatbeet ſtanden.

Frau Bergholð ſtürzte ins Dorf hinab und holte ſich Meiſter Klein von der Hobelbank weg; und er mußte ſeinen Buben vor ihren Augen angeſichts des Kreſſenbeetes weidlich abſtrafen. Allerdings mit Hinderniſſen, denn Mariele hing ſich an des Meiſters Arm und war nicht wegzubringen.

Es war der Kummer ihres Lebens, den Spielkameraden ſtets verfolgt und beſtraft zu ſehen für Dinge, die ihr doch im höchſten Grade bewundernswert erſchienen.

Mit ihr bewunderten ihn alle Kinder des Dorfes; wenn 's Guts-Mariele ihr Abgott war, der Markus war ihr Held, und im Gefolge dieſer beiden, o der Wunderdinge, die es zu erleben gab!

Zum Beiſpiel alljährlich zu Pfingſten, wenn die obern, ſtets verſchloſſenen Räume des Gutshauſes gelüftet wurden — welch ein Feſt, die ſchönen, in den Augen der Dorfkinder prachtvoll eingerichteten Räume zu betreten, in denen es immer ſo ſcharf nach Pfeffer roch, daß ſie alle das Nießen bekamen; auch Herr Bergholð, der jedesmal mit den Kindern heraufſchlich, zum großen Ärger ſeiner Frau. Denn da oben hingen die Bilder ſeiner Verwandten, die Herrenleute, zu denen ſie nicht zählen ſollte, Marieles Eltern, kleine feine Miniaturporträts — und dann — das Entzücken aller: die Urgroßmutter.

Sie trug die Empiretracht, ihrem tief ausgeſchnittenen Leibchen entſtiegen ihre weichen, edlen Formen in leuchtender Schönheit. Sie trug den Kopf voll kurzer, aſchblonder Locken, und der ſonnige, lebenſprühende Blick ihrer großen, dunkelblauen Augen hielt den Beſchauer wie im Banne.

Und weil's der Markus gar ſo toll trieb und nichts hören und ſehen wollte, wenn er vor dieſem Bilde ſtand, belehrte ihn das Mariele eines Tages:

„Du, die Urgroßmutter, das war eine, die iſt ihrem Manne davongelaufe und hat einen andern genomme; eine Proteſtantiſche iſt ſie worde. Das war eine Böſe, ſagt die Tant, vor der muß man's Kreuz mache —“

„Die eine Böſe,“ flammte der Markus auf, „das dürfe wir nit leide, das dürfe wir nit auf der Urgroßmutter ſitze laſſe —“

Und der Onkel, der dabei ſtand, klopfte dem Buben die Schulter.

Das Geſinde hörte im Laufe des Nachmittags Frau Bergholð in der Speiſekammer ſchelten und rumoren, allein dies war nichts Außergewöhnliches; Frau Bergholð, die bei ihrem Mann nie Gehör fand, pflegte ſich mit Vorliebe in der Speiſekammer gegen ſich ſelbſt auszuſprechen; hier gebrauchte ſie ihre Fäuſte, damit unter den Schinken und Brotlaiben herumhantierend, als habe ſie es mit den Leuten zu thun, die ſie geärgert hatten. Es war der Kummer ihres Lebens, daß ſie ihre Kraft für ſich behalten mußte und nicht drein ſchlagen durfte, ſo toll es ihr zuweilen das Geſinde machte. Aber ſie hatte ſchon ſiebenmal vor Gericht Ohrfeigengeld zahlen müſſen, und ihr Mann hatte geſagt, wenn's noch einmal geſchehe, gehe er nicht mehr mit ihr über die Gaſſ'. —

Eben das war's, was ſie immer von neuem erboſte, daß ſie nie das Gefühl einer Gleichberechtigten ihm gegenüber hatte. Als ſie noch ſeine Magd war, hatte ſie nie etwas von Hoffärtigkeit an ihm bemerkt; er konnte ſogar recht demütig ſein, ſo oft ſie ihm mit dem Gehen drohte. Und als ſie ihn endlich ſo weit hatte, daß ihm nichts andres übrig blieb, als ſie zu nehmen oder zu verlieren, da mußte ſie erfahren, daß ſie ihm auch als Frau nicht mehr war als vorher.

Darum, aus dem tiefen Neide ihrer untergeordneten Natur heraus, hatte ſie keinen andern Wunſch, als aus Mariele ein rechtes Bauernkind zu machen; es bekam grobe Kleider und grobe Koſt, auch ließ ſie's an rauher Behandlung nicht fehlen.

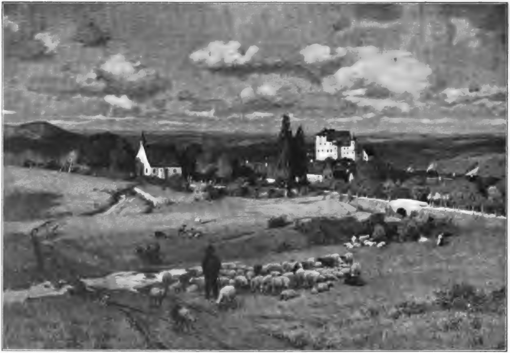
Trotzdem hörte ſie einmal eine Magd ſagen:

„Und wenn ſie's Mariele in Lumpe ſteckt, 's Herrekind bleibt's doch —“

Und ihr Mann hatte ein Lächeln für dies Kind, wie er es nie noch für ſie gehabt.

„Das Mädle macht mich noch zur böſe Frau,“ kam ſie in der Speiſekammer mit ſich überein, „wenn nur unſer Herrgott ſo geſcheit iſt und meine Sünde dem Mariele aufs Kerbholz ſchreibt —“

Als ſie die Speiſekammer verlaſſen wollte, fand ſie zu ihrem Erſtaunen die Thüre verſchloſſen. Sie rief, ſie klopfte, kein Menſch hörte ſie.



Kuhdorf in Thüringen. Nach dem Gemälde von Karl Ludwig.

Digitized by Google

Um zu dem vergitterten Fenſter unterhalb des Plafonds zu gelangen, mußte Frau Berghold erſt einen Tiſch abräumen und auf dieſen einen Stuhl ſtellen.

Es war ganz ſtill im Hof, die Mägde arbeiteten im Garten, aber der Knecht mußte im Stall ſein. —

Frau Berghold hub hinter ihrem Fenſterchen an zu ſchreien und zu rufen.

‚Schrei du nur,‘ dachte der Knecht, ‚ſaurer Wein macht taub —‘

Die Kuhmagd im Stall nebenan hörte ſie auch.

‚Brich du meintwege Hals und Bein, dann hört emal die Schinderei auf mit der Milch —‘

Frau Berghold in ihrer Aufregung und Verzweiflung bemühte ſich, den Kopf zwiſchen das Gitter zu ſtrecken, um ſich beſſer im Hofe umſehen zu können. Es gelang ihr; als ſie jedoch den Kopf wieder zurückziehen wollte, war ihre Mühe vergeblich. Vor Angſt und Entſetzen ſchwoll ihr das Geſicht dunkelrot an, und ſie brach in ein ſo mörderliches Geſchrei aus, daß das ganze Haus zuſammenlief. Auch Herr Berghold kam herbei.

Man ſuchte und ſuchte — der Schlüſſel war weg; alle Schlüſſel des Hauſes wurden zuſammengeholt, keiner öffnete.

Jemand lief zum Schloſſer, und es dauerte eine halbe Stunde, bevor die Frau aus ihrer Lage befreit werden konnte. Sofort hielt ſie Gericht.

„Wer hat mich eingeſchloſſe — ich will wiſſe, wer mich eingeſchloſſe hat?“

Sie ſah von einem zum andern, und die Knechte und Mägde hatten alle Mühe, ihr Lachen zu verbergen.

„Alſo ein Übereinkomme,“ ſchrie die Frau, „und du ſchämſt dich nit, Mann, und zuckſt nur alsfort mit den Achſeln, ſtatt mit 'em Dreſchflegel drein zu ſchlage — 'Naus mit euch, alle habt ihr's gethan — aus dem Hof, ſag ich, euer Sach ſchmeiß ich euch auf die Gaſſ' —“

Jetzt verteidigten ſich die Leute, und jeder ſuchte mit lautem Geſchrei ſeine Unſchuld zu beweiſen.

In dieſem Augenblick kehrte Mariele mit einem Arm voll Palmkätzchen ſeelenvergnügt vom Walde zurück.

Als ſie hörte, um was es ſich handelte und daß ſämtliche Knechte und Mägde aus dem Haus gejagt werden ſollten, bekannte ſie ohne Umſchweife:

„Ich hab den Schlüſſel abgezoge — in der Dunggrub liegt er —“

Ehe ſich's jemand verſah, hatte Frau Berghold das Kind bei den Haaren ergriffen; Mariele ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, aber bevor Herr Berghold zu einem Entſchluß gekommen war, hing ſchon der Markus auf dem Rücken der Tant, und ſie ließ im erſten Schrecken das Kind los.

„Gelt, du elender Bu —“ keuchte ſie, „dein Werk iſt's wieder —“

Der Markus ſtand kerzengerad vor ihr:

„Was braucht die Tant ſo böſe Sache über die Urgroßmutter ſage? Das war die Straf.“

Herr Berghold ſtieß ſein kurzes Lachen aus und machte ſich eilig aus dem Staub; ebenſo das Geſinde, während Frau Berghold den Miſſethäter bei ſeinem Vater ablieferte und mit Genuß der Strafe beiwohnte.

So war die Zeit herangekommen, und Mariele mußte zur Schule.

Markus hatte ſchon mit ſechs Jahren eingeſehen, daß Lernen eine Notwendigkeit ſei; Mariele ſah gar nichts ein. Als Frau Benedikta ihr das erſte Strickzeug anfing und die ſtörriſchen Fingerchen zwiſchen ihren Händen leitete, mißfiel dem Mariele die Sache ſo gründlich, daß ſie ihr Strickzeug auf dem Heimweg in den Bach hinter dem Kloſter warf. Sie mußte dafür in der Ecke ſtehen, und da ſie hier allerlei Unfug trieb, ſuchte ihr Frau Benedikta begreiflich zu machen, daß Mariele ſich ſchämen müſſe, was das Traurigſte auf der Welt ſei.

Des Nachmittags kam Markus mit in die Kloſterſchule und ſchritt direkt in die Klaſſe auf Frau Benedikta zu.

„Habe Sie gewollt, 's Mariele ſoll ſich ſchäme?“

Frau Benedikta ſah den langaufgeſchoſſenen Buben lächend an:

„Du biſt wohl der Markus, von dem 's Mariele immer ſpricht?“

Er nickte, indem er die kleine, zarte Frau mit großen, dunklen Augen unverwandt anſtarrte.

„Du gehorchſt doch gewiß auch in der Schule?“ fragte ihn Frau Benedikta.

„Wenn der Lehrer recht hat.“

„Glaubſt du denn nicht, daß große Leute klüger ſind als kleine?“

„Nein, die Großen ſind recht oft dümmer.“

„Du weißt vielleicht nicht, was Mariele gethan hat.“

„Sein Strickzeug in Bach geworfe, da iſt's wieder —“

Er zog ein kleines, naſſes Bündelchen aus der Taſche und reichte es Frau Benedikta hin, „den Knäul hat 's Waſſer mit fort —“

Sie brach über den feierlichen Ernſt des Buben in ein herzliches Lachen aus.

Da lächelte auch er.

„Schön ſind Sie nit,“ meinte er, „aber gut —“

Und von dieſer Stunde an, ſo oft ſich Mariele über etwas bei ihm beklagte, gab er ihr ſtets den Rat:

„Sag's deiner.“

So nannte er Frau Benedikta, der er ebenſowenig etwas Böſes zutraute, als er der Tant etwas Gutes zugetraut hätte.

Auch Frau Benedikta vergaß den Knaben nicht; das Selbſtändige, Starke an ihm hatte ihr gar wohl gefallen, Eigenſchaften, die ihr ſelbſt ſo ganz und gar abgingen.

Sie war die Künſtlerin des Kloſters, die Erfinderin der herrlichen Muſter für Altardecken, Meßgewänder und Glasmalereien, und fand in dem Lehren und Ausüben dieſer Thätigkeit ihr höchſtes Genügen.

Sie war in ihren jungen Jahren ohne vorhergehende Kämpfe und Erlebniſſe ins Kloſter getreten. Als älteſte Tochter einer kinderreichen, vermögensloſen Beamtenfamilie hatte ſie keine Mittel zu erwarten, die ihr das Ausbilden ihres Talentes ermöglicht hätten. Was die Familie beſaß, wurde an die jüngſte Tochter gewendet, die ein wunderſchönes, mit herrlicher Stimme begabtes Mädchen war. Daß infolgedeſſen für die vier übrigen Töchter nichts übrig blieb, fanden dieſe ganz in der Ordnung. Von jeher war das Glück dieſer Jüngſten die Hauptſache im Hauſe geweſen.

Zehn Jahre nach Benediktas Eintritt ins Kloſter begehrte auch ihre jüngſte Schweſter in demſelben Einlaß — das ſchöne, hochbegabte Mädchen, auf deſſen Haupt ſich alle Hoffnungen der Familie vereinigt hatten.

In den Beziehungen der beiden Schweſtern war jedoch nichts zu bemerken, was den Regeln des Kloſters, die völlige Loslöſung von allen irdiſchen Banden verlangten, zuwider gelaufen wäre.

Die Vollkommenſte in der Ausübung dieſer Abtötung war Frau Cäcilia.

Frau Petronilla ſagte einmal von den beiden Schweſtern:

„Frau Cäcilia ſorgt ſich unabläſſig um die Ehre Gottes in der Höhe, und Frau Benedikta um den Frieden der Menſchen auf Erden. Da haben wir das ganze Loblied.“

Nun aber kam das Mariele mit ſeinem Kopf voll krauſer Löckchen, ſeinem ungebändigten Sinn und heißſchlagenden Kinderherzen und nahm wie der Sturmwind von Frau Benediktas Liebe Beſitz.

Dieſe war immer die Vertraute der Kinder geweſen, denen ſie die Arbeits- und Zeichenſtunden erteilte, und ſchon manche tüchtige Arbeitslehrerin war ſo aus ihrer Schule hervorgegangen.

Aber ſo ohne jeden Begriff von dem, was Gehorſam war, hatte noch kein Kind die Kloſterſchule betreten, wie das Mariele. Es kam, wenn es ihm beliebte, und wollte auch gehen, wenn es ihm beliebte. Hielt es die Lehrerin feſt, biß und ſchlug es um ſich, wie eine wilde Katze. Wenn Frau Benedikta das Kind ſchreien hörte, eilte ſie mit fliegendem Schleier aus dieſer oder jener Klaſſe, wo ſie ſich gerade befand, um Marieles Lehrerin zu beſchwören, den Vogel fliegen zu laſſen.

Sie war in ſteter Angſt um dieſes Kind, deſſen Eigenart ſie mit einer bei ihr ganz ſeltenen Lebhaftigkeit verteidigte, indem ſie immer wieder mahnte:

„Nur Geduld, es wird ſich ſchon geben.“

Nach ein paar Wochen hatte Mariele denn auch Gefallen an der Schule gefunden; man traf ſie ſogar eines Sonntagnachmittags auf der Steintreppe der verſchloſſenen Kloſterſchule, und als eine Laienſchweſter die Kleine fragte, was ſie da wolle, gab ſie zur Antwort:

„Zu meiner will ich.“

Frau Benedikta durfte einmal das Kind, von dem ſie ſoviel Ergötzliches zu erzählen wußte, in den Kloſterfrauengarten bringen. Mariele ſah mit großen Augen all die vielen Nonnen an, die ihr fremd waren und ſie im Kreiſe umſtanden.

Plötzlich ſchrie das Kind laut auf, indem es mit dem Zeigefinger nach der ihm Fratzen ſchneidenden Frau Petronilla deutete:

„Ein Kasperle, ein Kasperle — gerad ſo hat's Kasperle auf der Meß ausgeſchaut!“

Die Kloſterfrauen brachen alle in Lachen aus; am lauteſten lachte Frau Petronilla.

Da beugte ſich die ſtets etwas unordentlich ausſehende Frau Eulalia über das Kind:

„Und was bin denn ich, meine liebe Kleine?“

„Gar nix,“ lautete die prompte Antwort.

„Da iſt mir mein Kasperle doch lieber,“ frohlockte Frau Petronilla, nahm Mariele bei der Hand und führte ſie zu Frau Cäcilia und Scholaſtika, die gerade beiſammen ſtanden.

„Jetzt ſchau dir mal dieſe zwei an.“

„Das iſt die Schön' und das iſt die Wüſt',“ erklärte Mariele.

Da trat die Äbtiſſin einen Schritt aus dem Kreiſe der ſie umringenden Frauen.

„Und was hat denn dies kleine Mädchen mir zu ſagen?“

Mariele warf einen kurzen Blick in die kühlen, ins Grünliche ſchillernden Augen der hohen Frau, dann eilte es mit ausgebreiteten Armen auf Frau Benedikta zu:

„Meine iſt die Beſt' —“

Eine tiefe Stille folgte auf dieſen Ausſpruch; ſämtliche Blicke der Nonnen ſuchten das Antlitz der Äbtiſſin, der mächtigen, an abſolute Unterthänigkeit, Schmeichelei und Bewunderung gewöhnten Frau.

Sie lächelte indes nur und ſchritt mit ihren Nonnen weiter, während die beſtürzte Frau Benedikta das Kind ſchnell in den Schulhof zurückbrachte.

Die Frauen wandelten über die breiten Kieswege des Gartens, die jüngeren Nonnen, um der Äbtiſſin näher zu ſein, rückwärts vor ihr hergehend.

Frau Benedikta kam gerade recht, um Frau Scholaſtika erklären zu hören, ein Geſchöpf wie Mariele könne nur durch abſolute Strenge gezähmt werden. Die kleine Frau Benedikta, der man willig den Platz zur Rechten der Äbtiſſin einräumte, wäre mit ihrer zarten Stimme niemals gegen die energiſche Redeweiſe der Frau Scholaſtika aufgekommen, wenn ihr die Äbtiſſin nicht von Zeit zu Zeit das Haupt zugewendet hätte.

So ſprachen die beiden ungleichen Frauen eine Weile hin und her, die eine die Milde, die andere die Strenge preiſend, und die Äbtiſſin nickte zu beider Reden und gab keiner unrecht.

Waren dieſe Frauen doch völlig gleichwertig in ihren Leiſtungen und geradezu unentbehrlich für das Kloſter. In ihrem Innern neigte ſich die Äbtiſſin jedoch mehr Frau Benedikta zu, ſchon kraft der aufrichtigen und warmen Bewunderung, die dieſe für ihre Vorgeſetzte hegte. Frau Scholaſtika mit ihrer rückſichtsloſen Ehrlichkeit kannte dieſe unbedingte Ergebenheit nicht. Aber die Äbtiſſin war klug genug, Frau Scholaſtika um ihrer Tüchtigkeit willen zu reſpektieren. Nur lebten ſie auf einem beſtändigen Kriegsfuß wegen der weltlichen Bücher, die die Novizenmeiſterin in dem Kloſter eingeführt haben wollte, während die Äbtiſſin glaubte, das Seelenheil ihrer Nonnen ſei gefährdet, wenn dieſe in einem anderen, als ſtreng katholiſchen Sinn unterrichtet würden.

Abſeits von den luſtwandelnden Nonnen, an einem ſonnigen, windſtillen Platz, ſaßen die zwei älteſten Frauen des Kloſters, die Superiorin und die Propſtin, gebrechliche, huſtende Weſen, von der guten Schweſter Mariann, der Krankenpflegerin und Pförtnerin, aufs beſte betraut.

Die alten Frauen verkürzten ſich die Zeit mit Schelten auf die Gegenwart und Herausſtreichen der Vergangenheit, in der ſie noch etwas gegolten hatten. Nie hätte die frühere Äbtiſſin etwas unternommen, ohne ihren, der Propſtin und der Superiorin Rat. Der jetzigen, ſo viel jüngeren Äbtiſſin aber fiel es nicht im Traume ein, eine wichtige Sache mit ihnen zu beſprechen.

„Drum geht auch alles zurück,“ ſagte die Superiorin, „Stil ſoll das ſein, Stil ſagen ſie, ſo wie ſie die Muſter jetzt machen — abgeſchoſſenes Zeug iſt's; wenn ich an meine Guirlanden denk, beſonders an eine — o dieſe Paradiesvögel — wiſſen Sie noch, meine Paradiesvögel? Es war mein Ruhm, Vögel zu erfinden, wie es nie welche gab!“

„Und der Geſang jetzt,“ unterbrach ſie die Propſtin, „ich, die ich dreißig Jahr lang Geſangmeiſterin war — wenn ich an die hübſchen franzöſiſchen Sachen denke, die ich einſtudiert habe —, Walzermuſik ſei's, behauptete Cäcilia. Bei ihr iſt immer der Name die Hauptſache, der Komponiſt! Als ob ſich der liebe Gott darum kümmerte!

Soll ich Ihnen ſagen, was das für ein Geſang iſt, den wir jetzt haben? Ein weltlicher.“

Die alten Frauen ſchauten ſich verſtohlen um, dann nickten ſie ſich verſtändnisinnig zu, und die Superiorin flüſterte:

„Alles iſt weltlicher.“

Und ſie freuten ſich ſtets von neuem, daß ſie noch von der alten Sorte waren und infolgedeſſen ihren guten Platz im Himmel in Ausſicht hatten.

4.

Für Mariele begann nun ein eigenes Doppelleben; zu Hauſe war ſie das Unbändigſte aller Dorfkinder; vor dem Kloſterhof aber zog ſie ihre Schuhe an und glättete ſich die Haare; ſie dämpfte ſogar ihre Stimme, denn ſie empfand mehr und mehr das Schöne, Leiſe, Zarte, das von dieſen weißgekleideten Geſtalten ausging, die nie haſteten, nie die Stimme erhoben und Milde zeigten, ſelbſt wenn ſie die Kinder ſtrafen mußten.

Aber ihre Eigenart behauptete die Kleine darum doch. Keinem Kinde wäre es je eingefallen, ſich den Nonnen anders als mit der größten Ehrerbietung zu nähern; Mariele aber flog Frau Benedikta nie anders als mit dem Jubelruf: „Meine! Meine!“ entgegen. Und da half kein Schelten. Wenn Frau Benedikta ihr ſtrengſtes Geſicht aufſetzte, das Kind glaubte ihr nicht. Und das Kind hatte recht; das Bild der Kleinen verfolgte ſie in ihre Gebete. Oft verglich ſie ihre eigene Kindheit mit der Marieles; das enge Stadtheim und die vielen heranwachſenden Mädchen, die ſich in den paar Stuben mit dem Beſtreben bewegten, den Vater, der ſich von ſeiner anſtrengenden Bureauarbeit ausruhte, ja nicht zu ſtören. Und im Hauſe, das ewige Geſpenſt, das ſich in jede Freude, in jedes Erlebnis drängte — die Frage: was ſoll aus uns werden?

So waren ſie aufgewachſen, die Schwingen ſchon gebrochen, bevor dieſe gelernt, ſich zu entfalten.

Und nun Mariele — ſo urwüchſig, wahrhaftig und bis zum Exzeß mutig! Wenn ſie in die Klaſſe ſtürmte, was kam da nicht alles mit an Erlebniſſen, Abenteuern, Luſtigkeit! Die Kinder vergötterten ſie und waren wie im Dorf auch in der Schule die Vaſallen des Guts-Mariele.

Und doch — Frau Benedikta wußte ſehr wohl, weder Sorgfalt, noch Güte und Liebe wurden dem Mariele zu Hauſe zuteil; nur einen guten Kameraden hatte ſie, den Markus, von dem ſie allezeit ſprach, der ihr die Luſt, die Freude und das Glück ſchenkte, wonach des Kindes Herz verlangte.

Merkwürdig, von dieſem Markus ſprach Frau Benedikta nie; ſo viel ſie vom Mariele erzählte, des Geſpielen erwähnte ſie nicht; auch eines Erlebniſſes mit der Kleinen erwähnte ſie nicht.

Sie ſtand einmal auf der Treppe des Kloſterhofes und ſah den Kindern beim Spielen zu; da gewahrte ſie ein Kätzchen, das unter der Dachrinne ſaß und jämmerlich miaute.

„Komm,“ lockte die Nonne dem Tierchen, indem ſie die Hand nach ihm ausſtreckte.

Ihr Ruf wurde mißverſtanden, ſtatt des Tierchens eilte Mariele herbei, wie auf Flügeln, mit den Fußſpitzen kaum die Erde berührend, hing ſich an Frau Benediktas Hals und bedeckte ihr Geſicht mit ſo ſtürmiſchen Küſſen, daß die der Zärtlichkeit ungewohnte Nonne faſt gar den Atem verlor.

Erſchreckt drückte ſie das Kind von ſich weg.

„Mariele, was fällt dir ein!“

„Ich hab dich halt ſo lieb,“ ſagte die Kleine, „dich und den Markus am liebſten auf der Welt!“

Welch eine Glut barg dieſes Kinderherz.

Und ſie kam bei jeder Gelegenheit zum Vorſchein, gleich kräftig im Haſſen wie im Lieben.

Da waren zwei größere Mädchen in der dritten Klaſſe, denen in den Freiſtunden die Aufſicht über ihre Mitſchülerinnen anvertraut war. Sie hießen Pia und Charlotte, gingen in ſelbſtbewußter Haltung zwiſchen den ſpielenden Kindern herum und hörten nicht auf zu tadeln.

Mariele heftete ihnen eines Tages, ohne daß ſie es merkten, die Zöpfe auf dem Rücken zuſammen. Hierauf fing ſie ein Gebalge mit einem andern Kinde an, und als eines der großen Mädchen herbeieilen wollte, gab's plötzlich ein Geſchrei, und beide fuhren nach ihren Zöpfen.

Wer hatte den böſen Streich ausgeführt? Natürlich Mariele.

Sie ſollte die Mädchen um Verzeihung bitten, ihre ganze Klaſſe ſollte ſie um Verzeihung bitten wegen des ſchlechten Beiſpiels, das ſie gegeben.

Sie war nicht dazu zu bringen, ſie blieb dabei:

„Sie habe die Straf verdient.“

Mußte Frau Benedikta nach ſolchen Niederlagen nicht der Gedanke kommen, daß ſie überhaupt unfähig ſei, dies Kind zu leiten? Sonſt, wenn ihr dergleichen Zweifel kamen, hatte ſie ſich bei der Äbtiſſin Rats geholt, ſeit einiger Zeit jedoch war das anders; ſo manche Äußerung des Kindes war von der hohen Frau mißverſtanden worden, und Frau Benedikta hörte auf, vollkommen aufrichtig zu ſein. —

So weit hatte ſie die Liebe zu dieſem Kinde gebracht. —

Und doch — konnte dieſe, ihre tiefinnerſte Sehnſucht, den Liebling glücklich zu ſehen, eine Sünde ſein?

Frau Benedikta zählte um dieſe Zeit ſechsunddreißig Jahre; ſie war immer eine zufriedene, freundliche und milde Frau geweſen, die heftigen Auseinanderſetzungen gern aus dem Wege ging und lieber eine Wahrheit verſchwieg, als ſie andern aufzudrängen. An dem Tage, als die kleine Marie hinter dem Gitter des Sprechzimmers mit ihren prüfenden Kinderaugen an Frau Benediktas Zügen hing, an dieſem Tage war das Schickſal in das Leben der kleinen friedlichen Nonne eingezogen.

Sie ahnte es nicht, ſie empfand es nur mehr und mehr als ein Unrecht, dem lebhaften und eigenartigen Weſen des Kindes Gewalt anzuthun.

Als Mariele ſeinen erſten Beichtzettel ſchrieb, in dem zu leſen ſtand:

> „Wir ſollen alle Menſchen lieben.
> Ich kann aber nicht alle lieben.
> Erſtens die Tant nicht.
> Zweitens den Schreiner nicht.
> Drittens die Pia nicht.
> Viertens die Charlott nicht.
> Sonſt habe ich ſie faſt alle lieb.“

verſuchte Frau Benedikta die Kleine zum Schreiben eines andern Beichtzettels zu veranlaſſen, allein Marieles Antwort: „Wenn ich ja die alle lieb hätt, thät ich auch nichts Böſes“, machte ſie verſtummen, trotz der inneren Stimme, die ihr ſagte, daß dieſe Wahrheit mehr eine irdiſche als eine himmliſche war.

Der Herr Pfarrer ſtellte denn auch ſein Beichtkind zur Rede, warum es nicht brav wie ſich's gehöre, ſeine Sünden auſſage, mit der genauen Angabe der Zahl.

„Dann thu ich doch lieber die Sünd nit, wenn ich lang ans Zähle denke ſoll,“ gab ihm die kleine Rebellin zur Antwort.

Aber ſchließlich rührten die Worte des Geiſtlichen doch ihr Herz, und ſie lief ſpornſtreichs vom Beichtſtuhl zur Pia:

„Du, ich bet' jetzt alle Tag ein Vaterunſer, daß ich dich und die Charlott lieb habe kann,“ berichtete ſie voll Eifer.

Als ſie erfuhr, die Tant ſei im Sprechzimmer, eilte ſie ſeelenvergnügt hinauf, um auch ihr zu ſagen, daß ſie ſich alle Mühe geben wolle, ſie lieb zu haben.

Frau Bergholb hatte in der That wieder einmal, hoch aufgeputzt und mit einem bis an den Rand vollen Herzen, den Weg ins Kloſter genommen.

„Grad geſtern,“ erzählte ſie den Nonnen, „am Tag vor ihrer erſte heilige Beicht — Herrjeſſes, denk ich, die Kinder ſind im Hof — warum ſind ſie denn ſo ſtill. — Ich ſchau zum Fenſter 'naus — um en alte Schweinstrog ſtehe ſie rum, die Mäuler im Trog und 's Mariele mit der Peitſch alsfort um ſie rum: ‚Was ſind denn des für Säckle do auf'm Bode?‘ denk' ich — Ich geh in Hof, ich ſchau nach — Herr du meine Güte — mei Dürrobſt, all mei ſchön's Dürrobſt, im Trog iſch's und die Kinder freſſe's.“

„Was Gott thut, das iſt wohlgethan,“ ſagte die alte Propſtin, die nichts mehr hörte und ihr Gebrechen durch das Einſtreuen frommer Sprüchlein zu bemänteln ſuchte.

„Wohlgethan,“ fuhr Frau Bergholb auf, „wenn ein Kind ins zehnt' Jahr geht und noch ſo Sache treibt? Was hab ich in dem Alter ſchon ſchaffe müſſe, 'sVieh und d'Kinder und d'Gaſſ und der Stall, und im Sommer d'Feldarbeit, alles ich. — Und die — alsfort mit dem Markus am hellichte Werktag ſpaziere. — Und darum bin ich komme — und das ſolle ihr die Lehrerinne verbiete — das Zuſammeſtecke mit dem gottvergeſſene Bu — da kommt er heut früh: ‚Gute Morge, Frau Bergholb‘, ſagt er, ‚da hat geſtern der Knecht 'sAusgabebüchle beim Kaufmann liege laſſe‘, ſagt er und macht ein Geſicht wie die heilig Unſchuld in Perſon. ‚Jeſſes‘, ſag ich, ‚kannſt du auch emal für mich eine Gefälligkeit habe, wo muß man dann das hinſchreibe?‘ ‚Bitte‘, ſagt er, 'ſiſt gern geſchehe.‘ Ich mach mei Büchle auf — ein nagelneus auch noch, gerad zwei Seite ware voll geſchriebe — was ſteht auf der dritte? mei Konterfei, wie ich leib und leb, zum Schreie — du verfluchter — du verflammter Bengel," verbeſſerte ſie ſich, „ich reiß halt, denk ich, in's Kuckucks Name die verſchmiert Seit raus, denk ich. — Ja, hopſa, auf der andre bin ich auch, und ſo fort und ſo fort, auf jeder Seit bis an's End vom Büchle; in alle Tonarte ſteh ich da, von hinte, von vorne, von nebe — und wie ich's im Mann zeig, lacht er ſich den Buckel voll. Das iſt der Lohn für mei Schaffe wie ein Pferd. Wo iſt denn da die Allgerechtigkeit, wo kriecht ſie denn immer hin, wenn die Bergholde an der Reih iſt?"

Sie ſchneuzte ſich, und die Propſtin, die die Frau in Thränen ſah, kam Frau Benedikta mit dem Spruch zuvor:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

„Auf ſo e Lieb bin ich nit verſeſſe," meinte Frau Bergholb, und als in dieſem Augenblick Mariele zur Thür hereingeſchoſſen kam, wies ſie auf das Kind:

„Predige Sie lieber an des Mädel hin; ich ſag nit, 'sſoll im Stall helfe oder Feldarbeit thun — ich verlang nur was recht iſt. Aber im Mariele ſein Mutter iſt eine Fortioſin auf dem Fortepianino geweſe, und das ſteht in der Wohnſtub und da ſoll's hinſitze und e bißle dudle —"

„Aber liebe Frau Bergholb," wendete Frau Benedikta ein, „das muß man lernen —"

„Das iſt ein Irrtum," unterbrach ſie die Tant, „der Markus kann's ja auch, ‚du alte Kukummer, du zottiger Bär', ſpielt er, und damit meint er mich. — Ich ſag Ihne, wenn Sie's dem Mariele nit verbiete thun, noch länger mit dem Bu rum zu ſtreiche, mit dem Strolch, der gewiß noch lügt nnd ſtiehlt —"

Dunkelrot vor Wut ſtand das Mariele vor ihr:

„Wart du, wann ich wieder aus der Gnad Gottes bin —" machte Kehrt und lief ſpornſtreichs, als ob es brenne, nach Hauſe.

Markus, jetzt ein lang aufgeſchoſſener Burſch, dürr wie ein Stecken, brachte Marieles Empörung lang nicht das Intereſſe entgegen, das ſie erwartete.

Noch vor kurzem, wie hatte er ſie da geſchüttelt, wie wild hatten ſeine Augen drein geſchaut, als ſie ihm mitteilte, ſie wolle Kloſterfrau werden. — Jetzt mit einemmal rührte ihn nichts mehr; wenn ſie ſprach, ſchaute er an ihr vorbei, ſo ganz eigen, in die Ferne, und als ſie in ihn drang: „Haſt du einen Kummer, Markus?" gab er zur Antwort: „Ja, daß die Zeit rum geht!"

Jeder im Dorf konnte jetzt thun, was er wollte, Markus hatte keine Strafgelüſte mehr. Dagegen war kein Haus, keine Wand, kein blankes Fleckchen am Weg mehr ſicher vor ſeinen Zeichnungen, und bald war kein Menſch im Dorf, deſſen Konterfei nicht plötzlich da oder dort erſchienen und belacht worden wäre.

(Fortſ. folgt.)

Der alte Landstreicher.

Von

Hermann Hesse.

Die warme Zeit ist wieder da,
Und allwärts gehen fern und nah
Die Vagabunden auf den Strich,
Und keiner rastet mehr als ich.

O wollte Gott, mein Bein wär' heil,
Ich liess' dem Armenhaus mein Teil
Und ginge über Flur und Bach
Ins Weite meinen Brüdern nach!

Nun aber sitz' ich bis zur Nacht
Im Strassenbänklein auf der Wacht
Und kommt ein Wandrer ohne Schuh,
Ruf' ich ihm traurig „Servus!" zu.

Aus den Berliner Theatern.

(Januar—März 1902.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

Deutsches Theater: „Es lebe das Leben“, Drama in 5 Akten von Hermann Sudermann; „Lebendige Stunden“, vier Einakter von Arthur Schnitzler. Kgl. Schauspielhaus: „Der Herr von Abadessa“, Abenteurerstück von Felix Dörmann.

(Abdruck verboten.)

Faſt bei jedem neuen Bühnenwerk von Hermann Sudermann kommen die Herren Berufskritiker mit hundert ‚Wenn‘ und ‚Aber‘ — und die Herren Direktoren und Kaſſierer reiben ſich vergnügt die Hände. Der Kaſſenerfolg, die lebhafte Anteilnahme des Publikums bleibt ihnen und dem Dichter; ob Herr Sudermann freilich, wie ich ihn zu kennen glaube, mit dieſem Erfolg allein zufrieden iſt, muß ich bezweifeln. Er iſt ein ernſter, ſelbſtkritiſcher Arbeiter, der ſchwer mit ſeinen Stoffen ringt, ein Werk niemals leichtfertig oder voreilig in die Offentlichkeit gibt, ſondern ſtets erſt, wenn er es nach allen Richtungen hin geläutert zu haben glaubt. Er will ſtets ſein Beſtes geben. Eine ernſte Arbeit erfordert aber auch eine ernſte Würdigung — mag man ſachlich zuſtimmend oder ablehnend urteilen.

Eines vor allem iſt auch dem jüngſten Drama Sudermanns „Es lebe das Leben“ zuzugeſtehen: es iſt feſſelnd und intereſſant. Es gibt ein neues oder doch ſelten behandeltes Milieu und eigenartige Charaktere; es iſt mit großem Geſchick aufgebaut. Trotzdem der Vorwurf vielleicht mehr für eine epiſche, als für eine dramatiſche Behandlung geeignet erſcheint, gelang es der überlegenen Kunſt des erfahrenen Bühnenpraktikers, die Spannung bis zum Schluß zu erhalten — freilich eben nur durch ſo große Kunſt, daß ſich der unbefangene Zuſchauer ſchließlich doch fragen muß: haſt du dir nichts einreden laſſen? Denn die beiden Hauptträger der Handlung reden verteufelt klug, oder, richtiger, der Dichter beliebt eine Dialektik, die auch das Unglaubliche glaublich oder mindeſtens möglich erſcheinen läßt.

Fräulein Luiſe Dumont als Gräfin Beate in „Es lebe das Leben.“ (Deutſches Theater.) (Aufnahme von C. J. von Dühren, Berlin.)

„Es lebe das Leben“ ſpielt in den Kreiſen der konſervativen Fraktion. Es bringt eine Anzahl Typen konſervativer Parteimänner, die an ſich lebenswahr, echt, intereſſant und, vielleicht mit Ausnahme einer kleinen Ubertreibung, ohne Voreingenommenheit geſchildert ſind. Allerdings geben ſie in ihrer Geſamtheit durchaus kein wahres Bild der konſervativen Partei oder gar der Parteileitung in unſeren Parlamenten. Dazu tragen ſie alle — der eine freilich mehr, der andere weniger — zu ausſchließlich oſtelbiſchen Charakter.

Im Mittelpunkt des Dramas ſteht die Gräfin Beate. Eine ungemein komplizierte Natur, von dem Autor augenſcheinlich mit ganz beſonderer Liebe ausgeſtaltet, in gewiſſem Sinne ein Gegenſtück zur Magda in ſeiner „Heimat“, nur daß dieſe ungleich geſchloſſener und einheitlicher erſcheint.

Was hat der Dichter nicht alles in die Gräfin Beate hineingeheimniſt! Sie iſt die Egeria der Partei, aber zugleich längſt über dieſe hinausgewachſen. Sie iſt überaus klug, großgeiſtig, edel, feinempfindend; ſie iſt eine Vollnatur, beſeelt vom heißen Drange ſich auszuleben; ihr „Daſein iſt für Leib und Seele nur ein langes Ringen mit dem Niedergang geweſen“, und doch hat ſie „das Lachen nie verlernt“; ſie iſt in ihren Worten oft unſagbar ſchwergründig, aber ſie „liebt die Tragik nicht“; ſie iſt die beſte Mutter, die verſtändnisvollſte Tante; in ihr iſt „nichts wie Weiches und Inniges“ für ihren Mann, den Grafen Michael Kellinghuſen. Dabei hat ſie dieſen — einen braven, ehrenwerten, nicht genialen, aber an Geiſt und Körper geſunden Mann — vor etwa zwölf Jahren betrogen; betrogen mit ſeinem wirklich genialen Freunde Richard von Völkerlingk; hat es auch nicht für geboten oder für anſtändig gehalten, vor ihren Mann hinzutreten und ihm zu ſagen: wir können nicht mehr miteinander leben! Sie hat mit ihm weitergelebt, die beſte Gattin, die ſorgſamſte Mutter, nachdem ſie ſich mit Völkerlingk die Brücke von der Leidenſchaft zur Freundſchaft gebaut hat —

Es iſt etwas viel, was uns Herr Sudermann in dieſer einen Geſtalt gibt, mit der das ganze Drama ſteht oder fällt. Etwas zu viel —

Es kommt mir durchaus nicht in den Sinn, ihm in moraliſcher Entrüſtung einen Vorwurf darauf zu formulieren, daß er den Ehebruch wieder einmal zum Angelpunkt der Handlung machte, obwohl das Thema nachgerade etwas abgeleiert iſt. Aber ſo gewiß die Schuld — eine Schuld — zur Tragödie gehört, wenn wir nicht wieder das blöde Schickſal an ihre Stelle ſetzen wollen: ſo gewiß muß der Dichter doch auch das Bewußtſein der Schuld zum Ausdruck bringen, aus ihm heraus die Geſchicke ſeiner Geſtalten entwickeln. Dies Bewußtſein nun exiſtiert für Herrn Sudermann eigentlich nicht. Seine Frau Beate iſt zwar herzkrank geworden, aber das erſcheint bei ihr mehr als ein zufälliges organiſches Leiden; in dem entſchwundenen Liebesrauſch ſieht ſie nach wie vor nur das ſüße Glück, ihr einziges Lebensglück noch nach zwölf Jahren: „Die Sünde war mir nur eine Stufe empor zu meinem Selbſt, zur endlichen Erfüllung meiner Harmonie, die die Natur mit mir im Auge hatte.“ Und dabei lebt ſie dieſelben zwölf Jahre hindurch mit ihrem nichtsahnenden Manne weiter — dieſe innerlich ſo vornehme, feinfühlige, edle Frau —

Im erſten Akt, in einer Expoſition, die wie immer bei Herrn Sudermann meiſterhaft entwickelt iſt, führt er uns in dieſe Verhältniſſe ein. Die Gräfin Beate hat ihrem genialen Freund Richard zu liebe ihren Mann zur Niederlegung ſeines Mandats bewogen; der gute Michael reiſt ſelbſt im Wahlkreis, um jenem zum Sieg zu verhelfen. Man wartet mit Ungeduld auf das Reſultat; Beate und Richard tauſchen Erinnerungen aus, und wir erfahren dabei die Vorgeſchichte, bis ſein Privatſekretär die Nachricht des Erfolges bringt.

Auch der zweite Akt ſpielt im Salon der Gräfin. Wir lernen einige Häupter der konſervativen Partei perſönlich kennen: Herrn von Brachtmann, der als ihr Führer erſcheint; Herrn von Berkelwitz, einen etwas karikierten Agrarier von der Art derer, mit denen etwa Herr Eugen Richter die Leſer der Freiſinnigen Zeitung abwechſelnd gruſeln und lachen macht; den Prinzen von Uſingen, das enfant terrible der Partei — witzig auf aller Welts Koſten, auch auf die der eigenen Perſon. Man diskutiert über alles mögliche, während ſchon der Konflikt in der Luft liegt. Der ſozialdemokratiſche Gegner Richards, der ehedem als theologiſcher Kandidat deſſen Privatſekretär war, hat im Wahlkampf nämlich Äußerungen gethan über das ſo wohl gehütete, von niemand geahnte Verhältnis Beates zu Richard; nicht genug damit, hat er die in einem Provinzblättchen abgedruckte Rede allen irgendwie Beteiligten, auch dem Gatten, auch dem Sohne Richards, auch Frau Beate ſelbſt, ſäuberlich mit Blauſtift angeſtrichen, unter Kreuzband zugeſandt. Das für Beate beſtimmte Exemplar wird zwar vernichtet, und ihr Mann hat überhaupt alle ihm aus dem Wahlkreiſe zugeſchickten Druckſachen ungeleſen ins Feuer geworfen. Aber da hat Richards Sohn, Norbert, ein junger begabter Studioſus und Beatens beſonderer Schützling, eine Broſchüre gegen das Duell veröffentlicht; während der Unterhaltung über dieſe ſagt er in der vollen Überzeugung, daß es ſich um eine ſchmähliche Verleumdung handelt, zu dem Grafen: „Was willſt du z. B. mit dem Menſchen thun, der jetzt bei dem Wahlrummel dich und dein Haus ſo gröblich beleidigt hat? Vor die Piſtole kannſt du ihn doch nicht fordern —“ und Richards aufgeblaſene, eitle, thörichte Frau übergibt das an ſie gerichtete Exemplar (in beiläufig bemerkt der grobdrahtigſten Scene des ganzen Stückes) der von ihr bitter gehaßten Beate. Damit wäre eigentlich die Angelegenheit bis zu dem Augenblick gelangt, in dem die Würfel fallen müſſen. Anſtatt deſſen fällt nur der Vorhang, und erſt im dritten Akt kommt es zu der entſcheidenden Scene, in der Graf Michael ſeine Frau und ſeinen Freund fragt, ob denn eigentlich an der „Geſchichte“ irgend etwas daran ſei? Immer noch voll Vertrauen: „... daß zwiſchen euch beiden nichts geſchehen iſt, was vor mir geheim zu halten wäre, das weiß ich ganz alleine — aber bei ſolch 'ner Geſchichte kann immer aus jedem Quark ein Strick gedreht werden.“ Beate und Richard hatten ſich entſchloſſen, zu leugnen, um ihrer Kinder willen, Norbert und Ellen, Beatens Tochter, die ſich lieben und heimlich verlobt ſind. Als nun aber der Graf, der inzwiſchen dem Fraktionsführer ſein Ehrenwort gegeben hat, er werde dafür ſorgen, daß die Partei durch die ganze Sache nicht den mindeſten Schaden nehme, der Herrn Meixner, den ſozialdemokratiſchen Agitator, wegen Verleumdung verklagen will — als Graf Michael von Richard Völkerlingk deſſen Ehrenwort verlangt, daß es ſich wirklich um eine Verleumdung handle, da bekennt Beate. Denn, wie ſie ſagt: „Er wird jetzt ſein Ehrenwort geben und wird dann nach Hauſe gehen und ſich eine Kugel durch den Kopf ſchießen —“

Hier liegt meines Erachtens der Punkt, in dem das ganze Drama zerbricht. Alles, was weiter folgt, iſt eine raffiniert aufgebaute, ausgeklügelte Scenenfolge ohne innere Wahrheit.

Was kann denn ein Mann wie Graf Michael, ſo wie Herr Sudermann ſelbſt ihn gezeichnet hat, — in den Anſchauungen unſerer Adelskreiſe aufgewachſen, durch und durch ehrenfeſt, wacker, kernig

— in dieſer Situation thun? Das Wahrſcheinlichſte wäre doch, er weiſt dem falſchen Freunde die Thüre und ſchickt ihm ſeine Forderung. Möglich und verſtändlich wäre auch, er ſchlägt ihn auf der Stelle nieder wie einen tollen Hund.

Aber nein — das wäre ja viel zu einfach!

Dieſer Graf Michael läßt ſich zuerſt auf eine Erklärung ſeiner klugen Frau ein, die ihm in großen Worten auseinanderſetzt, daß ſie „von keiner Sünde weiß, denn ich that das Beſte, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte. Ich habe mich von eurem Sittengeſetze nicht zerbrechen laſſen wollen“. Dann kommt Norbert zufällig hinzu und gibt, anknüpfend an das vorangegangene Duellgeſpräch, völlig nichtsahnend, gleichſam ein Todesurteil für ſeinen Vater ab, ungefähr in dem Sinne, daß ein Mann von Ehre, der eines anderen Ehe gebrochen, wenn Sühne von ihm verlangt wird, ſein eigner Richter ſein müſſe. Und dann, nachdem der gute Junge wieder gegangen iſt, erbittet ſich Richard noch zweimal vierundzwanzig Stunden Zeit — bis zur Vollſtreckung.

Fräulein Irene Trieſch.
(Deutſches Theater.)

Und weshalb alle dieſe Unmöglichkeiten?

In Wirklichkeit natürlich nur, um die Fortführung des Dramas in der vom Autor nun einmal gewünſchten Richtung zu erzwingen. Er ringt den beiden Männern gewaltſam die Piſtolen aus den Händen: das Parteiintereſſe muß dazu herhalten; jeder Skandal, der die liebe Partei ſchädigen könnte, muß vermieden werden; Richard ſoll ja ſogar morgen ſchon eine entſcheidende Rede im Parlament halten — ausgeſucht über die Heiligkeit der Ehe.

Als ob ein Mann vom Schlage des Grafen Michael nicht in ſolchen Augenblicken auf die ganze Partei pfeifen würde und auf ſein ihr, unter anderen Vorausſetzungen gegebenes Wort dazu! Als ob ihm nicht ſeine verletzte Mannesehre himmelhoch über jeder andern Erwägung ſtehen müßte! Ich könnte mir ſogar denken, daß er ſeiner Frau Mitleid, Nachſicht, vielleicht in ſeiner Großherzigkeit ſogar Verzeihung geben würde — aber an dem Mann, der ihm ſein Glück zerſtört, nicht Vergeltung üben, perſönliche Vergeltung — aus Parteiintereſſe — nimmermehr! Parteiintereſſe! Als ob er als alter Parlamentarier nicht auch das wüßte: eine Partei, die im Volksbewußtſein wurzelt, wird nicht durch den Skandal, den ein einzelner Abgeordneter hervorruft, ins Herz getroffen. In unſerer ſchnelllebigen Zeit am allerwenigſten. Da ſchreiben die gegneriſchen Zeitungen acht Tage lang über den Kaſus, einige moralſtrotzende, entrüſtete Reden laufen vom Stapel, — und dann iſt die ganze Sache vergeſſen.

In dem vierten und fünften Akt bewährt ſich daher, meinem Empfinden nach, nicht mehr der Poet, ſondern nur noch der äußerſt geſchickte, jeden Effekt aufs klügſte herausarbeitende bühnenkundige Theaterdichter. Der — wenn's erlaubt iſt zu ſagen — deutſche Sardou, der jede Scene nur unter dem Geſichtswinkel ihrer äußeren Wirkſamkeit betrachtet. Darüber aber gehen leider auch die Charaktere, die um des Fortſchritts der Handlung willen immer verzwickter werden müſſen, mehr und mehr in die Brüche.

Der vierte Akt führt uns in das Arbeitszimmer Richards. Er hat unter brauſendem Erfolg ſeine große Rede über die Heiligkeit der Ehe gehalten — er! Sein Sohn iſt begeiſtert, der Verräter Meixner findet ſich ein, um, durch dieſe Meiſterrede gerührt, ſein Beweismaterial, zwei geſtohlene Briefe, in Richards Hände zurück zu legen. Dann kommt die vornehme, feinfühlige Frau Beate ſelbſt, denn ſie fühlt — etwas ſpät — „daß der Tod über uns hängt“; kommt nach allem, was geſchehen, heimlich in das Haus ihres ehemaligen Liebhabers. Es gibt eine ſehr ergreifende, ſtark auf die Thränendrüſen drückende Scene zwiſchen beiden; als ſie endlich geht, weiß man ungefähr, wie das Stück enden wird. Sie wird ſich opfern, damit er leben bleiben kann. Denn tötet ſie ſich, ohne daß man merkt, daß ſie Selbſtmord begeht, muß er ja leben bleiben: damit jeder öffentliche Skandal vermieden wird.

Würde auch er in den Tod gehen, ſo müßten die Läſtermäuler ihre Schlußfolgerungen ziehen.

Sie ſtirbt im fünften Akt. Herzkrank, wie ſie iſt, braucht ſie nur etwas Digitalis zu viel zu nehmen. Aber ſie darf wieder nur unter ganz beſonders bühnenwirkſamen Umſtänden ſterben, die arme Beate.

Ihr Mann hat nämlich eigentlich auch nur noch das eine Intereſſe, den Skandal zu vermeiden. So kommt er auf die ſonderbare Idee, dieſer ſchlichte, gradlinige Menſch, Richard Völkerlingk mit den Parteihäuptern zu einem Frühſtück einzuladen; am Abend wird dann Beate nach ſeinem Stammſchloß abreiſen. Wer ſollte nach dieſem Freundſchaftsfrühſtück noch an irgend eine tödliche Entzweiung zwiſchen ihm und Richard glauben! Wer würde es nach dieſem Beweis des Verſtändniſſes, der Eintracht wagen, die Verleumdung dieſes Herrn Meixner weiter zu verbreiten!

Ohne Zweifel: bühnenwirkſam iſt dieſer letzte Akt in hohem Grade. Es iſt unheimlich, wie ſich die beiden Todfeinde freundſchaftlich antoaſten um des lieben Scheins willen, wie die arme Beate, den Willen zum Tod im Herzen, lächelnd zwiſchen ihnen ſitzt. Alle mit einer Selbſtbeherrſchung, wie ſie unter ſolchen Vollblutnaturen eben nur — auf der Bühne möglich iſt. Bis dann ſchließlich die Gräfin mit einer merkwürdigen Rede von ihnen allen Abſchied nimmt. Sterbend läßt ſie das Leben hoch leben! Und da ſie ſehr geiſtreich iſt, kann ſie ſelbſt in dieſem Augenblick ein paar tiefgründige Worte ſich nicht ſchenken: „Wer lebt denn eigentlich? Wer wagt denn, zu leben? Irgendwo — da blüht was und leuchtet zu uns herüber, und dann ſchauern wir heimlich zuſammen, heimlich wie Verbrecher. Das iſt alles, was wir vom Leben haben. Ja, glaubt ihr etwa, ihr lebt? Oder ich? —“

Einen Brief hat ſie hinterlaſſen. An ihren Mann iſt er gerichtet, für den Geliebten iſt er eigentlich beſtimmt. „Ich thue es, weil ich fühle, daß ein Opfer fallen muß. Beſſer ich, als er — denn er hat ſein Werk zu vollbringen, ich aber habe mein Leben ausgelebt. So will ich alſo verſuchen, ihm zuvorzukommen.“

Richard Völkerlingk wird leben. Er „will nicht, er muß“. — „Leben . . . weil ich . . . geſtorben bin.“ Mit dieſer echten Bühnenphraſe ſchließt das Drama. Wenn ich mir die Dichtung in die Wirklichkeit überſetzt denken könnte, müßte ich freilich fürchten, daß der Märtyrertod Beatens ganz vergeblich geweſen iſt: denn dieſer Richard Völkerlings würde, wenn er nur einen Schuß ehrlichen Pulvers wert wäre, den Selbſtmord des geliebten Weibes, die geſtorben iſt, damit er lebe, nie überwinden, nie etwas Großes leiſten, ſondern elend zu Grunde gehen. Graf Michael, für deſſen Glück ſie nach ihrem letzten Briefe nebenbei auch ſtirbt, würde nie vergeſſen können. Und die Kinder, um deren willen ſie ebenfalls in den Tod geht? Es wäre doch höchſt ſeltſam, wenn der geſcheite Norbert nicht endlich dahinter käme, daß die Mutter ſeiner Ellen die Geliebte ſeines Vaters war! Und die Partei: müßte es nicht auch für ſie — ſo oder ſo — heißen: „Mann über Bord!“

Schade darum! Schade beſonders auch, daß uns Herr Sudermann nicht ein Schauſpiel gab, das das Getriebe der politiſchen Parteien einmal gründlicher ausſchöpfte, ein wirkliches Zeitbild. Schade um die in vielen Einzelzügen treffend gezeichneten Geſtalten, ſchade um all die geiſtreichen, überraſchenden Wendungen und Gedankenblitze! Das Ganze iſt doch — ſo intereſſant es iſt — im Theatraliſchen ſtecken geblieben, mehr ein Kunſtſtück, als ein Kunſtwerk. Man bewundert die erſtaunliche Geſchicklichkeit, mit welcher der Autor die einzelnen Riſſe in ſeinem Bau übertüncht, man bewundert ſeine zielſichere Technik. Aber je mehr man in das Gefüge des Dramas einzudringen ſtrebt, deſto breiter ſieht man die Lücken klaffen, deſto mehr erkennt man die innere Unglaubwürdigkeit des ganzen Konflikts, auf dem es ſich aufbaut. Nicht zuletzt an einer Geſtalt, die ich bisher abſichtlich nur geſtreift habe — an Richard Völkerlingk. Als ein reifer, feſter Mann wird er uns geſchildert, eine Leuchte, auf welche alle Gutgeſinnten all ihre Hoffnungen ſetzen: klug, feurig, ehrgeizig; der Geliebten „hat er ein neues Leben aufgebaut“, ſie iſt an ihm, „dem Großen, erſtarkt und gewachſen“; er „denkt an Pflichten, die anderen an Rechte“. Solch ein Mann kann fehlen — ohne Zweifel. Aber wenn er fehlt, ſo zieht er auch die Konſequenzen, läßt ſich nicht von der Laſt der Erdenſorgen feſthalten, begnügt ſich nicht mit der Gewiſſensberuhigung, ſeine Leidenſchaft zur Frau des Freundes zur milden Freundſchaft abgedämpft zu haben, ſchleppt nicht eine öde Ehe und das Bewußtſein der Schuld ein paar Luſtren mit ſich herum. Solch ein Mann hat nicht die Stirn, einen Tag, nachdem ſeine Schuld endlich ans Tageslicht kam, vor der Volksvertretung eine glühende Rede über die Heiligkeit der Ehe zu halten oder aus liebem Parteiintereſſe im Hauſe des anderen, deſſen Ehre er geſchändet, auf deſſen Wohl das Glas zu erheben. Er handelt! Gut oder ſchlecht — aber er handelt. In „Es lebe das Leben“ jedoch ſpricht Herr Richard von Völkerlingk nur. —

Das Enſemble des Deutſchen Theaters iſt nicht ganz auf Dramen zugeſchnitten, die in gräflichen Salons ſpielen; die Flüſſigkeit des Tons ließ, ſo ſchien es mir, bisweilen zu wünſchen übrig. Trotzdem habe ich einige vortreffliche Leiſtungen zu erwähnen. Vor allem gab Fräulein Dumont der komplicierten Frau Beate ſo viel Einheitlichkeit und Glaubwürdigkeit, wie wohl überhaupt möglich — ein letztes Tüpfelchen auf dem i fehlte freilich — ihre Beate war mir nicht vornehm genug, vornehm im Sinne der erſten Geſellſchaft; mit glänzenden Matineetoiletten allein kennzeichnet man die Gräfin nicht. Als Richard Völkerlingk ſah ich Herrn Sommerſtorff, der mit Herrn Sauer abwechſelt — der ausgezeichnete Künſtler zeichnete mit ſcharfumriſſenen Linien wirklich einen vornehmen, unglücklichen Mann und ging damit, wollte mir ſcheinen, faſt über die Intentionen des Dichters hinaus. Sehr gut war Herr Baſſermann in der Rolle des Grafen Michael; trotzdem es mit dem oſtpreußiſchen Dialekt etwas haperte, war die Geſtalt doch wie aus einem Guß. Auch die Nebenrollen waren gut beſetzt — aber daß eine Bühne vom Range des Deutſchen Theaters eine doch immerhin nicht ganz unwichtige Geſtalt, die der Gattin Richard Völkerlingks, einer ſo minderwertigen Schauſpielerin, wie es Fräulein Tilly Böttcher iſt, anvertraut, hat mich ſtaunen gemacht. —

Das Deutſche Theater hat mit gewohntem Glück in dieſer Campagne ſich übrigens noch ein zweites Repertoireſtück geſichert: „Lebendige Stunden“ von Arthur Schnitzler. Vier Einakter, kleine Momentbilder gleichſam, Ausſchnitte aus dem Leben.

Es ſind Arbeiten von ſehr ungleichem Wert. Der erſte Einakter, der dem Ganzen den Namen gab, iſt ſo unbedeutend, daß ich über ihn ſchweigend hinweggehen kann. Zwei andere haben ein Gemeinſames: ſie ſind ſehr pikant, dabei friſch und lebendig. Eines der Stücke aber iſt meines Erachtens eine kleine, überaus feine Muſterleiſtung.

Scenenbild aus „Der Herr von Abadeſſa.“ I. Akt. (Kgl. Schauſpielhaus.)

Ich meine „Die letzten Masken.“

Wir ſind im Hoſpital. Der Journaliſt Karl Redemacher ſteht vor ſeiner Sterbeſtunde; es iſt ihm ſchlecht gegangen im Leben, er muß froh ſein, daß er im Krankenhauſe ein Unterkommen gefunden hat. Er weiß, daß ſein letztes Stündchen ihm bevorſteht, er hat nur noch einen Wunſch. Einen Jugendfreund möchte er noch einmal wiederſehn: Alexander Weihgaſt. Der iſt inzwiſchen ein berühmter Autor geworden, verehrt, bewundert, gehätſchelt — der große Mann; trotzdem er eigentlich nichts kann, eine taube Nuß iſt, haben die Tagesmode und ſeine bewegliche Geſchicklichkeit ihn emporgetragen. Der Kranke haßt ihn; er hat ihn immer durchſchaut. Durchſchaut wie nur noch eine, Weihgaſts eigene Frau. Die und der arme Journaliſt haben einſt zuſammengehalten, angewidert von der Leere und Nichtigkeit des großen Dichters, ſie haben ſich geliebt. Und nun, in der Todesſtunde, möchte der Sterbende dem Feinde das alles ins Geſicht ſchleudern, ihm ſagen: „bilde dir nichts ein! Deine ganze Größe iſt eitel Trug und Schwindel! Und ich hab’ ja ſchon hundert Male Luſt gehabt, es dir ins Geſicht zu ſchreien, wenn wir einmal zufällig auf der Straße uns begegneten und du die Gnade hatteſt, ein freundliches Wort an mich zu richten!“ Der Arzt geht ſelbſt, Herrn Weihgaſt herbeizuholen. In der Zeit, bis er kommt, ſonnt ſich der Kranke im Vorgefühl ſeiner letzten Ausſprache; mit einem Schauſpieler, der mit ihm dasſelbe Zimmer teilt, ſpielt er gleichſam durch, was er dem Gehaßten ſagen, wie er ihn richten will. Und dann, als der große Mann endlich da iſt, als ſie bei einander ſitzen — da ſchmilzt in der Seele des Sterbenden jedes Rachegefühl dahin. So klein, ſo bemitleidenswert erſcheint ihm der berühmte Dichter — mag er noch ſo herablaſſend ſich gebärden — daß er verſtummt. Vor ſeinem geiſtigen Auge ſind auch die letzten Masken gefallen. Nur ſtill vor ſich hinlächeln kann er noch über die nichtige Eitelkeit dieſes Menſchen — und ſo ſtirbt er, als jener endlich gegangen iſt, ſtirbt als ein noch in ſeiner letzten Stunde über ſich ſelbſt hinaus Gereiſter, Gewachſener. — Das alles iſt mit der höchſten pſychologiſchen Feinheit und Klarheit, in prägnanteſter Kürze, ergreifend vorgeführt — ſo wenig ... und ſo viel! Wirklich ein Stück Menſchenleben, plaſtiſch geſtaltet, voll tiefer Wahrheit! Und überaus wahr, ſchlicht und echt wurde die kleine Scene auch geſpielt von Herrn Max Reinhardt als Journaliſt und Herrn Baſſermann als der große Dichter Alexander Weihgaſt.

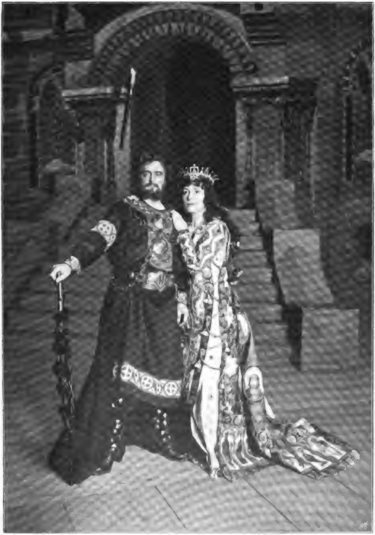
Die „Frau mit dem Dolche“ iſt eine phantaſtiſche und, wie ich ſchon ſagte, pikante Kleinigkeit, die mir hauptſächlich auf eine ſchauſpieleriſche Virtuoſenleiſtung zugeſchnitten erſcheint. Ein Traumſpiel gewiſſermaßen. Pauline, eine elegante junge Frau, trifft ſich mit ihrem bisher platoniſchen Verehrer Leonhard in einer Gemäldegalerie vor dem Bilde der „Frau mit dem Dolche“, die ihr in merkwürdiger Weiſe ähnlich ſieht. Hier hat ſie eine Art Viſion; ſie durchlebt, als wäre ſie ſelbſt dieſe Frau mit dem Dolche, gleichſam die Epiſode eines früheren Lebens, in der ſie als Gattin eines Florentiner Renaiſſancekünſtlers ihre Seele zwiſchen einem Geliebten und ihrem Manne teilt, welch letzterem ſie doch nicht mehr als ein wunderbar ſchönes Modell iſt; als ſolches dient ſie auch dem Gatten im gleichen Augenblick, in dem ſie ihren Geliebten erdolcht, zur Vollendung eben ſeines Gemäldes, der „Frau mit dem Dolche“. Und als ſich dann über dies Zwiſchenſpiel der Vorhang ſenkt und ſich wieder hebt, ſind wir wieder in der modernen Gemäldegalerie; Pauline iſt die Frau des modernen Schriftſtellers, dem ſie auch nicht viel mehr als Modell iſt bei ſeinem Schaffen, und wir haben Grund zur Annahme, daß ſie auch heute, wie es die Renaiſſancefrau that, Herz und Seele zwiſchen Gatten und Cicisbeo teilen wird. — Alles in allem: ein in vielen Einzelheiten fein herausgearbeitetes, aber doch ſtark erkünſteltes Virtuoſenſtück, das für Fräulein Irene Trieſch wie geſchaffen war.

Es mag etwa acht Jahre her ſein, daß ich dieſe Schauſpielerin zum erſtenmale im Berliner Reſidenztheater ſah. Sie erſchien mir damals als eine blutige, ziemlich temperamentloſe Anfängerin, der ich nimmermehr eine irgendwie bedeutende Zukunft prophezeit hätte. Wie man ſich doch täuſchen kann! Denn Fräulein Trieſch iſt inzwiſchen, hauptſächlich an der Frankfurter Bühne, wirklich zu einer ſehr intereſſanten Schauſpielerin herangewachſen — ihre „Nora“ z. B. gilt mit Recht als eine hervorragende Leiſtung.

War Fräulein Trieſch in der „Frau mit dem Dolche“ die eigentliche Trägerin des etwas verworrenen Stückes, ſo erſt recht in dem letzten der Einalter: „Litteratur“. Auch dieſe Piece iſt nichts mehr als eine Kleinigkeit, auch ſie iſt ſo pikant, daß ich ſie nicht gerade meiner Tochter zur Lektüre empfehlen würde — aber ſie iſt von einer unbezahlbaren Drolerie. Die junge hübſche geſchiedene Frau Margarete (Frl. Trieſch) iſt in die Münchener Boheme hineingeraten, dichtet, ſchreibt Romane. Da hat ſie Baron Clemens (Herr Baſſermann) kennen gelernt; ein biſſel thöricht, guter, braver Kerl, vor allem korrekt bis in die Fingerſpitzen, hat er ſich von ihr einfangen laſſen, wird ſie heiraten. Ihre Schriftſtellerei iſt ihm ein Greuel, und als ſie ihm geſteht, daß ſie noch einen Roman geſchrieben hat, den Roman ihres Lebens, der demnächſt erſcheinen wird, begibt er ſich ſtracks zu dem Verleger. Inzwiſchen bekommt Frau Margarete aber Beſuch. Von einem früheren Freunde, auch einem echten, rechten Bohemien. Er, Gilbert (Herr Rittner), hat ebenfalls einen Roman geſchrieben, der demnächſt erſcheinen ſoll; er bringt ihr das erſte Exemplar; es iſt auch der Roman ſeines Lebens. Während ſie ſich zanken und wieder verſöhnen, kommt zu ihrem beiderſeitigen Entſetzen heraus, daß ſie beide ihre Liebesbriefe in ihre Romane eingeflochten haben — wörtlich. Es iſt überwältigend komiſch, wie das auf ſie wirkt, beſonders als ſie konſtatieren, daß beide die glühendſten, leidenſchaftdurchglühten Epiſteln immer erſt fein ſäuberlich ins Unreine geſchrieben hatten, ehe ſie ſie abſandten, und wie ſie ſich gegenſeitig dabei in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erkennen. Nun kommt Baron Clemens von dem Verleger zurück. Er hat die ganze Auflage gekauft, läßt ſie einſtampfen. Im Vertrauen hierauf hat Gilbert die Dreiſtigkeit, ihm ſeinen Roman zu überreichen. Aber Entſetzen — der Baron hat doch ein Exemplar des Romans ſeiner Braut zurückbehalten. Was muß er ſagen, wenn er die übereinſtimmenden Liebesbriefe lieſt! Schnell entſchloſſen ſchleudert Margarete dies eine Exemplar in den Kamin, und der gutmütige Baron iſt thöricht genug, nichts zu merken, während Gilbert nur bedauert, „daß ihm dieſer Schluß entgehen mußte“. Dieſe knappe Inhaltsangabe kann freilich den tollen Übermut der kleinen Poſſe nicht widerſpiegeln, in der doch eigentlich der beſchränkte Ariſtokrat der Sieger bleibt und alle Sympathien für ſich hat — meiſterhaft dargeſtellt, gehört ſie zu dem Luſtigſten, was ich je auf der Bühne ſah. —

Das Königliche Schauſpielhaus brachte Mitte Februar den „Herrn von Abadeſſa“ heraus. Man ſah dieſem „Abenteurerſtück“, wie es der Verfaſſer, der Wiener Felix Dörmann, nennt, mit beſonderen Erwartungen entgegen, war es doch kürzlich mit dem Bauernfeld-Preiſe gekrönt worden. Leider hat ſich die alte Erfahrung beſtätigt, daß derartige litterariſche „Krönungen“, ſobald ſie vor der Erſtaufführung ſtattfinden, ſich im gefährlichen Bühnenlicht ſelten ſtichhaltig erweiſen. Der „Herr von Abadeſſa“ fand keinen rechten Erfolg.

Das Schauſpiel führt uns in ein phantaſtiſches Mittelmeerreich zur Zeit etwa der Frührenaiſſance. Sein Held Valentino iſt eine Condottierenatur. Er zog übers Meer, vom ungeſtümen Drang nach Abenteuern, nach Krieg und Liebe erfüllt. Am Geſtade von Abadeſſa findet er ein heißes Mädchenherz, das ſofort für ihn entflammt, Meduſa, die Braut des ſchwachen, entnervten Fürſten. Mit Hilfe des greiſen, auf einſamem Turme hauſenden Begründers der Dynaſtie, des Jutromir, der in ihm den Helden, den gewaltigen Kämpfer erkennt, erringt er ſich Meduſa und das Reich. Aber kaum iſt die Geliebte ſein und die Herrſchaft, ſo überkommt ihn wieder der unwiderſtehliche Drang nach dem weiten Meere, nach neuen Fahrten, neuen Aben-



Fräulein Roſa Poppe (Meduſa) und Herr Matkowsky (Valentino) in „Der Herr von Abadeſſa“.
(Kgl. Schauſpielhaus.)

Digitized by Google

teuern. Er will, er muß alles hinter ſich werfen, hinausziehen, Kampf und Gefahren entgegen. Und als er dies Meduſa erklärt, ſticht ſie ihn nieder und begräbt ſich mit ihm unter den Trümmern der in Flammen auflodernden Burg.

Man hat dem „Abenteurerſtück“ meines Erachtens ein wenig unrecht gethan; es litt vielleicht auch unter dem Spiel von Fräulein Roſa Poppe, die die Meduſa in einer ſeltſam geſpreizten, manierierten Weiſe gab, während Herr Matkowsky als Valentino und Herr Molenar als Jutromir vortreffliche Leiſtungen boten. „Der Herr von Abadeſſa“ iſt ganz gewiß keine unſterbliche Dichtung, aber doch eine ſolche, die Beachtung und ernſte Würdigung verdient. Wenn ihr die volle Kraft, die Wucht fehlt, die gerade dieſer Stoff erfordert hätte; wenn ſchöne Worte vielfach die Unklarheit der Charaktere zu verdecken ſuchen, ſo umrankt doch das Ganze etwas wie die blaue Blume der Romantik mit üppigen Trieben und manch friſcher Blüte. Eine dramatiſierte Ballade — gewiß! — und darum ſchon nicht prädeſtiniert für den Bühnenerfolg; aber doch die Gabe eines Dichters. Ich möchte anſtatt langer Beweisführung zum Zeugnis dafür ein Lied anführen, das Valentino ſpricht:

„Über des Meeres grollende Wogen
Komm ich gezogen
An den fernen, lockenden Strand.
Abenteuern bin ich gewogen,
Und mir zuckt das Schwert in der Hand.
Will kein Ritter ſich mir weiſen,
Dem meine Rede vielleicht nicht gefällt?
Der mit ſcharfem Wort und Eiſen
Trotzig mir den Weg verſtellt?
Kann die Ruh' nicht länger tragen,
Allzu üppig ſchwillt der Mut, —
Will es keiner mit mir wagen?
Raufen möcht' ich bis aufs Blut!
— Waffen und Wunden will ich fühlen,
Will meine brennende Seele kühlen
In der warmen, roten Flut!
Raufen, raufen bis aufs Blut!

Uber des Meeres grollende Wogen
Komm ich gezogen
An den fernen, lockenden Strand.
Abenteuern bin ich gewogen,
Und mir zuckt das Schwert in der Hand!
Klirrende Waffen, das gibt eine Weiſe,
Wie der Wein, ſo berauſchend und ſtark,
Aber ich lernt' auf fröhlicher Reiſe
Auch zu küſſen, ſo köſtlich und arg.
Süß ſind der taumelnden Liebe Wonnen,
Üppiger Stunden bunt wechſelndes Bild,
Aber aus unerſchöpflichem Bronnen
Nach der Einen die Sehnſucht quillt!
Nach der heißeſten, höchſten Einen,
Nach der ſtolzen, gewaltigen Reinen,
Die mir die Pforten der Sehnſucht erſchließt,
Die mir die Seele erleuchtet und ſegnet
Und mir das Glück, dem ich niemals begegnet,
Tief in die lechzende Seele gießt — —“

Avalun.

Von

Börries Freiherr von Münchhauſen.

Mir liegt ein Land im Sinn. Ich weiſs es nicht,
Wann ich es ſah in meinen Heimwehträumen,
Doch meine Sehnſucht, wenn ſie Kränze flicht,
Pflückt Blüten ſich von ſeinen Apfelbäumen.

Und meine Sehnſucht wandelt göttlich leicht
Die grünen Gartenhänge auf und nieder,
Mit Schmeichelhänden ſie ein Windhauch ſtreicht
Und flüſtert ihr ins Ohr verwehte Lieder.

Im fernen Grund ſpielt eine Mädchenſchar,
Die hellen Kleider rot von Abendſtrahlen,
Und, wie ſie laufen, blitzen wunderbar
Die ſchmalen Sohlen ihrer Goldſandalen.

Wie Silberregen ihr Gelächter fällt
In dieſer Hügel feierliches Schweigen
Und ſchüttelt in der weiſsen Blütenwelt
Viel tauſend Sternchen von den wirren Zweigen.

Und ſinnend ſchreit' ich. Alle Wünſche ruhn.
Ich fühl's, ich bin zuhaus an dieſen Bächen.
Traumheimat meiner Seele, Avalun!
Mir iſt, als hört' ich meine Mutter ſprechen . . .

Jeruſalem. Geſamtanſicht. (Aufnahme von Bruno Hentſchel in Leipzig.)

Jeruſalem in der abendländiſchen Kunſt.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

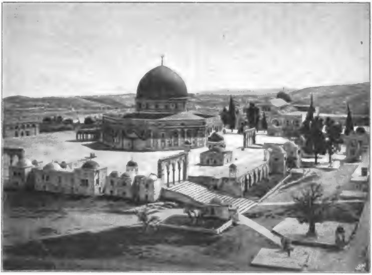
Mit einem Einschaltbild und acht Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Eine Anregung möchten dieſe Zeilen ſein, Hinweis auf ein Thema, welches nur durch ein umfaſſendes kunſthiſtoriſches Buch erſchöpfend behandelt werden kann. Aber zugleich auf ein Thema, welchem jeder Beſucher unſerer Gemäldemuſeen, jeder Freund der hübſchen Miniaturen in ausgemalten Gebetbüchern und anderen älteren Handſchriften auf eigene Hand nachgehen kann. Die Frageſtellung iſt die: „Wie hat man ſich eigentlich, ehe es moderne illuſtrierte Reiſeſchilderungen und Photographien gab, Jeruſalem im Abendlande vorgeſtellt? Welches Bild haben insbeſondere die großen italieniſchen Maler und die burgundiſch-altniederländiſchen Meiſter von den Stätten des heiligen Landes in der Seele getragen und vor Augen gehabt?“ Die Frage läßt ſich nach einem überaus reichen Material beantworten, da ja die ältere Malerei ganz und gar, und vorwiegend auch die hochklaſſiſche Kunſt den religiöſen Stoffen gewidmet war. Und die Antwort, wie ſie ſich mir aus jahrelanger Verfolgung eines Lieblingsproblems ergeben hat, lautet: Die Künſtler haben bei der Darſtellung der Stadt, welche Chriſti letzte wichtige Lebenstage und Paſſion geſehen hat, und bei der Geſtaltung ihrer einzelnen Örtlichkeiten ſich keineswegs zur willkürlichen Phantaſie berechtigt erachtet. Sie haben das Beſtreben gehabt, ſich, wenn auch mit freier Ausführung im einzelnen, ſo doch im Kern an die Wirklichkeit zu halten. Hatten ſie Vorlagen? Wenigſtens hätten ſie ſolche haben können. Denn ſeit frühen Pilgerzeiten iſt die Stadt, mindeſtens aus dem Gedächtnis, ſkizziert worden, wie die Zeichnungen und Miniaturen in mittelalterlichen Handſchriften ergeben. (Einen zwar ſtark ſchematiſierten, im XII. Jahrhundert gemachten Plan der Stadt und Umgebung, worin jedoch die Hauptgebäude gar nicht ſo übel im Aufriß eingezeichnet ſind, habe ich in der Monographie „Die Kreuzzüge und das heilige Land“ wieder abgebildet.) Ferner war natürlich jeder Jeruſalembeſucher voll Eifer, das Geſehene in der Heimat mündlich zu beſchreiben; ſehr viele haben literariſche Schilderungen gegeben, denn von allen, die eine Reiſe thun, haben die Jeruſalemfahrer das Herz am vollſten, möchten's ſich feſthalten und Anderen geben. — Es iſt nun freilich nicht ſo, daß jeder Künſtler, der die heiligen Stätten darzuſtellen hatte, ſich extra erkundigt hätte. Einige haben dies offenbar gethan. Im allgemeinen jedoch ſchrieb ein Maler den anderen aus, ſeinen Lehrmeiſter oder ſeinen Nachbar. Es bilden ſich Formeln und Traditionen der bildlichen Darſtellung Jeruſalems, die nach den territorialen Kunſtgebieten und Malerſchulen angeordnet und wie die Textvarianten von Handſchriften nach philologiſcher Methode in Stammbäume gebracht werden könnten. Sie alle haben einige Grundzüge gemeinſam, die für das Bild notwendig ſind, z. B. die Berglage der Stadt, ihre Einhegung in zinnengekrönte Mauern und die architektoniſche Auffaſſung des „ſalomoniſchen Tempels“ als Centralbau. Erſt in der weiteren Ausgeſtaltung geſellt ſich jenem

Digitized by Google

Kanon der individuelle Einfall und, wie geſagt, noch mehr die maleriſche Schultradition hinzu. Das gilt nicht nur von den Gemälden, ſondern auch von den Miniaturen. Bekanntlich hat das ſpätmittelalterliche Burgund oder flämiſch-brabantiſche heutige Belgien das katholiſche Abendland mit der Kunſtinduſtrie ſeiner fein ausgemalten Horarien und ſonſtigen kalligraphiſch geſchriebenen Andachtsbücher verſorgt. Auf der tüchtigen Grundlage dieſer zierlichen, poetiſchen und wohlgeſchulten Miniaturmalerei iſt mit dem Aufkommen der Öltechnik die feine und große Kunſt der Brüder van Eyck, der Roger van der Weyden, Hans Memling, Dietrich Bouts, Gerhard David ꝛc. erblüht. Die oft angeſtaunte „Plötzlichkeit“ dieſer fertigen Kunſt, die bewundernswert ſichere Beherrſchung alles Gegenſtändlichen und Optiſchen durch die altniederländiſchen Meiſter werden minder verblüffend, wenn man dieſe nicht als Urväter der dortigen Malerei anſieht, ſondern die kunſtgeſchichtlichen Entwickelungsfäden von Bibliothek zur Galerie, von der Gebetbuch-Miniatur zum Altargemälde herüberzieht.

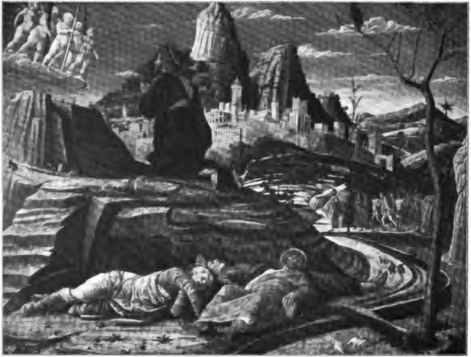


Die Mitte des Tempelplatzes. (Reproduziert nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

Ein Intereſſe für ſich bietet es nun, aus den künſtleriſchen Darſtellungen Jeruſalems ſich klar zu machen, wie die Pilger die Stadt geſehen, was ſie von ihrer äußeren Erſcheinung am deutlichſten feſtgehalten und erzählt, beſchrieben haben. Man hat wenig wegzuthun und ſo gut wie nichts zu ändern im Bilde des heutigen Jeruſalem, um ſich das mittelalterliche zu vergegenwärtigen. Auf der welligen Rückenhöhe des Gebirges Juda, etwa 750 Meter hoch, iſt die heilige Stadt gelegen, und ganz wie der Paſſahpilger zog auch der Kreuzfahrer zu ihr „hinauf“. Aber auf dem breiten Gebirgsrücken iſt es für ſich noch wieder ein ausgeſondertes Felſenplateau oder vielmehr Felſendelta, das die „hochgebaute“ Stadt mit ihren Mauerzinnen trägt. Dieſes Felſendelta wird von den ſteilwandigen Thälern Hinnom (Gehennah) im Weſten und Kidron im Oſten gebildet, die am Südfuße der Stadt zuſammenlaufen. Das Kidronthal trennt Jeruſalem von dem noch ziemlich viel höheren, öſtlich aufſteigenden Ölberg. In der Thalſohle dazwiſchen liegt Gethſemane.

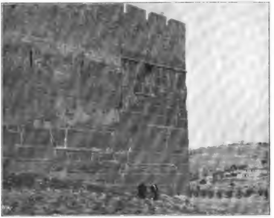
Dieſes Aufragen nun auf felſiger Höhe, mit umgürtendem Mauerkranz, mit

Digitized by Google



Das Gebet in Gethsemane. Gemälde von Andrea Mantegna in der Nationalgalerie zu London.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Digitized by Google

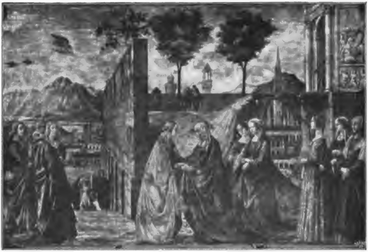


Südoſtecke der Futtermauer des Tempelplatzes.
(Aufnahme von Bruno Hentſchel in Leipzig.)

Mauertürmen und Thoren, welches ſich beim Anblick von Weſten und Süden her unauslöſchlich in die Seele prägt, das findet man auch in den Gemälden wieder. Wer von Norden, von Samaria oder Damaskus her, der Stadt naht oder von Oſten, vom Jordan her, um den Ölberg herum anreitet, der ſieht dieſes Aufragen nicht, ſondern erblickt die Stadt auf gleicher Höhe. Aber für die in Jaffa oder Akkon landenden Pilger kam durchweg jener Anblick der hochgelegenen Stadt als erſter und letzter in Betracht. Jeruſalem iſt daher auf den abendländiſchen Bildern faſt immer die berggebaute und thronende Stadt und iſt es oft in phantaſtiſch übertreibender Weiſe. Ausnahmen finden ſich wohl, ſie beruhen dann erſichtlich auf Kompoſitionsgründen und wahren doch immer die Höhenlage eines Teils der Stadt, ſowie den Bergcharakter der Geſamtgegend. Hierbei wirkt noch etwas weiteres mit.

Die Umgebung Jeruſalems iſt von weißgrauer Eintönigkeit und hat faſt den Charakter der Wüſte. Auch die ſpärlichen Ölbäume vermögen ſie nicht zu beleben; iſt es doch, als ſei das feine Silbergrau ihrer Blätter eine Art Mimikry, eine Anpaſſung an dieſe Landſchaft, um deren Eindruck nicht durch Farben zu verletzen. Dieſe öde, ſteinere Nacktheit der Umgebung muß in den Schilderungen der Pilger eine Rolle geſpielt haben; die abendländiſchen Künſtler jedoch, nicht gewöhnt an derartige Sterilität eines welligen und eigentlich ſanften Höhenlandes, glaubten die vernommene Kahlheit und Vegetationsfeindlichkeit der Jeruſalemer Landſchaft durch deren ganz beſondere felſige Schroffheit verſtehen und wiedergeben zu ſollen. So wird die Felſigkeit in der Tradition der Darſtellung ſtereotyp. Beim weiteren maleriſchen Ausgeſtalten kommen die einzelnen Künſtler oder Schulen dann vielfach wieder dazu, daß die Felſen zur Kuliſſe werden, daß man die Gegend an ſich mit Bäumen und mit jener zierlichen Pflanzen- und Blumenberaſung ausſtattet, auf die zumal die Altniederländer ſo viel liebevolle Sorgfalt verwendet haben. Nur dazwiſchen ſchießen, um den vorausgeſetzten Grundcharakter dieſer Landſchaft zu wahren, wieder jählings ein paar durchaus ſteinerne Felsklippen empor.

Innerhalb der Stadtmauern mußte vor allem der Tempelplatz mit der ſogenannten Omarmoſchee, richtiger Felſenmoſchee, Aufmerkſamkeit erregen, deren aus farbigem Stein erbautes Polygonal und bläuliche Kuppel ſich als das weitaus Schönſte und Bemerkenswerteſte aus dem Panorama des Ganzen abheben. Weihevolle, dem Profanen entzogene Tempelbezirke um das Heiligtum herum kennen Griechen, Germanen und andere Völker ebenſogut wie das Judentum und der Jslam; ſie ſind allen Kulten etwas Natürliches, gleichviel ob ſie von ſchimmernden Marmorſchranken des Südens oder vom regengebleichten hölzernen Stafgardr des Nordmannen eingehegt werden. In Jeruſalem nimmt der von den Juden geſchaffene, von Römern und Mohammedanern beibehaltene Tempelplatz faſt die ganze Seite der Stadt über dem Kidronthal ein, alſo



Ghirlandajo: Heimſuchung. Gemälde in S. Maria Novella zu Florenz.

nach dem Ölberg hin; er iſt ein volles Viertel ſo groß, wie die Stadt ſelbſt. Man hat ihn geſchaffen über gewaltigen Stützmauern und Subſtruktionen, die vom Kidronthal her ſowie von Süden und, wo es nötig war, auch von der Stadtſeite errichtet wurden; die Klagemauer der neueren Juden zu Jeruſalem iſt ein Stück dieſer Tempelplatzmauer nach der inneren Stadt zu. Sie ſind, namentlich gegen Süden, ſo rieſenhaft, daß z. B. die Futtermauern der Heidelberger Schloßterraſſe ein Kinderſpiel dagegen bleiben. Mit Hilfe dieſer Stützmauern hat man die von Natur geſchwungene und abfallende Kuppe des Berges Moria in ein künſtliches ebenes Rechteck aufzuhöhen vermocht. Dieſer ſo geſchaffene Tempelplatz unmittelbar neben dem wirren Häuſergewimmel der weſtlich anſtoßenden profanen Stadt wirkt namentlich dadurch ſo frei und erhebend, daß ſeine mit Steinplatten belegte weite Fläche nur wenige Baulichkeiten und zwar nur ſolche von ſakraler Beſtimmung trägt. In ſeiner Mitte ſteigt der Platz mit Treppenſtufen und luſtigen Thorbogen zu einer beſonderen, inneren Plattform empor, und auf dieſer nun, als Mittelpunkt des geweihten Bezirks, erhebt ſich die achteckige Rotunde der Felſenmoſchee. Sie ſteht über dem mächtigen einſtigen Brandopferaltar im inneren Vorhof des jüdiſchen Tempels, über der großen Felſenplatte auf der Kuppe des Berges Moria, die wie ein Gottestiſch der Natur ſchon die uralt kanaanitiſchen Völker zum Opferkult hierher lockte. Die Moſchee iſt alſo durchaus nicht der altjüdiſche Tempel ſelbſt, welcher von Salomo als langes Rechteck erbaut und zuletzt, unter Herodes dem Großen, als jener helleniſtiſche Tempel erneuert wurde, den Chriſtus ſah. Sie iſt vielmehr erſt von den Kalifen im VII. Jahrhundert erbaut worden und zwar nach dem ſpätrömiſchen Centralbau- und Kuppelſtil der chriſtlichen Gotteshäuſer von Rom, Ravenna und Byzanz, wie denn ja alle arabiſche Kultur auf geſchichtlicher Aneignung und Weiterformung der helleniſch-römiſchen und ſpätantiken beruht. In Jeruſalem war dieſer Stil durch die beſcheidenere und mitten im Häuſergewirr darinſteckende chriſtliche Grabeskirche ſchon vor der Felſenmoſchee der islamitiſchen Eroberer vertreten. Aber letztere nun, die Felſenmoſchee der Kalifen mit ihrer weitgeſpannten Kuppel, iſt ein hervorragend herrliches und eigenartiges Bauwerk

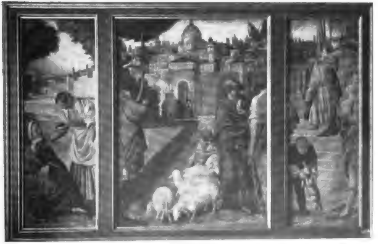
Digitized by Google

jenes ſpätantiken Centralſtils, wobei die arabiſche Bauleitung nicht verfehlt hat, in der ornamentalen Ausſchmückung dasjenige, was wieder dem Orient ſpecifiſch iſt, die Kunſt einer faſt verwirrenden Dekoration, durch wechſelnde Marmorarten, Buntſteine und Glaſuren, ſowie durch die farbige und goldene Ornamentierung des Inneren zur Geltung zu bringen.

Die Pilger und Kreuzfahrer hielten die Felſenmoſchee ſchlankweg für den Tempel Salomos, von deſſen Grundfläche ſie ja wenigſtens einen Teil bedeckt. Dieſer Irrtum kann uns nicht verwunderlich ſein. Das Mittelalter, in Geſchichte überhaupt ſchwach, trieb vollends Kunſtgeſchichte ſo wenig wie etwa Koſtümgeſchichte. Daher bildete es auch die altteſtamentlichen Juden mit denſelben gelben Judenhüten ab, die ihnen die mittelalterliche Polizei vorſchrieb, und noch die Zeitgenoſſen Luthers laſſen auf ihren Hiſtoriengemälden den großen Alexander mit Kartaunen und ſchlitzwamſigen Landsknechten nach Perſien ziehen. Das alles iſt keine Marotte, ſondern Naivität, die von dem ausgeht, was ſie zeitlich und örtlich um ſich ſieht, und ganz im Rechte zu ſein glaubt. Es war ſchon ein Fortſchritt, als man dazu überging, Abraham und Jakob ſo darzuſtellen, wie man erfuhr, daß ſich die Menſchen im Morgenlande kleideten, nämlich — als beturbante Musleminen.

Die chriſtlichen Pilger durften ſich nicht auf den Tempelplatz der Muhammedaner ſchleichen, ſie wären geſteinigt worden. Erſt ſeit dem Friedensſchluß des Krimkrieges, 1856, hat dieſes Heiligtum des Islam, das ſogleich nach Mekka im Range ſteht, begonnen, ſich den chriſtlichen Ungläubigen und dem Bakſchiſch zu öffnen. Aber der letztere gehört der orientaliſchen Kulturgeſchichte doch ſchon länger an. So ließen ſich denn in früheren Zeiten muhammedaniſche Anwohner der an die Stadt anſtoßenden Weſtſeite des Tempelplatzes bereit finden, von ihren flachen Dächern aus den Chriſten einen Überblick über den Platz und den „ſalomoniſchen Tempel“ zu geſtatten. Eines dieſer Häuſer ſtieg der beſſeren Einträglichkeit wegen zum Hauſe jenes Phariſäers Simon auf, wo Maria Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen netzte.

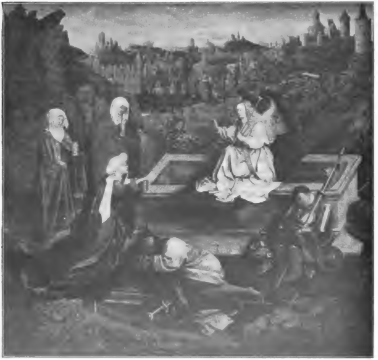
Die abendländiſche Malerei hat ſich für den Tempelplatz lebhaft intereſſiert, ſogar für ſeine techniſche Erbauung. In einem Gemälde Ghirlandajos laſſen ſich erhaltene Mitteilungen über die Stützmauer deutlich erkennen: eben daraus, daß der Künſtler keine



Gaudenzio Ferrari: Verkündigung der Geburt Mariä. Gemälde in der Galerie Brera zu Mailand.

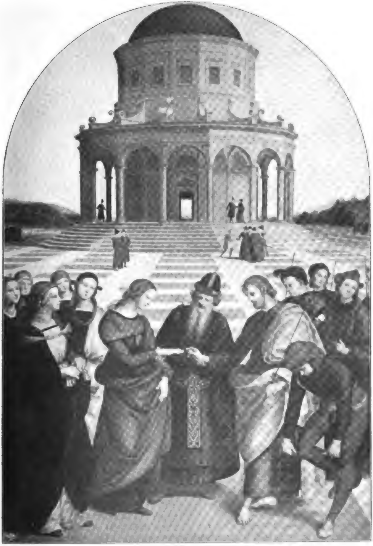
Digitized by Google

volle Klarheit über ſie gewonnen, aber ſie trotzdem angebracht hat. Und immer wieder ſtellt auf den ungezählten Bildern der Paſſion Chriſti die Kalifenmoſchee den Tempel dar, kennzeichnet überhaupt die Stadt Jeruſalem als ſolche. Mag deren Häuſergedränge bei den italieniſchen Malern nach Art ihrer Städte mehr in romaniſchen und Renaiſſanceformen gehalten ſein, mögen die Altniederländer in dem üppigen ſpätgotiſchen Detail ihrer Zeit ſchwelgen — während ſie an einer eigentlich gotiſchen Architektur für das orientaliſche Jeruſalem durch einen richtigen Inſtinkt oder durch allzu beſtimmte Nachrichten vom Gegenteil verhindert werden —, niemals fehlt der Rundbau, welcher den Tempel Salomonis repräſentiert. Die Centralform der Moſchee wird zum Weſentlichen des bibliſchen Heiligtums, das thatſächlich rechtwinklig war; ganz ſelten fehlt auch die Kuppel. Sonſt aber waltet in der Einzelausführung wieder die heimiſche und zeitgenöſſiſche Anlehnung vor. In Italien erkennen wir Einflüſſe italieniſcher Centralbauten, vom Markusdom in Venedig bis zu den großartigen Kuppelbauten der Hochrenaiſſance. In den Niederlanden dagegen wird, gemäß dem vertikalen, himmelanſtrebenden Prinzip der Gotik, die Kuppel des Tempels hoch hinaus gereckt, wird den Beffrois und Türmen der ſtädtiſchen Prachtbauten angenähert; der ganze Bau und ſeine Umgebung werden nach der Vorliebe jener Zeit und jener Lande phantaſtiſch überladen. Auffällig wenig von der wirklichen Felſenmoſchee entfernt ſich, bei aller ſonſt im Bilde der Stadt waltenden Freiheit, ein vielleicht dem Jan van Eyck zuzuſchreibendes Gemälde in engliſchem Privatbeſitz.



Jan van Eyck: Die Marien am Grabe Chriſti. (Ausſchnitt.) In der Sammlung F. Cook zu Richmond.

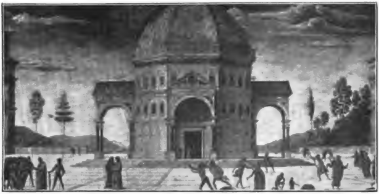
Digitized by Google



Raffael: Vermählung der Jungfrau. Gemälde in der Galerie Brera zu Mailand.

Digitized by Google

Leider verbietet der Raum dieſer Blätter, tiefer in die unendliche Fülle der Jeruſalemdarſtellungen zu greifen. Doch möchten wir vor allem auf Raffaels berühmtes Spoſalizio, die Vermählung der Maria verweiſen. Raffael entfernt ſich in ſeiner Geſtaltung des über Treppen erhöhten Tempels nicht allzu ſehr von Perugino, ſeinem Lehrer, und dem mit Perugino zeitweilig zur Arbeit vereinigt geweſenen Pinturicchio. Von Peruginos mehrmaligen Darſtellungen des Tempels ſei die Schlüſſelübergabe an Petrus, in der ſixtiniſchen Kapelle des Vatikans, hervorgehoben Hier haben wir ein großes Stück des freien, ſteinplattenbelegten Tempelplatzes, und man erkennt, daß auch ein Wiſſen von den die Moſchee flankierenden Bogenthoren zu Jeruſalem den Künſtler beſchäftigt hat. Nur iſt es begreiflich, wenn ſeine Vorſtellung, anſtatt die zierlichen arabiſchen Thore mit ihren Hufeiſenſpitzbogen zu erraten, ſich vielmehr an die antikrömiſchen Triumphbogen anlehnt.



Perugino: Übergabe der Schlüſſel an Petrus. Gemälde in der ſixtiniſchen Kapelle zu Rom.

Auf ein Gemälde Mantegnas müſſen wieder in anderer Art genaue Vorſtellungen von Jeruſalem eingewirkt haben, wie jeder, der die Stadt geſehen hat, leicht erkennen wird. Ohnedies ein großer Freund der viel Zeichnung ermöglichenden beſtimmten und harten Felſenform, hat Mantegna Jeruſalem an eine phantaſtiſche Gebirgslandſchaft gelehnt. Wir befinden uns drunten in Gethſemane, alſo im Kidronthal, und die zugewandte Stadtbreite iſt ganz richtig der Tempelplatz. Der Moſchee oder dem Tempel fehlt hier ausnahmsweiſe die Kuppel, doch iſt der Polygonalbau gewahrt. Unverkennbar, obwohl zu ſtark überhöht, iſt ferner das „goldene Thor" der Tempelplatzmauer; das Thor galt als dasjenige, durch welches der Heiland vom Ölberg her eingezogen ſei. Etwas weiter rechts im Bilde erblickt man die mehr nördlich gelegene, ebenfalls nach Oſten führende bürgerliche Stadtpforte, das Stefans- oder Marienthor, durch das der allgemeine Weg nach Gethſemane und zum Kidron hinunter führt, die Straße um den Ölberg herum nach Bethanien und nach dem Jordan.

Wir konnten hier nur den allgemeinen Hinweis und ganz wenige Belege geben. In jeder älteren maleriſchen Schilderung der letzten Lebenstage Chriſti, der Heilsthaten und Ereigniſſe von Jeruſalem wird der aufmerkſame Beſchauer das Beſtreben des Künſtlers wiederfinden, je nach Gemäßheit ſeines Wiſſens und ſeiner Vorbilder einer „richtigen" Darſtellung von Jeruſalem zu entſprechen und damit jene eine Hauptforderung zu erfüllen, die für alle religiöſe Darſtellung galt: dem andächtigen Beſchauer ein möglichſt leichtes und ſicheres Erkennen der erzählten Handlung zu verſchaffen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wer iſt der Gewaltigſte? Dieſe Frage, die Wilhelmine von Hillerns jüngſter Roman aufwirft, iſt im Grunde die Kardinalfrage aller philoſophiſchen und praktiſchen Ethik. Die Verkündigung des indiſchen Buddha wie die Lehre des griechiſchen Sokrates, Epikurs und Spinozas, Tolſtojs und Nietzſches Anſchauungen, — in ihrem innerſten Kern ſuchen ſie ſämtlich die Frage zu entſcheiden: Wer iſt der wahrhaft Mächtige? Iſt es der Despot, der über Millionen ſchrankenlos gebietet, der Welteroberer, oder der Weiſe, der ſich ſelbſt bezwingt; iſt es der Genußmenſch, der alles, was die Erde bietet, auszukoſten begehrt, oder der Asket, der wunſchlos der Welt entſagt; iſt der es, deſſen Geiſt alle Höhen erfliegt, oder der, deſſen Herz ſich liebend allen Mühſeligen und Beladenen neigt; iſt es der Myſtiker, oder das Weltkind, Alexander oder Diogenes? Iſt die höchſte Macht eine Sache des Egoismus oder des Altruismus, eine Sache gewaltſam roher Kraft oder überlegener Geiſtesfreiheit; erringt ſie der, der ſich den Dingen hingibt oder der ſich ihnen entgegenſtemmt und ſie zu meiſtern ſucht, der Gigant, der tobend Fels auf Fels türmt, oder der Olympier, der alles zu lichter Harmonie zu geſtalten ſucht?

Die Antwort, die Wilhelmine von Hillern in ihrem Roman „Der Gewaltigſte“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) gibt, iſt im Schlußſatz des Buches kurz und bündig zuſammengefaßt. „Gewaltig iſt die rohe Kraft, aber ein blinder Zufall kann ſie brechen; ſtärker noch iſt der Wille, aber an einem blöden Greis, einem ſterbenden Kind, wird er zu Schanden; der Gewaltigſte — das iſt der Geiſt, der auch die rohen Kräfte ordnend einreiht in den Dienſt des ewig Schönen.“

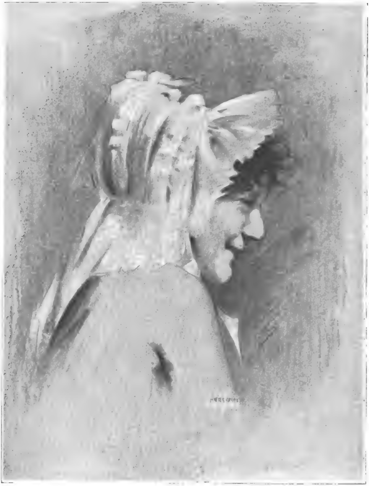
Es läßt ſich nicht ſagen, daß dieſe Antwort ſonderlich ſcharf gefaßt ſei; zum mindeſten hat ſie nichts Erſchöpfendes. Und ſo bietet auch der Roman ſelbſt in ſeiner Handlung und Charakteriſtik nur eine beſchränkte Illuſtration zu dem vielſagenden Titel „Der Gewaltigſte“. Über die alte Weisheit vom ſich ſelbſt Beſcheiden und Maßhalten in allen Dingen kommt die Tendenz nicht allzuweit hinaus; nur hier und da klingen tiefere Töne an, die an das Shakeſpeareſche „Reif ſein iſt alles“ gemahnen oder auch an Meiſter Eckeharts Wort: ez enwart nie groezer manheit noch ſtrit noch kampf dann der ſin ſelbes vergizzet ud verlöient, d. h. es gibt nicht größere Mannheit noch Streit noch Kampf, als bei dem, der ſich ſelbſt vergißt und verleugnet.

Veit Collander, der Held des Romans, iſt ein Bauernſohn der rhätiſchen Schweiz. Die Graubündner Lande kommen immer mehr als Romanland in Aufnahme; es wird dort bald keinen Fleck mehr geben, der nicht durch eine Liebesſzene geweiht iſt, keine Bergſpitze, die nicht durch irgend eine Rache- und Eiferſuchtstragödie Litteraturwert erlangt hat. Als ſechzehnjähriger Bub hat Veit den Sohn des reichen und angeſehenen Landammanns Wenderlin aus einer Lawine herausgeſchaufelt und ihn ſo vor ſicherem Tod errettet. Zum Dank nimmt ihn der Landammann unter ſeine Fittiche und gibt ihm die Mittel, höhere Schulen zu durchlaufen. Als Meiſter der Technik kehrt Veit in die Heimat zurück. Natürlich iſt er, wie alle Graubündner Helden, ein etwas wilder Geſell, kraftſtrotzend, trutzig und unbändig; unter der rauhen Schale verbirgt ſich ſelbſtverſtändlich das beſte Herz von der Welt. Wenn der Moſt ſich erſt ausgetobt und geklärt hat, wird ein edler Wein zum Vorſchein kommen Daß Veit in ſeinem Fache ein Genie iſt, daß er als Ingenieur Außerordentliches leiſtet, braucht nicht erſt hervorgehoben zu werden; das iſt einfach ſeine Romanheldenpflicht. Gleich nach ſeiner Heimkehr wird er vor eine große Aufgabe geſtellt. Er ſoll durch eine Bergſtraße das Innere Graubündens erſchließen. Leider ſtellt ſich dem Unternehmen ein kleines, aber ſehr peinliches Hindernis in den Weg. Am Eingang des Berges, der tunneliert werden muß, erhebt ſich das Häuschen des alten Collander; damit der Weg gebrochen werden kann, muß unbedingt die Hütte fallen. Aber Vater Collander hat keine Luſt zu weichen, er verſteift ſich mit Hartnäckigkeit darauf, in der Behauſung, in der er geboren iſt, dereinſt zu ſterben. Vergeblich bittet und beſchwört ihn ſein Sohn, nachzugeben. Da kauft der Landammann die Hypotheken auf, mit denen das Häuschen belaſtet iſt, er ſchenkt ſie dem geliebten Veit, und der hat nun die Macht, ſeinen Vater mit Gewalt aus ſeinem Beſitztum zu vertreiben. Nach ſchwerem Ringen entſchließt er ſich dazu. Nebenbei ladet er noch eine andere Schuld auf ſein Gewiſſen. Er verführt die ſchöne Valrey, das Bäsli des Wenderlins, und als ſie das Verfahren gegen den alten Collander mißbilligt, läßt er ſie im Stich, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

Mit aller Kraft geht dann der Umbau an ſein Werk. Es kommt der Tag, wo die Mine, die beſtimmt iſt, den Berg und mit ihm zugleich das Häuschen Collanders zu zerſtören, entzündet werden ſoll. Von nah und fern ſtrömen die Zuſchauer herbei; Veit Collander empfindet zum erſtenmal die Gefühle eines triumphierenden Sieges. Alles iſt bereit, und er gibt das entſcheidende Zeichen. Da hört er plötzlich, daß ſich ſein Vater heimlich in das Häuschen geſchlichen hat, um in ſeinem Trotz mit den Mauern, die ihm ſo lange Schutz und Obdach boten, unterzugehen. Entſetzt klimmt Veit die Höhe hinan, er hofft, im letzten Augenblick das Grauſige abwenden zu können. Vergeblich ſucht der junge Wenderlin ihn aufzuhalten; Veit ſtößt ihn von ſich, ſo daß der Jüngling, den er einſt vor dem Tode gerettet, zerſchmettert in den Abgrund hinabſtürzt. Gleich darauf erbebt der Berg und begräbt die beiden Collander unter ſeinen Trümmern. Veit aber wird noch lebend hervorgezogen, und die Wenderlins, denen er eben erſt den Sohn, wenn auch abſichtslos, getötet, nehmen ihn in ihr Haus, um den Schwerverletzten zu pflegen. Mit beſonderer Aufopferung widmet ſich ihm die Tochter des Hauſes, Suſanne, ſchwyzeriſch Zus genannt. Seit langem liebt ſie den Wilden, und in ſeiner Hilfloſigkeit lernt er verſtehen, was dieſe Liebe bedeutet, er erwidert ſie mit immer ſtärkerer Inbrunſt, und kaum daß er geneſen, verlobt er ſich mit Zus. Aber noch iſt ihm kein ruhiges Glück beſchieden. Eines Abends erfährt er, daß Valrey, die Verführte, irgendwo in der Ferne krank und verlaſſen daniederliegt, daß ſie ihm einen Sohn geboren, aber nicht imſtande iſt, ſich und das Kind zu nähren und zu erhalten. Gleich in der Nacht, ohne Abſchied verläßt Veit das Haus des Landammanns, von ſeinem Gewiſſen getrieben, die ältere Verpflichtung über die jüngere zu ſtellen. Aber er kommt zu ſpät; als er anlangt, iſt das Kind bereits tot und der einſt Geliebten kann er nur noch die Augen zudrücken. Alles hat er nun verloren, woran ſein Herz hing; Zus wieder aufzuſuchen, iſt ihm unmöglich, der Landammann hat nur noch Verachtung für ihn. Veit entſchließt ſich, ſein Leben ganz neu aufzubauen und in ſeiner Thätigkeit noch einmal von vorn anzufangen. Als einfacher Arbeiter verdient er ſich jahrelang ſein Brot, und er mag froh ſein, daß ihm zum Nachdenken und Nachſinnen über die Vergangenheit keine Zeit bleibt. Eines Tages aber findet er Gelegenheit, bei einem Straßenbau den Ingenieuren aus der Patſche zu helfen und ſein techniſches Können zu erweiſen. Von nun an geht ſein Weg wieder aufwärts; er wird ein gemachter Mann, eine Berühmtheit in ſeinem Fache. Von Zus wird ihm nur ſelten verlorene Kunde; die Treue aber hat ihm das engelhafte Weſen bewahrt und nie verdammt, was er gethan. Als ihr Vater auf dem Sterbebett liegt, ſtimmt ſie ihn zur Milde gegen Veit und beredet ihn, ein großes Kapital auszuſetzen, von dem eine Heilanſtalt nebſt Kirche und ſonſtigen Gebäuden errichtet werden ſoll. Und Veit ſoll der Erbauer ſein. Damit erfüllt ſich ihm ein Sehnen, das er längſt gehegt hat. Es genügt ihm nicht, immer nur Felſen zu ſprengen und Berge zu unterminieren, er möchte endlich auch einmal in einem Werk den Drang nach harmoniſcher Schönheit, nach feinerer Geiſtigkeit verwirklichen. Als der Bau glücklich vollendet iſt, ſehen Veit und Zus ſich wieder; die Liebe flammt von neuem in ihnen auf, ſie vereinigen ſich und finden ſo ein ſpätes, aber um ſo reicheres und feſter gefügtes Glück. Durch Sturm zur Ruhe, durch Nacht zum Licht, durch Schuld zur Sühne, — es iſt die alte Geſchichte, ob ſie ſich nun der „Gewaltigſte“ oder ſonſtwie betitelt.

Wilhelmine von Hillern hat einen Sinn für das Grelle, brennend Rote, ſie ſcheut ſo leicht keinen Effekt und keine Erregung, die den Leſer zu packen und in einen gelinden Fieberzuſtand zu ſetzen vermag. Ihre Art zu ſehen, zu geſtalten, zu ſchildern hat etwas Dramatiſches, ja Theatraliſches; auch Symboliſtiſches à la Ibſen miſcht ſich ein. Ihre Sprache iſt voll Verve, voll Lyrik und voll Pathos; Feines und Intimes findet ſich ſelten; auch muß man allerlei Didaktiſches und Moraliſierendes mit in den Kauf nehmen. Hier und da wird man ein wenig an die Gefühlsweiſe des XVIII. Jahrhunderts gemahnt; mit einem Citat aus Klopſtock beginnt denn auch das Werk. Die Geſtalten des Romans ſind im allgemeinen prall und deutlich hingeſetzt; eine einzelne Grundeigenſchaft füllt ihr Weſen aus, an moderner Differenziertheit „leiden“ ſie nicht. So ganz lebendig, realiſtiſch wirklichkeitshaft nehmen ſich eigentlich nur die alten Wenderlins, Vater und Mutter aus; die andern Figuren zeigen mehr oder weniger einen romanhaften Zug.

Von ſchweizeriſchen Kraftnaturen erzählt auch Meinrad Lienert in den beiden Geſchichten, die er zu dem Bande „Die Wildleute“ (Zürich, Orell Füßli) vereinigt hat. Seine Erzählungsweiſe hat all das Saftige, kraftvoll Realiſtiſche, das den meiſten der ſchweizeriſchen Poeten eigen iſt. Das Geiſtige, im engeren Sinne, verbietet ſich durch den Stoff, alles Empfinden aber hat einen großen Zug und ſteigert ſich leicht zu wilder Leidenſchaftlichkeit, die verheerend wirken kann wie ein Gießbach im Lenz, aber auch menſchlich fördernd, wenn ſie in den Dienſt religiöſer oder nationaler Ideen geſtellt wird. Wildleute wurden, wie Lienert berichtet, in den Tagen der Vorfahren jene Bergbewohner genannt, die ſich früh von der Hauptmaſſe des in die Schweiz einwandernden Volks getrennt hatten und die ihre Heimſtätten auf den abgelegenſten Höhen aufſchlugen, während die Maſſe in den Thälern blieb. Als ſich hier in den Thälern das Chriſtentum verbreitete, hielten die Wildleute im Hochgebirge an Wuotan und Hertha feſt, und blutige Kämpfe entſpannen ſich zwiſchen den Bekennern des alten und des neuen Glaubens. In die Zeit dieſer Kämpfe führt die Erzählung „Ziumarſtalden“. Es iſt ein ſeltſames Chriſtengeſchlecht, das der Dichter vor Augen ſtellt; altgermaniſches Volk von jener Art, wie es noch der Sachſe kannte, der den „Heliand“ gedichtet hat. Dieſe Chriſten fühlen ſich als Dienſtmannen im Heerbann ihres Herzogs Chriſti, und lieber als mit mildem Wort und frommer That zeugen ſie von ihrem Gott mit Schwert und Hellebarde. Sie



Studienkopf. Von H. Meyer-Cassel

Digitized by Google

haben nichts dagegen, wenn's ſein muß, die Wildleute mit blutigen Köpfen ins Taufwaſſer zu ſtoßen. Wilde Thaten geſchehen auf beiden Seiten. Einer der Chriſten, Illo, der Sohn des Hunno, entführt den Wildleuten eine junge Dirne. Sie aber umſtrickt ihn derart, daß er ſchließlich ſelbſt wieder Wuotansbekenner wird und ſich mit ihr zu den Ihren flüchtet. Das gibt den Thalleuten einen guten Grund, einen Feldzug gegen die Wildleute zu eröffnen, doch ſie werden bös zugerichtet. Bald darauf aber verſuchen es die Chriſten mit einem jähen Überfall, der ihnen beſſer gelingt. Die Männer werden zumeiſt erſchlagen, die Kinder aber werden dem neuen Glauben zugeführt, und ſie wachſen heran mit dem Gebet: Vatta uſa, darda biſcht im Himal, gwicha warda Nama, warda us Rych. Eja, Willa im Himel as uf Härda. Raich is eißig Azig undeja Lach is d' Schulda as miar laſid uſa Schuldigra. Schäre is Var undeja Übal. Amen. Im Muttothal bei Schwyz, im Thal des Muot, des Wuotan ſpielt ſich die Geſchichte ab, die Lienert markig in echt epiſchem Stil erzählt. Die gleiche Gegend bildet den Schauplatz der Erzählung von „Schellenkönig“. Felixi Richmuoth iſt ganz ſo ein Kerl wie Illo, der Sohn des Hunno, und die Leute munkeln denn auch, daß das Blut der alten Wildleute in ſeinen Adern fließt. Im Lande Schwyz hauſen um 1799 die Franzoſen, von ihrer Herrenmacht machen ſie unbekümmert um das Geſchrei der Unterdrückten Gebrauch. Die Altſtädter ertragen das Joch und murren nur in der Stille, die Bauern aber, und unter ihnen vor allem der wilde, ungebärdige Richmuoth, ſie lernen es nicht, ſich zu fügen. Schließlich erregen ſie einen offenen Aufruhr, und der Richmuoth zieht an der Spitze eines gewaltigen Haufens gegen Schwyz. Die ſtädtiſchen Patrizier packt heilloſe Angſt; entweder müſſen ſie mitthun oder die Bauern, die nicht nur von nationalen, ſondern auch von ſozialrevolutionären Leidenſchaften erfaßt ſind, gehen über ihre Leichen vorwärts. Und es ſcheint in der That zum Äußerſten kommen zu ſollen. Als die Ratsherren allzulange fackeln, will ſie der Richmuoth kurzer Hand beſeitigen. Da ſtellt ſich ihm das Weib, das er liebt, in den Weg, er gibt ihren Bitten nach und verſchont die Landsleute. Dieſe Milde jedoch macht die Bauern ſtutzig, ſie werden irre an ihrem Führer, ein Verräter hetzt ſie auf, und ſchließlich geht der Haufen auseinander, ohne die Franzoſen ſonderlich beunruhigt zu haben. Felixi Richmuoth wird von den fremden Häſchern aufgeſpürt und ſoll vors Kriegsgericht; ehe er aber noch gefangen genommen wird, ſtürzt er ſich auf den, der die Landesſache verraten hat, und erſchlägt ihn. Gleich darauf trifft ihn ſelbſt eine Kugel aus fränkiſchem Rohr . . . Auch dieſe Geſchichte hat etwas Kerniges und Friſches, das hier und da bis ans Hanebüchene ſtreift; ſie erinnert übrigens im Stoff, in der Behandlung, an den Roman „Albin Indergand“ von Ernſt Zahn, den ich vor kurzem an dieſer Stelle beſprochen. Es überwiegt in dieſen Werken, der Sprache wie den Geſtalten und den Empfindungen nach, ſo eine allgemein ſchweizeriſche Weſensart; ob Lienerts Begabung ſich zu einer ſtarken perſönlichen Eigenart auswachſen wird, darüber läßt ſich vorderhand nichts Beſtimmtes ſagen.

Ein anderes Bauerngeſchlecht, in Art und Sitte vielfach von dem der Alpen verſchieden, an kraftvollem Sinn, an echt germaniſchem Empfinden gleich, hauſt an der Nordſee, in den Marſchen Frieslands und Holſteins. Gemeinſam iſt dem alemanniſchen und frieſiſchen Bauer das wurzelhafte Heimatsgefühl, das trutzige Selbſtbewußtſein und zum Teil auch der geſunde Realitätsſinn, der irdiſchen Beſitz aufs beſte zu ſchätzen weiß. Mit dieſem Wirklichkeitsſinn, der in geiſtiger Hinſicht auf ſtark rationaliſtiſche Neigungen hinausläuft, verbindet ſich bei beiden ein tiefwurzelnder religiöſer Drang, ein Hang zum Spintiſieren und Sinnieren. In ſeinen Äußerungen aber und in der Fülle, im Umfang ſeiner Bethätigung iſt dieſer Hang und Drang bei beiden ſo verſchieden, ſo anders gerichtet, wie eben Meer und Gebirg verſchieden ſind. Mit der innerſten Art, mit der Seele des Frieſen macht kein anderer, auch Storm und Jenſen nicht, ſo vertraut, wie Guſtav Frenſſen. Er iſt Heimatsdichter in der tiefſten und reichſten Bedeutung des Wortes, ohne daß jedoch das allgemein Menſchliche bei ihm zu Schaden kommt. Von ſeinem neueſten Roman „Jöre Uhl“ (Berlin, G. Grote) könnte ich in äſthetiſcher Hinſicht ungefähr ganz dasſelbe ſagen, was ich hier in den Monatsheften vor Jahren über das Erſtlingswerk des Dichters „Die drei Getreuen“ ausgeſprochen habe. „Es weht eine kräftige Frieslandsluft durch den Roman, der Ton iſt überall hochgeſtimmt, und über dem Ganzen liegt etwas wie religiöſe Weihe. Die Sprache hat hier und da einen bibliſch prophetiſchen Schwung, vielfach erſcheint ſie allerdings zu ſtiliſiert, beſonders in den Reden; wenn die Getragenheit öfters durch eine derbſaftige Realiſtik unterbrochen würde, ſo würde man das wie einen erfriſchenden Luftzug empfinden. Die Landſchaftsſtimmungen haben faſt durchweg einen großen Zug; von der braunen Heide und dem ſonneleuchtenden oder ſturmdurchwühlten Meer weiß der Dichter in immer neuen und wirkungsvollſten Tönen zu ſingen. Einzelne der Geſtalten dürfen ſich den lebendigſten der neueren Litteratur getroſt an die Seite ſtellen. Wie an reizvollen Stimmungen, ſo iſt der Roman auch reich an feinſinnigen Gedanken, an ergreifenden Empfindungslauten. Zuweilen wird es freilich des Redens allzuviel, und die Abſichtlichkeit, mit der die Tendenz des Werkes immer von neuem zum Ausdruck kommt, hat hier und da etwas Verſtimmendes. Eine gewiſſe Schwerfälligkeit gehört zu der Eigenart Frenſſens, er deklamiert gern und malt überall mit ſicheren, aber auch ſehr breiten Strichen, ſo daß ſeine Darſtellung hier und da bedenklich ins Gebiet des genre ennuyant hinein gerät. Überhaupt kommt das epiſche Element in dem Roman etwas zu kurz; es wird von Lyrik und Betrachtung wie ein Stamm vom Epheu überwuchert.“ Im allgemeinen paßt dieſe Charakteriſtik auch auf den „Jöre Uhl“; nur müßte ich durchweg den Ausdruck der Anerkennung voller und lebhafter ertönen laſſen und die Bedenken einſchränken und dämpfen. Die Weltanſchauung iſt im weſentlichen, wie das ja auch kaum anders ſein kann, dieſelbe geblieben, aber ſie hat doch in Einzelheiten an freierer und individuellerer Auffaſſung gewonnen. Ebenſo iſt die Sprache beweglicher und perſönlicher geworden und in der Zeichnung der Geſtalten hat ſich der realiſtiſche Zug verſtärkt. Als Ganzes erſcheint das neue Werk künſtleriſch geſchloſſener und abgerundeter, als das ältere. In der Tendenz läuft der „Jörn Uhl“ bis zu einer gewiſſen Grenze faſt auf einen Gegenſatz zu der Tendenz der „Drei Getreuen“ hinaus. Hier ſucht der Dichter darzulegen, daß der Einzelne am beſten thut, ſein Denken und Fühlen, ſein Handeln und Arbeiten getreu der Weiſe der Vorfahren anzupaſſen und nachzurichten. Der „Jörn Uhl“ aber gibt die Geſchichte eines Einzelnen, der zu erſticken und zu verkümmern droht, ſo lange er ſich mit der Aufgabe quält, ſein Ich in die überkommene Form zu preſſen, und der erſt aufatmen und ſein ganzes Menſchentum entfalten kann, als er genötigt wird, ſich von der Scholle zu löſen und ein Eigener für ſich zu werden. Jörn Uhl iſt ein Sprößling aus uraltem Bauernſtamm, der ſeit Jahrhunderten in den Marſchen eingeſeſſen iſt. Der Sprößling von Bauern, die ſich wie Könige in ihrer Mark fühlen, von Herrenbewußtſein und Herrenſtolz in jeder Ader erfüllt. Blonde Beſtien, wie Nietzſche ſagen würde. Aber das Herrenbewußtſein wird dieſen Uhlen, die mit Hochmut auf die Kreyen, die arbeitſamen Proletarier der Marſchen, herabſehen, nachgerade zum Verderben. Alle Arbeit erſcheint ihnen nur noch als Laſt, von ariſtokratiſchen Pflichten haben ſie keine Ahnung, in ariſtokratiſchen Laſtern aber leiſten ſie, was nur zu leiſten iſt. Bei Spiel und Trunk, in Geſellſchaft mit Dirnen vergeuden ſie ihre Tage. Unter all den Uhlen bildet die einzige Ausnahme Jürgen, der Jüngſte, meiſt Jörn genannt. Schon als Knabe zeigt er einen lebhaften Hang zu den Büchern; ſeine Sehnſucht iſt, zu ſtudieren und ſich ein Wiſſen ſo groß wie möglich anzueignen. Aber freiwillig verzichtet er auf die Erfüllung ſeiner Wünſche, als er immer deutlicher erkennt, wie ſein Vater und ſeine Brüder das ererbte Beſitztum zu Grunde richten. Ein wilder Drang erfaßt ihn, das, was die Väter erarbeitet haben, der Familie zu erhalten, und ſtatt, wie er im Innerſten erträumt, ſich zu einer Perſönlichkeit, zu einem eigenen Selbſt zu entwickeln, wählt er es als Lebensaufgabe, ſich als ſchlichter Arbeitsbauer ganz in den Dienſt der Scholle zu ſtellen, gleichſam nur ein Familienteil, ein Sklave des Beſitzes zu ſein, ſtatt eines Selbſt. Mit allen Kräften ringt er, das überſchuldete Gut wieder frei und ertragsfähig zu machen. Tag und Nacht verzehrt er ſich in Mühen und Sorgen; keine Stunde ſchont er weder ſich noch ſeine Umgebung, auch das Weib nicht, das er liebt; zu ſpät merkt er, daß ſie an ſeiner Seite ſich aufgerieben hat. Und ſchließlich iſt all ſein Ringen umſonſt. Bei einem Gewitter geht ſein Haus in Flammen auf, eine Feldplage zerſtört all ſeine Hoffnungen auf die Ernte, die ihn vom Druck der Schulden erlöſen ſoll. Wie ein neuer Hiob ſteht er auf den Trümmern ſeines Beſitzes, umſonſt hat er jahrelang geſchafft, er hat den Beſitz nicht retten können, und mittellos, wie er ans Werk gegangen, muß er von dem Boden ſeiner Väter ſcheiden. Aber ſtatt zu jammern und zu verzweifeln, fühlt er ſich wie ein Erlöſter. Eins hat er in den Tagen des Leidens gelernt, ſich in das Unabänderliche nicht nur zu fügen, ſondern ſich fröhlich zu fügen, da jedes Schickſal ſeinen rechten Sinn haben muß. Als ihn jemand fragt: „Glaubſt du ganz gewiß, daß alles, was ſo geſchieht, all das Traurige, was du und ich erlebt haben, all die Greuel und all das Elend, daß das alles einen guten Zweck hat, ich meine, daß da Sinn darin liegt?“ da antwortet Jörn mit ruhiger Beſtimmtheit: „Wenn man das nicht glaubt, woher ſoll dann ein ernſter, nachdenklicher Menſch den Mut zum Leben nehmen? Sieh, man kann deutlich erkennen, daß alles, was geſchaffen iſt, unter Mühe und Not geſtellt iſt; es wühlt in der ganzen Schöpfung auf und nieder wie in brodelndem Waſſer. Aber man kann wohl merken, daß ein Sinn in dem Wühlen und Mühen iſt. Das Böſe ſinkt widerwillig, und das Gute ringt und ſtrebt mühſam nach oben. Eine geheimnisvolle Kraft iſt immerzu thätig, und ſtößt und ſchiebt, und will Ordnung ſchaffen, wie die Hand des Schäfers und ſeine Hunde. Und wohl dem Menſchen, der des Hirten leiſen Ruf durch den Sturm hin hört und dem Herrgott hilft bei ſeiner mühſeligen Arbeit.“ In dieſem Sinne handelt Jörn Uhl, führt er ſein Leben fort. Wie ein Erlöſter fühlt er ſich, daß die Laſt der Vergangenheit von ihm genommen iſt. Noch iſt er ſtark genug, ſein Leben auf eine neue Grundlage zu ſtellen, auf die Grundlage, die er als Knabe erſehnte. Was er an Wiſſen verſäumt, holt er nach, er wählt ſich einen Beruf, in dem er ſeine Fähigkeiten aufs reichſte in Schaffen umſetzen kann und er gelangt zuguterletzt dahin, daß er von ſich ſelbſt ſagen darf: „Obgleich ich zwiſchen Sorgen und Särgen hindurch mußte, bin ich dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil ich demütig war und Vertrauen hatte.“

Guſtav Frenſſen reiht ſich litterariſch an Storm, Jenſen und Wilhelm Raabe an; er iſt ein echter und ganzer Niederdeutſcher wie ſie, im Sinnen und Denken, in der Art zu ſehen und in der Weiſe der Darſtellung. Aber bei all dem iſt er doch auch wiederum, menſchlich und künſtleriſch, durchaus eine Perſönlichkeit für ſich. Zweifellos liegt in der Richtung dieſes „Jörn Uhl“, der Kunſt wie dem Empfinden nach, der Weg, auf dem der deutſche Roman zur Höhe und zur Reife gelangen kann. Noch etwas mehr Größe und Vielſeitigkeit in der Geſtaltung, noch mehr überlegener und ſaftiger Humor, noch mehr Freiheit und Weite der Weltanſchauung, — und wir haben einen Roman, der ſich mit den Schöpfungen eines Cervantes, eines Dickens, eines Tolſtoj als ein ebenbürtiger meſſen kann.

◆

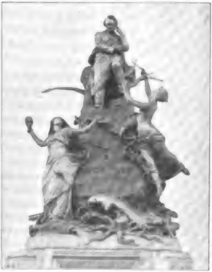
Illuſtrierte Rundſchau.

Frau Clara Ziegler zu ihrem Bühnenjubiläum. — Zum hundertsten Geburtstag von Viktor Hugo. — Die Kunsthalle in Bremen. — Das Provinzial-Museum in Hannover. — Neue Beschlag-Arbeiten. — Essbesteck von Joseph Olbrich. — Uhren und Uhranhänger. — Riegelsche Silberpokale. — Zu unsern Bildern.

Erneſt Barrias, der Schöpfer des Viktor Hugo-Denkmals. (Aufnahme von Pierre Petit in Paris.)

Clara Ziegler. (Aufnahme von Bernh. Dittmar in München.)

Vierzigjährige Jubiläen pflegt man im allgemeinen, wenigſtens in Deutſchland, nicht zu feiern. Wenn Frau Clara Ziegler im Februar d. J. trotzdem ihr vierzigjähriges Bühnenjubiläum feſtlich beging, ſo darf man die Begründung wohl mit Recht in den beſonderen Verhältniſſen der Bühnenlaufbahn ſuchen; auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gelten vielleicht die Dienſtjahre ſogar doppelt, wie für den Soldaten die Kriegsjahre. Clara Ziegler trat 1862 zum erſten Male am Stadttheater zu Bamberg auf und zwar als Jungfrau von Orleans. Vorübergehend in Ulm, München und Leipzig engagiert, kam ſie 1868 dauernd nach München an das Hoftheater, dem ſie heut noch als Ehrenmitglied angehört. Auch die Kunſt der Menſchendarſtellung iſt Wandlungen unterworfen; uns Älteren aber werden die Eindrücke immer unvergeßlich bleiben, die Clara Ziegler einſt als Medea, als Iphigenie, als Iſabella in der ‚Braut von Meſſina‘ oder als Maria Stuart in uns wachrief. —


Das Viktor Hugo-Denkmal. Von E. Barrias.

Frankreich, oder was annähernd dasſelbe ſagen will, Paris hatte wieder einmal einen Begeiſterungstag. Man feierte den hundertjährigen Geburtstag von Viktor Hugo (geboren am 26. Februar 1802 zu Beſançon). So fremd die moderne franzöſiſche Litteratur dem großen Romantiker des XIX. Jahrhunderts gegenüberſteht, ſie beugt ſich doch auch noch heute vor ihm, dem erklärten Liebling der ganzen Nation, der in der That auch in vieler Beziehung wie eine Inkarnation dieſes Volkes erſcheint. Uns Deutſchen iſt er heut eine vergeſſene Größe; es wird wohl nur wenige unter unſern Leſern geben, die ſein epochemachendes Drama ‚Hernani‘ (1830) oder ſeinen berühmteſten Roman ‚Notre Dame de Paris‘ (1831) wirklich ſelbſt geleſen haben. Den meiſten von uns iſt er nur durch die wüſten Schmähungen in deutlicher Erinnerung, mit denen er uns nach 1870 beehrte, in Zeitungsergüſſen und in ſeinem ‚L'année terrible‘. Das darf uns freilich nicht

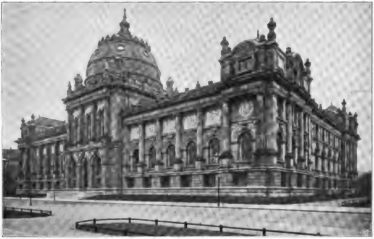
Treppenaufgang und Wandelhalle im erſten Stock der neuen Kunſthalle zu Bremen
(Aufnahme von Ernſt Weichelt in Bremerhaven.)

abhalten, ihm als Dichter die Würdigung zu geben, die ihm zuſteht: ſeiner ſtarken Schöpferkraft, dem hohen Schwung ſeiner Phantaſie, der hinreißenden Schönheit ſeiner Sprache, ſeiner Verskunſt. Alles das freilich immer wieder gepaart mit den ungeheuerlichſten Übertreibungen, einem Haſchen nach grauſen Effekten, der Phraſe in allen ihren Formen. Die Bewunderung der Franzoſen gilt übrigens keineswegs nur dem Dichter, ſie gilt auch, und mindeſtens ebenſoſehr, dem leidenſchaftlichen Patrioten. Daß auch Viktor Hugo ſeine politiſchen Häutungen durchgemacht hat, iſt vergeſſen. Unvergeſſen aber blieb der unerbittliche Grimm, mit dem der Proſkribierte von 1851 Napoleon III. verfolgte. Das Pamphlet ‚Napoléon le Petit‘, das er 1852 von ſeinem Aſyl Jerſey aus gegen dieſen ſchleuderte, und ſeine gegen den Kaiſer gerichteten ‚Châtiments‘ haben vielleicht ſeine Popularität am feſteſten begründet. So hat man denn auf dem Vogeſenplatz das Haus, in dem er wohnte, zu einem Viktor Hugo-Muſeum geweiht, hat ihm auf dem andern Platz, der ſeinen Namen trägt, ein gigantiſches Denkmal errichtet. Meiſter Barrias, einer der genialſten Bildhauer Frankreichs, ſtellt den Dichter auf ein Piedeſtal von Felsblöcken, als wolle er damit ſchon an deſſen Cyklopennatur mahnen.

Wir konnten neulich an dieſer Stelle vom ſtädtiſchen Suermondt-

Gelber Saal der neuen Kunſthalle zu Bremen.
(Aufnahme von Ernſt Weichelt in Bremerhaven.)

Blauer Saal der neuen Kunſthalle zu Bremen.
Aufnahme von Ernſt Weichelt in Bremerhaven.



Das neue Provinzial-Muſeum zu Hannover.

Muſeum in Aachen berichten. Inzwiſchen haben wieder zwei deutſche Städte der Kunſt eigene Heime geſchaffen. Im alten Bremen wurde nach einem Umbau, der für das Innere faſt einem Neubau gleich kam, die Kunſthalle wieder eröffnet. Hier iſt es eine private, in ihren Anfängen bis auf das Jahr 1828 zurückgehende Vereinigung, der die Stadt dieſe Schöpfung verdankt. Die Kunſthalle umfaßt neben den Sälen für die alten, zum Teil hervorragenden Sammlungen, wovon eine faſt einzig daſtehende Sammlung von Dürerſchnitten beſondere Erwähnung verdient, ſehr ſchöne Räume für Ausſtellungszwecke, für die gelegentlich der Eröffnung von Direktor Dr. Pauli eine erleſene Reihe moderner Werke zuſammengebracht war. —

Faſt gleichzeitig mit Bremen wurde in Hannover das Provinzial-Muſeum feierlichſt eröffnet. Auch hier handelt es ſich um einen Neubau, nachdem die Räume des alten Muſeums-Gebäudes an der Sophienſtraße nach der Aufnahme der großen Gemäldeſammlung des Königs Georg V. längſt nicht mehr alle die wertvollen Ausſtellungsgegenſtände faſſen konnten. Das neue Muſeum, ein herrlicher, monumentaler Sandſteinbau, befindet ſich neben den Anlagen des großartigen Maſchparkes an der Rudolf von Bennigſen-Straße und iſt nach den Ent-

Thürbeſchläge von C. R. Aſhbee für das Palais des Großherzogs von Heſſen-Darmſtadt.

Schloßbeſchlag einer Truhe.
Entworfen von H. Chriſt.

würfen des Baurats Stier in den ſchönen Formen der italieniſchen Renaiſſance erbaut worden. Es umfaßt die Königliche Gemäldegalerie und Skulpturenſammlung mit neueren Erwerbungen des Vereins für öffentliche Kunſtſammlung, Sammlungen der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft und umfangreiche hiſtoriſche Sammlungen, u. a. auch die durch König Georg V. erworbenen deutſchen Altertümer. Wir geben eine Anzahl Abbildungen ausgezeichneter neuer Beſchläge für Möbel. Das heutige Kunſtgewerbe hat für dieſe Art des Außenſchmucks unſerer Einrichtungsgegenſtände neues Intereſſe gezeitigt und, neben manchen Übertreibungen, viel Schönes geſchaffen. Man muß freilich den Blick ſchärfen, um die Unnatur von wirklich geſunden Formen unterſcheiden zu lernen. Der Beſchlag darf nicht zum Selbſtzweck werden, er muß ſich organiſch an den Gegenſtand, den er ſchmücken ſoll, angliedern, womöglich eine Funktion desſelben mit erfüllen helfen. Der Beſchlagkünſtler muß ſich unterzuordnen verſtehen, wobei ihm immer noch ein großes Maß von Bewegungsfreiheit zugeſtanden werden kann, damit er auch dekorativ wirken kann. —

Beſteck. Entworfen von J. Olbrich,
ausgeführt von Chriſtofle & Cie. in Karlsruhe

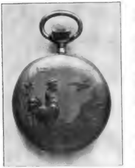
Schrankthürbeſchlag. Von R. Riemerſchmid
für den Großherzog von Heſſen-Darmſtadt.

Neulich gaben wir ein Eßbeſteck des Charlottenburger Dreßler wieder; heute reihen wir dem ein zweites an, das nach Entwürfen von Olbrich, dem bekannten Darmſtädter Meiſter, von Chriſtofle in Karlsruhe ausgeführt wird und ſich durch ſchöne und eigenartige Formen auszeichnet. Es erſcheint beſonders erfreulich, wenn ſich unſere Künſtler auch an dieſen kleineren Gebrauchsgegenſtänden des täglichen Lebens bethätigen.

Zu den am meiſten vernachläſſigten Gebieten der Juwelierkunſt gehört die Ausſchmückung des Uhrdeckels und Uhr-

Uhranhänger.
Entworfen von Paul Richard & Becker in Paris.

Digitized by Google



Herrenuhr.
Von P. Richard & Becker in Paris.

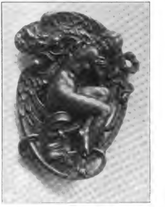
hängers. Dieſem Gebiete des Kunſtgewerbes haben aber neuerdings die Franzoſen ihre beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet.

Auch in Frankreich war ja die edle Goldſchmiedekunſt lange Zeit nicht eigentlich fruchtbar, indem ſie nämlich, wie leider bei uns auch, ſich mit der Darbietung möglichſt koſtbarer Steine begnügte, anſtatt die Arbeit des Goldſchmiedes zum mindeſten als gleichwertig anzuſehen. Endlich aber kamen René Lalique und Ph. Wolfers, die Titanen auf dem Gebiete der modernen Juwelierkunſt. Der moderne Triumphator des künſtleriſchen Frauenſchmuckes iſt der an dieſer Stelle oft erwähnte René Lalique, welchem auf der letzten Pariſer Weltausſtellung die verdiente Bewunderung in reichſtem Maße gezollt wurde.

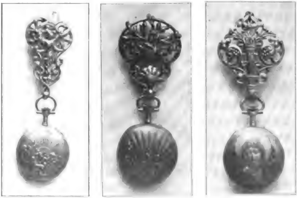
Neben Lalique haben ſich in Frankreich auf dem Gebiete der Juwelierkunſt beſonders Marcel Bing, Georges Fouquet, Maurice Dufrène, Paul Follot, Orazzi, Jules Desbois und Ferdinand Berger hervorgethan. Das Spezialgebiet des Letztgenannten iſt das hier in erſter Linie in Betracht Kommende: Uhrhänger und Uhrdeckel.

Die Entwürfe der Bergerſchen Arbeiten, von denen wir die bemerkenswerteſten hier in Abbildungen wiedergeben, rühren von den Künſtlern **Paul Richard** und **Becker** her. Der bei weitem gelungenſte Entwurf iſt die Uhr, welche auf dem Deckel einen Engelskopf zeigt, während der Hänger einem ſtiliſierten Blütenzweig gleicht, um den ſich ein Band ſchlingt.

Auf dem Deckel zu einer Herrenuhr ſieht man einen Sonnenaufgang, im Vordergrund kräht ein Hahn, rechts ſliegt eine Eule. — Nahe liegt es, den Uhrdeckel als eine Muſchelſchale zu behandeln: dies hat der Künſtler in einem weiteren Entwurf gethan. Auch bei dem dazu gehörigen Anhänger kehrt das Muſchelmotiv wieder. Endlich geben wir noch einen Uhrdeckel mit einem Madonnenkopf in guter Modellierung. — Die genannten Künſtler haben übrigens auch auf anderen Gebieten des Kunſtgewerbes vortreffliche Arbeiten geſchaffen: die beiſtehende Gürtelſchnalle, welche eine nackte Frauengeſtalt zeigt, die ſich in die Flügel eines Adlers verſteckt, darf als beſonders glücklicher Entwurf bezeichnet werden. —

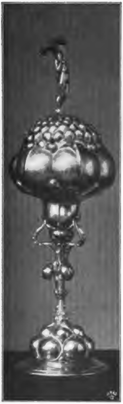


Gürtelſchnalle. Von P. Richard & Becker in Paris.

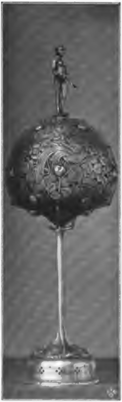


Uhranhänger.
Von P. Richard & Becker in Paris.

Digitized by Google



Silberbecher. Von Ernſt Riegel. 34 cm hoch. Ganz vergoldet.



Silberbecher. Von Ernſt Riegel. 28 cm hoch. Cuppa getrieben, im Fuß und Knaufteile geätzt.

Wir geben weiter Abbildungen zweier höchſt reizvoller Silberbecher von E. Riegel in München, einem jungen ungemein intereſſanten Künſtler, der, nach erfolgreichem Beſuch der Kunſtgewerbeſchule, mehrere Jahre unter der trefflichen Leitung Fritz von Millers thätig war. Er bevorzugt bei ſeinen Entwürfen pflanzliche Motive — was aber auch bei ihm beſonders erwähnenswert erſcheint, iſt die eigene und bei unſern Edelſchmieden nur zu ſeltene Gabe, den Entwurf mit dem gewählten Material in harmoniſche Übereinſtimmung zu bringen, Künſteleien zu meiden. —

In der gewaltigen Flut von Kunſtwerken, die uns die letzte Weltausſtellung in Paris brachte, verſchwand das Einzelne nur zu ſehr, beſonders gerade in der franzöſiſchen Abteilung, die ſich ja den Löwenanteil des Raumes reſerviert hatte. Wohl kaum einer der Beſucher aber iſt an der wundervollen polychromen Marmorbüſte „Iſabelle von Eſte“ vorübergegangen, ohne ihr Beachtung zu ſchenken, und allen, die auch nur flüchtig vor ihr ſtanden, wird unſer Titelblatt das herrliche Kunſtwerk ſofort in die Erinnerung zurückrufen. — Wir bringen ferner zwiſchen Seite 128 und Seite 129 ein zweites farbiges Kunſtblatt „Heimkehr“ — ein feines, ſtimmungsvolles Bildchen aus der Biedermeierzeit, die P. F. Meſſerſchmitt mit beſonderer Vorliebe wiederſpiegelt. — Zwiſchen Seite 192 und Seite 193 ſchalten wir eine Landſchaft des kürzlich verſtorbenen Berliner Meiſters Carl Ludwig ein, die den Künſtler, der ſo gern das Hochgebirge verherrlichte, einmal als Schilderer der ſanften Linien Thüringens zeigt. H. Meyer-Caſſel gab uns einen feſſelnden Studienkopf (zwiſchen Seite 216 u. Seite 217), Emerick Stenberg ein Gemälde aus ſeiner dalekarliſchen Heimat (zwiſchen Seite 160 und Seite 161). Von Paul Hey bringen wir ſein ſchönes ernſtes Bild „Oſtermorgen“ (zwiſchen Seite 120 und Seite 121), von dem immer intereſſanten Zügel-Schüler R. Schramm-Zittau, der mehr und mehr gleichwertig neben ſeinen verehrten Meiſter tritt, das Bild „Hühnerfütterung“ (zwiſchen Seite 184 und Seite 185). — H. v. S.

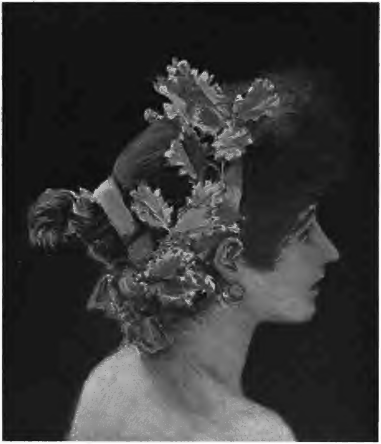
* * *

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ölstudie von Albert von Keller zu dem Gemälde „Das Glück".

Digitized by Google

Velhagen & Klaſings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 9, Mai 1902.

Albert v. Keller.

Von

Fritz v. Oſtini-München.

Mit einem Titelbild, zwei Kunſtbeilagen und zwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

In der jetzt ſo geſtaltenreichen Münchener Malerwelt gehörte Albert von Keller zu den markanteſten und meiſt umſtrittenen Perſönlichkeiten ſchon zu einer Zeit, da man hier den Begriff Perſönlichkeit in der Malerei noch für ein ſehr überflüſſiges und kokettes Ding anzuſehen pflegte. Er hatte wohl bei Münchener Meiſtern gelernt, aber was ſein Können und ſeine Stärke ausmacht, hat er nicht von ihnen. Das kommt davon, daß er das Geſchäft der Malerei immer und ausſchließlich als Maler betrieb, das heißt, daß der Ausdruck durch die farbige Erſcheinung für ihn zu jeder Zeit alles war. Und die Art, wie einer jene ſieht und empfindet, iſt ihm angeboren, ſie iſt ſeine eigene nach phyſiologiſchem Geſetz, und er kann nicht wider ſie, nicht über ſie hinaus. Wer ſich nach dieſer Richtung etwas anerziehen läßt, der iſt eben kein ehrlicher Maler, und in den ſeltenen Fällen, in denen Maler von Bedeutung in ihrer Anſchauungsweiſe ſich weſentlich verändern, iſt ſicher auch eine Veränderung der phyſiologiſchen Grundbedingungen gegeben. Albert von Keller, deſſen ganzer Entwickelungsgang ein Beweis für dieſe, für ihn grundſätzliche Theorie iſt, geht ſo weit, zu ſagen, daß ein Maler in ſeinem Farbenempfinden, der Menſch überhaupt von Anfang fertig ſei, nicht beſſer, eher nur ſchlechter werden könne. Man darf das freilich ein wenig cum grano salis nehmen, denn mit dem Bewußtwerden muß ſich doch wohl auch das koloriſtiſche Empfinden veredeln und wandeln, wie z. B. das muſikaliſche Gefühl. Wahr aber bleibt, daß einem ehrlichen Maler ſeine farbige Ausdrucksweiſe mit ſeinem Talent nahezu zwangsweiſe gegeben iſt, während die Formgebung viel mehr den

Profeſſor Albert von Keller.

Digitized by Google

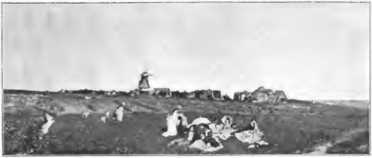


Abb. 1. Seebad Wyk. 1873.

Einflüſſen der Erziehung, der Mode und des je nach den Zwecken geſtaltenden Willens unterliegt.

Man hat einmal geſagt, daß Albert von Keller der erſte Münchener Sezeſſioniſt geweſen ſei, denn ſein Weg iſt immer abſeits der offiziellen Malerei gegangen; ſeine ſtarken maleriſchen Kontraſtwirkungen, ſein Chic, ſein Verſtändnis für die Grazie des Kulturweibes, die Dame, für das Milieu, in dem ſie lebt, für das Froufrou ihrer Toiletten, das er malenswerter fand, als die ſamtenen und brokatenen Koſtüme, mit welchen ſeine Berufsgenoſſen damals ihre Geſtalten bekleideten, alles dieſes ſtach kräftig ab gegen die herrſchende Konvention. Damals hat ihn die breitere Menge und ſelbſt die enger umgrenzte Welt, die „Geſellſchaft“, welcher er ſeine Stoffe und Geſtalten entnahm, kaum recht zu würdigen gewußt, ja wohl nicht für voll genommen. „Verſtand iſt ſtets bei wen'gen nur geweſen“ und Kunſtverſtand bei noch viel wenigeren! Bei dieſer erleſenen Minorität freilich hatte der Künſtler ſogar ſehr früh ſchon ſtarken Erfolg. Im übrigen gab jene Zeit auf Errungenſchaften und künſtleriſche Werte, wie er ſie bot, zunächſt noch nicht viel. Sie wollte ſich erzählen laſſen, ſie nahm ja wohl ſehr gern eine Salonſcene, einen Blick in das Boudoir einer Weltdame als Bildgegenſtand an, aber ſie verlangte auch ihre anekdotiſche Pointe dazu, oder beſſer, ſie wollte dieſe als Hauptſache gewürdigt und betont wiſſen. Bei Keller war aber immer die Erſcheinung die Hauptſache, und erzählt hat er nur dann, wenn ſich jene mit der inhaltlichen Pointe ſozuſagen von ſelber zuſammenfand und vertrug. Gerade das iſt kennzeichnend für Kellers Kunſt, ſowohl was ſeine früheren kleineren Salonſtücke, als ſeine geiſtreichen Schilderungen aus antiker Welt angeht,

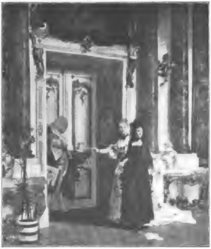


Abb. 2. Zur Audienz. 1872.

daß man deren Inhalt eigentlich erſt nach der Form und durch die Formen empfindet. Derſelbe Vorwurf, aus dem ein anderer ein konventionelles Anekdotenbild gemacht hätte, wird bei ihm die Grundlage zu einer ausſchließlich künſtleriſchen Sache. Kellers Bilder jener früheren Zeit — bei ſeinen jetzigen größeren und inhaltlich bedeutſameren Arbeiten ſpricht natürlich das Sujet viel lauter mit — konnte man wohl lange mit Genuß betrachten und hinterher auf eine Frage, was ſie „vorſtellten“, die Antwort ſchuldig bleiben; man hatte ſich eben nur darüber gefreut, daß etwas da ſehr ſchön gemalt und wundervoll harmoniſch als Ganzes empfunden war. Im Grunde ſchließt die Thatſache, daß ein Verſtändiger vor eines Künſtlers Werk das „Wie?“ ſtärker als das „Was?“ empfindet und genießt, auch das höchſte Lob ein, das ſich der Künſtler erobern kann. Das Wie? bedeutet eben die Seele des Schaffenden ſelbſt.

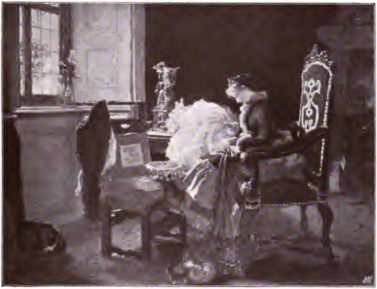


Abb. 3. Die letzten Stiche.

Albert von Keller iſt am 27. April 1845 zu Gais, Kanton Appenzell, in der Schweiz geboren als der Sproß einer alten Patrizierfamilie, der Keller von Steinbock, die ſeit dem XIV. Jahrhundert in Zürich anſäſſig iſt. Der Familie entſtammt ſo manche Perſönlichkeit, die im Konverſationslexikon und einer, der auch als ein Mann von Rang in der Kunſtgeſchichte verzeichnet ſteht: Johann Balthaſar Keller, der berühmte Erzgießer Ludwigs XIV. In Verſailles ſprechen ſeine Werke heute noch von ihm; Hyacinthe Rigaud hat ſein Bildnis gemalt, und auch ſein Äußeres trägt die Prägung eines bedeutenden Mannes. Der berühmte Pandektiſt Friedrich Ludwig von Keller († 1861) war ein Onkel des Knaben, und ſein Wunſch war die Veranlaſſung, daß dieſer ſich zunächſt auf das Rechtsſtudium vorbereitete und nicht auf die Kunſt, zu der er früh genug reiche Veranlagung erwies. Mit ſechs Jahren ſchon zeichnete und malte er mit Paſſion Schiffe, Maſchinen und Landſchaften und zwar nach der Natur. Mit zehn Jahren kam er in München auf das Gymnaſium; es war der Schauplatz ſeiner erſten künſtleriſchen Erfolge, da er ſtets der beſte Zeichner war. Seine erſte Medaille aber hat der Jüngling ſich auf einem ganz anderen Gebiete geholt, auf dem des Maſchinenbaues. Seltſam genug: der angehende Juriſt und Maler wurde auf einer Induſtrieausſtellung zu Bayreuth als Erfinder einer eiſernen Überſetzungsdrehbank preisgekrönt, auf welcher man „eiſerne Planſcheiben von 30 Centimeter Durchmeſſer mit ſelbſtthätigem Support und rechteckigen Gewinde drehen konnte“. Das letztere gehört zu den größeren Schwierigkeiten der Eiſendreherei. Schon als Gymnaſiaſt hatte Keller ſich mit Mechanik intenſiv beſchäftigt und beſaß eine vollkommene mechaniſche Werkſtatt. Vielleicht iſt die Neigung, ſich neben der Kunſt mit einer nüchtern praktiſchen und geiſtſchulenden Hantierung zu befaſſen, ein ganz ſpezielles Erbteil ſchweizeriſchen Blutes. Unſeres Künſtlers großer Landsmann Arnold Böcklin hat ja ſein Leben lang — und durchaus nicht dilettantiſch! — am Problem der Flugmaſchinen gearbeitet. Albert von Keller beſitzt übrigens auch auf idealen Gebieten Intereſſen und Talente, die weit über den, von ſeinem Berufe umſchloſſenen Geſichtskreis hinausgehen. Er hat von früh an die Hälfte ſeiner Zeit der Muſik gewidmet und es zu einem ausgezeichneten Klavierſpiel gebracht, und er hat ſich, wie man aus ſeinen Bildern ſchon weiß, mit den Rätſeln der Hypnoſe, des Somnambulismus und anderen transcendentalen Dingen eingehend beſchäftigt. Die Art, wie er dieſe, anſcheinend ſo ganz außerhalb des Maleriſchen liegenden Dinge künſtleriſch zu geſtalten wußte, iſt einzig und hochbedeutſam. Man muß nur beobachten, wie plump, oder wie oberflächlich dieſe Dinge gewöhnlich von anderen Händen angefaßt werden und wie Keller dagegen ſeine Schilderungen aus ſolchem Gebiete bis zum Unheimlichen zu durchgeiſtigen verſteht! —

Nachdem er das Abiturium hinter ſich hatte, bezog er als Juriſt die Münchener Univerſität. Er ſprang bei dem Corps „Iſaria“ ein und wurde ſchon im dritten Semeſter zum Senior gewählt. Die Jurisprudenz zog den jungen Mann wohl wenig an, und ganz von ſelbſt und allmählich kam er zur Malerei hinüber. Er hatte bei Zeichnungslehrer Sieber Privatſtunden gehabt, wo er mit A. Oberländer zuſammen arbeitete,

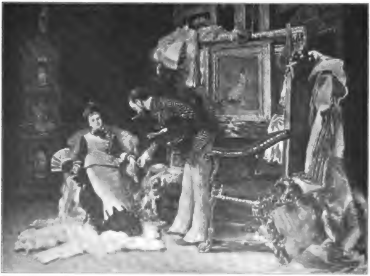


Abb. 4. Das Arrangement.

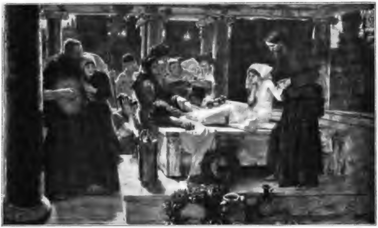


Abb. 5. Auferweckung von Jairis' Töchterlein.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl. München.)

und als er endlich an die Akademie übertrat, war er dort Privatſchüler Rambergs. Dem ſtarken, ſelbſtändigen Maltalent Kellers hatte der feinſinnige, wenn auch nicht ſehr temperamentvolle Ramberg wenig zu geben, aber dieſer war ein perſönlich außerordentlich anziehender Menſch von hoher künſtleriſcher Kultur und ſicherem Geſchmack, der ihm in Bezug auf Kompoſition und Arrangement, in Bezug auf Bilder manchen, dem Schüler nützlichen Wink zu teil werden ließ. In Fragen der Farbe hatte er eher an dieſem zu profitieren. Der Aufenthalt bei Ramberg dauerte nur ein Jahr. Keller war mit ihm auf ein paar Wochen in Venedig geweſen, auch der treffliche Architekturmaler Emil Kirchner war mit von der Partie, wie der junge Künſtler überhaupt durch den Umgang mit Ramberg zum Verkehr mit einer Anzahl der führenden Geiſter der Münchener Malerſchaft jener Zeit kam. Täglich kam Rambergs Ateliernachbar Moriz von Schwind auf eine halbe Stunde herüber, Piloty und der greiſe Wilhelm von Kaulbach ſprachen faſt ebenſo regelmäßig vor. Mit Louis von Hagn und Franz Lenbach ward ebenfalls fleißig verkehrt; es war aber kein eigentliches Lehrer- und Schülerverhältnis, das Keller mit dem weſentlich älteren Lenbach zuſammenführte, ſondern mehr ein kameradſchaftliches Erörtern und Austauſchen von Meinungen, wobei eine geſunde und rückhaltsloſe Kritik geübt wurde. Als Maler iſt Keller ſtets ſein eigener Lehrer geweſen, was wohl überhaupt bei jedem echten Maler zutrifft. Denn, was da einer dem anderen lehren kann, das ſind in der Hauptſache doch nur die Handgriffe des Metiers und jene allgemeinen Grundſätze, die aus einem Buche unter Umſtänden ebenſo gut zu entnehmen ſind. Wer mehr, wer ſeine grundſätzliche Ausdrucksweiſe von einem anderen übernimmt, hat eben ſelbſt nichts zu ſagen und kann auch nie was Ganzes erreichen, es müßte ſich denn zufällig das Temperament des Lernenden mit dem des Lehrers vollkommen decken. „Ich halte jede Art von ‚Kunſtunterricht‘ für einen Unſinn,“ ſagt Keller ſelbſt. „Was ich kann, das alles habe ich mir allein zuſammengeſucht, und wer dies thut, der iſt dann auch beim Schaffen nicht auf eine Manier angewieſen, ſondern er kann ſich mit jedem Tage eine neue Ausdrucksweiſe ſelbſt ſchaffen.“

Auf einen Mann hat unſer Künſtler übrigens ſtets mit dankbarer Überzeugung gehört, auf Adolf Bayersdorfer. Es iſt ſeltſam: wo man in dem München der letzten dreißig Jahre die Entwickelung eines Talentes von ſtarker Eigenart verfolgt, überall ſtößt man auf dieſen Mann. Er hatte einen geradezu untrüglichen Inſtinkt, aus der Schar der Werdenden die Talente und Perſönlichkeiten herauszufinden und meiſt lange vor den andern. Wer Bayersdorfer auf irgend einen begabten jungen Künſtler aufmerkſam machen wollte, der nur irgendwo in aller Stille ſchon ein Talentpröbchen geleiſtet hatte, der kam ſicher zu ſpät und wurde von dieſem ſpäteren Mäcen des Geiſtes, dem auch ein außergewöhnliches Gedächtnis zur Verfügung ſtand, belehrt, ſtatt ihn zu belehren. Auf meine Frage nach ſeinen höchſten Auszeichnungen — und er beſitzt deren alle, die er ſich nur wünſchen kann — gab mir Albert von Keller die ſchöne und beſcheidene Antwort: „Meine größten Auszeichnungen! Die verdanke ich Adolf Bayersdorfer! Wenn ihm ein Bild von mir gefiel, war mir die übrige Welt gleichgültig, wenn es ihm mißfiel, war ich verzweifelt. Am Eröffnungstage der Internationalen Ausſtellung in München 1888 traf ich ihn vor meinem „Hexenſchlaf“ (Abb. 7). Er war mit dem Bilde nicht einverſtanden. Ich ſtürzte in mein Atelier, präparierte eine Leinwand und malte in vierzehn Tagen ein Porträt meiner Frau in Weiß, das ich noch nachträglich in die Ausſtellung brachte. Das Bild hat mich vollſtändig bei Bayersdorfer rehabilitiert und hängt jetzt in der Pinakothek.“ Dies Bild, das zw. S. 232 u. 233 hier wiedergegeben iſt, zählt denn auch zu des Malers ſchönſten und abgeklärteſten Werken, ſo ſchnell es entſtanden iſt, der „Hexenſchlaf“ übrigens durchaus nicht zu ſeinen ſchwächſten. Was das empfindliche, äſthetiſche Gefühl eines Bayersdorfer geſtört haben mag, war wohl die Kompliziertheit des Vorganges und die grundſätzliche Abneigung dagegen, eine Sache maleriſch behandelt zu ſehen, die eben mehr eine Hypotheſe der Phyſiologen und nicht eine unmittelbar zu beobachtende Erſcheinung iſt. Vielleicht hatte ſich Keller eine Aufgabe geſtellt, die rein durch die Kunſt überhaupt nicht zu löſen war.

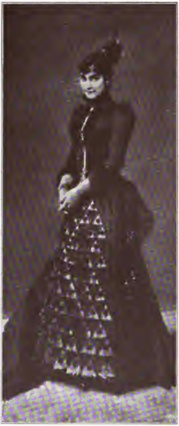


Abb. 6. Bildnis der Frau von Keller. 1889.

Vor der Öffentlichkeit hatte er den erſten lebhaften Erfolg 1872 mit ſeiner „Audienz bei Ludwig XV.“, einer mit großer Sorgfalt und nicht geringerer Fertigkeit ausgeführten Arbeit (Abb. 2), die aber mehr ein Genrebild im Geiſte jener Zeit und der Loſſowſchen Rokokoſcenen, als ein echter Albert Keller iſt, wie wir ihn heute kennen. Die virtuoſe Behandlung der Architektur erinnert allein an die Beſonderheit des Malers. Das erſte Bild hatte dieſer übrigens ſchon 1869 auf einer Münchener Internationalen ausgeſtellt, einen „Satyr und Nymphe“, das reichen, dekorativen Geſchmack verrät und einen ſchönen weiblichen Akt aufweiſt, aber mit ſeiner dünnflüſſigen Malerei, ſeinen Laſuren und ſeiner ganzen Anordnung unverkennbar an Makart erinnert. Man mag es im Halbdunkel des

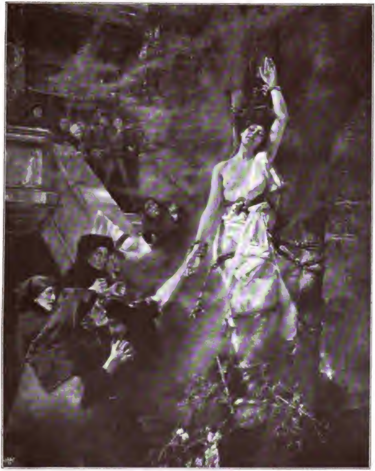


Abb. 7. Hexenſchlaf. 1888.

Atelierwinkels, in dem es jetzt ſteht, nachgedunkelt und verändert, wie es iſt, leicht für ein Werk des Wiener Meiſters nehmen, der damals in der Blüte ſeines Ruhmes ſtand und einen jungen Koloriſten wohl begeiſtern und anregen konnte. Ein Jahr ſpäter hatte Keller ſeinen Weg ſchon gefunden und brachte ein Bild aus ſeiner allerſpeziellſten Schaffensſphäre heraus „Artillerieleutnant und Dame“. Nun folgten ſich die mondänen Frauenbilder in immer dichterer Reihe, jene pikanten und eleganten Schilderungen aus der Welt der Salons, deren geiſtvollſter Interpret unter den deutſchen Malern Keller geworden iſt, ein kongenialer Genoſſe des Pariſers reſpektive Belgiers Alfred Stevens, der ja wohl auch damals ſeine Glanzzeit hatte. Die Eleganz der großen Welt war zu jener Zeit nicht gerade die Sache der deutſchen Kunſt. Man nennt

Digitized by Google

den Maler mit Vorliebe einen Vertreter des franzöſiſchen Geſchmacks und künſtleriſch verfeinerten Chics. Die Fäden direkter Einflüſſe verbinden ihn aber doch nicht mit irgend einem der großen Pariſer Meiſter von damals. Hin und wieder macht er einen an Manet denken, beſonders in gewiſſen breit, ſaftig und einfach gemalten Frauengeſtalten, in dem 1872 gemalten, wenig bekannten Bilde „Seebad Wyk“ (Abb. 1) mit der im Freien kampierenden Geſellſchaft — es war die Zeit der „Dejeuners sur l'herbe“ in der Kunſt. Merkwürdig luſtig und friſch mutet das Bild ſelbſt in der ungekünſtelten photographiſchen Reproduktion jener Tage an. Verwandten Geiſt atmet die „Landpartie“ von 1875, eine drollige, ſpießbürgerliche Geſellſchaft, die im Schatten mächtiger Buchen luſtwandelt. Die beiden Sachen laſſen erkennen, wie der maleriſch in allen Sätteln Gerechte unter anderem auch nach der Seite der impreſſioniſtiſchen Landſchaft hin ganz beſonderes Talent beſaß. Mit ſeiner ſtattlichen Serie von Frauenbildniſſen hat er ſchon früh begonnen. Im Jahre 1871 entſtand das Konterfei einer Frau mit ſehr feinem und klugem Geſicht; ſie iſt in ganzer Figur dargeſtellt, die Arme unter der Bruſt verſchränkt. Ein Porträt von 1872, Dame mit Palmblattfächer, hat eine beſonders wunderliche Epoche der Damenmoden verewigt. Die Schöne trägt eine Toilette, die der moderne Menſch nur mit geheimem Schauder anſehen kann, eine Tournüre, die in ihrer groteſken Ausladung jede Bizarrerie der Rokokozeit aufwiegt. Es iſt ein Genuß für ſich allein, an den Bildern dieſes Künſtlers den Wandel der Mode durch dreißig Jahre zu verfolgen, an den Bildern eines Künſtlers, dem es gegeben iſt, wie wenigen, oder gar, wie keinem neben ihm, allen kennzeichnenden Erſcheinungen der Mode nicht nur das abzugewinnen, was typiſch iſt für die betreffende Zeit, ſondern auch das, was ſchön war für ſie. Keller iſt immer ein Meiſter als Toilettenmaler geweſen —: ihm war

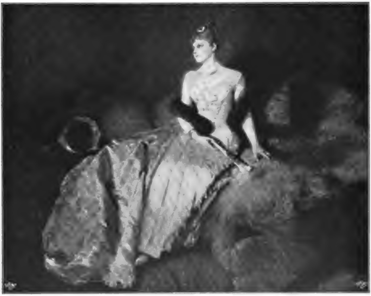
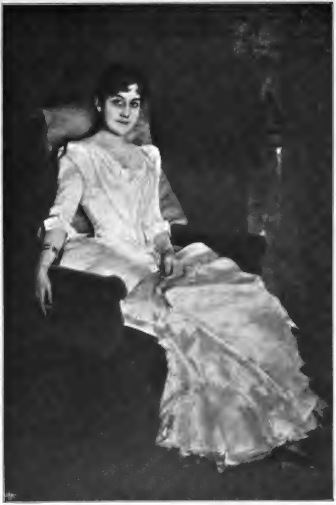


Abb. 8. Bildnis der Frau von Kühlmann. 1882.



Bildnis der Frau von Keller. Nach dem Gemälde von Albert von Keller. 1888.

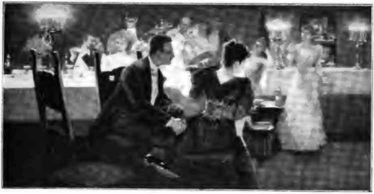


Abb. 9. Diner.

das Gewand, wenn er Damen malte, nicht bloß ein notwendiges Übel, mit dem man ſich ſo gut und billig abfindet, als es eben gehen will, ihm war es ſtets ein wichtiger Teil des Frauenbildniſſes, ein Ding, in dem die ſeeliſche Eigenart der konterfeiten Dame ebenſogut ihren Ausdruck findet, wie in Mimik, Händen und Geſamtpoſe. Die Verachtung mancher Künſtler gegen die Details der Toilette leitet ſich, wie er mit Recht meint, in den allermeiſten Fällen einfach von der Unfähigkeit der Betreffenden ab, ein modernes Koſtüm, wie es iſt, zu malen, ohne die maleriſche Wirkung einzubüßen. Wer ſich ein Bildnis beſtellt, iſt vollkommen im Recht, wenn er Kleider, Schmuck, Hut ꝛc. mit auf die Leinwand haben will, der Wirklichkeit getreu. Es ſind nicht zum

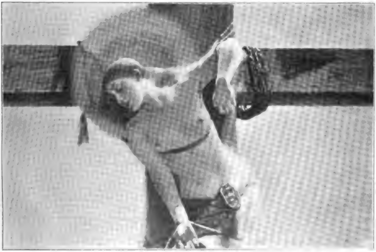


Abb. 10. Sta. Julia. 1901.

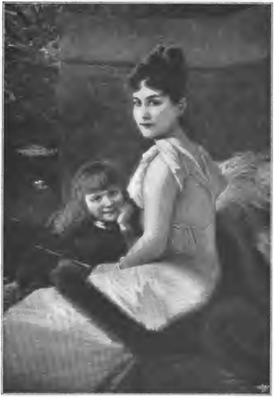


Abb. 11. Frau von Keller mit Sohn. 1891.

wenigſten die tüchtig gemalten Bildniſſe unſerer Vorfahren, die uns von ihren Lebensverhältniſſen erzählen, von dem Milieu, in dem ſie ihre Tage verbrachten; große, recht große, die ganz großen Meiſter der Vergangenheit, die Holbein, Amberger und tutti quanti haben es nicht unter ihrer Würde erachtet, außer Tracht und Schmuck auch noch ein oder das andere Stück Lieblingsgerät oder Berufsſymbol des Auftraggebers mit abzukonterfeien, Velasquez und van Dyck ſind Virtuoſen der Gewandmalerei geweſen — es fällt ihren ſpäten Enkeln keine Perle aus der Krone, wenn ſie ehrlichen Handwerksfleiß auch an dieſen Teil ihrer Aufgabe wenden. Mit einem Salonſtück „Chopin“ holte ſich Keller in Wien 1873 die Medaille — es gab nur eine Klaſſe. Das Bild zeigt zwei ſchöne Frauen, eine am Pianino und eine zweite, die ihr lauſcht, indes eine Stickerei ihren Händen entſunken iſt. Die Stimmung ſchwermütiger Träumerei, die man von Chopins Namen nicht trennen kann, iſt dem Bilde wunderſam deutlich mitgeteilt. Im gleichen Jahre kam das poetiſche Bild „Mondſchein“ heraus — ein Liebespaar der Rokokozeit im Park von ſchimmerndem Mondlicht übergoſſen. Ein Cyklus von ſechs „Modernen Damen“ in den verſchiedenartigſten Toiletten und Stellungen, ſitzend und ſtehend, ohne genrehaften oder bildnismäßigen Nebenzweck einfach auf die künſtleriſche Erſcheinung hin gemalt — und prachtvoll gemalt! — erregte 1874 im Münchener Kunſtverein großes Aufſehen. Zur gleichen Zeit entſtand „Erinnerung“: eine leichtgekleidete junge Frau in ihrem Boudoir, die eine Schatulle mit alten Spielereien und Liebesandenken ausgekramt hat und ſich von den welken Dingen Geſchichten aus der Vergangenheit erzählen läßt. Im Jahre 1875 kam das merkwürdige Bildchen „Das Arrangement“ von der Staffelei: ein Maler in koketter, abgenähter Seidenjacke iſt im Begriff die Stellung einer Dame für ein Porträt zu arrangieren und fixiert eben die Lage des kleinen Fingers ihrer linken Hand (Abb. 4). Aus gleichem Jahr ſtammt „Die Näherin“, eine Dame, die eben an eine duftige Wolke von Ballſtaat die letzten Stiche wendet (Abb. 3), dann die „Lauſcherin“, eins der wenigen direkt anekdotiſchen Bilder Kellers. Auch hier aber hat ihn beim Schaffen das Interieur, das er eminent geſchickt malt, und die helle Erſcheinung der lauſchenden Zofe vor der dunklen Portière mehr intereſſiert, als die Erzählung des Vorwurfs. Eine „Andromeda“, eine „Heilige Eliſabeth“, betend in der Einſamkeit eines großen Waldes — ferne wird die Wartburg ſichtbar — ward 1876 geſchaffen. Damals fing Keller an, ſich für die künſtleriſche Wiedergabe ekſtatiſcher Seelenſtimmungen zu intereſſieren, was noch deutlicher als in der „Heiligen Eliſabeth“ in den um 1875 beginnenden Verſuchen ſich ausſpricht, das Problem von der „Auferweckung des Jaïri Töchterlein“ zu löſen. Wohl ſelten wird ein Maler ſeinem Stoff mit ſo unerſchöpflicher, nimmermüder Teilnahme gegenübergeſtanden haben, wie Keller dieſem Thema. Er hat etwa ein halbes Hundert durchgeführte Skizzen zu allen nur denkbaren Löſungen dieſes Problems verſucht, hat ſein Streben ſchließlich zu einem großen Bilde, ſeinem Hauptlebenswerk verdichtet — und dann doch noch lange nicht aufgehört, der Frage von neuen Seiten beizukommen. Es wäre eine für die Pſychologie des künſtleriſchen Schaffens hochbedeutſame Arbeit, wollte einer die Entſtehung und das Verwerfen aller dieſer Verſuche verfolgen und erklären! Bald überwiegt bei den Löſungsverſuchen ein maleriſches, koloriſtiſches Intereſſe, bald lockt den Künſtler eine einfache, bald eine reiche Kompoſition, bald ſind es philoſophiſche und phyſiologiſche Fragen, die ihn anregen. Die letzte, als Malerarbeit vielleicht beſte Löſung ſteht jetzt, ein Bild von beſcheidenem Format, in Kellers Werkſtatt. In einem dunklen Raum — die Geſtalten der Angehörigen ſind nur ganz ſchattenhaft im Hintergrunde ſichtbar — liegt das Mägdlein, wie in magiſchem Licht erſtrahlend, in ſeiner weißen Hülle auf der Bahre, und Chriſtus ſteht vor ihr mit einer Gebärde, als übertrage er eben ſeinen Befehl mit einer gewaltigen Willensanſtrengung der ſchon entflohenen Pſyche des Kindes. Ein intereſſanter Beitrag zu dem bekannten Verſuch, die Wunder der Evangelien aus den

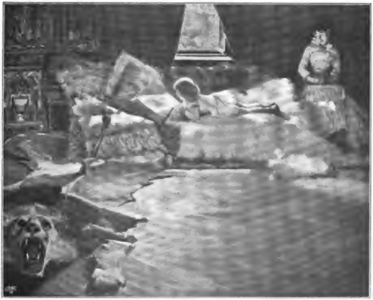


Abb. 12. Ein Buch. 1892.

Digitized by Google

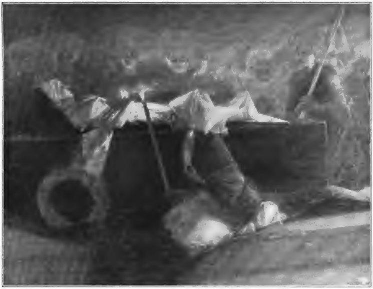


Abb. 13. Die glückliche Schweſter. 1892.

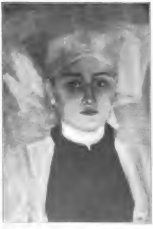


Abb. 14. Kopf einer Bretagnerin. 1894.

Kräften der Suggeſtion zu erklären. — An Ton und Farbe hat Keller nicht viel Beſſeres geſchaffen. Das große Hauptbild der „Auferweckung“, das die Münchener Pinakothek ziert — das Wort „ziert“, iſt hier durchaus keine Redensart! — iſt 1886 fertig geworden. Unſere Reproduktion (Abb. 5) kann von dem tiefen, reichen Schmelz dieſer Malerei leider keinen Begriff geben. Durch den Verkehr mit Du Prel und Bayersdorfer war Keller dazu gekommen, ſich für die Rätſel der Hypnoſe und des Somnambulismus und alle damit verwandten Dinge zu intereſſieren. Mit dieſen und dem Freiherrn von Schenck-Notzing, der ſich als Arzt intenſiv mit den gleichen Fragen beſchäftigt hat, beteiligte er ſich an ungezählten Experimentalſitzungen mit Somnambulen, Ekſtatiſchen und Hypnotiſierten, in ſeinem eigenen Heim haben an fünfzig Sitzungen ſtattgefunden. Die empfangenen Eindrücke verwertete er teils direkt zu Bildern, teils ſtudierte er an den Medien überhaupt die bis zum Wunderbaren geſteigerte Ausdrucksfähigkeit der Geſichter und ſchaffte ſich einen außerordentlichen Reichtum von Erfahrung über die Erſcheinung und Darſtellung phyſiſcher Affekte im Menſchenantlitz. Viele von Kellers ſpäteren Köpfen und Studien laſſen ſich nur als Verſuche dieſer Art verſtehen und erklären. Das ſchon erwähnte Bild „Hexen-

Digitized by Google

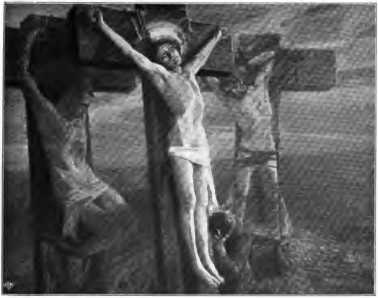


Abb. 15. Die Kreuzigung. 1893.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin. Copyright 1896 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

ſchlaf“ (Abb. 7) war durch die Annahme der Phyſiologen entſtanden, daß jene unglücklichen Opfer des Fanatismus, die auf dem Scheiterhaufen ihr Leben ließen, vielfach in eine Art ſomnambulen Schlafes verfielen, der ihnen über die Schmerzen des Martertodes hinweghalf. Jedenfalls iſt es Keller ſtaunenswert gelungen, dem ſchönen Geſicht ſeiner Hexe am Brandpfahl den Ausdruck ſeliger Entrücktheit zu verleihen. In ähnlicher Weiſe ergreifend wirkt das Antlitz ſeiner gekreuzigten „Sta. Julia“ auf uns (Abb. 10). Eine ähnliche Darſtellung befindet ſich zur Zeit wieder auf des Künſtlers Staffelei. Das Problem feſſelt ihn immer von neuem. Hier iſt auch, nachdem wir beim Verfolgen ſeiner Schöpfungen nun doch einmal die chronologiſche Reihenfolge verlaſſen haben, des großen Kreuzigungsbildes von 1893 zu gedenken (Abb. 15), das, ganz abgeſehen von manchen maleriſchen Werten und der originellen Auffaſſung des tauſendmal verarbeiteten Stoffes, bedeutſam iſt wegen des ergreifenden Ausdruckes von Verklärung im Antlitz des ſterbenden Jeſus. Das geht weit hinaus über die mehr oder weniger künſtliche Mimik, welche die meiſten anderen ihrem Gekreuzigten geben; dieſer Ausdruck von Ekſtaſe und Schmerzensverachtung iſt erlebt und eine Frucht jener obenerwähnten, eingehenden Studien. Der Künſtler ſchreckte, um entſprechenden Eindruck tiefinnerlich aufzunehmen, auch vor einer Art des Studiums nicht zurück, die wohl mancher nicht über ſich gebracht hätte. Er erzählt: „Während der Oſtern- und Sommerferien habe ich einige Jahre lang in der Münchener Anatomie Studien gemalt. Unvergeßlich ſind mir jene Stunden der Ruhe und Einſamkeit, die ich ſo — allein mit einer Leiche! — in den Räumen der Anatomie verbrachte. Dieſe ſtillen Genoſſen verlieren alles Schauerliche bald, wenn man nur einige Zeit mit ihnen zuſammen iſt. Die Leichen junger Frauen, die ich ſo ſtudierte, hatten meiſt einen ſo ſeltſamen, Mitleid weckenden Ausdruck von Leiden, von

Digitized by Google

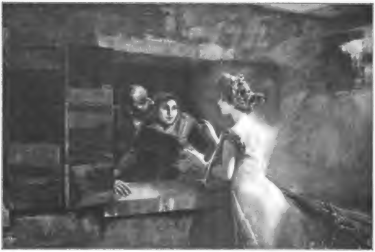


Abb. 16. Das Glück. 1894.

Güte, daß ich ihn nimmer vergeſſen kann.“ Dieſe Verklärung durch das Leid des Todes hat Keller denn auch ſtets unübertrefflich wiedergegeben.

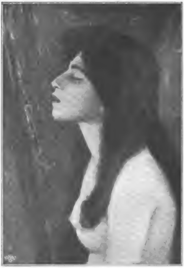


Abb. 17. Somnambule. 1897.

Über ſeine, hier kurz berührte maleriſche Spezialität, welche er bekanntlich mit einem in ſeiner Weſensanlage ganz anders gearteten Künſtler, Gabriel Max, gemein hat, ließe ſich noch gar mancherlei mitteilen. Noch iſt aber ſo vieler ſeiner anderen bedeutſamſten Schöpfungen zu gedenken! In eleganten Interieurbildern hat er ſich hinſichtlich des Raumes und der Beleuchtung die ſchwierigſten Aufgaben geſtellt und ſie mit glänzendem Geſchick gelöſt, ſo in dem „Diner“, das er zuerſt, 1882, bei Tageslicht, ſpäter, 1891, bei Lampenlicht malte (Abb. 9), in dem ſchönen Salonidyll „Ein Buch“ von 1892, wo er die Wirkung des Sonnenſcheins auf dem Kinderfigürchen bis zu einer Art von Verklärung ſteigert und vielleicht ſein Beſtes an Raumkunſt gab (Abb. 12). Das faſt lebensgroße „Trio“ war einer ſeiner letzten größeren Erfolge in einer Seceſſionsausſtellung (zw. S. 240 u. 241). Die „Moderne Judith“, zeigte 1897, wie der Künſtler ſeinem Lebensproblem: das Weib, ſtets neue und wunderſame Löſungen abzugewinnen wußte. Die

Zahl ſeiner intimen kleinen Schilderungen von Damen in ihrem Heim iſt Legion. Er ſchuf eine ganze Reihe von Porträts ſeiner anmutigen, der bayeriſchen Ariſtokratie entſtammenden Gattin, von welcher wohl jenes in weißem Kleide von 1888 und das in dunkler Toilette von 1889 (Abb. 6) die hervorragendſten ſind, und wie Franz von Lenbach haben auch ihm die ſchönſten Frauen der Münchener Geſellſchaft zu Porträts geſeſſen. Er malte ſtets die ganze Perſönlichkeit, womöglich mit einem typiſchen Ausſchnitt ihres Heims, und mit Vorliebe in ſchöner Kleidung. Das Porträt der Frau von Kuhlmann in großer Toilette trug 1889 die erſte Medaille im Münchener Glaspalaſt ein.

Neben jenen köſtlichen, meiſt kleinen Salonbildern hatte er ſchon zu Anfang der ſiebziger Jahre gern farbenreiche Szenen aus der antiken Menſchen- und Halbgötterwelt feſtgehalten, warmblütige Schilderungen, die ſchon im Gegenſatz zu der landesüblichen kühlen Auffaſſung des antiken Lebens auffallen mußten. Da waren römiſche Villen und Gärten mit badenden und bekleideten Frauen, eine Bacchantenfamilie, eine Römerin, am Waſſer liegend, opfernde Mädchen, eine Fauſtina im Tempel, die ſich von den Göttern Rat holt. Mehrfach variiert wurde „Das Urteil des Paris“ — zwei Münchener Privatgalerien und die Pinakothek beſitzen Varianten, ebenſo die Galerie Krupp in Eſſen. Den reizvollen landſchaftlichen Hintergrund bildete für dieſe verſchiedenen Löſungen ein lichtdurchflutetes Garteninterieur nach einer 1885 in Rom in der Villa Wolkonsky gemalten Studie. Die Göttergeſtalten erſcheinen ganz hell und aufgelöſt in dieſer Lichtflut und gewinnen ſo etwas ſeltſam Überirdiſches. Zu Beginn der neunziger Jahre ſahen wir auch eine kleine, figurenreiche „Verſuchung eines Heiligen“, eigentümlich flimmernd, farbig, ſchemenhaft gemalt, ganz anders wieder, als alles andere. Auf der erſten, in ſo vielen Dingen künſtleriſch ſenſationellen Ausſtellung der Münchener Seceſſion 1892, war das ſchon erwähnte vornehme und ergreifende Werk „Die glückliche Schweſter“ (Abb. 13) zu ſehen — eine junge Nonne im Sarg, von den Schweſtern beklagt und beneidet. Zwei Jahre ſpäter folgte „Das Glück“ (Abb. 16) mit lebensgroßen Geſtalten, eine ebenſo neuartige als poeſiereiche Auffaſſung des Stoffes. Als ein goldgekränztes holdes Feenkind erſcheint das Glück zwei Armen, welche eben die Laden ihrer niedern Stube zurückgeſchlagen haben, um den Morgen zu

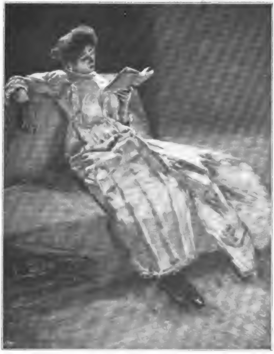


Abb. 18. Lilly. 1897.

Digitized by Google

grüßen. Unſer farbiges Titelbild gibt das liebliche Köpfchen von Kellers Glücksgöttin nach einer Studie wieder. An dem Thema „Glück“ arbeitet Keller noch weiter, wie er überhaupt ſich mit dem, was er wieder unter die Hände bekommt, nie zu begnügen ſcheint. Wenn er einen Stoff mehrfach behandelt, ſo iſt oft ſchwer zu entſcheiden, welche Löſung die richtigere und reizvollere iſt. So ſtehen zwei niedere und breite Bilder in ſeinem Atelier, die beide eine ſtigmatiſierte Heilige aus alter Zeit im Kreiſe von Klerikern und Freunden darſtellen. Auch ſonſt ein wenig archaiſiert, haben beide Tafeln die leuchtenden, harmoniſchen Farben gotiſcher Gemälde. Jedes aber iſt auf einen andern Klang geſtimmt und eines ſo ſchön wie das andere. Das Beſtreben, jeden Stoff von mehreren Seiten gleichzeitig anzugreifen, gehört geradezu zu den bezeichnendſten Eigentümlichkeiten von Albert von Kellers künſtleriſcher Perſönlichkeit.

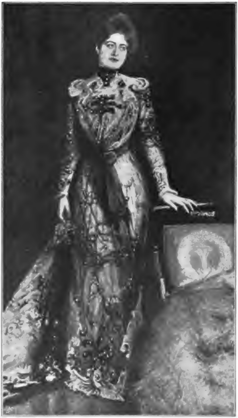
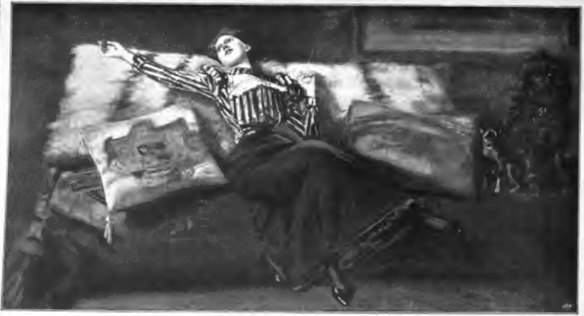


Abb. 19. Bildnis der Frau Klopfer. 1899.

An Auszeichnungen, künſtleriſchen, wie offiziellen hat Albert von Keller ſo ziemlich alles errungen, was heute einem Maler werden kann: Ehrenmitgliedſchaften der Münchener und anderer Akademien, erſte und zweite Medaillen in München, Paris, Berlin, London, Wien und hohe Orden. War Keller ſeinem Weſen als Maler nach in München ſchon der „erſte Seceſſioniſt“, ſo verſtand es ſich natürlich auch von ſelbſt, daß er zu den Gründungsmitgliedern der Münchener „Seceſſion“ gehörte, in deren Vorſtand er von Anfang an thätig war. Der echt ariſtokratiſch ausſehende Künſtler, deſſen dichtes Haar bei aller Jugendlichkeit des Geſichtes weiß iſt, ſo lange ich mich zurückerinnern kann, gehört als Menſch und Maler zu den markanteſten Erſcheinungen der Münchener Geſellſchaft und Kunſtwelt. Es wird wohl wenige Künſtler in unſerer Zeit geben, deren ſeeliſche Entwickelung ſo viel Merkwürdiges und Feſſelndes böte, wie die ſeinige.



Trio. Nach dem Gemälde von Albert von Keller. 1898.

Ein Bruder und eine Schweſter.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortſetzung.)

Ljuba kannte ihren Vater und ſeine abweſenden Augen. Die blickten wieder einmal hinaus in jene fremde Götterwelt, deren ſchöne Wunder ſie und alle anderen Alltagsmenſchen niemals erblickten, nur von fern ahnten. Der Schöpfer war wach in ihm und wollte Einſamkeit — Stimmung, und die forderte er ohne Rückſicht mit Wort und Geberde. Ljuba ehrte das.

Schweigend entfernte ſie ſich, und nur als Ludwig, hinter dem Tiſch herum, ihr raſch nachging und ihr eine Bitte zuflüſterte, trat ſie geräuſchlos beiſeite und ließ ihn noch einmal zu ſeiner Schweſter hingehen. Er kam gleich zurück, nahm ſeinen Wettermantel, den er ſich erſt in Innsbruck gekauft hatte, von der Ofenbank und wollte ihn der Wartenden einhändigen.

„Sie muß wärmer zugedeckt werden; hier iſt es ja winterlich,“ ſagte er kaum hörbar, und Ljuba ebenſo:

„— — aber nicht mit einem naſſen Mantel. Behalten Sie —; ich finde ſchon etwas; — ich ſorge ſchon. Gute Nacht.“

Sie verſchwand, und er begab ſich auch hinüber zur Ruhe, gehorſam auf den Fußſpitzen gehend, denn der Profeſſor folgte ihm mit ungeduldigen Blicken.

— — — — — — — — — — —

‚Iſt es denn möglich? — Kann das ſein? — Meine Zukunft beſiegelt!‘ dachte Ludwig, als er ſich niederlegte. Immer ſah er das liebe Geſicht vor ſich; die innigen, dunklen Augen und den ſchelmiſchen Mund, der vorhin ſo ernſt zu ihm geredet hatte: wie war's denn genau geweſen?

— — ‚kein Ichbegriff, ſondern ein Ich- und Du-Begriff; — eine Zweieinigkeit.‘

‚Zweieinigkeit‘: das klang eigentümlich; neu und dennoch ſelbſtverſtändlich für ihn und ſie. — ‚Zweieinigkeit‘! — es war wie ein überraſchender, juriſtiſcher Beweis: fein erſonnen und unanfechtbar.

Es konnte ja gar keine beſſere Frau für ihn geben als Ljuba. — Alles andere ſtand jetzt dämmernd im Hintergrunde. — Er wollte wachbleiben; allein das ſtarke Ruhebedürfnis des Geſunden nach einem anſtrengenden Tage laſtete ihm auf den Augen, bis ſie zufielen.

„Heute ſind wir nicht mehr beſchlußfähig.“ — Gleich im erſten Traum mußte er über ſich ſelber lachen. Er hatte doch beſchloſſen, ohne Widerruf.

— — — — — — — — — — —

Ljuba fand drinnen im kleinen Schlafraum für zwei nichts Wärmendes mehr außer ihrer eigenen Decke, und das größere Nebengelaß war verſchloſſen. So nahm ſie ſich vor, ſelbſt ihre Kleidungsſtücke zu benutzen und ihren Woilach noch über Dörthe zu breiten. Sie war abgehärtet, ganz wie ihr Vater, durch lange Übung und Gewohnheit. Während ſie ſich entkleidete, dachte ſie an Ludwig und ſein Geſpräch mit ihr, und die weihnachtliche Vorfreude war noch immer in ihrem Herzen: ‚Morgen!‘ —

Man konnte ſich's manchmal kaum denken, daß er und Dörthe Bruder und Schweſter waren. Sie betrachtete die Schlafende, und der Anblick erfüllte ſie mit teilnehmender Sorge. — Ob der Vater ſie wohl ſo geſehen hatte, ohne ſich gleichfalls zu ſorgen?

Dörthe ſchlief wohl feſt, und ihr bleiches Geſicht hatte wieder einen Hauch von Farbe angenommen, aber ihre Lage war nicht ruhevoll. Nach Kämpfen und Weinen mußte ſie ſich endlich dem Schlummer ergeben haben. Sie lag feſt in den groben Woilach gewickelt, und der zeichnete jede Linie ihres Körpers ab. Ein Fuß ſtreckte ſich lang bis zum Matratzenende; die Spitze ſah unter der Decke hervor. Das andere Knie zog ſich gewaltſam gegen die Bruſt aufwärts. Der Kopf in den Nacken zurückgeworfen; der Mund wie zum Schrei geöffnet, Schatten um die halbgeſchloſſenen Augen. Man ſah die Iris matt in der Lidſpalte ſchimmern. Die rechte Hand über der hohen Stirn geballt, und der Arm lag ſchneeweiß auf den zerſtreuten Haaren. — Die ſteinerne Lebloſigkeit der Stellung verſtärkte den quälenden Eindruck.

‚Als hätte ſie einer erſchlagen!‘

Ljuba beugte ſich über ſie, küßte den angſtvollen Mund, nahm die geballte Hand von der Stirn fort und ließ ſie behutſam zur Seite der Schlafenden niedergleiten. Darauf ordnete ſie das zerſtreute Haar, ſo gut ſie konnte, und ſtrich leiſe über die unheimlichen Augen, daß ſie ſich ſchloſſen. Nun lag ein ruhiges, trotziges Geſicht vor ihr, aber auch die trotzigen Linien glätteten ſich aus, und das jugendliche Mädchenantlitz ſchien ſich neu zu formen.

‚Ja — ſie iſt ganz etwas für den Papa, — man muß ihn gehen laſſen; er hat eine Eingebung empfangen,‘ dachte Ljuba, deckte ihren Woilach noch bis zum Halſe über Dörthe und verhängte mit ihrem Jäckchen das mondbeſchienene Fenſterviereck neben Dörthens Lagerſtätte. — Dann ſchlüpfte ſie ſelbſt unter ihren ausgebreiteten Kleiderrock und befahl Gottes Schutz und Gnade ihre reine Seele. —

Fünfzehntes Kapitel.

Die ganze Hütte ſchlief, bis auf den Profeſſor.

Der ſaß im ſtillen Dunkel des niedrigen Raumes am Tiſche, hatte die Lampe wieder angezündet und ſah ins Leere, die Arme aufgeſtützt, das Kinn zwiſchen den Handflächen. Mit zögernden Bewegungen ſpielten ſeine Finger durch die langen, braunroten Haare des überhängenden Bartes. Seine Augäpfel, ſonſt grünlich, erſchienen jetzt beinahe gelb von Farbe, und die Pupille ſtand klein wie ein ſchwarzer Punkt darin, ſo ſcharf und gierig brannte ſein Blick, um das Bildnis zu erfaſſen, das der Genius ihm mit raſchen Strichen malte.

Es rundete und belebte ſich und nahm Geſtalt an. Jetzt begann es ſchon, ſich mit gewaltigen Gliederſchlägen zu wälzen, dort auf dem Boden in lautloſer Sterbequal; — jetzt zuckte das linke Hinterbein des Fabelgeſchöpfes, im Knie geknickt, gegen die bebende Flanke empor, und in der Flanke, tief zwiſchen Muskeln und Geäder, ſteckte die geſchleuderte Steinaxt des Gegners. — Das ſchwarze Blut troff und ſprudelte. In Blut gebadet bis zum Huf hinab das rechte Hinterbein unter dem linken. Es ſtreckte ſich ſtarrer und ſtarrer. Der Tod kam. — Mors nahm Thanatos die Herrſchaft fort. — Des Roßweibes Schweif peitſchte den Felsgrund nicht mehr; das rinnende Blut tränkte ſeine lichten Haare und ſickerte langſam weiter zum weißen Rücken, daran die goldene Mähne des zurückgeworfenen Hauptes hinflutete. — Das junge Haupt lag auf dem rechten Arme; ſolch ein herrlicher, kraftvoller Arm. Seine Fauſt ballte ſich im Todeskrampf vor der hohen Stirn, die ſcheuen Augen, die dem mörderiſchen Centaurenhengſte nicht Liebe blicken wollten, brachen, aber ſie ſchloſſen ſich nicht, ſie ſpähten, unbewußt nach dem Rächer. Der herbe Mund verſteinte im letzten Schrei, und auch die jungfräuliche Bruſt, die ſchlanke Halsſäule mit den ſchlagenden Pulſen verſteinten. — — — — — — — —

‚Ewige Götter! warum muß Schönheit ſterben? — und warum dürfen wir ſie nicht allzeit und überall unverfälſcht und unverhüllt beſitzen, wo ſie uns not thut? Warum immer wieder die Engel mit den Flammenſchwertern vor unſerem Paradieſe? — Anſtand — Sitte — Geſetze — Konvenienz und Reſpekt, und die Kunſt wird würdelos oder bettelt darbend um Brot!‘ — — — — — — — — — — —

Der Profeſſor erhob ſich und blieb, vorgebeugt, hinter dem Tiſche ſtehen, den brennenden Blick noch immer gegen die kahle Wand gerichtet. Die jungfräulichen Formen ſeines zweiten Roßweibes ſah er noch unklar. Deckende Schleier ſpreiteten ſich über ſie, — mehr noch: ein brauner Woilach.

Lächerlich; — das Urweltsweſen, in

ſagenhafter Felsöde verendend, die ſterbende Centaurin, und ein Woilach, vom Neuzeitswebſtuhl heruntergeſchnitten. — — Lächerliche Idee! —

Seine Finger bewegten ſich auf der Tiſchplatte hin und her. — In Gedanken taſteten ſie den Woilach ab, der nicht mehr da war; ergründeten, maßen, erkannten, als wären ſie zehn ſehende Zwerge und nicht nur zehn menſchliche Fühler.

Endlich atmete er auf wie befreit und lächelte. Er hatte es. Sein Genius ſchenkte ihm, was ſeine ſterblichen Sinne weder geſchaut noch berührt hatten. In froher Erregung, mit federnden Schritten, durchmaß er den ſtillen Raum. Die Unruhe des Schaffensdranges ſpürte er bereits im Blute; die Sehnſucht nach dem Atelier, mit Gerüſt und Hölzern und der naſſen Kühle des geſchmeidigen Thones unter ſeiner formenden Hand.

‚Noch nicht — erſt mußt du noch ganz anders mein werden,‘ dachte er laut. ‚Droben im Gebirg denk' ich an dich, bis ich dich aus mir ſelber herausholen kann, vom Scheitel bis zur Sohle, Leib und Leben. Haben werd' ich dich ſchon: nur Geduld, und Steigeiſen unter die Füße, hoho! — — Jetzt leg' ich dich erſt einmal in der Skizze feſt, du da! — Nicht hier drinnen im Kaſten; — draußen unter den Blöcken, wo du einmal daheim geweſen biſt, lang' vor der Sintflut. War das eine gute Zeit! — Jeſſes: ich werd' doch mein Büchl da haben?‘

Er blickte zur Ausgangsthür und kramte in ſeinem Ruckſacke, während er die Melodie von Scheffels „Ichtyoſaurus“ aus dem „Gaudeamus“ ganz leiſe vor ſich hinpfiff. Sein Skizzenbuch hatte er richtig im Badl auf dem Nachttiſche vergeſſen; jetzt fiel's ihm ein, und ſo machte er ſich eins der Kalenderbilder los, die mit Zwecken gegen die Wände geheftet waren. Ein alberner Buntdruck: „Magſt a Buſſerl?“ ſtand drunter, aber es hatte noch eine reinliche, weiße Rückſeite. Das übrige Rüſtzeug fand ſich in des Gſtreiners Tiſchlade; ein Schreibblei und ein Rotſtift; ſogar ein Endchen weiße Kreide nebſt der Schiefertafel zur Unterlage. Eigentlich diente ſie den unvermeidlichen, deutſchen Skatbrüdern für ihre Hieroglyphen.

Dann löſchte er die Lampe, hängte ſich dafür ſein brennendes Blendlaternchen vorn an den Joppenknopf, ſteckte noch ein paar Lichtſtümpfchen in die Taſche zum Feuerzeug und ſchob den Riegelbolzen ſacht von der Hüttenthür zurück.

Friſch und kalt ſtrömte ihm die Nachtluſt entgegen, als er hinaustrat und den dumpfigen Brodem zurückließ.

„Das iſt dein Reich, du da!“ ſagte er, als ſpräche er noch immer mit ſeiner Phantaſiegeſtalt, reckte die Arme vor ſich empor gegen den Antermojakogl und weitete ſich die Bruſt mit tiefen Atemzügen: „Daher gehörſt‘, wann d's wiſſen möcht'ſt! Herrgott und Vater — dürft' ich dich jetzt da herausſchleppen!“ Er reckte die Arme noch einmal auf und breitete ſie aus, als möchte er die Berge ans Herz nehmen. Sein ganzes Geſicht ſtrahlte vor Freudigkeit und Feuer.

In dieſer erhabenen Stille ſetzte er ſich einen Steinwurf von der Hütte und ſeitab vom Wanderpfade, auf Ljubas Felsbrocken und zeichnete. Des Gſtreiners Schiefertafel hielt er auf den Knieen und hatte die Rückſeite des albernen Buntdrucks mit einem Steinchen feſtgelegt, weil der ſcharfe Wind, der das Morgengrauen ankündigt, ſich ſchon aufzumachen begann. Emſig förderte er ſein Werk. Seine Skizzen galten bei den Handzeichnungsſammlern als ſehr große Koſtbarkeiten, wenn ſie je in den Handel kamen. Das Licht des Laternchens fiel über den kühnen Bleiſtiftentwurf hin, dem der Rötel verſtärktes Leben verlieh. —

Zu Anfang nur ein ſchwacher Umriß; Stellung und anatomiſche Linien raſch und blaß hingehaucht. Dann kam die Schraffierung ins Feine, und immer feiner wurde ſie, je näher der Pferdekörper dem Übergange in den Frauenleib rückte. Den behandelte der Stift wie ein Kleinod. Zart und plaſtiſch hoben ſich die mädchenhaften Formen heraus; der Arm rundete ſich ſichtbar über den zerſtreuten Haaren, und der zurückgeworfene Kopf, — idealiſiert und dennoch porträtähnlich zum Erſtaunen und Erſchrecken, — war ein entzückendes, kleines Wunder.

So zeichnete er, ohne der Zeit zu achten und die Kälte zu empfinden. — Der Sternhimmel funkelte immer demantner über den Gipfeln, und der Mond ſtand ſchon tief im Weſten hinter dem fernen Ortler. Nun ſank er feurig unter, und drüben, oſtwärts, ſchob ſich ſchon der erſte, fahle Dämmerungſtreifen empor. Die Alpenkrähen wurden unruhig und flogen krächzend übers Schneefeld hin, und durch die Luft ging ein geheimnisvolles Klingen, dem Ohre kaum vernehmbar. — Kein Menſch wußte, woher es ſtammte. Die einen ſagten, es müſſe aus dem Thale kommen: irgend ein Kapellengeläut zum Frühgebet, vom Echo hinauf in die Öde getragen; die anderen nannten es Sphärenmuſik, und das waren dann die Poeten von Beruf, wiewohl ſich darüber ſtreiten ließ, welche Lesart die poetiſchſte ſei.

— — — — — — — — — — —

Grade als der junge Tag die Augen aufthat und ſeine erſten Roſenblätter — lauter runde Schönwetterwölkchen, — am Himmel ausſtreute, ſetzte der Profeſſor mit des Gſtreiners ſpitzgemachter Zahlkreide die Lichter auf ſeine prächtige Skizze, und die erſten Feiertagstouriſten kamen heraufgeſtiegen. Münchener Studenten, mit zwei Tierſer Führern, ungeheurem Frühſtückshunger und bayeriſchen Hochlandsjuchzern. Sie erkannten den Profeſſor, ſchwenkten die Hüte und brachten ihm ein dreimaliges, muſikaliſches Hoch. — Ihn ergötzte das königlich, und er lud ſich das heitre Kleeblatt zum feſtlichen Kaffeetrunk mit Eiern und Paprikaſchinken ein. Dann rollte er ſeinen harmloſen Buntdruck eng zuſammen, knüpfte ein Fadenende darum, blies ſein Laternchen aus, und in dulci jubilo zogen ſie miteinander unter Dach und Fach. Der Gſtreiner kraſpelte bereits mit dem Reiſig am Herde; der Profeſſor verwahrte ihm ſein Eigentum ſäuberlich am rechten Platz und rief „Bravo!“ als der verwunderte Ludwig auch auf dem Plane erſchien und ſofort mit dem nötigen Humor einſprang. — So ſeelenvergnügt war der Profeſſor mit der Jugend, als ſtünde er ſelbſt im dritten Semeſter und nicht in der zweiten Hälfte ſeiner Vierzig:

„Müde? — Was mach' ich mir aus zehn ſchlafloſen Nächten nacheinander, wenn's ſolche ſind, wie die heutige? Ja, ja, ihr Bub'n; — weiter ſag' ich euch nichts!“

Sechzehntes Kapitel.

Ludwig ſaß, braunverbrannt, die Augen wieder klar geſchlafen und die Handfärbung kaum mehr von der des Profeſſors zu unterſcheiden, zwiſchen den Studenten. Er lachte mit und gab ein paar derbe Terminsanekdoten von ſeinen niederſächſiſchen Hartköpfen zum beſten, aber im ganzen verhielt er ſich ſchweigſamer als gewöhnlich. Er mußte denken und denken und ein wachſames Auge auf die Innenthür, ſeinem Platze ſchräg gegenüber, haben.

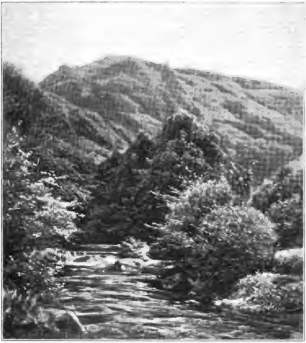
Jeden Moment hoffte er Ljuba hervortreten zu ſehen und die Gelegenheit zu einem frühen Gange mit ihr zu erhaſchen. Wenn ſie wollte ein Stück hinan in den verſchneiten Grasleitenkeſſel und gegen den Paß weiter, oder eine Strecke den Pfad zur Wegteilung abwärts; es ſchwebte ihm märchenhaft ſchön vor, daß man dort am Ende Dörthe und den Profeſſor einfach abwarten könne, und dann? Ja, was dann! — In einer guten halben Stunde mußte ſich doch, abſteigend, die angenehme Deckung des Zirbenwaldes erreichen laſſen, der ſich über den Bergrücken zur Legeralp hinzog. — Gleichviel; er ſehnte ſich nur mit Ljuba allein zu ſein und ihr, irgendwie, die Steuerung ſeiner Gedanken und Wünſche klar zu machen. — Steuerung? Weshalb nicht gleich das Endziel? — Nein, nein! Er war doch ein vernünftiger, beſonnener Menſch.

Das hielt er ſich, zwiſchen ſeinem Erzählen und Lachen am Kaffeetiſch, ausdauernd vor; allein von Zeit zu Zeit durchſchoß ihn ſolch eine raſende Ungeduld, daß ihn Stillſitzen und Höflichſein Folter dünkte und er die Füße kaum ruhig halten konnte.

Friſch wie nie fühlte er ſich; als ob er, der Jugendliche, noch ein Verjüngungsbad genommen hätte und dennoch einen ſtolzen Zuſatz zu ſeiner reifenden Männlichkeit empfangen. — Nicht die leiſeſte Spur vom „Knieſchnackler“, wie die Führer es genannt hatten; am liebſten hätte er's gleich heute kühnlich mit dem Delagoturm oder dem Winkler gewagt, trotz des Profeſſors Ausruf: „Verred' dich nit, Lehrbub! Die Türm' ſind nicht einmal Geſellenſtückln; dazu braucht's Meiſterſchaft.“

Schadete nichts! Wenn er nur an dieſe ſeine erſte, wirkliche Gipfelbeſteigung mit den Bergkundigen zurückdachte, wuchs das Glücksgefühl ſeiner Seele bis in die Wolken. Wie ihn das karge Lob für ſeine ſchweigſame und gehorſame Ruhe beſeligt hatte; wie das leiſe Angſtempfinden der Kopfklarheit und dem Wagemut gewichen war, ſobald nur einmal die Traverſierung um die ſchroffe Felsrippe, der Schwindelgang auf ſchmalem Geſimſe über nebelnder Abgrundstiefe hinter ihm gelegen. Er ſah die roten Pünktchen des Seidenpapiers wieder vor ſich, das der Profeſſor, während der Traverſe, auf des Villgrattners Steindauben gelegt hatte, zur Markierung des Weges für den Abſtieg und für andere; jedes Blättchen Papier mit einem kleinen Steine beſchwert. — Bei der vereiſten Mooshalde, unterhalb des Grates, war ſchon eine gewiſſe Sicherheit in ſeinen eiſenbewehrten Füßen geweſen, und die ſteile Kletterei in den Baſtſchuhen zum jähen Gipfelgrat hinan hatte ihn an ſeine verfloſſene Vorturnerſchaft in der heimiſchen Riege erinnert. Ja — mitten in der heißen Arbeit, empor von Griff zu Griff, dem Profeſſor ſchweigend nach mit Hand und Knie und Sohle, durchs loſe Seil geſichert, war ihm plötzlich der ſeifenglatte Maſtbaum des Ekendörfer Schützenfeſtes eingefallen, und er ſah ſich in ſeinen weißen Höschen aufwärtsklimmen, mit Rutſchen und Anklammern, der koſtbaren Dreimarksuhr und dem idealſchönen Federkaſten entgegen, die der Holzadler in ſeinen Fängen hielt.

Aus unserer Studienmappe:



Eifellandſchaft. Ölſtudie von E. von Bernuth-Düſſeldorf.

— Damals war er kläglich abgerutſcht und hatte, des verdorbenen Engliſchlederhöschens wegen, Großmutters loſe Hand und Herrn Söderlunds Rohrſtöckchen zu fühlen bekommen. Diesmal hatte er ſein Ziel erreicht, wo der lebende Adler horſtete, und er wünſchte ſich einen beſſeren Lohn als die Nickeluhr an der Stahlkette und den ſchwarzlackierten Federkaſten mit dem Abziehbildchen auf dem Schiebdeckel.

— — — — — — — — — — —

„Hier iſt's das richtige Tohuwabohu, ihr Bub'n! — Ob unſere Damen dabei fortſchlafen mögen, dottore, oder bereits zum Hinterpförtl hinaus ſind?“ fragte der Profeſſor, als ob er Ludwigs Gedanken erraten hätte.

Ludwig ſchnellte vom Stuhle auf. Potz Wetter! An die Hinterthür hatte er ja gar nicht gedacht. Eſel, der er war; — und ein Verliebter ſoll doch ein Schlaufuchs ſein: — „Ja, ſchön!“

Er nahm ſeinen Hut vom Haken, ſchob das Pfeifchen, das ihm der Profeſſor geſtern aus ſeinem inhaltreichen Ruckſacke verehrt hatte, kunſtgerecht in die linke Mundecke, ſtemmte eine Fauſt auf die Hüfte und nahm den Stock in die andere. So ging er, als trutziger Burſch, hinaus, auf die Birſch nach dem Diandl'.

Der Profeſſor ſchaute ihm wohlgefällig nach. „Der iſt ein Feſcher; der braucht euch auch bald nimmer; nur zur Geſellſchaft, ſo wie ich,“ ſagte er zu den Studentenführern, dem Meßnerhansl und dem Stricker, die, ſeitab vom Ofen, einen Maisſterz und gebrätelten Speck unter der Gabel hatten. „Gebt's Obacht, ob ich ein ſchlechter Prophet bin! Den dottore ſchaff' ich noch vor Kaiſers Geburtstag auf den Stabeler. Nun, dottore, ſchon wieder da?“

„Die beiden ſind längſt draußen, und Ihr Fräulein Tochter hat mir deutlich abgewinkt,“ berichtete Ludwig, pflanzte ſich wieder auf ſeinen Hocker und paffte, während er ſich ein Häufchen altbackener Zeitungen und das neue Heft des Deutſch-Öſterreichiſchen Alpenvereins heranzog zum Leſen. Dann beſtellte er ſich beim Wirt einen Cognak: ‚Hitze muß man mit Hitze vertreiben,‘ dachte er.

„Geh' her, Gſtreiner, holſt mir die Fräuleins herein, daß ſie frühſtücken. Wir müſſen fort,“ rief der Profeſſor und verlangte eine leicht gewäſſerte Milch. So gut es ging, wollte er ſeine empfindliche Skizze damit fixieren. Einen Zerſtäuber hatte er da in ſeiner Reiſeapotheke, aber kein Fixatif.

„S' ham g'fruſtuckt — drin bei mir im Kuchl — waar mir eh nöt recht —“ brummelte der Gſtreiner und brachte den Milchhafen herbei, nachdem er zuvor die Sahne von der Milch abgeblaſen und einen Schuß Waſſer hineingeſchöpft hatte.

Die Studenten brachen auf, und der Profeſſor ſtellte ſich, mit dem Rücken gegen Ludwig, ans Fenſter, weidete die frohen Augen noch einmal an ſeinem ſchönen Werke der vergangenen Nacht, das ihn anſah wie ein klaſſiſcher Traum, und blies den feinen Sprühregen vorſichtig gegen das Papier. Während es trocknete, trat er zu Ludwig an den Tiſch, zog ihm die alte Zeitung unter dem Ellbogen fort und ſchlug ihm damit auf die Schulter:

„In dieſem Falle lob' ich's, daß die Mädl'n ſich von uns freigemacht haben. Kraſſe Trotteln ſind wir, daß wir um den Tiſch ſitzen und kannegießern, gelt? Da draußen wohnen die alten Götter; hier drinnen, bei den Konſervenbüchſen, nicht. Laſſen Sie uns die fahrende Habe zuſammenrichten und dann das Signal zum Abmarſch. Die Ljuba hat ihr Haremspackerl bereits fertig, darauf wett' ich. Sie ſpazieren con amore mit meiner Ljuba zu Thal, und ich führe das Fräulein Dorothee; weil es bei mir keinesfalls die Neulingsfurcht haben darf, wie beim Herrn Bruder. Paßt Ihnen mein Arrangement?“

— — — — — — — — — — —

Zehn Minuten ſpäter ſchwenkte Ludwig, von der Schwelle aus, ſeinen Hut, und ſchrie, mit aller Kraft ſeiner geſunden Lungen, in die ſonnenleuchtenden Hochgebirge hinein:

„Holdrio—ho! Holdrio—ho! Ab—marſch!“

Die Studenten antworteten, vom Grasleitenkeſſel herüber, und dann kam, drüben von den Steinen her, Ljubas heller Tegernſeer Juchzer. Sie erhob ſich und winkte: „Wir kommen!“

Dörthe blieb ſtill. Ludwigs kurzſichtige Augen unterſchieden ihr Geſicht nur als weißliches Rund gegen die dunklen Felswände. Er mußte den Krimſtecher zu Hilfe nehmen. Sie ſaß noch, ſchlaff zuſammengeſunken, den Hut im Schoße und ſah unbeſchreiblich traurig und mutlos aus. Es zog ihm ſein Bruderherz zuſammen, und er ſchalt ſich einen kalten Egoiſten. Mit ſeinen längſten Schritten war er gleich darauf bei den Steinen, drückte Ljuba die Hand zum Gutenmorgen und küßte Dörthens Mund:

„Mein Herzens-Dörthchen, wie ſiehſt du mir aus? Das geht ja nicht. Komm, laß mich noch zwei Minuten bei dir ſitzen und leg deinen Kopf an meine Schulter. Haſt du ſchlecht geſchlafen? Armes Kleines; mein liebes Dörthchen — ſprich dich aus.“

„Ich will einſtweilen voranſpringen und mit dem Papa für etwas Proviant ſorgen,“ ſagte Ljuba, und es durchfuhr Ludwig, wie innig verſtehend ſie ihn beim Fortgehen anſchaute. ‚Faſſe ſie zart an — es iſt etwas zerbrochen in ihr‘, ſprachen die dunklen Augen.

Ljuba hatte ihr Beſtes an Dörthe zu thun verſucht, und alles vergebens. Wollte ſie nicht, oder konnte ſie nicht? — So etwas ſchmerzlich Starres, Unerquickliches, hatte ihr blaſſes Geſicht nach der traumgeängſtigten Nacht. — Ihre einzige Klage war die Furcht vor dem Rückweg geweſen, und kein Troſt, keine Verſicherung verſchlug. Selbſt in der freien Luft, hier auf den Steinen, war's kaum beſſer geworden. Die Lippen verbiſſen, den Blick unſicher, ſo ſah ſie an den hehren Gipfeln empor, und ſo hatte ſie Ludwig eben gefunden:

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſeufzte und weinte:

„Wären wir doch in Weißlahnbad — wären wir nie von Ekenhoff fortgegangen!“

„Kleines, du fühlſt dich elend und ängſtigſt dich. Du weißt nicht, was du ſagſt. Nimm die Rücktour friſch, ſo wie ich's von meinem alten Dörthchen gewohnt bin. Sieh, der Profeſſor iſt den Weg hundertmal gegangen, bei Tag und bei Nacht; der hat mir verſprochen, daß er dich feſt an den Arm nimmt und ſicher führt —“

„O Gott, Ludwig — Ludwig! Bleib du auch bei mir —!“

„Aber natürlich, liebes Kleines. — Zehn Schritt hinter dir, oder vor dir, wie du willſt.“

„Haben wir denn Führer? — Ach Gott, Ludwig!“

„Es iſt ja der himmliſchſte Morgenſpaziergang von der Welt, mein Dörthchen, und wenn du dich ganz erholt haſt, geh' ich mit dir und erzähle dir von der Rotherdſpitze und erkläre dir alles genau. — Wer weiß, vielleicht wirſt du ſelbſt noch — — —“

„Niemals — ich weiß es beſſer —!“

Er brach ab. „Komm, laß uns zur Hütte gehen; ſie rufen.“

Der Name ‚Ljuba‘ fiel kein einzigesmal zwiſchen ihnen. Im Gehen nahm Dörthe Ludwigs Hand in ihre und ſtrich darüber hin:

„Was hast du für wundervoll braune Hände bekommen, — du glücklicher Menſch — ich beneide dich. — Ach, ſolche beneidenswerten Hände!“

„Die bekommſt du auch im Thal; laß du nur die Glacéhandſchuh acht Tage von den Fingern, Dörthchen.“

„Unten iſt es ja ſo ſchön — — ich werde mich ja in alles finden,“ ſagte ſie, drückte ſeine braune Hand heftig, und er fühlte, wie ſie an ſeinem Arme zitterte vor mühſam verhaltenem Weinen.

— — — — — — — — — — —

Die Grasleitenhütte verſchwand hinter ihnen, und die drei ſchwarzen Flecke, die das abſpringende Geſchotter über Nacht in das weiße Schneefeld unter dem Antermojakogl gemalt hatte, wurden zu winzigen Pünktchen durch die fortrückende Entfernung. Der Tag ließ ſich ſehr heiß an. Die Sonne ſchmolz den Neuſchnee lachend wieder hinweg, und um die Zinnen und Zacken des Gebirges legte ſich lichtbläulicher Duft. —

Ludwig und Ljuba ſchritten leichten Fußes voraus, ganz dicht nebeneinander, wie es der ſchmale Pfad gebot. Ludwig trug Ljubas Alpſtock mit ſeinem, und die Unterhaltung zwiſchen ihnen kam nicht ins Stocken. Meiſt hielt Ljuba den Kopf geſenkt; nur dann und wann erhob ſie den Blick und begegnete dem des Redenden. Öfters legte ſie auch die Hand auf ſeinen Ärmel, und ſie blieben beide ſtehen und ſahen ſich nach Dörthe und Ljubas Vater um. Wäre der Profeſſor nicht ſo ſorglich bemüht um ſeine Schutzbefohlene und dadurch gänzlich abgelenkt geweſen, er hätte ſich gewiß den Kopf darüber zerbrochen, daß ſeines Kindes Geſicht wie eine dunkle Roſe glühte, daß ſie ein paarmal tüchtig ſtolperte, weil ſie vergaß, vor ſich auf den Steig zu ſehen. Sonſt paſſierte ihr das niemals. Glücklicherweiſe leiſtete ihr die gebräunte Rechte ihres Begleiters nur zu gern Hilfe, und die großen Nagelſchuhe thaten ihr Beſtes, um den kleinen alle Hinderniſſe aus dem Wege zu ſtoßen. Sie fanden beide, daß es ein wunderſames Wandern an dieſem Feiertagsmorgen war, und freuten ſich, jedes ſtill für ſich allein, auf die ſchützende Dämmerung des Zirbenwaldes, der dort vom Bergrücken winkte, von goldnem Sonnendufte eingehüllt. Unter den ſchwarzgrünen Wipfeln, zwiſchen den alten rötlichen Stämmen mußte ſich's noch ſchöner plaudern als hier draußen, und Ljuba konnte gar nicht genug hören, von Ekenhoff und Ekendorf, dem buſchigen Garten voll von Jasmin und Centifolien; der Hoflinde, darunter die Knechte und Mägde abends in der Dämmerung ſangen, ernſthaft und brav, ohne Juchzen und Neckverſe, und von den Algäuer Kuhglocken, die das buntſcheckige Vieh auf den weiten Blumenwieſen trug. Ach, und die goldene Großmutter, die man das ‚Ochen' nannte — lebensgern würde ſie die kennen, und dann den originellen Brünings und Styx, den verzauberten Bruder.

„Wollen wir nicht auf Ihre Schweſter warten?“ fragte Ljuba mehrmals, allein ihr Begleiter ſteckte viel zu tief im Erzählen drin. „Da drüben im Schatten warten wir,“ ſagte er kurzab und malte ſeine Heimatsbilder weiter, ſo anſchaulich, wie man's einem nüchternen Juriſten gar nicht zugetraut hätte. Kein Wunder, daß Ljuba dieſe bergloſe, weltferne Heimat im deutſchen Nordweſten auch ſchon mit eitel Poeſie zu umſpinnen begann, und das war ja auch der ganze Endzweck. Auch von Mutters Kranz erzählte Ludwig ihr, und es entzückte ihn, daß ſie Paul Heyſes Geſchwiſterlied ſo gut kannte, wie den Dichter ſelbſt.

— — — — — — — — — — —

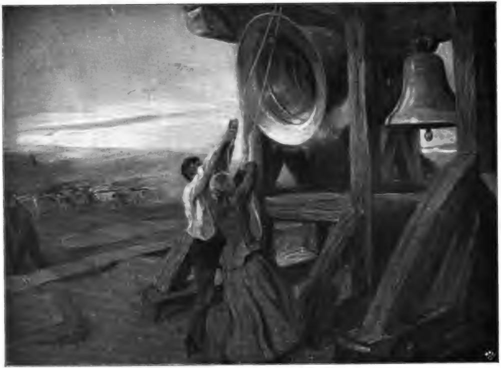
Nur langſam, Schritt für Schritt, kam der Profeſſor vorwärts. Er ging hart am Hange und handhabte ſeinen Bergſtock mit der Linken. Den rechten Arm hatte er, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, um Dörthe geſchlagen. Sie lag ihm darin wie ein Bleigewicht; ihre große Geſtalt hatte geſunde Muskulatur. Angſtvoll drückte ſie ſich an ihn; eine ihrer eiſigen Hände griff empor und umklammerte ſeine haltende Hand. Auch nur ein Wort zu reden wäre ſie außerſtande geweſen.

Er ſprach gleichfalls nicht. So etwas von ſinnraubendem Bergſchwindel war ihm in ſeiner langen Praxis nur einmal vorgekommen, außer dieſem Male. Vor vier Jahren bei einer kleinen Italienerin; ein pechſchwarzes Dingelchen, kokett und ungebärdig. — Drunten, jenſeits San Martino, war's geweſen; ſie hatten zu dritt die Cima di Vall nehmen wollen, er und Ljuba und der Bartolo Zagonel, und die Signorina mit dem Grasaffen, ihrem Bruder, klettete ſich an, ſo mir nichts, dir nichts, und ſo weit wie's gehen würde. Droben im Val di Roda, wo das Geſchotter eine Weile ſteil zum toſenden Bach abſchoß, war die Geſchichte zu Ende geweſen, und er ſelbſt hatte das Püppchen ans Waſſer hinuntergetragen und es losgeſchnürt, wie's ſchnappte wie ein Fiſch auf dem Trocknen, und der fratello ſich gebärdete wie ein furioso. Mit dem waren die Ljuba und der Zagonel knapp fertig geworden. Heilige Mutter! War da ein verſchnürter und verdorbener Bruſtkorb zum Vorſchein gekommen! So etwas Sündhaftes und Unſchönes — pfui Teufel! —

Heute brauchte er glücklicherweiſe wenigſtens nicht ‚pfui Teufel!' zu denken. Die Großmutter möchte er wohl kennen lernen und ihr einmal in aller Ehrerbietung die Hand dafür küſſen, daß ſie eine ebenſo verſtändige, alte Dame zu ſein ſchien, wie er ein kunſt- und naturliebender Mann war, und dem lieben Mädel, der Dörthe, das Mieder verboten hatte. Ljuba durfte auch keines tragen, Gott behüte. Solch einen dummen Fiſchbeinpanzer und Lebensverkürzer. Die Venus von Milo hatte dreiundachtzig Centimeter Umfang über den Hüften: was war denn in die modernen Weiber hineingefahren, daß ſie's durchaus unter ſechzig haben mußten? Freilich, die meiſten davon — an denen verlor die Kunſt nichts, wenn ſie ſich zu Tode ſchnürten.

Er dachte an die Arbeit, auf die er ſich ſchon freute, wie ein Kind: ſeine ſterbende Centaurin. So leid ihm des feſchen dottore Schweſter that — (‚wirklich, von ganzem Herzen leid, arm's Haſcherl!') ein ſeltſames Glück war's, trotz des Bedauerns, daß er ihr blaſſes Geſicht mit dem Ausdrucke der Qual in jeder Linie eine Stunde und länger ſo vor ſich haben und unauffällig ausſtudieren durfte. Die Angſt lag ja, Gott ſei Dank, einzig und allein in ihr. Bei ihm war ſie ungefähr ſo ſicher wie bei Vater Abraham im Schoß, und bei der Legeralp war das Schlimmſte überſtanden.

„Geht's ſchon ein biſſel beſſer, mein Kind? Fühlen Sie ſich gut verſorgt, da bei mir?“ fragte er zwiſchendurch ein paarmal. Dann hob ſie die ſchweren Lider und ſah ihn aus herzbeweglichen Augen an, und er drückte ſie noch feſter und ſicherer an ſeine Seite. An den ſchmalſten Pfadſtellen nahm er ſie um den Wuchs und trug ſie mehr, als ſie ſelber ging. Der Schweiß perlte ihm hell auf der gebräunten Stirn und über



Morgen ist Feiertag. Gemälde von Ludwig Dettmann.
(Aus dem Werke „Ars Nova“, Verlag von Max Herzig & Co. in Wien.)

Digitized by Google

die bärtige Lippe. Dafür, daß ſie hier am ſteilen Hange ausraſtete, war er nicht. Lieber langſam und ſtetig weiter, ſolange ihre Kräfte vorhielten.

Da kam ſchon das wilde Geklüſt des Bärenlochs unter ihnen in Sicht, und rechts davon dehnte ſich, lichtumfloſſen, der Zirbenwald auf dem Bergrücken gegen die Legeralp:

„Jetzt den Mut hernehmen: geh', ſchau mich' einmal richtig an; gleich haben wirs Spiel gewonnen. So iſt's recht; die gute Farbe kommt wieder, und die Hand wird warm. So iſt's ſchön! Immer tapfer ſein.“

Sie machte eine ſtarke Willensanſtrengung, bog ſich im haltenden Arme zurück und ſchaute in die Tiefe. Allein es ging noch nicht; das entſetzliche Gefühl der Beklemmung meldete ſich von neuem. Alles, was ſie vermochte, war nach der Steinlauchblüte zu greifen, deren fettes Laubpolſterchen ſich aus der langen Felsritze über ihr herausbauſchte. Dann ſteckte ſie das roſa Sternchen mit zitternden Fingern in ihres Beſchützers Joppenknopfloch.

Er küßte ihr zuerſt die Hand und dann die Stirn zum Dank und hatte die anmutigſte, ritterlichſte Art, das zu thun. Darauf ließ er ſie ein Schlückchen Wein und einen Biſſen Brot nehmen, und die kleine Erquickung, gerade zur rechten Zeit, belebte ſie. Sie machte einen Verſuch zum Plaudern. Kurze, abgeriſſene Sätze, matte Fragen. Große Pauſen dazwiſchen.

Der Profeſſor hörte ihre vereinzelten Wortfolgen nur mit dem äußeren Ohre und antwortete zerſtreut oder gar nicht auf ihre halbleiſen Fragen nach Ludwig und nach der Entfernung bis zur Legeralp, und ob ſie ihm auch wirklich nicht läſtig falle?

‚Ja‘ oder ‚nein‘ — mehr bekam ſie nicht aus ihm heraus.

— — In ſchützender Umſchlingung, ſeine feſte Hand um ihren Arm gelegt, hart über die Ellbogenbeuge, ſo hielt er ſie noch immer und fühlte jede der weichen Formen ihres jugendlichen Oberkörpers durch die dünne Muslinbluſe. Ihr Jäckchen hatte er auf ſeinem Ruckſack feſtgebunden; ſie litt unter der ſteigenden Hitze des Auguſttages.

‚Alles an ihr iſt gut gebildet und ſchön entwickelt,‘ dachte er. ‚Den ganzen Thorax kann man ſich nicht vollkommener wünſchen, und der Bruſtanſatz iſt ideal. — Den Biceps muß ich viel kräftiger herausſpringen laſſen gleich auf der Skizze, und den Deltamuskel noch beſſer runden. Am Ende haben ſie im Badl einen Blauſtift zur Korrektur. Eine ſo gut gerundete Schulter trifft man nicht oft und ſolch ein feines, raſſiges Handgelenk und dieſe ſenſible langgefingerte Hand. Spitze Finger, wie auf den Porträts aus der Schmachtlappenzeit. — — Hier bei ihr wirken die Gegenſätze.‘ —

Er blickte von der Seite auf ſie nieder und zergliederte ihr Geſicht abermals in Gedanken. Der Augenbrauenmangel ſtörte ſein Schönheitsgefühl wieder, und ihre Züge wurden unbedeutender, nun die angſtvolle Spannung aller Linien nachließ und in Mattigkeit überging.

‚Frieſiſche oder nordiſche Raſſe,‘ kritiſierte er innerlich weiter, ‚Vollblut auf alle Fälle. Ich werde ihr den Germanentypus laſſen; ihr Gegenſtück hat ſchon den huniſchen, alſo geht's mit dem Anachronismus in einem hin. Gelobt ſeien die poetiſchen Licenzen. Für den Roßleib ſchau' ich noch einmal in den Marſtall. Die Falbſtute vom neuen Viererzug, die iſt's. Die muß mir der Falkenhayn vorführen laſſen, ſobald ich daheim bin. — Jeſus Mari', wenn die verflixte Unruh' nach der Arbeit nicht wär', grad' wenn's im Gebirg ſchön iſt; — und wer hat die Schuld?‘

Er ſchaute Dörthe unter den Hut und ſtrich liebkoſend über ihre Wange. — Sterblich verliebt war er in ſein jüngſtes Modell. Das geſchah ihm jedesmal.

‚Fräulein Jersbek‘ ſtand auf einem anderen Blatte. So hieß eine allerliebſte, junge Dame, Ljubas Altersgenoſſin. Ein biſſel zu ländlich, ein biſſel zu weltunerfahren; ſehr naiv und ſehr impulſiv. Alles in allem: ‚lieb.‘ — Solch ein liebes, großes Kind, das darf ein ſiebenundvierzigjähriger Mann gern mit ſeiner eigenen Tochter zuſammen bevatern und ihm gern einmal ein Buſſerl geben, weil ſchlechterdings keine perſönlichen Abſichten dabei ins Spiel kommen. — ‚Zwiſchen Künſtler und Modell, das iſt ein klaſſiſch-erotiſches Verhältnis: Pallas-Athene die Gelegenheitsmacherin — die Camönen ſchlingen ihren Reigen dazu, und Hymen flüchtet — ja, ja!‘ —

„Da iſt Ludwig“ — ſagte Dörthe plötzlich in ſeine klaſſiſche Liebeslogik hinein, löſte ſich aus dem umſchlingenden Arme und wagte tapfer ihre erſten, ſelbſtändigen Schritte ſeit faſt anderthalb Stunden. Ludwig und Ljuba ſtanden drüben am Waldrande, winkten und juchzten. Erſtaunlich ſchnell hatte Ludwig den Tegernſeer Juchſchrei begriffen.

‚Ludwig!‘ — dachte Dörthe; ‚könnte ich denn je einen Menſchen ſo lieben wie Ludwig? — Ja, ich liebe ihn, den Einzigen, Herrlichen; meinen Erretter. Nun iſt mir alles gleich, wenn ich ihn nur jeden Tag eine Stunde für mich habe!‘

Ihr war's zu Mut, ſie wußte ſelbſt nicht wie, nach der großen Offenbarung ihres Herzens, und als ihr Beſchützer wieder neben ihr zu Thal ſchritt, jetzt mit dem brennenden Pfeifl zwiſchen den Zähnen, dankte ſie ihm mit heißen Worten für ſeine Güte und Hilfe.

Er ſchüttelte ihr kameradſchaftlich die Hand, ſetzte ſeine Rechte leicht auf die ſchlanke Hüfte und lächelte wieder auf ſie herab wie ein großmütiger König. Dann gab er ihr noch allerlei Bergſteigerlehren, nun ſie von neuem bei klaren Sinnen war, und ſie hätte immer nur in ſeine hellen, feurigen Augen ſchauen können, deren Herrſcherblick ihr ſprödes junges Herz erobert hatte.

Als bald darauf Ljuba kam, Ludwig um zwanzig Schritt voraus, ſich an ihres Vaters Arme hing und zärtlich mit ihm zu plaudern begann, da regte ſich heftige Eiferſucht in Dörthe:

‚Ich gönne ihn ihr nicht, und Ludwig ſoll ſie mir auch nicht wegnehmen!‘ — ‚Sie iſt ihres Vaters Tochter und hat die erſten Rechte,‘ warf die Vernunft ein, aber die Eiferſucht erzwang ſich das große Wort und behielt es.

„So ſpät im Jahr noch zwei Alpenroſen, du Schatzl?“ ſagte der Profeſſor ſcherzend und zwickte, wie es ſeine Liebhaberei war, Ljubas Wangen eine nach der anderen. Sie glühten wirklich wie zwei Alpenroſen, und überhaupt — abſonderlich ſchön und reizend ſah ſein Töchterchen heute aus. — „Hernach hab' ich einen intimen Plauſch mit dir zu machen, piccolina,“ fügte er hinzu. „Nach dem Lunch kommſt du dann ein biſſel zu mir aufs Zimmer, gelt? Und ſchau, ob du mir in der Wirtſchaft nicht einen Blauſtift auftreiben kannſt?“

„Ich hab' eine Ahnung: — darf man Glück wünſchen, Papaſcha?“

„Wir werden ſehen, lieber Famulus. Schau, wie das Fräulein Dorothea brav marſchiert, und bei ihr blühen die Roſen auch wieder auf — freilich maidenblush iſt's noch; — ein biſſel blaß, aber es kommt immer beſſer, gelt, Fräulein Dörthl?“

„Geht's Ihnen wirklich ganz gut?“ fragte Ljuba und faßte Dörthens Hand. „Nein, ſo froh, wie ich bin! Gelt — Sie verzeihen mir meine Unthat, Fräulein Jersbeck?“

„Seid ihr g'ſpreizt, meiner Seel!“ rief der Profeſſor. „Junge Mädeln ſagen einander ‚du‘ und die Taufnamen. Gebt euch ein Buſſerl, ihr Kinder, und bringt's in Richtigkeit. Der dottore wird mir nicht zuwider ſein.“

„Im Gegenteil — er klatſcht Bravo.“ Ganz außer Atem langte Ludwig an, ſchloß ſein Dörthchen in die Arme, und ſein Geſicht blickte lauter Seligkeit.

Siebzehntes Kapitel.

Sie tauſchten einen Kuß und reichten ſich die Hände, und nannten einander ‚Dörthchen‘ und ‚Ljuba‘. — Ljuba bat auch mit ihrem lieblichſten Schelmenlächeln, das ‚Dörthchen‘ in ‚Dörthe‘ verwandeln zu dürfen, weil die norddeutſche Endſilbe ihrem ſüddeutſchen Munde gar ſo ungewohnt klänge, und Dörthe willigte, wohl oder übel, ein. Näher jedoch brachte es die beiden Gleichalterigen einander nicht — im Gegenteil. Dörthens Gemeſſenheit gegenüber verſchwand Ljubas Schelmenlächeln wieder.

Ludwig ſchmerzte der kleine Vorgang aus tiefſter Seele. Er kannte ſeiner Schweſter Geſicht in jedem Zuge; den kühlen, unbeweglichen Blick ihrer brauenloſen Augen, den ſie mit ſeinen renitenteſten Terminsbauern gemeinſam hatte, die ſchmale Mundlinie, bei der ſich die Lippen nach innen preßten: ‚nur um Gotteswillen kein Wort zuviel!‘ — und Großmutters drei Rillen quer durch die hohe, weiße Stirn. Dazu dann den Nacken ſteif gemacht und das Kinn gegen den Hals herein gedrückt: ein bockendes Fohlen konnte einem dabei einfallen; das vollendete Bild jenes Eigenſinns, den weder heftiger Zorn noch Prügelſtrafe beſiegt und am allerwenigſten liebevolles Nachgeben. Den nur der Eigenſinnige in ſich ſelber bezwingen kann, wenn das harte Schickſal ihn nicht mit ſeinen Neſſeln und Dornen in Grund und Boden peitſcht.

Ljuba kannte Dörthe nicht. Sonſt

hätte ſie's ſchwerlich mit ihrem liebreichen Entgegenkommen und Werben weiter verſucht. Ihr einen Wink zu geben, das verbot Ludwig die Vorſicht; denn Dörthens Augen ließen nicht von ihm ab. Immer fühlte er mit Schrecken, wie der kühle Blick ſich in den leidenſchaftlich bittenden verwandelte, ſowie er von Ljuba zu ihm hinüberſchweifte, und ſchließlich war's ſo arg, daß ſie garnicht mehr auf Ljubas freundliche Fragen einging. So blieb's bis zur Legeralp, und dort änderte ſich, bei der kurzen Raſt, um das Beppe Milchhafen und „Kirſchfiaskettl“, nicht das mindeſte.

Der Profeſſor, der, von der Wegſcheid zur Alp hinauf, im Nachtrab geblieben war, um allerhand Notizen zu machen und ſelbſt Ljuba vorangeſchickt hatte, den Geſchwiſtern nach, ſaß jetzt auf ſeinem Raſenknollen beim Bildſtock und ſchaute der Jugend, die ſich um ihn herum im Graſe gelagert hatte, mit väterlichem Vergnügen zu. Daß ſich da zwiſchen der Ljuba und dem ſympathiſchen Doktor juris etwas anſpann, das entging ihm nicht. Er war's ſehr zufrieden. Die Ljuba hatte ganz und gar das liebegebende und -bedürfende Weſen ihrer verſtorbenen Mutter, nur (Gott ſei Lob dafür!) nichts von der perverſen Überſpanntheit, dem nervenzerrüttenden Ungeſtüm der Halbſlavin, die ihm, ohne ſeine eigene kernige Natur, unfehlbar ſein Leben verdorben, ſeine Geſundheit zerſtört hätte. Im Inſtitut hatten ſie Ljuba gut geſchult, und der Reſt war dann ſein Werk geweſen; ſeines und das der Hochgebirge. Was etwa an nervöſer Anlage und gefährlichen Neigungen von der verſtorbenen Mutter her in ihr gelegen haben mochte: der friſche herrliche Alpenſport, der aus den Dünſten der Thäler ſich mutig und ausdauernd zur freien Himmelsklarheit der Gipfel emporringt, hatte ihr's mit der Wurzel ausgetrieben. Sie würde dem lieben Kerl, dem dottore, eine gute und herzenswarme Frau werden und ſich, trotz der Berge, auf ſeiner weltfremden Scholle wohlfühlen. ‚Wer ſoviel in ſich ſelber hat, wie das Kind, und ſolch eine brave Tochter iſt, der baut ſich allerorten ein Glück hin. — Und das Gebirg ſpringt ihr nicht fort; nach München gehen die ſchönſten Schnellzüge von Hannover oder Bremen aus. Der dottoro thut auch mit; daß der einmal ein Mordskraxler wird, das erleb' ich noch bei beſter Geſundheit und mit den Zweien als Dritter. —“

Als er ſolchergeſtalt mit ſich und ſeines Kindes mutmaßlicher Zukunft ins reine gekommen, miſchte er ſich voll Eifer in die jugendliche Unterhaltung zu Dreien. — Es war eben ein gar zu göttlicher Feiertagsmorgen, und, wie die Natur in Glanz und Farben, ſo prangte der Beppe im neuwaſchenen Rupfenhemde und dem feſtlichen Hoſengurt. Augenſcheinlich hatte er ſich ſogar den ſtruppigen Kopf unter verwogenem Hute und die hageren Kniee zwiſchen Lederhoſe und graugrünen Wadenſtutzen mit dem Borſtwiſch und Quellwaſſer bearbeitet. Er hielt ſeinen halben Gulden bereits in der ſchwieligen Fauſt, ſtand breitſpurig, die Kniee krumm, hinter Ludwig und Ljuba, und erzählte dem Profeſſor, in ſeinem rauhen Kauderwelſch, wie der Nato letzte Nacht geſchnarcht habe, daß die Kalben ſchier davon geſprungen ſeien, weil ſie gefürchtet hätten, der Bär ſei in der Hütten, und daß der Villgrattner ihm den hohen Halswurger (den vom fremden Sior dort!) aus ſeinem Ruckſack gezeigt und umgelegt habe. — „S'ta vergine: ſolch ein Wurger, und damit auffi kraxln! Jeſſas, na! na!“

Ludwig lachte Thränen über den „Wurger“; ſeinen vorzüglichen Stehkragen, den er ſchon im Jungbrunnenthal von ſich geworfen und dem Villgrattner zum Sonntagsſtaat vermacht hatte, weil er nun doch einmal vom älteſten Dutzend war. Der Profeſſor lachte aus Humor mit und Ljuba aus Sympathie; nur Dörthe ſaß gerade aufgerichtet, löffelte langſam den Reſt aus ihrem Milchſchüſſelchen, weil ſie fürs allgemeine nicht geweſen war, und verzog keine Miene.

Der Profeſſor beobachtete ſie aufmerkſam, ſowie der geſprächige Senn ſich mit ſeinem Milchgerät wieder verzogen hatte, und das junge Paar ſich, nach den Anziehungsgeſetzen erſter Verliebtheit, unwillkürlich aufs neue zuſammenfand und friedlich gegen den übergrünten Felshang emporwandelte, wo die falbe Lieblingskuh weidete und gleich, grade wie geſtern nachmittag, den weiß beſternten Kopf wendete, als die ſchmeichelnde Mädchenſtimme rief:

„Bella! Bellina, daher! — Vien' qua, Bellina!“

Ludwig wendete ſich gleichfalls um, aber nicht nach der Kuh, ſondern zurück nach dem Bildſtocke und fing auch an zu rufen:

„Dörthe! — Mein Dörthchen! Komm zu uns! Hier gibt's Genzianen!“

Sie jedoch ſchüttelte den Kopf und blieb ſitzen, wo ſie ſaß. Nicht einmal die Hand rührte ſie, um ihm wieder zu winken. Ihre Unterlippe drückte ſich ſcharf gegen die Oberlippe, und die hob ſich zuckend. Gleich darauf war's wieder die ſchmale, in ſich verbiſſene Mundlinie von zuvor.

Dann, als Ludwigs friſcher Baß ihr, halb neckend, halb lockend, von der Halde herab, zuſang:

„Ein Bruder und eine Schweſter,
Nichts Treueres kennt die Welt!
Kein Goldkettlein hält feſter —“

da ſtand ſie auf und ging, vom Bildſtock fort, in der entgegengeſetzten Richtung nach dem Zirbenwalde hinüber. Niemand folgte ihr. Zwiſchen den erſten Stämmen warf ſie ſich auf den benadelten Moosboden und ließ ſich die Ameiſen achtlos über Fuß und Kleid laufen. —

Der Profeſſor, geſpanntes Intereſſe im Geſicht, ſah ihr nach und holte ſein Portefeuille hervor. Den Bleiſtift hatte er glücklich in der äußeren Joppentaſche wieder erwiſcht. — Was er da eben beobachtet, das mußte er ſofort für ſich feſthalten. ‚Solche kleine Züge, als Drucker oder Lichter aufgeſetzt, darf man ſich nicht entgehen laſſen. Die geben, post mortem, eine wertvolle Hinterlaſſenſchaft für den Pſychologen. — Sapperment! Dieſer vertrotzte Zug über den Augen und an der Naſe hin, und dann die Oberlippe: das Aufkräuſeln und Zurückſpringen, grad' als wär's eine umgekehrte Bogenſehne — das iſt Gold wert. Brauch' ich's nicht für die Centaurin, ſo wird's meinem Hexerl aufgehängt. Für das iſt mir's eben recht.‘

Er blätterte in der Brieftaſche. Die war ſchon faſt vollgefüllt mit winzigen Akten und Halbakten, Köpfchen und Koſtümdetails, und hier ein Fuß, dort die gefalteten Hände irgend einer Dorfgreiſin, dort ein Kleines im Winkel, dem der Meiſter die derben Puttenglieder zwiſchen die einſchnürenden „Pfatſchen“ gezeichnet hatte.

So, da gab's noch zwei leere Blätter, ſehr geſchickt gleich nebeneinander. Aufs erſte Blatt kam eine verkleinerte Dörthe — ganzes Geſicht — darunter die zweite im Profil; kein charakteriſtiſches Merkmal vergeſſen; man ſah, mit welcher Künſtlerliebe der Zeichner ſich den ungewöhnlichen Mädchenkopf zu eigen gemacht hatte. Den beiden Porträtköpfchen gegenüber der Entwurf zur Petſchaftfigur, die er ſich ſchon längſt zur Ausführung in Bronze vorgenommen hatte. Das trotzige Hexchen an den Brandpfahl gebunden, natürlich ein unbußfertiges Hexchen, und der Kopf des Scheiterhaufens, auf dem ſie ſtand, gab die Unterlage zur Siegelplatte. — Er mußte das Dörthl wahrhaftig um ihr Wappen fragen — (hoffentlich führte die Familie eines) — und dann ließ er's für ſie ſtechen, oder mindenſtens ihr Monogramm und ein Symbol darüber, und ſchenkte ihr das Petſchaft mit ſeinem Namenszuge um die Siegelplatte. — Ja, das ſchuldete er ihr. Sie hatte ſeiner Kunſt ein Kapital geſchenkt, das er nur zu münzen brauchte: Heiliger Phidias und Praxiteles — ob er's münzen würde?! — Die Unruhe, — der Arbeitsdrang, — rein des Teufels war's!

Es hielt ihn nicht mehr, da am Bildſtocke auf dem ſanften Graſe für die Kalben und die Geißen. Er verſenkte ſeine Brieftaſche an ihren verſchwiegenen Platz, ſprang auf, reckte ſich mächtig und that auf zwei Fingern einen gellenden Komandopfiff nach ſeiner zerſtreuten Jugend.

Alsbald kamen ſie alle drei. Zuerſt das Paar; Ljuba teilte Genzianen aus und mußte ſich geſchwind einmal in den väterlichen Arm drücken und den Schnurrbart mit ihren Fingern voneinanderteilen, daß die Lippen des ſtolzen Mundes zum Küſſen frei wurden: „Du — Papaſcha, biſt mir gut?“

Er hielt ſie an ſich, küßte wieder und drohte ihr mit ſchalkhaftem Augenblitzen:

„Haſt geraucht? Wer hat dir eine Cigarett' gegeben?“

„Mir? Aber was denkſt du, Papa? Ich und rauchen!“

„Ein dummes Diandl biſt du. Verſtellen kannſt' di net, gelt?“

„— Papaſcha —!“

„Iſt ſchon gut. Ich frag' dich nicht aus; du trägſt deine eigne Haut zu Markt und dein eignes Herz. Aber vergiß nicht, daß ich auch da bin zum Mitreden."

Sie errötete, und ihre Augen glänzten feucht, als ſie in ſeine blickten. Dann ſprang ſie ihm davon wie ein Reh, gradeswegs in die Hütte zum Beppe, und ſchöpfte ſich mit beiden Händen Waſſer aus ſeinem Troge über ihr brennendes Geſicht.

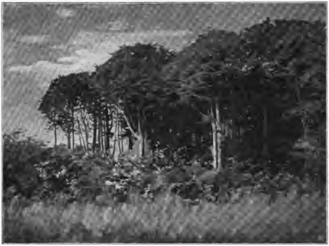
Dörthe brachte kein Genzianen mit, nur ein paar trockene Zapfen, aus denen ſich die Eichkatzen ſchon alle Samennüßchen herausgemauſt hatten, und ein halb Dutzend Ameiſenbiſſe. Die Zapfen warf ſie im Bogen hinter ſich, als Ludwig ihr entgegengelaufen kam, um ſie zu holen, und wegen der Ameiſenbiſſe führte er ſie auch an des Beppe Waſſertrog, tauchte ſein Schnupftuch hinein, daß es tropfte und wand es ihr um Hand und Arm mit den brennenden Biſſen. Sie küßte ihn gleichfalls, wie Ljuba ihren Vater geküßt hatte, und klammerte ſich, im braunen Dämmer der Alphütte, um ſeinen Hals. Aber ſie ſagte nicht wie Ljuba: „Biſt mir gut?" — ſie ſagte die leidige, alte Litanei, die daheim auf dem Ekenhoff zwiſchen ihnen im Schwange war, wenn das allzuheiße Schweſterherz nicht aus noch ein wußte:

„Verzeih' mir, Ludwig! — O, verzeih' mir doch!"

„Du haſt mir ja nichts gethan, Dörthchen —"

„Doch — doch — ich bin ſo ſchlechter Laune — ich kann nicht dagegen, Ludwig — ich bin ſo unglücklich! Verzeih' mir!"

Aus unserer Studienmappe:



Waldſaum von Bockhorſt in Oſt-Holſtein. Olſtudie von C. Holzapfel.

„Mein Dörthchen, du weißt, wie lieb ich dich habe. Mit unſerm Liede hab' ich dich, weiß Gott, nicht ärgern wollen."

„Ach Ludwig — laß es unſer Lied bleiben, ich flehe dich an. Die andern verſtehn es nicht; — es iſt Mutters Lied."

Er ſtrich ihr mit ſeiner feſten, wohlthuenden Hand die krauſen Löckchen aus der Stirn, küßte ſie auf die Augenlider, wie er's beſonders gern that, und tauchte ſein Tuch nochmals ins kalte Waſſer für ſie: —

„Laß du das Leben treiben, wie es

will; ich bleibe dir immer derſelbe,“ ſagte er, während er den kleinen Kühlverband friſch um ihr Handgelenk legte.

„Verſprich nichts, was du nicht genau ſo halten kannſt,“ antwortete ſie, „ich thu’ es auch nicht mehr. Ich bin von allen Illuſionen geheilt.“

„Bedenke, was du ſo hinſagſt. Von allen?“

„Ich ſage nichts ‚ſo hin‘. Ja — faſt von allen.“

„Siehſt du, das iſt ſchon eine Abmilderung. Es bleibt dir noch recht viel und wird Neues dazukommen. Wart’ es nur einmal ab.“

„Mich verlangt nicht darnach,“ erwiderte ſie ſchroff, und er gab es auf für jetzt, ihren harten Sinn ſeinen Wünſchen und Hoffnungen entgegen zu bringen.

Sie machten ſich zuſammen auf den Weg hinunter durchs Tſchaminthal. Der Profeſſor und Ljuba, tief im Geſpräch, folgten. Ljuba hielt ihres Vaters aufgeſchlagene Brieftaſche in Händen; er zeigte ihr irgend etwas darin und redete lebhaft erklärend. Sie hing an ſeinen Blicken und ſeiner weiſenden Hand und nickte, eng an ſeine Seite geſchmiegt, lächelnden Mundes zu ihm auf. Es war ein ſchönes Bild ruhiger und inniger Zärtlichkeit zwiſchen Zweien, die ſich bis ins Feinſte kennen und verſtehen.

Ludwig ſah ſich raſch einmal nach dem Paare um, als ob ihn irgend eins der lauter und lebhafter geſprochenen Worte beſonders frappiert habe, und Dörthe fing ſeinen Blick auf.

„Obgleich du mich noch mit keiner Silbe danach gefragt haſt, intereſſiert dich Ochens Brief doch vielleicht,“ ſagte ſie und holte das ſtarke Couvert hervor. „Wenn du den Brief leſen willſt, ſo verſtehſt du am Ende nachher, weshalb ich ſo unglücklich bin.“

„Hauptſächlich biſt du unliebenswürdig. Wie kommſt Du zu dem dummen Einleitungsſatze: ‚obgleich du mich mit keiner Silbe danach gefragt haſt?‘ Kann ich ahnen, daß die Nachrichten ſo pünktlich dahinunter ins Badl reiſen? Gib her, bitte: natürlich intereſſiert mich’s von der erſten bis zur letzten Zeile.“

Dörthe nahm Tante Doris’ Sologekritzel zwiſchen Großmutters beiden Bogen heraus und zerriß es in lauter winzige Fetzen. Die warf ſie ſeitwärts auf den Weg und verwahrte die Roſenblätter im Couvert für ſich. Dann bekam Ludwig den Brief zum Leſen.

Während er ſich aufmerkſam hinein vertiefte und ſein Geſichtsausdruck den Inhalt wiederſpiegelte, ſtarrte ſie immerfort in den Bach, der mit wildem Rauſchen und raſchen Sprüngen thalab tanzte. An jedem Steine in ſeinem Wege ſpritzten die grünglaſigen Wellen zornig auf und ſchoſſen weiter, pfeilgeſchwind, murmelnd und raunend, wie ein ungebärdiges Menſchenkind, das ſich gegen die Hinderniſſe ſeines Lebens ſtemmt und aufbäumt und dann wider ſein Geſchick murrt. — Die Sonne hat gut ſcheinen; — der zürnende Bach lief ihr eigenſinnig davon, weiter und weiter bis ins lichtloſe Thal zwiſchen die dunklen Stämme, und dort war all ſeine Nachklage umſonſt.

‚So ſieht es jetzt in mir aus — ich wollte, daß ich tot wäre,‘ dachte Dörthe, und dann fiel ihr’s doch wieder ein, wie ſie nicht das Geringſte aus ihrem Lebenskreiſe verloren, ſondern nur Neues hinzugefügt hatte, durch Ludwigs Großmut; und das, was alle Dichter in allen Sprachen als das Höchſte preiſen, hatte ſie auch kennen gelernt, die Liebe zum Manne, der nicht ihres Blutes und das Urbild eines Frauenhelden war — ‚Wenn ſeine Tochter nicht wäre; — die nimmt mir mehr als die Hälfte von ihm fort.‘ — Sie fing an langſamer zu gehen und den Stimmen hinter ſich zu lauſchen, die ſo wunderbar gut zuſammenklangen und ſolch einen heitervertraulichen Ton hatten. ‚Nein — ſie läßt es nicht zu, — daß ich ihn liebe, —‘ dachte ſie.

Ludwig ſchob ſeinen Arm unter ihren und gab ihr den Brief zurück. Die kleine Mißſtimmung von vorhin war total vergeſſen.

„Das iſt ein ganz wunderhübſcher Brief, du,“ ſagte er. „So ganz wie unſer Ochen, anſchaulich und reizend poetiſch, und alles, was ſie über Brünings ſchreibt, ſachlich bis ins Tz. Wie kann dich ſolch ein lieber Brief denn unglücklich machen? Das erkläre mir bloß, mein Kleines?“

Sie biß ſich auf die Lippen und ſah an ihm vorüber. „Ich habe Heimweh —!“ ſtieß ſie mit bebender Stimme heraus.

„Ah, bah, Dörthe! Verſündige dich doch nicht. Genieße doch dieſe kurze, ſchöne Zeit — ſei ſo glücklich wie ich's bin; thu's mir zu liebe. Wahrhaftig, Dörthchen, ich bin ſehr glücklich!“

„Du kannſt hinauf — und du gehſt alle Tage mit ihnen fort —“ (ſie machte eine Kopfbewegung über die Schulter rückwärts) — „ich habe niemanden.“

„Warte es ab, liebes Dörthchen; wir ordnen es zu allſeitiger Zufriedenheit. Schlaf nur erſt einmal gründlich aus und laß es meine Sorge ſein, daß du nicht zu kurz kommſt. Liebſte Schweſterſeele; du mußt mir wieder vertrauen und mußt wieder glücklich ſein wie zu Hauſe. — Höre, du, Dörthchen: — möchte dich gern etwas bitten. Dürfte ich Ochens Brief wohl einmal an Fräulein Ljuba geben? Oder ihr daraus vorleſen? Unterwegs hat ſie ſich ſoviel von Ochen und Ekenhoff erzählen laſſen; überhaupt von unſerm ganzen Leben und unſerer Gegend. — Mißbrauch iſt es alſo keinesfalls. Erlaubſt du mir's?“

„Nein, Ludwig; es iſt mein Brief,“ ſagte ſie, nahm ihm den Brief aus der Hand, ſteckte ihn ins Couvert und ſchob ihn in die Taſche zurück. „Fräulein von Loß kann unſer Leben unmöglich teilen. Ochen und Ekenhoff lernt ſie niemals kennen.“

„Weißt du das ſo genau, Dörthe?“

„Ja —“ entgegnete ſie.

Er ſah ſie feſt an und war ganz blaß vor innerer Erregung geworden. In ihren Augen wechſelte der Ausdruck raſch: Erſchrecken, Verſtändnis, ſchroffes Ablehnen. Sie gab nicht nach. „Es iſt mein Brief, Ludwig,“ beharrte ſie, und er, der ſie in den letzten Wochen genauer als zuvor kennen gelernt, wußte, daß jedes weitere Wort Verſchwendung geweſen wäre. So ließ er ſie bei ihrem Eigenſinn.

Er hatte ſich an ihre Liebe wenden und dieſer Liebe ſeine ſchönſte Hoffnung vertrauen wollen, ihr das krankhaft gefürchtete Lebensgeſpenſt in eine ſchweſterliche Geſtalt verwandeln. Die Luſt war ihm vergangen. ‚Mag nun es kommen, wie es kommen muß,‘ dachte er gekränkt, ‚ſolch einen Guß Eiswaſſer auf's warme Herz, den läßt ſich ein Schaf gefallen, aber kein Mann.‘

Mit der Unterhaltung war's vorbei. Ludwig ſtopfte ſich ein Pfeifchen nach dem andern und blieb unmerkbar hinter Dörthe zurück, nun der Pfad gefahrlos zum Weißlahnbad abwärts führte. Bald hatte er ſich zu Vater und Tochter geſellt, allein er war ſehr einſilbig, und Ljuba ſah, daß er ſeine Schweſter und ihre Schritte mit ſorglichen Augen bewachte. Deswegen nahm ſie ihren Arm aus dem väterlichen und ſprang voraus, um Dörthe zur Seite zu bleiben. Dörthe jedoch that, als ſei ſie ganz allein auf der Welt, riß hier einen Farnwedel, dort eine Glockenblume vom Geſtein ab, zog bald Stengel und Halme durch den Mund und kaute nervös darauf, bald warf ſie das eben Gepflückte im Bogen von ſich. Ihr ganzes, glühendes Geſicht war zitternde Leidenſchaft; die Haare klebten ihr an den Schläfen; denn den Hut hatte ſie, ungeachtet des Sonnenbrandes, in den Nacken geſtoßen.

Ljuba blickte betroffen auf dies ungereimte Treiben und machte einen ſchüchternen Verſuch mit unbefangener Freundlichkeit. „Ich will allein gehen; kümmern Sie ſich nicht um mich.“ Das war die Antwort, die ſie erntete, und darauf blieb auch ſie hinter der Unliebenswürdigen zurück.

Kurz vor dem Ziele — das Schindeldach des Touriſtenhauſes lag ſchon ganz nahe unter den Wandernden zwiſchen Wald und Wieſe — ſetzte Dörthe ſich in raſchen Trab. Drunten angelangt, wiſchte ſie ſich die Tropfen von der Stirn, rückte den Hut zurecht und ſuchte ſich drinnen den Wirt.

„Ich brauche gleich einen Blauſtift,“ ſagte ſie; „können Sie mir den verſchaffen?“

„Einen blauen? Darf's nicht ein roter ſein? Damit kann ich dreimal dienen.“

„Nein — ich muß abſolut einen Blauſtift haben.“

„Ich hab'; — ich geb' dir ſchon!“ rief der Rudi und kam ſofort mit ſeinen Buntſtiften im Etui zurück. „Da ſchau'; die hat mir der Herr Sanitätsrat aus Leipzig mitgebracht, und es gibt ein Blau für den Himmel und eins für den See und noch eins, wenn ich etwa ein Bauernwams malen möcht'; weißt: ganz ein dunkles. Du darfſt eins geſchenkt haben; — welches willſt du?“

„Gib mir das dunkle, und wir wollen es gleich anſpitzen, ja?“

Der Kleine nickte, holte ſein Meſſerchen hervor und ſah plaudernd zu, wie ſie die Spitze nadelfein austrieb. „Weißt: ein Bauernwams darf man auch grün oder braun anmalen, gelt? Was willſt denn du jetzt malen? Geh: laß mich zuſchauen, Fräulein; oder komm' ein biſſel zu uns, droben am Wald, wo die Bankln ſtehn und der Tiſch im Erdboden d'rin. Da haſt du auch gleich eine Ausſicht: den Roſengarten ſieht man ſo gut und noch ein Stückl vom Schlern, gelt, Vaterl? Das kannſt du dann gleich malen."

„Seckier' das Fräulein nicht, Bubi," rief der Vater durch die offne Thür der Schwemme hinaus. Da ſaß er am Tiſch und redete mit zwei Führern, die einen Gulden mehr verlangten, als ihr Herr ihnen ausgezahlt hatte. „Zanken Sie den Buben, bitt' ſchön, gnädiges Fräulein, wenn er beſchwerlich fällt."

„Niemals — ich will ihn ſo oft bei mir haben, wie ich darf," ſagte Dörthe, drückte den herzigen Kleinen an ſich, küßte ihn, trotz energiſcher Gegenwehr, und die Augen ſtanden ihr voll Thränen. „Den ganzen Tag habe ich nun Zeit; — ich kann keine Bergbeſteigungen machen, weil mir's zum Sterben ſchlecht wird, — ſchwindlig —! Ich mag noch gar nicht wieder daran denken."

„Alsdann beſſer davon bleiben, und wenn ich vielleicht einen Schluck vom Roten hier anbieten darf? Der köpft nicht; er ſtellt nur wieder feſt auf die Füße," meinte der Wirt mitleidig, und Dörthe trank mit bebenden Lippen, und die Thränentropfen fielen ihr ins Glas. —

Da traten die drei Wanderer auch ein. Dörthe drückte dem Profeſſor den Blauſtift in die Hand, machte kehrt und ging in ihr Zimmer. An Ljuba und Ludwig ſah ſie vorüber. — — — — — — — — —

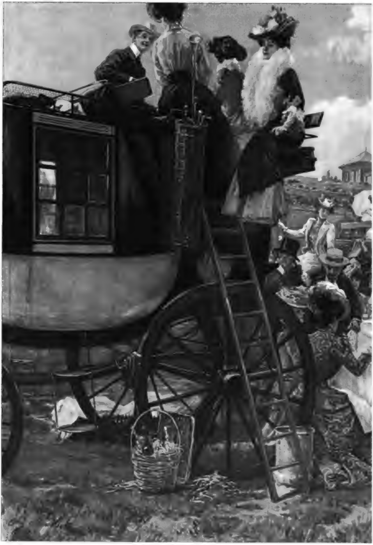
Achtzehntes Kapitel.

Im Touriſtenhauſe unter dem Roſengarten ward es immer lebhafter. Der Auguſt war die günſtigſte Zeit für Hochtouren; das Wetter beſtändig, wenig Niederſchläge, und gab's etwa Regen und Donnerwetter, ſo verzogen ſich die Wolken raſch wieder. In der Wirtſchaft ging alles am Schnürchen. Das Ganze mit ſeiner ſauberen Einfachheit, den friſchen Mädeln zur Bedienung, den freundlichen Wirten und dem lebhaften Führertreiben unten vor dem Hauſe und abends in der Schwemme um den langen, braunen Tiſch — das war ſehr anmutend und prickelnd durch den ſteten Wechſel.

Der Profeſſor und Ljuba hatten faſt täglich alte Bekannte zu begrüßen und zogen die Geſchwiſter mit in ihren Kreis hinein. Ludwig fand das ganz ſelbſtverſtändlich und fing ſchon an, die Fachausdrücke richtig zu gebrauchen, ſich als höchlich intereſſierter Alpenvereinler zu fühlen, die Blätter zu ſtudieren und ſich in den Führerbüchlein auszukennen. Die kühnen Mannweiber Albions (ſein ganzer Widerwille vorher) behandelte er fortan nicht nur mit Hochachtung, ſondern ließ ſich von ihnen belehren und zuckte mit keiner Wimper mehr ob ihrer fürchterlichen Ausſprache aller romaniſchen Fremdwörter und Bergnamen. Am liebſten freilich hätte er ſich ausſchließlich von Ljuba belehren laſſen mögen, wenn es nur angegangen wäre. Allein Dörthe war das ſchweigende Glückshindernis, obgleich ſie ihre eigenen Wege ging und, falls ſie einmal in der Geſellſchaft ſaß, dieſelbe verließ, ſobald die Fachgeſpräche in Fluß kamen. Für ſie gab es keine gemütliche Nachtiſchſtunde auf dem Salettl mehr, wo die Rauchwolken über den Kaffeetaſſen in die reinen Lüfte geblaſen wurden und die kleinen Gruppen ſich gern um ihre Sektionskarten zuſammenſetzten, oder Gäſte aus dem nahen Karerſee und Bad Ratzes willkommen hießen, die von Latemar und Schlern einſtweilen genug hatten und ſich nun einmal mit Seil und Pickel, Kletterſchuhen und Steigeiſen am gewaltigen Roſengartenſtock begeiſtern wollten. Drunten machten die Führer Freundſchaft; der Larmjockl und der Korbele aus Dorf Seis kartelten mit dem Villgrattner und der Ampezzaner Nato mit den Welſchnofern: dem Kaufmann und dem Pardeller und dem luſtigen Dejori-Naz. Oft mußten die rauhen Geſellen auch hinauf zu ihren Herren kommen und beraten und ſtanden, bedächtig redend, auf dem Salettl, mit dem Rücken gegen den Roſengarten und die derben Hände hinter ſich, um die Geländerbrüſtung gelegt.

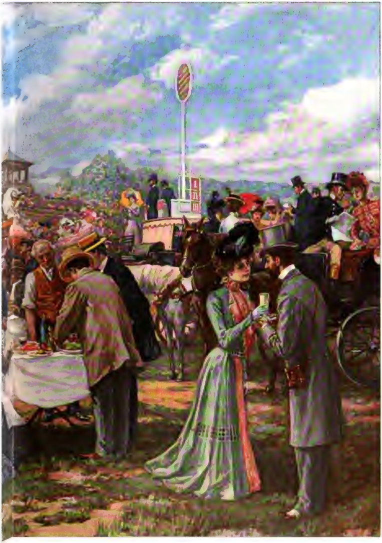
Ludwig war entzückt vom ehrenfeſten Gebaren der Unentbehrlichen, durch das nur zuweilen der kecke, ſüdliche Übermut fuhr, wie der Sonnenblitz durch graugetönte Wolken.

„Unter denen werbe ich mir Freunde, Sie ſollen ſehen," ſagte er zu Ljuba, und Ljuba meinte ſchelmiſch:



Vor dem Rennen. Nach de

Digitized by Google



Aquarell von A. Mandlick.

Digitized by Google

„Aber nur nicht den Naz und den Nato; auf deren Freundſchaft bin ich ſchon ſeit fünf Jahren abonniert.“

„Halbpart!“ rief Ludwig und wollte hinter der Tiſchkante die kleine Hand zu erfaſſen ſuchen. Aber die kleine Hand wehrte ſich gar nicht, ſondern ſtreckte ſich frei und öffentlich über den Tiſch, der ſeinen entgegen:

„— alſo Halbpart, Doktor; ich bin's zufrieden.“

„Und ich will durchſchlagen,“ ſagte der Leipziger Sanitätsrat. Er hatte ſeine ſtete Freude an dem jungen Paare, das ganz entſchieden die ſogenannte, lebenslängliche Verbindung auf ſolider Grundlage anſtrebte. Gleichzeitig beſchäftigte ihn, von ſeinem ſpeziellen Standpunkte als Neurologe aus, die Schweſter des Bräutigams in spe. Zeit genug zu ihrer Beobachtung fand er ja, leider Gottes. Damals nämlich hatte er, von der Grasleitenhütte thalwärts ſteigend, einen thörichten Fehltritt gethan: — eine erzdumme Geſchichte, die einem Hochtouriſten nicht paſſieren dürfte. Nun hinkte er auf ſeinem gegipſten Fuße immer hundert Schritt im Halbkreis ums Badl herum, und Fräulein Jersbek kreuzte ſeine Wege Tag für Tag ein dutzendmal. — Touren machte ſie nicht mehr mit, die Geſellſchaft ſchien ihr vollkommen gleichgültig zu ſein. Sie ſaß droben am Rande der weſtlichen Holzung, oberhalb des Hauſes, hatte die Kinder des Wirtes bei ſich oder ſchrieb Briefe, und ihrem Bruder ging ſie gefliſſentlich aus dem Revier. Sah man ſie bei den Mahlzeiten zuſammen, im Kreiſe Dritter, ſo wendeten ſich ihre wenigen Worte trotzdem nur an ihn und den Profeſſor. Verſuchte er des Profeſſors reizendes Töchterchen mit in die Unterhaltung zu ziehen, ſo verſtummte ſie und blickte, mit kalter Gleichgültigkeit im Geſichte, zum Fenſter ihr gegenüber, und erhob ſich vom Tiſche, ſobald nur das Deſſert einmal herumgereicht war. — Abends ſah man ſie faſt regelmäßig mit dem Profeſſor am Tſchaminbach ſpazieren gehen. Dann ſprachen ſie von lauter fernliegenden Dingen; Kunſt, Reiſen, die der Profeſſor alljährlich in Italien zu machen pflegte, Münchener und norddeutſchen Sitten. Perſönliches kam nicht auf, und Dörthe konnte ihren liebenswürdigen und geduldigen Begleiter ſo müde und abweſend anblicken, daß er ſich zu fragen begann: ‚Iſt ſie unglücklich? — Worüber?‘

— — — — — — — — — — —

Ach, ob ſie wohl unglücklich war! Selbſtgeſchaffenes Leid iſt das bitterſte. Man webt Maſche an Maſche; immer eine neben die andere, trennt ein Stückchen auf und fügt ein Stück an, größer und dichter; knotet unentwirrbar zuſammen und wagt weder Riß noch Schnitt, um die eigene Seele aus dem Netze zu befreien, in das ſie ſich eigenwillig eingeſponnen. — Wie die Spinne ſaß Dörthens Seele ſo in ihrem Netze von Kümmerniſſen, trotzte ſich tiefer und tiefer in ihr: ‚ich kann nicht!‘ und ‚ich will nicht!‘ hinein und fing die harmloſen Mücken aus der blauen Sommerluft.

— — — — — — — — — — —

„Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß ich bei dir bleibe, Dörthchen,“ ſagte Ludwig zu ihr, als die dritte große Tour nach jener erſten, gemeinſamen auf die Rotherdſpitze verabredet werden ſollte. Sie waren nun ſchon zehn Tage im Weißlahnbad und nicht mehr über Tiers und die Legeralp hinausgekommen.

„Lege dir doch meinethalben keine Opfer auf,“ entgegnete Dörthe. „Ich bin am liebſten allein und du am liebſten in Geſellſchaft. Du willſt in den Alpenklub, und ich möchte von den Alpen weg, und deshalb gehen unſre Wege jetzt auseinander. Das Schickſal läßt ſich nicht aufhalten — was kann ich anders thun, als mich ruhig auf die Erde legen und es über mich weggehen laſſen? — Später verſuche ich ſchon, ob ich wieder aufſtehen und im Leben weiterkommen kann.“

„Dörthe — laß das Häkeln und das Grübeln!“ Er nahm ihr Garn und Häkelhaken fort, mit denen ſie ſich daran begeben hatte, ein nutzloſes Börtchen zu fabrizieren. „Was brauchſt du dich auf die Erde zu werfen und vom Schickſal treten zu laſſen? Das iſt doch wahrhaftig nicht deine Art!“

„Meine Art hat ſich verändert.“

„— hier in der herrlichen Natur? Wo um uns her lauter große Wunder ſind, und Sonnenſchein und liebe Menſchen?“ —

„— Der einzige, an deſſen ganzer Liebe ich hänge, wirft mir nur noch Brocken hin. — Als wär' ich ein Hund! Betteln thu' ich nicht. — Eher ohne Liebe ſterben.“

„Liebe iſt kein teilbarer Begriff, Dörthchen. Sieh; — verſtehe das doch, liebſte Schweſter: — wenn du dreimal Liebe verſchenkſt, ſo gibſt du dreimal etwas Ganzes. Liebe iſt — — ja, wie mache ich dir's recht klar? — ſie iſt wie eine endloſe Kette aus Ringen. Jeder Ring iſt ein Ding für ſich, etwas Fertiges, Vollkommenes. Nimmſt du ihn aus der Kette, ſo bleibt ſie dir eine Kette, und der Ring bleibt ein Ring. Du verſchenkſt etwas und behältſt, was du immer beſeſſen haſt."

„Wieviel Ringe hat deine Kette? Du mußt ein weites Herz haben, Ludwig, daß ſolch ein Ballaſt Platz darin hat."

„Du willſt mich nicht verſtehen. Ich bin ſehr, ſehr traurig darüber. Verlangſt du einen Bruder oder einen Sklaven?"

„Von Sklaverei iſt niemals die Rede geweſen. Ich laſſe mir nur nicht von Fremden meine Rechte aus den Händen winden."

„Dörthe, — und wenn es nun einmal an dich heranträte, daß du einen Ring aus deiner Liebeskette herauslöſen und an irgend eine Hand ſtecken möchteſt, die dir teuer wäre?" — Er ſetzte ſich neben ſie auf die ländliche Bank und nahm ihre Hände. „Kannſt du dich gar nicht in die Möglichkeit hineindenken? Sprich, Dörthchen! — Wenn du mich wirklich ſo lieb haſt, wie du ſagſt, dann ſprich."

Allein ſie blieb ihm die Antwort ſchuldig. Er ſah ſie rot und blaß werden, und ſie gab ſich wieder krampfhaft ans Häkeln. Endlich ſagte ſie:

„— um auf deinen Vorwurf zurückzukommen, Ludwig, — du haſt recht. Laß uns keine gegenſeitige Sklaverei treiben. Geh' du mir ein paar Tage aus den Augen; — bitte, gehe ruhig mit den andren auf den Winklerturm. Gib mir Zeit — ich will ſehen, wie ich in mir ſelber zurechtkomme. Jetzt fühle ich fortwährend, daß mein Weſen dich verletzt. Ich kann nicht anders. — Nimm dich nur in acht — du biſt mein Liebſtes auf Erden; denke unterwegs einmal daran."

„Liebſtes Dörthchen, es vergeht keine Stunde am Tag, ohne daß ich an dich dächte."

Sie faßte wieder nach ſeiner Hand und legte ihr Geſicht darauf. „Mein einziger Bruder, um Gotteswillen, nimm dich in acht. Dich verlieren, das iſt das Härteſte in der Welt. Verſprich es mir in die Hand, Lu."

„Du willſt mich aus irgend einem Grunde forthaben, Dörthe."

„Nein, nein —! Sei doch nicht ſo wie ich. — Ich weiß, daß ich mißtrauiſch bin, aber ich kämpfe dagegen. Das kann ich am beſten allein. Glaube mir's, Ludwig, und genieße du deine Kraxelei. Wenn du zurückkommſt, habe ich dann die Wiederſehensfreude. Allein bin ich ja nicht; die Wirte ſind ſehr gut zu mir, und die Kinder freuen mich."

„Mein altes, geliebtes Dörthen, du biſt ſehr ſelbſtlos."

„— hilflos," verbeſſerte ſie; „rechne mir meine Worte nicht nach; mein Inwendiges iſt wie eine verkramte Kommode; ich muß Ordnung hineinbringen. Die Verkramtheit macht mich ganz unzurechnungsfähig."

„Dörthchen, ich möchte dir helfen; laß uns ein offnes Wort miteinander ſprechen."

„Bitte, jetzt nicht," wehrte ſie ab. „Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!"

— — — — — — — — — — —

Der Abend vor der großen Tour, — von der Grasleitenhütte auf den Winklerturm, durchs Vajoletthal hinunter nach Perra und zurück über Campitello — verlief ſehr hübſch. Es waren wenig Gäſte im Hauſe. Eine ganze Geſellſchaft war zum frühen Abendbrot nach Tiers in die „Roſe" gewandert, und der kleine Reſt ſpeiſte auch ſchon um halbſieben zu Nacht auf dem Salettl. Der Karerſeer Arzt wollte die morgende Tour mitmachen und ſaß nach dem Eſſen mit dem Profeſſor und Ludwig und dem invaliden Leipziger Kollegen bei Tabak und Blumauer Bier, während die jungen Damen drinnen beim Klavier waren. Dörthe müßig in der Fenſterecke; Ljuba ſehr zum Singen aufgelegt — Kärntner Volkslieder und Tiroler Trutzliedchen ſang ſie unermüdlich mit ihrer kleinen, ſüßen Sopranſtimme. Plötzlich ſtand Dörthe hinter ihr:

„Unſere deutſchen Volkslieder ſind doch noch ſchöner und viel tiefer," ſagte ſie, und Ljuba ſprang auf und wollte ſie auf den Klavierſeſſel drücken:

„Schau, das mußt du jetzt beweiſen, Dörthl! Sei lieb — thu's. Der Doktor hat ſoviel Schönes von deinem Singen geredet."

„Es iſt aber nicht der Rede wert,“ proteſtierte Dörthe. „Man könnte höchſtens etwas Zweiſtimmiges verſuchen, aber ich fürchte, es iſt nichts da.“ (Das vereinbarte „du“ zwiſchen ihr und Ljuba umging ſie konſequent; noch nicht einmal hatte ſie's über die Lippen gebracht.)

„Wart' nur; jetzt mach' ich euch eine Extrafreude, dir und dem Doktor. Ihr werdet ſchon hören, und daß du mir ſekundieren kannſt, das iſt ſo ſicher, wie's Amen beim Gebet.“ Ljuba ſchlug einen hohen Dreiklang an und präludierte. Dann ſetzte ſie rein und leiſe mit der Melodie ein:

„Ein Bruder und eine Schweſter,
Nichts Treueres kennt die Welt.
Kein Goldkettlein hält feſter
Als eins zum andern hält.

Zwei Liebſten ſo oft ſich ſcheiden,
Denn Minne, die iſt voll Wank;
Geſchwiſter in Luſt und Leiden
Sich lieben ihr Leben lang.

So treulich, als wie beiſammen
Der Mond und die Erde gehn,
Als wie der Sternelein Flammen
Alle Nacht bei einander ſtehn.

Die Engel im Himmel ſich's zeigen,
Entzückt, bis in Herzensgrund,
Wenn Bruder und Schweſter ſich neigen
Und küſſen ſich auf den Mund.“

— — — — — — — — — — —

Küſſenswert ſang ſie auch. — Und hätte Dörthens Haß bis über die Vajolettürme aufgeragt und ſich bis in den tiefſten Thalgrund eingebohrt — dies einzige Lied konnte ſie nicht ungerührt anhören. Weich und ein wenig von Befangenheit verſchleiert ſchwebte die zarte Stimme an den bekannten und geliebten Tönen empor; andächtig betonte ſie die innigſten der Dichterworte. Wenn Dörthe die Augen ſchloß und die Singende nicht ſah, ſchnürte ſich ihr ganzes Innere zuſammen vor Schmerz, und verblaßte Kindheitsbilder erſchienen ihr. Sie ſah Mutters leidvolles Geſicht vor ſich, wie ſich's zum Schreibtiſch niederbeugte — fern — undeutlich — und Ludwig im rotſchottiſchen Spielkittel mit den viel zu kurzen Ärmeln und dem ſchwarzen Lederſchurz darüber, weil er ewig baſtelte und klebte. — — Und den Kuckuck hörte ſie rufen, die Holztauben in den alten Eichen ihr: „Ku! ku! kuku—rru!“ girren. — — — — — — — —

Erſt in der Mitte des zweiten Verſes fühlte ſie ſich gefaßt genug, um mit der Altſtimme einfallen zu können, und da klang auch ſchon der Baß. Ludwig ſtand auf der Schwelle und ſang mit. —

Als ſie geendet hatten, klatſchte es lauten Beifall vom Eßſaal her; die Spaziergänger waren wieder da, und Ljuba wollte flüchten. Aber erſt mußte ſie ſich von Ludwig danken laſſen. Viel Worte machte er nicht und räuſperte ſich auch noch ein paarmal bei den wenigen; deſto ſtärker drückte er die beiden Hande, Dörthens und Ljubas, in ſeinen beiden. Ljuba preßte die Lippen zuſammen und blähte die Naſenflügel, ſo weh that der feſte Druck, und nachher mußte ſie die feuerroten Stellen, von Ludwigs Fingern verſchuldet, blaſen.

‚Sie iſt wie eine Zuckerpuppe‘, dachte Dörthe, wendete ſich ab und ging fort. Von ihrem Zimmer aus hörte ſie, daß weiter muſiziert wurde, und niemand ſchien ſie zu vermiſſen. Das iſt das traurig-verdiente Los der Übellauniſchen.

Einſam ſaß ſie am dunklen Fenſter und folgte dem kleinen Konzerte mit Eiferſucht. Ja, ſie ſteigerte ſich von neuem in ihre Abkehr gegen Ljuba hinein und in die Überzeugung, daß eine, der die heilige Geſchwiſterliebe nur von Hörenſagen bekannt ſei, Mutters Lied profaniere. — — Nun ſang droben ein Bariton „Archibald Douglas“, und nun ein Baß das neapolitaniſche „Funiculi, funicula!“ und dann wieder ein Baß Duett mit Ljuba. Der Baß noch etwas unſicher, aber er ſang ſich ein, und das Duett ward heftig beklatſcht und zweimal wiederholt. Beim letzten Male verſtand Dörthe Wort für Wort. Ljuba hatte vortreffliche Schulung und ſprach muſterhaft deutlich aus:

„So wahr die Sonne ſcheinet,
So wahr die Wolke weinet,
So wahr die Flamme ſprüht,
So wahr der Frühling blüht;
So wahr hab' ich empfunden,
Wie ich dich halt' umwunden:
Dich lieb' ich, wie du mich,
Du liebſt mich, wie ich dich!

Die Sonne muß verſcheinen,
Die Wolke nicht mehr weinen,
Die Flamme muß verſprüh'n —
Der Frühling nicht mehr blüh'n!
Wir wollen uns umwinden
Und immer ſo empfinden:
Dich lieb' ich, wie du mich —
Du liebſt mich, wie ich dich!“

— — — — — — — — — — —

Sie ſaß regungslos im Dunkeln, und die Worte des Duetts krochen ihr ſchneckenlangſam, in ewiger Wiederholung durch den müden Sinn. Immer nur Bruchſtücke: ‚So wahr die Sonne ſcheinet — — ſo wahr die Wolke weinet — — Die Flamme muß verſprüh'n — — der Frühling nicht mehr blüh'n — — wie ich dich halt 'umwunden — — dich lieb' ich, wie du mich! — —‘

So blieb ſie, bis plötzlich Ludwigs Stimme unter dem Fenſter nach ihr rief:

„Dörthchen, ſchläfſt du ſchon? Soll ich noch ein bißchen zu dir herein kommen?“

„Nein, nein, ich bin zu müde,“ antwortete ſie, reichte ihm die Hand hinaus und ſchloß Thür und Fenſter. Aber, als, zehn Minuten ſpäter, der Profeſſor pochte, öffnete ſie noch einmal und gab ihm auch die Hand. Er jedoch faßte ſie an beiden Schultern und zog ſie zu ſich her.

„Lieber Schneck; es muß anders werden mit dir; du ſpannſt dich ſelbſt in die Folterbank,“ ſagte er eindringlich und ſtrich ihr das Haar zurück; ſie fühlte die Wärme ſeiner Hand bis ins Herz, „Bis wir wieder da ſind, zieh'n Sie Ihren alten Menſchen an, und wenn Sie lieb ſind, reden wir etwas Schönes miteinander — ein Privatiſſimum: Sie und ich, unter vier Augen, gelt? — So; — behüt' dich Gott; ſchlaf wohl.“

‚Dich lieb' ich, wie du mich!‘ Gottlob, daß ſie's nicht laut gedacht hatte! —

— — — — — — — — — — —

Schlafen konnte ſie dieſe Nacht nicht. Sie fühlte ihre Liebloſigkeit gegen Ludwig ſchwer in der eigenen Bruſt. Gegen zwei kleidete ſie ſich geräuſchlos an, weil ſie ihn vorſichtig nebenan gehen und herumwirtſchaften hörte. Als er, die Nagelſchuhe in Händen, leiſe aus ſeinem Zimmer in den dämmerigen Flur trat, ſtand Dörthe in ihrer Thür, das Licht mit der Hand beſchattend, die Augen klein vor Müdigkeit, und wartete auf ihn.

Er erſchrak heftig und prallte zurück. Er glaubte im erſten Moment, daß ſie nachtwandele. Aber ſie wollte ihn nur zum Abſchied umarmen, ſagte ſie, und ihm den Wanderſegen geben. Sehr rührend fand er's und behielt ſie noch im Arm, obwohl der Karerſeer Doktor am andern Ende des Flures auftauchte und flüſternd rief:

„Aufbruch, Kollege; die Zeit bleibt net ſtehn um uns!“

„Nimm dir den Reſt Schokolade aus meinem Handkoffer, mein Dörthchen,“ ſagte der Gemahnte haſtig und drückte noch einen letzten Kuß auf Dörthens Lippen. Dann eilte er davon, dem Kollegen von der anderen Fakultät nach.

Sehr bald darauf vernahm ſie wieder wie damals die behutſamen Tritte, die ſich draußen gegen den Tann hin verloren und das gedämpfte Sprechen der verſchiedenen Stimmen. Wieder ſah ſie die Sterne über dem Schlern blitzen; der erſte, ſchwache Morgenſchein zeigte ſich noch nicht. — Ljuba ging zwiſchen Tabarro und dem Karerſeer Naz, ihren Führerfreunden; dann kamen die beiden Hünen: der Profeſſor und der Karerſeer Doktor. Im Nachtrabe Ludwig mit dem Villgrattner. Luſtig und lebhaft ſprach Ludwig. —

‚— Schokolade zum Troſt — mir, von Ludwig —!‘

Dörthe warf ſich aufs Bett, biß in ihr Kopfkiſſen und weinte und ſchluchzte wie eine Verzweifelte.

Als der Himmel rot wurde, ging ſie ſchon drunten am Tſchaminbache auf und ab.

Neunzehntes Kapitel.

Morgenlicht gibt helle Gedanken. —

Jedenfalls war's ein köſtlicher Morgen, einer, der in den Menſchenherzen heiter ſchlichtet, was kraus war, und mit freundlichen Händen die Laſt von traurigen Seelen zu heben verſucht. —

Ganz windſtill. Die laue Nacht hatte viel hundert wilde Blüten aus den Knoſpenhüllen gewickelt. Die ſanftanſteigende Wieſe hinter dem Hauſe, mit ihren zahlloſen bunten Tupfen und Punkten, duftete wie das Würzgärtlein der ritterlichen Minneſänger und glitzerte im ſtarken Tau. Droben die Tannen der Waldlinie ragten tiefgrün vom lichten Grün auf, und bläulich umhaucht waren die Zinnen und Türme des Roſengartens und der Kamm des Schlern. Der Bach perlte ſpiegelklar und hüpfte luſtig von Stein zu Stein und netzte Farne und roten Fuchsſchwanz am Ufer; Schmetterlinge gaukelten darüber hin, gelbe mit roten Flügelſäumen, zierliche Bläulinge und der ſammetne Trauermantel. Auf alle die Schönheit lachte die goldene Sonne nieder, aus ihrem Kranze weißer Porzellanwölkchen hervor, die, wie angeklebt, ſo ſtill, unendlich hoch im blauen Äther ſtanden. —

Im Hauſe war alles ausgeflogen. Übers Kölblegg und den Niger zum Karerſee; hinauf zum Antermojaſee zwiſchen den Felsbergen oder nur bis zur Grasleitenhütte. Dörthe hatte ſie ſämtlich abwandern ſehen, als die Morgenröte noch vom Roſengartengipfel gen Himmel flammte. Dieſer und jener hatte ihr zugerufen: „Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein!“ und einer — der ſchwarze Krauskopf mit der ungeſchlachten Geſtalt und dem roten Geſichte, zeigte ihr ſogar eine Tüte Fondants und wollte ſie damit locken: „Seien's net fad, Fräulein — ich führ' Sie halt bei der Hand. Nur a biſſel Schneid um die ſüße Belohnung! Da, ſchauen's her, Fräulein; das iſt noch von Bozen mitgebracht.“

Lachen mußte man doch und wenn's einem zehnmal zum Weinen war. Bozener Fondants und der Antermojaſee, und dazu dieſer hemdärmelige Rieſe, der wie die Gutmütigkeit ſelber ausſah.

Nun war Dörthe wirklich Alleinherrſcherin im Badl fürs erſte, und außer ihr ſaß nur noch der Herr Sanitätsrat als guter Großpapa zwiſchen den Kindern auf der langen Bank ſeitwärts vom Hauſe und half ihnen das große Bilderbuch betrachten. Im Haus wurde die ſchöne Gelegenheit gleich wahrgenommen und alles mit Beſen und Scheuerbürſten auf den Kopf geſtellt. Einzig das Salettl war bereits vor Tau und Tag geputzt worden. Die Resl und die Kathrein, die Mari und Sepherl hatten ihre ſchmucke Uniform abgelegt und ſahen juſt ſo feſch und friſch aus, nun ſie im Mieder und groben Schurz ſcharwerkten, die kurzen Röcke noch kürzer geſteckt; und da ging's zu, wie unter einem Spatzenſchwarm. Wenn nicht neue Gäſte von Tiers heraufkamen — („helf Gott net vor Abend!“) — ſo dürfte man der Fräulein Jersbek und dem Herrn Sanitätsrat zu Mittag den Tiſch decken, wo's ihnen immer beliebte:

„Von mir aus drüben ober der Brettſchneid oder auf der Ochſenalp,“ meinte die muntere Resl. „Heut gibt's extra Zeit dahier, und keine Engelländer ſan net da zum Frozzeln. Bis zu Mittag ham ma'n Hausputz ferti', alsdann könn' ma d' Händ' umanand legen, oder an Nuſter bet'n, und am Abend geh' ma mit die Hähndln' ſchlaf'n!“

„Waſch' z'big'ln hoſt, wann d' mit'n Hausputz ferti biſcht. — Ka extra Zeit gia'ts ſei' net dahier in der Sa-iſohn,“ widerſprach die bedächtige Kathrein, und die Sepherl ſang gleich einen Vers darauf. Über den lachten ſie alle miteinander, und drunten die Frau Wirtin lachte auch mit:

„Wenn's Hausputz gibt, ſind ſie allemal am luſtigſten“, meinte ſie zu Dörthe, die müßig in der Gartenpforte ſtand und darüber nachdachte, mit was ſie den erſten ihrer drei einſamen Tage beginnen ſollte. „Überm Bedienen und um ein Haferl heiß' Waſſer ſpringen und nachdenken müſſen, werden ſie mir grantig und arg zuwider, aber brav arbeiten, das iſt eine Wohlthat fürs Gemüt.“

„Ich möchte, daß ich auch wieder meine gewohnte Arbeit hätte,“ ſagte Dörthe. „Sehen Sie meine Hände an —, die können tüchtig arbeiten, in der Küche und im Garten, und den Hühnerhof habe ich Frau Brünings, auch weggenommen. Frau Brünings iſt unſere Hofmeiersfrau — und Großmutter vertraut mir in allen Diugen — ich weiß ganz gewiß, daß ſie mich ſchon entbehrt. — Wollen Sie einmal einen Brief von meiner Großmutter leſen? — ‚Ochen‘ nennen wir ſie — ſehen Sie nur die ſchöne Handſchrift. Im September wird ſie achtzig. Sie iſt die vollkommenſte Großmutter von der Welt.“ —

Die hübſche Frau nahm den Brief, ſetzte ſich auf die nächſte Bank und las, wiewohl ihr die Zeit ſehr knapp war. Zwiſchenhinein kamen die Kinderchen mit ihrer Franzöſin geſprungen, alle drei friſch aus dem Badewaſſer, und lachten und plagten und wollten die Mutter nicht fertig leſen laſſen. Aber die Mutter befahl Ruhe, und dann ſchaute ſie vom Brief auf und zog ſich ihr kleines Söhnchen am Bluſenärmel herbei.

„Bubi, frag' das gnädige Fräulein, ob's ihr einen Spaß macht, daß ſie mit dir nach den Eiern ſucht? Du zeigſt dann die Plätze und biſt fein höflich und artig, gelt?“

Natürlich machte der Vorſchlag Dörthe großen Spaß. Sobald ſie ihren ſehr zerleſenen Brief wieder hatte, ging's zu den Hühnern, die drüben hinter dem Hauſe gackerten. Die ganze kleine Schar zog mit ihr, und ſie durfte das weiß ausgelegte Eierkörbchen am Arm tragen und das Jüngſte führen. Das war eine beſondere Vergünſtigung. Alle ihre Schmerzen vergaß ſie; ſtieg zu den unmöglichſten Hühnerverſtecken auf und ab, und hernach, als ihr's tüchtig heiß geworden war, zog ſie das dunkle Lodenjäckchen ſamt Weſte aus und die blaugetüpfelte Waſchbluſe dafür an. Die Kinder umſtanden ſie in ihrem unaufgeräumten Zimmer beim Umkleiden, und das älteſte Mädchen guckte naſenrümpfend umher:

„Gelt, Fräulein, du thuſt deine Sachen auch noch zuſammenrichten? Es iſt gar nicht ſchön bei dir da drinnen. Komm lieber zu uns, Fräulein.“

Dörthe wurde rot. — Sie ſchämte ſich vor der kleinen Richterin, deren altkluge Kinderaugen in ihrem vernachläſſigten Heim auf Zeit von einem Gegenſtand zum andern ſchweiften. Mein Gott, ſeit acht Tagen hatte ſie nicht mehr aufgeräumt, und alles lag durcheinander. Ihr Lodenkleid auch achtlos über den Koffer hingeworfen. Sie zog das friſche Sommergewand, in deſſen Halsausſchnitt Großmutters liebe Hände damals beim Packen den weißen Strich geheftet hatten, noch einmal ab; ſchlüpfte in ihr Friſierjäckchen und fing an gründlich Ordnung zu ſtiften. Die Heinzelmännchen ſollten fort und draußen auf ſie warten, aber nein; ſie ließen ſich mit keiner Macht vertreiben, die guten, ſegensreichen Kleinen, die wohl ſo etwas wie verkappte Engelchen für das einſame Mädchengemüt waren an dieſem ſonnigen Morgen.

Treulich ahmten ſie dem Fräulein nach. Alsbald hingen zwei roſenrote Kleidchen nebſt den dazugehörigen weißen Schürzen und des Bubi Matroſenbluſe am Ständer; ſogar die neuen Haarſchleifen wurden ſäuberlich in des Fräuleins Handſchuhkaſten verwahrt, und dann ging's mit heißem Eifer und lebhaftem Geplauder ans Tagewerk. O, ſo ſchön ward's beim Fräulein! Die Zimmermarie brauchte nur noch auszukehren: das Waſchwaſſer leerte der Bubi aus und ſchleppte, mit dem älteſten Schweſterchen zuſammen, friſches herbei. Für jedes Ding ward ein „Platzl“ ausgefunden, und das herzige Kleinſte durfte ſitzen und von den herumliegenden Stecknadeln einen Stern auf des Fräuleins Nadelkißchen ſtecken. Das war eine richtige Sonnenblume aus gelbem Tuch und hing an der Wand, als ob es wirklich blühte. Das Fräulein konnte auch ſein Bett ſelber aufdecken — nicht einmal Mademoiſelle konnte das, und die zwei Mädelchen klopften die Kiſſen mit aller Kraft ihrer runden Fäuſtchen:

„Gelt, du; wenn man die Kiſſen klopft, dann fliegen die garſtigen Träume heraus und kommen gar nimmer wieder, und die guten bleiben da und ſetzen ſich gern auf's weiche Polſter? Dann ſchläfſt du einmal recht lang, Fräulein, und thuſt nicht mehr um die Nacht ſpazieren gehn, eh' die Sonn' aufwacht? Gelt?“

„Das thun nur die Touriſten,“ fügte der kluge Bubi hinzu. „Du darfſt nicht; Du biſt ſo arg kopfſchiech, ſagt der Naz, und dem Naz hat's der Löwenhansl geſagt.“

„Du bleibſt eben immer bei uns, bis du fortreiſen mußt, und dann weinen wir gewiß und ſchenken dir einen großen Buſchen —“

„—und die Köchin backt dir Kolatſchen mit Powidl, gelt?“

„Ich hol' überhaupt jetzt einen Buſchen fürs Fräulein —!“

„Ah, dann wird's aber ſchön bei dir! Dann ruft man der Mutter und der Mademoiſell' zum Anſchau'n, gelt? Wenn dem Bubi ſein Buſchen da iſt und ſteht im blauen Glas. Ich hol's geſchwind! Gib mir mein Kleiderl, Fräulein!“

„Geh! Wir bleiben lieber noch!“ ſchrie der Bubi und riegelte die Thür ab im Eifer. „Wir ſpielen lieber noch ein biſſerl Putzfrau, wir drei, und dem Herrn Doktor ſein Zimmer dürfen wir auch noch putzen, gelt, Fräulein?“

„Das verſteht ſich; kommt mit mir.“ Dörthe dachte an die Schokolade, die Ludwig ihr hinterlaſſen hatte. Der brüderliche Troſt, über den ſie, im erſten Frühdunkel dieſes Tages, ſo heiß und verzweifelt geweint hatte, kam ihr nicht mehr bitter vor, ſondern ſüß um der Kinder willen. Die lieben Helfer ſollten damit belohnt werden.

Ludwigs Zimmer lag um die Hausecke neben dem des Profeſſors. Beide gingen auf die tiefe Waldſchlucht hinaus. Die ſonnendurchleuchteten Tannen warfen einen grüngoldnen Widerſchein durch die weit offenen Fenſter. Aus der Schlucht ſtrich ein kühler Luftzug herüber, blähte die Gardinen und trug würzigen Harzgeruch von Zimmer zu Zimmer; denn die Zwiſchenthür war kameradſchaftlich offen. Wie nahe Verwandte hauſten die Zwei mitſammen und kannten ſich erſt zehn Tage. Des Profeſſors tickende Reiſeuhr im Etui ſtand auf Ludwigs Kommode, und Ludwigs Hutbürſte mit der perlenbeſtickten Rückſeite lag neben des Profeſſors Sombrero, dazu der Handſpiegel aus Vaters Nachlaß, der auch ein Perlbörtchen um den Rahmen hatte.

‚— gerade, als lebte Vater noch und Ludwig und ich reiſten mit ihm,‘ dachte Dörthe, ‚Ljuba iſt doch glücklich. —‘

Hier gab es für die Heinzelmännchen nichts mehr zu putzen. Die Zimmermarie hatte ihre Pflicht bereits gethan, und überdies, bei Ludwig herrſchte immer Ordnung, hier im Badl wie droben auf dem Ekenhoff. Er mußte ſeine Gedanken ſtets gut zurechtgelegt im Kopf haben, und das war vom Kopf auf den ganzen Menſchen übergegangen. In der heimatlichen Schreibſtube hatte jedes Ding ſeinen Stammplatz. Rechts Federhalter und Lineal, Papierſchere und Falzer, ſoldatiſch gericht, links der Aktenſtapel mit dem Abendpenſum, in der Mitte die Löſchbogen und dahinter Tintenfaß und Sandbüchſe nach alter Mode. Wehe dem, der etwas verrückte oder verſchleppte. Nur Dörthe durfte darüber. War des Hausherrn Papierſchere einmal verſchwunden, ſo gab's ein Unglück. Daheim ſchien die Sonne auch grüngolden durch die Eichenzweige auf den Schreibtiſch und auf Mutters Kranz im Rahmen. —

Ein Heimatsgefühl ſchlich, über alle ihre Enttäuſchungen hinweg, in Dörthens Herz. — Die Reiſe, auf die ſie lauter goldne Luftſchlöſſer gebaut, hatte ihr wohl ein paar wundervolle Eindrücke und kurze Freudenſtunden geſchenkt, aber noch viel mehr Kümmernis. Sie wollte nicht länger klagen, ſondern ſuchen, in ſich ſtill zu werden und unter den Dornenranken und ſchwarzen Beeren der trüben Tage die Knoſpen zu finden, die wieder ſchöne Tage verſprachen.

Des Profeſſors Gemach trug kein künſtleriſches Gepräge. Unterm Fenſter lehnte das Badebecken; der kleine Lederkoffer ſtand geöffnet neben dem Bette. Eine Joppe und zwei Paar grobe Wadenſtutzln waren zum Trocknen über den Stuhl gehängt, und auf dem Tiſche lag unbeſchriebenes Briefpapier mit dem Skizzenblock, Rötel und Bubis Blauſtift zuſammen. Quer über dem Block ein aufgerolltes Kalenderbild. Man ſah das lachende Geſicht der Almerin, das ſchnurrbärtige des Senners und ſeinen ſpringenden Dackl. Recht etwas für Kinderneugier.

Die Älteſte der Mädelchen huſchte denn auch über die Schwelle zum Tiſch, während Dörthe, das Kleinſte im Arm, Ludwigs Handtaſche nach der verheißenen Schokolade durchſuchte. Der Bubi half, bis er den geſuchten Schatz auf dem Betttiſchchen neben des Doktors Bürgerlichem Geſetzbuche entdeckte.

Dörthe ging eben an die Teilung, da ſah ſie ihren kleinen Ritter wie einen Stoßvogel auf ſein fürwitziges Schweſterchen in des Profeſſors Revier zufahren:

„Was thuſt da? Da haſt nix zu ſchaffen, du! Gleich gehſt beim Tiſch fort! — Wo's Vaterl uns ſtreng verboten hat, wir dürfen nix in den Zimmer angreifen ohne Erlaubnis. Ich ſag's dem Vater!“

Die Kleine fing an zu weinen:

„Das Fräulein iſt doch dabei, Bubi!“

„Ja ſchön! Beim Herrn Profeſſor darf man erſt garnichts angreifen, net emal den Badeſchwamm, ſagt die Marie. Gleich legſt's hin, du!“

Die Kleine ſchob den Gummiring geſchwind wieder um das Kalenderbild, lief davon, und der Bubi jagte ihr nach, daß es durch den Korridor ſchallte. Dann pochte Mademoiſelle an die Zimmerthür: „Pardon, madame — la mignonne est avec vous?“ und verſchwand mit dem Herzblättchen, das die ſechs winzigen Schokoladentafeln im weißen Hängerkleidchen für ſich und die Geſchwiſter mit forttrug.

Dörthe hatte auf den Gegenſtand des Kinderſtreites nicht geachtet, und des Profeſſors Zimmer zu betreten, fiel ihr nicht ein. Sie ſchloß ſogar die Zwiſchenthür, ſo ſehr ſie's auch gelüſtete ihre Augen noch eine Weile an dieſem ſonnigen Raume zu weiden, der ihrem Herzen ein geheiligter war. —

Das Ordnen ihres eigenen Stübchens hatte ihr einen fruchtbaren Gedanken eingegeben. Sie wollte einmal gründlich Wandel ſchaffen in ſich und um ſich. Ludwigs Sachen und ihre eigenen, vernachläſſigten auf die kleinen Reiſeſchäden nachſehen und ſich zu Haus fühlen in der Fremde. Das kam ſchon: die Einſamkeit war ihr wohl not geweſen. Wenn ſie heimkehrten, ſollten ſie alle Drei mit ihr zufrieden ſein — auch Ljuba. —

Zuerſt ſchrieb ſie an ihre Ekenhöffer Lieben und überwand ſich ſogar zu einer kleinen Andeutung über das, was ihnen allen bevorſtände. Es war wie eine große That für ihren harten Sinn. Dann ließ ſie ſich von der Marie ein rundes Tiſchchen und einen Fußſchemel hereinbringen und eine flache Korbwanne. Dahinein häufte ſie ihre Flickwäſche und gab ſich ans Ausbeſſern. Wie gut that ihr die hausbackene Arbeit. — Ochen hatte recht: „Hole dir den Flickkorb — nimm den Strumpfbeutel vor und halt' dich ein paar Stunden ſtill," ſo riet ſie eigentlich jedesmal, wenn Dörthe mit dem linken Fuß zuerſt aus dem Bette geſtiegen war oder ſich den Kopf über unnütze und unabänderliche Dinge zerbrochen hatte. —

Bis Mittag blieb ſie ſo allein für ſich, ſah neue Gäſte ankommen und den griesgrämigen Sanitätsrat ſpazieren hinken, und es kümmerte ſie nicht weiter.

Das ſtille, heimatliche Gefühl blieb unter der Arbeit bei ihr, obgleich es eigentlich eher zum Weinen geweſen wäre, daß ſie hier einſam in ihrer Kammer ſaß, mit dem Blicke in den Hof, allwo Martl, der Knecht, Brennholz ſpaltete und dazu pfiff:

„Gott erhalte Franz, den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz —"

und vor ihr ein Berg von Flickwäſche. Der mußte ſtetig abgetragen werden mit Nadel und Faden, während hinter den Tannen dort, jenſeits der Straße, das Laurinsſchloß in Pracht und Herrlichkeit gen Himmel ragte, und die vier Glücklichen mit ihren Führern zu ſeinen ſtolzen Türmen emporklommen. Als erſter der Villgrattner, dann Ludwig, dann Ljuba — (Ludwig würde Ljuba hundertmal die Hand zur Stütze reichen) — und zuletzt der welſche Nato. Ja, ſo war es gewiß, der Profeſſor und der Karerſeer Doktor, die hatten am Dejori-Naz genug.

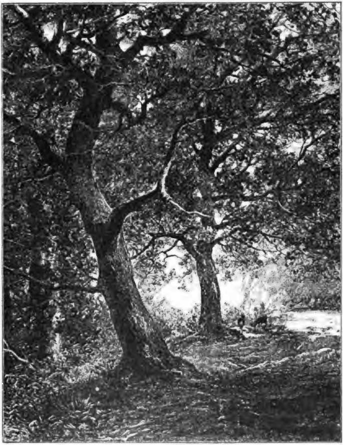
Geſtern hatten ſie ihr in der Illuſtrierten Zeitung ein Bild gezeigt, um ihr das Verzichten leichter zu machen. „Kletterpartie am Winklerturm" ſtand darunter. Ein kalter Schauder überlief ſie noch jetzt, nun ſie ſich's wieder vorſtellte. Die himmelanſtrebende Wand; Abgrund rechts und Abgrund links. Andre, ferne Türme und Gipfelgrate im Sonnenſchleier des Horizontes, und am lotrechten Felſen taſteten ſich die kühnen Kletterer aufwärts. Sie hafteten ſich wie die Mauerläufer ans Geſtein, ſie griffen in die Fugen hinein und klammerten ſich um unſichere Vorſprünge; ſie hingen am Seil und ſchoben die Füße weiter, da, wo ſcheinbar kaum des Vogels Kralle und der ſchmale Gemsfuß haften konnten. — Und doch erreichten ſie das luftige Ziel, wenn Gott ihnen gnädig war; und Gott mußte den Wagemut in der Menſchenbruſt gutheißen, denn ſo viel Hunderten war er gnädig, half ihnen empor und ſtärkte ihnen die Kraft und die Freudigkeit zu friſchen Wagniſſen nach jedem glücklichen Aufſtieg und Abſtieg. — Ihr hatte er ‚halt!' zugerufen und ihren Mut in Kleinmut verkehrt, weil er wollte, daß ſie beſcheiden im Thale haftete, aber Ludwig — der war ein andrer Menſch geworden, ein freier, der von nun an alle Jahre in die Berge gehen würde. Ohne ſie: was ſollte ſie in den Hochgebirgen? Er brauchte andre Gefährten. —

Dörthe mußte ſich die Augen reiben und that einen ſeufzenden Atemzug. — Gott fügte es ſo, und ſie wollte Ludwig dies neue Glück neidlos zu gönnen ſuchen. — Von heute an: heute kam ſie, bei ihrer altgewohnten Handarbeit, zu Vernunft und ſagte ſich, daß ihr Verzichtleiſten eine einfache Notwendigkeit ſei. Sie war eben ein Plattlandskind und mußte es, ohne Aufbegehren, bleiben. — Wie hieß doch das eine Lied von geſtern abend? Der ſchwarze Krauskopf, der außer den Bozener Fondants noch einen hübſchen, weichen Bariton ſein eigen nannte, hatte es geſungen; immer auf ein und denſelben halbleiſen Ton, mehr redend als ſingend, und eine wunderbar beſänftigende Melodie war die Klavierbegleitung dazu geweſen:

„Dort im ruhigen Thal
Schweigen Schmerzen und Qual.
Wo im Geſtein
Still die Primel dort ſinnt,
Geht ſo leiſe der Wind —
Möchte ich ſein! —
Möchte ich ſein —!"

Sie ließ Nadel und Faden ſinken; ſtützte den Kopf in die Hand und ſchaute hinaus gegen die Tannen, jenſeits der Straße. Sie verſchwammen zu einem dunklen Hinter-

Aus unsrer Studienmappe:



Studie. Von Ludwig Willroider.

grunde, und auf dem trat das helle Bild der Heimat hervor, ſchlicht und doch in ſommerlichem Prangen. —

— Jetzt war der Roggen geſchnitten und das erſte Heu ſchon eingefahren; die große Scheuer beim Taubenſchlag faſt gefüllt. Der Hafer wurde allmählich gelb; auf den Wieſen wuchs das Gras dem zweiten Schnitte entgegen, und der Buchweizen auf dem langen Acker hinter dem Fuhrenhölzchen, der dies Jahr ausruhen ſollte, mußte nun blühen, und Brünings Bienen wühlten und ſummten emſig darin. Es könnte ein gutes Honigjahr werden, hatten die Imker gemeint. Im Garten gab's die ſteifen Zinnien und die bunten Wicken, und Großmutters

Digitized by Google

Georginen, ſeitwärts von der Nelkenrabatte, hatten dicke Knoſpen. — Der Kuckuck ſchwieg, aber Stare flogen, in großen, rauſchenden Schwärmen, über den Garten hin, und zwiſchen den Sielgräben hielten die Störche Verſammlung. Alle rüſteten ſich zum Fortzug nach Süden: die Sommerwende war längſt vorbei. Der Herbſt kam, der ſo herrlich in der Ebene iſt, wenn die Heide blüht und die Mühlenflügel ſich raſcher drehen im friſchen Winde und die prächtigen Gruppen uralter Bäume gelb und rot im freien Felde ſtehen. Dahinter, bis zur platten Erde niederſteigend, ein dunkelblauer Himmel, und Sommerfäden ſegeln durch klare Luft: —

„Dort im ruhigen Thal
Schweigen Schmerzen und Qual —“

— ‚Schweigen? O nein! Dort im ruhigen Thal: daheim, werden ſie noch nachbrennen und nagen. Es wird alles anders werden, und ich muß hart lernen. Mein Geſpenſt wird Fleiſch, und ich muß mit ihm teilen: meine Heimat, Großmutter — Ludwig. Ich fühle es hier: mein Herz ſagt mir, daß ich ſchon nicht mehr halb habe, was mir ganz gehört hat. — Rechte abtreten ſollen und dann ſelber mit leeren Händen ſtehen. Warum muß das ſo ſein? Eine Fremde nimmt mir mein Liebſtes und fragt mich nicht einmal darum. — Das iſt doch Diebſtahl — —‘

Sie ſchob ihre Arbeit von ſich, die Arme über den Tiſch hin, und ihr Geſicht legte ſie darauf. Ihre Wangen glühten im Verſteck. Um Gotteswillen —: war ſie beſſer als Ljuba? Möchte ſie ihr nicht auch etwas ſtehlen dürfen? Ljubas Beſtes: ihren Vater?

In ihr ſtanden die Gedanken ſtill, und ihr Herz begann mit großen lauten Schlägen zu klopfen. Sie hob ihr Geſicht und blickte verſtört um ſich her. Was hatte die Stimme ihres Inneren da ausgeſprochen? — Ludwig und Ljuba — Ludwigs Schweſter und Ljubas Vater —? Dann alſo würde ſie, nach Recht und Geſetz, Ludwigs Mutter heißen, ſie, an der Ludwig ſeit zehn Jahren Vaterſtelle vertrat? Alles drehte ſich mit ihr im Kreiſe; ſie griff ſich an die Stirn und ſaß und ſtarrte auf ihr Nähzeug. Darauf ging ſie in Ludwigs Zimmer, holte ſich das Bürgerliche Geſetzbuch herüber, ſuchte ſich die Paragraphen über die Eheſchließung, und las und grübelte zwiſchen Saum und Naht, bis ihr der Kopf wehthat und die Mittagsglocke zum erſtenmal läutete.

— — — — — — — — — — —

Im Flur kam ihr ein ſchlurfender Tritt entgegen. Der invalide Sanitätsrat, der ſie augenſcheinlich ſuchte.

„Da ſind Sie ja; wo ſtecken Sie denn heute den ganzen Tag? Man läuft ſich doch ſonſt 'n paarmal pro Morgen in den Weg,“ ſagte er, und ſein grämliches Geſicht heiterte ſich ein wenig auf. „Ich wollte grade bei Ihnen anklopfen und nachſeh'n. Sind Sie krank? Sie haben ganz verblaßte Augen. Wo ſteckt es? Nur heraus mit der Sprache. Zum Bedoktern bin ich mit meinem verwünſchten Potentaten glücklicherweiſe noch brauchbar. Alſo verfügen Sie über meine Weisheit; ich mag Sie gern leiden.“

„Danke vielmals; mir fehlt aber nichts. Nur Heimweh.“

„Nur Heimweh — ſo? Das nennen Sie wohl keine Krankheit?“

„Eigentlich doch nicht.“ —

„Ich aber. Heimweh iſt ein innerlicher Lähmungsprozeß.“

„Ich habe den ganzen Vormittag geflickt —“

„Ja, das iſt die richtige Höhe — an den Roſengarten reiſen zum Strümpfeſtopfen. Seien Sie ſtill, Kind; Galgenhumor iſt auch Humor. Den müſſen wir uns züchten, Sie und ich; dann geht's noch eine Weile. Ich habe ebenfalls ſo eine Spezies von Heimweh, und dagegen gibt es nur ein Radikalmittel: kein Dampfbad, aber Lokomotivendampf vor dem Schnellzug nach Hauſe. Meinen Sie, ich bin hierhergekommen, um mir anzuſehen, wie die Hotelwäſche hier auf der Leine trocknet? Proſtemahlzeit, nee! Sowie ich aus dem Gips bin, wende ich bei mir das Radikalmittel an. Für heute lade ich Sie zu Tiſch ein und zwar auf norddeutſche Art und im Grünen, verehrte Leidensgenoſſin. Wollen Sie mir das Vergnügen machen?“

„Ach Gott, nur zu gern, Herr Sanitätsrat!“

„Alſo! Freut mich. Die Table d'hote laſſen wir den ſechs Italienern und den drei alten Jungfern, die vorhin friſch angekommen ſind. Ich habe in der Küche veranlaßt, daß ſie uns ganz gemeine hannöverſche Pfannekuchen backen, ſo wie ich ſie als Junge in Verden am liebſten gemocht habe, Speckpfannekuchen, platt auf den Teller, kein Rollmops mit Konfitüren d'rin. Schinken dazu und grünen Salat mit ſaurem Rahm angemengt. — Wenn wir nicht kraxeln dürfen, wollen wir uns wenigſtens einbilden, wir machten 'ne Landpartie und wären zu Hauſe. Haben Sie guten Appetit?"

„Der kommt ganz gewiß." Dörthe reichte ihm dankbar die Hand, und er humpelte, ihr voraus, links herum zur Wieſe. Da ſtand ihr ländlicher Tiſch ſchon unter dem Zirbenbaume im Schatten gedeckt, und die Kathrein, mit dem dunklen Schnurrbartſchatten über der hochmütig geſchweiſten Lippe, trug das Mahl auf, nebſt dem Quellwaſſer im Kruge zum Trinken. So hatte es der ‚g'ſchpaſſige' alte Herr verlangt: „aqua fontana!"

Dörthe mußte ſich neben ihn ſetzen, damit ſie den anmutigen Blick bergan gemeinſam hätten. Er legte ihr vor, ermunterte ſie zu Speiſe und Trank und unterhielt ſie in ſeiner derben Weiſe. Hatte ſie nicht gleich die Antwort auf ſeine kurz abgehackten Frageſätze fertig, ſo gab er ſelbſt eine, und die traf's jedesmal richtig. — Ordentlich lieb gewann ſie das häßliche, alte Geſicht. Die kleinen Augen unter ihren ſtruppigen Brauen blickten gut und warm durch die Brillengläſer, und die Worte, die der zahnloſe Mund zwiſchen unraſierten Wangen herauspolterte, hatten einen feinen Sinn und duldeten keinen Widerſpruch. Er war gewiß ein rechter, ehrlicher Arzt und kein bloßer Medizinmann mit dem Rezeptformular in ſteter Bereitſchaft. „Ich freue mich, daß Sie hier ſind," ſagte Dörthe im Verlauf des gemütlichen, kleinen Mahles unter vier Augen, und er machte ihr ein verſchmitztes Gnomengeſicht:

„Ich freue mich gar nicht; glauben Sie, daß ein verbündelter Fuß erfreulich iſt?" Aber ſein kräftiger Händedruck führte den Gegenbeweis zu ſeinen Worten.

‚Er iſt froh, daß er einem armen Menſchenkinde helfen kann,' dachte Dörthe gerührt. —

Es war wirklich ein gar zu behagliches Tafeln. Dörthe vergaß ein paarmal, wo ſie in Wirklichkeit war. Sie konnte ſich beinahe einbilden, daß ſie in der Ekendörfer Sommerwirtſchaft ‚zum Mühleborn' vor den beiden großen Tannen auf der Wieſe ſäße, und jenſeits der Wieſe zogen die waldigen Hügel am Fluſſe ihre anmutige Wellenlinie. Statt des Leipziger Sanitätsrats hatte der alte Ekendörfer Doktor manchmal mit ihr und Ludwig vor den Mühleborner Tannen beim Kaffee oder der dicken Milch in den Steinſatten geſeſſen und über das gellende ‚Vivat!' und ‚alle Negen!' des Kegeljungen geſcholten. Ja, an Doktor Bruns erinnerte der Sanitätsrat — daher auch die Sympathie zwiſchen ihr und ihm. Doktor Bruns war letzten Frühling geſtorben, und ſtatt ſeiner ſaß der neue Doktor Heilbuth in Ekendorf, ein junger Fips, der knapp ausſtudiert hatte und eine Frau ſuchte.

Dörthe erzählte ihrem alten Herrn zutraulich von all dieſen heimatlichen Kleinigkeiten, weil er's ſelber angeregt. „Sind wir nun nicht juſt wie bei uns zu Hauſe?" hatte er geſagt. O ja, er löſte der Zurückhaltung ſelber die Zunge! — Das verſtand er.

So ging der heimiſche Mittag zu Ende, und die blühende Matte und der grüne Waldſaum ſtrahlten im leuchtenden Sonnenſchein. Den gab's in der fernen Heimat auch. Nur als ſie ſich nach Tiſch zum Fortgehen umwendeten, zerſchellte das freundliche Traumbild an den mächtigen Wänden des Schlern, und ſeine Spur verlor ſich im Thalgrunde, der zu dieſer Tageszeit ſchon wieder ſchattenſchwarz zwiſchen ſeinen Felſen lag.

— — — — — — — — — — —

Gegen ſechs wollten die ungleichen Kameraden ſich abermals zum Thee unter der Zirbe zuſammenfinden. Bis dahin ſchlief und las der alte Herr droben in ſeiner Stube. „Begucken Sie ſich auch 'n bischen innerlich," riet er Dörthe, als ſie ſich für jetzt trennten.

Dörthe indeſſen fand keine Ruhe. Sie ſtand nach zehn Minuten wieder auf vom Bett, ordnete die verſchobene Decke und das eingedrückte Kiſſen und wanderte fort, ihr Bürgerliches Geſetzbuch in der Hand.

Oberhalb des Kirchleins Sankt Cyprian führte ein Steig quer durchs Wieſengelände hinüber zur Brettſchneid und zu einzelnen, verſtreuten Hütten, braun und maleriſch gegen die Tannenwälder. Von denen eingehegt lag eine ſanft anſteigende, kleine Matte, da und dort von Ziegen beweidet, die hellklingelnde Glöckchen um den Hals trugen und ihre Zickelchen bei ſich hatten. Der Hüterbub ſchlief irgendwo im Schatten. Dörthe ſah ihn nicht, und ſo war ſie ganz allein mit ihren grübelnden Gedanken. Sie ſtreckte ſich ins kurze Berggras mit dem Rücken gegen die menſchlichen Wohnungen und Steige. Wenn ſie ſich auf den Ellbogen hob, blickte ſie tief, tief in die ſonnigen Wälder hinein, die kein Ende hatten; die Sonne brannte auch auf der Matte, und Dörthens Schultern unter der leichten Bluſe brannten. Das machte ihr nichts; ſie konnte gar nicht genug Wärme haben nach der letzten, trüben Zeit, die ſie innerlich ganz durchfroren hatte. Grade über ihr aber war das Schönſte in ſchweigender Herrlichkeit. Das Ziel, das ihre Füße niemals erreichen konnten, der Roſengarten. Der fing alles Sonnenlicht ein und gab es wieder als Silberglanz, der an ſeinen ſtolzen Trutzmauern niedertroff. Wundervoll hob ſich's vom lachenden Himmelsblau ab. Die Türme links vom Maſſiv ein wenig dunkler, weil ſie zurücktraten; ſpitz ragte der ſüdlichſte von den fünfen empor, der Winklerturm. — Dörthe dachte an das Kletterbild und ſchauderte wieder. Ihr Herz zog ſich bange zuſammen. Wenn ſie doch ein ſcharfes Fernrohr gehabt hätte, um zu ſehen, ob ſich dort auf dem ſchwindelnden Grate ſchwarze Pünktchen bewegten — ameiſenwinzige Menſchen in der gigantiſchen Öde.

‚Nein — lieber nicht ſehen; — lieber hoffen —!‘

Sie wendete ſich ganz vom Roſengarten fort und nahm ihr Buch vor. Eine Taſchenausgabe; der Druck wahres Augenpulver. Die Buchſtaben flirrten ihr vor den Blicken, obgleich Hutrand und aufgeſpannter Schirm die Zeilen beſchatteten. Das las Ludwig abends vor dem Einſchlafen bei der Stearinkerze und begriff es, müde vom Tage, wie er war. Alſo wollte ſie gleichfalls ihr Heil verſuchen.

Des Familienrechts zweiter Titel: ‚Eingehung der Ehe‘, das mußte es ſchon ſein. Da ſtand Paragraph 1310: „Eine Ehe darf nicht geſchloſſen werden zwiſchen Verwandten in grader Linie, zwiſchen vollbürtigen oder halbbürtigen Geſchwiſtern, ſowie zwiſchen Verſchwägerten in grader Linie.“ Daß jemand ſeines leiblichen Bruders Schwiegervater heiraten könne oder nicht könne, der Fall war nicht vorgeſehen. — Gehörte er zur ‚Verſchwägerung in grader Linie‘? Oder zu den Unmöglichkeiten, die niemals vorkamen? Oder in den Bereich des Wahnſinns? Gab es wohl Geſetze, die rechtlich klarlegten, wo beim Menſchen die geſunde Vernunft aufhört und der Wahnſinn anfängt? Die mußte es doch geben! Damals, als Ludwig Herrn Söhles Frau mit dem Arzte ins Irrenhaus bringen ſollte, hatte er geſagt: „Ich will vorher noch die neuen Entmündigungsparagraphen nachſehen.“

Zum zweitenmal befragte ſie das Inhaltsverzeichnis. War's das nicht: Dritter Abſchnitt des Familienrechts: ‚Vormundſchaft‘? Ungefähr hundertfünfzig Paragraphen. Sie verſuchte, ſich durchzuwinden, ſtockte bei jeder zweiten Zeile, las noch einmal und dachte angeſtrengt nach. Nichts, was im geringſten für ihre brennende Frage gepaßt hätte. — Würde eine ſolche Verbindung vielleicht unter Titel fünfundzwanzig des zweiten Buches fallen: ‚Unerlaubte Handlungen‘? Wieder begann ſie zu ſuchen und zu leſen; allein die Abſpannung drückte ſo ſchwer auf ihr Hirn, daß ſie dies Buch mit den ſieben Siegeln für ihren ſchwachen Rechtsverſtand ſinken ließ und, trotz alles Sträubens und Wehrens dagegen, einſchlief.

So ruhte ſie denn in Frieden. — Ihre Wange hatte ſich zum Kiſſen die aufgeſchlagenen zwei Seiten erwählt, deren Paragraphen Moral und Unmoral nach menſchlicher Weisheit beſtimmten und nach menſchlichem Ermeſſen mit Strafen bedrohten. — — — — — — Die Schatten der Wälder ſtreckten ſich allmählich länger über das grüne Gras der Matte hin; die ſchläferigen unter den Wieſenblumen falteten die Blütenblättchen ſchon zuſammen, und die anderen, wachen, warteten auf den Tau des Abends. Die Zinnen und Klüfte des Roſengartens blieben im Licht; aber deſſen ſilberiger Ton fing leiſe an, ſich mit goldigen Tinten zu miſchen: die Sonne wanderte nach Weſten zu über die Gipfel der Tannenberge. Hier ließ ſich ſchon ein zirpendes Cikadenſtimmchen vernehmen, und ein zweites antwortete vom Rain des Waldpfades her. Die Geißen mit den bimmelnden Glöckchen weideten näher herzu, und die Zickelchen ſprangen luſtig bis ganz nahe an das ſchlummernde Menſchenkind heran, das ſich gar nicht regte. Das keckſte ſtieß ſogar mit ſeinen werdenden

Bockshörnchen gegen Dörthens Hutrand und beſchnupperte die gedruckte Juriſtenweisheit unter ihrer ſchlafheißen Wange. Als ihr Hutrand zurückgeſtoßen ward und die Sonne ihr wider die geſchloſſenen Lider ſchien, fuhr ſie in die Höhe und ſetzte ſich auf.

Mein Gott, wie ſchwer hatte ſie geſchlafen; ganz traumlos zwar und lange, aber erquickt fühlte ſie ſich nicht. Es war ſchon ſechs Uhr vorüber. Gottlob — die drei Kletterer, an die ſie mit Angſt und Sehnſucht dachte, mußten jetzt längſt abgeſtiegen ſein. — — Ludwigs Buch war doch nicht verdorben hier im Grünen? Sie blätterte und ſuchte nach Knicken und Flecken, die nicht hineingehörten, und da langte ſie wieder bei ihren Eheſchließungsgeſetzen an. Sie legte einen feinen Grasſtengel mit hübſcher, federiger Fahne zwiſchen die Seiten und klappte das Buch zu:

„Heute abend im Bett will ich's wie Ludwig machen. Dann iſt alles ganz ſtill, und man kann ſich beſſer ſammeln als bei Tage. Vielleicht bringe ich es dann heraus, und die Nacht iſt lang zum Nachdenken. — Über zwei Stunden habe ich hier ja Vorrat geſchlafen."

Langſam und verſonnen wandelte ſie ihren Pfad, an den braunen Hütten vorüber, nach Sankt Cyprian zurück und von dort gemächlich hinauf zum Badl, den Roſengarten immer zur Rechten am dunkelblauen Himmel. So müde, als hätte ſie eine große Tour gemacht, und mit einer ſehr beträchtlichen Unterlage von Schwermut für ihre Stimmung langte ſie bei den Bäumen und Bänken neben dem Touriſtenhauſe wieder an.

Der alte Freund und Doktor wartete ſchon. Die Kathrein hatte ihm die heiße Theekanne einſtweilen mit einer Serviette gegen die Abkühlung verbinden müſſen und den Kuchenkorb gegen die ſurrenden Fliegen zudecken.

„Sie ſtellen Ihre Verehrer auf harte Proben," rief er der Kommenden entgegen, „halbſieben. Wo ſind Sie geweſen, und was haben Sie gethan?"

„Geſchlafen — da drüben; über zwei Stunden."

„Das iſt ſehr in meinem Sinne; aber geleſen haben wir auch, wie? Laſſen Sie mal ſehen, ob's geſunde Koſt iſt, oder modernes Zeugs."

„— das Modernſte, aber kein Zeugs. Wir müſſen es alle anerkennen auf höheren Befehl. Sie auch."

„So, ſo? — Na, das fragt ſich noch ſehr, mein Kind. — Was? Das Bürgerliche Geſetzbuch? — Wer hat Ihnen die Lektüre in die Hand geſteckt?"

„Ich ſelbſt. Ich wollte etwas nachſehen."

Er nahm das Buch vom Tiſche auf und ſah hinein, während Dörthe den Thee einſchenkte. Plötzlich erſchrak ſie; das Zeichen lag ja noch zwiſchen den Seiten, und da hatte er's auch ſchon:

„‚Eingehung der Ehe' —? Entſchuldigen Sie, wenn ich noch nicht gratuliert habe. Wollen Sie eine Ehe eingehen?"

Sie lächelte verlegen und ſchüttelte den Kopf: „O nein; ich bin noch von niemandem aufgefordert worden. Es war nur Neugier — eine Frage, die mir ſo durch den Kopf gegangen iſt und mich intereſſiert hat. — Es iſt wirklich eine ganz intereſſante Frage; ich möchte wohl wiſſen, wie Sie darüber denken: — über Verwandtſchaftsehen?"

Der alte Herr rückte ſich auf der unbequemen Bank zurecht, ſchlürfte ſeinen Thee in Abſätzen und warf aus ſeinen kleinen Augen einen klug prüfenden Blick zu Dörthe hinüber. „Kennen Sie das ſchöne Verwandtſchaftsrätſel: ‚Dieſes Mannes Vater iſt meines Vaters einziger Sohn'? Nein? Na, alſo raten Sie mal, wie die Geſchichte zuſammenhängt. Sehen Sie: ich muß Ihnen auf die Sprünge helfen und Ihnen den ‚Mann' als Enkel, und des ‚Mannes Vater' als den Sohn des ‚Großvaters' vorſtellen. Verwandtſchaftsehen ſind inſofern dem albernen Rätſel ähnlich, als es dabei auch Klauberei gibt. Der eine rät das Rätſel leicht, der andre tüftelt dran herum und kommt doch nicht damit zuſtande; der eine ſchlägt ſein Geſetzbuch auf und ſagt: ‚warum ſoll ich meine Nichte nicht heiraten, wenn ich darf?' und die andre heiratet ihren Onkel nicht, weil ſie es unmoraliſch findet. Verſtehen Sie, wie ich das meine?"

Sie nickte, aber ſie ſah ihn zweifelnd und fragend an; ihre Augen hingen förmlich an ihm, und ſie öffnete und ſchloß die Lippen lautlos.

„Eine gemeingültige Auffaſſung gibt es bei ſolchen Fragen nicht," fuhr er fort. „Wenn Sie aber einen beſonderen Fall in Gedanken haben, der Sie direkt oder indirekt angeht, ſo will ich Ihnen meine Anſicht ehrlich mitteilen.“

Wieder bewegte ſie die Lippen, ohne zu ſprechen; dann ſchlug ſie die Augen nieder und fing an, ihren Thee zu trinken. Die Taſſe klirrte in ihrer Hand, der Löffel ſamt dem Kuchen fiel ihr in den Schoß, und ſie legte den Löffel auf den Kuchenteller und den Kuchen neben des Sanitätsrats Untertaſſe. „Nein,“ ſagte ſie endlich und hob den Blick nicht, „ich meine keinen beſonderen Fall — — ich meine nur die Sache an ſich — —“

„Welche Sache an ſich? Alſo eine Verwandtſchaftsehe, wie ſie hier in Paragraph dreizehnhundertzehn aufgezählt wird?“

„Wenigſtens ähnlich —“

Noch immer ſah ſie nicht zu ihm auf, ſondern betrachtete die Taſſe und ihren Inhalt, und in ihren jugendlichen Zügen bebte und arbeitete es. Der alte Herr machte eine kleine Pauſe und legte dann ſeine Hand auf ihren Arm:

„Mein liebes Kind, ich weiß nicht, wo Sie hinauswollen, und es fällt mir auch nicht ein, Sie danach zu fragen. Ich will Ihnen bloß als bejahrter Mann einen erprobten Wegweiſer empfehlen, für die Möglichkeit, daß Sie jemals in Zweifel kämen, ob ‚Hü‘ oder ‚Hott‘, ‚rechts‘ oder ‚links‘ oder ‚graddör‘ wie Klas Avenſtaken durch den Pfannkuchenberg. Das gute, alte Märchen werden Sie ja wohl auch noch kennen, wenn Ihre Frau Großmutter Sie aufgezogen hat. Sehen Sie, es gibt zweierlei Geſetze für uns Menſchen. Das eine ſteht in den Büchern gedruckt, und die Klugſchnäbel am grünen Tiſch machen es immer noch verſchmitzter und verklauſulierter. Schön finde ich das nicht, aber ſolange es auf Erden noch kein ſündenreines Paradies gibt, muß es Geſetze zu Schutz und Sühne und Strafe geben, ſonſt geht der Staatshaushalt zum Deubel. Deshalb thun die Guten und die Böſen klug, wenn ſie ſich das Büchergeſetz ad notam nehmen. Das zweite Geſetz aber, das ſteht hier in unſerer Bruſt eingegraben, wenn wir anſtändige, denkende Menſchen ſind, wie Sie und ich zum Beiſpiel. Das iſt ’n merkwürdiges Geſetz, gänzlich ohne Nebenparagraphen und ‚Wenn’s‘ und ‚Aber’s‘. Es läßt auch keine Beſchönigung zu. — ‚Du handelſt ſittlich‘ — ‚du handelſt unſittlich‘ oder ‚ſelbſtſüchtig‘ oder ‚unklug‘. — Immer ſchlägt es die pure Wahrheit heraus und mag noch ſo viel drum herum geſchrieben ſein in den Geſetzbüchern. — Der ‚Onkel‘ hat die ‚Nichte‘ nach dem Buchgeſetz heiraten wollen, und die ‚Nichte‘ hat den ‚Onkel‘ abgewieſen nach dem Sittengeſetz in ihrer Bruſt. — Wer hat in Ihren Augen recht gethan, mein Kind?“

Sie ſetzte ihre Taſſe langſam hin und faltete die Hände feſt zuſammen. Ihre Schultern hoben und ſenkten ſich, und der blaugetüpfelte Muſſelin über ihrer Bruſt ward von den heftigen Herzſchlägen raſch auf und ab bewegt. Ihr Geſicht hatte einen hilfloſen Ausdruck angenommen, wie das eines Kindes, das weinen möchte und es nicht wagt. Eine Weile blickte ſie, ohne Wimperſchlag, zum Waldrande empor, und endlich fand ſie Worte:

„Die Nichte hat recht. — — Aber es iſt ſehr — ſehr ſchwer für ſie.“

„Rechtthun iſt ſelten ein leichtes Stück. Das ſchadet nichts, mein Kind. — Eines Tages merkt es die Nichte ganz gewiß, daß ſie gut gethan hat. Darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„— es iſt ſehr ſchwer — o Gott!“ wiederholte Dörthe, hob die gefalteten Hände ein wenig, als wollte ſie Gott anrufen, und ließ ſie in ihren Schoß zurückfallen.

Der alte Herr beugte ſich vor, nickte ihr zu, nahm ihre Linke in ſeine Rechte und klopfte ſie ſacht mit der anderen Hand:

„Das iſt alles bloß ein Übergang —“

„— ſagte der Fuchs; da zogen ſie ihm das Fell über die Ohren!“ vollendete Dörthe bitterſchmerzlich. Ihre Finger zuckten in ſeinen haltenden, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Er that, als merkte er’s nicht, und fuhr fort, ihre Hand zu klopfen.

„Ja, ja — der Fuchs, das arme Vieh; ſo geht’s, wenn der Jäger einen kriegt, — oder das Schickſal, wie man’s nehmen will. Iſt nur ein Glück, daß die menſchliche Kreatur, im ganzen genommen, beſſere Heilhaut hat als der Fuchs. Ich glaube beſtimmt, der Nichte wächſt mit der Zeit auch ein neues Fell; will ſagen: ſie vergißt die fatale Geſchichte, daß ſie beinah ihre eigne Tante geworden wäre, und friſcht die reſpektvolle Freundſchaft mit dem Onkel wieder auf. Was meinen Sie?“

Dörthe drückte die gute Hand, lächelte, und die Thränen rollten ihr dabei die

Wangen hinab. — „Verzeihen Sie, wenn ich jetzt fortgehe; ich muß ein wenig allein ſein. — Bitte, denken Sie nicht, daß ich undankbar bin.“

„Bewahre der Himmel! Man ſoll niemandem ſeine perſönliche Freiheit beſchränken. Sie wiſſen ja, wo ich zu finden bin; ich alter Lazarus von der Grasleitenhütte, hol's der Deubel, und ſchlimmſtenfalls klopfen Sie an Nummer ſechsundzwanzig, wenn Sie mich brauchen. — Das Geſetzbuch ſollten Sie mir lieber hierlaſſen; daraus holen Sie ſich immer ärgeres Kopfweh, und das wirkt dann wieder aufs Herz. — Kennen wir!“

„Ich will gar nicht mehr darin leſen; es ſoll nur gleich an ſeinen Platz zurück, neben meines Bruders Bett. Ludwig iſt ſehr ordentlich.“

„Schön; das hört man gern. Alſo auf baldiges Wiederſehn, was?“

„Adieu, Herr Sanitätsrat, und vielen, vielen Dank.“ Sie gab ihm die Hand. „Das andre Geſetzbuch, von dem Sie vorhin geſprochen haben — darin will ich noch ein paar Tage leſen. Dann bin ich hoffentlich klüger als heute und beſſere Geſellſchaft auch.“

„Thun Sie das ja, mein Kind. — Iſt 'ne gute Sache. — Adieu.“

— — — — — — — — — — —

Er ſah ihr nach, wie ſie geſenkten Antlitzes, das Bürgerliche Geſetzbuch in der hängenden Hand, hinüber zum Hauſe ging und unter der menſchenleeren Veranda verſchwand. Sein Geſicht war voll Mitgefühl und nachdenklichen Intereſſes. Was er bisher nur vermutet hatte, jetzt wußte er's ganz beſtimmt. ‚Arme, kleine Nichte; — möglichſt raſch müßteſt du von deinem Onkel weg und in deine Heimatsluft.‘ —

‚Die Romanſchreiber ſind doch faule Kerls,‘ dachte er halblaut weiter und wiegte ſeinen verſträubten Graukopf über dem ſchadhaften Klappkragen. ‚Die beſten Stoffe laſſen die dummen Kerls ſich rein weg aus dem Wind gehn, und unſereiner kann nichts d'raus machen. — Das wäre zum Beiſpiel 'n guter Stoff zum Ausſchlachten. — — Na — beſſer nicht!‘

Zwanzigſtes Kapitel.

Dörthe hatte ſchon eine Weile in ihrem Zimmer am Fenſter geſeſſen und gedankenlos hinaus in den rötlichen Widerſchein der Abendſonne geblickt; da kam draußen der Bubi vorübergeſprungen und ſprach ſie mit heller, lauter Stimme an, daß ſie erſchrocken zuſammenfuhr:

„Du, Fräulein; ich geh' jetzt mit dem Martl zum Schmied ober Tiers, da bring' ich dir gleich deinen Buſchen. Gelt, du willſt ihn noch?“

„Gern Bubi; halt' dich nur nicht damit auf.“

„Na, na! Man muß ſchon ein biſſel warten beim Schmied, ſagt der Martl.“

„Juihu! Biſcht net do, Bub?“ ſchrie der Martl vom Hof her.

„I kimm' ſcho — glei'!“ ſchrie der Bubi zurück und hob ſich am Fenſterſims, damit er zu Dörthe hineingucken konnte: „Du, Fräulein: 's Sopherl hat ſich ſo arg ins Fingerl g'ſchnitten; es möcht' ein biſſel zu dir — darf's?“

Dörthe ſeufzte. „Ja — meinetwegen,“ ſagte ſie müden Tones, und der Bubi rief im eiligen Fortſpringen aus Leibeskräften: „Du darfſt, Sopherl!“

Alsdann bewegte die geſunde Kinderhand ſchüchtern Dörthens Thürklinke auf und ab, und als Dörthe öffnen ging, weil ſie von innen zugeriegelt hatte, und ihre kleine Freundin einließ, bot das verweinte Geſichtchen ihr gleich die roten Lippen zum Kuß, und das verbundene Fingerchen wurde vorgezeigt:

„So arg weh hat's gethan und ſo arg geblutet! Jetzt iſt ein Pflaſter drauf, und ich darf noch eine halbe Stund' wachbleiben zur Belohnung. Gelt, du erzählſt mir ein Märchen?“

„Ich will mich beſinnen, mein Sopherl.“ Dörthe nahm die Kleine auf den Schoß, drückte die Hand gegen die Stirn und ſeufzte wieder. — Wie gern wäre ſie allein geblieben. — „Was ſoll ich dir erzählen? ‚Dornröschen‘, oder ‚Knüppel aus dem Sack,‘ oder ‚Schneeweißchen und Roſenrot‘?“

„Die kenn' ich doch alle — die kann ich dir ſelber erzählen,“ ſagte Sopherl altklug. „Erzähle mir was von den Leuten, wo Roßfüß' haben? Das ſei auch ein Märchen, ſagt der Bubi, und es iſt gar nicht wahr, daß du Roßfüß' hätt'ſt.“

„Ich? — Wie kommſt du darauf, Sopherl? Wie ſollte ich wohl Pferdefüße haben?“

„Aber ich hab's doch g'ſeh'n; — ich

lüg' net," beharrte die Kleine, glitt von Dörthens Schoß und ſchob ihren Kleiderrock zurück, daß der ſchmale Fuß — (Tante Doris' Stolz) — im gelben Halbſchuh ſichtbar wurde. „Schau: einen ganz richtigen Damenfuß haſt du, g'rad wie die Mama auch; ich hab' dem Bubi ſchon geſagt. Roßfüß' haben nur die Teufel — gelt, ja, Fräulein? und drum iſt's ein Märchen. — Märchen ſind halt nicht wahr."

Dörthe vergaß ihre Müdigkeit und Traurigkeit ein wenig in des Kindes Geſellſchaft und lachte kopfſchüttelnd. — „Du, Sopherl; das kann ich wirklich nicht verſtehen mit deinen Roßfüßen unter meinem Kleide. Dazu bin ich viel zu dumm."

„Gelt? Der Bubi heißt mich auch dumm und zankt mich. Drum zeig' ich ihm die Roßfüß' eben gar nicht. Aber dir zeig' ich's; — du wirſt ſchauen! Willſt du's dem Bubi auch gewiß net verraten, weil wir net dürfen?"

„Daraus werde ein andrer klug als ich! Alſo zeige mir's, Sopherl."

Die Kleine huſchte hinaus, und im nächſten Augenblick vernahm Dörthe das hurtige Hüpfen der Kindertritte durch Ludwigs Zimmer nebenan.

Im Handumdrehen war ſie wieder da, ſchob wichtig den Riegel vor Dörthens Thür und zog ſie vom Fenſter fort: „wenn ja eins vorbei kommt," mit dem ſcharfen Inſtinkte des Kindes, das etwas ſtreng Verbotenes thut. — Dann nahm ſie das Gummiringelchen von dem aufgerollten Bilde mit der verliebten Almerin und ihrem Salontiroler und breitete des Profeſſors Skizze der ſterbenden Centaurin vor Dörthe aus:

„Da ſchau! Das ſieht dir gleich, und es hat Roßfüß'. Gelt; das biſt nicht du? das iſt ein Märchen, Fräulein? — Soll ich's g'ſchwind wieder zum Herrn Profeſſor ins Zimmer tragen, Fräulein, weil wir nicht dürfen? — Sag!"

Dörthe hielt die Hand auf der Skizze, ſtarrte ſie an und ſagte nichts. Sie hätte ſich's auch nicht vergegenwärtigen können, was in ihr vorging. — Nur Kälte empfand ſie und Haß und ein Gefühl der Vernichtung. — Dagegen bäumte ſich eine wilde Liebe auf und ward in Grund und Boden getreten. — Begreifen ließ ſich das alles nicht: es vollzog ſich wie Blitz und Schlag. — Sie ſtieß das Papier von ſich, daß es über den Tiſch zur Erde flog:

„Trag' es fort — — mir aus den Augen! Geh' — ich kann dich nicht haben; ich weiß keine Märchen! — —" Ihre Stimme überſchrie ſich und verſagte.

Die Kleine fing laut zu weinen an, und Dörthe riß ſie in ihre Arme wie ſinnlos und weinte mit ihr. Aber es war nur ein Krampf und linderte nicht. Dann zuckte ihr's durch die verſtörten Gedanken, daß man alles thun müſſe, um ſolch einen Schimpf zu verheimlichen und das entſetzte Kind abzulenken.

Sie nahm einen gewaltigen Anlauf, faßte die Kleine ans Händchen und führte ſie zum Waſchbecken, dort wuſch ſie das thränenvolle Geſichtchen, ſtrich das Haar glatt und duldete die reuigen Küſſe des kleinen Mundes, der noch herzbeweglich nachſchluchzte.

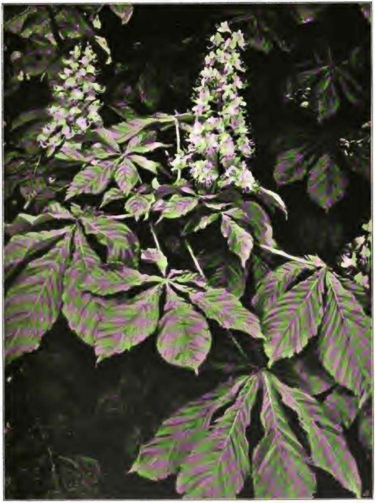
„Bleibe nur ruhig hier; ich will das häßliche Bild ſelbſt hinüberlegen," ſagte ſie heiſer, rollte es wieder zuſammen, wie es geweſen und ging hinaus ins Nebenzimmer, das unverſchloſſen war.

Die Zwiſchenthür und die Fenſter ſtanden noch offen; der Waldesduft erfüllte die ſtillen Räume und tiefroſiges Licht. Das Schrillen der Cikaden drang herein — ein ganzes Konzert, und fernher aus der Schlucht kam der Ruf einer Holztaube: „Ku — ku! kukuru-uh!" — Als läge da drunten der geliebte Ekenhoff und die geliebte, alte Frau wäre mit hundert Schritten zu erreichen. —

‚O Gott, hilf mir heim!‘ — Sie legte das Bild auf des Profeſſors runden Tiſch, warf ſich danneben auf die Knie und preßte das weinende Geſicht gegen die Kante:

‚Mein Gott — hilf mir heim — ich bin zerſchlagen —‘ das blieb ihr einziger Gedanke. Plötzlich beſann ſie ſich auf das wartende Kind, raffte ſich auf und ging, wankenden Schrittes, zur Thür. Ehe ſie hinaus ging, kehrte ſie ſich noch einmal um und ſtreckte ihre gerungenen Hände gegen den Tiſch hin: ‚Ich kann dir niemals vergeben!‘

In ihrem eigenen Zimmer fand ſie ihren kleinen Gaſt artig und beruhigt wieder am Fenſter ſitzen und in Ludwigs Bürgerlichem Geſetzbuche nach Bildern blättern, zum Zeitvertreib. „Fräulein, was ſteht dadrin ge-



Frühling. Nach dem Gemälde von Ch. Bohneberger.

Digitized by Google

druckt?“ fragte das Stimmchen zutraulich, als Dörthe eintrat, und Dörthe nahm dem Kinde das Buch fort:

„Das iſt nichts für dich; darin ſtehen keine Fabeln und Märchen,“ ſagte ſie. „Ich erlaube dir, daß du das Buch auf dem Herrn Doktor ſeinen Nachttiſch trägſt. Lege es neben den Leuchter, vor den Uhrkaſten. — Und rühre weiter nichts an, verſprichſt du mir's? Es kommt manchmal ein großes Unglück davon.“

„Iſt von dem Bilde ſchon ein großes Unglück gekommen? Gelt, ſchon nicht, Fräulein? Ganz gewiß thu' ich's nimmermehr. Gelt, du biſt mir noch ein biſſel gut?“

„Ja, Sopherl.“

„— und wenn ich wieder da bin, verzählſt du mir halt doch noch g'ſchwind vom Schneeweißchen und Roſenrot, gelt? Ich weiß ſchon nimmer recht, wie's ausgeht.“

Dörthe ſchloß die Augen und nickte verloren. Sterbenselend ſein und Märchen erzählen! — — Aber es mußte ſein; ſie mußte die Kleine das Bild vergeſſen machen. — Nun trug ſie das Bürgerliche Geſetzbuch hinaus. — Es war alles vorbei — ‚gut ſo!‘ Sie hätte ſich dafür totſchlagen können, daß ſie ‚gut ſo!‘ dachte. — — Nun hatte ſie auch nichts mehr mit dem „zweiten Geſetze“ zu thun; dem in ihrer Bruſt. Sie wollte überhaupt nicht mehr denken.

— — — — — — — — — — — — —

Sopherl kletterte noch einmal auf Dörthens Knie, ſchmiegte ſich zärtlich an, das wehe Fingerchen ängſtlich in die Luft geſtreckt, bat von neuem, mit den ſüßeſten Worten, den zwiefachen Ungehorſam von heute früh und heute abend ab, und dann war das Kinderherz ſo glücklich wie zuvor, und das liebe Fräulein erzählte wirklich noch das Märchen von Schneeweißchen und Roſenrot und dem wunderſchönen Prinzen, der, in einen grimmigen Bären verwandelt, nach Erlöſung ſchmachtete.

Freilich; das Erzählen ging heute Abend nicht beſonders glatt. Fräulein geriet immerfort ins Stocken, und Sopherl mußte einhelfen. Der Schluß kam gar nicht ordentlich aus, und es war nur ein Segen, daß mit einemmale der Bubi erſchien, ohne Anpochen, heiß geſprungen, daß ihm die Perlen auf der Stirne ſtanden, und in beiden Händen einen mächtigen Buſchen: Monatsroſen und Reſeden zwiſchen Steinnelken, Glockenblumen und zitternden Haſenöhrchen.

„Gelt, der iſt ſchön, Fräulein? Meinſt wohl, die Röſerln und der Reſeda das wächſt am Berg? Ah, das is g'fehlt! Die Pardeller Mirzl hat ſie mir gegeben, aus ihrem Gartl. Da hab' ich's mit meinen andern Blümerln zuſammengericht't für dich, weil du ſo brav biſt zum Sopherl. Die Mirzl iſt dem Martl ſein Schatz, weißt: gleich bei Sankt Cyprian iſt ſie mir und dem Martl begegnet, und der Martl hat mich heimg'ſchickt, weil's ſchon zu ſpät wär'. Jetzt komm, Sopherl! Morgen hör' ich mit zu, wann d' erzählſt, Fräulein, aber es muß von Rittern und Kanonen ſein, gelt?“

„— — Ja, Bubi — von Rittern und Kanonen. Schlaft wohl, und ich danke dir vielmals für den ſchönen Buſchen!“

— — — — — — — — — — — — —

Nun waren die Kinder fort, und es wurde Nacht, und die Gedanken kamen wieder. Die laſſen ſich nicht verſcheuchen. Nur der Tod macht ſie ſtill, der geiſtige und der leibliche. Allein das Sterben läßt ſich auch nicht befehlen, wenn der Menſch ſich nicht mit der Sünde zuſammen thut und Hand an das legt, was der Allmächtige ihm als Pfund anvertraut hat zum Wuchern damit — ſein Leben. — Oder wenn dunkle Krankheitsdämonen ſich auf den Geiſt werfen und ihn vernichten.

Dörthe jedoch war im Kerne geſund, und wenn die Nacht auch ewig währte und ihre Minuten zu Stunden auszog; wenn ſie auch tauſendmal mehr litt als je zuvor in ihrem Daſein — um ihren Verſtand und ihr körperliches Leben litt ſie ſich nicht. Aber das Umherirren in der Wildnis von Diſtel und Dorn: Empörung, Scham und Schmerz, Demütigung und Sehnſucht nach Frieden und Verſtehen, das iſt Qual für ein tiefverwundetes Herz. — An den Künſtler und ſein werdendes Werk dachte ſie nicht. Das gebieteriſche Muß im menſchlichen Schöpfergeiſte Begnadeter kannte ſie nicht. Halb Tier, halb Weib, unverhüllt preisgegeben, lag ſie am Boden, dort auf dem unſeligen Papiere: das war Schändung. — Die edle Schönheit, zu der des Schaffensfreudigen Genius ihr Alltagsgeſicht verklärt hatte, konnte ihr ſchlichter Durchſchnittsverſtand ſich nicht klarmachen. — Schändung! — Entweihung!

Stundenlang zerrte ihre aufgereizte Seele die Begriffe ‚Akt‘ und ‚Modell‘ hin und her und dachte mit Zittern und Grauſen an das gemeine Raſtlbinderweib auf dem Planwagengaule in der Schwabinger Landſtraße. Dies Weib war jetzt ihresgleichen geworden: das Modell zur ‚Kämpfenden Centaurin‘. Sie war auch ein Modell; auf dem Papiere hieß ſie die ‚Sterbende Centaurin‘, und, ſo wie jene, würde ſie in weißem Gips auf der Drehſcheibe unter dem Oberlichte und den Zugtüchern liegen. — Nackt — — Pferdehufe von ſich ſtreckend —: ein Halbtier. — — Und das hieß Dörthe Jersbek! — — —

All' das Fürchterliche ward zu mächtig. — Sie ſprang aus dem Bette; taſtete nach ihrem Wettermantel, hüllte ſich hinein und trat in die weichen Filzpantöffelchen. So ſchlich ſie mit bebenden Knieen lautlos treppauf in den erſten Stock. — Nur ein trübes Öllämpchen brannte an der Treppenwindung, ſonſt alles dämmerig und totenſtill. Kleider und Schuhe der heimgekehrten Touriſten und der Neuangekommenen auf den herausgeſtellten Stühlen und daneben, von Thür zu Thür. — —

(Schluß folgt.)

Ständchen.

Von Hugo Salus.

Ich hab' die ganze Frühlingsnacht
Vor meines Liebchens Haus gewacht,
Der Himmel war voll Sternenglanz,
Mein Herz war eingesponnen ganz
In Sehnsucht und in Liebe,
In Sehnsucht und in Liebe.

Wollt' mir das Herz fast aus der Brust,
Hab's immer halten nur gemusst,
So sehnt es sich: das heisst auch was,
Trennt einen nur ein Fensterglas
Von seiner süssen Liebe,
Von seiner süssen Liebe!

Nun steht die Sonne schon im Tag,
Doch, wie sie immer strahlen mag,
Ich seh' am Himmel, nah und fern,
Noch neben ihr die tausend Stern',
Die Sternlein meiner Liebe,
Die Sternlein meiner Liebe.

So wach doch auf, du Schläferin!
Lockt's dich denn nicht zum Fenster hin?
Wie Sonn' und Stern am Himmel stehn,
Mit Wunderaugen anzusehn
Und mich und meine Liebe?
Und mich und meine Liebe . . .

Digitized by Google

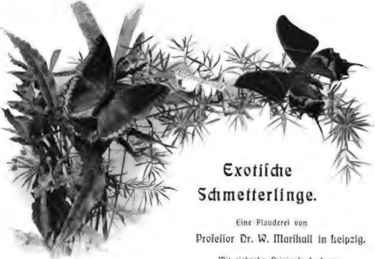


Abb. 1. **Charaxes Jasius** ♂, **Deiopeia pulchella** ♀ und **Teinopalpus imperialis** ♂.

Exotiſche Schmetterlinge.

Eine Plauderei von

Profeſſor Dr. W. Marſhall in Leipzig.

Mit siebzehn Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Keine Schmetterlingsart erregt beim Menſchen Widerwillen und Abſcheu.

Es iſt der Flug, „die Poeſie der Bewegung“, wie man ihn wohl genannt hat, und es ſind die Flügel, die uns Menſchen ein fliegendes Tier immer angenehmer als ein an der Erdſcholle haftendes, kriechendes erſcheinen laſſen. Bei vielen Schmetterlingen kommt zu der leichten Beweglichkeit der Flügel noch ihre bunte Pracht und ihr ſchimmernder Glanz, hervorgebracht durch den köſtlichen Staub der Schuppen, Lieblingsgegenſtände der Betrachtung und Bewunderung der Väter der Mikroſkopie, eines Leuvenhoek, eines Ledermüller, und wie ſie alle heißen mögen, in ihren „Gemüts- und Augenergötzungen“. Vergleiche der harmloſen, bunten Schmetterlinge mit den harmloſen, bunten Blumen liegen nahe und ſind wiederholt gemacht worden:

> Als der Wind ſich erhob, da flog, zerblättert die Blume,
> Aber der Schmetterling ſetzt' in dem Laube ſich feſt. (Uhland.)

Aber nicht bei allen Schmetterlingsformen iſt das Schuppenkleid der Flügel vollſtändig, es gibt ihrer genug, bei denen ſie ſtellenweiſe in größerem oder geringerem Umfange fehlen, z. B. bei dem prächtigen Leptocircus Curius (Abb. 8, obere Figur), einem 3,2 cm klafternden Tagfalter von den Sundainſeln, deſſen Hinterflügel einſchließlich des Schwanzes über 5 cm lang ſind. In anderen Fällen liegen die Schuppen nur in einer zarten Lage, wie hingehaucht auf den Flügeln, ſo daß dieſe durchſcheinend ſind, wie bei den merkwürdigen Pierella Dracontis (Abb. 12) aus Guyana und vom untern Teile des Amazonenthals.

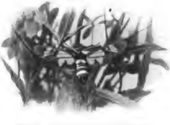


Abb. 2. **Euchromia Lethe** ♂ (Afrika).

Da es aber keinen Zufall gibt, ſo müſſen auch die Farben der

Schmetterlinge in ihrer großen Mannigfaltigkeit ihre Bedeutung haben. Wir ſind nicht verlegen um Erklärungen des Weſens der Farben bei den Schmetterlingen, wir haben deren ſogar einige, verſchiedenen Umſtänden und Verhältniſſen entſprechend verſchiedene, es kann ſich dabei wirklich um Putz und Schmuck handeln, aber auch um Schutz und zwar um Schutz in ſehr verſchiedenem Sinne.

Wo Schmuckfarben vorkommen, ſind ſie in der Regel auf die beiden Geſchlechter ſehr ungleich verteilt, und mit nur ſehr wenig Ausnahmen ſind die Männchen die ſchönern, wenn auch meiſt die kleinern. Ein prächtiges Beiſpiel finden wir in dieſer Beziehung bei der Schoenbergia paradisea aus dem Finiſterregebirge in Neuguinea. Das Männchen (Abb. 4, in der Mitte links) klaftert nur 123 mm, iſt auf den Vorderflügeln wundervoll tiefſammetſchwarz mit herrlich ſmaragdgrünen, bei gewiſſer Beleuchtung hellgoldigorangeſchimmernden Längsbinden geziert, während ſeine ſtark verkleinerten, in der unteren Ecke in ein ſeltſames Schwänzchen ausgezogenen Unterflügel eine ebenſo grüne Grundfarbe und eine ſchwarze Längsbinde aufweiſen. Der Körper iſt gleichfalls hauptſächlich grün. Das Weibchen (Abb. 4, oben) klaftert 168 mm, ſeine Vorderflügel haben gleichfalls eine, aber umfangreichere ſammetſchwarze Grundfarbe mit größeren und kleineren weißen, teilweiſe wieder ſchwärzlich überſtäubten Flecken. Die ungeſchwänzten Hinterflügel ſind auf der innern Hälfte und entlang dem Außenſaum ſchwarz und haben dazwiſchen eine hauptſächlich goldgelbe, breite Binde. Der allgemeine Typus der Färbung des Weibchens von Schoenbergia paradisea iſt unter den das kontinentale Indien, die Sundainſeln und die Molukken bewohnenden Arten einer Gruppe der großen, nahe verwandten Gattung der Segelfalter und Schwalbenſchwänzen (Papilio) weit verbreitet, wie z. B. auch das Weibchen von Papilio Achates (Abb. 8 links) beweiſt. Dieſer Falter iſt eine der weiblichen Formen des über ein großes indiſch-molukkiſches Gebiet in verſchiedenen Raſſen verbreiteten Papilio Memnon, der in gewiſſen Gegenden zwei Formen von Weibern haben kann, geſchwänzte und ungeſchwänzte. Dieſes ungeſchwänzte Weibchen (ich bin nicht ganz ſicher, ob es wirklich zur Memnongruppe gehört, da ich kein Vergleichsmaterial habe) klaftert 130 mm.

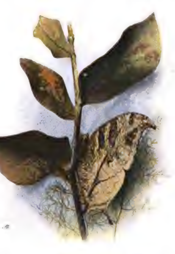


Abb. 3. Anaea Panaristo ♂. Unterſeite.

In anderen Fällen ſehen wir, daß beide Geſchlechter gleich bunt, und oft ſehr bunt gefärbt ſind. So iſt es z. B. in der Familie der Bärenſchmetterlinge (Cheloniidae), zu denen die Blutströpfchen, Widderchen, Fähnchen oder Zygänen und die eigentlichen Bären oder Arktien gehören, von denen auch bei uns eine ganze Reihe von Arten vorkommen und die ſich durch folgende Punkte auszeichnen: lebhafte bis ſehr lebhafte Farben, Tagleben, im Sonnenſchein fliegend oder auf Blumen ſitzend, obwohl ihre nächſten Verwandten ausgeſprochene Nachtſchmetterlinge (wie z. B. der Weidenbohrer) ſind, ſehr langſamer meiſt ſchnurrender Flug. Man ſollte nach alle dem meinen, die Tiere müßten inſektenfreſſenden Vögeln maſſenhaft zum Opfer fallen; gleichwohl iſt das nicht der Fall. Dieſe Schmetterlinge haben nämlich einen ſehr unangenehmen, ſcharfen Geſchmack, der einigermaßen an den im höchſten Maße ranziger Butter erinnert

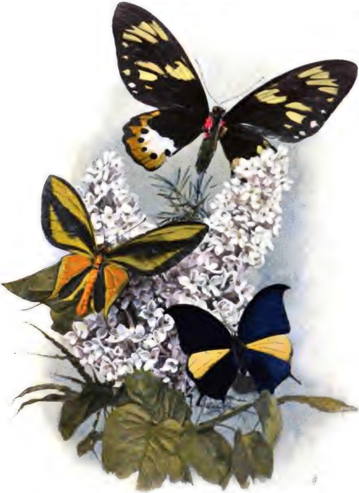


Abb. 4. Schoenbergia paradisea, oben Weibchen, links Männchen; rechts unten Anaea Panaristo.

und ganz gewiß die Tiere für inſektenfreſſende Geſchöpfe ungenießbar und widerlich machen wird. Daher werden ſie von ihnen verſchont oder verſchmäht, und können ſich den Luxus eines durchaus öffentlichen Lebens, bunteſter Färbung und langſamſten Fluges geſtatten, ohne um unangenehme Folgen deshalb beſorgt zu ſein. Zu dieſen Inſekten, und zwar zu den Bärenſpinnern, gehört die oſtafrikaniſche, 6,5 cm klafternde Xanthospilopteryx superba (Abb. 10), eine nahe Verwandte unſerer Spa-

Digitized by Google

niſchen Fahne (Callimorpha Hera) und unſeres Jungfernbärs (Callimorpha dominula). Zu den Zygaceen, und ſpezieller noch zu der Gruppe des bei uns einheimiſchen Weißflecks oder Siebenbruders (Syntomis phegea) ſind die 5 cm klafternde, dem tropiſchen Afrika angehörige Euchromia Lethe (Abb. 2) und die wunderſchöne Belemnia tricolor (Abb. 17) zu rechnen, die bloß 3,5 cm ſpannt und im heißen Südamerika lebt. Derartige, mit ſolchen weiteren Eigenſchaften, üblem Geſchmack, Geruch u. ſ. w. verbundene Farben faßt man zuſammen unter dem Namen „Schreck-, Warn- oder Ekelfarben", an denen in dieſen Fällen inſektenfreſſende Tiere ſofort erkennen, wie ſie mit dieſen Inſekten daran ſind, und ſie in Ruhe und Frieden laſſen. Noch ein Punkt erſcheint hier bemerkenswert, daß nämlich bei mit ſolchen Ekelfarben ausgeſtatteten Schmetterlingen die Ober- und Unterſeite der beiden Flügelpaare gleich gefärbt ſind, höchſtens, daß die letztere etwas matter iſt. Das verhält ſich bei anderen bunten und unter Umſtänden ſehr auffallenden Schmetterlingen ganz anders, und hier haben ſich höchſt intereſſante Verhältniſſe herausgebildet, indem nämlich ſozuſagen ein Wettbewerb zwiſchen zwei verſchiedenen Arten von Färbungen aufgetreten iſt, die ſich in ihrer Bedeutung und in dem Umfange ihrer Entwickelung eines Schmetterlings die Wage halten. Ein Schmetterling, wenn er ſitzt und ruht, iſt den meiſten Gefahren ſeitens ſeiner Feinde ausgeſetzt, und in dieſem Zuſtande würden ihn ſeine Schmuckfarben bald ins Verderben ſtürzen. Aber Mutter Natur hat Vorkehrungen getroffen, daß gerade dann, wenn ein Schmetterling ruht, jene bunten, Farben nicht geſehen und von andern ſchützenden, der Färbung der Umgebung, in der die Ruhe ſtattfindet, gleichenden verſteckt werden. Die Verteilung der Farben in dieſer Beziehung richtet ſich nach der Art und Weiſe, wie beim Ruhen die Flügel gehalten und getragen werden, die bekanntlich bei den verſchiedenen Schmetterlingsgruppen oder -Familien durchaus nicht gleich ſind. Alle Tagfalter, mit Ausnahme der ſogenannten Dickköpfe, klappen die beiden Flügelpaare nach oben und legen ihre Oberſeiten dicht aneinander, ſodaß nur die Unterſeiten zu ſehen ſind, und jene haben die Schmuck- und dieſe die Schutzfärbung. Verblüffende Beiſpiele zeigt uns da eine Reihe oſtindiſch-auſtraliſcher und tropiſch amerikaniſcher Falter aus den Gattungen Kallima und Anaea, die beide zu derſelben großen, etwa 1600 Arten umfaſſenden Familie der Nymphaliden, wie die Perlmuttervögel, Diſtel- und Schillerfalter u. ſ. w. gehören. Wallace erzählt uns, daß es ihm anfänglich auf Sumatra nicht gelingen wollte, ein Exemplar von Kallima paralecta zu fangen, obwohl der häufige, oben recht bunte Schmetterling etwa 7 cm klaftert und im Fliegen ſehr auffällt. Er flog eine kurze Strecke, ſuchte dann einen Schlupfwinkel in einem Buſch oder Strauch mit dürren Blättern und war und blieb verſchwunden wie weggeblaſen, bis er dem großen Naturforſcher plötzlich wieder vor der Naſe aufflog. Der Schmetterling gleicht nämlich, wenn er ſitzt, durch die Färbung der Unterſeite ſeiner aufgeklappten Flügel in wunderbarer Art einem alten dürren Blatte.

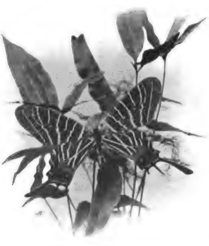


Abb. 5. Armandia Thaitina ♂.

Faſt genau ſo verhält es ſich bei der Anaea Panaristo, die

Digitized by Google

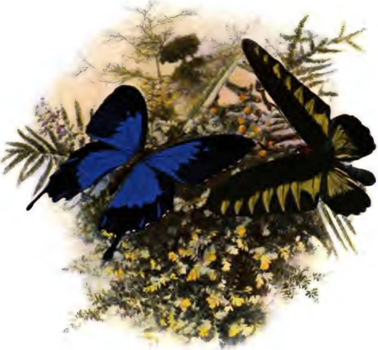


Abb. 6. Papilio telegonus ♂ und Ornithoptera brookeana ♂.

Tauſende von Meilen weſtlich von Sumatra bei den Smaragdminen von Murzo in Columbien wohnt. Der Schmetterling klaftert 8,5 cm, iſt auf der Oberſeite (Abb. 4, unten rechts) wunderſchön ſammetartig dunkelblau bis auf die vordere Hälfte der Unterflügel, die hellockergelb iſt. Die Unterſeite beider Flügel iſt mattgelblichgrau mit einer der Blattnervatur entſprechenden, dunkleren Zeichnung, die individuell verſchieden iſt (Abb. 3). Es iſt merkwürdig, wie die Arten von zwei, doch ſo weit auseinander vorkommenden Faltergattungen durch Anpaſſung an faſt ähnliche Verhältniſſe, ſich gleichen können. An einen urſprünglichen, auf Verwandtſchaft beruhenden Zuſammenhang dieſer Erſcheinung darf wohl kaum gedacht werden.

Sehr bemerkenswert iſt auch die Unterſeite der Braſilien und Centralamerika bewohnenden Arten der Familien der Morphiden, z. B. des oben dunkelbraungrauen und blauen Caligo eurylochus (Abb. 13), der 13 cm klaftert und bei dem die Seitenränder jedes Ober- und Unterflügels zuſammen 14 cm lang ſind. Dieſe Schmetterlinge ſind wohl diejenigen Inſekten, bei denen die Fläche der Flügel im Verhältnis zur Länge und dem Umfange des Körpers am bedeutendſten iſt. Die Angehörigen der Gattung Caligo haben einen langſam rudernden Flug und ſind inſoweit Dämmerungstiere, als ſie ſich

Digitized by Google

nahe dem unbeſtimmt beleuchteten und ſtark beſchatteten Boden der Urwälder aufhalten. Man hat wohl darauf aufmerkſam gemacht, daß ein ſolcher Falter, wenn er mit den beiden halb aufgerichteten Flügelpaaren und, wie es der Fall ſein ſoll, mit etwas nach hinten über die Oberfläche der Hinterflügel weggezogenen Vorderflügeln ruht, dem Kopfe einer großäugigen Eule oder eines ebenſolchen kleinen Raubſäugetieres gleicht, weshalb er Angriffen ſeitens inſektenfreſſender Vögel nicht ausgeſetzt ſei. Ich will die Richtigkeit dieſer Anſicht nicht in Abrede ſtellen, denn ich habe nicht die geringſte Erfahrung in dieſer Sache, aber bevor mir nicht einwandsfreie Beobachtungen und Experimente bekannt geworden ſind, will ich ihr doch auch das Wort nicht reden. Wir ſind in den meiſten Fällen, wenn es ſich um ausländiſche Formen handelt, über die Bedeutung der oft ſo ſeltſamen Zeichnungen der Schmetterlinge und ihrer Modifikation gar nicht unterrichtet und können nur mutmaßen. So unter anderen bei den Angehörigen der für die tropiſch-amerikaniſchen Gegenden ſehr charakteriſtiſchen, mit unſeren Sommerkanten,

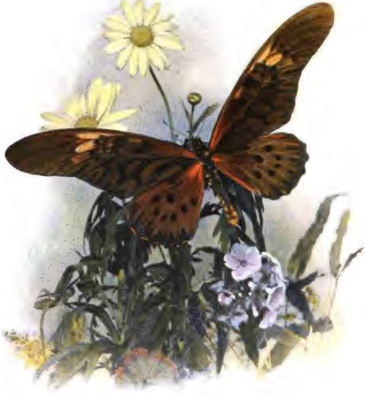


Abb. 7. Drurya Antimachus ♂ (Afrika).

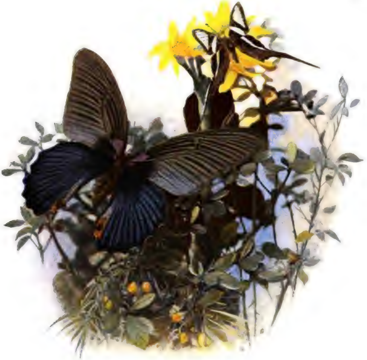


Abb. 8. Papilio Achates ♀ und Leptocircus Curius ♂.

Tagpfauenaugen, Eisvögeln und Schillerfaltern verwandten Gattung Catagramma (z. B. die 5,5 cm klafternde Art Hesperis, Abb. 11, rechts oben von der Unter- und in der Mitte von der Oberſeite), auf deutſch die „Beſchriebenen“. Von dieſer Gattung ſind gegen 50 Arten bekannt, und bei allen iſt die Unterſeite der Hinterflügel in einer ſehr charakteriſtiſchen, im ganzen ſich immer wieder ähnelnden, aber doch für jede Art beſonderen Weiſe „beſchrieben“. Beim Sitzen klappen ſie jedenfalls die Flügel nach oben zuſammen und ziehen die Oberflügel dergeſtalt nach hinten, daß man von den ganzen Flügeln nichts als die Unterſeite der Unterflügel ſieht und deren Färbungen nun wohl denjenigen der Plätze, auf welchen die Falter am häufigſten zu ruhen pflegen, etwa kleinen, feuchten, von der Sonne ſcharf beleuchteten, kräftige Schatten zwiſchen ſich nehmenden Bachkieſeln, gleichen werden. Die zur afrikaniſchen Weißlingsgattung Delias gehörige Art Dorimene (Abb. 9, oben von unten, unten von oben) ſucht ſich vielleicht gelbe Blumen als Ruheſtellen.

Nach dieſen Bemerkungen allgemeineren Inhalts, möge noch einiges auf die einzelnen in den Abbildungen dargeſtellten Gattungen und Arten Bezughabende folgen, ſoweit die Sache nicht in dem Vorhergehenden bereits erledigt iſt.

Wir beginnen mit den Tagfaltern. Den Adel unter dieſen bilden entſchieden die ſchwalbenſchwanz- und ſegelfalterartigen Papilioniden, die Vater Linné ſchon die Equites, die „Ritter“ nannte, und

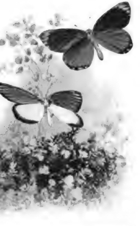


Abb. 9. **Delias Dorimene** ♂ (Ober- und Unterſeite).

unter dieſen Rittern ſind die Großmeiſter die „Vogelflügler“ oder Ornithopteren, zu denen auch jene herrliche Schoenbergia gehört. Die echten Ornithopteren (Gattung Ornithoptera) haben ſehr große, ſeitlich ſtark verlängerte Vorder- und verhältnismäßig kleine ungeſchwänzte Hinterflügel und bewohnen Hinterindien, die Sundainſeln, die Molukken, die Philippinnen und die Papuainſeln bis auf Neuguinea. Eine abweichende Art, die wir gleich kennen lernen werden, wird in Weſtafrika gefunden. Die Arten dieſer Gattung ſcheinen meiſt in ihrem Vorkommen ſehr beſchränkt zu ſein, aber an den richtigen Stellen zahlreich aufzutreten. Der Schmetterlingsforſcher Seitz meint, viele, die jetzt noch für große Seltenheiten gelten und bei Sammlern und Händlern ſehr hoch im Preiſe ſtehen, würden ſchon noch billig werden, wenn man ihre wahren Heimatsgebiete aufgefunden hätte. So war es in der That mit der herrlichen Ornithoptera brookeana, für die (in einem ſchlechten Exemplare) dem berühmten verſtorbenen Schmetterlingsſammler und Schmetterlingsforſcher Staudinger in Dresden im Jahre 1880 hundert Thaler geboten wurden, und von der jetzt ein tadelloſes Exemplar zehn Mark koſtet. Wallace entdeckte dieſen herrlichen Schmetterling auf Borneo. Der Schmetterling klaftert bis 17 cm und iſt, wie die Abbildung (Abb. 6, rechts), ſammetſchwarz mit wundervoller, glänzend ſmaragdgrüner Zeichnung, die bei richtig einfallendem Sonnenlichte purpurn und blau ſchimmert. Sehr bemerkenswert iſt der karmoiſinrote Halskragen. Wallace nannte dieſe Ornithoptera nach dem abenteuerlichen Sir James Brooke, dem Radja von Sarawak auf Borneo.

Diejenige Papilionidenform, welche den Ornithopteren am nächſten ſteht, iſt die bis 22,6 cm klafternde Drurya Antimachus (Abb. 7) vom tropiſchen Weſtafrika, der Schmetterling mit der größten Spannweite, der ſchon um 1784 von dem Engländer Drury abgebildet worden war, dann aber völlig verſcholl und mehr als 100 Jahre ſpäter wieder aufgefunden wurde und zwar an der weſtafrikaniſchen Küſte, der Inſel Fernando Po gegenüber. Seine Hinterflügel klaftern an der breiteſten Stelle nur 11 cm, daher ſeine Oberflügel einen wundervollen „kühnen“ Schnitt erhalten. Höchſtwahrſcheinlich iſt dieſer Falter ein Flieger erſten Ranges. Er koſtet zur Zeit im Handel 60 Mark.

Einen echten Papilio und zwar eine Varietät des Ulyſſes (Papilio Ulysses var. Telegonus) zeigt uns Abb. 6 neben der Ornithoptera brookeana. Die Stammraſſe und die Varietät ſind in ihrer Heimat keine Seltenheiten, jene bewohnt Ceram und Amboina und wird auf Batjan und Halmahera durch den 10 cm klafternden Telegonus erſetzt, welchen

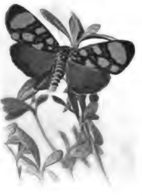


Abb. 10. **Xanthospilopteryx superba** ♂.

die Franzoſen l'Ulysse avec des larmes „den bethränten Ulyſſes“ nennen, wegen der blauen Längstropfen, die auf der ſchwarzen Außenbinde der Hinterflügel ſtehen. Andere Raſſen derſelben ſchönen Art werden auf Neuguinea, Neukaledonien und im nordweſtlichen Auſtralien gefunden. Der Neuen Welt und zwar Venezuela gehört der ſchöne Papilio childrenae (Abb. 11, oben links) an, der 10 cm klaftert und auf dem Unterleib im männlichen Geſchlechte faſt ganz ſchwarz iſt, bis auf eine Reihe von ſechs roſenroten, an Größe von hinten nach vorn abnehmende Flecken, entlang der hinteren Hälfte des Außenrandes der Hinterflügel. Eine ſehr merkwürdige Papilioform iſt Armandia Thaitina, die eine gewiſſe Ähnlichkeit mit unſerem Schwalbenſchwanz und Segelfalter einer- und dem ſüdeuropäiſchen Oſterluzeifalter andererſeits hat, aber gleichwohl mit dieſen nur ziemlich entfernt verwandt iſt; der blaue Ulyſſes iſt dem Schwalbenſchwanze näher verwandt. Die Gattung Armandia, die zwei Arten, außer der hier abgebildeten Thaitina (Abb. 5) auch noch eine zweite Art Lidderdalei umfaßt, iſt eine der vielen, ſchönen und beſonders wichtigen Entdeckungen, die im Jahre 1874 von dem franzöſiſchen Miſſionar Armand David in den Hochlanden des innerſten Chinas in der Provinz Maupin gemacht wurden. Die Gattung heißt auch nach dem Vornamen ihres Entdeckers.

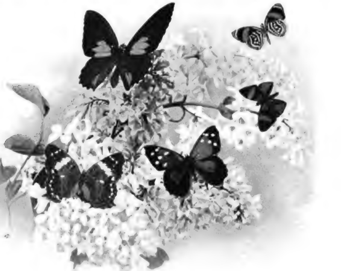


Abb. 11. Papilio childrenae ♂. Catagramma Hesperis ♂. (Ober- und Unterſeite.)

Amartia Amalthea ♂. Eunica caerulea ♂.

Das Vaterland des grünen Teinopalpus imperialis (Fig. 1 rechts) iſt die öſtliche Hälfte des Himalaya, wo er beſonders bei Dardſcherling in einer Höhe von 2000—3000 m in Nadelwaldungen fliegt und zwar ſo hoch, daß er außerordentlich ſchwer zu fangen ſein ſoll. Er iſt, abgeſehen von der Bildung gewiſſer Stücke ſeiner Mundteile, ſchon durch ſeine ganz ungewöhnliche Färbung eine ſtark abweichende Form der Papilioniden.

Die merkwürdige Pierella dracontis, von der bereits die Rede war (Abb. 12), gehört zu einer in Südamerika lebenden, zwölf

Arten umfaſſenden Gattung, die von Mexiko bis Südbraſilien vertreten iſt, ihren Schwerpunkt aber im Amazonenthale hat. Sie ſelbſt findet ſich in Guyana und am unteren Amazonenſtrom, klaftert bis 5,5 cm, und der Flächeninhalt ihrer Unterflügel iſt größer als der der Oberflügel, eine bei Schmetterlingen nicht gerade häufige Erſcheinung. Die nächſten Verwandten dieſer Tiere bei uns ſind die ſogenannten Sand- und Ochſenaugen oder die Satyriden.

Wir kommen jetzt zu den Angehörigen der großen Familie der Nymphaliden, von denen wir einige Gattungen, die Katagrammen, die Kallimen und die Anaeën bereits kennen lernten. Da wäre zunächſt die 4 cm klafternde Amartia amalthea (Abb. 11, unten links), eine der vier Arten ihrer Gattung, die trotz der wenigen Arten im ganzen tropiſchen Südamerika ſüdwärts bis St. Katharina und auch auf den Antillen vorkommt. Unſer Diſtelfalter iſt ein Verwandter dieſer Art. Artenreicher iſt die Gattung Eunica (Abb. 11, unten rechts: Eunica caerulea), die in etwa 60 Arten von Paraguay bis Mexiko ganz Südamerika einſchließlich der Antillen bewohnt, ja ſogar noch in den Südſtaaten Nordamerikas vertreten iſt.

Keine einzige Art der bis jetzt von uns betrachteten Falter hat als lebender Organismus nähere Beziehungen zu Europa, nur von der Gattung Papilio gibt es einige Vertreter auch in Europa, ſogar in Deutſchland. Bei der Form, die ich jetzt den verehrten Leſern vorführe, verhält ſich das aber anders, denn ſie gehört zwar zu einer tropiſchen Gattung und iſt ſelbſt weſentlich ein Kind der warmen Länder, greift aber in ihrem Vorkommen auf unſeren Kontinent über. Es iſt der „Jaſon“ (Charaxes Jasius, Abb. 1, links), wie ihn die alten Entomologen nannten. Die Gattung bewohnt hauptſächlich Afrika, iſt aber von hier oſtwärts bis auf die Sundainſeln und nordwärts, eben in der Art Jaſius bis Dalmatien, Florenz und an die Riviera vorgedrungen und findet ſich in allen Gebieten um das Mittelmeer, ſüdwärts bis tief nach Afrika hinein. Der Schmetterling ſieht auf den erſten Anblick aus wie eine Seglerform, und Linné, verführt durch die Schwänzchen der Hinterflügel, hielt ihn auch dafür, er iſt aber doch ein naher Verwandter unſerer Schillerfalter, mit denen er auch die Liebhaberei teilt, ſich auf Exkrementen niederzulaſſen. Seine Größe iſt ziemlich ſchwankend — 7,8 bis 9 cm.

Auch die ſüdamerikaniſche Gattung Adelpha iſt unſeren Schillerfaltern nahe verwandt, obwohl ihre etwa 70 Arten in der allgemeinen Geſtalt und in der Färbung ſehr verſchieden von ihm ſind. Die Tiere ſind vertreten von Mexiko bis Südbraſilien und gleichen auch darin den Schillerfaltern, daß ſie durchaus Waldbewohner ſind, raſch und ſegelnd fliegen, gern an den Rändern von Pfützen und an feuchten Stellen ſich niederlaſſen, um zu ſaufen

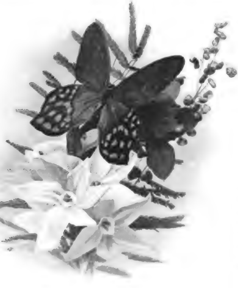


Abb. 12. Pierella Dracontis ♂

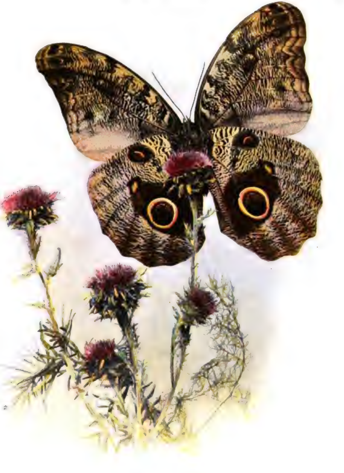


Abb. 13. Caligo eurylochus ♂

und, wenn ſie geſtört werden, mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit bis in die höchſten Baumwipfel aufſteigen. Sehr reich an Arten ſind die Oſtabhänge der Kordilleren. Vom oberen Amazonenſtrom und ſeinen Nebenflüſſen erhielt Staudinger allein deren 26. Die hier abgebildete Adelpha Lara (Abb. 16) klaftert 6 cm und lebt in Venezuela und Kolumbien.

Necyria manco (Abb. 14, unten links) gehört zu einer anderen Familie der Tagfalter, zu den Eryciniden, die in etwa 60 Gattungen und 600 Arten auf Amerika beſchränkt ſind, hier aber von New York bis Südbraſilien vorkommen. Einige bewohnen auch die weſtindiſchen Inſeln, die meiſten werden aber in feuchten, heißen Wäldern des Amazonenthales gefunden. Die Gattung

Digitized by Google

Necyria ſelbſt, deren Name durch eine Umſtellung der Buchſtaben des Wortes Erycina entſtanden und von Weſtwood fabriziert wurde, umfaßt etwa 16 Arten, die in den Gebirgen des weſtlichen Südamerikas und Centralamerikas wohnen. Die Weibchen ſind außerordentlich ſelten, wahrſcheinlich wird ihre Lebensweiſe von der der Männchen ſehr abweichen und eine verſteckte ſein. Die Männchen beſitzen auf der Unterſeite prachtvoll ſchillernde, grüne ſchmale Binden oder haben Reihen von Tropfen, wie die 4,2 cm klafternde abgebildete Art.

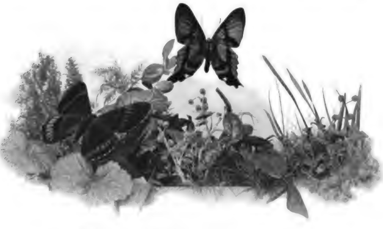


Abb. 14. **Necyria manco** ♂ und **Ancyluris melibaeus** ♂. Unterſeite.

Zu den Eryciniden gehört auch der wunderſchöne 3,5 cm ſpannende Ancyluris melibaeus (Fig. 14, oben), deſſen Gattung im nördlichen tropiſchen Amerika bis Mexiko, hoch oben in den tiefeingeſchnittenen Thälern der Kordillerenkette von Kolumbien und Peru und am oberen Amazonenſtrome in 22 Arten vorhanden iſt. Ein der nämlichen Familie angehöriger Schmetterling iſt Diorrhina Periander (Fig. 15, links), ein ebenſo ſchöner Falter wie der vorige, der im männlichen Geſchlechte etwa 4 cm, im weiblichen etwas weniger klaftert. Die Mitglieder dieſer Gattung haben ſtumpfe, breite Schwänzchen an den Hinterflügeln, die bei den Weibchen ſtärker ausgeprägt ſind. Die Diorrhinen, es ſind ihrer ſechs Arten etwa, finden ſich zerſtreut in Südbraſilien bis Mexiko, unſer Periander im beſonderen iſt weit verbreitet und bekannt in Venezuela, Kolumbien, dem oberen Amazonenthal und Südperu, aber auch in Cayenne.

Es bleiben nun noch zwei hier abgebildete Nachtſchmetterlinge zur kurzen Betrachtung übrig, ein neu- und ein altweltlicher. Die neuweltliche Form (Castinia diva, Fig. 15 rechts) gehört zu der etwa ſieben Gattungen und 63 Arten umfaſſenden Familie der Caſtiniiden, die in mehr als einer Beziehung merkwürdig iſt, nämlich durch ihr Äußeres, ihre Verbreitung und ihre Lebensweiſe. Dieſe Tiere erinnern ſehr an Tagfalter, ſie fliegen am Tage, haben große, breite und lebhaft gefärbte Flügel und lange, vor der dünnen Endſpitze keulig verdickte Fühler. Sie leben aber als Raupen ähnlich wie die Glasflügler und Weidenbohrer, d. h. im Innern von Pflanzenteilen und zwar in Orchideenknollen. Vier Gattungen dieſer Familie mit zwölf Arten bewohnen Auſtralien, Neuguinea und die Papuainſeln, die Minderzahl der Gattungen (3), die große Mehrzahl der Arten (51) iſt indeſſen tropiſch amerikaniſch, wie unſere 7 cm ſpannende, braſilianiſche diva.

Von beſonderem Intereſſe iſt für uns, weniger als Naturforſcher, aber mehr als Europäer die zweite, noch zu beſprechende

Digitized by Google

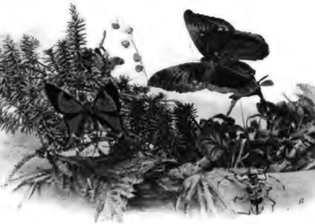


Abb. 15. Diorrhina Periander ♂ und Castinia diva ♂.

Art der Nachtſchmetterlinge, die kleine Deiopeia pulchella (Abb. 1 oben in der Mitte). Dieſes ſchwache Geſchöpfchen hat eine merkwürdig weite Verbreitung: es findet ſich in dem größten Teil von Europa ſtellenweiſe und meiſt vereinzelt, in manchen Jahren viel häufiger als in anderen. Ferner bewohnt es ganz Afrika, wenigſtens das kontinentale, Vorder- und Hinterindien bis China und die ganze indiſch-auſtraliſche Inſelwelt von Sumatra bis Auſtralien. Nach Seitz iſt der Schmetterling auf Ceylon häufig, aber kleiner als in Europa und bei Sydney ebenſo häufig, aber noch kleiner. Deiopeia pulchella gehört zu den Bärenſpinnern und iſt eins von den ſeltenen Beiſpielen, wo Raupe und Puppe weſentlich gleich gefärbt ſind, in dieſem Falle auf knochenweißem Grunde rot und ſchwarz punktiert. Goethe meint in ſeiner Farbenlehre, die Raupen zeigten oft die ſchönſten, ſpezifizierten Farben, die auf die künftigen Farben der Schmetterlinge deuten ſollten. Das iſt nicht richtig, ich kenne unter unſeren Schmetterlingen eigentlich nur zwei Arten, bei denen das deutlich der Fall iſt, nämlich dieſe Deiopeia und den Stachelbeerſpanner; vielleicht könnte jemand auf die ſchwarzen Raupen und die ſchwarze Unterſeite des Falters des Tagpfauenauges hinweiſen. Ein Hinweis auf grüne Raupen und grüne Schmetterlinge aus den Gruppen der Eulen, Spanner und Wickler, ſowie auf die grauen Saat- und Erdraupen und ihre Imagines wäre hingegen nicht recht zuläſſig, denn in dieſen Fällen handelt es ſich um ſelbſtändige, Schutz gewährende Anpaſſungen der beiden

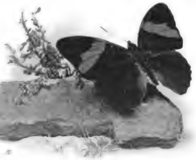


Abb. 16. Adelpha Lara ♂.

Entwickelungsformen der gleichen Inſektenarten an dieſelben äußeren Umſtände. Im übrigen denke man an die Farben der Raupen und Falter unſerer Weißlinge, Bläulinge, Bärenſpanner, Abendſchwärmer, Metalleulchen, Ordensbänder und hundert anderer Formen.

Was Goethe meint, ſind eigentlich gerade die Ausnahmen, und ſie ſind nicht ganz leicht zu erklären.

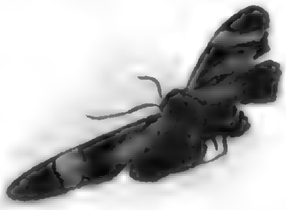


Abb. 17. Belomnia tricolor ♂

Des Glückes eingedenk.

Von

Ernst Muellenbach †.

Im stillsten Teil des Parkes steht geneigt,
Von Buchenlaub beschattet, eine Bank;
Moos deckt die Säulen, und der Epheu steigt
An ihr empor mit klammerndem Gerank.
Dort, wenn das Abendrot den Wipfel säumt,
Wo der Pirol sein kunstvoll Nest gebaut,
Lehnt auf dem Steinsitz still ein Mann und träumt,
Sein Kleid ist schlicht, sein dünnes Haar ergraut.

Erloschen fast ist seines Namens Spur,
Eh' seines Lebens Spur verwischt der Tod.
Ein Künstler war er von den kleinen nur,
Und seine Kunst ging lebenslang nach Brot.
Zu schwach zum Meister und zum Virtuos
Zu ehrlich, blieb er Fronknecht von Beruf;
Doch übergoldet ward sein graues Los
Vom Glück des Heims, das er den Seinen schuf.

Wohl zuckt' es kalt und schneidend durch sein Herz,
Wenn Protzenstolz vor ihm die Backen blies,
Wenn man des dreisten Pfuschers klingelnd Erz
Als echtes Künstlergold ihm lärmend pries.
Doch wenn er spät, vom Stundengeben matt,
Heimkam, wenn dann sein Weib mit leisem Schritt
Ihn führte vor der Kinder Lagerstatt,
Dann war verschmerzt, was er tagsüber litt.

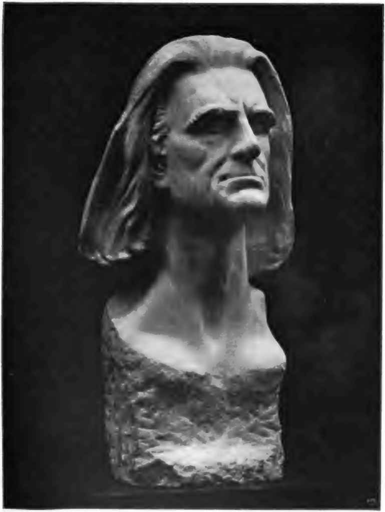
Lang ist's vorbei. Des Hauses Mutter starb,
Das junge Volk ward flügg' und flog hinaus,
Wo es in Ehren sich sein Brot erwarb;
Und nicht vergassen sie das Vaterhaus.
Von ihren Gaben lebt der Alte jetzt,
Ein Invalid, doch frisch noch und gelenk;
Und fragt ihr ihn: „Wie lebt Ihr?“ Dann versetzt
Er lächelnd leis: „Des Glückes eingedenk!“

Und jeden schönen Abend sommerlang
Kommt er zum Park und sitzt auf seiner Bank.
Die Vögel kennen längst des Greisen Gang
Und singen sorglos ihren Abenddank.
O, stört ihn nicht, der schon am Ausgangsthor
Des Lebens Bestes einmal noch durchlebt!
Lasst still ihn lauschen dem Erinn'rungschor,
Der um sein Haupt in Silbertönen schwebt!

Auf dieser Bank — nun sind es vierzig Jahr —
Hat er mit seiner Braut den Ring getauscht;
Auf dieser Bank traf sich das junge Paar,
Im Abendglanz, wenn fern die Welt verrauscht;
Und später dann, an manchem Feiertag,
Wie haben sie, der Werktagsnot entrückt,
Auf dieser Bank an Grün und Finkenschlag,
An ihrer Kinder Jubel sich entzückt!

Auf dieser Bank — der Sommer war dahin,
Mit bunten Blättern Sitz und Weg bestreut,
Hat sie zuletzt noch mit zufried'nem Sinn
Rückschauend ihres Glückes sich gefreut.
Dann eines Tags — vom Wintersturm umweht,
Kam er allein; er brach ein Epheureis
Und sprach, andächtig fast, wie ein Gebet:
„Des Glückes eingedenk!“ und lächelt' leis.

O, stört ihn nicht! Verehrt des Greisen Traum,
Geht still vorüber — hier ist heil'ges Land!
Kein Wandrer rühre seines Kleides Saum,
Bis jener Wandrer naht, den Gott gesandt!
Der mag, wenn seine Schale niedersank,
Mit sanftem Kuss des Alten Stirne weih'n,
Und lächelnd leis wird er auf seiner Bank,
Des Glückes eingedenk, entschlafen sein.



Franz Liszt. Büste von Max Klinger.
(Aus dem Werke „Ars Nova“, Verlag von Max Herzig & Co. in Wien.)

Der neue Tag.

Eine Geſchichte von

Hermine Villinger.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Vater Klein bekam vor Kummer über den Sohn graue Haare, und die arme Mutter Klein fiel zuſammen wie ein Häuſchen Elend.

Markus mußte den ganzen Tag an der Hobelbank ſtehen, und ſchließlich ließ ihn der Vater nicht mehr zum Haus hinaus.

Und eines Tages kam Mariele wie eine Verzweifelte in die Schule gelaufen; ſie hatte zwei Tage gefehlt; nun erſchien ihr Geſicht an der Klaſſenthüre, blaß, verweint, die Haare zerzauſt.

Frau Benedikta eilte auf den Gang hinaus, und Mariele teilte ihr unter erſticktem Schluchzen mit:

„Der Markus iſt fort; er hat die fertigen Särg ſeines Vaters alle mit bunten Blumen bemalt, da hat ſeine Mutter geſagt: ‚jetzt ſchlagt er dich tot‘ — und morgens war der Markus fort. Ich hab ihn geſucht — ich war im Wald und weit draußen über Feld — ach Gott, er kommt gewiß nimmer heim — ‚Mariele‘, hat er noch vor ein paar Tagen geſagt, ‚ſchau, wenn die Mutter nit wär und du — ich wär ſchon lang auf und davon — ich hab in einem Buch von einem großen Maler geleſen und ſo einer muß ich werden — wenn ich morgens aufwach, möcht ich alles zuſamme ſchlage, weil wieder ein Tag ’rum iſt und ich als noch hoble muß.‘“

Mariele ſchlang beide Arme um Frau Benediktas Hals:

„Jetzt hab ich niemand mehr als dich — gelt, du laufſt mir nit auch davon?“

„Wenn nur du mir nicht davon läufſt,“ meinte Frau Benedikta, „und wieder mein frohes Mariele wirſt.“

Die Kleine ſeufzte. „Das weiß ich noch nit, aber Mutter Klein hat mir ein Hundle geſchenkt, das heißt Ami und iſt ſo luſtig.“

5.

Maria hatte ihre erſte heilige Kommunion gemacht; ſie war jetzt ein hochaufgeſchoſſenes Mädchen, ſchlank wie eine Gerte, aber die wilde Grazie ihrer Kindheit ſprach noch aus jeder ihrer Bewegungen.

Im Grunde jedoch war ſie eine andere geworden; die Trennung von Markus war nicht nur der erſte große Schmerz ihres Lebens, er bedeutete für ſie noch außerdem Vereinſamung und Freudeloſigkeit. Es war aus mit dem fröhlichen Herumſtreifen in Feld und Wald; Feld und Wald waren freilich noch da und Kameradinnen gab’s auch genug, aber der Unterſchied zwiſchen dieſen und Markus! Wem fiel es ein, die Gebilde der Wolken am Himmel zu deuten oder in ein jähes Entzücken zu geraten über einen Baum, eine Beleuchtung, eine Fernſicht — da war’s noch am beſten, ſie trieb ſich allein mit ihrem luſtigen Ami herum. —

Auch mit dem trauten Zufluchtsort in Mutter Kleins Küche war’s vorbei. Das Mädchen fürchtete ſich vor dem böſen Blick des Meiſters, der gleich den Kopf zur

Thüre hereinſtreckte, ſobald Mariele bei des Markus Mutter einkehrte.

Nur ſelten noch ſaß Frau Klein in ihrer Küche; ſie mußte jetzt dem Mann in der Werkſtätte helfen; durch Arbeit mußte ſie abbüßen, was ſie an der Erziehung ihres Sohnes verbrochen. Und ſie fügte ſich ſtill und demütig der harten Zucht des Mannes und bedauerte ihn noch, weil er ein ſo tiefgebrochener, unter ſeiner eigenen Bitterkeit ſchwer leidender Mann war, während ihr Herz überfloß von heiliger Zuverſicht. Ja, ſie wußte, der Markus ſchlägt ſich durch; es wird ihn hart mitnehmen, aber härter als zu Hauſe konnte er es nirgends haben.

Das heranwachſende Mädchen aber hatte in der That keinen Menſchen mehr, an den ſich ihr liebebedürftiges Herz anſchließen konnte, als Frau Benedikta. Dazu die ihre Phantaſie mächtig anregenden Kirchenfeſte, die ganze edle Ruhe des Kloſterlebens, jenes myſtiſche Etwas der in ihren weißen Gewändern ſo leiſe einherſchreitenden Nonnen — dies alles gewann eine immer größere Gewalt über Maria, die ſich zu Hauſe durch das gewöhnliche Gebaren der Tante mehr und mehr abgeſtoßen fühlte.

So kam's, daß ſie bei ihrer erſten heiligen Kommunion, in der weihraucherfüllten Kirche und unter dem von Kloſterfrauen mit Innigkeit vorgetragenen Geſang:

„O Herr, ich bin nicht würdig,
Mich deinem Tiſch zu nah'n —“

ihrem Herrn und Heiland gelobte, ſich für immer ſeinem Dienſte zu weihen.

Glücklich und ſtolz über den großen Entſchluß, den ſie gefaßt, hochrot vor Erregung, teilte ſie ihrer Lieblingslehrerin ihren Wunſch mit, ſich dem Kloſter zu weihen.

„Und dann bin ich ewig mit dem lieben Gott und mit Ihnen vereint —“ ſchloß ſie ihr Bekenntnis.

Frau Benedikta erſchrak; ſie, die das wilde, kleine Geſchöpf durch die Kindheit geführt und der Mutterloſen die Liebe geſchenkt, deren ſie bedurft hatte, ſie ſollte das erwachſene Mädchen nun ins Verderben ziehen? Denn niemand wußte beſſer, als Frau Benedikta, daß dies Leben heiſchende und Leben ſprühende Geſchöpf nimmermehr in die ſtille Welt des Kloſters paßte. Auf dieſen Gedanken wäre Maria ohne den Verluſt ihres Jugendgeſpielen auch niemals gekommen.

Sie aber, Frau Benedikta, hatte ſich den Vorwurf zu machen, daß ſie ſeit jener Zeit das Herz des Kindes noch mehr als früher an ſich herangezogen hatte.

Nun hieß es, Maria in aller Stille von ihren Kloſtergedanken abzubringen.

Der Verkehr mit dem Liebling war jetzt ein viel beſchränkterer als bisher; Frau Scholaſtika herrſchte in der dritten Klaſſe, in der ſich Maria nun befand, und die Novizenmeiſterin war eine große Despotin.

Frau Benedikta räumte immer ſehr ſchnell das Feld, wenn Frau Scholaſtika mit ihrem dicken Band unter dem Arm das Schulzimmer betrat, denn ſie verſäumte nie, Frau Benediktas Thätigkeit, die ſie gründlich verachtete, mit irgend einer ſarkaſtiſchen Bemerkung zu bedenken.

Der Novizenmeiſterin war Frau Benediktas Einfluß auf Maria längſt ein Dorn im Auge, denn es entging ihr nicht, daß dieſe ſich weit mehr für ihre künſtleriſchen Aufgaben, als für ihre wiſſenſchaftlichen intereſſierte. Sie ſetzte darum alle Hebel in Bewegung, um Maria auf ihre Seite zu bekommen. Sie hatte Frau Benedikta ſchon manche talentierte Zeichnerin abſpenſtig gemacht, denn Frau Scholaſtika kannte keine Rückſicht, wenn es ſich um ihre Intereſſen handelte.

Frau Benedikta hatte in der That die große Genugthuung, in ihrem Liebling eine höchſt talentierte Jüngerin ihrer Kunſt heranbilden zu dürfen. Maria entwarf zwar fürs erſte noch ſehr kühne und merkwürdige Gebilde, über die ſich die Lehrerin nicht genug verwundern konnte. Aber als ſie einmal das junge Mädchen fragte, wo ſie denn ihre Vorbilder für ihre Muſter hernehme, erhielt ſie die Antwort:

„Von überall her; der Markus hat's ſo gemacht.“

„Gut,“ gab die Lehrerin zu, „aber ich meine, man könnte dieſe Ranken und Blätter doch ein wenig gefälliger ordnen; es geht ja alles über den Rahmen hinaus.“

Maria beſann ſich, dann ſchüttelte ſie den Kopf:

„Der Markus hat geſagt, ſo wie's der liebe Gott wachſen läßt, ſo iſt's recht.“

Und Frau Benedikta ließ ſie gewähren; erinnerte ſie ſich doch ihrer eigenen Jugendzeit und ihrer Abneigung gegen die unendlich geſchmackloſen Muſter, die ſie bei

Digitized by Google

ihrem Eintritt ins Kloſter vorgefunden. Denn die in früheren Zeiten auf ſo glänzende Weiſe im Kloſter geübte Kunſtſtickerei hatte allgemach ein handwerkmäßiges Gepräge angenommen, und es war Frau Benedikta vorbehalten, eine neue und künſtleriſche Richtung einzuführen.

Regte ſich in Marias großzügigen Entwürfen vielleicht die Richtung einer neuen Zeit? Jedenfalls war Frau Benedikta ſelbſtlos genug, um das Schöne auch im Neuen anzuerkennen.

Eines Tages kam die Novizenmeiſterin gerade dazu, als Maria ſich zu Frau Benedikta flüchtete, und zwar wegen einer Strafe, die ſie ſich dadurch zugezogen, daß ſie während der Geſchichtsſtunde an einem Muſter gezeichnet hatte.

Als Frau Benedikta von der Schule ins Konvent trat, ſtand Frau Scholaſtika vor ihr.

„Sie wiſſen wohl,“ redete ſie Frau Benedikta an, „daß es uns nicht erlaubt iſt, der Kinder Herz an uns heranzuziehen, und thun es dennoch. Immer ſtecken Sie mit Maria zuſammen und beſtärken ſie in ihrer Abneigung für meine Stunden —“

„Das thue ich nicht,“ unterbrach Frau Benedikta die erzürnte Frau, „ich habe nur den einen Wunſch, Maria von dem Gedanken abzubringen, ins Kloſter zu gehen, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß ſie ſich nicht für unſern Beruf eignet.“

„Das iſt's!“

Frau Scholaſtika ſtellte ihr Examen ein.

Bald darauf, als Frau Benedikta wieder einmal eine Gelegenheit wahrnahm, Maria mahnende Worte bezüglich ihrer Kloſtergedanken zuzuflüſtern, gab ihr das Mädchen mit einem gewiſſen Trotz zur Antwort:

„Frau Scholaſtika hat mir geſagt, der Wille mache eine jede zur Berufenen.“

Frau Scholaſtika, die keine Ahnung von Marias wahrem Weſen hatte! — Und ſich mit dieſer Frau in Erörterungen einlaſſen — Frau Benedikta wußte, daß ſie unfehlbar den Kürzeren ziehen würde.

Sie begab ſich noch an demſelben Tag zur Äbtiſſin.

Die hohe Frau ſaß an ihrem Schreibtiſch. — Ein Betſtuhl in der Mitte des Gemaches; ein paar Holzſtühle und an den Wänden die Bilder der Heiligen Bernhardus, Aloyſius und Ignatius bildeten die ganze Einrichtung des hohen und weiten Gemaches.

Mit dem Rücken gegen das Fenſter ſtand ein maſſiver Lehnſtuht, in dem die Äbtiſſin, nachdem ſie ihre Feder niedergelegt, jetzt Platz nahm, während Frau Benedikta zu Füßen der Äbtiſſin auf einem kleinen Schemel niederkniete — der Platz aller, die ſich ratsbedürftig der Vorgeſetzten näherten.

„Ich bin in großer Sorge um Maria,“ begann Frau Benedikta ihre Beichte, „das Kind hat an ſeiner erſten heiligen Kommunion das Gelöbnis gethan, ſich Gott zu weihen —“

Das Geſicht der Äbtiſſin nahm plötzlich den Ausdruck lebhaften Intereſſes an.

„Frau Scholaſtika ſprach mir davon; ſie ſagte mir auch, Sie hätten die Abſicht, Maria von ihrem Entſchluß abzubringen —“

Frau Benedikta ſeufzte: „Gott weiß, wie glücklich ich wäre, wenn wir das Kind immer hier haben und vor allen Einflüſſen der Welt ſchützen könnten! Aber Maria iſt keine Berufene; ich muß mich anklagen, ſie zu ſehr an mich herangezogen zu haben, ja, ich bin vielleicht die Hauptſchuld an ihrem Entſchluſſe. — In Maria iſt eine große Leidenſchaft, eine große Sehnſucht nach Liebe.“

„Wer könnte dieſer beſſer genügen als Gott?“ unterbrach ſie die Äbtiſſin.

„Ich glaube, Maria ſehnt ſich nach Menſchenliebe.“

„Wer von uns hat das Kloſter als eine Vollkommene betreten?“

„Aber unſere arme Schweſter Notburga,“ wagte Frau Benedikta ganz leiſe zu erinnern, „unſere arme Schweſter Notburga hat auch gekämpft und — nicht geſiegt — ebenſo Schweſter Pauline —“

Die Augen der Äbtiſſin nahmen einen abweiſenden Ausdruck an; ſie wurde nicht gern an jene räudigen Schafe erinnert, die ihrem Einfluß eine ſo unbezwingbare Gemütsart entgegengeſetzt hatten.

„Wozu ängſtigen Sie ſich, Frau Benedikta,“ bemerkte ſie mit ihrem gewohnten Lächeln, „wäre es denn nicht eine große Gnade, wenn dieſes Kind ſeine ſeltenen Gaben und Fähigkeiten zur Ehre unſeres Kloſters entwickeln dürfte? Glauben Sie mir, die Welt hat ſtärkere Leiden als das Kloſter —“

„Nicht auch ſtärkere Freuden?“ wagte Frau Benedikta zu bemerken. „Und vielleicht brauchen das ſolche Naturen wie Maria und Notbur —“

„Es ſteht mir fern,“ unterbrach ſie die Äbtiſſin, „von Ihnen zu verlangen, das Kind einzuziehen; wenn jedoch der Beruf in ihr ſpricht, wäre es Sünde, eine junge, nach dem ewigen Heil verlangende Seele von ſich zu ſtoßen. Was ich bisher von dieſem Kinde gehört, widerſpricht durchaus nicht ihrem jetzigen Vorhaben. Wozu ſich alſo beunruhigen? Gott wird zu Ihnen reden durch die Seele dieſes Kindes; wir müſſen es nicht beſſer wiſſen wollen.“

Frau Benedikta ging in einer eigentümlichen Verfaſſung von der Äbtiſſin weg. Sie ſah ſich ſozuſagen in ihrer eigenen Schlinge gefangen; gar bitter rächte ſich, was ſie über Maria verſchwiegen hatte, denn die Äbtiſſin kannte ja das Kind nicht, ſonſt würde ſie ganz anders geſprochen haben — ſie, die klare, die hellſehende Frau!

Schon im Noviziat hatte die unſelbſtändige, zaghafte Benedikta zu dieſem Inbegriff aller Vollkommenheiten aufgeſchaut; denn die Äbtiſſin war ſchon in ihren jungen Jahren ganz geweſen wie jetzt — eine Seele, die keine Schwäche kannte und immer ihr Ziel vor Augen hatte. — Und dies Ziel war das Gedeihen des Kloſters.

Frau Benedikta aber quälte ſich mit dem Gedanken, daß ſie mit der Wahrheit heraus müſſe; ihr lag vor allem ob, der Äbtiſſin zu ſagen, daß dem Mädchen erſt nach des Jugendgeſpielen Fortgehen die Sehnſucht nach dem Kloſter gekommen ſei.

Was war das nur in ihrem Innern, das ſie immer wieder davon abhielt, Markus zu erwähnen? Es kam ihr wie ein Verrat vor an dem ſchönen Vertrauen, das ihr ſein Blick geoffenbart, und ein Mißdeuten dieſer Kinderfreundſchaft —

Ein Unwille erfaßte ſie bei dem bloßen Gedanken —

Überhaupt all die fremden Dinge, die mit einemmal in ihr erwachten! Jene Nacht fiel ihr ein am Lager der fiebernden Notburga; dieſe hatte nach ihr verlangt, allein die Äbtiſſin trat mit ins Krankenzimmer, und bei den erſten Worten, die ſie ſprach, geriet die Kranke in Tobſucht, ſtieß fürchterliche Reden aus und war nur mit Mühe und Not zu bändigen.

Man ſchickte nach dem Kloſterarzt.

„Ich hätte nie geglaubt, daß wir eine ſo verlorene Seele beherbergten,“ ſuchte ſich die Äbtiſſin bei dem Arzte wegen der Reden der Kranken zu entſchuldigen.

„Die Arme iſt tief zu bedauern,“ gab ihr der Mann zur Antwort, „ſie kann nichts für dieſe Reden, es iſt das unterdrückte Leben, das aus ihr ſchreit.“

Frau Benedikta hatte dieſes Erlebnis wie etwas Unreines aus ihrem Gedächtnis getilgt, und nun ſtand es plötzlich wieder auf — trotzdem ſie ſich ſagte, daß ſie nicht daran denken durfte — ſich überhaupt keine Gedanken machen durfte. Ihre Pflicht war, ſich nach dem Gebote der Vorgeſetzten zu richten, die ihr befohlen zuzuwarten, was Gott durch die Seele des Kindes offenbare.

Was war das nur mit einemmal in ihr, das allen Kloſterregeln zum Trotz nicht ſchweigen wollte, ſich nicht fügte, nicht blind ergab? Das die bisher ſo unſelbſtändige Seele der Frau zwang, plötzlich ihrem Gelübde des Gehorſams untreu zu werden, indem ſie aus eigener Macht einen andern Weg einſchlug, als ihr befohlen worden war?

6.

Wenn Maria von der Kloſterſchule nach Hauſe kam, ſtürzte ihr regelmäßig am Kreuzweg der laut kläffende Ami entgegen. An dieſer ſelben Stelle bekam er zweimal am Tage zu hören: „Kuſch dich, Ami, ich geh ins Kloſter —“ und nichts, weder Schläge noch Schelte, kränkte ihn ſo tief wie dieſes Wort, denn es bedeutete für ihn Verlaſſenheit, Einſamkeit, grenzenloſe Langeweile.

Mit Maria aber kam das Leben; ſo feierlich auch ihre Kloſtergedanken ſie zuweilen ſtimmten, diesſeits des Berges war ſie das alte Mariele, das ſich mit dem Hund auf der Wieſe balgte, daß ihr die Zöpfe flogen, und nach dieſen zu haſchen, war ſein Hauptvergnügen.

Einmal aber kam ein ſo völlig verändertes Geſchöpf den Waldweg daher, daß Ami plötzlich in ſeinen Freudenſprüngen inne hielt und ſeine Herrin verwundert anſchaute.

Sie ſetzte ſich auf einen Stein am Weg nieder, zog die Kniee hoch und legte den Kopf darauf. Ami kam herbei und leckte ihr die Hand; da ſagte ſie es ihm ins Ohr:

„Meine hat mich nimmer lieb.“

Seit ein paar Tagen beſann ſie ſich unausgeſetzt — was war das — warum war Frau Benedikta mit einemmal ſo ganz anders gegen ſie?

Heute war ſie ihr auf dem Korridor nachgelaufen, da hatte ſich Frau Benedikta umgewandt:

„Du biſt jetzt erwachſen, Maria, da muß alles anders werden —“

O über das entſetzliche Unglück, erwachſen zu ſein!

Maria wußte endlich, nach einigen vergeblichen Verſuchen, ſich Frau Benedikta zu nähern, es war nicht mehr wie früher, ſie hatte keine Rechte mehr — ſie ſtand allein mit ihrem übervollen Herzen. Frau Benedikta beugte ſich nicht mehr in der Klaſſe beim Korrigieren der Zeichnungen mit der leiſen Frage über ſie: „Was macht denn mein Mariele?“

Sie wich dem ſie leidenſchaftlich verfolgenden Blick des Kindes aus, ſie ſchien nicht einmal zu merken, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Liebe Maria ihre Arbeiten ausführte —

Sie merkte es wohl, und tief ſchnitt ihr des Lieblings Weh ins Herz! Wenn ſie die Klaſſe verließ und ihr Maria wie immer die Thüre öffnete, nun aber von ſelbſt zurückblieb, ihr nicht zu folgen wagte, vielleicht wartete und ihr nachblickte. — O wie beeilte ſich Frau Benedikta, um aus dem Bereiche dieſes Blickes zu kommen. — Zwanzigmal im Tage glaubte ſie, ihr Vorhaben aufgeben zu müſſen — und doch — wie ſollte Maria ſelbſt zur Klarheit kommen, daß es nicht ihre Liebe zu Gott, daß es ihre Liebe zur Lehrerin ſei, die ſie ins Kloſter trieb. Mußte ſie nicht notgedrungen hart ſein, da ſonſt alles geſchah, um Maria ans Kloſter zu feſſeln?

In der That, die Äbtiſſin mit ihren allſehenden Augen hatte nicht ſo bald bemerkt, daß Frau Benedikta ſich von dem Mädchen zurückzog, als ſie ſich auf das eifrigſte des in Schmerz aufgelöſten Kindes annahm.

Die große allgemeine Ehrfurcht, die Nonnen und Kinder der hohen Frau entgegenbrachten, war auch auf Maria übergegangen wie andre Gebräuche des Kloſters; in ihrem tiefſten Innern jedoch hatte ſich nie eine Stimme zu Gunſten der Äbtiſſin erhoben. Indes jede galt etwas in dieſer kleinen Welt, wenn die Augen der Vorgeſetzten gütiger und länger auf einer ihrer Schutzbefohlenen weilten und ſie ſich intenſiver mit deren Seelenheil beſchäftigte als mit dem der andern. Die alſo Begnadete wurde dann plötzlich zum Gegenſtand außergewöhnlicher Huldigungen und innern Neides.

So ſah denn Frau Benedikta ihren Liebling immer öfter in dem Privatzimmer der Äbtiſſin verſchwinden.

Maria war jetzt der Schule entwachſen; man hatte jedoch gebeten, daß ſie ein Jahr länger bleiben dürfe, und als das Jahr zu Ende ging, wirkte die Äbtiſſin ein neues aus.

Frau Benedikta ſah das ihr entfremdete Mädchen zuweilen verſtohlen an; Maria hatte ſich verändert; ihr Blick, mit dem ſie die Lieblingslehrerin ſtreifte, hatte etwas Scheues angenommen, zuweilen geradezu etwas Feindſeliges.

Was war da drinnen, im Zimmer der Äbtiſſin geſchehen?

Die hohe Frau ſagte es Frau Benedikta eines Tages ſelbſt.

„Wie gefällt Ihnen Maria jetzt? Die Mühe war nicht klein, dieſem leidenſchaftlichen Geſchöpf begreiflich zu machen, daß es unrecht ſei, ſein Herz an die Geſchöpfe zu hängen. Erſt als ich ihr ſagte, Sie hätten nur gethan, was Sie mußten und ſich längſt bei mir über die irdiſche Liebe beklagt, die Ihnen Maria entgegenbringe — erſt dann ging ſie plötzlich in ſich, von dieſem Augenblick an wurde ſie eine andere.

Ihr Gewiſſen kann ſich alſo beruhigen, Frau Benedikta,“ fügte die Äbtiſſin hinzu, „ſollte Maria wirklich ins Kloſter gehen, ſo trifft Sie keine Schuld mehr.“

Die Äbtiſſin ſelbſt aber erlahmte nicht, in Maria eine immer größere Sehnſucht nach jener Welt zu wecken, die ſich hinter der das Konvent vom Schulgebäude trennenden Pforte aufthat.

Denn ſie war davon durchdrungen, daß Gott keine größere Gnade auf Erden zu verleihen habe, als den Beruf zum Kloſterleben.

Aber wenn auch Frau Benedikta ſchwieg und mit keinem Wort und keinem Blick verriet, was in ihr vorging, der ſchmerzliche Zug um ihren Mund, der redete doch. — Es half der Äbtiſſin auch nichts, wenn ſie den Anblick der ihr noch vor kurzem ſo nahe ſtehenden Frau vermied — das Schweigen zwiſchen ihnen, die ſich früher ſo viel zu ſagen gehabt, ſprach eine eindringlichere Sprache als alle Worte.

Und darum, ſo ſchwer es der Äbtiſſin auch wurde, ſie wollte Frau Benedikta zeigen, man hielt Maria nicht feſt. Das junge Mädchen ſollte ein Probejahr in der Welt zubringen, und während dieſer Zeit war es ihr verboten, das Kloſter zu betreten.

Frau Benedikta war nicht zu finden, als Maria von ihren Lehrerinnen Abſchied nahm; ſie hatte ſich in die kleine Kapelle der ſchmerzhaften Muttergottes geflüchtet, weil ſie fühlte, daß ſie nicht die Kraft hatte, das Kind ziehen zu laſſen, ohne ihm zu verraten: Was man dir geſagt, iſt nicht wahr — ich habe mich nie über deine Liebe beklagt, denn ſie war mein Glück.

7.

Maria hatte ſich unter dem Einfluß der Äbtiſſin an große ſeeliſche Erregungen gewöhnt. Die ehrwürdige Mutter betonte immer wieder, daß das Kloſterleben nicht nur ein Kreuzgang ſei, daß es nicht nur Bitterkeit, Kampf und Trauer mit ſich bringe, ſondern daß ein vollkommenes Leben auch ein vollkommenes Glück in ſich berge und denen, die Gott angehörten, ſich Wonnen offenbarten, von denen die Weltmenſchen keinen Begriff hätten —

All dieſe Reden erweckten in Marias Seele eine leidenſchaftliche Sehnſucht nach Vollkommenheit; ja, es gelang ihr zuweilen wirklich, bei einem Tadel oder einer Strafe das Aufbäumen ihres Trotzes hinter jenem gottergebenen Lächeln zu verbergen, das ſie an allen Nonnen bis hinab zur letzten Laienſchweſter bewunderte.

Zu Hauſe kam ſie mit ihren Vervollkommnungsgelüſten ſofort heraus; alles ſollte anders werden, die Gebote der Kirche viel ſtrenger beobachtet, auf das Seelenheil viel mehr Zeit verwendet werden als früher.

Der alte Herr, dem nichts ſchrecklicher war als ein Eingriff in ſeine Gewohnheiten, wußte ſich vor dem heiligen Eifer der Großnichte nicht anders zu retten, als indem er ſich hinter die Gattin flüchtete.

So war das Ehepaar zum erſtenmal einig; die Tant verteidigte ihres Mannes Bequemlichkeit auf Tod und Leben, und Maria zog ſich ſchließlich als eine völlig Geſchlagene in das Stübchen zurück, das ſie ſchon als Kind inne gehabt hatte.

Allein ſie entfernte alles daraus, was den kleinen Raum zu einem behaglichen machte. Schon jetzt ſollte alles um ſie her ihrem künftigen Gelübde der Armut entſprechen.

Über ihrem Bett hing das Bild der heiligen Thereſia, das ihr die ehrwürdige Mutter mit in die Verbannung gegeben, und da wo ſich früher der Spiegel befand, hatten die Bilder der Herzen Jeſu und Mariä Platz gefunden; zwiſchen ihnen hing freilich eine kleine Bleiſtiftſkizze des Markus — Mariele, wie es mit ſeinen nackten Füßchen durch den Dorfbach watete, den Kopf voll kurzer, krauſer Locken —

Der Jugendgeſpiele hatte dieſes kleine Bildchen ſelbſt an dieſe Stelle feſtgenagelt, und Maria kam es nicht zum Bewußtſein, wie ſeltſam ſich das heitere Kinderbildchen in dieſer heiligen Umgebung ausnahm.

Sie verſank zuweilen in Gedanken vor dem kleinen Bilde; wie herzlich dieſes Kind hier lachte —

Jetzt lag ſie ſtundenlang vor der heiligen Thereſia auf den Knieen, die Heilige um jenen tiefen Ernſt, jenen hinreißenden Wunſch anflehend, ganz wie ſie in Chriſtus aufgehen zu können.

Aber immer wieder wurde ſie aus ihren Betrachtungen herausgeriſſen; bald durch die Tant, die verlangte, ſie ſolle ſchöne ſtädtiſche Kleider tragen, ſonſt heiße es im Dorf, die Pflegemutter gönne ihr nichts; bald durch den Großonkel, der wollte, daß Maria, nun der Schule entlaſſen, die oberen Räume des Hauſes, die ihre Eltern bewohnt hatten, beziehe.

Allein Maria wagte nicht einmal, an jene Zimmer zu denken. Sie fürchtete, es könnten irdiſche Wünſche und Gedanken in ihr erwachen, wenn ſie jene Räume betrat, die früher ihr ganzes Entzücken ausgemacht hatten. Beſonders vor dem Bilde der Urgroßmutter ſcheute ſie ſich; ſie wußte jetzt, wenn die Kloſterfrauen dieſes Bild ſehen würden, Entſetzen müßte ſie ergreifen.

Die Tant hatte nicht ſo bald bemerkt, daß ſich Maria vor jenen obern Räumen ſcheute, als ſie ſich ein beſonderes Vergnügen daraus machte, Maria immer wieder in den Saal zu ſchicken, wo ſie bald dies, bald jenes holen, bald die Laden öffnen, bald ſie ſchließen ſollte.

Weigerte ſich das junge Mädchen, den Wünſchen der Tant nachzukommen, gab's ein Geſchrei im Hauſe, daß man's auf der Gaſſe hörte; wandte ſich Maria an ihren Großonkel, ſo meinte dieſer, daß ſie nichts von den Zimmern ihrer Eltern wiſſen wolle, ſei eine Schrulle, und die Tant ſei im Recht, aufzubegehren.

So kam's, daß ſie zuweilen vor innerem Weh über ihr unglückliches Leben nicht wußte wo aus und ein. Wenn ſie es gar nicht mehr aushielt, eilte ſie auf den Berg, um von dort in den Kloſtergarten zu ſchauen, der ſo ſtill und weltabgewandt in ſeinem Thalwinkel lag.

Welche Seligkeit, wenn ihr ſpähendes Auge die weißen Gewänder der Nonnen zwiſchen den Blättern des Laubganges durchſchimmern ſah! Ja, dort war das Glück, dort war die Vollkommenheit! Sie vergoß Thränen der Sehnſucht nach jener Gemeinſchaft, in der auch ſie ihr Glück finden würde. Dann waren jene Räume, die kein weltlicher Fuß betreten durfte, auch ihre Heimat, alle jene nach dem Garten liegenden Zellen, der Turm mit der kleinen Kapelle der ſchmerzhaften Muttergottes, darüber die Kloſterbibliothek, das Noviziat —

O die Glücklichen! Pia und Charlotte, die ſie in ihrem kindiſchen Unverſtand nicht hatte leiden können, ſie hatten ihre Poſtulantenzeit hinter ſich und waren jetzt Novizinnen —

Sie war ein dummes Kind geweſen, blind in ihren Neigungen und Abneigungen. Was hatte ſie an Frau Benedikta erleben müſſen — o der ſchmerzenden Wunde, die dies Erlebnis in ihrem Herzen zurückgelaſſen — Frau Benedikta, die ſich über ihre Liebe beklagte und nicht einmal ein Abſchiedswort für ihr Kind hatte! — Vielleicht auch mußte es ſo ſein, vielleicht war es eine heilſame Vorbereitung zu jener Selbſtentäußerung, die das Kloſterleben verlangte — Und doch — hatten ihr nicht alle andern Lehrerinnen lebewohl geſagt — und gerade jene Frauen, zu denen ſie ſich früher nicht ſo ſehr hingezogen gefühlt hatte — die Äbtiſſin und Frau Scholaſtika, mit welcher Liebe gaben ſie dem weinenden Mädchen das Geleite —

Unendlich eifrig kehrte Maria von dieſem Berggang jedesmal nach Hauſe zurück.

Entweder ſie ſaß in ihrem Stübchen und verfertigte Kleider für die Armen, oder ſie war draußen und zeichnete mit ihren farbigen Bleiſtiften alle möglichen Blumen, Pflanzen und Blätter, alles getreu nach der Natur, um dieſe Studien ſpäter für ihre Arbeiten zu verwerten. Mit liebevoller Haſt machte ſie ſich alles, was ihr ſchön und eigenartig vorkam, zu eigen, und dies waren ihre glücklichſten Stunden, da quälte ſie nichts, da gab ſie ſich ganz ihrer Aufgabe hin, und ihre Augen fanden wieder ihren alten, kindlich ſtrahlenden Ausdruck.

Aber die langen, einſamen Abende, an denen ſich kein Menſch um ſie kümmerte —

Sie kam auf den Einfall, Mutter Klein in ihrer Küche aufzuſuchen.

Der Meiſter war geſtorben, die Werkſtätte vermietet.

„Wie oft, wenn 's da nebe hobelt, muß ich an ſeine Worte ſelig denke,“ ſeufzte die Frau. „‚Wenn dich emal unſer Herrgott holt,‘ hat er geſagt, ‚ich möcht' nit an deiner Stell' ſein.‘ Gott verzeih' mir die Sünd', ich auch nit an ſeiner; ich bin fürs Lebe gern noch eine Weil' da. Ja, Mariele, mei Markus, iſt das ein Glück, ein großmächtiges! Viele Grüße ſoll ich dir ſage; der vergißt ſei Mariele nit. Im Anfang iſt 's ihm arg ſchlecht gange; 's Vieh hat er gehüt' und nix zu eſſe hat er kriegt, und nachts hat er oft kei Unterſchlupf gehabt. Dann hat er eine Weil bei einem Uhrenmacher gearbeit', aber das war nit 's recht und er iſt zu einem Kunſtſchreiner; da hat er alsfort Engel ſchnitze müſſe, und der Schreiner hat ihn 'nausgeſchmiſſe, weil er die Dorfbube abkonterfeit hat und nit die richtige Kircheengel. Hernach hat er bei einem Tüncher den ganze Tag Schilder gemalt und die ſind ſo ſchön geweſe, daß ihm der Meiſter zehn Mark Lohn im Monat gebe hat und 's ganz Dorf hat wolle friſche Schilder. 's Geld hat er ſich geſpart und iſt in die Reſidenz, und da war's Gottes Wille, und er hat den rechte Mann gefunde. Jetzt iſt er Kunſtſchüler mit einem Stipendium. Ich hab's ja gewußt, ich hab's immer gewußt. Wann ich ſo im Duſtere geſeſſe bin, und die Leut habe den Kopf ins Küchele geſtreckt und gefragt: ‚Mutter Klein, warum ſitzener auch immer im Duſchtere?‘ O wann ihr wüßtet, hab ich denkt, was für helle Bilder um mich 'rum wachſe; man muß ſie nur ſehe — der Mann hat ſie auch nit geſehe; in den fünfundzwanzig Jahr, daß mir verheiratet ware, nur ein einzigsmal iſt er zufriede geweſe — ſellmal, wie ſie ihn zum Gemeinderat gewählt habe; da iſt er heimkomme und hat gelacht und hat geſagt: ‚Frau, ich bin jetzt Gemeinderat‘ — Aber gleich darauf hat er wieder ſein Geſicht gemacht und im Markus gedroht: ‚Jetzt daß mir nur du kein Schand machſt —‘“

Und Maria ſaß auf dem alten, kleinen Schemel in der Ecke und lauſchte der gedämpften Stimme der Frau, aus deren Augen die Zuverſicht wie eine Leuchte glühte. Auch ſie, die Geſpielin, hatte es immer gewußt, der Markus macht ſeinen Weg weit übers Dorf hinaus, weit in die blaue Ferne. O ja, auch ſie, Maria, hatte Augen, die ſahen; obwohl in der kleinen Küche Dämmerung herrſchte, ſie ſah ſie alle, die Gebilde, mit denen des Markus jugendliche Phantaſie die Wände bemalt.

Sie fuhr plötzlich auf:

„Mutter Klein,“ bat ſie, „ſo macht doch Licht, ich möcht' mir die letzte Arbeit vom Markus einmal recht genau anſehen. —“

Die Frau nahm ihre Lampe und hielt ſie hoch, daß das Licht voll auf die Zeichnungen der Thüre fiel; es waren weiße Lilien, die aus einem Geſtrüpp von Dornen und Unkraut ſieghaft in die Höhe wuchſen.

Welch ein Vorwurf für ein Meßgewand! Maria konnte ſich nicht ſatt ſehen, während Mutter Klein erzählte:

„Das hat er da hinte geſehe, im Gärtle vom Taglöhner Marbel; ‚Mutter‘, hat er geſagt, ‚das ſind Gottesblume, die ſind aufgewachſe wie's Mariele, grad ſo ſchön, ohne daß ſich ein Menſch drum kümmert hat.‘ Gelt, ich hab' dir's geſagt, daß er dich tauſendmal grüße laßt, und gelt, 's iſt nit wahr mit dem Geſchwätz, du thuſt ihm das Leid nit an und gehſt ins Kloſter? Er thät's nimmer verwinde —“

Das junge Mädchen erſchrak; warum klopfte ihr das Herz bis hoch in den Hals? Was ging ſie, die Braut Chriſti, der Markus noch an?

Nein, ſie durfte nie wieder Mutter Kleins Küche betreten. Sie nahm ſich das vor, aber ſie merkte plötzlich — großer Gott, es trieb ſie hin wie mit Gewalt; ſowie der Abend kam, bemächtigte ſich ihrer eine nicht zu beſchreibende Unruhe, als könne irgend etwas geſchehen, und ſie müſſe dabei ſein. Manchmal war ſie ſchon auf der Gaſſe und kehrte wieder um; und einmal warf ſie ſich auf den Fußboden und weinte wie ein Kind.

Eines Tages kam ihr das Unwürdige ihres Betragens plötzlich zum Bewußtſein. Wenn ſie im Kloſter wüßten, wie ſie's trieb. —

Da fiel ihr ein — hatte ſich nicht die heilige Thereſia kaſteit, um den Anforderungen ihres Körpers Herr zu werden?

Und Maria begann zu faſten, indem ſie ein paar Tage von weiter nichts als trockenem Brot und Waſſer lebte. Das half, die Unruhe, die Sehnſucht in ihr ließ nach; ja, es war, als ſeien plötzlich alle Wünſche in ihr erſtorben; auch alle Lebensfreude.

Sie ſchlich traurig herum, bei der geringſten Veranlaſſung in Thränen ausbrechend.

Als ſie ihre Pflegeeltern an einem Freitag Fleiſch eſſen ſah, ſprang ſie vom Tiſche auf mit den Worten:

„Euch iſt die ewige Verdammnis gewiß!“

„Du machſt uns die Höll' ſchon da unten heiß genug,“ rief ihr die Tante nach.

Da faßte ſich Maria:

„Es wird nicht lange mehr dauern, wenn das Jahr herum iſt, gehe ich ins Kloſter.“

Sie verließ die Stube, und Frau Bergbold ſah ihren Mann an, in dem plötzlich ein Gefühl der Verantwortlichkeit erwachte:

„Das leid' ich nicht,“ ſagte er, „ich fahr' zum Anwalt morgen in die Stadt; der ſoll mir ſagen, was ich thun muß — der ſoll mir helfen. —“

Am andern Tag verſchob er ſein Vorhaben, und Frau Bergbold lachte ſich ins Fäuſtchen. Denn ſie wußte recht wohl, der Mann kam nicht fort, wenn ſie nicht anſpannen ließ und die Zügel in die Hand nahm.

Aber es war doch eine gewiſſe Unruhe über ihn gekommen; er ſah öfter nach der Großnichte als früher, und wenn ſie ein wenig lang ausblieb, ſchickte er das Geſinde nach ihr aus.

Maria aber kam auf die wunderlichſten Einfälle; ſie wußte ſich nicht zu laſſen vor Glück über ihre Fortſchritte in der Selbſtüberwindung; nicht nur, daß ſie ihre Beſuche bei des Markus Mutter eingeſtellt hatte; die Tante hatte Frau Klein, die zweimal gekommen war, auf Marias Bitte wieder nach Hauſe ſchicken müſſen.

Wem anders aber als der Fürbitte der heiligen Thereſia dankte das junge Mädchen dieſe ihre plötzliche Willenskraft? Das Herz entbrannte ihr vor Andacht zu der Heiligen, und die leidenſchaftlichſte Sehnſucht, ihr zu gleichen, bemächtigte ſich ihrer von neuem. Voll des Eifers verfertigte ſie ſich ein Kloſtergewand, genau wie es die heilige Thereſia trug.

Mit heiligen Schauern legte Maria des Abends, wenn ſie allein war, dieſes Gewand an; wie war ihr zu Mute, wenn ſie, ein Licht in der Hand, mit bloßen Füßen lautlos in dem totenſtillen Hauſe herumging. Sie wurde von einer ſolchen Opferfreudigkeit durchdrungen, daß es ſie oft wie Furcht überkam, das Kloſterleben jenſeits des Berges könnte ein zu leichtes, zu liebliches für ſie ſein. Sollte ſie nicht lieber zu den Karmeliterinnen gehen, zu jenen Frauen, aus deren Mitte eine heilige Thereſia hervorgegangen war, die ein Buch geſchrieben, worin ſie ſchilderte, wie ſich die Seele aus ſich ſelbſt ſtufenweiſe bis in den ſiebenten Himmel, in das Himmelsſchloß ihres Bräutigams Chriſtus, erheben kann. —

Einmal, in einer wunderbaren, klaren Mondnacht, glaubte Maria wirklich, überirdiſche Regungen in ihrem Innern zu fühlen; ihr war, als erbarme ſich die heilige Thereſia endlich ihrer in Demut harrenden Tochter und ſteige lichtumfloſſen aus dem engen Rahmen des Bildes zu ihr hernieder. —

Marias Ekſtaſe wurde aber jählings durch ein jammervolles Winſeln unterbrochen, und das junge Mädchen, der ſich plötzlich in ihr regenden Liebe zur Kreatur folgend, eilte zum Fenſter, um nach dem in letzter Zeit ſo ſehr vernachläſſigten Ami zu ſehen.

Er bellte bei ihrem Anblick freudig auf, ſtellte ſich auf die Hinterfüße, drehte ſich im Kreiſe, rannte ein Stück in die Wieſe hinein und kehrte wieder zurück.

Mitleidig ſchüttelte Maria das Haupt: „Nein, Ami, damit iſt's aus!“

Er wollte es nicht glauben, hielt den Kopf ſchief wie ein ſchelmiſches Kind; ſein Winſeln hatte etwas Unwiderſtehliches.

Da ging ſie zu ihm hinaus; er that ihr ſo leid; ſie wollte ein wenig mit ihm ſpazieren gehen.

Als ſie mit ihren bloßen Füßen über die feuchte Wieſe ſchritt, überkam ſie plötzlich jenes eigene, beflügelte Gefühl wie zur Zeit ihrer Kindheit, wenn ſie barfuß ging, und ſie hatte ordentlich Mühe, nicht in einen raſcheren Schritt zu verfallen.

Ami, als ahne er, daß es mit dem ſchleppenden Gewande ſeiner Herrin eine beſondere Bewandtnis habe, ging eine ganze Weile in muſterhafter Ernſthaftigkeit neben ihr her.

Mit eins zupfte er ſie ein wenig an einer Rockfalte.

„Pſt!“ wehrte Maria.

Nun fing er an zu laufen, kehrte zurück und machte die drolligſten Sätze; ſie mußte lachen, haſchte nach ihm, und im nächſten Augenblick ging die alte Jagd los. Maria vergaß ihres heiligen Gewandes ſowie ihrer ſämtlichen Vorſätze; die jungen, kräftigen Glieder hatten zu lang gefeiert, ſie jauchzte vor Luſt, und Ami, der ſein altes Spiel mit ihren Zöpfen treiben wollte, geriet in Wut über den Schleier, nach dem er eifrig ſchnappte.

Maria wehrte und ſchalt, aber Ami war nun einmal in der Rage — ein neuer Sprung, und er sauſte mit dem eroberten Schleier über die Wieſe hin.

Maria eilte mit fliegenden Zöpfen hinter ihm drein, ſie fiel über ihren langen Rock, und Ami ließ den übel zugerichteten Schleier fahren und machte ſich über Marias Zöpfe her.

Schließlich ſaßen ſich die beiden völlig erſchöpft gegenüber, der Hund mit weit heraushängender Zunge, Maria hochrot im Geſicht mit offenen, wirren Haaren. Sie hielt ihren zerfetzten Schleier in der Hand, und eine tiefe Scham erfaßte ſie.

Wie war das nur möglich geweſen? — Sie, die ſich noch vor wenigen Augenblicken eingebildet hatte, der heiligen Thereſia ähnlich zu werden. —

Helle Verzweiflung im Herzen ging ſie ins Haus zurück.

Im Flur empfing ſie die Tante mit hocherhobenem Leuchter, auch Herr Berghold erſchien, bis an die Naſe in ſeine Bettdecke gehüllt.

Amis Bellen hatte die beiden geweckt; als ſie Maria im Kloſtergewand ſahen, waren ſie überzeugt, ſie habe fliehen wollen.

„Hinauf mit ihr in den zweiten Stock,“ ſchrie Herr Berghold, der ganz außer ſich war, „ſperr ſie ein — morgen muß der Anwalt her — und wenn ich ſie bis ans End' der Welt bringen muß — ins Kloſter darf ſie nicht —“

Ehe Maria recht wußte, wie ihr geſchah, ſtand ſie droben im ſtockfinſtern Saale; die Tante hatte ihr eine Decke auf das Kanapee geworfen:

„Gege's Kloſter hab' ich nix," ſagte ſie, „aber bei Nacht und Nebel laufſt mir nit aus dem Haus, daß die Leut' meine, ich hätt' dir's ſchlecht gemacht daheim. —"

Maria tappte ſich zum Fenſter und riß den Laden auf. Herein flutete der Mond und erfüllte den ganzen Raum mit Glanz.

Als Maria ſich umwandte, ſtand ſie wie erſtarrt.

In leuchtender Schönheit hob ſich der Urgroßmutter Bild von dem dunklen Hintergrund.

Nein, ſie wollte es nicht anſehen, ſie durfte nicht — in die hinterſte Ecke des Saales flüchtete ſie — aber ſelbſt als ſie die Augen ſchloß, immer ſah ſie dieſen einen leuchtenden Punkt, dieſes wunderbar glückliche Geſicht. — Und welch ein Blick, welch ein lebensvoller, lebensfroher Blick — lud er nicht ein: nimm ſie hin, die Freude, die Luſt dieſer Welt. —

War's nicht, als ziehe er mit geheimnisvoller Gewalt das zagende Mädchen aus ſeiner dunklen Ecke — näher kam ſie, immer näher, heißaufſteigende Sehnſucht im Herzen, und in den Augen die bange Frage: ‚Iſt's denn nicht Sünde, dich zu lieben?' —

In dieſem Augenblick erhob die alte Kloſterglocke jenſeits des Berges ihre Stimme, und ihre feſten, gewaltigen Schläge trafen Maria mitten in die Seele. Sie fuhr zuſammen: Hier bleiben — und ſie war verloren — die Urgroßmutter zog ſie mächtiger an als die heilige Thereſia, zu deren Füßen ſie ſtundenlang beten und flehen mußte, bis ihre Seele ſich den Schauern der Frömmigkeit erſchloß. — Ein einziger Blick aber in die Augen der Urgroßmutter reichte hin, um in der Urenkelin Seele eine Welt der Wonnen wach zu rufen. —

Und ſie wußte jetzt, ſie war nicht ſtark, ſie brauchte Hilfe, Leitung — ſie ſtrauchelte allein, ſie fiel. —

Was lag an der verſchloſſenen Thüre — ſie fand ihren Weg — hatte die Tante vergeſſen, daß ſich eine wilde Dorfrange immer zu helfen weiß? — Wohl ihr, daß ihr einſt kein Baum zu hoch, kein Sprung zu gewagt erſchien — ſie hatte das alles lernen müſſen, um jetzt, im gegebenen Augenblick, ihre Seele vor dem ewigen Untergang zu retten.

Ohne ſich zu beſinnen, ſchwang ſie ſich über das Fenſterkreuz und glitt am Kandel hinab auf die Wieſe.

8.

Schon wenige Tage nach ihrer Flucht von zu Hauſe trug Maria das weiße Häubchen der Poſtulantinnen.

Die Äbtiſſin hatte die Pflegeeltern kommen laſſen, und ihrer Beredſamkeit war es gelungen, den alten Berghold über Marias Berufswahl einigermaßen zu beruhigen; ſie ſagte ihm, es ſei fürs erſte ja nur ein Verſuch, nichts hindere Maria, das Kloſter zu jeder Zeit wieder zu verlaſſen; er möge kommen, ſo oft er Luſt habe und den Seelenzuſtand ſeiner Großnichte beobachten.

Frau Berghold erkundigte ſich direkt:

„Und wenn ſie drin bleibt, was geſchieht dann mit uns?"

Die Äbtiſſin gab in ihrer ruhigen Würde zur Antwort:

„Das Gut wird nach wie vor die Heimat von Marias Pflegeeltern bleiben."

Während der ganzen Heimfahrt ſprach Frau Berghold ihre Genugthuung über die Antwort der Äbtiſſin aus.

„Wer war geſcheiter, du oder ich? Ich hab' das Mädel nit vom Kloſter zurückgehalte, und das iſt der Dank jetzt — wir könne auf dem Gut bleibe. Mit dem Kloſter iſt beſſer rechne, als mit einem Mann; 's hätt' einer daher komme könne — zum Beiſpiel der Markus. — Ja wohl der, da hätt' ich 's Lache halte könne, ein Alter hätt' ich wie in der Höll. — Jetzt will ich noch ſchnell ein Stockwerk aufs Gartehäusle ſetze laſſe, das gibt unſer Altersheim, von da kann ich alles ſehe, was im Haupthaus vorgeht. Aber ſchriftlich muß mir's die Äbtiſſin gebe, ſo dumm bin ich nit."

Sie war kreuzfidel; plötzlich hörte ſie den Mann ſeufzen.

„Was gibt's," fuhr ſie auf, „haſt dich vielleicht nit grad ſo viel über das Mädel geärgert wie ich?"

„Dich geht ſie nichts an," gab er zur Antwort, „aber wie ſoll ich meiner Großmutter wieder vor Augen treten, der ich ihr Haus hab' in fremde Händ' kommen laſſen."

„Auch dafür gibt's Rat," meinte die Frau, indem ſie bei ſich ſelbſt beſchloß: das Bild muß weg. —

Die Urgroßmutter war die letzte aus der Familie ihres Mannes, an der er noch hing. Wenn er da oben im Saal war, kam er immer mit einem Geſicht herunter, über das ſie ſich ärgerte, denn ſie mußte ſich ſagen, daß ſie die Gedanken, die ihn beſchäftigen, nicht teilen durfte.

Und Frau Bergholb atmete tief auf:

‚Dann wird's Ruhe gebe, und ich brauch' kei Neid mehr habe, wenn alles fort iſt.‘ —

Sie irrte ſich; die Großnichte war aus dem Hauſe, und das Bild war aus dem Saale entfernt. — Herr Bergholb aber, der vor Marias Eingriffen in ſeine Bequemlichkeit bei der Gattin Schutz geſucht, fing plötzlich wieder an, dieſe zu fliehen und zwar mehr als zuvor.

Und als ſie ihm einmal in den Weg trat mit der Frage: „Was haſt denn jetzt wieder an mir auszuſetze?“ gab er ihr zur Antwort:

„Daß du mir alles genommen haſt.“ —

Jeden erſten Donnerstag im Monat machte er ſich auf den Weg ins Kloſter, um nachzuſehen, ob ſeine Großnichte wirklich glücklich ſei. Eine halbe Stunde ſaß er im Sprechzimmer, wo ihn Maria allein empfangen durfte, und wartete auf ein Wort, auf einen Blick, der ihm ſagte: nimm mich wieder heim.

Aber Maria ſchien ſich nicht im geringſten nach ihrem Heim zurückzuſehnen.

Es ging ihr nicht wie den meiſten Poſtulantinnen, die unter der Trennung von den Jhrigen leiden und den raſchen Übergang, den das Leben in der ihnen neuen Welt mit ſich bringt, nur mit großer Anſtrengung überwinden.

Maria war gleich zu Hauſe; ſie war zu Hauſe, weil ihre ſtrahlenden jungen Augen überall freundlichen Blicken begegneten und ihr von allen Seiten ermutigende Worte zu teil wurden bei ihren ſtoßweiſen Verſuchen, ſich das ihrer neuen Würde entſprechende Benehmen anzueignen. Sogar die Novizenmeiſterin, ſo karg ſonſt im Leben, gab ihr ein gutes Wort, ſo oft es Maria gelang, anders als ſie ſelbſt zu ſein.

Nur Frau Benedikta ermutigte die junge Poſtulantin nicht in ihren Vervollkommnungsbeſtrebungen; ihr that es weh, Maria plötzlich in einem Ausbruch der Freude inne halten und den Blick zu Boden ſenken zu ſehen; es war ſo unnatürlich, wenn das lebhafte Geſchöpf einen Einfall, der ihm auf den Lippen ſchwebte, plötzlich hochrot vor Anſtrengung in ſich ſelbſt verſchloß. Und dann dieſer erzwungene Eifer für die Stunden der Frau Scholaſtika, und die geheuchelte Gleichgültigkeit für den früher ſo geliebten Zeichenunterricht! Frau Benedikta wußte ja, daß Maria mit dieſem inneren Zwang, den ſie ſich anthat, dem lieben Gott eine beſondere Freude zu machen glaubte, Anwandlungen, die bei einer Poſtulantin nichts Neues waren; aber daß Maria ſich auf dieſe Weiſe mehr und mehr von der ſchönen Einfachheit ihres Weſens entfernte, war für Frau Benedikta ein Schmerz.

Es hatte ſie nicht gewundert, das junge Mädchen ins Kloſter zurückkehren zu ſehen; ſie kannte das freudloſe Heim des Kindes, wo nichts war, was der verlaſſenen jungen Seele einen Halt, eine Stütze oder eine Freude hätte geben können. Und nun der große Reiz der Neuheit, der der lebhaften Phantaſie Marias eine ſo willkommene Nahrung bot.

Wie ein neugieriges Kind lief ſie durch die breiten, ſonnenhellen Korridore, in denen jeder noch ſo leiſe Schritt widerhallte. Mit heiligen Schauern betrat ſie den Kapitelſaal, wo die Bildniſſe der frühern Äbtiſſinnen des Kloſters längs der Wände hingen, ernſt und würdig blickende Frauen, den Stab in der Hand, das große Kreuz auf der Bruſt.

Oder ſie vermochte ihres Entzückens nicht Herr zu werden über die gewölbte Decke des Refektoriums, auf deren lichtblauem Untergrunde liebliche Engel die Ehre Gottes prieſen — ein Deckengemälde aus uralter Zeit, das Maria ſo mächtig anzog, daß ſie nicht ſelten darüber verſäumte, der Heiligenlektüre zuzuhören.

Pia und Charlotte, die mit ihr das Noviziat teilten, jetzt Schweſter Veronika und Schweſter Franziska, begriffen nicht, wie man über alte Gewölbe, Kreuzgänge und Thorbogen außer ſich geraten könne. Sie waren ſogar ein wenig ſkandaliſiert über dieſe Freude an Dingen, die weder etwas mit der Pflicht noch mit dem Seelenheil einer Poſtulantin zu thun hatten.

Schweſter Veronika hatte ein vortreffliches Lehrerinnenexamen gemacht, und es gab kein Datum der Geſchichte, das ſie nicht wußte. Allein ſie ſtellte ihr Wiſſen in den Dienſt der Demut und ſchwieg beharrlich, wenn ſie nicht zum Sprechen aufgefordert wurde.

Sie hatte ein kluges, nicht eben angenehmes Geſicht, war klein und derb von

Geſtalt und ließ ſich keinen Augenblick im Tage gehen.

Maria, die eine unendliche Mühe hatte, die ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ſo entgegengeſetzte klöſterliche Ruhe anzunehmen, ging mit Vorliebe hinter Schweſter Veronika drein, deren ernſter, gemeſſener Schritt ihr als Richtſchnur diente.

Aber manchmal überkam ſie plötzlich ein Kindergelüſte, den beiden vortrefflichen Weſen einen kleinen Schabernack anzuthun, beſonders Schweſter Franziska, deren Opferfreudigkeit ſo weit ging, daß ſie ſich auf jeden Faden am Boden ſtürzte, um ihn im Namen Gottes aufzuheben.

Die junge Novize hatte ebenfalls ihr Examen als Arbeits- und Zeichenlehrerin gemacht; ſie war eine vortreffliche Schülerin der Frau Benedikta, deren Muſter ſie mit der peinlichſten Genauigkeit kopierte. Wenn ihr jedoch die Aufgabe gegeben wurde, ſelbſt eine Arbeit zu erfinden, irrten ihre großen blauen Augen hilfeſuchend von einem der drei an der Wand des Noviziats hängenden Heiligen zum andern. Es kam ihr aber keiner zu Hilfe. Maria war mitleidiger und gab der Armen zuweilen etwas von ihrem Reichtum ab.

Dann und wann erſchien die hohe Geſtalt der Äbtiſſin in der abgeſchloſſenen Welt des Noviziats, und ihre leiſe, halbverſchleierte Stimme wußte jede Seelenpein, die ein junges Geſchöpf in der Abgeſchiedenheit des Kloſterdaſeins heimſuchen konnte, zu erklären und nichtig zu machen, jede unbeſtimmte Sehnſucht ihres Wehs zu entkleiden und alle Zweifel in Klarheit aufzulöſen.

„Es iſt nicht ſo, wie wir alle bei unſerm Eintritt ins Kloſter glauben — meine Kinder, das Glück erwartet uns nicht an der Schwelle; es wäre auch nicht das Richtige. Die große Arbeit kommt zuerſt, die Arbeit des Todes und der Auferſtehung; wir müſſen ſterben, unſres Ichs uns entäußern, um wiedergeboren zu werden. — Kinder müſſen wir erſt werden, wenn wir ins Himmelreich, daß heißt ins klöſterliche Leben eingehen wollen. Und dieſes hinwiederum iſt der Schmelztiegel, wo unſre Seelen geläutert werden, um ſich zum Übernatürlichen, durch die Entfernung aller Schlacken, die an der menſchlichen Natur haften, aufzuſchwingen. Die Süßigkeit aber, welche am Ende Ihrer Kämpfe auf Sie wartet, meine Kinder, iſt eine unendliche.“

Nach ſolchen Reden glühten die Wangen der jungen Aſpirantinnen vor innerer Sehnſucht nach jener unendlichen Süßigkeit, und ſie kehrten mit erneuter Opferfreudigkeit zu ihren Pflichten zurück.

Dieſer Opferfreudigkeit hatte es Maria auch zu verdanken, daß die beiden Novizinnen noch immer zögerten, die Genoſſin ihrer Zelle bei Frau Scholaſtika zu verklagen.

Die beiden frommen Seelen huldigten mit gleicher Inbrunſt dem heiligen Aloyſius von Gonzaga und verrichteten regelmäßig, bevor ſie des Abends hinter dem weißen Vorhang ihrer Betten verſchwanden, noch ein gemeinſames Gebet angeſichts des Bildniſſes ihres Lieblingsheiligen.

Eines Abends fuhr Marias Kopf hinter ihrem Bettvorhang hervor mit der Behauptung:

„Die heilige Thereſia iſt viel wunderthätiger als der heilige Aloyſius.“

Schweſter Franziska ſtieß ein O! des Entſetzens aus, während Schweſter Veronika ſofort ſämtliche Wunder ihres Heiligen wie am Schnürchen herunterzählte, und ohne der heiligen Thereſia zu nahe treten zu wollen, brachte ſie Beweis auf Beweis, daß kein anderer als der heilige Aloyſius dem Throne der heiligen Jungfrau am nächſten ſtehe.

Allein die Reue folgte ihrer Rede auf dem Fuße, und die arme Veronika beſtieg ihr Lager mit dem Bewußtſein, dem Gebote des Stillſchweigens in der ausgiebigſten Weiſe zuwidergehandelt zu haben.

Als Maria am folgenden Abend einen erneuten Angriff auf den heiligen Aloyſius wagte, merkte ſie an der tiefen Stille, die auf ihre Worte folgte, die beiden hatten überwunden und opferten ihre Aufwallung dem lieben Gott.

Da ging ſie in ſich. Ach, woher kamen ihr nur dieſe ſündhaften Anwandlungen, dieſe unbändigen Gelüſte, ihren Mitſchweſtern einen Streich zu ſpielen? Statt ſich an ihrem heiligen Eifer zu erbauen, überkam es ſie nicht zuweilen, daß ſie vor Lachen faſt in ihrem Kopfkiſſen erſtickte?

Sie entſchloß ſich und eröffnete der Novizenmutter ihren Seelenzuſtand.

Am Abend desſelben Tages fand ſie ihr Lager in der Zelle der Frau Scholaſtika aufgeſchlagen; dieſe trat des Abends mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ in ihre Zelle, netzte den Finger in dem kleinen Weihwaſſerkeſſel an der Thüre, ſchlug des Kreuz und ſchlief die ganze Nacht durch bis um fünf in der Frühe.

Maria verſuchte vergeblich, durch allerlei kleine Inkorrektheiten Frau Scholaſtikas Aufmerkſamkeit zu erregen, denn alles, ſelbſt das Gezanktwerden, dünkte ihr angenehmer als dieſe ſteinerne Ruhe um ſie her.

Allein Frau Scholaſtika, die Marias Bemühungen recht wohl bemerkte, zeigte ſich blind und taub und wich nicht um eines Fingers Breite von ihren Gewohnheiten ab.

Die Nähe dieſer unlieblichen Natur laſtete wie ein Druck auf Maria, und zuweilen war ihr zu Mute, als müſſe ſie irgend etwas Entſetzliches thun, nur um eine Veränderung herbeizuführen.

Einmal als es dunkelte und ſie im Noviziat aufzuräumen hatte, machte ſie ſich dadurch Luft, daß ſie wie eine Wahnſinnige über Tiſche und Stühle ſprang.

Nichts aber drückte deutlicher die innere Zerfahrenheit ihres Weſens aus als ihre Zeichnungen; Frau Benedikta wartete nur auf einen Blick, auf eine kleine vertrauliche Annäherung, um an den Liebling die alte Frage zu ſtellen: „Was hat denn mein Mariele?“

Eines Tages verſah Frau Benedikta, die das Amt der Sakriſtanin hatte, die kleine Kapelle am Ende des Korridors mit friſchen Blumen. Die am entgegengeſetzten Ende des Korridors liegende Thüre des Noviziats ging auf, und die drei Schweſtern ſpazierten heraus. Voran Veronika, gemeſſenen Schrittes, tadellos in Ausdruck und Gebärde. Hinter ihr Maria, gerade ſo ſteif und gerade ſo gemeſſen.

Frau Benedikta, die in der Kapelle ein wenig zur Seite trat, um ihren Liebling zu beobachten, bemerkte plötzlich auf Marias Antlitz alle Anzeichen eines unterdrückten Lachens; ſie hielt ein Papier in der Hand, von dem ſie fortwährend kleine Stücke riß und zu Boden warf. Hinter ihr, Schweſter Franziska, bückte ſich unverdroſſen, um den blanken Boden von dieſen Papierfetzchen zu ſäubern.

Unten an der Kapelle ſtand plötzlich Frau Benedikta vor der bis in die Stirne erglühenden Miſſethäterin. Die nichtsahnenden Novizinnen ſchritten weiter.

„Ja, ich weiß, es iſt nicht recht, was ich thue,“ ſtotterte Maria, „aber es kommt manchmal plötzlich ſo über mich — ach Gott, es iſt gar ſo ſchwer, immer vernünftig zu ſein —“

Sie ſchlug die Augen zu Frau Benedikta auf, die ſtreng ſein wollte, um deren Mund aber ein ſo gütiges, liebevolles Lächeln zuckte, daß Maria von einer jähen Gewißheit erfaßt wurde.

„Sie haben ſich nie über meine Liebe beklagt,“ ſtammelte ſie, „Sie haben das nicht gethan — o nein —“

„Still, mein Kind,“ unterbrach ſie Frau Benedikta, der ungeſtümen Fragerin den Mund mit der Hand ſchließend.

Maria brach in Thränen aus:

„Daß ich nur einen Augenblick hab' an Ihnen zweifeln können.“

„Die Pflicht ruft,“ mahnte Frau Benedikta, „laſſen Sie die Novizenmeiſterin nicht warten.“

Maria ging.

Sie wußte wohl, ein weiteres Ausſprechen konnte und durfte es nicht für ſie geben, denn zwiſchen ihnen ſtand die geheiligte Perſon der Äbtiſſin.

Aber eine neue Zeit fing für Maria an. All die brachliegenden Kräfte ihrer Seele gewannen wieder Leben, und der Tag erſchien ihr nunmehr nur noch in dem Lichte dieſer einen Stunde — wenn Frau Benedikta unter der Thür des Noviziats erſchien und ihre liebe, ſanfte Stimme die trockene, herriſche der Novizenmeiſterin ablöſte.

Sie redeten nicht öfter miteinander wie früher, ſie waren nie zuſammen außerhalb der Stunden. — Aber in dieſen, welch ein unbeſchreiblich zarter Rapport beſtand zwiſchen ihren Seelen, die ſich, die eine durch ihren Eifer, die andre durch ihre Milde, mehr Liebes ſagten, als Worte hätten auszudrücken vermocht.

Die erſte ſelbſtändige Arbeit der jungen Poſtulantin, ein in kühnen Zügen und leuchtender Farbenpracht entworfener Altarteppich, erweckte in der Äbtiſſin den Wunſch, Maria für das kunſtgewerbliche Fach heranbilden zu laſſen.

Allein die Novizenmeiſterin wollte nichts davon wiſſen und ſetzte es auch durch, Maria für das Examen der Lehrfächer vorbereiten zu dürfen.

Unter ihrer Leitung, meinte ſie während

eines Spazierganges im Garten, beſonders ſeit ſie die Poſtulantin immer um ſich habe, ſei mit dieſer eine höchſt vorteilhafte Veränderung vor ſich gegangen. Sie ſei daher nicht gewillt, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, da ſie ein Nachlaſſen der Strenge bei einer Natur wie Marias von Übel halte. Frau Benedikta habe ja ihre Verdienſte, ſetzte ſie hinzu, allein ſie habe nie etwas über Maria vermocht.

„Oder wollen Sie das beſtreiten?“ wandte ſich Frau Scholaſtika an die neben ihr gehende Frau Benedikta.

„Das liegt mir ferne,“ wich dieſe dem Angriff der Novizenmeiſterin aus.

Die Äbtiſſin aber meinte nach einer Pauſe:

„Ich glaube, unſre liebe Frau Scholaſtika hat recht; unterbrechen wir nicht ihr Werk; die Opferfreudigkeit und Heiterkeit ſieht ja Maria aus den Augen. — Sollten Sie das nicht auch bemerkt haben, meine liebe Frau Benedikta?“

„Ja,“ nickte dieſe, indem ſie vermied, der Fragerin ins Antlitz zu ſehen.

Sie litt, ſie litt wieder unter tauſend Zweifeln; es war ja wieder ganz wie früher, ihre Mühen und Kämpfe, alles umſonſt! Sie hatte Maria in's Kloſter gezogen und jetzt — eben als Maria des Einerleis ihres Lebens überdrüſſig werden wollte, hielt ſie das unglückſelige Geſchöpf wiederum feſt. —

9.

So oft die Äbtiſſin dem nun ſo freudeſtrahlenden Blick der jungen Poſtulantin begegnete, nickte ſie ihr mit beſonderer Freundlichkeit zu.

Zu den Füßen des Kreuzes ſich glücklich fühlen, war eines der Lieblingsworte der hohen Frau, eine freudige Schweſter des guten Todes ſein, danach ſollten ſie alle ſtreben.

Sie ſelbſt hatte ihren Kloſterfrauen das leuchtendſte Beiſpiel gegeben, wie eine gottgeweihte Seele zu ſterben habe. Als ſie, ſchwer am Typhus erkrankt, einen Augenblick von ihren Fieberphantaſien zum Bewußtſein zurückkehrte, ſah ſie die Frauen ihr Bett umknieen, wie ſie die Sterbegebete murmelten, und der Geiſtliche mit dem Allerheiligſten näherte ſich ihr.

Da wußte ſie, woran ſie war, und ein paar ſchwere Thränen rollten ihr über die Wangen. Aber ſchon im nächſten Augenblick wurde ihr klar: die Blicke aller ſind auf mich gerichtet — forſchend, lauernd, ſtreng beobachtend —

Und ſie ſprach mit feſter Stimme:

„Dieſe Thränen gehen mich nichts an — mein Herr und mein Heiland, meine Seele jauchzt dir entgegen: Halleluja!“

Der gute Tod hatte ſie nur geſtreift, ſie kehrte zum Leben zurück, ihr Sterben aber blieb unvergeßlich.

„Wie die ehrwürdige Mutter ſterben,“ war das geflügelte Wort des Kloſters.

Ihre Macht lag in ihrer Vollkommenheit, nicht in ihrer Güte.

Und ſie wußte das; ſie wußte auch, um ſie her gab es ein Geheimnis, das einzig wirklich bewahrte Geheimnis dieſer redeluſtigen Schar. Wenigſtens ſchien eine jede der Frauen mit Blindheit geſchlagen zu ſein, wenn in irgend einer Ecke des Korridors oder hinter einem Pfeiler des Kreuzgangs eine belaſtete Seele ſich Rats bei Frau Benedikta holte.

Vor den Augen der Äbtiſſin pflegten die Frauen ihre gütige Beraterin vorſichtig zu meiden, aus Angſt, ihre heimlichen Seitenwege möchten entdeckt werden. Die Äbtiſſin aber war viel zu ſtolz, um ahnen zu laſſen, daß ſie von der Sache wußte. Mochten ſie mit ihren kleinen Beſchwerden zu Frau Benedikta gehen. Petronillas offen zur Schau getragene Vorliebe für Frau Benedikta war ihr viel empfindlicher.

Die korpulente Frau ließ auch in den Rekreationsſtunden ihren Roſenkranz nicht aus den Fingern.

Es war Sonntagabend; das ganze Konvent befand ſich im großen Saale.

„Hm,“ ſprach Frau Petronilla mitten in ihre Aves hinein, „ſehe einer unſrer Poſtulantin Augen, ich wette, ſie hält uns ſamt und ſonders für Heilige. Am End' auch mich! Der gute Glauben unter dem weißen Häubchen! Unſre liebe Frau Benedikta hat es ſogar in ihrer Noviziatszeit fertig gebracht, die Bosheiten einer Schweſter Pauline für Liebenswürdigkeiten zu nehmen.“

„Was mag aus ihr geworden ſein,“ meinte Frau Benedikta, „wir haben lange nichts von ihr gehört.“

„Um Gotteswillen,“ ereiferte ſich Frau Eulalia, „man muß den Teufel nicht an die Wand malen; zweimal iſt ſie ſchon zurückgekommen, ſie könnte auch ein drittesmal kommen. Eine Diebin nannte mich dieſe

Perſon, ich ſtehle die Form eines Gedichtes und fülle ſie mit albernen Worten —“

Frau Scholaſtika, die auf- und abging und dieſe Worte hörte, ſtieß ihr trockenes Lachen aus:

„Eine begabte Perſon, dieſe Pauline, guter Kopf, ſchade daß ſie einen ſo unverträglichen Charakter hat.“

„Habe ich nicht immer geſagt, gebt ſie mir aufs Land,“ meinte Frau Petronilla, „auch für Frau Notburga wäre es gut geweſen; nur immer heraus mit den Unverträglichen und Überkräftigen, die Arbeit im Freien thut Wunder —“

Sie hatte, während ſie ſprach, den Arm erhoben und den nächſten Fenſterflügel aufgeriſſen; nach einiger Zeit kam Frau Scholaſtika des Wegs und ſtieß ihn mit einem Ruck ihres Ellenbogens wieder zu.

So trieben's die beiden Frauen ſchon über zwanzig Jahre, denn die eine hatte ſtets heiß und die andre fror, und Frau Benedikta hatte jedesmal von neuem ihren Spaß daran.

Sie bemerkte, daß ſich auch Maria an dem Gebaren der beiden ungleichen Frauen ergötzte. Wie ein neugieriges Kind ſah ſie aus ihrem weißen Häubchen heraus, ſelig, als ſich endlich Frau Cäcilia, nachdem ſie ſich lange hatte bitten laſſen, dem Harmonium näherte. Bei wem ſonſt ſchlug der ſchwere weiße Wollenrock ſo tiefe, ſchöne Falten! Und mit welcher Grazie ſie den langen Ärmel zurückſchlug, bevor ſie ihre ſchmalen Hände über die Taſten gleiten ließ. Daß Frau Cäcilia, bei all ihrer Verachtung des Irdiſchen, dennoch in ihrem tiefſten Innern wußte, daß ſie ſchön war, und ihr ganzes Gehaben dem Dienſte dieſer Schönheit anpaßte, durchſchauten Marias Augen nicht. Sie lauſchte dem Geſang der ſchönen Frau, und ihr Anblick erfüllte ſie mit Wonne.

Die alte Propſtin aber flüſterte der betenden Frau Petronilla ins Ohr:

„Was ſingt ſie jetzt wieder? Nie ſingt ſie ein Lied, das ich kenne.“

„Sie weiß warum,“ lachte Frau Petronilla auf, „Sie brummen ſonſt den Baß dazu.“

„Und wenn auch,“ meinte Frau Eulalia, die ſich über die Erfolge der Geſangslehrerin nie zu beruhigen vermochte, „muß man ſeinem lieben Nächſten nicht auch eine Freude gönnen? Aber Frau Cäcilia hört überhaupt nie zu, wenn von etwas anderem die Rede iſt, als von ihrem Geſang. Ich danke Gott, daß ich nicht ſo egoiſtiſch bin.“

„Hm,“ machte Frau Petronilla, „ſeien Sie 'mal gütigſt ſo ein Bild voll Gnaden und ſingen Sie einen in den ſiebenten Himmel 'nein —“

„Wollen Sie damit ſagen, daß der Egoismus erlaubt iſt?“ fragte Frau Eulalia.

„Ich will weiter gar nichts ſagen, als daß am Apfelbaum Äpfel wachſen und am Pflaumenbaum Pflaumen,“ entgegnete Frau Petronilla.

„Das verſteh nun einer,“ meinte Frau Eulalia, und da Frau Cäcilia eben mit ihrem Lied zu Ende war, eilte ſie flugs in die Mitte des Rekreationsſaales, um das jüngſte Kind ihrer Muſe vorzutragen.

„Es gibt eine Wonne auf dieſer Welt,
Von vielen erſehnt, ach — vergebens!
Eine Wonne, ein Glück, ſo hochgeſtellt,
Der ſchönſte Schmuck dieſes Lebens.
Den Namen des Glücks, brauch' ich ihn zu nennen;
Der Stand der Gnade — wer ſollt' ihn nicht kennen?
Wenn unſere Seele, von Sünden gereinigt,
Sich ganz mit ihrem Heiland vereinigt,
Kein Engel im Himmel dann reiner iſt
Als eine Seel', die in der Gnade iſt.

Und klopfet ſie alſo ans Himmelsthor,
Es öffnet das Thor ſich zur Stelle,
Der göttliche Heiland, er tritt hervor,
Um ihn eine himmliſche Helle.
O Seele, ſpricht er, du lieblich Erwählte,
Du Braut meines Herzens, auf die ich zählte,
Ich ſchließ' dir die Reiche des Himmels auf,
Durchmiß ſie frohlockend im Siegeslauf,
Und ſammle die Schätze in meinen Hallen,
Die niemals in Moder und Aſche zerfallen —“

In dieſem Tone ging es über eine halbe Stunde lang; bei jeder Strophe hofften die Zuhörerinnen, daß das Gedicht zu Ende ſei, aber vergebens.

„Frei nach Schiller,“ knurrte die immer raſcher ausſchreitende Frau Scholaſtika, während etliche Arme an Geiſt von Zeit zu Zeit Töne der Bewunderung von ſich gaben. In einer Ecke des ſchwachbeleuchteten Saales aber bemühten ſich die jüngeren Nonnen, und Maria mit ihnen, umſonſt, ernſthaft zu bleiben.

Indes die „Hms“ der Mißbilligung aus dem Munde der Frau Scholaſtika mehrten ſich in ſolch bedrohlicher Weiſe, daß die Äbtiſſin, die eine Scene befürchtete, dem Redeſtrom der Dichterin ſchleunigſt Einhalt gebot, indem ſie die verſtimmte Novizenmeiſterin an ihre Seite rief.

Sofort floß Frau Scholaſtikas Beredſamkeit von den Anliegen über, die ihre Seele bedrängten. Sie verlangte, daß im Noviziat die deutſchen Klaſſiker geleſen werden müßten. Sie ſprach von dem letzten Examen der Novizinnen, denen von den ſtaatlichen Examinatoren die Aufgabe geſtellt worden war, einen Aufſatz über Goethes Iphigenie zu machen im Vergleich zu der des Euripides. Und keine der Novizinnen war dazu imſtande geweſen. Dies, ſagte Frau Scholaſtika, ſei ihr in einer Weiſe empfindlich, daß ſie in letzter Zeit ihre Nachtruhe eingebüßt habe. Es müſſe etwas geſchehen.

„Es iſt ein großes Unglück für uns,“ meinte die Äbtiſſin, „daß die Examinatoren nicht mehr aus einem Konſortium katholiſcher Männer beſtehen. Es führt dies zu Zugeſtändniſſen, die ſich mit dem Geiſt des Kloſters kaum vereinigen laſſen. Ich habe Ihnen erlaubt, Goethes Gedichte in Ihren Litteraturſtunden einzuführen, aber nun auch noch die Dramen —“

„Ehrwürdige Mutter,“ fiel ihr Frau Scholaſtika ins Wort, „die Welt iſt nun einmal ſo thöricht, dieſen heidniſch geſinnten Goethe, der jetzt gewiß zu tiefſt im Fegfeuer ſeine Sünden abbüßt, auf ein Piedeſtal zu ſtellen. Es bleibt uns nichts andres übrig, wir können dieſen Goethe nicht mehr wie bisher in der Litteratur umgehen. Aber Sie können mir das Vortragen ſeiner Dramen ruhig überlaſſen; hier wie bei den Gedichten werde ich die nötigen Korrekturen anbringen, damit die Seelenreinheit unſerer Novizinnen nicht von dem Gifte ſeiner Anſchauungsweiſe getrübt werde.“

Die Aebtiſſin ſeufzte: „Ich ſehe dieſe Einmiſchung des Staates in unſre klöſterlichen Angelegenheiten als eine Prüfung an; Gott will uns durch ſolche Heimſuchungen nur um ſo feſter zuſammenſchmieden. Wem von uns fiele es ein, die heiligen Gelübde weniger ernſt zu nehmen, weil der Staat ſie nicht als bleibende anerkennt? Was geht es uns an, daß in ſeinen Augen eine Gelübdeablegung nur für zwei Jahre gilt? Uns gilt ſie fürs Leben. Aber hüten müſſen wir uns vor dem Gifte verderblicher Schriften.“

Frau Scholaſtika nahm wieder das Wort.

Eine in ſich gefeſtete, durch und durch von ihrem Gott erfüllte Seele ſei gegen jegliche Anfechtung gefeit, erklärte ſie. Sie habe nur ein Lächeln für die aufrühreriſchen Ideen ſolch gottverlaſſener Menſchen. —

Sie war im Zuge und ſprach weiter und weiter. Da und dort bildeten ſich erſt leiſe, dann immer lauter werdende Nebenunterhaltungen.

„Ich beneide ſie um nichts,“ meinte Frau Petronilla, „als daß ſie ſtundenlang reden kann, ohne ſich zu erhitzen.“

„Es müßte jemand den Mut haben, ihr zu ſagen, daß ihre Reden durchaus nicht geſcheiter ſind als meine Gedichte,“ flüſterte Frau Eulalia Frau Benedikta zu.

„Es iſt eben nicht für alle das gleiche geſcheit,“ gab ihr dieſe zur Antwort.

„Sie hat eine Naſe wie ein Habicht,“ erklärte Frau Eulalia, „wenn ich zu wählen hätte, wäre mir die der Frau Petronilla noch lieber.“

„Ich würde keine wählen,“ lachte dieſe auf, „da ich nun aber einmal meine habe, ſo danke ich alle Tage Gott, daß er mir den Weg ins Kloſter gewieſen, wo man mit allem Behagen häßlich ſein kann.“

„Glauben Sie mir,“ flüſterte ihr Frau Eulalia mit großer Wichtigkeit zu, „Frau Cäcilia bildet ſich gewiß ein, ihr Geſicht gefalle unſerm himmliſchen Bräutigam beſſer als das Ihre.“

„Heilige Muttergottes von Einſiedeln,“ platzte Frau Petronilla heraus, „das nähme ich ihm keinen Augenblick übel!“

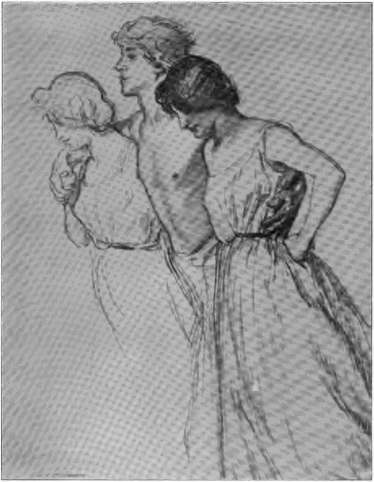
Frau Cäcilia hatte eben zu präludieren angefangen und Frau Eulalia, die fürchtete, die Rivalin möchte ein Lied anſtimmen, fuhr flugs mit der Hand in die Taſche.

Allein Frau Scholaſtika, die dieſe von ihr ſehr gefürchtete Bewegung erſpäht hatte, rief laut: „Ich möchte es wirklich ein einzigesmal erleben, daß Frau Eulalia eine Aufforderung abwartete, ehe ſie mit dem Vortrag ihrer Gedichte beginnt.“ —

„Ich — o ich,“ kreiſchte die tiefbeleidigte Eulalia. —

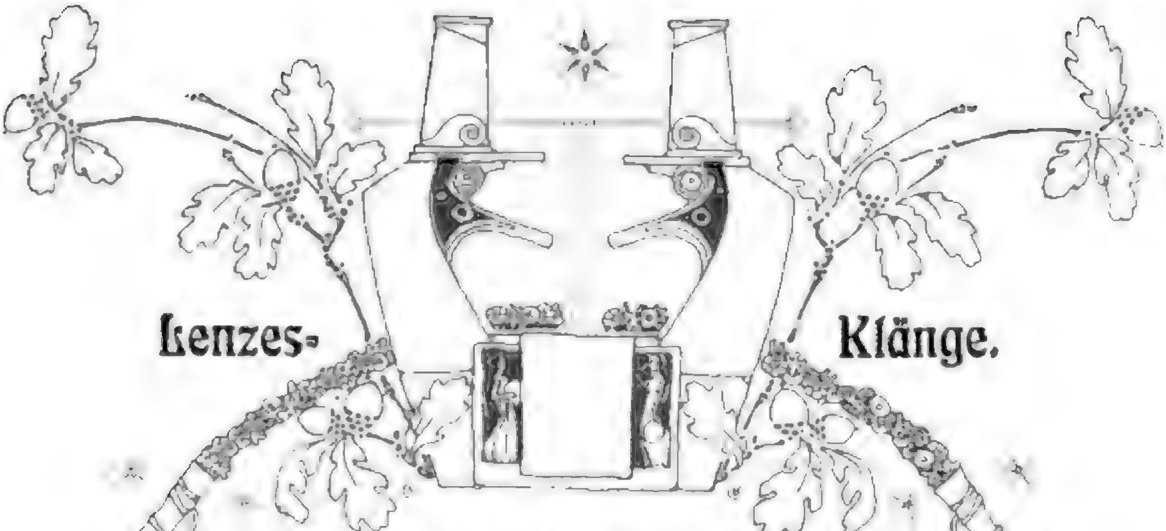
Da ertönte der dumpfe Schlag einer Glocke; keine der Frauen ſprach den angefangenen Satz mehr aus. Die Äbtiſſin erhob ſich und ſchritt der Thüre zu; die Nonnen folgten; Maria war die letzte.

Sie ſtrahlte; was ſie gehört und geſehen, hatte ſie ebenſo erbaut als ergötzt; eine wundervolle Abwechſelung nach den eintönigen Wochentagen im Noviziat. (Schluß folgt.)



Studie zu einem Gemälde „Frühlingssturm“ von Ludwig von Hofmann.

Digitized by Google



Lenzes-Klänge.

Toskanischer Frühling.

Nun kommt die Zeit der grossen Anemonen,
Mit denen alle Raine sich bekränzen;
In warmen Gärten reifen die Limonen.
Die Mauern dampfen und die Hügel glänzen.

Schon such' ich wieder die Cypressenschatten
Und dehne träg im Grase meine Glieder
Und labe mich am lauen Duft der Matten
Und summe meine deutschen Frühlingslieder.

Ermüdet streift mein Blick die weissen Villen,
Die heissen Strassen und die gelben Felder;
Mein Herz ist nicht dabei – es denkt im Stillen
An Lindenduft und deutsche Buchenwälder.

Hermann Hesse.

* * *

Die Glücklichen.

„Mädchen, lieb Mädchen, was suchst du im Klee?“
„„Möcht' gern ein Vierblatt pflücken.““
„Mädchen, wenn ich dir zur Seite steh',
Könnt' es wohl eher glücken.“

Nahm der Bursche des Mädchens Hand,
Blickten sie auf und nieder,
Und als er endlich das Kräutlein fand,
Steckt sie es jubelnd ans Mieder.

„Willst du allein das Kraut für dich?
Glaube nicht, dass ich das leide;
Es bringt ja Glück, und sicherlich
Glück genug für uns beide.“ —

Albert Roderich.

* * *

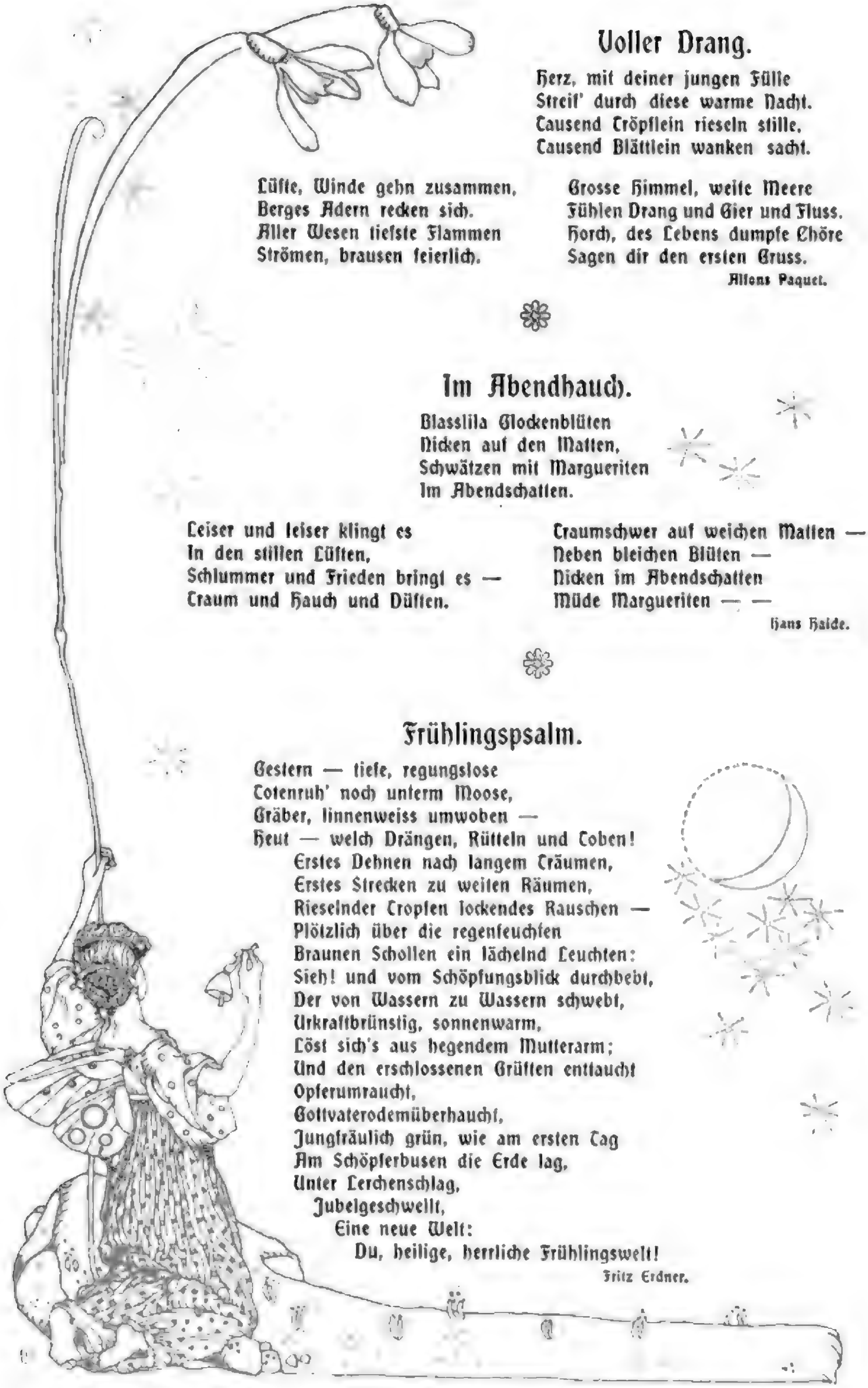
Nun komm'.

Ich hab' ein Schloss in Niemandsland
Vom Lenz zu Lehn empfangen,
Der trug ein grünes Samtgewand
Geziert mit Silberspangen.

Das Schloss ist wundersam gebaut,
Auf Säulen, moosbewoben,
Der Boden grün, golddübertaut,
Und blau die Kuppel droben.

Die blitzt wie mit Demant bestreut
Und hängt voll feiner Geigen.
Nun komm', wir halten Einzug heut,
Das Schloss spielt selbst zum Reigen.

Ernst Muellenbach.



Voller Drang.

Herz, mit deiner jungen Fülle
Streif' durch diese warme Nacht.
Tausend Tröpflein rieseln stille,
Tausend Blättlein wanken sacht.

Lüfte, Winde gehn zusammen,
Berges Adern recken sich.
Aller Wesen tiefste Flammen
Strömen, brausen feierlich.

Grosse Himmel, weite Meere
Fühlen Drang und Gier und Fluss.
Horch, des Lebens dumpfe Chöre
Sagen dir den ersten Gruss.

Alfons Paquet.

❀

Im Abendhauch.

Blasslila Glockenblüten
Nicken auf den Matten,
Schwätzen mit Margueriten
Im Abendschatten.

Leiser und leiser klingt es
In den stillen Lüften,
Schlummer und Frieden bringt es —
Traum und Hauch und Düften.

Traumschwer auf weichen Matten —
Neben bleichen Blüten —
Nicken im Abendschatten
Müde Margueriten — —

Hans Halde.

❀

Frühlingspsalm.

Gestern — tiefe, regungslose
Totenruh' noch unterm Moose,
Gräber, linnenweiss umwoben —
Heut — welch Drängen, Rütteln und Toben!
Erstes Dehnen nach langem Träumen,
Erstes Strecken zu weiten Räumen,
Rieselnder Tropfen lockendes Rauschen —
Plötzlich über die regenfeuchten
Braunen Schollen ein lächelnd Leuchten:
Sieh! und vom Schöpfungsblick durchbebt,
Der von Wassern zu Wassern schwebt,
Urkraftbrünstig, sonnenwarm,
Löst sich's aus hegendem Mutterarm;
Und den erschlossenen Grüften enttaucht
Opferumraucht,
Gottvaterodemüberhaucht,
Jungfräulich grün, wie am ersten Tag
Am Schöpferbusen die Erde lag,
Unter Lerchenschlag,
Jubelgeschwellt,
Eine neue Welt:
Du, heilige, herrliche Frühlingswelt!

Fritz Erdner.

Serenade.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!
Kein Blatt an dem Eppich mehr nickt;
Siehe das Sternengefunkel,
Wie es das schweigende Dunkel
Silbern zuhäupten uns stickt.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!
Ich flüstre dir Träume ins Ohr.
Über die schwarzen Rabatten
Heben gleich strebenden Schatten
Sich die Cypressen empor.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!
Der Wildvogel birgt sich im Ried;
Siehe die Sichel nun steigen,
Nachtigall tief in den Zweigen
Singt schon ihr schmelzendes Lied.

Schmiege dich, wiege dich, Süsse!
Der Mondstrahl wandelt schon sacht.
Weltfern vom Menschengetriebe
Küsst uns die träumende Liebe,
Küsst uns die schweigende Nacht.

Johannes Wilda.

* * *

Neue Jugend.

Frühling, ich spüre dich!
Dein Atem hat mich gestreifet.
Komm nun und führe mich
Zur Sonne, die alles reifet!
Was ich im Herzen getragen,
All meine Sehnsucht und Träume,
Blühen soll es und Blüten tragen
Wie Kirschenbäume!

Mag sie ein Raureif zerstören
Oder die Sonne bescheinen —
Einmal will ich die Nachtigall hören
Ohne zu weinen.
Ach, es schwillt in den Tiefen
Und drängt in die Frische der Winde! —
Frühling, wie lange deine Blüten auch schliefen
In mir, deinem Kinde! —

War ja so lange bedecket
Alles von Schnee und von Schmerzen.
Aber nun hebt es sich duftig und recket
Sich bunt aus dem Herzen.
Wieder bin ich ein Knabe,
Die Augen voll lachender Bläue. —
Was ich an Jubel versäumet habe
Ersteht nun aufs neue.

Junge Birke dort droben,
Ich komme und fass' dich!
Junge Birke, ich schüttel' dich
Und lache und lass dich.
Junge Birke, du stehst so schlank
Wie ein wartendes Mädchen im Grünen.
Junge Birke, es dauert nicht lang,
Dann grüsst dich auch eine von ihnen!

Hier von dem Fenster, wo ich auch steh'! —
O seliges Hoffen,
Dass uns nach Thränen und Winterweh
Der Frühling nun offen!
Liebste, ich liebe dich auch!
Wir wollen die Gärten durchgehen
Und auf das Blühen der Blüten am Strauch
Und die bauenden Schwalben sehen! . . .

Georg Busse-Palma.

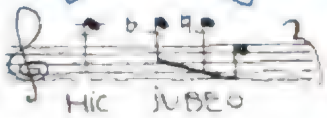
Die wilden Gärten.

Ich habe die wilden Gärten so gern,
Wenn am Abendhimmel ein erster Stern,
In den Fenstern ein erstes Lichtchen erglimmt
Der Mondkahn über die Dächer schwimmt,
Und der Chor der Grillen schwillt im Gras,
Und die Rosen duften sprühregennass,
Und im blüh'nden Jasmin, da alles verklingt,
Eine Nachtigall singt.

Ich habe die wilden Gärten so gern,
Das Leben tanzte vorüber fern,
Nur unter die wuchernden Sträucher verfing
Sich wie ein ermüdeter Schmetterling
Aus seiner Geige ein dunkler Ton,
Fort über Unkraut, Wildwein und Mohn,
An erstorbenen Wegen, an Zäunen bang
Wie an Gräbern entlang.

Einst fand man — es war in früher Zeit —
Einen Burschen tot im Bettlerkleid.
Die zerschossene Brust war herb und braun.
In unserm Garten lag er am Zaun,
In der Blätterwirrnis, in Malven und Mohn.
Des Abends Sichel leuchtete schon.
Und eine Nachtigall sang im Jasmin
Ihr Lied für ihn.

Julius Havemann.



Frühling im Spreewald.

Von Eduard Heyck.

I.

Längs den Ufern in die Wette
Rufen Kuckuck und Pirol,
Und ich lass den Nachen gleiten
Auf ein lächelnd G'ratewohl.

Möcht wie alte Wendenkneesen
Hier regieren irgendwo —
Polizist Pirol, der gelbe,
Schreit wie toll: hic jubeo!

II

Zwischen grünend zarten Büschen
Schimmern Kirsch- und Apfelblüten,
Um den Ringwall in den Espen
Flüstern sanfte Wendenmythen.

An der Pforte lehnt der Kätner
Arbeitsmüd und ohne Schuhe,
Schmaucht aus seiner kurzen Pfeife
In die Samstagabendruhe.

Ruhe bettest in die Tiefen
Auch der Seele du, der müden,
Stille Welt, mit deinen Wassern,
Ringsum gürtend deinen Frieden.

Spät noch sitz' ich in der Laube
Unter düfteschwerem Flieder,
Im Pokale schwimmen Blüten,
Auf den Lippen summen Lieder.

Aber durch die ganze Mainacht
Hat die Nachtigall gesungen,
Und da sind die alten Wunden
Meiner Sehnsucht aufgesprungen.

Eine Papſtmeſſe.

Erinnerung eines Proteſtanten.

Von

Otto von der Pfordten.

(Abdruck verboten.)

Wenn man in Rom iſt, hofft man den Papſt zu ſehen. Aber das iſt nicht leicht. Die ſchöne Königin Margherita — damals noch im vollen Glanze des Glücks — hatten wir mehrmals auf dem Monte Pincio fahren ſehen, ganz nahe, als wir, meine Frau und ich, vor einigen Jahren in Rom waren. Der Papſt aber war unwohl, ſo hieß es, und gar keine Ausſicht auf eine Möglichkeit ihn zu ſehen. Kein Empfang, kein Pilgerzug, keine Zeremonie in der Sixtina. Immerhin, im Beſitz einer gewichtigen Empfehlung, lohnt es einen Verſuch in Geſtalt eines Beſuches beim maestro di camera di Sua Santità im Vatikan. Der blieb ſehr kühl und machte wenig Hoffnung. Die Fresken Michelangelos und die Stanzen Raffaels tröſteten uns.

Da, einige Tage ſpäter, — wir ſaßen müde von dem Ausflug nach S. Paolo fuori und S. Sabina abends im Hotel — brachte ein eleganter Diener einen gelben Zettel: die Einladung zur päpſtlichen Meſſe anderen Tages früh 7½ Uhr, nicht gerade die Zeit, in der der Fremde in Rom auszugehen pflegt. Große Überraſchung, fürſtliches Trinkgeld und die traditionelle Schwierigkeit: der vorgeſchriebene Schleier der Dame, genauer geſagt ein großes ſchwarzes Kopftuch aus Spitzen. Keine jüngere deutſche Frau nimmt es auf die italieniſche Reiſe mit — aber ohne dieſes kein Eintritt. So erklärten erfahrene Bekannte. Es wurde beſchafft und ſtand meiner Frau ſehr merkwürdig zu Geſicht, trotz verſchiedener Dekorationsverſuche; dann wurde Wecken und Wagen beſtellt. Denn zu Fuß kann man nicht gut in einem Palaſt Einzug halten.

Und es iſt doch ein Moment, wenn man um die Peterskirche herum gegen das ſo ſtreng verſchloſſene Thor des eigentlichen Vatikans raſſelt, dann dieſes aufſpringt und die hiſtoriſche Schweizergarde die vermeintliche Eccellenza ſalutiert! Es iſt immer ein Spaß, etwas ſonſt Verbotenes betreten zu dürfen. Das muß man im Landauer genießen, und ſei es auch früh nach 7 Uhr, wo die Sonne Ende März nicht geruhte, das leichte Fröſteln des im dünnen Frack ſteckenden Rompilgers zu bekämpfen. Weiter fährt der höchſt ſelbſtbewußte Kutſcher in ſcharfem Tempo durch Höfe und Thorbogen — auch er rollt nicht alle Tage in den Vatikan — zum Cortile di S. Damaſo.

Und dann ein Eintritt wie in ein Fürſtenſchloß. Eine ſchöne Treppe hinauf durch zahlloſe Vorzimmer, Audienzzimmer und Säle. Die Einladungskarte höfiſch-vornehm flüchtig beſehen, dafür Anzug und Haltung des Fremden mit ſcharfen Augen gemuſtert, eine Unzahl Dienerſchaft in roter Seide leicht grüßend, wieder ſalutierende Schweizergarde und poſtenſtehendes päpſtliches Militär. Wir wandelten langſam in recht weltlicher Stimmung; das war deutlich auf den Fremden berechnet. Dieſer Pomp, die ſchimmernden Säle, das glatte Parkett — wahrlich, eines Fürſten Haus. Keines Dieners der Kirche. Man ſollte empfinden, was eigentlich auch draußen dem Papſte gebühre, was frevelhafterweiſe nur hier innen zur Schau geſtellt werden konnte. Den Glanz der Herrſchaft; der Herrſchaft über das Rom, das ihm entriſſen war. Man ſollte das bedauern, Reſpekt bekommen.

Und mein Herz verhärtete ſich. Wir waren ja doch nur aus Neugierde gekommen, und ich hatte ſchon deutſche Fürſtenſchlöſſer betreten. Damit mochten ſie Amerikanern imponieren. Endlich gelangte man in die päpſtliche Hauskapelle. Päpſtliche Kämmerer, Hofherren in Uniform mit Orden weiſen lautlos und würdevoll die Plätze an — auf gepolſterten Bänken; dann hatte man Zeit zu warten und ſich vorzubereiten. Allmählich ſammeln ſich an 100 Perſonen; feierliche Stille herrſcht unter den Geladenen. Sie fühlen alle, daß ihnen Ungewöhnliches zuteil wird. Ich poſtierte mich ganz an das Ende der Reihen, um das Knieen womöglich zu vermeiden. Dann ſah ich mich in Muße um.

Alles ganz einfach, ein kleiner Raum mit unbedeutenden Fresken. Auch der Altar ohne Prunk, darüber eine Art Baldachin; das Kruzifix verhüllt. Es war der Tag Mariä Verkündigung kurz vor der Charwoche. Das Ganze des Anblicks konnte keine Stimmung erzeugen. Nichts von dem Glanze der Peterskirche, nichts vom kunſtgeweihten Zauber der Sixtina, in die durch Michelangelos Geſtalten das Überirdiſche hereinleuchtet. Eine Kultusſtätte wie viele andere mehr. Auch die Herren Kämmerer waren zurückgetreten. Nun nur noch eine kleine Verſammlung, die ſich räuſpert, an den Kleidern ſchiebt, ſich zurechtrückt und auf etwas wartet. Meine Gedanken fingen an, in die anderen Teile des Vatikans zu wandern, wo die Geiſter der Antike und der Renaiſſance die Sinne in Feſſeln ſchlagen . . .

Da, punkt acht Uhr, öffnet ſich eine kleine Thür neben dem Altar und Leo XIII. erſcheint, auf zwei jüngere Geiſtliche geſtützt. Unwohl, wie er ſich wirklich fühlt, ſieht der Greis aus wie ein Toter, geht tiefgebückt und wird langſam zu einem Betpult geführt. Er trägt ein ganz einfaches gelblich-weißes Patriarchengewand, um den Hals eine Kette mit großem Kreuz in Brillanten, matt auf dem weißen Stoffe ſchimmernd; auf dem müden Haupt ein kleines Käppchen, das ihm nur während des Hauptmomentes der Meſſe abgenommen wird. Im Vorüberſchreiten hebt er ein wenig den Kopf und ein mildes, gütiges Lächeln des geiſtreichen Mundes grüßt die Verſammlung. Alles war ſofort auf beide Kniee geſunken; jetzt auf einmal fand ich mich unvermerkt auch auf dem rechten knieend, ich wußte nicht wie. Niemand konnte mich zwingen, da mir alle den Rücken wandten. Aber vor dem Mann dort that es nicht weh. Wohl jedem, der ſich im Leben vor keinem Unwürdigeren bücken muß. Dieſem Bilde eines Vaters und Apoſtels gegenüber war es eigentlich die naturgemäße Stellung.

Eine der Papſtfiguren von den Grabmälern in Sankt Peter iſt lebendig geworden und kniet dort auf dem Betpult. Die lebende iſt die ſchönſte von allen. In Andacht hingegoſſen, das Haupt auf die gefalteten Hände vornüber gelegt, in der oft geſchauten Stellung des demutsvollen Gebetes, die Linien des Gewandes von wunderbarer Schönheit. Man ſah nichts anderes mehr; das kleine Gefolge einfach gekleideter Geiſtlicher lenkte nicht ab. Der Papſt und nichts als der Papſt. Und er liegt auf ſeinem Angeſicht und betet.

Durch das atemloſe Schweigen der Verſammlung dringt ein Laut. Ganz leiſe, kaum verſtändlich. Klägliche Töne eines ſtammelnden Greiſes, wie das Greinen eines fernen Kindes, dann wie das Schluchzen eines vor unſeren Augen Sterbenden. Langſam kräftiger werdend und verſtändlicher, wie ſich an den Worten des Gebetes ſtärkend. Immer unſagbar rührend und demutsvoll, aber ſich belebend zu innigem Ausdruck, die lateiniſchen Laute ſchwebend über der lautloſen Andacht der ergriffenen Schar, empor zu etwas Unſichtbarem. Endlich deutlich vernehmbar, mit dem tiefſten Ausdruck eines zerknirſchten, reuigen Herzens: mea culpa, mea maxima culpa! (Durch meine Schuld biſt du geſtorben, durch meine allergrößte Schuld.)

Das traf wie eine perſönliche Offenbarung. Das kam aus dem Innerſten, oder alles hienieden iſt Lüge. Das war ein Menſch, der ſich vor Gott, dem Unbegreiflichen, beugt und betet, weil er das Göttliche in ſich alle Tage kreuzigt und verleugnet. Ja, ja: Nostra culpa, nostra maxima culpa! rief es in mir, und ich beugte den Kopf ſo tief herab, daß ich nichts mehr ſehen konnte. Dann fühlte ich etwas ſich regen in den Augenwinkeln, das ich recht lange nicht mehr geſpürt hatte. Ich ſchielte hinüber zu meiner Frau, die neben mir kniete, ob ich mich vor ihr ſchämen müßte. Es war wenig zu ſehen vor dem ſchwarzen Spitzentuch. Aber ich ſah doch genügend. Alſo zwei Proteſtanten, die weinten. Darauf waren wir wahrlich nicht vorbereitet geweſen, als wir durch die Audienzſäle gegangen waren. Daß uns der alte Mann mit einem einzigen Gebet ſchmelzen ſollte. Wie war das nur ſo raſch gekommen?

Das Gebet ging zu Ende, und die Meſſe begann. Alles ſtand wieder auf, um ſich nur bei den Hauptſtellen wieder niederzulaſſen. Wir waren wieder ernüchtert; ich ſchüttelte den Druck von mir. Eine Unruhe ging durch die Verſammlung. Man faßte nun Poſto in der anderen Stellung. Die Geiſtlichen begannen zu zelebrieren, zu räuchern, zu weihen. Später kam dann die Wandlung, der dramatiſche Höhepunkt, die Inkarnation des Unſichtbaren. Aber es war wohl ſchon vorher erſchienen; Gott hatte jeden einzelnen mit dem Zeigefinger berührt, wie drüben in der Sixtina den Adam auf dem Bilde Buonarottis: werde beſeelt, ich bin bei dir. Das war geſchehen, während ein alter Patriarch für ſich und die Menſchheit das büßende Wort ſprach: ‚Herr, ich habe geſündigt vor dir und bin nicht wert, daß ich dein Angeſicht ſehe.‘ Dann mochte er ſich erheben und wir alle mit ihm. Stolz und aufrecht ſteht der Menſch auf der Erde, die er beherrſcht; aber vor dem Überſinnlichen beugen ſich nur die Thoren nicht und die Verblendeten.

Und die Meſſe nahm ihren Fortgang. Ich kenne ihren Text genau, von der missa solemnis von Beethoven her, die ich auswendig weiß und im Chor mitgeſungen habe. Und den Gang der Zeremonie von der Charwoche in München her, wo die muſikaliſchen Proteſtanten die katholiſchen Kirchen aufſuchen wegen der Werke von Paläſtrina, Allegri und Pergoleſe. Das war recht gut, denn die italieniſche Ausſprache des Lateiniſchen im Munde Leos verändert den Klang der Worte. Doch war mir's, als hätte ich die katholiſche Meſſe noch nie gehört, als verſtünde ich erſt jetzt den tiefen Sinn ihrer einzelnen Phaſen. So bewundernswert lebte ſie der Greis. Als erfände er die Worte im Moment, als ſpräche auch er ſie zum erſtenmal. Mit ſo vollendetem Ausdruck klang jeder Satz, beſeelte er jede Formel, vergeiſtigte er jede Bewegung.

Der Eindruck des Gebrochenen, Sterbenden ſchwand vollſtändig; je länger es dauerte, deſto friſcher tönte die Stimme, deſto gerader richtete ſich die Geſtalt auf, deſto kräftiger fühlte er ſich ſichtlich. Man begriff die wunderbare Lebenskraft dieſes Mannes, die ihn vor unſeren Augen ſich verjüngen ließ. Freilich mußte er geſtützt werden, wenn er vom Betſtuhl ſich aufraffen ſollte, mußte ſich mit Mühe am Altar halten — ein unendlich rührender Moment — um dort niederknieen zu können. Aber alle Bewegungen waren perſönlich, von innen heraus elektriſiert, durchaus nicht maſchinenartig, gewohnheitsmäßig. Wort und Geſte immer eins, immer bezeichnend; ſo bei den unſcheinbarſten Dingen. Wenn er alle die ihm vorgehaltenen Gegenſtände küſſen mußte: jedesmal der gleiche ergreifende Ausdruck, die gleiche Innigkeit der Bewegung. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen gerade an dieſer ſonſt ſo formellen Äußerlichkeit; empfindet man ſonſt bei dieſer Zeremonie: ‚ſoll denn noch etwas geküßt werden!?‘, ſo hier bei Leo eine ganz natürliche Regung inniger Zärtlichkeit für heilige Dinge. Und wenn ihn dann wieder die Diakonen ſtützten, ſo ſah man den alten Moſes, von Aaron und Hur gehalten, hinüberſchauen in das gelobte Land. Bild auf Bild, aber alle entſtehend, nicht erledigt; perſönlich empfunden, nicht zelebriert. Dieſer Papſt beging nicht die Meſſe, er handelte, er erlebte ſie.

Und noch ein ergreifender Moment: der Segen über die Verſammlung mit den ſchönen, innig aus vollem Herzen geſprochenen Worten: pax vobiscum, Friede ſei mit euch. Begleitet von einem unbeſchreiblich milden Lächeln der leuchtend gütigen blaugrauen Augen und hinreißendem Ausdruck der Hände. Man glaubte es ihm wirklich; es war, als ſpräche er in eine Welt hinaus, urbi et orbi, wie ſonſt von dem Balkon von St. Peter. Wenn es von ihm allein abhinge, von dem alten, herzensguten, wahrhaft frommen Menſchen dort, dann wäre wohl Friede auf der Welt. Er wünſcht ihn allen Menſchen. Was ihn verhindert, das hat jetzt und hier keine Stätte. Auch in ihm nicht. Er trägt nicht die Tiara auf dem Haupt und hält kein Szepter in der Hand. Sondern er breitet die Arme aus, lebhaft ausgeſpannt gegen alle Böſen und Friedensfeindlichen, als wollte er eine Menge damit erreichen, um ihnen zu ſagen: Friede! Dann wendet er ſich wieder zum Altar, wo er ihn für ſich ſelbſt finden ſoll. Und noch ein ſehr rührender Moment, als Leo beim Ave Maria gar noch zu ſingen verſuchte, mit ganz lauter, zittriger Greiſenſtimme, um ſeiner Andacht den vollſten Ausdruck zu verleihen. Es hörte ſich nicht lieblich an, aber ich glaube, daß jedem das Lächeln geſchwunden wäre, das ſich ſonſt wohl einſtellen würde, wenn ein Greis ſingt. So innig, ſo natürlich hingebend that er auch das; wie jede Einzelheit in den langen dreiviertel Stunden, die er amtierte. Ihm waren ſie nicht lang; hatte man zuerſt lebhaftes Mitleid empfunden, wenn die Kniee des alten Mannes zuſammenknickten und er ſich mühſam aufraffte, um die paar nötigen Schritte zu gehen, zuletzt geleiteten die Diakonen einen Sieger in den Betſtuhl zurück. Über ſich und uns; über ſeine körperliche und unſere menſchliche Schwäche. Die Andacht hatte ihn neu gekräftigt; es war, als ſchöpfte er geiſtige Lebenskraft daraus.

Und dann war es noch lange nicht zu Ende. Eine zweite Meſſe wurde geleſen, von einem höheren Geiſtlichen, für ihn, für den Papſt. Während er wieder im Betſtuhl hingegoſſen lag und betete, in der plaſtiſch wunderſchönen Stellung. Der Kontraſt war groß und ernüchternd. Das war reine Zeremonie, ſo raſch wie möglich abſolviert, ſeelenlos, alltäglich. Allerdings hier wohl geboten aus Rückſicht auf den Greis, um ihm nicht gar zu viel zuzumuten. Man merkte die Ungeduld des Prieſters, zu Ende zu kommen; die Eile wurde zur Tugend. Aber das eben Gehörte erſchien als wunderſames, einziges Erlebnis, als eine Handlung empfundener Frömmigkeit, als echter Gottes-Dienſt. Im Gegenſatz zu einer ſtarren, zweckloſen Formalität. Und immer brachte das leiſe Beten des Papſtes, unterbrochen von ſtöhnenden Seufzern, weihevolle Stimmung zurück. Sein Profil in dem Betſtuhl feſſelte den Blick unaufhörlich. Schön iſt er nicht, Joachim Pecci, das ſieht jeder; auf die tief herabreichende ſcharf gebogene Naſe ſetzt er nun zum Mitleſen der Gebete eine goldene Brille; aber ſobald er aufblickt, gewinnt der Ausdruck einen Zauber, der unwillkürlich hinreißt.

Und noch ein dritter Teil ſteht dem alten Manne bevor. Auch die zweite Meſſe iſt zu Ende; raſch wird ein Armſtuhl hereingebracht und vor den Altar und den Baldachin geſtellt. Der Papſt ſetzt ſich darauf und jeder der Anweſenden hat das Recht, vorzutreten und mit ihm zu ſprechen. Dabei küßt man den Fiſcherring, den er dem ſich Verneigenden entgegenhält. Wir thaten es nicht und blieben im Hintergrund ſtehen, das ſtimmungsvolle Bild genießend. Was hätte ich ihm ſagen ſollen? Die unnötige Huldigung widerſtrebte meinem proteſtantiſchen Gefühl; ich hatte willig das Knie gebeugt vor der Würde des Greiſes und dem Symbol, das meine Mitmenſchen, die Katholiken, in ihm verkörpert ſehen, wie der Monarchiſt das Vaterland in ſeinem Könige. Aber ſich nun aufdrängen, nein. Zumal man wieder lebhaft Mitleid fühlte bei dem Gedanken, daß Leo nun noch Dutzenden Audienz geben ſollte, nachdem er ſich wohl ſchon beinahe überanſtrengt. Anderen mochte dieſer Moment den Höhepunkt ihres Lebens bedeuten; ſie ſollten hingehen; und die Neugier war mir vergangen. Ich habe den Fiſcherring nur von weitem blitzen geſehen.

Und dieſes letzte Bild, das wir in Muße genoſſen, war noch eines der allerſchönſten. Wieder kein Papſt, kein Herrſcher über die Gläubigen, kein ſtolzes Haupt der Chriſtenheit. Sondern ein ſeelenguter, freundlicher alter Apoſtel, mild und weiſe, der gern Troſt gibt und guten Rat und ſegnet, wenn er darf, gern, von Herzen ſegnet. Eine Mutter klagte ihm in lebhaftem, lauten Italieniſch ihr Leid, Leid um einen Sohn: Mater dolorosa. Er legt mit inniger Bewegung die Hand auf das Haar der Knieenden, redet ihr gut zu, lächelt ſie hinreißend an: von dem Lächeln allein iſt ihr wohler geworden. Dann ein alter Herr, dann ein Ehepaar, dann eine ſehr einfach gekleidete Dame mit tiefen Kummerfalten. Und der Papſt tröſtet und ſegnet und ſie erheben ſich beglückt, und man ſieht im Geiſt einen ganzen Zug, einen unendlichen, der leidenden, grambeladenen Menſchheit, die vorbeiziehen möchte bei einem Wunderthäter, der ihnen Mut und Hoffnung gibt, ihr Los zu tragen. Er würde kein Ende nehmen, dieſer Zug. Aber der da oben würde nicht müde werden, bis ihm die Arme kraftlos herabſänken und ſolange er könnte, würde der gütige Mund verſuchen, lindernde Worte zu ſpenden und die Augen tröſtende Blicke — — —

Ich faßte meine Frau mit einem Ruck unter den Arm, und wir gingen ganz plötzlich hinaus; zurück durch alle die Säle und die Scala nobile hinunter. Von den ſeidenen Lakaien und den Nobelgarden habe ich nichts mehr geſehen. Vom Wagen aus aber rief ich haſtig dem Kutſcher zu: „alla passegiata regina Margherita.“ Zum neuen ſchönen Park der Königin, dem Rivalen des Pincio, hoch über Rom am rechten Tiberufer; wo man dann von S. Pietro in Montorio das berühmte Panorama genießt. Nur die Natur konnte nach dem Erlebten das Gleichgewicht bringen; die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt traten für heute zurück. Wir haben nichts mehr „abſolviert“ an dieſem Tage, ſo eifrig wir ſonſt geweſen; das hatte uns die Meſſe des Papſtes verdorben. Denn die bleibt auch dem Proteſtanten unvergeßlich.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Meine Erlebniſſe bei der Eröffnung des Suezkanals.

Von

Ludwig Pietſch.

(Abdruck verboten.)

Aus der überreichen Fülle reizvoller und prächtiger, großartiger und erſchütternder Bilder geſchichtlicher Ereigniſſe, denen ich im langen, bewegten Daſein beigewohnt und vom bevorzugten Platz aus in nächſter Nähe zugeſchaut habe, und von zum Teil damit zuſammenhängenden ſeltſamen und abenteuerlichen perſönlichen Erlebniſſen, treten, wenn ich in die Vergangenheit zurückblicke, leuchtend und glänzend faſt vor allen diejenigen hervor, welche im November und Dezember des Jahres 1869 mir zu ſehen und zu erfahren vergönnt geweſen ſind.

Ein gewaltiges Werk, über deſſen weltgeſchichtliche ungeheure Bedeutung und deſſen Folgenreichtum ſich auch die ſtumpfſten und kurzſichtigſten Geiſter nicht mehr täuſchen konnten, war nach jahrelangen Arbeiten und koloſſalen Opfern an Geld und Menſchenleben im Sommer jenes Jahres endlich vollendet worden: die Durchſtechung der Landenge von Suez, die Herſtellung eines auch für größere Kriegsſchiffe paſſierbaren Kanals, welcher fortan das Mittelmeer mit dem Roten Meer verbinden ſollte. Die ſich jedem aufdrängende Einſicht, daß durch ihn allen nach Süd- und Oſtaſien, nach Indien und ſeinem Archipel, nach China und Japan beſtimmten Schiffen der ungeheure Umweg um das Kap der guten Hoffnung erſpart werde, war ſchon genügend, um allen Völkern der Erde die Wichtigkeit des nun, allen Prophezeiungen und allen Zweifeln zum Trotz vollendeten Unternehmens zum Bewußtſein zu bringen. Begünſtigt und mit allen Kräften unterſtützt durch den ägyptiſchen Khedive Ismail Paſcha war das, von England anfangs mit ſchlecht verhehltem Verdruß angeſehene und heimlich bekämpfte, durch franzöſiſches Genie kühn geplante Werk hauptſächlich auch durch franzöſiſches Kapital realiſiert worden. Das napoleoniſche Kaiſertum, wenn es auch unverkennbar bereits hippokratiſche Züge zeigte und ſeit Sadowa und dem Scheitern des mexikaniſchen Abenteuers ſeinen einſtigen Glorienſchein mehr und mehr verblaſſen ſah, behauptete im Reich des Khedive noch immer ſein altes „Preſtige“ und übte dort am Nil eine größere Macht als der Lehnsherr, der Sultan ſelbſt, aus. „Der große Franzoſe“, Herr von Leſſeps, war der Vater der Idee und des Planes, jene Verbindung der beiden getrennten Meere zu bewerkſtelligen, und ſeiner Initiative, ſeiner Klugheit, Energie und zähen Ausdauer dankte die Welt in erſter Linie die Durchführung. Dieſe galt mit Recht als ein neuer Sieg und Triumph Frankreichs. Aber es entſprach ebenſo dem Wunſch und den Neigungen des verſchwenderiſchen prachtliebenden Ismail Paſcha als dem des Herrn von Leſſeps und der kaiſerlichen Regierung, die Eröffnung des Kanals für die Schiffahrt aller Nationen durch glanzvolle Feſte größten Stils zu feiern, welche die Phantaſie des Menſchen berauſchen, aller Blicke auf das hier Vollbrachte und Geſchaffene lenken und ſo für den neuen Kanal die wirkſamſte Reklame machen ſollten.

Zu letzterem Zwecke war außerdem noch ein anderes, ſehr originelles Mittel in Szene geſetzt. Im Namen des Vizekönigs waren vom Miniſter Nubar Paſcha maſſenhafte Einladungen an die Souveräne und Staatsoberhäupter aller Kulturſtaaten und ebenſo an die auf den Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, der Politik, der Induſtrie und Technik und durch geſellſchaftliche Stellung hervorragendſten Männer aller Nationen und an deren namhafteſte Publiziſten und Journaliſten geſendet, der auf den 17. November anberaumten Eröffnung des Kanals und den bei dieſem Anlaß vorher und nachher in Ägypten ſtattfindenden Feſten als Gäſte „de son Altesse le Khédive“ beizuwohnen. Ja nicht das allein. Alle dieſe Herren wurden zugleich erſucht, ſich bereits im September nach Kairo zu begeben, um die älteren und neueren Herrlichkeiten des Nillandes noch vor der Inauguration des neueſten Wunderwerkes kennen zu lernen und zu dieſem Zweck während des Oktober und der erſten Novemberwoche eine Nilfahrt nach Oberägypten bis zu dem erſten Katarakt und der Inſel Philä zu machen. Vizekönigliche Dampfer würden hier zu allen an den Ufern und in der Wüſte aufragenden berühmten architektoniſch-plaſtiſchen Monumenten der altägyptiſchen, pharaoniſchen Kunſt und Geſchichte hintragen.

Wie verlockend klangen dieſe Nachrichten! Für jede reiſe- und ſchauluſtige wißbegierige Seele wurde es ſchwer, ſich von der Todſünde des Neides frei zu halten; des Neides auf jene Auserwählten und Glücklichen, an welche ſolche vizekönigliche Einladungen ergangen waren. Ich konnte mich ohne Überhebung zwar mit gleichem Recht wie Goethe rühmen: „Welche Wege ich auch bin geloffen — auf dem Neidpfad habt ihr mich niemals betroffen.“ Aber in jenen Tagen fehlte nur wenig daran, daß ich auf letzteren abgeirrt wäre.

Daß auch mir noch ein ähnliches Glück beſchieden ſein würde, hätte ich nie zu hoffen gewagt, wenn ich es mir auch in meinen Träumen mit leuchtenden Farben ausmalte.

Aber in gänzlich unerwarteter Weiſe ſollte dieſen Träumen noch in der letzten Stunde die ſchönſte und vollſtändigſte Verwirklichung werden.

Die Brüder Louis und Karl Stangen hatten damals erſt ſeit wenigen Jahren ihr Reiſebureau in Berlin errichtet und Geſellſchaftsreiſen nach europäiſchen Ländern und nach dem Orient organiſiert. Im Frühling jenes Jahres hatte ich eine ſolche Geſellſchaftsreiſe nach Athen und Konſtantinopel mitgemacht, der ich viele reine, hohe, unvergeßliche Freuden danke. Anläßlich der Eröffnung des Suezkanals veranſtalteten die Herren abermals eine Orientreiſe, deren Hauptziele Kairo und der Suezkanal bildeten. Die eine Hälfte der Geſellſchaft, die ſich daran beteiligte, ſollte von Louis Stangen über Aſchera, Konſtantinopel, Beirut und Jaffa (von wo ein Ausflug nach Jeruſalem und den heiligen Nachbarorten gemacht werden würde) nach Alexandrien und Kairo und von da zu den Eröffnungsfeierlichkeiten nach Ismailia in der Mitte der Kanallänge geführt werden. Die andere Hälfte durch Karl Stangen zunächſt über Trieſt nach Ägypten, um in Kairo mit jener anderen zuſammenzutreffen, gemeinſam mit ihr nach Ismailia und nach der Feier nun ihrerſeits über Port Said nach Jaffa, Jeruſalem, Konſtantinopel, Athen und Trieſt zurückzukehren. Eine an mich gerichtete Frage der Herren Stangen, ob ich mich ihnen nicht anſchließen wollte, mußte ich zu meinem Bedauern mit „Leider unmöglich“ beantworten, da die Herren Eigentümer der Voſſiſchen Zeitung nicht beabſichtigten, einen Vertreter zur Berichterſtattung über das große Ereignis dorthin zu ſenden.

Beide Stangenſchen Geſellſchaften waren bereits abgereiſt, die zweite Hälfte mußte ſchon in Wien oder Trieſt eingetroffen ſein. Wir ſchrieben bereits den 23. Oktober, und am 30. um 10 Uhr abends ſollte der letzte Dampfer von dort abgehen, den man benutzen mußte, wenn man noch rechtzeitig, um der Eröffnungsfeier beizuwohnen, nach Ägypten gelangen wollte.

Da, am Abend jenes 23., wurde mir von den Herren Eigentümern, meinen verehrten „Brotherren“ mitgeteilt, daß ſie anderen Sinnes in Bezug auf die Kanalfrage geworden ſeien und mich beauftragten, ſofort zum Zweck der Berichterſtattung nach Aegypten zu fahren. Sie hätten Vertrauen in mein gutes Glück. Ich würde dort ſchon die rechten Wege finden, um überall zugelaſſen zu werden und alle zu ſchildernden Vorgänge mit eigenen Augen zu ſehen.

Meine Freude war unbändig. Ohne mich eine Minute zu beſinnen, nahm ich den Auftrag an, traf die nötigſten Vorbereitungen für die große Reiſe, die damals noch als etwas ganz Außerordentliches, als ein kühnes, abenteuerliches Unternehmen galt, und telegraphierte an den Führer der Stangenſchen Geſellſchaft nach Trieſt die Nachricht, daß ich noch käme, und die Bitte, mir einen Platz auf dem Dampfer zu belegen und mich telegraphiſch wiſſen zu laſſen, ob es noch möglich wäre. Sie mochten noch nicht in Trieſt eingetroffen ſein. Vergebens wartete ich am 24. und 25. auf die erſehnte Antwort. Endlich in deſſen Abendſtunde traf ſie ein. Der letzte noch verfügbare Platz ſei noch für mich gerettet worden, freilich nur in der II. Klaſſe.

Aber Eile thäte not. In anderthalb Tagen hatte ich Paß und Reiſeausrüſtung beſorgt, alle Abſchiedsbeſuche gemacht, alle nötigen häuslichen Anordnungen getroffen.

Am Abend des 27. ſagte ich den Meinen Lebewohl und dampfte vom Anhaltiſchen Bahnhof ab.

Die Sächſiſche Schweiz lag ſchneebedeckt im Schein des ſpäten Mondes. Halb aufgelöſter Schnee machte die Straßen Wiens ſchwer paſſierbar.

Im Zuge, den ich am Morgen des 29. beſtieg, um von der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt nach Trieſt zu fahren, traf ich drei Herren von der Stangenſchen Geſellſchaft, die dort noch zurückgeblieben — ein origineller wunderlicher Kauz aus San Francisco, ein echter „Goldonkel“ darunter — und nun nicht unbeſorgt waren, ob ſie noch rechtzeitig Trieſt und den Dampfer erreichen würden. Dieſe Sorge wurde, wie von mir, auch von vielen britiſchen und öſterreichiſchen Mitreiſenden geteilt, die demſelben Ziel Alexandrien zuſtrebten. Und ſie zeigte ſich immer ernſtlicher begründet. Das ganze Semmeringgebirge lag in Schnee begraben, alle Bäche waren zu Eis erſtarrt. Je weiter wir nach Süden kamen, deſto winterlicher ſah die Welt aus, die ich zuletzt im Frühlingsglanz der ſchönſten Apriltage desſelben Jahres geſehen hatte. Hinter Laibach wurde das Tempo der Fahrt immer ſtockender und langſamer. Die Wagenlichter, welche im Vorbeifahren ihren unbeſtimmten Schein nach beiden Seiten der Schienenſtraße hinausſtrahlten, ließen hohe, feſte Schneemauern zur Linken und zur Rechten erkennen. Immer unheimlicher ließ ſich alles an. Um ſo mehr, da die Bora über die öde Felſenwüſte des Karſt heulend dahinblies. Auf der kleinen Station St. Peter erklärte der Zugführer, es ginge nicht weiter. Die Bahn ſei völlig verſchneit. Man hätte Nachricht, daß ein Wiener Zug zwiſchen St. Peter und Nabreſina ſchon ſeit 24 Stunden im Schnee begraben liege. Ja, was ſollte mit uns werden?! Am nächſten Abend würde der Dampfer abgehen. Wir mußten ihn erreichen! Aber alles Klagen und Fluchen half uns nicht weiter. Bei ſolcher Bora ſei an ein Schmelzen der Schneewälle nicht zu denken; und ſie wehe zuweilen acht Tage lang . . . In verzweifelter

Stimmung ſaß die ganze Geſellſchaft in den kleinen dumpfen Warteſälen beiſammen. Aber zum Glück fehlte es in dem Bahnhofsreſtaurant nicht an feurigem Böslauer und Ungarwein. Man verſuchte, und nicht vergebens, die Sorgen um die nächſte Zukunft in dieſem edeln Stoff zu ertränken und dann wohl eingehüllt in den glücklicherweiſe mitgenommenen Pelz auf den Waggonſitzen zu verſchlafen.

Der Morgen brachte keine Beſſerung. Die Bora heulte und trieb die Schneeflocken vor ſich her. Unſere Lage erſchien immer kritiſcher. Es war Mittag geworden, da ſetzte der Wind nach Süden um und der Schneefall hörte auf. Ein verſtändiger Herr machte den praktiſchen Vorſchlag, alle Reiſegenoſſen ſollten ſich zu einem letzten Verſuch, uns herauszuretten, vereinigen. Mit aller Zuſtimmung trat jener Herr an den Zugführer (oder war es der dort anweſende Bahndirektor?) heran — einen Herrn Braunſtein — und ſagte zu ihm: „Wenn es Ihnen gelingt, die Bahn ſo frei zu machen, daß wir bis zum Abend nach Nabreſina gelangen, von wo ab ſich ja wohl kein Hindernis mehr bieten kann, um nach Trieſt zu kommen, ſo erhalten Sie 200 Gulden.“ — „O, i' bitt' ſchön, meine Herren, dös bedarf's ja gar net. Dös iſt ja mei' Pflicht, zu thun, was i' irgend kann,“ war die Antwort. In den nächſten Minuten waren zwei ſtarke Schneepflüge vor die Lokomotive gelegt, und der wackere Beamte fuhr in den Schnee hinein, daß die weißen Wolken nur ſo ſtiebten. Und der Tauwind fuhr fort, von „Mittag her zu blaſen“. Langſam verfloß im bangen Harren die nächſte Stunde. Endlich um 2 Uhr ein Telegramm von Nabreſina: „Die Bahn iſt frei.“ Die ganze Geſellſchaft ſtieß ein Jubelgeſchrei aus. Im Nu hatte ſie ſich, nach einem letzten tiefen Abſchiedstrunk, wieder in dem Kourierzug inſtalliert und fort ging es gen Süden in fliegender Haſt. Die Dämmerung war ſchon hereingebrochen, als zur Linken kurz vor Nabreſina ſich der berühmte wunderbare Ausblick auf das da unten ausgebreitete, wie eine von tauſend Lichtern umflimmerte, dunkle Wand zum hohen Horizont anſteigende Mittelmeer aufthat. Und da ſtand vor dem Bahnhof der erſehnten Station auch Herr Braunſtein und nahm beſcheiden und verbindlich lächelnd unſere Dankesergüſſe und die geſammelten 200 Gulden entgegen, verſichernd: „Aber i' bitt' ſchön, dös war ja nur mei' Pflicht.“

Weich und lau wehte uns die Luft des Frühlingsabends im Bahnhof von Trieſt entgegen, wo eine ziemlich große Menſchenmenge den Zug neugierig erwartete, von deſſen Eingeſchneitſein das Gerücht bereits hierher gelangt war. An einen Aufenthalt in der Hafenſtadt war nicht mehr zu denken. Der Dampfer des Lloyd lag bereits geheizt an dem einen weit in den Hafen hinaustretenden Molo. Die Stangenſche Geſellſchaft war längſt an Bord. Die Hoffnung auf unſer Eintreffen und Mitkommen hatte man faſt ſchon aufgegeben. Um ſo größer war die Freude der Befreiung von dieſer Sorge. Bald wurden die Taue gelöſt, und unſer Dampfer ſchwamm ins dunkle Meer hinaus. Erſt am nächſten Morgen beim Frühſtück lernten wir unſere Reiſegefährten und ſie uns kennen. Die Geſellſchaft war reich an intereſſanten Männern. Nicht wenige Offiziere aus hoch ariſtokratiſchen Familien und einige nicht minder vornehme ausländiſche Mitreiſende waren darunter. Von den erſten nenne ich den Gardeulanen-Leutnant Grafen Hohenthal, den Dragoner v. Ganier-Turansla, den Grafen York v. Wartenburg, Herrn v. d. Recke, den Grafen Solms, den Hauptmann Baron v. Knobelsdorf. Von den Ausländern: den ſchönen Kurländer Baron v. Wolf, den öſterreichiſchen Baron v. Kübek, den Polen Baron Haizalin. Wenn in der Geſellſchaft auch die holde Weiblichkeit nicht ſtark vertreten war, ſo fehlte es an Bord doch keineswegs gänzlich an deren Repräſentantinnen. Beſonders eine galiziſche junge blonde bräunäugige Dame vom Ballet eines großen Cirkus ſah ſich bald zum Gegenſtand der allgemeinen Huldigung geworden. —

Von den Erlebniſſen während der wundervollen Seefahrt bei herrlichſtem Wetter, von der Ankunft in Alexandrien am 4. November, dem Aufenthalt, den Fahrten und Wanderungen durch dieſe fremde, uns ſo märchenhaft erſcheinende ſonnige farbenprächtige Welt, von der Eiſenbahnfahrt durch das weite ebene Nilland, das eine überraſchende Ähnlichkeit mit unſerer Oderbruchlandſchaft aufwies, zu erzählen, gebe ich auf. Dazu mußte mir hier das Doppelte und Dreifache des Raumes zur Verfügung ſtehen, über den ich auch im günſtigen Fall nur zu disponieren vermag. In einer nicht zu ſchildernden Glückſeligkeitsſtimmung zog ich in Kairo, die damals noch ſo unverfälſcht orientaliſche, von ihrer jetzigen Angliſierung noch gänzlich verſchonte Wunderſtadt ein, in der alles, was ſich uns zeigte — Straßen, Gebäude, Vegetation, die Menſchen und ihr und ihrer Tiere Treiben —, wie verwirklichte phantaſtiſche Träume bedünkte. In Kairo waren für die Stangenſche Geſellſchaft Räume im „Hotel de Nil“ gemietet, zu denen man durch einen engen Durchgang von einer Seitenſtraße der „Großen Musdie“ her gelangte. Er mündete auf einen Garten mit hohen Palmen, Palmengebüſchen, Blumenbeeten, Kiosken, plätſchernden Brunnen, der von den meiſt niedrigen Gebäuden des Hotels umgeben wird. Der Inhaber war ein Deutſch-Elſäſſer, Herr Friedmann. Es war ein reizender Aufenthalt. Wir fanden dort die Brüder Stangen und die Herren von der zweiten Abteilung der Stangenſchen Geſellſchaft, welche den Weg über Konſtantinopel, Beirut und Jaffa (Jeruſalem) genommen hatten, bereits vor uns eingetroffen. Und ebenſo zahlreiche deutſche Herren, vizekönigliche Eingeborene von der erſten Serie, die, von der auf Regierungsdampfern ſchon ausgeführten Nilreiſe zurückgekehrt, noch ganz erfüllt und wie berauſcht waren von den auf ihr empfangenen gewaltigen und hinreißenden Natur- und Kunſteindrücken während dieſer vierwöchentlichen Fahrt zu den uralten grandioſen Monumenten der Pharaonenzeit. Zu jenen Stangenſchen zählte auch Herr v. Thiele-Winkler, der in der Abſicht gekommen war, in Nubien Löwen zu jagen, mehrere werte Berliner Bekannte, wie Prof. Fr. Drake, der berühmte Bildhauer, die Profeſſoren Erbkam und Dümichen, die Ägyptologen, Baron v. Korff, der heldenhafte geiſtreichſte und gelehrteſte Rittmeiſter der preußiſchen Armee und Schwiegerſohn

Meyerbeers. Auch einen ſpäter Eingeladenen, meinen alten Freund, den Hofmaler Prof. Dr. Otto Heyden, traf ich zu meiner freudigen Überraſchung hier an.

Herrliche Tage verfloſſen uns während der Zeit vom 6. November bis zum Beginn der Eröffnungsfeierlichkeiten. Expeditionen zu den Pyramiden von Gizeh und Sakkara wurden in Gemeinſchaft auf Reiteſeln unternommen. Die Nacht vor dem Aufbruch nach den kleinen Pyramiden vor den Apisgräbern bei letzterem Dorfe wurde bei den Feuern der wachthaltenden Beduinen im Wüſtenſande neben dem fünftauſendjährigen, vom Flammenſchein phanſtatiſch beleuchteten Sphinxkoloß verbracht, nachdem die Cheopspyramide beſtiegen, die Gräber der Hofbeamten des in ihr beigeſetzten Pharao und der rätſelhafte unterirdiſche Sphinxtempel durchſtreift worden waren.

Die Situation hatte für mich einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz. War es nicht der „Mephiſtos in der Walpurgisnacht“, da er zur Seite der Sphinxe ruht? Schoß nicht auch in dieſer Nacht des 9. November wie dort „Stern nach Stern“ und „beſchnittner Mond ſchien helle“?!

Aber nicht jeden mochte dieſer poetiſche Zauber und die Seltſamkeit und Romantik der Situation über die Kühle und die Unbequemlichkeit dieſes Nachtlagers unter dem freien Himmel auf Mänteln und Decken im Wüſtenſande hinwegtäuſchen.

So vermochte Graf York nicht einzuſchlafen und ergoß ſeinen Zorn und ſein Unbehagen in lauten Verwünſchungen. Ein alter Beduinenſchech am Feuer aber nahm dieſe Exklamationen für den Ausdruck der Bewunderung der uns umgebenden altägyptiſchen Rieſendenkmale. Er nickte zuſtimmend mit dem graubärtigen Haupt und ſprach in ſeinem „Pitchen-Deutſch“ die großen Worte: „Ja wol! Gräbber gut. Pyramide ſerr gut. Pyramide Bismarck!“

Andere Geſellſchaftsritte führten uns zu den Mamelukkengräbern, ferner nach Heliopolis, zum Schubrapalais, zum neuen Schloß des Khedive, Geſireh am Nil mit dem Zoologiſchen Garten. Und faſt noch reizender und amüſanter als alles andere war das Umherſchweifen in den von darüber gedeckten durchlöcherten Matten und Teppichen beſchatteten maleriſchen Gaſſen und Bazaren der unvergleichlichen Stadt. Mein lieber alter Freund Brugſch-Paſcha, der damals eine hohe Stellung im Unterrichtsminiſterium des Khedive bekleidete, bereitete mir in ſeinem Hauſe die gaſtlichſte Aufnahme. Dort traf ich mit Herrn v. Knickel, mit Hackländer und deſſen Sohn, mit Hans Wachenhuſen zuſammen. Die Brüder Stangen ſtellten mich dem blondbärtigen mächtigen deutſchen (aus Speyer gebürtigen) juriſtiſchen Beirat Ismail Paſchas vor, Herrn Kaſtel-Bey, der mir zu meiner frohen Überraſchung verſicherte, es würde dafür geſorgt werden, daß ich als bekannter Zeichner und Schriftſteller eine „Einladung“ des Khedive erhalte. An deſſen Architekten Franz Bey hatte ich eine Empfehlung, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Dem deutſchen Konſul Nerenz machte ich meinen Beſuch. Franz Bey führte mich zu dem Schloß Kaſr el Nil, vor dem er eine koloſſale Feſthalle für die in Kairo nach der Kanaleröffnung zu veranſtaltenden Feſte für die feſtlichen Gäſte nach ſeinen Plänen aufführen ließ. Dort ſah ich die damals gefeiertſte Perſönlichkeit unter den Eingeladenen des Khedive, die noch immer ſchöne Kaiſerin Eugenie, die ihren Gemahl hier vertrat, mit ihrem Gefolge einem eleganten vizeköniglichen Dampfer entſteigen, auf dem ſie (von der Nilfahrt nach Oberägypten war ſie bereits zurück) an jenem Tage eine Luſtfahrt gemacht hatte, und in dem bereitſtehenden prächtig beſpannten Landauer zur Stadt zurückfahren. —

Von der Expedition nach Sakkara am Abend des 9. November ins Hotel zurückkehrend, fand ich die Erfüllung von Kaſtel-Beys Verheißung: die von Nubar Paſcha unterzeichnete, offizielle Einladung des Khedive. Ja — zum Überfluß noch eine zweite, die für mich durch Konſul Nerenz beſorgt und durch ſeinen Kawaſſen überbracht worden war. Das war eine frohe Stunde! Daß mich ein tolles Glücksgefühl, ein fröhlicher Übermut ergriff, iſt leicht verſtändlich.

Dies für mich ſo bedeutſame Dokument, das auf einen gewöhnlichen Bogen Schreibpapier geſchrieben war, hatte folgenden Wortlaut:

> Monsieur,
>
> Le Canal de Suez vient d'être ouvert. Cet œuvre achevé par tant difficultés matérielles est de nature d'intéresser chaque esprit éclairé. C'est à ce titre, que son altesse le Khédive souhait de Vous voir assister aux fêtes de l'inauguration et que je Vous invite de sa part. Agréez etc. etc.

So war auch ich noch nachträglich der Eliteſchar der Messieurs les Invités aller Nationen angereiht. Das bedeutete, daß mein Hotelwirt an jedem Sonnabend auch für meine Wohnung und Verpflegung ſiebenmal drei Pfd. Sterl. von Djako-Bey abholen durfte; daß eine Kutſche mit einem Vorläufer vor der Thür meines Hotels (hier vor dem Ausgang des engen Gäßchens) zu beliebiger Benutzung bereit ſtand, und daß ich zu allen Feſten eingeladen war und mir, um nach Alexandrien, von dort nach Port Said an der Kanalmündung und zur Fahrt durch den Kanal nach Suez ein Platz 1. Klaſſe dort auf der Eiſenbahn, hier im Extradampfer und auf der Rückfahrt nach Kairo wieder auf der Bahn geſichert ſei. Ein gutes Geſchäft machte jedenfalls mein braver Wirt dabei. Ich bin von Natur und in meinen Gewohnheiten ſehr mäßig. Und ſo war es mir nicht möglich, für mehr als zwanzig Mark täglich im Hotel zu verbrauchen Die übrigen vierzig blieben in ſeiner Taſche, wenn ich ſie nicht zu Champagner für meine Reiſe- und Tafelgenoſſen verwendete. Übrigens ſollte ich nicht der einzige Invité zweiter Serie bleiben. Bald war mehreren vornehmen militäriſchen Mitgliedern unſerer Reiſegeſellſchaft, ſowie zahlreichen, in anderen Hotels einquartierten öſterreichiſchen, ſchweizeriſchen, engliſchen, däniſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, nord- und ſüdamerikaniſchen Induſtriellen, politiſchen Perſönlichkeiten, Künſtlern, Gelehrten, Dichtern und Journaliſten dieſelbe Gunſt gewährt. Zu den letzteren gehörte auch der vom „New-York Herald“ geſendete tollköpfige, wunderliche Gewaltmenſch Henry M'Stanley, dem man es damals freilich noch nicht anſah, zu welcher

Größe und Weltberühmtheit er in den folgenden Jahren heranwachſen würde, und Braſch, der einſtige rote Demokrat, der Redakteur der offiziellen Berliner Zeitung, der Norddeutſchen Allgemeinen. Die freudenreichen Kairiſchen Tage fanden zunächſt ihren Abſchluß durch die am 13. in allen Hotels auf die Spiegel geklebte Einladung an Messieurs les Invités, ſich am nächſten Morgen zum Bahnhof zu begeben, wo ein Extrazug für ſie bereitſtehen würde, um ſie nach Alexandrien zu bringen. Dort am Hafen würden vizekönigliche Dampfer ſie erwarten zur Fahrt nach Port Said, an der Mündung des Suezkanals, wo am 16. die feierliche Eröffnung des neuen Seeweges erfolgen, am 17. die Einfahrt in ihn beginnen ſollte.

Mittags war Alexandrien und der im Hafen liegende ſtattliche Dampfer, der „Fayoum" erreicht, an deſſen Bord uns der Kommiſſar des Khedive, ein blondbärtiger Gentleman von den verbindlichſten Manieren, empfing und uns die Kabinen anwies. Eine Schar von engliſchen Kollegen hatte bereits die meiſten okkupiert. Noch andere Dampfer füllten ſich mit Invités. In geringer Entfernung lag der kaiſerlich franzöſiſche Steamer l'Aigle, welcher die ſchöne Kaiſerin mit den Herren und Damen ihres Gefolges beherbergte. Er eröffnete die Reihe der Fahrzeuge, die gegen Abend aus dem Hafen in das aufgeregte hochgehende Meer hinausdampften und ihren Kurs nach Oſten auf Port Said nahmen. Es war eine prächtig ſtürmiſche Fahrt. Die See ging immer wieder über unſer Deck hinweg. Aber ich genoß das Glück, immun gegen die Seekrankheit zu ſein, das ich in dieſer Nacht nur noch mit Graf Hohenthal teilte.

So genoſſen wir mit Wonne den Anblick des prachtvollen Schauſpiels im Schein des zunehmenden Mondes.

In den erſten Morgenſtunden kam Port Said mit ſeinen Molen und ſeinem Leuchtturm am flachen Ufer in Sicht. Alle Schiffe ſchmückten ſich vom Bordrand bis zu den Maſtſpitzen mit Flaggen und Wimpeln. Vom Hafeneingang klang ſchmetternde Muſik von den dort liegenden Dampfern und Kriegsſchiffen herüber. Eins von jenen Booten war der „Macheruſta", der den Khedive und ſeine Miniſter herübergebracht hatte; eins der „Greif", auf dem Kaiſer Franz Joſef mit dem Grafen Beuſt und den anderen Herren ſeines Gefolges von Trieſt her gekommen war. Die Stadt glich damals noch einem jener eben erſt im Entſtehen begriffenen Stadt-Embryos im fernen Weſten Nordamerikas. Ungepflaſterte Straßen, die man nur auf darüber gelegten Brettern paſſieren konnte, von Schuppen, primitiven Hütten, ſteinernen Hotels, Matroſenkneipen und Geſchäftshäuſern eingefaßt, die zu durchſchweifen in hohem Grade intereſſant war. Abends waren alle Gebäude und alle Schiffe illuminiert. Aus den runden Schiffsfenſtern des Macheruſta ſtrahlte hellſtes Licht in die Nacht hinaus. Der Khedive gab an Bord einen Ball.

Am folgenden Tage, den 16. November, erzitterte morgens die Luft vom Donner der Salutſchüſſe, mit denen von allen im Hafen liegenden, im bunten Flaggenſchmuck prangenden Schiffen die Neuankommenden begrüßt wurden. Dieſe ließen auf die krachende Antwort nicht warten. Und in dies Toſen miſchte ſich die Muſik der auf jedem Deck aufgeſtellten Schiffskapellen, welche nacheinander alle Melodien der Nationalhymnen der verſchiedenen Staaten anſtimmten, und das „Hip-, Hip-, Hurrageſchrei" der Mannſchaften, die, in Parade aufgeſtellt, alle Raaen beſetzt hielten. Die heiße ägyptiſche Morgenſonne am wolkenloſen Himmel beſtrahlte dieſe heiteren glanzvollen lebendigen Bilder ringsum. Der „Aigle" der Kaiſerin legte ſich nahe an unſere Seite, und von den Kapellen erklang die damalige Nationalweiſe des kaiſerlichen Frankreich „Partant pour la Syrie".

Neuer ſtärkerer Kanonendonner erdröhnte, vielhundertſtimmiges Hurrageſchrei und die Weiſe des „Heil dir im Siegerkranz" durchhallte die Luft. Das Kriegsſchiff des Norddeutſchen Bundes, die Korvette „Hertha" mit unſerm Kronprinzen an Bord, den ſie nach Jaffa und wieder zurück gebracht hatte, lief in den Hafen ein. Die „Aurora" und die „Grille" folgten. Dann ein holländiſcher Dampfer mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande und weiter Schiff auf Schiff. Eine große internationale Dampferflotte war in dem künſtlich geſchaffenen Hafenbecken verſammelt. Auf jedem der beiden Uferſpitzen des ſich hier öffnenden oder mündenden breiten Kanals ragte je ein hoher Obelisk auf, der dort aus Holz und bemaltem Segeltuch proviſoriſch hergeſtellt war. Endlos, in der Ferne mit dem dunſtigen Horizont verſchwimmend, dehnte ſich die kahle Ebene, flach wie ein Tiſch, die der Kanal durchſchneidet, aus und ihm zur Seite ſchimmern die Waſſerlachen des von bewachſenen Sumpfſtreifen und von Binſendickichten durchzogenen Menſale-Sees.

Nach dem Frühſtück in der Mittagſtunde beſtiegen Graf Hohenthal und Hauptmann v. Knobelsdorf, beide in voller Uniform, mit Heyden und mir ein Boot und ließen uns zur „Hertha" hinüberrudern, um den Kronprinzen zu begrüßen. Dort fanden wir den General v. Schweinitz, den Generalkonſul Therann, Brugſch-Paſcha und den in Syrien internierten Abd-el-Kader, den einſtigen großen Nationalhelden der algieriſchen Araber in ihren Kämpfen gegen die Franzoſen. Auch dieſe Männer waren gekommen, um dem Kronprinzen ihre Huldigungen darzubringen. Bald erſchien er ſelbſt auf Deck in großer Uniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens über Bruſt und Rücken, den Helm mit dem Roßhaarbuſch auf dem Haupt. Er ſah herrlich aus. In dem blondbärtigen, von der ſüdlichen Sonne und Seeluft gebräunten Antlitz ſchienen die blauen Augen noch heller, heiterer und freundlicher zu blitzen als ſonſt. Nachdem er einige Worte mit den Herren gewechſelt, lud er uns ein, mit ans Land zu fahren, wo ſich die religiöſe Einweihung des großen Menſchenwerkes in der nächſten Stunde vollziehen ſollte. Mehrere Boote trugen uns gleichzeitig hinüber. Dort ſtanden der Khedive im ſchwarzen türkiſchen ordenbedeckten Generalsuniformrock, den Fez auf dem bärtigen Haupt, vorn am Gurt einen von Edelſteinen funkelnden Säbel, und Franz Joſef in weißer öſterreichiſcher Feldmarſchallsuniform, das Haupt bedeckt mit dem von grünem Federbuſch überwallten Dreimaſter, Graf Beuſt und die anderen Herren des Gefolges, und bewillkommneten den dem Boot entſtiegenen Kronprinzen. In lebhaftem Geſpräch verweilten ſie auf der Landungsſtelle in Erwartung des dritten der höchſten Gäſte des Khedive.

Von der grauen Schiffswand des „Aigle“ ſahen wir eine Barke abſtoßen, über deren Heck die franzöſiſche Flagge wehte. Vom Bordrand wallte eine Purpurſammetdecke zum Waſſer hinab. Hohe franzöſiſche Marineoffiziere und drei Damen ſaßen auf den Bänken. Ein Admiral führte das Steuer. Von den raſchen eleganten Ruderſchlägen der weißgekleideten franzöſiſchen Matroſen getrieben, durchſchoß das Boot raſch die Waſſerfläche. Bald hatte es die Landungsſtelle erreicht, und ihm entſtieg die ſchöne Majeſtät von Frankreich in malvenfarbiger Seidenrobe, weißem Hütchen mit Federn und einem weißen aufgeſpannten Sonnenſchirm in der perlgrau behandſchuhten Rechten, gefolgt von den beiden Palaſtdamen, in ebenfalls hellen Toiletten, und den Offizieren. Nach gegenſeitigen verbindlichen Begrüßungen, wobei der Khedive ein ganz beſonderes Empreſſement der Kaiſerin gegenüber bezeigte, bot Kaiſer Franz Joſef ihr den Arm, und auf Bohlenwegen ſchritten das hohe Paar, der Khedive, der Kronprinz, das Gefolge und wir andern alle zwiſchen einem Spalier von Marineſoldaten, Hafenarbeitern und Einwohnern Port Saids, dem Platz am Meeresufer zu, wo ein großer mittelſter und zwei ſeitliche kleinere Kioske mit rotgeſtreiſten Zeltdächern errichtet ſtanden und eine dicht gedrängte, aus Orientalen und Europäern buntgemiſchte Menſchenmenge den Zug erwartete. In dem einen der ſeitlichen Kioske ſtand der Almoſenier und ſpezielle Günſtling der Kaiſerin, Abbé Bauer, im prieſterlichen Ornat, in dem anderen eine Gruppe beturbanter mohammedaniſcher Ulemas. Auf den Polſterſeſſeln des mittleren Pavillons ließen ſich in erſter Reihe die Kaiſerin zwiſchen dem Kaiſer und dem Kronprinzen, neben jenem der Khedive, neben dieſem der holländiſche Prinz nieder. Die anderen Sitzreihen nahmen die Damen des Gefolges ein.

Dann erklang die Stimme des Abbé, der in langer, pathetiſcher Rede in franzöſiſcher Sprache das große Werk des franzöſiſchen Genies, die Verbindung der getrennt geweſenen Meere und die grande nation verherrlichte und des Himmels Segen auf beide herabflehte. Erſt als er geendet hatte, kamen die Ulemas zum Worte, um nach mohammedaniſcher Sitte und in deren Formen und arabiſcher Sprache auch Allah und ſeinen Propheten um ihren Schutz und Segen zu bitten. Dann löſte ſich die Geſellſchaft ohne Sang und Klang auf. Die fürſtlichen Herrſchaften kehrten zu ihren Schiffen zurück. Wir anderen durchſchlenderten die Gaſſen der ſeltſamen, im Werden begriffenen Stadt und beſuchten ihre Kneipen. Endlich fanden wir uns an Bord des „Fayoum“ zuſammen und dann beim heiterſten, mit Reden in vier europäiſchen Sprachen gewürzten Diner, das durch die Anweſenheit der reizenden, geiſtreichen jungen Frau eines bayriſchen Advokaten, einer von dieſem entführten Mailänderin, verſchönt wurde. Dort an Bord beſchloſſen wir den Tag, während im Hafen und in der Stadt überall die Lichter der feſtlichen Illumination ſich entzündeten und Feuerwerke praſſelnd, knatternd und funkenſprühend, mit dem Mondſchein um die Wette leuchtend das nächtliche Dunkel erhellten. —

Der große Tag der praktiſchen Probe der Schiffbarkeit des Kanals, der 17. November, war gekommen. Um acht Uhr morgens begann die Einfahrt der Gäſte. Der Kaiſerin der Franzoſen gebührte (was damals in Ägypten ſelbſtverſtändlich war) der Vortritt. Der „Aigle“, den ſie bewohnte, eröffnete den Reigen. Der „Greif“ mit dem Kaiſer Franz Joſef an Bord und zwei andere öſterreichiſche Dampfer folgten. Der „Macharuſta“ des Vizekönigs war ſchon in der erſten Morgenfrühe allen vorausgefahren. Die norddeutſche „Grille“, die den Kronprinzen trug und von deren Top die Adlerflagge wehte, dampfte jenen Öſterreichern nach, — dann das holländiſche Boot und eine Reihe von ägyptiſchen Steamern mit hohen Beamten und Gäſten, den Invités der erſten Serie. Es war zwei Uhr geworden, als auch unſer „Fayoum“ ſich in Bewegung ſetzte und in den Kanal einlief, zu deſſen beiden Seiten, jenſeits der Dämme, ſich endlos hier die Sandfläche, dort der Menſale-See dehnte. Eine ſpannende, von mannigfachen Hinderniſſen bedrohte und gehemmte Fahrt! Die Sohle des Kanals und die obere Fahrſtraße waren noch ziemlich ſchmal. Größere Schiffe mußten ſehr genauen, geraden Kurs halten, wenn ſie nicht aufſitzen wollten, was denn auch uns nicht erſpart blieb. Aber wir kamen glücklich wieder los und langſam weiter, bis wir um elf Uhr abends Anker warfen angeſichts der mondbeglänzten, unabſehbaren Ebene. Bis tief in die Nacht lagerten wir auf dem Deck zu den Füßen der ſchönen Madonna Margherita wie im Bann eines holden Zaubers befangen. O ihr goldnen Stunden, wie weit ſeid ihr, wie weit! . . .

Am nächſten Morgen nicht vor neun Uhr wurde die Fahrt fortgeſetzt. Nicht lange, ſo war jenes große, nun vom Waſſer der zuſammenſtrömenden Meere gefüllte und zum „Timſahſee“ gewordene, ehemals trockene Wüſtenbecken erreicht an deſſen Oſtufer hart am Wüſtenrande der Vater des Kanals, der „große Franzoſe“ Herr von Leſſeps, die Stadt Ismailia mit ſchmucken, von Palmen beſchatteten Villen und einem prächtigen Palaſt für den Khedive gleichſam hergezaubert hatte, der ein dafür gegrabener Verbindungskanal mit dem Nil das erforderliche Süßwaſſer zuführte. Einen unbeſchreiblich wundervollen, hinreißenden Anblick bot die nun von der ganzen Flotte der feſtlich beflaggten Dampfer und zahlloſen Segelbarken, Ruderbooten, Dampfbarkaſſen überſäte und durchwimmelte Waſſerfläche. Von den Schiffen und den Ufern her wehte der Wind den betäubenden disharmoniſchen Lärm der Muſik von hunderten europäiſcher und arabiſcher Kapellen herüber, vermiſcht mit dem elementaren Brauſen einer ungeheuren Volksmenge. Über der Stadt wallten und flatterten die auf den Dächern gehißten Flaggen aller Nationen, und über das ganze rieſige, bewegte Bild goß die Mittagsſonne Ströme heißen Lichtes.

Auch der „Fayoum“ hatte Anker geworfen, und wir waren nach dem Frühſtück ans Land gefahren, wo wir mit den Invités von den andern Schiffen zuſammentrafen und gemeinſam in den Straßen der improviſierten Wüſtenſtadt umherſtreiften, die einem ungeheuren arabiſchen Jahrmarkt glich. 10000 Provinzbewohner, Beduinen mit ihren Zelten, ihren Herden, Weibern und Kindern, drehende und heulende Derwiſche, Zauberkünſtler und Schlangenbändiger, Ghawazzis, Tänzerinnen und Muſikanten waren hierher geſchafft worden, um den europäiſchen Gäſten alle Eigentümlichkeiten, Lebensarten, Sitten und Unſitten der Völkerſchaften des ägyptiſchen Orients zur Anſchauung zu bringen. Zwiſchen und in dieſen Zelten drängten ſich die Scharen der Europäer wie der chriſtlichen und jüdiſchen Levantiner, unter jenen auch ſämtliche Mitglieder beider Stangenſchen Geſellſchaften, meine Reiſegenoſſen von Trieſt bis Kairo, von denen mich die vizekönigliche Einladung getrennt hatte. Sie hauſten in aufgeſchlagenen Zelten. Großartige Reſtaurants mit Pariſer Küche und edelſten Weinen waren auf Befehl und — Koſten des Khedive an den Straßen etabliert und für jeden europäiſch Gekleideten geöffnet. Man trat ein, nahm von den überreich und verlockend ausgeſtatteten Buffets oder ließ ſich ſervieren, was einem beliebte, ſchlug den zugepfropften Sektflaſchen der Bequemlichkeit wegen die Hälſe ab und ließ den ſchäumenden Trank in die hohen Bierkelche ſtrömen — und niemand präſentierte eine Rechnung, forderte Bezahlung dafür. In den Zelten gellte und dröhnte die arabiſche Muſik, klang das Geheul der Derwiſche, der langgezogene Ruf der Tänzerinnen, die die tollſten, lüſternſten und obſcönſten Hüft- und Bauchtänze aufführten.

Auf der Hauptſtraße, an welcher ägyptiſche Dragoner Spalier bildeten, ſah man Kaiſerin Eugenie hoch zu Kamel, begleitet vom jungen Tewfik-Paſcha auf edlem arabiſchen Schimmel und umgeben von berittenen beduiniſchen Scheiks in flatterndem Burnus, lange Lanzen in der Fauſt, dahinreiten. Eine Stunde ſpäter rollte ein glänzender Zug eleganter offner Equipagen zur Wüſte hin, wo von Beduinen Fantaſia geritten werden ſollte. Den erſten, mit ſechs Dromedaren beſpannten Wagen nahmen die Kaiſerin und Kaiſer Franz Joſef ein. Im Fond des zweiten, von Pferden gezogenen, ſaßen der Kronprinz (im Touriſtenanzug, das runde Hütchen mit dem Schleier umwunden) und der holländiſche Prinz. In einem der folgenden mein verehrter Freund Baron v. Korff. Er ſieht mich in der Menge, läßt einen Augenblick halten und ruft mir zu: „Der Kronprinz läßt Ihnen ſagen, Sie ſollten Ihr Gepäck an Bord der ‚Grille‘ bringen und ihn auf der Weiterreiſe begleiten.“ Ich glaubte, er machte ſich einen Scherz mit mir. Aber bald darauf begegnet mir Herr Karl Stangen und ruft erfreut: „Endlich finde ich Sie! Ich ſuche Sie im Auftrag des Kronprinzen überall. Sie ſollen zu ihm kommen und ihn nach Kairo und dann auf der Nilreiſe nach Oberägypten begleiten. Haben Sie ein Glück!“ Es mußte alſo wohl wahr ſein. Mir war ſehr eigen zu Mute. Eine ganz ungemiſchte Freude empfand ich trotz der mir damit gewordenen Ehre nicht. Die Stellung und das Leben als Invité des Khedive waren gar ſo angenehm und behaglich, daß der Gedanke, ſie aufgeben zu müſſen, ſei es auch um ſo köſtlichen Preis, einen ſchmerzlichen Beigeſchmack hatte.

Eine Stunde ſpäter durch die Straßen ſchlendernd, ſehe ich eine kleine Gruppe von Herren im Begriff, in ein Zelt zu treten. Da erblickt mich der eine von ihnen, tritt raſch zu mir heran, faßt mich an der Schulter und ruft lachend: „Haben wir Sie endlich? Hat Korff und Stangen mit Ihnen geſprochen? Wie iſt's, wollen Sie mit mir kommen?“ — Der Kronprinz ſelbſt war es, der in ſolcher Geſtalt mich antraf. „Aber,“ ſo fuhr er fort, „ich kann Sie an Bord der ‚Grille‘ nicht aufnehmen. Wir alle ſind da ſchon zu eng und ſchlecht quartiert. Doch wir finden uns ja übermorgen in Suez. Da kommen Sie ſofort zu mir, fahren mit mir nach Kairo, und da ſchiffen wir uns noch an demſelben Abend auf dem Nildampfer ein. Aber hier bleiben Sie jetzt hübſch bei mir.“ Von des Kronprinzen Begleitern, dem Adjutanten Herrn v. Jasmund und dem Oberhof- und Hausmarſchall Grafen Eulenburg, wurde ich freundlich begrüßt und ſchloß mich den Herren an, die mit dem Kronprinzen in verſchiedene Zelte eintraten, bei den drehenden Derwiſchen mit Kaffee bewirtet wurden, den Tänzen der Ghawazzis nicht ohne einen gewiſſen moraliſchen Schauder zuſchauten. Als ſie ſich dann an Bord der „Grille“ zurückbegaben, um dort Toilette für das Abendfeſt im Palaſt zu machen, verabſchiedete ich mich zu dem gleichen Zweck und fuhr zum „Fayoum“ hinüber.

Das Gerücht von der kronprinzlichen Einladung hatte ſich raſch verbreitet. Auf der Straße wurde ich von Brugſch, von Ebers, der als Reiſebegleiter des Sohnes Dr. Strousbergs, des damaligen Berliner Eiſenbahnkönigs, zum erſtenmal nach ſeinem geliebten Ägypten gekommen war, und allen begegnenden Bekannten und an Bord von der ganzen Geſellſchaft beglückwünſcht.

Die Sonne war geſunken, der Mond ſtand am klaren Himmel. Auf allen Schiffen im Timſah und an allen Gebäuden Ismailias leuchteten die bunten Lämpchen der Illumination auf, und Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer durchziſchten Feuerſtreifen ziehend die Luft. Mit Otto Heyden, Graf Hohenthal und v. Knobelsdorf ließen wir uns, die Offiziere in Galauniform, wir beide in Balltoilette, ans Land rudern und gingen zu dem lichtſtrahlenden Palaſt, in deſſen weiten Sälen bereits eine vieltauſendköpfige Menge wogte, europäiſch und orientaliſch Gekleidete in buntem Gemiſch. Die meiſten überladen prächtig herausgeputzten Damen gehörten den levantiniſchen, in Aegypten angeſeſſenen Familien, die eleganteren in geſchmackvolleren Toiletten den engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, deutſchen, amerikaniſchen Kolonieen Kairos und Alexandriens an, teils auch zu den durch die Eröffnungsfeſtlichkeiten nach Aegypten Gelockten. Den weiten, hohen Sälen, die mit koloſſalen Spiegeln an den Wänden und prunkvollen franzöſiſchen Möbeln und Luſtres prangten, während die Wände noch untapeziert waren und den noch friſchen Kalkbewurf zeigten, hatte man einen rieſigen Anbau hinzugefügt, in welchem an langen Tafeln für einige Tauſend Tiſchgäſte gedeckt war. Etwa 2000 hatten zunächſt ihre Plätze daran geſunden und ließen ſich das aus ſechs bis acht Gängen beſtehende Diner, das die erprobteſten Pariſer Kochkünſtler bereiteten, und den köſtlichen Schloß Johannisberger, Bordeaux, Burgunder und Champagner wohlbehagen. Aber während ſie ſchwelgten, harrten bereits wieder andere Zweitauſend ſehnſüchtig und ungeduldig auf deren endliches Aufſtehen, um ſich ſofort auf die leergewordenen Sitze zu ſtürzen.

In dieſem ungeheuren Holzbau war durch Palmengebüſche ein beſonderer, kleinerer Speiſeſaal hergeſtellt, den man beſtändig von Schauluſtigen dicht umlagert ſah. War doch das Schauſpiel, das man dort, zwiſchen den Bananenblättern und Palmwedeln hindurchſpähend, erblickte, intereſſant und feſſelnd genug, um die Mühe zu lohnen. Dort tafelten die Souveräne, die Fürſtlichkeiten, der „große Franzoſe“ und die Höchſtgeſtellten der Gefolge an einer mit blitzenden Gold-, Silber-, Porzellan- und Kriſtallgefäßen belaſteten und mit üppiger Blumenfülle geſchmückten Tafel, an welcher der Khedive präſidierte. In der Kaiſerin rötlich-braunen Haaren funkelte das Brillantdiadem, das dieſer ihr als Gaſtgeſchenk (im Werte von mehr als einer Million) verehrt hatte. So ſaß ſie ſtrahlend in noch wohlkonſervierter Schönheit und heiterſter Laune zwiſchen Kaiſer Franz Joſef und dem Kronprinzen. Die innere Ahnungſtimme ſagt dieſem wie der Kaiſerin ſchwerlich, wo und in welchen Situationen ſie ſich an den Novembertagen des nächſten Jahres befinden würden! . . .

Draußen am Timſahufer ſtiegen ununterbrochen während vieler Stunden die Flammengarben, Raketenſchwärme und Leuchtkugelgirandolen des koloſſalſten, verſchwenderiſcheſten Feuerwerks auf, das meine Augen je nach und vor dieſem Abend geſehen haben. In den Sälen aber gruppierten ſich die Paare zum Tanz, den die Überfüllung der Räume unmöglich zu machen ſchien. Aber wie unter ſehr ähnlichen Umſtänden im Berliner Opernhauſe auf unſeren Subſkriptionsbällen, gelang es der Ritterkraft preußiſcher Offiziere auch hier, bald Bahn zu brechen durch die dichten Maſſen und das ſcheinbar Unmögliche glänzend zu verwirklichen.

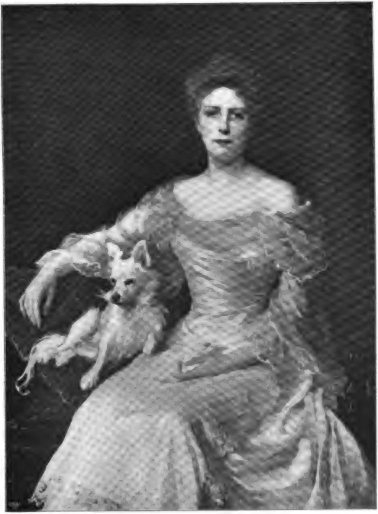
Längſt war das letzte Feuerrad verglüht und die meiſten Lichter in der Stadt erloſchen, als ich mit Heyden den Palaſt verließ und wir unſeren Weg zur Landungsſtelle nahmen. Die braunen Araberzelte lagen im Mondſchein am Seeufer ſchweigend da, um ſie herum die Kamele, Ziegen und Schafe. Herrliche Bilder boten ſich unſeren Maleraugen bei jedem Schritt, und mit dem Entzücken darüber erweckten und nährten ſie die Tantalusqual in unſeren Seelen, ſie nicht fixieren und für immer bewahren zu können. Ein Boot des „Fayoum“ trug uns über die dunkle Flut zu unſerer ſchwimmenden Wohnung zurück.

Am nächſten Morgen erfolgte die Abfahrt in der gleichen Ordnung wie vorgeſtern die Einfahrt in den Kanal. Erſt gegen Mittag lichtete der „Fayoum“ die Anker. Im letzten Augenblick legte noch, von Ismailia kommend, ein Boot an ſeiner Schiffstreppe an. Es brachte nicht die vergebens erwarteten Vorräte für die nächſten Reiſetage, deren wir dringend bedürftig waren, da die vorhanden geweſenen bedenklich auf die Neige gingen, ſondern drei junge Seekadetten von unſerer „Hertha“. Sie hatten die Zeit verpaßt, ſich an deren Bord auf ihren Poſten zu begeben, und kamen nun zu uns, um den Kapitän und den Kommiſſar zu bitten, ſie mitzunehmen und nach Suez zu bringen, ein Erſuchen, das den blonden ſiebzehnjährigen Bittſtellern gern gewährt wurde. Der eine ſtellte ſich als Herr von Arnim (der heutige Admiral und Chef des Marine-Bildungsweſens) vor. Die andern nannten ſich mit den bürgerlichen Namen Sperling und Biſchof; der letztere war ein Danziger Kind wie ich ſelbſt.

Wieder war die Kanalfahrt durch Hinderniſſe und gelegentliches Feſtſitzen ſtark gehemmt. Der Kapitän, ein erbitterter Kanalgegner, fluchte und wetterte auf ce maudit canal, aber unſere Geſellſchaft ließ ſich ſo wenig, wie dadurch, auch durch die äußerſte Knappheit der Nahrungsmittel die übermütige Laune verderben. Unſere Vorräte waren bis auf große Kartoffeln, Sardinen in Öl, Äpfel, Curaçao und Champagner zuſammengeſchrumpft. Aber bei den nur aus dieſen Gängen beſtehenden Diners und Soupers ſchien die tolle Heiterkeit nur noch zu wachſen. Abends bei aufſteigendem Vollmond liefen wir in das zweite große Waſſerbecken, die „Bitterſeen“, ein, das vordem eine tiefe, weite Erdaushöhlung geweſen war. Dort lag die ganze Flottille wie geſtern im Timſahſee und wie alle andern Schiffe warf auch der „Fayoum“ Anker.

Der herrlichſte Morgen folgte der ſchönen Mondnacht. Heute gegen Mittag ſollte das Ziel der Fahrt, Suez, erreicht werden. Aber unſere Abfahrt verzögerte ſich wieder lange. Die „Grille“ und der „Greif“ waren längſt unſeren Blicken entſchwunden, als wir aufbrachen. Meine Sorge wuchs: ‚Wirſt du den Kronprinzen auch noch in Suez erreichen?!‘ Im Süden vor uns lag die lange zackige Maſſe des Gebel et Thackar mit dem Sinai als blaue Silhouette vor dem lichten Himmel, die ſich an der Küſte Arabiens jenſeits des Roten Meeres erhebt, eine grandioſe Szenerie. Wir hatten Chaluf paſſiert. Die weißgelblichen Gebäude von Suez am flachen Strande der Lagune tauchten vor uns auf. Und nun ging es hinaus ins ſilbern glänzende Rote Meer. Wir ſagten uns mit freudiger Genugthuung: Von dieſen Tagen und von hier geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und wir ſind mit dabei geweſen! Der Kanal war eine Wahrheit. Ein Kriegsſchiff wie die „Hertha“ hatte ihn paſſiert. Aller Zweifel war widerlegt. Der neue kurze Seeweg nach Indien und Oſtaſien war geſchaffen. —

Auf der Rhede warf der „Fayoum“ Anker. ‚Wann werden wir Vierzig ausgeſchifft?‘ — ‚Früheſtens in zwei Stunden.‘ Unmöglich für mich, ſo lange zu warten. Ebenſo auch für unſere Kadetten, denen es unter den Sohlen brannte. Fern am jenſeitigen Hafenufer erkannten wir durch das Glas die bewimpelten Ehrenpforten, die für die ankommenden Fürſten errichtet waren, und die Flaggen am Maſt der „Grille“ und des „Greif“, die dort bereits feſtlagen. Da legte ein ägyptiſches Segelboot beim „Fayoum“ an. Der Bootsmann rief herauf, ob jemand ans Land wolle. Gewiß, wir viere. Schnell waren mein



Bildnis der Gräfin Alexander Andrássy. Gemälde von Fülöp László.
(Aus dem Werke „Ars Nova“. Verlag von Max Herzig & Co. in Wien.)

Digitized by Google

Koffer und meine Handtaſche hinabgelaſſen, ein raſcher Abſchied von den Genoſſen der köſtlichen Tage genommen, und wir ſtiegen die Treppe hinunter ins Boot. Der Wind hatte abgeflaut. Von der Ehrenpforte her kam die Weiſe der preußiſchen Nationalhymne geweht. Der Kronprinz wurde dort empfangen. Es war die höchſte Zeit. Zwei Bootsleute ergriffen die Ruder. So näherten wir uns dem von Fahrzeugen aller Arten wimmelnden Hafen. Da dampfte eine ägyptiſche Barkaſſe pfeilſchnell gerade auf uns los. Unſer Steuermann ſchien völlig den Kopf verloren zu haben. Der junge Arnim rief: „Retten Sie ſich“; und von ſeiner kurzen Jacke unbehindert, warf er ſich mit einem „Hechtſprung“ ins Meer und ſchwamm davon. Im nächſten Augenblick traf der Bug der Barkaſſe mit voller Kraft unſere Flanke, und das Boot ging in Scherben wie ein zerſchlagener Teller. Ich war mit einem ſtarken Ueberzieher bekleidet und trug eine mit Schreibmappe, Skizzenbüchern und Wäſche gefüllte Reiſetaſche umgehängt. So ſank ich ſofort in die Tiefe — in welche der unſelige Antiſemit, der Pharao einſt mit Mannen, Roſſen und Wagen von demſelben Meer hinabgeſchlungen worden iſt. Ich ſah in der trüben, grünlichen Flut die Tintenfiſche gleichſam hängen; ſah im Geiſt die Geſichter meiner Lieben, wenn ſie die Nachricht von meinem Ende empfingen; fragte mich: Wird die Stettiner Lebensverſicherung Germania die Verſicherungsſumme an meine Hinterbliebenen auszahlen, trotzdem ich nicht extra fürs Ausland verſichert bin? Aber eben als ich mehr als genug von dem ſalzigen Meerwaſſer geſchluckt hatte, hob es mich wieder in die Höhe. Mein Kopf tauchte auf und genau da, wo der zerſplitterte, abgetrennte Maſt mit dem Segel und der Takelage unſrer Barke ſchwamm. Den bekam ich zu faſſen. Und in demſelben Moment ſah ich auch in einiger Entfernung ein Boot mit ſechs Ruderern bemannt und in der Spitze den braven kleinen Danziger Biſchoff, das ſich raſch näherte. „Halten Sie ſich noch einen Augenblick!“ rief er mir zu. Dann ſtreckte er mir einen langen Bootshaken entgegen. Ich faßte die Spitze, und in der nächſten Minute war ich von kräftigen Händen in das Boot hineingezogen, naß wie eine Katze, Seewaſſer ſpuckend und puſtend, aber gerettet und glückſelig. Sperling und v. Arnim hatten ſich ſchwimmend gerettet. Der Barkenführer ſoll ertrunken ſein. Biſchof war am nächſten Schiff an Bord geklettert. Man hatte das Boot ausgeſetzt; und mein Koffer war bereits herausgefiſcht, als man mich auftauchen ſah.

Gerettet zu ſein, wenn man jede Hoffnung aufgegeben hat — es iſt eine wonnige Empfindung! Aber zunächſt hieß es die „Grille“ aufzuſuchen. Unſere Ruderer verſtanden uns nicht und legten an der Schiffstreppe des öſterreichiſchen Dampfers „Garignano“ an. Erſt oben auf Deck erkannte ich den Irrtum. Aber die Herren Offiziere nahmen mich teilnehmend und freundlich auf und boten mir als ſehr willkommene Labe feurigen Portwein, der mir bis auf die Haut Durchnäßtem ſehr wohl that. Zu längerem Verweilen blieb mir keine Zeit. Ich mußte ſchleunigſt in das Boot zurück, um mich zur „Grille“ rudern zu laſſen, wenn ich auch nur geringe Hoffnung hegen durfte, den Kronprinzen dort noch zu finden. Meinem Retter ſagte ich Ade und ſtieg an Bord des kronprinzlichen Dampfers, der jetzt an der weit ins Meer hinausragenden Landzunge, auf welcher der Außenbahnhof liegt, verankert war. Das Deck war leer und öde. Bald aber kam ein Herr in Marineuniform herauf, der ſich als „Steuermann“ vorſtellte und verwundert über den von Seewaſſer triefenden Ankömmling mit dem ebenſo durchnäßten Koffer mich nach „Name und Art“ und meinem Begehren fragte. Ich ſagte ihm, daß ich vom Kronprinzen eingeladen ſei und mich hier bei ihm zu melden käme. Wenn Seine Königliche Hoheit nicht mehr hier ſei, möge der Herr mich den Offizieren melden und mir die Möglichkeit bieten, mich umzukleiden und zu trocknen. — „Der Kronprinz iſt längſt fort nach Kairo. Die Offiziere ſind beim Mittageſſen,“ erwiderte er, „ich kann ſie nicht ſtören. Wenn Sie ſich trocknen wollen, ſo gehen Sie in die Matroſenküche.“ Wahrſcheinlich glaubte er mir kein Wort von meiner Angabe, daß ich auf Einladung des Kronprinzen käme. Was ſollte ich thun? Den Zugang zu den Offizieren konnte ich mir nicht erzwingen. Ich ſtieg alſo in die Matroſenküche hinunter. Die braven Jungen zeigten ſich freundlicher. Ich entkleidete mich und öffnete meinen Koffer, um trockene Wäſche und Kleider herauszunehmen. Aber da drinnen ſah es ſchlimm aus. Das Seewaſſer war eingedrungen, und der ganze Inhalt glich einem naſſen Brei. Man gab mir einen Matroſenanzug und verſuchte meine Kleider und Wäſche auf dem Kochofen ein wenig zu trocknen. So zum Matroſen von S. M. S. „Grille“ verwandelt, ging ich aufs Deck. Eben ſah ich die Boote vom „Fayoum“ herankommen, bei dem Bahnhofsdamm anlegen und meine lieben Fahrtgenoſſen ans Land ſteigen. Ich rief ihnen meine Grüße zu; Heyden, Graf Hohenthal, v. Knobelsdorf traten näher, erkannten mich, und nun gab es ein Verwundern, Fragen, Beklagen . . . Indes läutete es in der offnen Bahnhalle: das Glockenzeichen, daß der nächſte Schnellzug in wenigen Minuten nach Kairo abginge. Größte Eile that not, wenn ich noch mitkommen wollte. Ich ging in die Küche, meinen Koffer und Taſche zu holen und den Matroſen Lebewohl zu ſagen. Aber da hieß es: ‚Nee, man erſt die Kleider ausziehen. De ſind ja Eigentum von de Marine.‘ Das war freilich einleuchtend. Alſo wieder alles abgelegt und in das gänzlich ungetrocknet gebliebene eigene Zeug hinein (die Stiefel waren unbenutzbar), die ausgepackten, völlig naſſen Stücke in den Koffer, ſo gut oder ſchlecht es eben gehen wollte, hineingeſtopft, und mit ihm und der Taſche von Seewaſſer triefend und vom Froſt geſchüttelt über den Damm in das nächſte Coupé, deſſen Boden ſich bald mit einem naſſen Pfuhl bedeckte. Die Thüren wurden von außen geſchloſſen. Der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung; bald ſtockte er wieder, blieb eine Stunde liegen, kehrte zu ſeiner Ausgangshalle zurück; fuhr von neuem in ähnlichem Tempo ab. Auf alle Fragen an die arabiſchen Schaffner antworteten ſie grinſend mit dem immer und überall angewendeten Wort „māſitsch!“, was ungefähr dem ruſſiſchen „nitschewo“ oder dem berliniſchen „is nich“, „jeht mir (oder „jeht Ihnen“) jar niſcht an“ entſpricht. So ſchleppt ſich der Zug durch die Mondnacht weiter. Wo er auch anhalten mochte, die Thüren blieben geſchloſſen. Im Mondesglanz ſah ich die Waſſerflächen der Bitterſeen und des Timſah liegen. Die Bahn geht bis dahin am afrikaniſchen Kanalufer entlang. Gegen des Timſah ſilbern ſchimmernde Fläche ſetzten ſich die dunklen, intereſſanten Silhouetten der in offnen Lories verpackten Beduinen mit ihren Kamelen, Pferden, Hammeln, Weibern und Kindern, Zeltgeräten und all des anderen arabiſchen Volks ab, das vorgeſtern dort gelagert hatte, hierher beordert und nun wieder in langen Zügen ſolcher Wagen heim oder doch, ſo weit der Schienenweg reichte, zurückgeſchickt wurde. Allmählich in einen fiebrigen Halbſchlaf verſunken, erwache ich plötzlich, ſehe zahlloſe Lichter — unzweifelhaft Gaslaternen — vor uns flimmern. „Wo ſind wir?“ — „Masr’ el Kahira“ war die Antwort. Die Thüren wurden geöffnet. Wir eilten hinaus. Eine lange Reihe von Equipagen ſtand bereit pour Messieurs les Invités. Die Koffer aus der Maſſe herauszufinden, war vorläufig unmöglich. Sie würden ja nicht verloren gehen. Nur raſch nach Hauſe. Hinein in die Wagen und in raſchem Jagen zur ziemlich weit entlegenen Stadt. Der Morgen dämmerte ſchon hell herauf, als wir vom Hotel de Nil vor dem Eingang des engen Gäßchens, in das kein Wagen hinein kann, halten. Mit unbeſchuhten Füßen, naſſen, wirren Haaren und Kleidern ſpringe ich heraus, dem Wirt, Herrn Friedmann entgegen, der uns dort erwartet. „Aber Herr Pietſch, wo bleiben Sie, was iſt geſchehen? Wie ſehen Sie aus! Um Mitternacht hat der Kronprinz eine Depeſche für Sie geſchickt. Um ein Uhr iſt Herr Nerenz hier geweſen, um Ihnen in Seiner Königlichen Hoheit Namen zu ſagen, daß die Abfahrt zur Nilreiſe unmöglich länger als bis ſechs Uhr Morgens hinausgeſchoben werden könne. Sie müßten ſofort nach Kaſr el Nil fahren und melden, was Ihnen paſſiert iſt.“ Mit geliehenen Pantoffeln an den Füßen, einem Fez auf den feuchten Haaren, ſtieg ich wieder in den Wagen, und auf die Vorauszahlung eines reichlichen Trinkgeldes ſetzte mein Kutſcher die Pferde in den ſchärfſten Trab. In noch nicht einer halben Stunde war das Schloß Kaſr el Nil am rechten Stromufer erreicht. Es konnte nur wenig ſpäter als ſechs Uhr ſein. Aber kein Dampfer lag mehr vor dem Palaſt. Ich frage pantomiſch einen dort ſchildernden mohriſchen Soldaten, wo Prinz Pruſſha ſei? Und wie die böſen Eiſenwerkarbeiter im Walde des Grafen von Saverne, zerrt er grinſend den Mund, zeigt nilaufwärts, verſucht den fauchenden Ton des Dampfers zu imitieren und ſpricht: „Prussa — māfisch?“

So war für mich der Traum dieſer Nilreiſe in nichts zerronnen. Langſamer fuhr ich ins Hotel zurück, ſetzte eine erklärende und entſchuldigende Depeſche an den Grafen Eulenburg auf, die mir Franz-Bey ſpäter am Tage, ins Arabiſche überſetzt, nach Minieh, einer Hauptſtation der Fahrt auf dem oberen Nil, expedierte, legte mich in wonnigem Behagen zu Bett. Wäſche und Kleider wurden auf den Palmbüſchen im Garten ausgebreitet, von der heißen Sonne getrocknet, um dann geplättet und gebügelt zu werden. Keine der gefürchteten Folgen meines Unfalls ſtellte ſich ein. Nicht einmal mein ſonſt ſo anhänglicher Freund, der Schnupfen. Abends fuhr ich im Frack und weißer Kravatte durch die in phantaſtiſch prächtiger Illumination leuchtenden Gaſſen wieder nach Kaſr el Nil hinaus zum Ballfeſt für Kaiſer Franz Joſef, das in dem dafür errichteten, einem Feenpalaſt gleichenden Feſtbau ſtattfand, und freute mich des Glücks, zu leben, mit verdoppelter Luſt im feſtlichen Gewühl drinnen, beim perlenden Sekt und bei dem Heimgang mit Freund Heyden in der lauen und taufriſchen Mondnacht.

Auch die mir entgangene Nilreiſe ſollte mir noch mehr als erſetzt werden. Acht Tage hatten wir noch den Aufenthalt in Kairo als Invités de son Altesse gründlich genoſſen. Schon waren Hunderte von Invités auf freundliche Ermahnung dazu abgereiſt, als uns noch gebliebenen Hundert von Herrn Kißel-Bey die Mitteilung gebracht wurde, daß der Khedive für uns noch eine Expedition nach Oberägypten veranſtaltet habe. Zwei große Nildampfer, für eine Reiſe von drei Wochen Dauer mit allem Wünſchenswerten ausgerüſtet, lägen für uns in Bulock (der Vorſtadt am Nil) bereit. Wir möchten unſere Plätze belegen. Am 29. Mai erfolge die Abfahrt.

Ich muß es mir hier verſagen, von den Herrlichkeiten und den abenteuerlichen, beglückenden Erlebniſſen dieſer Nilreiſe, die ſich bis Philä erſtreckte, zu erzählen, wie ſehr die Erinnerung daran mich auch dazu verlockt. Auch von den nach der Rückkehr in Kairo verlebten, unvergeßlichen Tagen mit der Weihnachtsfeier im Hauſe von Brugſch und von der endlichen Heimkehr über Brindiſi durch Italien und über Wien — noch immer als Gäſte des Khedive, der für uns mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit auch noch auf europäiſchem Boden ſorgte. Nur zum Schluß ſei noch einer Begegnung und eines prophetiſchen Wortes hier gedacht. Der Kronprinz lud mich in Berlin im März 1870 zu einem glänzenden Abendfeſt in ſeinem Berliner Palais ein. Seine königliche Mutter führend, ſprach er mich gnädig an, erzählte der Königin kurz, was mir im Roten Meere begegnet war und ſagte ſcherzend: „Ludwig Pietſch iſt zu was Großem beſtimmt, da er heil aus der Situation herausgekommen iſt,“ — worauf ich mir erlaubte, zu erwidern: „Ich hoffe, — da es mir nicht vergönnt geweſen iſt, Eure Königliche Hoheit Erlebniſſe auf und an dem Nil zu ſchildern, — dazu beſtimmt zu ſein, einſt über Ihre Thaten am Rhein zu berichten.“ Er lächelte und ſchwieg. Fünf Monate danach ſchlug er jenſeits des Rheins die Schlacht bei Wörth.

◆

Münchener Pfingſttage.

Von

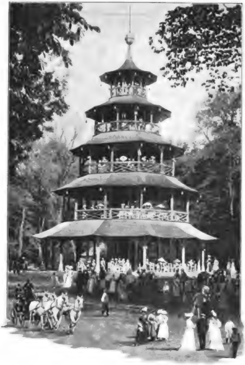
Willy Rath.

Mit sechzehn Textillustrationen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Der Münchner Sommer iſt ein grünangeſtrichener Winter“, ſagt Heine. So ganz grundlos iſt das witzige Wort nicht, aber das vernichtende Urteil über einen anſcheinend bös verregneten Sommer ernſthaft zu verallgemeinern, das wäre doch ſehr ungerecht und würde die außerordentlich lokalpatriotiſchen Münchner zu einem Widerſpruch von bajuvariſcher Deutlichkeit veranlaſſen. Er braucht zwar ein bißchen lang, der Herr Sommer, bis er ſich „voll und ganz“ entſchloſſen hat, eine längere Reihe von Wochen in der europäiſchen Bierhauptſtadt zu verweilen. Aber wenn er erſt einmal da iſt, dann wird er ſeßhaft wie nur ein Hofbräuſtammgaſt und weicht nicht vor Oktober oder gar November von dannen. Je ungewiſſer der Beſtand eines irdiſchen Glückes, deſto herzhafter pflegen die Menſchen zuzugreifen. So thun denn auch die Münchner mit ihrem Vorſommerglück. Um Oſtern werden die Springbrunnen an der Univerſität, am Maximiliansplatz und ſonſten von ihren Brettergehäuſen befreit und nehmen den Betrieb mit alter Friſche auf. Damit iſt eigentlich die Sommerſaiſon inauguriert, zumal auch die helleren Frauengewänder gleichzeitig wieder auftauchen und der Zug ins Freie den Winterbann zerbricht. Aber es iſt doch nichts Solides, Dauerndes. Regen verdirbt nur zu oft die Feſttagskleider wie die Oſterfreude, und es gehören Mut und warmes Unterzeug dazu, den Lenzeslüftchen der bayriſchen Hochebene Trotz zu bieten. Auch der Mai iſt nicht immer eitel Wonnemonat. Aber er gilt einmal als ſolcher und wird als ſolcher behandelt. Die ſchönen Tage, die er denn doch heraufführt, werden mit Inbrunſt genoſſen und die mehr aprilmäßigen aus Dankbarkeit mitgefeiert. Lufthunger, Naturverlangen wachſen täglich unbezwinglicher empor. Die Kraxelei kommt raſch in Schwung. Und all das fröhliche Treiben ſteigert ſich zur Feier des lieblichen Pfingſtfeſtes. Da überflutet eine Völkerwanderung die nähere und mehr noch die weitere Umgebung der Iſarſtadt. Da leuchtet in den Gefilden der G'ſcherten (Bauern) ein „Mädchenſeidenbluſenmai“, um mit einem Bierbaumſchüler zu reden; da werden dem ſagenhaften Königsmoloch Gambrinus Hektoliter-Hekatomben dargebracht, als ſollte für die Preußen und die ferneren Ausländer kein Tröpfchen echten Bayriſchbieres übrig gelaſſen werden.

Pfingſtkonzert vom Petersturm.



Frühkonzert am Chineſiſchen Turm.

Der Mai hat in der That ſeinen ganz beſonderen Rang unter den Monaten des Münchner Jahres. Ihm kommt höchſtens der September nahe, weil in ihm das — Oktoberfeſt ſtattfindet. Hoch vom ſpitzen Petersturm herab wird der Lenz an allen Maiſonntagen mit einem luſtigen Frühkonzert begrüßt; ein hübſcher alter Brauch, der offenbar mit der Prophezeiung des Volksliedes zuſammenhängt, daß, ſolang „der alte Peter“ beim alten Rathaus ſteht, ſo lange die Gemüatli'keit in der Münchnerſtadt net aufhört. Früh, ganz früh Sonntag morgens lockt auch im prächtigen Engliſchen Garten ein Freikonzert im Freien: Auf dem Chineſiſchen Turm („kineſiſch“ ſpricht's der Münchner aus) ſitzt die biedere Haus- oder beſſer Turmkapelle und bläſt ein volkstümlich Stücklein nach dem andern. Und ohne jeden Gedanken an die gelbe Gefahr, die der braune Turm predigt, wimmelt rings auf Raſen und Wegen junges Volk, darunter ſämtliche „Kocherln“ und Kindermädchen, die ſich frei machen konnten, neu eingekleidete Jünger Merkurs, ſchneidige „Leiber“ und „Schwalangſchehrs“ dazwiſchen. Die Muſici da oben ſind von keinem Strauß oder Weingartner beraten, aber ſie meinen's gut. An beliebten „Schmachtfetzen“, wie „Du, du haſt mich nie geliebt!“ oder „Waaßt du, Mutterl, was mi traamt hot?“ fehlt es natürlich nicht. Meiſt geht es jedoch in leichtfaßlichem Drei- oder Viervierteltakt, daß es der anſpruchsloſen Jugend drunten, der die Freude nach den vielen ſauren Wochentagen von Herzen zu gönnen iſt, unwiderſtehlich in die Glieder fährt und bald ein allgemeiner Tanz anhebt, wobei die Drehungen ſo gewichtig vollführt, die Geſichter ſo feierlich in Sonntagsfalten gelegt werden, daß man ſieht: dies Volk nimmt auch das Vergnügen ernſt wie die Arbeit. (Andrerſeits thut es ſich auch bei der Arbeit nicht gern durch Überhaſtung weh.) — An den Wochentagen, an denen nachmittags eine gute Regimentskapelle im Chineſiſchen Turm ſpielt, wenn das gutbürgerliche München ſich hier mit dem akademiſchen und dem eleganten München (ſoweit es das gibt) berührt, wenn Wagen vorüberrollen, Corps bummeln, drüben unter den Bäumen Allerjüngſt-München im Schutz des Kinderwagenparks und der geduldigen Wärterinnen ſich des Daſeins freut, dann bietet dieſe Stelle der weitgedehnten Anlagen gewiß ein noch mannigfaltigeres Bild. Aber reizender und eigenartiger als das Stückchen Münchner Leben, wie es ſich da in der erſten Morgen-

Digitized by Google

ſonne auf dem friſchgrünen Raſen abſpielt, iſt es keineswegs.

Was aber wäre alle Maiherrlichkeit ohne Bock? Hat der übrige deutſche Bürgersmann eigentlich nur **ein** geheiligtes Vergnügen, das ihm Kunſt und Natur entbehrlich macht, nämlich den dreimal geſegneten Skat, ſo hat der Münchner außerdem und noch über dem ein anderes Idol, bekanntlich Bier geheißen. Gewiß iſt der Deutſche im Verhältnis zu den bierarmen Barbaren des geſamten Auslands ein geborener Bierverſtändiger. Aber wir alle, die wir nicht innerhalb der blauweißen Grenzpfähle geboren oder nicht wenigſtens in zarter Jugend akklimatiſiert und nach allgemeinem Münchner Brauch ſchon als lallende Einjährige (ich brauche das Wort hier im civiliſtiſchen Sinne) aus dem ſchäumenden Maßkrug geſäugt wurden, wir alle bleiben ewig Laien und Stümper in cerevisiis gegenüber dem geborenen Fachmann in „Iſar-Athen“. Was dem Münchner ſein Bier gilt, das würdig zu ſingen und zu ſagen, war bisher noch keiner ſterblichen Feder beſchieden; kein Panegyriker und — kein Witzblatt kann davon Übertriebenes behaupten. So iſt denn auch das Gebräu mit den Bräuchen aller Feſte und mit den Namen der beliebteſten Heiligen, ja mit dem Namen des Erretters ſelbſt, des „Salvator“, verknüpft. Danach mag man ermeſſen, was der **Maibock** des Hofbräus für das Münchener Gemüt, geſchweige denn für die Münchner Kehle bedeutet. Ein allgemeiner Wetteifer entbrennt. **Hier** iſt **das Olympia des Iſargriechen.** Und das Unbezwingbare — hier wird es bezwungen. In acht Tagen pflegt der koloſſale Vorrat des ſüßen, berauſchenden Trankes vertilgt zu ſein, trotzdem er, in wohlweislicher Erwägung der Gefahren für die erſte Bürgerpflicht, nur bei Tage verzapft wird. Das alte königliche **Hofbräuhaus** am Platzl, in dem wir noch (1892) Fürſt Bismarck einkehren ſahen, hat ſich ſeit ein paar Jahren gründlich verwandelt. Ein monumentaler Bierpalaſt, eine ſteinerne Hochburg gegen den Erz- und Volksfeind, den Durſt, ſo ſtellt ſich das neue Gebäude dar, das an derſelben Stelle erſtanden iſt. Aber in den hohen Hallen, deren reinliche Neuheit anfangs wohl befremdend wirkte, ſitzen vielhundertfältig die Getreuen, in reizvollem Wechſel immer aufs neue den Krug zu leeren, eigenhändig zu ſchwenken und füllen zu laſſen. Und dicker Tabaksqualm verhüllt die oberen Teile der ſtilvollen Dekoration. Auch in den ſtattlichen Arkaden des Bräuhofes herrſcht noch das alte ungezwungene Leben, und namentlich in der Zeit des Maibocks. Da ſind alle Tiſche der ſteinernen Halle dicht

Maibock und junge Radieschen.

Stammgäſte beim Maibock im Hofbräuhaus.
(Reproduziert nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

„Eier und Co.“

beſetzt. Der redliche Trinker iſt froh, wenn er nur ein Faß findet, darauf er ſeinen Literkrug mit dem koſtbaren Naß bisweilen niederſetzen, ſeine köſtlichen Radi und Radieschen oder das Mitgebrachte, den Leberkäs oder die Regensburger, ablegen kann. Daß man ſich nicht durch europäiſche Vorurteile abhalten läßt, „ex faustibus“ zu ſpeiſen, ſich ſelber zu bedienen, daß überhaupt keiner ſich um den andern kümmert, es ſei denn, um ihm zuzuproſten, — das iſt der erbeigentümliche Vorzug des ſüddeutſchen Mannes- und Trinkersindividualismus. Daß der Erfahrene tagtäglich in der kurzen Friſt des Maibocks trachtet, vorm Einſtellen des Ausſchanks ſich raſch noch eine Maß oder zwei von dem königlich bayriſchen Nektar zu ſichern, daß er ſie mit Argusaugen vor Vertauſchung mit dem jetzt gemeinen Sommer- oder Lagerbier zu ſchützen ſucht und mit ganz bedächtigen, wehmütig-wonnigen Zügen leert — kann das im geringſten Verwunderung erregen?

Aber das Leben in Hofbräuhof und Hallen iſt nur eine Blüte, die ſtattlichſte freilich am gewaltigen Baum des geſamten Münchner Kellerlebens. Unerträglich würde dem Münchner der Sommer ſein, wenn er ſeine „Keller“ nicht hätte, dieſe Keller, die eigentlich Gärten ſind, in rieſigen Verhältniſſen angelegte, primitiv ausgeſtattete Wirtsgärten mit rieſigen Sälen zum Unterſchlupf bei ſchlechter Witterung. Die Fremden lernen meiſt nur den Löwenbräukeller kennen, der am bequemſten liegt und am meiſten von der Kultur beleckt iſt. Die eigentlichen Volkskeller, die bei der Thereſienwieſe und am zahlreichſten in den transiſariſchen Vorſtädten Haidhauſen, Au, Bogenhauſen liegen, lernt der Durchreiſende ſelten kennen. Es iſt auch zweifelhaft, ob es z. B. dem an gute Formen gewöhnten Norddeutſchen dort behagen würde. Für den Einheimiſchen aber bildet, neben der „Süffigkeit“ des „Stoffes“, der da zu haben iſt, gerade die ungemeine und allgemeine Zwangloſigkeit dieſes Treibens den ſtärkſten Reiz, ja die Vorausſetzung für einen Aufenthalt, den er gemütlich finden und in der That als Erholung, als Ausſpannung empfinden ſoll. Das Wirtshausleben iſt hier ja überhaupt ſo ſtark entwickelt, daß es faſt nicht mehr als Auflöſung, ſondern mehr als ſeltſame Umformung des Familienlebens anzuſehen iſt. Mit Kind und Kegel zieht der Münchner Bürger Abends hinaus auf die hochgelegenen Keller, wo er ſtatt der ſchwülen Altſtadtdünſte eine etwas kühlere, reinere Luft, friſchen Gerſtenſaft und meiſt auch Muſik genießt, — oder doch etwas, das ſo klingt wie Muſik; man muß das nicht zu genau nehmen. Und all dieſe Räume, den Hofbräu-, Spaten-, Eberl-, Pſchorrbräu-, den Bürger-, Kindl-, Franziskaner- und Auguſtinerbräu-Keller und wie ſie alle heißen, findet man abends meiſt dicht beſetzt und teilweiſe auch tagsüber gut beſucht. Am Sonntag Abend iſt natürlich alles überfüllt, trotz den vielen, die ausgeflogen. Hier behäbige Handwerker, da Beamte, da wieder Arbeiter, und drüben ältere Privatiers. Und faſt überall iſt die Frau oder das „Freilein Braut“ und ſonſtiger Anhang dabei. Batterien von Maßkrügen auf den Tiſchen weit und breit. Für den Imbiß ſorgt weniger

Ein Wagenführer.

der Reſtaurateur, als die fliegenden Händler beim Eingang, die Brot, G'ſelchtes, Steckelfiſch', Schweizerkäs und die merkwürdigen, nur den Eingeborenen bekömmlichen einheimiſchen Wurſtſorten feilhalten. Von Tiſch zu Tiſch wandert der Zuckerbäcker, der Anſichtskartenmann, die Eierfrau mit ihrer ſprachlich ſo außerordentlich intereſſanten Unterſcheidung von „Eier“ und „Oa“ (harte und weiche Eier). Dort zieht die ganze Familie Krampſl heran, ſieben Perſonen gleich fünfzehn Zentnern. Sie werden ſich ſchon Platz beſorgen, „un a Bier aa'“, in dem menſchenvollen Garten. Das kalte Nachteſſen haben ſie ſich ſelber mitgebracht. Drüben, etwas zurückgezogen, ſitzt ein Student mit ſeiner Liebſten, ein Bild, das uns, in den verſchiedenſten Auffaſſungen, wieder und wieder begegnet. O ſelige Zeit der jungen Burſchenliebe! O genügſam herzige Münchner Maderln! Zwei Herzen und ein Schlag, zwei Kalbsbraten und ein Maßkrug! Doch ich fühle, ich werde weich. Hinweg drum von dieſer ſchüchtern belaubten Laube und den Blick auf robuſtere Geſtalten gerichtet. Da hinten, jenſeits der Schänke mit den geriebenen Zäpfern, jonglieren die ſtämmigen Brauburſchen mit den ſchwerſten Faſſerln, und ganz prächtig, kraftſtrotzend ſind die Rieſenröſſer, die den entladenen Wagen davonziehen. Der Pächter hatte ſich zwar am Samstag reichlich vorvorgeſehen; aber es geht ſchon auf d' Letzt'. Da hat er eine neue Ladung herbeitelephoniert. Das iſt Münchens Feſttagsdurſt.

Der Centralbahnhof in München vor Abgang eines Extrazuges.
Aufnahme von Ferd. Finſterlin-München.

* * *

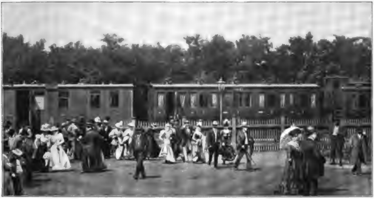
Wie alle Großſtadtbewohner, wenigſtens in Deutſchland, und mehr vielleicht noch als die anderen, hat auch der Münchner einen ſtets lebendigen Drang ins Freie, um draußen in Gottes ewig-junger Natur das Gegengewicht zu finden gegen die vielen dumpfen, grauen Stadt- und Stubentage. Und er weiß ſehr wohl, welche Gunſt er durch die Nähe der herrlichen Voralpen genießt, die im Sommer ſo viele Wildfremde herbeiziehen. Sobald der Frühling erwacht, ja manchmal noch im Winter, rückt der begeiſterte Alpenfex an ſchönen Sonntagen des Morgens in aller Frühe oder noch am Samstag abend, ſobald der Dienſt beendet oder das Geſchäft geſchloſſen iſt, aus, um ſich bequem vom Dampfroß dahin tragen zu laſſen, wo das Kraxeln losgehen kann. Allgemeiner wird das Ausfliegen aber erſt im Mai und wird zur Maſſenflucht am Pfingſtfeſt.

In hellen Scharen ſtrömt da das Volk zu den Bahnhöfen. Helle Scharen — das

Bild hat hier eine ganz augenſcheinliche Berechtigung. Die vielen, vieltonigen, aber alle licht geſtimmten neuen Kleider, Bluſen und Sonnenſchirme, die weißen Hüte und Federn und Bändchen der Mädchen und Frauen, die Sommer- und Sportanzüge, die Strohhüte der Männer, heute feiern ſie zumeiſt den Tag der Einweihung. Grüne Maien und Blumen überall. Und eine lachende Sonne über dem allen — ſcheint ſie nicht wirklich des feſtlichen Tages wohlbewußt? — und die warme, ſchmeichelnde Luft: Sommerhelle und wohliges Sommerbehagen werden heute in heiterſter Weltfeier der Chriſtenmenſchen freudevoll begrüßt. Und ſollten auch ein paar ſchadenfrohe Wölkchen vom blauen Himmel verdächtig auf den hellen Sommerſtaat herniederlugen, das thut dem Wagemut der Wanderluſtigen keinen Eintrag. Ganz verregnen die zwei, drei, vier Pfingſttage, die der fromme Münchner feiert, doch niemals. Und iſt man erſt einmal draußen, ſo findet ſich überall bald ein ſchützendes Dach, unter dem man der äußeren durch innere Befeuchtung und ein kräftiges Lied Trotz bieten kann. Da iſt es denn begreiflich, daß die Unternehmungsluſt der Münchener zu Pfingſten keine Grenzen kennt. Einzelne und Vereine fliegen gleich bis nach Bozen hinunter oder tief in die Tiroler Bergthäler und ins Salzkammergut hinein. Die Grenze iſt ja nicht gar weit. Wie raſch iſt man, über Chiemſee, in der ſchönen Nachbarſtadt Salzburg oder vom idylliſchen Schlierſee aus per pedes apostolorum durch die Valepp im Gebiet des wunderſchönen Achenſees. Auch die Radfahrer greifen in der pfingſtlichen Zwei- oder Dreitagetour gewaltig weit ins Ausland hinaus, ſo daß der ſportfremde Laie ſich verwundert fragen mag, wo denn bei ſo viel Heidenarbeit das Vergnügen bleibe? Die nur einen Tag abkommen können, fahren, wandern, radeln ins Iſarthal, wo die hochgelegenen Wirtsgärten und Terraſſen von Pullach und Grünwald ſo freien Blick ins wildzerriſſene Thal der hellgrau-grünen Iſar gewähren, wo Kloſter Schäftlarn und das wohlhabende Tölz zu behaglichem Verweilen bei guter Verpflegung laden und den Kühneren für den Heimweg als ſeltener Genuß eine Floßfahrt auf dem unſchiffbaren Gebirgswaſſer beſchert ſein kann. Die Hauptmaſſen aber der Auswanderer, viele tauſende klein- und gutbürgerlicher Familien, viele, viele Dutzende Geſang-, Spar-, Alpen-, Turn-, Sterbekaſſen-, Kegler- und Kriegervereine ergießen ſich in die bayriſchen Berge. Da winken dem paſſionierten Kraxler genug gefährlicher Spitzen, dem ſimplen Naturfreund genug lieblicher Seen, bunter Fernſichten und kühler Wälder zwiſchen Watzmann und Zugſpitze; da iſt Raum für alle und für alle Geſchmäcker Befriedigung. Daß zu Pfingſten die Gendarmerie auf dem Herzogſtand und dem Wendelſtein den Verkehr dirigieren und zum „Rechtsgehen!“ auffordern ſoll, iſt indeſſen gar nicht ſo unwahrſcheinlich.

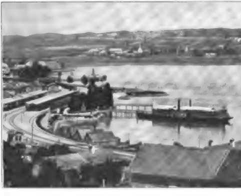
Vor der Abfahrt.

In unaufhörlichem Anſtürmen wird der Centralbahnhof von immer neuen Scharen erobert. Die Fahne an der Ecke verkündet die Extrazüge nach Starnberg und weiter hinunter. Mit Schieben und Drängen, Lachen und Kreiſchen füllen ſich die Bahnſteige und Zug um Zug. Es ſcheint, die drangvoll fürchterliche Enge, das Warten und Raufen um die Plätze, das bierſtimmige Schnauzen der Schaffner, die Einrich-



Ankunft eines Extrazuges in Starnberg.

tung eines Stehparketts in den Wagenabteilen, all das gehört zum Pfingſtvergnügen und all der Lärm ſteigert nur die feſtliche Erregung. Die Hinderniſſe erhöhen den Genuß, der folgt. Das ſieht man ſchon den Geſichtern an, die ſolch ein Extrazugscoupé vereinigt. Da ſind die Kraxelhuber in der „kurzen Wichs“: Lodenrock und Hütl mit Gamsbart, kurze Lederhos, die das Knie freiläßt, dicke Strümpfe und ſchwere, vernagelte Bergſchuhe, in der Hand den Bergſtock; daneben Philiſter im Sonntagsröcklein, rotbackige Mädchen im ſtädtiſchen Gewand, das ſie mitunter weniger kleidet, als die bäuriſche Tracht ihrer Stammesgenoſſinnen in den Bergen vermöchte, und daneben die Mütter im beſten Staat und Kinder wie die Orgelpfeifen. Auf allen Geſichtern, auf den knorrigen, wettergebräunten, wie auf den gedrückteren, ſchreibſtubenbleichen, auf den jugendlichen wie auf den allbereits bierdumpfen oder verrunzelten liegt, in den mannigfachſten Abſtufungen, der Ausdruck der Befriedigung über die wieder einmal vergönnte Friſt des Ausſpannens, des gründlichen Aufatmens zwiſchen zwei langen Reihen gleichförmiger Wochen. Nur eine halbe Stunde, dann heißt's: Starnberg, ausſteigen! Im haſtigen Tempo, wie es nur große Gefahr rückwärts oder großes Vergnügen vorwärts hervorrufen, geht es durch den Tunnel zum nahen Halteplatz der ſchmucken Dampfboote, die den Lieblingsſee der Münchner in abwechſelnden Rundfahrten durchmeſſen. Andere Maſſen fahren im gutdurchſonnten



An der Dampferſtation in Starnberg.

Zug weiter nach Süden, nach Murnau und Garmiſch-Partenkirchen oder nach Kochl und Bichel, wo Deanderln und Buam nach altem Brauch um den Maienbaum tanzen. Indeſſen genießen die „Seefahrer“ ſchon entzückt die Naturreize des weiten Seegebiets im junggrünen Kranz der reichbewaldeten, mit lichten Landhäuſern beſetzten Hügel, über die im Hintergrund die weißen Gipfel des Wetterſteingebirges fernherüber grüßen. Stolz, wie einſt zur Kurfürſtenzeit der bayriſche Bucentaur, durchſchneidet jetzt der überfüllte Dampfer die blauen, glitzernden Wellen. Von einer freundlichen Niederlaſſung zur andern fahrend, wird er überall am Landungsſteg von jungen Mädchen in lichten Kleidern und von neuen Paſſagieren erwartet, denen die bier- und thatendurſtig Ausſteigenden Platz machen. An dem ſchlichten Schloß Berg fährt kein Münchner vorbei, ohne des geliebten Königs Ludwig II. zu gedenken, der hier in den gleichen ſchönen Tagen ein ſo tragiſches Ende fand. Und im Garten von Leoni, der nächſten Station, kann man wohl von dem alten Barden mit dem zitherſpielenden Sohn das trutzig-ſentimentale Lied hören, das die hartnäckige Liebe der Gebirgler zu „ihrem“ König geboren hat: „Mit Carbol und Chloriformen haben ſie ihn umgebracht . . .“ Von Leoni befördert die Drahtſeilbahn zu Pfingſten Tauſende hinauf zur Rottmannshöhe, die eine überraſchende Ausſicht gewährt. Die wenigſten wiſſen etwas von dem Maler, nach dem die Höhe benannt iſt. Bedeutung gibt dem Orte jetzt das markige, am ganzen See ſichtbare Bismarckmonument, das unweit der Rottmannshöhe errichtet wurde. Gegenüber, am anderen Seeufer, ſpiegelt ſich das liebliche Tutzing mit ſeinen Villen und Gärten in dem leichtbewegten Waſſer, und ſo ſteuert das ſtattliche Schiff weiter, nach Bernried, Ammerland, Seeshaupt und wieder zurück die Bahn, die keinen Staub kennt, und ſchafft durch ſeine Bewegung den Fahrgäſten friſchen Luftzug, daß ſie ſich der Sonne freuen können, ohne unter ihrem übertriebenen Wohlwollen zu leiden. Dort üben ſich Sportsleute, dort Laien im Rudern und Segeln. Auf ſchattigen Uferpfaden ziehen Fußwanderer, auf der ferneren Straße raſt der Radfahrer Kilometer auf Kilometer herunter, Sonntagsequipagen, Breaks mit luſtiger Kumpanei raſſeln vorüber, dann und wann ſauſt ein „Schnauferl“ (Automobil) daher, Staub und Benzinduft gratis ſpendend. Und ſo hat jeder in dieſem geſegneten Gebiet nach ſeiner Façon die ſchönſte Feſtfreude. Kein Wunder, daß der Münchner ſeine Seeen und ſeine Berge abgöttiſch liebt. Es iſt denn auch durchaus nicht zu vermeiden, daß gegen Abend, wenn aller-

Floßfahrt auf der Iſar.

Digitized by Google

orten die Stimmung gehoben und weicher zugleich ward, vielfältig neben dem beliebten „O du wunderſchöner, grüner Rhein!“ auch das rührende Lied angeſtimmt wird: „Still ruht der See!“

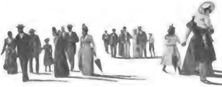
Indeſſen iſt die Stadt trotz der secessio plebis, trotz der Entſendung ſo vieler Tauſende zwar ruhiger als ſonſt, doch keineswegs verlaſſen. Da ſind viele Trupps ländlicher und ſtädtiſcher Gäſte von nah und fern, die man im Gegenſatz zu den Ausflüglern füglich Einflügler nennen ſollte. Da ſind eingeſeſſene Sonderlinge, die ſich freuen, den Engliſchen Garten und die Iſaranlagen einmal in beſonders ruhigem Behagen zu genießen. Da ſind ferner die glücklich Situierten und ſenſitiver Organiſierten, die alle Tage nach Belieben hinaus in die freie Bergwelt fliegen können und heute gern zu Hauſe bleiben, weil ſie den Wettbewerb mit den unüberſehbaren Maſſen nicht lieben. So hat auch der altberühmte, von Arkaden umrahmte Hofgarten mit ſeinen Cafés heute ein feſtliches Ausſehen. An den zahlreichen Tiſchen unter den ſchattenſpendenden Kronen ſitzt ein „gewähltes“ Publikum bei Eis und Kaffee. Die weibliche und männliche Bedienung hat vollauf zu thun. Die eleganten Sommertoiletten der Damen leuchten in allen Schattierungen des Lichten. Stetes Kommen und Gehen hält ſtetes Schauen und Urteilen wach. Halblaute, angeregte Unterhaltung herrſcht an den Familientiſchen, während hie und da ein Einzelner echte Sieſtaträgheit auskoſtet. Kecke Spatzen hüpfen luſtig dicht an die Tiſche heran, um ſüße Bröckchen zu erhaſchen. Tauben von — Beinah-St. Markus (ſie werden ſonſt drüben, gegenüber der Theatinerkirche, bei den venetianiſchen Maſten vor der florentiniſchen Feldherrnhalle gefüttert) leiſten ihnen mit Grazie Geſellſchaft. Auch dieſes friedliche Bild gehört zum Geſamtbild der Münchner Feſttage.

Wenn endlich die Maiennacht den langen Sonntagen mit ihren Freuden und ihren Strapazen ein Ende macht, und männiglich ſich heimwärts ſehnt, dann beginnt draußen in der Umgebung der Hauptſtadt an faſt allen Stationen ein neuer Kampf, der alljährlich wiederkehrende Schrecken der Stationsvorſteher. Zuſammengepfercht wie ganz andere, waſſertrinkende Lebeweſen, aber trotz allem Räſonnieren doch mit gutem Humor, bei Regenwetter mit Galgenhumor fährt man dann der Münchnerſtadt wieder zu, wo vielen erſt noch der Sturm auf die Elek-

Maientanz.

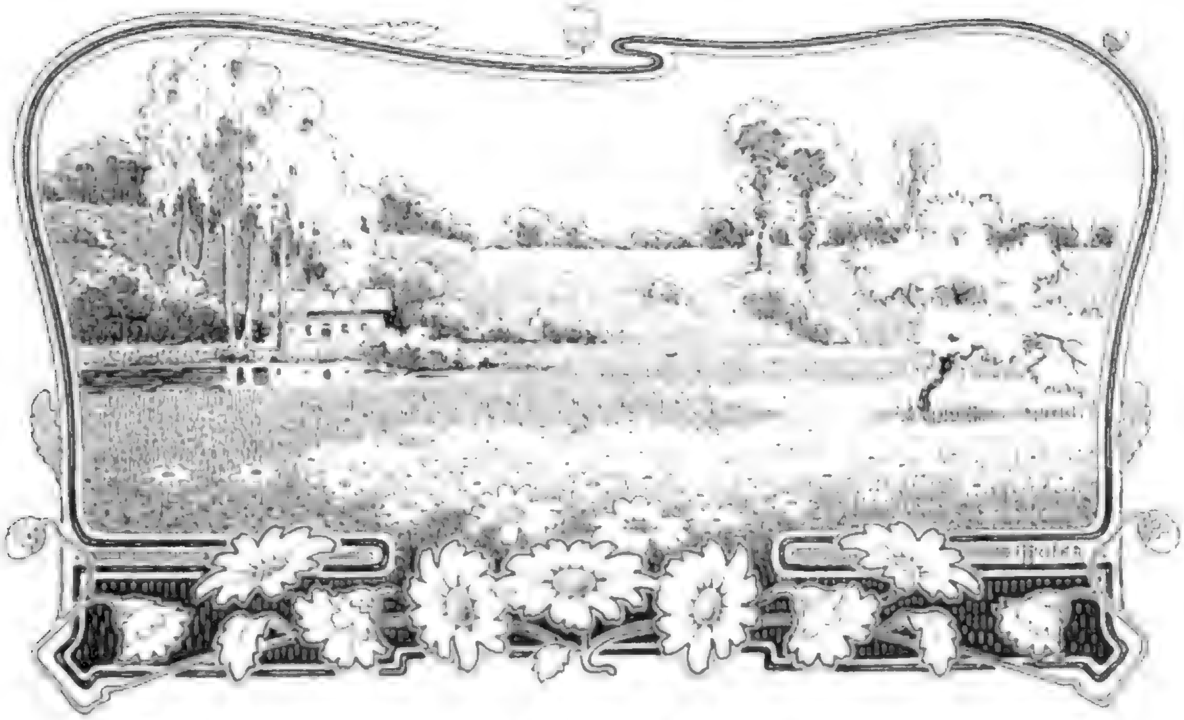
Unter den Hofarkaden.

trische bevorſteht. Todmüde lehnen die kühnen Kraxelhuber in den Ecken, am Stecken den mächtigen Buſchen Almrauſch, am Hut wohl gar ein Edelweiß. Sie ſchnarchen ſchon ein gut Stück vorweg, mitten in dem lärmvollen Treiben. Aufgeheiterte Geſellſchaften dagegen, die das Gehwerk tagsüber wenig angeſtrengt haben, ſingen und gröhlen Lied um Lied, während Kinder, Blumen in den Händchen, auf dem Schoß der Mütter ſchlafen und Liebespaare innig umſchlungen miteinander flüſtern. Halli und Hallo erfüllt die Münchner Bahnhofshallen. Und die Menſchenſtröme wälzen ſich wieder ſtadteinwärts, um ſich bald jedoch zu verteilen. Viele, deren Feſtprogramm nicht abgeſchloſſen, ſtreben noch den Kellern zu. Andere Scharen füllen die Wirtshäuſer und Cafés der inneren Stadt bis tief in die — Polizeiſtunde hinein. Die müden Wanderer beiderlei Geſchlechts aber laſſen ſich, den erleichterten Ruckſack auf dem Rücken, den geſchmückten Bergſtock zwiſchen den Knieen haltend, in der engſten der Engen vom elektriſchen Wagen ihren vier Pfählen entgegentragen. Und ihrer Weisheit letzter Schluß iſt für heut abend, daß ſie gedenken, einen langen Schlaf zu thun, natürlich nicht, ohne durch eine letzte Maß geſtärkt zu ſein. Ein volles Müdeſein iſt ſchon ein halbes Glücklichſein, ſagt Sudermann. Ich glaube, ſo recht pfingſtmüde ſein iſt noch mehr. Schöne Pfingſttage leuchten eine ganze Strecke weit in die folgenden Arbeitswochen hinein. Und — unter uns geſagt — allzu weit braucht's nicht einmal zu reichen; denn der Münchner hat gar viele Feſte im Jahr, und überdies, das muß man ihm laſſen: im Feſtefeiern iſt er gründlich.



Heimkehr.

Digitized by Google



Abendmilde.

Von

Maurice von Stern.

Fächelnd streift der West die Wiese.
Gräser schwanken leis im Wind.
Sonne, Sonne, wie doch diese
Abendstunden lieblich sind!

Traumlicht fliesst in warmen Wellen
Goldig über Busch und Feld.
Sanfter rauschen rings die Quellen,
Leiser schlägt das Herz der Welt.

Schatten gleiten, Blätter schwimmen,
Schwebend wie in Wasser fast.
Süsses, reines Sonnenglimmen
Küsst des Birnbaums Blütenlast.

Alles gibt sich ganz dem Lichte,
Ganz der Abendmilde hin.
Stille, freundliche Gesichte
Nahen auch dem Menschensinn.

Mag sich ihm die Sonne neigen,
Abglanz ihrer Majestät
Schwebt auch in der Nächte Schweigen,
Wenn der Raum voll Sternen steht.

Warm noch von der Sonne Glänzen,
Neuem Lichte lebt die Welt.
Blumen träumen von den Kränzen,
Aufgehängt am Himmelszelt.

Freund, wenn dir im Dunst der Ferne,
Deines Tages Fackel sank,
Gern erspäht das Licht der Sterne,
Wer sich satt an Sonne trank.

Z'weg'n 'n Schmarr'n.

Von

Dr. Edm. von Freyhold.

(Abdruck verboten.)

Fix, alte Schartek'n, häng dir was Warmes um, daß du dich draußen nicht erkälteſt."

„Aba dös is gar z' liab vom Herr Major, daß 'r ſi um d' alt Schartek'n kümmert, daß ſi's Burgl nit verkält'n thuat, — gar z' liab! Freili!"

„Na, denn zu, alte Schartek'n! Mach, häng dir 'ne Schabrack'n um und komm!"

„O mei, wia mi dös g'freut, wenn der Herr Major alt' Schartek'n zua mir ſag'n thuat; gar z' liab, gar zua herzli klingt's. Dös g'freut mi!"

Und dabei lachte die Burgl ſelig über ihr ganzes runzliges Geſicht, warf ein Tuch um die Schultern und folgte uns in den Garten. Wir wollten etwas Obſt von den üppig behangenen Spalierbäumen pflücken, um es einem lieben Freunde nach der Reſidenz zu ſchicken. Burgl, die treue Alte, das weibliche Faktotum auf der Villa des Majors von Braga, hielt uns den Korb. Kindlich freute ſie ſich über die ſchwellenden Früchte, die allmählich die Laſt recht anſehnlich ſteigerten. Aber für ihre ſtarken, ſehnigen Arme kam das gar nicht in Betracht.

Sie war ein Kind des oberbayeriſchen Landes, groß, ſchlank und kräftig gewachſen, mit ſtrahlenden, blauen Augen. Von ihren fünfundſechzig Jahren, die ſie nun ſchon erreicht hatte, machte ſie gar kein Hehl. Die Furchen und Runzeln des Geſichtes redeten eine nur zu deutliche Sprache von langer, mühevoller Lebensarbeit. In ihrer Jugend mochte ſie wohl eine echte Landſchönheit geweſen ſein. Verheiratet hatte ſie ſich nicht. Als ſie noch hübſch war, beſaß ſie nichts, war arm wie eine Kirchenmaus. Jetzt, da ſie ſich durch Arbeit und Sparſamkeit ein für ihre Verhältniſſe artiges Sümmchen zuſammengebracht hatte, das ihr den Lebensabend ſorgenfrei machen ſollte, konnte vom Heiraten nicht mehr die Rede ſein. Aber man ſoll nun mal nichts verſchwören!

Wenn Major Braga während des Winters mit ſeiner Familie in München oder Dresden weilte, hütete Burgl in Tegernſee getreulich die Villa. Unkas, der wachſame, treue Neufundländer, leiſtete ihr dabei Geſellſchaft. Zu thun gab's immer etwas, und Burgl verbrachte nicht gerne ihre Zeit in Nichtsthun.

Im Sommer war ſie auch recht nützlich und dabei von außerordentlicher Vielſeitigkeit. Die Töchter des Majors ſchwärmten für die biedere alte Schartek'n, wie ſie ſeit langem ſcherzhafterweiſe genannt wurde, — und der joviale Hausherr, das Urbild eines echten Edelmannes, Soldaten und Gemsjägers, liebte es mit der Alten hie und da zu plaudern. Niemanden verehrte ſie höher als ihren gütigen, menſchenfreundlichen Herrn.

Im Winter, wenn ſie allein in Tegernſee hauſte, kamen gelegentlich kurze Briefe von ihr an, die von etwaigen Vorfällen auf der Villa und von ihrem eignen Ergehen Kunde brachten. Sie ſchrieb, wie ihr der Schnabel gewachſen war, z. B.:

„I meld dem Herrn Major, daß der

Digitized by Google

Schnee d' Laub'n im Gart'n z'ſammdruckt hat, ganz und gar z'ſammdruckt. Alleweil is dös G'ſtell nit z'repariern. Der Waſtl, dös Malefizluda, hat ma im Kella Äpfeln g'ſtohl'n. Heunt hon i'n derwiſcht. Watſch'n hon i eam geb'n. Dös ſan Prachtſtück von Watſch'n g'wen, hol mi der Sixtl! B'hüat Eahne Gott, Herr Major und d' liab'n Töchter.

Burgl Baumhuberin."

Ähnlich klangen alle dieſe Schriftſtücke. Der Major hatte ſich von ihnen eine ganze Sammlung angelegt. Hatte er Geſellſchaft, dann war das eine unerſchöpfiche Fundgrube zur Belebung der Heiterkeit.

Eines Tages aber war er doch aufs höchſte überraſcht. Kam da wieder von der guten alten Scharteke einer ihrer üblichen Schreibebriefe. Sein Inhalt war in der That geeignet, verblüffend zu wirken:

„I muaß Eahne meld'n, Herr Major, daß i nit länga alloa bleib'n thua. Der Gſtatter-Toni heirat mi. Z' Johanni is d' Hochzet. D' Katz'n, d' Malefizkatz'n, ſchrein alleweil d' ganz Nacht. Ma hat koa Nachtruah mehr. B'hüt Eahne Gott, Herr Major und d' liab'n Madeln.

Burgl Baumhuberin."

„Alle Wetter, die alt' Scharteken iſt verrückt geworden, die Vogelſcheuch'n! Rein verrückt!" Und ſofort ſetzte ſich der Major hin und ſchrieb ihr ebenſo lakoniſch, wie ſie es zu thun pflegte:

„Liabe alt' Schartek'n! Laß mi aus! Verruckt biſt. Laß dös dumm Heirat'n ſan. Dei Geld will 'r, weita nix! B'hüat Di Gott. Major von Braga."

Darauf kam nach wenigen Tagen ganz prompt die Antwort:

„I meld Eahne, Herr Major, verruckt bin i nit. Ma wern ja ſehg'n. I laß dös Heirat'n nit. Sakradi! der Gſtatter-Toni is a braver Mo, a ſchöner Mo, a liaber Mo! Freili! B'hüt Eahne Gott, Herr Major. Burgl Baumhuberin."

Da war alſo nichts zu machen. Burgl war und blieb Braut. Anton Gſtatter, ihr Verlobter, war zwar ein gutes Jahrzehnt jünger als ſie. Aber das blieb ſich gleich. Er hatte nun mal ein Auge auf die Burgl geworfen, und ſie fand das ganz in der Ordnung.

„'s is nit guat, daß der Menſch alloa lebt!"

Die Geſchichte dieſer Liebe war ebenſo einfach wie herzbewegend. In der Villa des Herrn Majors wurden nämlich anfangs Februar Parkettböden gelegt. Täglich hatten da mehrere Arbeiter zu thun, unter ihnen auch der Gſtatter-Toni. Er wohnte etwas weit ab. Für ihn lohnte es ſich nicht, mittags nach Hauſe zu gehen. Er brachte ſich ſein Mahl mit und verzehrte es in der warmen Küche, wo gleichzeitig Burgl auch für ſich irgend etwas zuſammenprepelte.

Toni wollte eines Tages gerade einen kalten Schmarr'n in Angriff nehmen. Es iſt das eine halb pfannkuchenartige, halb kloßähnliche, höchſt beſcheidene Speiſe aus Mehl, Waſſer, Salz und etwas Fett, des oberbayeriſchen Arbeiters Lieblingsgericht. Da kam ihm ein ebenſo kluger, wie naheliegender Gedanke.

„Geh zua, Burgl, mach ma'n Schmarr'n hoaß. Kalt ſchmeckt 'r nit halbet ſo guat."

„I mach dir'n hoaß, Toni. I thua's gern. Freili!"

Geſagt, gethan! Burgl fügte ſogar noch etwas Schmalz hinzu, und als Gſtatter den lieblich duftenden, heißen Schmarr'n verzehrte, meinte er noch nie in ſeinem Leben ſo vorzüglich geſpeiſt zu haben.

„G'ſegn's dir Gott, Toni!"

„Vergelt's Gott, Burgl!"

Am nächſten Tage wiederholte ſich die Sachlage. Der mitgebrachte Schmarr'n war kalt, auch nicht beſonders fett.

„Geh zua, Burgl, mach ma'n Schmarr'n hoaß. Kalt ſchmeckt 'r nit halbet ſo guat."

„I mach dir'n hoaß, Toni. I thua's gern, hol mi der Sixtl! Freili!"

Und nach wenigen Minuten ſtellte ſie den Teller mit dem dampfenden Schmarrr'n vor ihn auf den Tiſch mit dem Wunſche: „G'ſegn's dir Gott, Toni!"

„Vergelt's Gott, Burgl!"

Am dritten Tage trat Gſtatter mittags mit leeren Händen in der Küche an. Er meinte, ein friſcher Schmarr'n ſei ebenſo ſchnell gebacken, wie ein kalter heißgemacht.

„Geh zua, Burgl, back mir 'n Schmarr'n. Mitg'bracht ſchmeckt 'r nit halbet ſo guat!"

„I back dir 'n Schmarr'n, Toni. I thua's gern. Freili! Freili!"

Für den Gſtatter-Toni war das heute

der ſchönſte Schmarr'n ſeines Lebens. So groß, ſo duftig und appetitlich hatte er noch keinen geſehen.

„G'ſegn's dir Gott, Toni!“

„Vergelt's Gott, Burgl! Is dös aba an Prachtsſchmarr'n!“

Von dieſem Tage ab machte Burgl dem Gſtatter-Toni täglich ſeine Lieblingsſpeiſe. Sehr bald war das zu einer feſtbegründeten, gewiſſermaßen altersgewohnten Einrichtung geworden. Toni gedieh dabei ganz ausgezeichnet. Leider war der Tag nicht mehr fern, wo in der Bragaſchen Villa der neue Parkettboden fertig ſein mußte. Toni kratzte ſich nachdenklich hinter den Ohren, wenn er ſich an den Fingern dieſen unerfreulichen Zeitpunkt ausgerechnet hatte.

Er war ſeit Jahren Witwer. Kinder hatte er nicht. So hauſte er einſam in ſeinem Bau wie ein grießgrämiger Hamſter. Seine Mahlzeiten kochte er ſich ſelbſt, ſchlecht und recht, ſo gut es eben ging. Seine Kammer fegte er, wenn er dazu Zeit hatte. Meiſt hatte er keine Zeit dazu. Niemand hielt ſein Lager in Ordnung, auf das er abends die müden Glieder ausſtreckte. Er kroch in die Vertiefung hinein, die er morgens zurückgelaſſen hatte. Nur am Sonntag fand er Muße, den hartgelegenen Strohſack locker zu rütteln und zu wenden. Und nun gar erſt die jämmerliche Beſchaffenheit der von ihm ſelbſt bereiteten Koſt! Nein, nein! Das ſollte anders werden!

Das konnte anders werden! Das mußte anders werden!

„Sakradi! 's is nit guat, daß der Menſch alloa lebt!“

Burgl war jetzt das Weib ſeiner Träume. An anderweitiger Damenbekanntſchaft fehlte es ihm. Sie war zwar äußerlich ſchon einigermaßen runzlig, innen aber noch kernfeſt. Sie glich einem guten, ſaftigen Apfel im März, deſſen Schale auch ſchon welk, fleckig und unſcheinbar geworden iſt. Dafür entſchädigt aber das untadelhafte Innere.

„Sakradi! d' Burgl muaß mi heirat'n.“

Jawohl, Burgl ſollte ſein triſtes Heim verſchönern. Noch heute wollte er mit ihr reden. —

„Grüaß di Gott, Burgl!“

„Grüaß di Gott, Toni! Glei kriegſt 'n Schmarr'n. Glei is 'r firti!“

„Burgl, liabs Burgl, i hätt dir a Bitt.“

„Was moanſt, was willſt, Toni? I thua's dir gern, wann i kann. Freili!“

„Burgl, i wollt di frag'n: Willſt ma nit 'n Schmarr'n backen fürs ganze Leb'n? Geh zua, Burgl, back mir'n Schmarr'n fürs ganze Leb'n.“

„Wie moanſt dös, Toni?“

„I moanet, Burgl, heirat'n möcht' i di gern. Sollſt ma mei Lebta 'n Schmarr'n back'n. Geh zua, heirat mi, Burgl. Willſt mi nit?“

Und Burgl, die alt' Schartek'n, that wie ein junger Backfiſch an ihrer Stelle gethan haben würde. Sie wurde rot, ſie ſenkte verſchämt ihr Haupt, ſie lächelte halb verlegen, halb beglückt und zupfte am Schürzenband herum.

„Geh zua, Burgl, mei guat's Burgl, heirat mi!“

Und Burgl fand ſich endlich ſelbſt wieder. Sie hob den Kopf, ſah Toni herzlich und freundlich lächelnd in die Augen und ſagte:

„I heirat di, Toni. I thua's gern! Freili, freili, freili!“

Toni aber that in ſeiner Herzensfreude einen lauten Juchſchrei, daß Unkas unter der Bank am Herde erſchrocken davon aufwachte und verwundert zuſchaute, wie Toni ſein Burgl minniglich im Arm hielt und küßte.

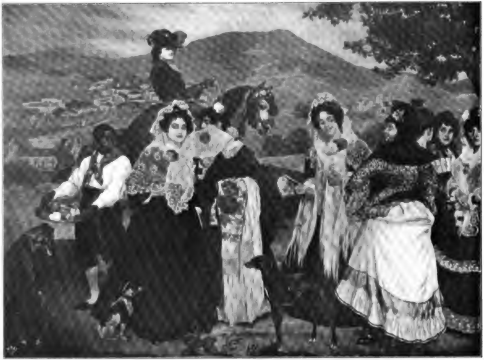
Unkas war ein kluges Tier. Er ſah, daß ſeinem Burgl kein Leid geſchah. Iſt's ihr recht, — mir ſchon lange! mochte er denken. Die Sache war ihm aber nicht intereſſant genug. Er legte daher bald den mächtigen Kopf auf die Pfoten zurück und ſchlief wieder ein. —

An dieſem Tage war es, wo Burgl dem Herrn Major in dem uns bereits bekannten Briefe von ihrer Verlobung mit Anton Gſtatter Mitteilung machte. Wie er die Nachricht aufnahm, wiſſen wir.

„Verrückt iſt die alte Vogelſcheuche,“ brummte er, „und der Kerl doppelt verrückt! Hol euch der Sixtl!“

* * *

Burgl, die gute alt' Schartek'n, war recht glücklich. Ledig bleiben iſt gut, dachte ſie, — aber heiraten iſt beſſer. Sie hatte alles mit Toni verabredet, ihre Pläne geſchmiedet, Luftſchlöſſer gebaut.



Corso nach dem Stiergefecht. Gemälde von Ignacio Zuloaga.
(Aus dem Werke „Ars Nova“, Verlag von Max Herzig & Co. in Wien.)

Digitized by Google

Freilich, anders war's jetzt, wie einſt vor vierzig Jahren.

Damals war ſie noch ein junges Ding von fünfundzwanzig Lenzen, die lachende, luſtige Burgl, fröhlich wie eine Lerche, immer ein Lied oder einen Jodler auf den Lippen, Sonnenſchein im Herzen. Verliebt war ſie damals bis über die Ohren, — und verlobt.

Ein junger Forſtgehilfe war's geweſen. Toni hatte auch er geheißen. Wie ſonderbar. Nun war's wieder ein Toni, nach vierzig liebeleeren Jahren wieder ein Toni!

Mit dem erſten hatte damals das Glück nur wenige Wochen gedauert. Eines Tages trug man ſeine zerſchmetterte Leiche zu Grabe. Er war in den Bergen abgeſtürzr. Das war der ſchrecklichſte Schlag ihres Lebens. Lange hatte ſie ihm nachgetrauert und nachgeweint.

Niemals fand ſich ein zweiter, der die arme Burgl gemocht hätte, nie einer, den ſie hätte lieben können. Jetzt endlich nach vierzig Jahren war das anders geworden. Sie war wieder Braut.

„Z'weg'n 'n Schmarr'n!“ lachte ſie ſelbſt.

Damals, vor vierzig Jahren, hatte noch ihr Mütterchen gelebt. Manch ſchönes Stück an Wäſche und dauerhaftem, wenn auch grobem Linnen hatte ſie der Tochter für ihre dürftige Ausſtattung geſchenkt. Das meiſte davon war nun im Laufe der Jahrzehnte verbraucht worden. Aber ein Pack, ſorgfältig verſchnürt, lag noch zu unterſt in der großen Truhe. Heut dachte ſie daran, nachdem Toni ſie verlaſſen hatte.

Das Verlobungsmahl hatten ſie gemeinſam verzehrt. Ein guter Kaffee, allerbeſter Malzkaffee von Kathreiner, hatte das Mahl gewürzt. Dann war Toni zur Arbeit gegangen, und Burgl blieb auch nicht müßig.

Im Drange der täglichen Geſchäfte vergaß ſie das Bündel in der Truhe.

Aber mehrere Tage ſpäter fiel es ihr wieder ein. Sie ſchlich ſich jetzt auf ihr Stübchen. Nebenan im Alkoven ſtand der große alte Koffer. Geſchäftig kramte ſie darin herum. Endlich fand ſie, was ſie ſuchte, das Päckchen von ihrer Mutter, den Reſt der einſtigen Ausſtattung.

„Guat's Muatterl!“ murmelte ſie, und eine ſtille Thräne fiel auf das verſchnürte Bündel. Sie drehte es in den Händen.

„Mei Muatta ſeli, Gott tröſt's, hat ma's geſchenkt. Was is drin? I woaß längſt nit mehr. I verhoff, i kann's no brauch'n.“

Und ſie löſte die Bindfäden, wickelte die Umhüllung ab. Winzige Hemdchen, Jäckchen und Mützchen kamen da zum Vorſchein und noch winzigere Strümpfchen. Sie wurde rot, die alt' Schartek'n, aber ſie mußte doch lachen. Ja, und hier viereckige Tücher, weiche Linnen, faſt ein volles Dutzend, zwar etwas vergilbt und wohl auch einigermaßen mürbe und hinfällig, ſonſt aber noch unbeſchädigt.

„O mei, o mei! Dös ſan ja Wind'ln. Da muaß i lach'n. Die brauch i nimma. Die Zeit'n ſan vobei! Ja durtmals! — Aba i will's nit verred'n.“ Vielleicht fiel ihr in dieſem Augenblick Sarah ein, die fromme Mutter Sarah, die den kleinen Iſaak auch erſt mit neunzig Jahren bekommen hatte. Aber Burgl wehrte die verwegenen Gedanken ab und packte das Bündel lachend wieder zuſammen.

„O mei, o mei, Burgl! Biſt denn völli verruckt, alt' Schartek'n? Alleweil hat 'r recht, der Herr Major. Verruckt biſt!“ —

Tage und Wochen vergingen nun. Bald ſollte auch die Herrſchaft aus München zurückkommen. War doch der Frühling ins Land gezogen mit ſeiner ganzen Pracht. Meiſtens erſchien Toni zur Mittagsmahlzeit, aber er blieb auch nicht ſelten aus, wenn er in einer entlegeneren Gegend zu arbeiten hatte. Das wiederholte ſich mehr und mehr, und bald kam er faſt nur noch Sonntags. Burgl fand das ganz in der Ordnung.

„Mei Toni is 'n braver Mo! 'n fleißiger Mo! 'n liaber Mo!“

Sie ahnte nicht, daß auch in ihrem Paradieſe eine Schlange hauſte, eine arge, glatte Schlange. Die hieß Mirzl Monacherin und war bereits Witwe, zählte aber der Sommer ein volles Viertelhundert weniger als die glückliche, bräutliche Burgl.

Wie das ſo im Leben zugeht. Der Gſtatter-Toni war, wie wir gehört haben, ſeit vielen Jahren Witwer, und doch hatte kein Dirndl, keine Witfrau nach ihm gefragt, noch auch nur den Kopf nach ihm gewendet.

Jetzt war er verlobt, — und da ward's

plötzlich anders. Die Madeln drehten ſich nach ihm um, wenn er vorbeiging und ſchauten ihm nach.

Mirzl machte es noch anders. Sie fand, daß in ihrem Häuschen allerlei Schadhaftes der Ausbeſſerung bedürfe, und ſchickte nach dem Gſtatter-Toni. Was da ſchadhaft war, hatte zwar dieſen unerfreulichen Zuſtand ſchon ſeit manchen Jahren gezeigt, ohne daß in Mirzl jemals der Gedanke erwacht wäre, daß Abhilfe not thue.

Jetzt war das was anders. Der Toni mußte her, der dumme Tropf, wie Mirzl meinte.

Und Toni kam und ging an die Arbeit. Als es dann Zeit war an das Mittageſſen zu denken, überlegte er ſich, wie weit er's zu Burgl habe. Da störte ihn Mirzl in ſeinem Sinnen.

„Magſt 'n Schmarr'n, Toni, 'n hoaßen Schmarr'n?“

„Natürli, Mirzl! I nimm'n gern. Freili! Dös warum denn nit?“

Bald ſaß er mit Mirzl und deren zehnjähriger Tochter Amrei zu Tiſche und ließ es ſich ſchmecken. Arme Burgl! Die Schlange! Wehr dich, Burgl, hüt deinen Toni!

Amrei war gegangen. Mirzl und Toni ſaßen noch und ſchlürften jetzt Kaffee. Der war von echten Kaffeebohnen gebraut, mit Zuhilfenahme eines großen Stückes feinſter Cichorie. Mirzl wußte, was ſich gehört.

Tags darauf ging's wieder ſo. Auch einen Braten gab's. Amrei ging wieder, als der Kaffee kam. Mirzl und Toni tranken ihn unter traulichen Geſprächen. Wenn er wieder an ſeine Arbeit gehen wollte, wußte ſie ihn immer noch aufzuhalten. Lachend ſagte ſie mit funkelnden Augen, — Schlangenaugen funkeln bekanntlich immer, wenn ſie ihr Opfer anſchauen:

„Preſſiert's dir, Toni? Mir preſſiert's nit. Magſt no'n Kuch'n? Oder willſt liaber hoam zua'r Burgl? Gelt, du Schlankl, di kenn' i! Kimmſt no zeiti gnua hin.“

Und er lachte gleichfalls und beteuerte, daß er ebenſowenig Eile habe. Na, und zur Burgl? Daran dachte er gar nicht. Hier war's viel ſchöner.

So ging's die ganze Woche. Als der Sonntag kam, wußte Toni nicht, ſollte er bei Burgl eſſen oder bei der Mirzl. Er entſchied ſich für das letztere.

Dort ſchmeckte es ihm noch beſſer. Burgl lief ihm ja nicht weg. Der Weg zu ſeinem Herzen führte ſtark durch den Magen. Alſo auf zur Mirzl, natürlich im flotteſten Sonntagsſtaat.

„Grüaß di Gott, Mirzl. Därf i heunt kemma?“

„Aba g'wiß, Toni. Wirkli, dös g'fallt ma, daß du zua'r Mirzl kemma thuaſt. Dös g'freut mi.“

Und Toni nahm Platz im Stübl. Mirzl ſchenkte ihm ein Glas Enzianer ein und ſtellte die volle Flaſche daneben zu beliebigem weiterem Gebrauch. Dann ging ſie das Eſſen richten, das ſchon faſt fertig auf dem Herde ſtand. Heut am Sonntag ließ ſie ſich erſt recht nicht lumpen.

Toni fand es hier wunderſam behaglich. Er plauderte mit der munteren Amrei und ſchlürfte bereits den zweiten Enzianer. Mirzls Töchterchen verſuchte auch ſchon mit ihm zu kokettieren, lachte und trieb allerlei Kurzweil. Als Mirzl wieder hereintrat, den Tiſch deckte und das Eſſen auftrug, gab Toni ſich dem Genuſſe des dritten Enzianers hin. Dieſen hatte ihm Amrei eingeſchenkt. Die Mutter ermunterte ſie zu ſolchen Liebenswürdigkeiten.

Bei Tiſche ging es ſehr vergnügt her. Toni hieb auf das tapferſte ein. Die große Schlange Mirzl und die kleine Schlange Amrei überboten ſich, ihm das Mahl jede nach ihrer Art ſo angenehm wie möglich zu geſtalten. Nachdem abgeräumt worden war, kamen wieder Kaffeetaſſen zum Vorſchein, für Amrei das Zeichen ſich hinaus ins Freie zu ſchlängeln.

Toni verhielt ſich ſchweigſam. Er gab ſich dem überaus wohligen Gefühle hin, gut und reichlich geſpeiſt zu haben. Mirzl ſeufzte.

„Was haſt, Mirzl? Druckt di ebbas?“

Mirzl ſchwieg, aber ſie ſeufzte noch tiefer.

„Kinnſt ma's nit ſag'n, Mirzl, was di d'druck'n thuat?“

„O mei, o mei, Toni! I hon neambd, der ma's Amrei b'ſchütz'n helf'n thuat. Alleweil is's no kloan; bal aba kimmt d' Zeit, wo's 'n B'ſchützer nöti hat. Un i bin alloan.“

„Heirat'n muaßt, Mirzl,“ lachte Toni.

„Geh, laß mi aus mit'n heirat'n. 's will mi halt koan Menſch. I draah koam 'n Hals um, aba 's mag mi halt neambd. I laug'n 's nit, 's is nit guat, daß der Menſch alloan umma geht auf der Welt, — aba ſit dera Zeit, daß mei Mo ſeli, Gott tröſt'n, hoamgang'n is, g'freut ma's Leb'n nimma. Neambd mag halt 's Mirzl, neambd!"

„Aba Mirzl! I woaß oan'n, der di wirkli mag, liab's Mirzl. I kinnt dir'n zoag'n."

„Geh hoam, i glaub's aba nit. Z' ſchiach bin i, — ehnder no, wann i wär, wia d' Burgl, d' liab alt' Schartek'n. Geh hoam, 's mag mi halt neambd."

„Laß mi aus mit d' alt' Schartek'n. I woaß oan, die i glei nimm, wenn's mi will. I woaß aa oan'n, der di glei nimmt, liab's Mirzl. I kinnt dir'n zoag'n, glei auf dera Stell."

„Geh zua, zoag'n mi, Toni. Sunſt glaub' i 's nit, aba glei auf dera Stell."

„Glei auf dera Stell, liabs Mirzl, dös ſel verſteht ſi von ſelm. Druck d' Aug'n zua, feſt zua. Nacha kimmt 'r."

Und Mirzl rückte etwas vom Tiſche ab, daß der erhoffte Eine beſſer zu ihr kommen könne, machte ein erwartungsvolles Geſicht, ſpitzte den Mund und drückte die Augen feſt zu. Sie brauchte nicht lange zu warten, da hatte ſie einen herzhaften, lauten Kuß von Toni auf den Lippen. Sie riß die Augen auf, als ob ſie erſchreckt und verwundert wäre, und that ſehr verwirrt.

„Meiner Sixen, Toni, daſchreckt haſt mi. O mei, o mei! Dös, wann oan'r g'ſehg'n hätt! O mei, o mei! Ganz damiſch bin i, wirkli ganz damiſch. Ins Waſſa ging i, wenn dös oan'r g'ſehg'n hätt, ins Waſſa! Aba, wo is 'r, der oan, Toni, wo is 'r, der d' Mirzl mag?"

Und ſie blickte neugierig um ſich, als ſuche ſie den verheißenen Einen, und machte Miene, nochmals die Augen zu ſchließen. Da lachte der Toni, faßte ſie abermals am Kopfe und begann wieder zu küſſen.

„Mirzl, liabs Mirzl, der Oan bin i ſelm, dös verſteht ſi von ſelm. Magſt mi denn aa?"

„O mei, dös verſteht ſi aa von ſelm. I nimm di, Toni. Aba die Burgl? Was thuaſt mit 'r Burgl?"

„Kreuzſakra! 'n Abſtandsgeld zahl' i der Burgl, drei Markl'n. Gnua is's für die alt' Vogelſcheuch'n, völli gnua!"

So waren denn Mirzl und Toni, der Treuloſe, der ſchändliche Verräter, verlobt. Von nun an mußte Amrei „Vata, liab'r Vata!" zu ihm ſagen.

Er nahm ſie auf den Schoß und küßte ſie, und dann umhalſte er wieder ſein Mirzl und küßte ſie auch.

Schändliche, ſchlechte Welt. Gut, daß Unkas das alles nicht ſah. Er hätte jetzt entſchieden auf das unwilligſte geknurrt und die Zähne gefletſcht.

⁂

Unkas lag an dieſem Nachmittage bei Burgl an ſeinem gewohnten Platze, unter der Bank nahe am Herde. Burgl ſtrickte und las mit Zuhilfenahme einer großen Hornbrille in einem alten, dicken, längſt verleſenen und ſtockfleckigen Erbauungsbuche. Sie war ein kindlich frommes Gemüt, — ohne Falſch wie die Tauben! Sie war ganz anders als Mirzl, welche das „klug wie die Schlangen" zu ihrem Lebensgrundſatz gemacht hatte.

Von Zeit zu Zeit blickte Burgl von ihrer Lektüre auf, ſchaute nach, ob ſie keine Maſche am Strumpf fallen gelaſſen habe, und ſah nach der alten Wanduhr.

Es beunruhigte ſie doch, daß Toni auch heute nicht gekommen war. Horch!

Da wurden Schritte auf dem Kieswege laut. Unkas erhob den Kopf und knurrte leiſe. Aber Toni war es nicht, der da kam. Waſtl, der Geißbub, war der Ankömmling, derſelbe Waſtl, der einige Monate vorher von Burgl beim Äpfelſtehlen erwiſcht und durch einige ebenſo gutgemeinte, wie derbe Watſch'n auf den Pfad der Enthaltſamkeit und Tugend zurückgewieſen worden war. Von Waſtl konnte man nicht ſagen „klug wie die Schlangen". Bei ihm hieß es vielmehr „dumm wie die Ochſen!"

Waſtl kam als Bote, von Toni geſendet. Es war ihm genau eingeprägt worden, was er zu ſagen habe. Wider Erwarten hatte er das gut begriffen und entledigte ſich ſeiner diplomatiſchen Sendung ohne alle Umſchweiſe.

„Grüaß di Gott, Burgl! Der Gſtatter-Toni ſchickt mi und die Mirzl Monacherin. Vom Heirat'n kinnt koa Red ſan. Mit 'n Schmarr'n alloa wär 's nit thoan!“

„Was ſagſt, Waſtl? Der Toni ſchickt di?“

„Ja, der Toni! Heirat'n kinnt 'r di nit! Mit 'n Schmarr'n alloa wär 's nit thoan. Drei Markl'n kriegſt von eam als Abſtandsgeld. Hier ſan's die drei Markl'n. Vor ara halb'n Stund hat ſi der Toni mit 'r Mirzl voſproch'n.“

Wortlos ſtarrte Burgl bald auf den ſie anglotzenden Waſtl, bald auf den harten Thaler in ihrer Hand. Sie wurde blaß, aber ſie faßte ſich ſchnell wieder, reckte ſich auf und ſtand kerzengerade, hoch erhobenen Hauptes da.

„So? Vor ara halb'n Stund mit 'r Mirzl voſproch'n? Wia mi dös g'freut, daß i den Lump'n los und ledi bin. Sag 's eam, dem Malefizhallodri. Wirf eam die drei Markl'n vor d' Füaß, dem ſchiach'n Kerl, ſo wia i dir's vor die Füaß wirf.“

Und ſie ſchleuderte den Thaler verächtlich auf die Steinflieſen, daß er hoch aufſprang und dem Waſtl beinahe ins Geſicht geflogen wäre, wenn er ſich nicht behend geduckt hätte.

Der Thaler rollte unter einen großen Schrank. Waſtl achtete nicht ſeines Sonntagsſtaates. Eiligſt warf er ſich, ſo lang er war, auf den Boden und krabbelte unter dem Schrank herum, bis er ſeinen Thaler hatte. Er gab ſich der angenehmen Hoffnung hin, daß Toni ihm großmütig das von Burgl verſchmähte Geld überlaſſen werde.

Waſtl war noch kein Menſchenkenner. Er hatte ſich verrechnet. Toni ſteckte nachher den Thaler gemütlich in die eigene Taſche zurück. Doch das war ſpäter.

Einſtweilen ſtand Waſtl noch bei Burgl in deren Küche und putzte an ſeinem ſtaubig gewordenen Anzug herum.

„Drei Markl'n Abſtandsgeld!“ hohnlachte Burgl. „Viel z' viel für den Lump'n. Mit oan is 'r wert, nit oan!“

Aber ſie beruhigte ſich und ſetzte freundlich hinzu:

„Magſt nit a Stückl Kuch'n, Waſtl? Äpfel hon i nimma für di. Aufgeſſ'n ſan's. Nimm dir no 'n Stückl Kuch'n. So! Und alleweil mach, daß d' außi kimmſt zua dei'm Toni und zua 'r Mirzl. B'hüat di Gott, Waſtl!“

Waſtl war gegangen, eifrig und mit großer Hingabe an ſeinem Kuchen kauend. Er hatte ſich den Empfang, den er bei Burgl gefunden, ganz anders vorgeſtellt.

„Aba d' Burgl is doch 'n guat's Leut!“ geſtand er ſich rückhaltlos.

Burgl aber ſaß ſehr nachdenklich da. Dann fiel ihr Blick auf die Kaffeekanne, die von ihr auf den Herd für den ungetreuen Toni warm geſtellt worden war. Sie ſchenkte ſich jetzt ſelbſt ein Schälchen nach dem andern ein und trank es aus, — das Beſte, was ſie thun konnte.

Das wirkte wunderbar beruhigend auf ihre Nerven, ſo daß ſie ſich auch dem Reſte des Kuchens widmen konnte.

„Recht is ma g'ſcheg'n! I war zua verruckt!“ Dann griff ſie zu Papier, Feder und Tinte, ſetzte die Hornbrille wieder auf, die ſie bei Waſtls Eintreten abgelegt hatte und begann zu ſchreiben:

„I meld Eahne, Herr Major, daß i verruckt war, wirkli verruckt. Aba i bin's nimma. Laßt's mi aus mit 'n heirat'n. Der Gſtatter-Toni is 'n Lump, 'n Hallodri, 'n Malefizluda. Er mag mi nit, er will mi nit, er nimmt mi nit. D' Mirzl heirat 'r. I vergunn's eam. I mag 'n nit, i will 'n nit, i nimm 'n nit. Hol mi der Sixtl. Ledi bleib i. Freili! Soll ma no oaner kimma mit 'n heirat'n! Kerl, di will i 's Bet'n lehr'n! B'hüat Eahne Gott, Herr Major, und die liab'n Madeln. I thua 's warn'n vor d' Mannsleut, d' voſlixt'n.

Burgl Baumhuberin.“

Das war Burgls längſter Brief. Des Majors Antwort war viel kürzer:

„Grüaß Di Gott, alte Schartek'n! Recht haſt. Laß 'n laufen, den Hallodri. So ſan's alle. B'hüat Di Gott!

Major Braga.“

* * *

Der Major war mit ſeiner Familie längſt wieder in der Villa bei Tegernſee eingezogen. Burgl hatte er kreuzvergnügt angetroffen. Ja, ſie war ſogar imſtande, die Geſchichte ihrer verunglückten Verlobung ganz launig zu erzählen. So erfuhr auch ich davon durch Fräulein Karoline, eine der Töchter des Majors.

Nur ein einziges Mal noch wurde Burgl äußerſt unwirrſch. Das war frühmorgens am Johannistage. Da hätte ihre Hochzeit gefeiert werden ſollen, und nun wurde die ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin, der falſchen Mirzl, abgehalten.

Es war noch ganz früh am Tage. Burgl hatte Urlaub bekommen. In die Berge wollte ſie hinauf, weit hinauf auf die Alm, dort, wo ein kleines Kapellchen einſam an einer Felswand ſteht.

„I will's heunt nit hör'n, das G'bimpl vom Kirchturm, wann d' Mirzl und der Toni Hochzet hab'n. Z'wid'r is ma dös G'bimpl. I mag's nit hör'n, i kann's nit hör'n, i will's nit hör'n. Sakradi! Hol enk der Teufl mit enkera Hochzet!"

Und fort ſauſte ſie hinauf auf die Alm.

Am Abend aber kehrte ſie friſch und vergnügt heim. Als ſie aber vernahm, daß ein lieber, berühmter Freund des Majors ſeinen Beſuch für den folgenden Tag angeſagt habe, — ein Mann, den auch ſie hoch verehrte, wiewohl ſie von ſeiner weltbekannten Bedeutung keine Ahnung hatte, da jubelte ſie laut:

„Der Moaſta, der liabe Moaſta! Verzähl'n muaß i dem Moaſta, dem Herrn Richard Wagna, wann 'r morg'n kimma thuat, wia d' Burgl, die alt' Schartek'n, verruckt g'wen is, — z'weg'n 'n Schmarr'n, — un wia's wieda g'ſcheit is wor'n, — aa z'weg'n 'n Schmarr'n, 'n fett'n Schmarr'n von dera Mirzl!"

Und der Meiſter lachte am anderen Tage hellauf, als ihm die Alte die Geſchichte ihrer zweiten und letzten Verlobung erzählte.

„Ja, ja!" wiederholte er unter Lachthränen. „Mit 'n Schmarr'n alloa is 's nit thoan! Freili, freili!"

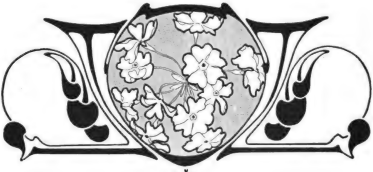
Roſen.

In lauter Roſen lageſt du
Und ſchienſt zu ſchlafen.
Dein ſchwankes Schifflein kam zur Ruh'
Im Heimathafen.

Der Lärm des Lebens fand kein Thor,
Zu dir zu dringen.
Mit einemmal vernahm mein Ohr
Ein ſeltſam Singen.

Mein Lied, wie du's vor Zeiten oft
Jubelnd geſungen
An deinem Sarg iſt's unverhofft
In mir erklungen:
„Iſt unſer Häuschen auch noch ſo klein
Roſen ſollen darinnen ſein . . ."

Langewieſche.



Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Aufatmend ſpringe ich auf. Ein Blick aus dem Fenſter thut mir not. Ich muß mich überzeugen, daß die Welt noch die alte iſt, der Himmel noch blau und die Geſpenſter nicht am hellen Mittag auf allen Trottoirs flanieren. Nach einer ſtundenlangen Wanderung durch die Gärten der modernen Lyrik hält man auch das Undenkbare für möglich. Es gibt nicht viel Erfreuliches im Lande der Neuromantik. Nur das Eine muß man unbedingt anerkennen: Bequem wird einem das Reiſen hier gemacht. Die Füße darf man getroſt zu Hauſe laſſen. Überall ſtehen Winde und Wolken, Schwan- und Drachengeſpanne, „ſchwarze Königsroſſe“, goldgezäumte Zelter und zahme Reitlöwen im Poſtrelais bereit. Oder, wenn man lieber will, gleitet man auf „Sohlen der Nacht“, „ſchwebt von Sehnſuchtsfittichen getragen“ und fährt im „Nachen des Traumes“ durch „gedankenbleiche Fluten“. So bequem aber die Reiſe iſt, ſie verſetzt einem doch den Atem und unterwühlt die Nerven. Durch „violette Lüfte“ eilt man dahin, „grünes Gewölk“, grün wie der „Glaube unſrer Jugend“, umſäumt den Pfad. Weithin dehnen ſich unter uns Gärten und Felder mit „ſchwarzen, blutgeäderten Orchideen“, mit „wolluſtgelben Königskerzen“, auf denen ſich Elfen ſchaukeln, mit „brünſtig glühenden Tulpen“, aus deren Kelchen „Schlangen mit Evaköpfen“ züngeln. Über uns der Mond benimmt ſich „wie ein alter Clown“. Er grinſt, „ſchneidet Fratzen“, verzerrt ſeine Züge zu „fauniſchem Lachen“, ſchminkt ſich als „Totenkopf“, und flammt dann plötzlich auf wie eine „frührote Dahlie“, eine „traumrote Mohnblume“, wie ein „aufgedunſener roter Kohlkopf“. Schwärme von Mädchen begegnen uns, ſeltſame Lieder ſingend. Sie alle in langen, ſchleppenden Gewändern, „ſinnverwirrte Chryſanthemen“ in den Händen, die Augen „ſeegrün“, „ſaphirblau“, todesdunkel, „rätſelhaft amethyſten“. An jeder Wolkenecke lauert eine Circe, den Wanderer in ein unromantiſch realiſtiſches Schwein zu verwandeln. Auf jeder Felſenkuppe hockt ein Lyriker, blaß, verſtört, geknickt, zerbrochen, in „lilienweiße Erinnerungen“ verſenkt, ſchluchzend um die eigne liebe Seele, die „verloren auf der Heide irrt“! Träumeriſch fahren ſeine Finger durch die Harfe, daß ſie ſchrill aufwimmert, wie ein „fieberkrankes Kind“. Von dem Klang gelockt, flattern dichtgedrängt wie Fledermäuſe Schatten und Schemen, Gule und Golems, Lemuren und Geſpenſter herbei. Achtlos ſchleifen ſie hin über tauſend zertretne, zerſtoßne, zermarterte Herzen, die in den „Dornſträuchern hängen“ oder in den Wagengeleiſen vermodern. Wilder ſtöhnt der Lyriker auf. Vampyre laſſen ſich nieder auf all die „Grabſteine ſeines verpfuſchten Lebens“. Greiſe Vampyre, abgelebte Exemplare ihrer Gattung, in ihrer Geſchmacksrichtung ganz pervers geworden. Sie dürſten nur noch nach Lyrikerblut, nur noch das Schwind-Bleich-Gelbſüchtige hat Reiz für ſie. Über die Höhen aber, wie durch die Niederungen, allerwege wandelt, hopſt, tanzt der Tod, in immer neuen Geſtalten, in immer neuer Gewandung. Wie es ſcheint, iſt Freund Hein neuerdings als Reklamemacher im Dienſt eines Maskenleihgeſchäftes angeſtellt. Bald kommt er in der „Narrenkappe“, bald umwallt ihn ein „Hyänenfell“, bald als Fiſcher, bald als Vogelſteller, bald trägt er die Kapuze eines „grauen Mönchs“, bald den gleißenden Purpur der Cäſaren, einen „Kranz von Vipern im Haar“. Seine Beſchäftigung aber iſt ſtets die gleiche: er fiedelt, geigt und tanzt. Konſervativ wie er iſt, hat der alte Muſikant noch immer nicht einſehen gelernt, daß das Klavier ein weit paſſenderes Mordinſtrument iſt als die Fiedel.

Tollheit iſt Trumpf im Lande der Modernen. Aber ernſt zu nehmen iſt ſie nicht. Für die große Maſſe der dichtenden Jünglinge und dichtenden Mägdlein iſt all die wilde Brunſt, die Violettſeherei, die Weltangſt, das Kokettieren mit Tod und Vampyr nichts als eine Mode, die ſie

Digitized by Google

mitmachen, ebenſo bedingungslos wie die neueſte Hutfaçon, den neueſten Rockſchnitt. Die Talente unter ihnen werden bald dazu kommen, all die bunten Lappen, die ſie ſich da und dort geliehen, wieder von ſich zu werfen und ihr Eigenes zu entfalten. Sie werden das, was die moderne Litteratur an gutem, fruchtverheißendem Neuland gewonnen hat, mit dem rechten Korn beſäen, und das tolle Unkraut, das zunächſt in die Höhe geſchoſſen iſt, mit derſelben Inbrunſt wieder ausroden, mit der ſie es aufkeimen ſahen. Und es verbirgt ſich in der That unter all dem fremden Ausputz, unter all dem unnatürlich Aufgebauſchten eine Fülle von Talent. Eine größere Fülle, tiefere Begabung, als ſie zumeiſt in der ganz tollheitsloſen, aber auch ebenſo mark- und eigenartsloſen Lyrik zu finden iſt, die ſich ſtill und ſanft auf den ausgetretenen Bahnen der Klaſſik-Epigonen weiterbewegt.

Von „alter“ und „neuer“, von konſervativer und revolutionärer, realiſtiſcher und ſymboliſtiſcher, volksliederlicher und ſtiliſierter Lyrik, von Hausmannskoſt und Pikanterien hat auch das vergangene Jahr wiederum eine Ernte gezeitigt, die den Neid jedes Landmanns erwecken könnte. Es ſcheint, daß der Nichtdichter in Deutſchland nachgerade im Ausſterben begriffen iſt und demnächſt als Kurioſität ausſtellungsreif wird. Über hundert Sammlungen ſind mir im Laufe der letzten ſechs Monate zugeflogen. Und — auch das iſt bezeichnend — unter ihnen kaum drei oder vier, die formell und techniſch einfach der Rubrik Stümperei zuzuweiſen ſind. Unſere Sprache hat allmählich eine Entwickelungsreiſe, einen Ausdrucksreichtum gewonnen, daß es ſelbſt dem Dilettanten nicht mehr ſchwer wird, einen niedlichen, glattgefügten Bau aus glatten Worten, glatten Bildern, glatten Reimen aufzuführen.

Unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet, bildet Herr Hugo Foral ein wahres Meerwunder. Es gibt alſo wirklich noch einen deutſchen Mann, der über das Säuglingsalter hinaus iſt und trotzdem Verſe ſchreibt, die ſelbſt ein vorgeſchrittener Säugling weit von ſich weiſen würde. Ohne Zweifel verdient der arme Herr ein gewiſſes Mitleid. Er meint es ja ſo gut und ſo brav. Aber unfreiwillige Komik iſt ein ſo köſtliches Gut, daß man ſie dem lieben Nächſten unmöglich unterſchlagen darf, inſonderheit, wenn ſie einem der Schöpfer direkt zur Weitergabe ins Haus ſchickt. Ein Mann, der mit einem Dutzend unheilbarer Organfehler behaftet iſt, mit Stottern, chroniſcher Heiſerkeit und chroniſchem Stockſchnupfen, der hat ungefähr dasſelbe Recht, ſich zum Tenoriſten ausbilden zu laſſen, wie Meiſter Hugo, dem Pegaſus nachzulaufen. Statt „Aus dem Herzen“ hätte er ſeine Poeſien — die für ſechzig Heller beim Dichter ſelbſt zu haben ſind (Wien IV, Magdalenenſtr. 49, Thür 10) — „Für Hypochonder“ (ſichere Heilung garantiert) betiteln ſollen. Gewidmet ſind ſie in Ehrfurcht und Ergebenheit dem hochverehrten Herrn Bürgermeiſter der k. k. Reichshaupt- und Reſidenzſtadt Wien, Dr. Carl Lueger. Man muß ſchon ein arger Feind Herrn Luegers ſein, wenn man die Behauptung aufſtellen will, daß er die Widmung dieſes Büchleins verdient hat. Eröffnet wird es mit einer Preishymne auf den Bürgermeiſter.

Wien, du Stadt, biſt zu beneiden,
Denn du atmeſt jetzt erſt auf!
Viel, ja viel hatt'ſt du zu leiden,
Bis dein Glücksſtern kam herauf...
Dieſer Glücksſtern heißt Lueger,
Und wie Cäſar Land gewann,
So gewinnt er ſich die Herzen,
Wien, es liegt in ſeinem Bann.
Halt die Zügel feſt in Händen,
Wien wird wohl dabei nur fahr'n,
Gott wird ſeinen Segen ſpenden,
Wird mit Wohlwoll'n nimmer ſpar'n.
Nachklingt lang noch meine Leier,
Denn es freut ſie dieſer Sang,
Der Wiens größtem Mann zur Feier
Feurig und begeiſternd klang.

In der That. Dies Lied iſt das feurigſte, das Herr Hugo ſeinem Herzen entringt. Milder klingt ſein Sang vom „neuen Lämmlein“, das „ſanft und lieb“ angeſprungen kommt, um vom „Knaben“ mit dem älteren Lämmlein vereint zu werden.

Laut ſchnattern nahe luſtig Gänſe,
Am Bache neben ihm es ruht;
Es mähet fleißig-friſch die Senſe,
Und Lüftlein weht gelind und gut.

Eine hohe Meinung hat Hugo von dem Weſen und den Aufgaben der Poeſie.

Liebchen erhält vom Lieben Blumen täglich,
Zeiget deutlich dadurch, wie ſehr er ſie liebt,
Jeder Dichter, voll Menſchenlieb' unſäglich,
Gern der Menſchheit Gedankenblumen gibt.

Seinen Urſprung aber hat Hugos Dichten im Bier und im „hierortigen“ Schmerz.

Bier bringt nach innen des Lebens Friſche,
Daß ſie mit hierortigem Schmerz ſich miſche;
Aus dieſer Miſchung dann entſpringt
Die Luſt zum Lied, das kräftig klingt.

Zum Teil auch in der Liebe.

Warum willſt du mich nicht lieben,
Mizzi, hold und traut und lieb!?
Daß ich dieſen Vers geſchrieben,
War nur ſchuld, daß Lieb' mich trieb.

Mizzi hat guten Grund, etwas ſpröde zu ſein. Hugo iſt ein kleiner Don Juan und ſchwärmt mit der gleichen Leidenſchaft wie für Mizzi ſo für Elſe und Dorchen. In „Regen und Liebe“ für Elſe:

Liebeshimmel, o vertrüb dich!
Stete Rein' ermüdet;
Doch nein! Elſe, ewig lieb' mich,
Bis das Blut verſiedet.

Liebesſonne ſtrahl' noch ſtärker,
Mir das Sein zu ſüßen!
O, dort aus dem ſchmucken Erker
Seh' die Liebſt' ich grüßen.

In „Leier-Lied und Landſchafts-Leier“ für Dorchen:

Bächlein von den Bergen ſpringen,
Friſch und munter, eilig,

Auf der Landſchafts-Leier klingen
Sie ſo froh und heilig.

Meine Leier laß ich liegen,
Eil' dem Bach zu horchen.
Wenn mich meine Sinn' nicht trügen,
Seh' ich dort mein Dorchen ...

Aber er hat noch nicht genug an dieſen drei, und obwohl er fühlt, daß man eigentlich nicht ſo unmäßig ſein „darf noch ſoll“, klagt er in einem Spielmannslied:

Was gibt's ſo viel der lieben Mädchen,
Auf dieſem großen Erdenrund!
Ich wandr' ohn' Ziel. In Stadt und Städtchen
Ich hübſche, ſchätzenswerte Mädchen fund.
Jed' Säcul' beut der ſchönen Weiber.
O, daß ich ſie nicht alle kannt'!
O großes Leid! Der Tod, der Räuber,
Entführte einſt ſie in ein beſſres Land ...
Weiß nicht, die mir zumeiſt gefiele.
Möcht' viele Mädchen haben wohl.
Für viele ſchier ich Liebe fühle,
Was man doch eigentlich nicht darf noch ſoll.

Leidvoller noch tönt das Liebegirren in dem Liede: Liebchen, läßt du dich nicht blicken, Find' ich keine Ruhe. Kann dein Blick mich nicht beglücken, Sehn' ich mich nach der Truhe. Trüb ſind mir die langen Stunden Eines ſolchen Tages, Trank und Speiſe will nicht munden. Spring' o Herze! — Mag es? .... Da, wo Hugo ſich in Naturſtimmungen ergeht, wetteifert er in Kühnheit der Bilder mit den Modernſten. Den Beginn des Abends kennzeichnet er mit den Worten: Und des Tages Löwen-Mähne ſchwindet ſtill herab. Eine alte Schlachtſtätte ſchildert er in der wehmütigen Weiſe Matthiſons, aber weit prägnanter: Dort ein Schwan zieht ſeine Kreiſ' Auf dem großen Teiche; O, wie iſt der ſtill und weiß, So wie eine Leiche. Langſam fliegen übern Teich, Wie der Toten Seelen, Lautlos durch der Ruh' Bereich Liebliche Libellen. Hier hat einſt der Kampf getoſt, hier die Waffen klirrten, Wo die Nachtluft linde koſt Dort das Haar des Hirten. Jetzt iſt grauſe Totenruh' Hier auf dieſem Plane, Und es knarrn nur ab und zu Ruder dort im Kahne ... Für das Balladenhafte hat der Dichter eine lebhafte Neigung. Von Mutterleid und Mutterluſt kündet die Ballade „Schwerer Traum“: Verlaſſen hat ihr Lieber ſie, Drum zog ſie rücke ſich dahin ... Da fühlt ſie plötzlich kleine Hände Sich legen ſanft um ihre Lenden. Ihr Kindlein iſt es, das ſich ſchmieget An ſie, die an dem Bache lieget ... Wilde Liebesſehnſucht lodert in „Ännchens Wunſch“: Abend wird's und kleine Wolken, Für die Engel Polſter weich, Leicht gekräuſelt, weiß wie Molken, Schieben ſich vors Himmelreich ... Ruhe ſucht auch ruhlos Anna, O, gar lang iſt ihr die Zeit, Ihr ermangelt ja das Manna, Ihr Geliebter iſt ſo weit. Sieht im Spiegel ihren Buſen, Ihres Leibes reichen Reiz, Eines Dichters loſe Muſen Wär'n beim Anblick ohne Geiz. Düfte ihren Leib umkoſen, Die in warmer Wohnſtub' weh'n, Schmeicheln aus den Wangen Roſen, Aus den Augen manche Thrän'. „Löſe dich in Düft', Geliebter, Koſe mir um meine Bruſt!“ Ännchen ſagt's und wird betrübter, „Ohne ihn iſt tot all' Luſt“ .... Leider muß ich es mir verſagen, von den längeren Balladen „Der alte Sargtiſchler“, „Der Traum des unglücklich Liebenden“, „Einſt und jetzt“ ausführliche Proben mitzuteilen; man muß ſie ganz genießen, um die überwältigenden Schauer gründlich auszukoſten. Es hat etwas Monumentales, wenn ſich Meiſter Hugo ſelbſt als „Fliege“ vorführt, die im „Traumnetz hänget“, oder wenn er von der Burgfrau Hilde erzählt, der Sanften, die „ſo ſelig ſitzet Mit dem Gemüt im Mai'n“. Als ſie Hochzeit feiert, da: „Klar im Chor die Glocken klingen, Würzig der Wald gar weht. In der Natur ein Sagen und Singen, Fleißig der Landmann ſät“. Von der Burg aber heißt es: „Doch die Jahrhunderte hängen gewichtig An die Burg ſich mit Macht. Fenſterloch ſtarret. O, wie nichtig Glück iſt und alle Pracht. Stumm und ſtille ſtarrt die Erde, Leiſ' und linde iſt Luft. Heimwärts hurtig lenkt die Herde, Schaurig iſt ſchattig die Schluft ...“ In ſeinem eigenen Leben hat der Dichter viel Schweres erlitten. Durch ſeines reinen Lebenshimmels Wogen drohte gar vieles Raubgevögel, „es flammten feurig ihre Zungen, die leckten ab mir all das Hohe“. Wiederum ein Bild, eines Stefan George und Hofmannsthal würdig. Aber Herr Hugo läßt ſich nicht unterkriegen, ſelbſt nachdem ihm alles Hohe abgeleckt iſt. Er wird ſich weiter „durchs Leben ſingen, Mag's manchem Kleingeiſt ſein auch ſchmerzlich“. Seine Hoffnung richtet ſich himmelwärts.

Wenn's Leben mir verrauſcht,
Dann ſchweb' ich gern hinauf;
Drück' an des Paradieſes Knauf
Und geh' ins Himmelshaus dann drauf.
Von deſſen Schönheit recht entzückt,
Schaff' ich ein klein Gedicht. Wenn's glückt,
Macht Gott mich gleich zum Himmelsdichter.
Dann dicht' ich immer freudig fort
Am herrlich ſchönen Himmelsort.

Keine Ahnung beſchleicht Herrn Hugo, welche Perſpektive er mit dieſen Verſen dem Publikum der Seligen eröffnet. Keine Ahnung, daß an „Himmelsdichtern“ ganz andere Kritik geübt wird, als nur mit Worten. Daß auf jeden klapprigen Reim die Strafe ſteht, acht Tage lang die Sonne von Flecken rein zu putzen. Hoffentlich überlegt ſich der Meiſter die Sache noch und zieht rechtzeitig ſeine Bewerbung um einen Platz in der himmliſchen Litteratur zurück. Und damit genug von Herrn Hugo.

Von älteren Poeten erſcheint Friedrich Karl Kretzmann mit „Neuen Gedichten“ (Wismar, Willgeroth & Menzel) auf dem Plane. Seine Poeſie klingt vielfach an die Weiſe der älteren Romantik, hier und da auch an Storm und Jenſen an, ohne doch des Eigengepräges zu entbehren. Überall beſtrickt ſein Schaffen durch geiſtige und künſtleriſche Reife; nirgendwo etwas Kleinliches, nirgendwo ein falſcher Ton. Als Ganzes empfindet man das Buch, als ob man an einem lichten, klaren Sonntag durch ährenſchwere Felder ſinnend dahinwandle, fernen Glockenklängen lauſchend. Von dem Köſtlichen, was die Sammlung enthält, iſt es ſchwer, irgend ein Einzelnes beſonders hervorzuheben. Nur als

Probe, die Luſt auf mehr erwecken mag, führe ich das Gedicht „Vor der Nacht“ an, und wäre es allein um des herrlichen Ausklangs willen:

Der Abend iſt dahergekommen.
Dem Tag, der müd' die Stirne neigt,
Hat er die Geige abgenommen,
Auf der er klar und ſchön gegeigt.

Die feuchten Wieſennebel ſteigen,
Wie Dunkel aus den Wipfeln dringt;
Es iſt, als ob im Abendſchweigen
Das Lied vertiefter weiterklingt.

Und meine Seele, die die Töne
Des Lieds gedankenlos genoß,
Erkennt erſt jetzt die tiefe Schöne,
Die über ſie der Goldtag goß.

Da faßt ſie ein unendlich Sehnen;
Ganz fern verbleicht ein letzter Schein;
Sie möchte weithin Schwingen dehnen
In ein verſäumtes Glück hinein.

Von Herbſt- und Reiſeſtimmung iſt auch das neueſte Buch L. Rafaels, „Abendgluten“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel) durchweht, ohne ausſchließlich davon erfüllt zu ſein. Die Dichterin hat noch nicht die Anerkennung gefunden, die ihr gebührt; an ſchöpferiſchem Reichtum, an Innigkeit des Empfindens, an echter Weiblichkeit hat ſie ſo leicht keinen Vergleich zu ſcheuen. Auch die vorliegende Sammlung legt von der Vielſeitigkeit und Gemütstiefe der Dichterin ein beredtes Zeugnis ab. Einige kraftvolle epiſche Bilder — in monodramatiſcher Form — „Moſe“, „Nero“, „Samſon“, „In der Arena“, „Judith“, ſtellen gleichſam das Gerüſt des Buches dar, um das ſich die Lyrik in blühender Fülle rankt. Viel Zierliches, viel Sinniges, viel ſaftig Friſches. Zu dem Anziehendſten gehören ohne Zweifel die Gedichte, in denen L. Rafael ihr mütterliches und großmütterliches Empfinden offenbart. So das kleine Idyll von der Großmutter. „Gar heimlich war ihr kleines Zimmer, Mit Blumenſtock und Vögelein, Liebreich war ſie und heiter immer, Man war bei ihr im Sonnenſchein .... Sie nahmen's alle ſo entgegen: Großmutter hilft in jeder Not. Wie ſehr ſie ihres Hauſes Segen, Als man's verſtand — da war ſie tot.“ Und vor allem der Cyklus „Bei den Kindern“. Einzelne Klänge gemahnen an Annette von Droſte-Hülshoff. Nicht zum wenigſten die anmutige Dichtung von der Frau Amtmann, dieſem Muſter einer wackeren Lebensgefährtin.

Grazie iſt das Wort, das am beſten **Frida Schanz** und ihre Schaffensweiſe kennzeichnet. Dieſe Grazie aber ſteht nirgendwo im Gegenſatz zu ſtarker Innerlichkeit. Ein Buch voll Grazie iſt auch ihre jüngſte Sammlung „Intermezzo“ (mit Buchſchmuck von M. Stüler-Walde, Verlag von F. A. Lattmann, Berlin). Verſe ſo ſchmiegſam und biegſam, wie junge Reben; jede Empfindung, mag ſie noch ſo tief gehen, jeder Gedanke, mag er noch ſo ernſtem Sinnen entſproſſen ſein, ohne einen Reſt materieller Schwere in Form und Geſtalt umgeſetzt. Und über dem Ganzen jener feine Duft, den nur das Lebendige verhaucht, der am ſicherſten das Echte gegenüber dem Gemachten kennzeichnet. Nur hier und da ein wenig zu viel Glätte, zu viel Leichtigkeit; zuweilen möchte man einen Knorren in all die Feinheit, einen Mangel in all die Vollendung wünſchen. Daß es aber im einzelnen der Grazie nicht an Friſche und Saftigkeit fehlt, dafür zeugen vor allem die Lenzgedichte und die Naturbilder, die in ihrer liebevollen Kleinmalerei Trojans und Heinrich Seidels Gedichten ſich ebenbürtig anreihen. So u. a. „Sonnenhelle Lenzeszeit“, „Der Mai, der Dieb“, „Eine Wieſe voll weißer Margaritten“, „Unkraut“. Andere Gedichte beſtricken durch ihre ungemeine Stimmungsfeinheit, durch überraſchende Empfindungsblitze, durch die milde Glut, die ſie durchleuchtet. Wie anſchaulich und zugleich gefühlstief die Bilderſprache der Dichterin iſt, davon eine kleine Probe, die Schlußſtrophe des Gedichts „Nach dem Gewitter“:

Die Birken ſtrählen ihre wirren Locken,
Beſeligt, daß der wilde Kampf vorüber.
Die Stille reicht den Klang der Abendglocken
Von einem Dorf ins andere hinüber.

Von jüngeren Dichtern haben mehrere einen Erſtlingsband als Zeugnis ihres Könnens in die Welt hinausgeſchickt. So **Karl Vanſelow**, deſſen Sammlung „Von Weib und Welt“ (Berlin-Tempelhof, Schulhausverlag) mir leider augenblicklich nicht zuhanden iſt. Von ſeinen Gedichten, in denen ſich Kraft mit Feinheit paart und die von vornherein durch ihre faſt kokette Formvollendung einen ſeltenen Reiz ausüben, iſt mehr als eins in den Monatsheften zuerſt an die Öffentlichkeit getreten. Infolgedeſſen iſt der junge Poet den Leſern ein längſt Vertrauter.

Eine ſtarke Eigenart ſpricht aus den Dichtungen von **Peter Baum**, die er unter dem ſeltſamen, aber bezeichnenden Titel „Gott — Und die Träume“ (Berlin, Axel Juncker) zu einem Bande vereinigt hat. Allerdings tritt dieſe Eigenart nicht überall hervor. Verſchiedenen dieſer Gedichte merkt man es allzuſehr an, daß ſie im Bann, unter dem Einfluß neuerer Poeten, wie Maeterlinck, George, Richard Dehmel entſtanden ſind. Noch iſt Peter Baum ein Ringender, das ganz Reife, klar in ſich Vollendete bildet noch eine Ausnahme. Aber er ringt nach Tiefen und Höhen, wie ſie nur ein wahrhaft Erleſener erſehnt und erſtrebt. Da, wo er ſein Eigenſtes gibt, hat ſein Schaffen etwas überaus Zartes, gleichſam Mimoſenhaftes; ſeine Seele verwundet ſich leichter an der Außenwelt, als Seelen, die aus gröberem Stoff geſchaffen ſind, aber ſie empfindet auch alle Dinge brünſtiger und tiefer. In die Sprache, in die Bilder, die freilich hier und da an allzu gewollter Originalität kranken und zuweilen wie im Fiebertraum geſchaffen ſcheinen, muß man ſich erſt hineinleben, ernſt verſenken, um ihre innere Anſchaulichkeit, ihren ganzen Reiz zu würdigen und nachzufühlen. Auf den erſten Blick erſcheint ein Bild wie das folgende: „Deine Augen leuchten vor Dunkel, Und ein ſpinnendes Weinen deiner ſchwarzen Haare Über das Leinen“ — gequält, geſucht: aber wer dieſe Kunſt nicht bloß mit dem Verſtande, wer ſie mit dem innerſten Empfinden aufnimmt, der erkennt, wie feingeſchaut, aus reinſter Stimmung geboren das Bild iſt. Freilich, der Dichter iſt öfter ein Träumender, als ein Wacher, aber dieſe Traumpoeſie, auch wenn ſie zuweilen wie von einem Alb belaſtet iſt, hat ihren Zauber und ihr gutes Recht. Unter den Gedichten iſt eins, in dem der Dichter ſelbſt ſein Weſen darlegt, ergreifend in ſeiner wundervollen Schlichtheit — „Zugvogel“ nennt er es: „Flüchtig, Einem Wandervogel gleich, Aber unſteter, Nirgends heimiſch, Schweift meine Seele Von Geſtad' zu Geſtade. Keine Blume, deren Duft ſie berauſchte, Kennt ſie mit Namen. Nichts weiß ſie, Als ein Märchen aus der Kindheit, Ein paar Lieder, Wenige Worte der Denker Und albdrückende Sagen Von Sünde und ewiger Vergeltung. Halbwiſſend, Sehnſüchtig, Voll von Träumen und ſüßen Klängen! O wäre ſie dem Schwan gleich Geſegelt Auf dem Teich ihrer Heimat, Dann klänge ihr vertraut Das Lied der Nachtigall ihres Buſches, Dann kennte ſie auch die Tiefen ihres Teiches, Dann hieße ſie nicht die Unwiſſende. Flüchtig, Einem Wandervogel gleich Schweift meine Seele Von Geſtad' zu Geſtade.“ Ein Gedicht, das noch manche andere „moderne Seele“ kennzeichnet, die Seele des „Übergangsmenſchen“, der, dem Alten entfremdet, im Neuen noch nicht heimiſch geworden iſt. Hinweiſen möchte ich noch auf einige andere Gedichte, wie „Circe“, „Qual“, „Seelenklage“, „Waldesleid“, „Erdenſtimmung“, „Andacht“, „Morgentraum“, „Liebespſalmen“ und — the last not the least — „Chriſtus“: ... „Ein Schatten kam, von Gold durchhellt, Und hochhin ſah ich Chriſtus gehn, Auf einer Wolke weilend, ſtehn Und niederblicken auf die Welt“ ...

In brüderlicher Gemeinſamkeit treten drei junge Poeten auf einmal, Eugen Barnick, Carl Matthies, Johannes Meru mit der Sammlung „Walpurgis“ (Verlag Orion in Berlin) an die Öffentlichkeit. Geiſtige und künſtleriſche Verwandtſchaft hat ſie zuſammengeführt; bei aller Verwandtſchaft aber zeigt ſich ſchon jetzt jeder als ein Eigener für ſich. „Walpurgis! In deinem Namen einen wir, was liebeempfangend fällt und liebegeſegnet wieder aufſteht, was haltlos irrend durch dunkle Tiefen rudert und Licht, wo nimmer es zu finden iſt, was ringend und ſehnend nach der großen Erlöſung, was mit ſeligem Erſtaunen ſchon die grünen Ufer erblickt und mutig frühlingsſieghaft zur Sonne wandert ...“ So erläutern die Herausgeber ſelbſt den Titel ihrer Sammlung. Noch ſind ſie Suchende, Fahrende auf den Gewäſſern. Noch iſt es nicht deutlich zu erſehen, wohin ihre Entwickelung geht. Aber ein echter Poet iſt jeder von den drei ſchon jetzt, wenn auch noch nicht im höchſten Grade, ſprach- und ſtimmungsmächtig und ſicherlich von lebendigem Idealismus erfüllt. Nur zuweilen iſt der Ausdruck der Empfindung noch nicht ganz adäquat, ſtört eine Ungelenkigkeit; und in den Empfindungen ſelbſt iſt, wie natürlich, noch manches Unklare und Gärende. Als der zarteſte von den drei erſcheint Eugen Barnick; das Elegiſche überwiegt bei ihm, träumeriſches Sinnen, romantiſche Sehnſucht ... „Und nun bin ich in der Ferne Und ich blicke in die Weiten, Wo im Äther lichte Sterne Über dunklen Wolken gleiten. Und die Sehnſucht fliegt hinüber — Alle Träume ſind erwacht. Meine Jugend geht vorüber in der ſtillen Sommernacht ...“ Eine ungewöhnliche Geſtaltungskraft, die noch Bedeutendes verheißt, ſpricht aus den beiden poetiſchen Sonaten, die Carl Matthies zu der Sammlung beigeſteuert hat. Alle Stimmungen, vom Zierlichen und Heiteren bis ins Große und Gewaltige bemeiſtert er hier mit erſtaunlicher Sicherheit. Aber auch ſeine übrigen Lieder und Gedichte durchſtrömt ein inbrünſtiges Empfindungsleben, das alles, was da iſt, zu umfaſſen und zu durchdringen ſucht. Und ſchon heute, wenn auch nicht ausnahmslos, ſich künſtleriſch in faſt vollendeter Weiſe offenbart. So, um nur dies und das hervorzuheben, in den Gedichten „Heimlich geht der Abend durch das Land“, „Und weißt du noch?“, „Wir gingen durch ein ſtilles Land“, „Der Frühling rinnt durch alle Poren ....“ Ebenſo reich in ſeinem Können erſcheint Johannes Meru, wenn auch ſein Sinn vorwiegend dem Großen, Weihevollen zugerichtet iſt. Seine Sprache hat vielfach Pracht und Glanz, ſeine Empfindung iſt faſt überall tief und ſtark. Davon zeugen in erſter Reihe die Gedichte „Leuchten“, „Weihe“ („Gleich den Prieſtern will ich heute Heilig mich zur Weihe ſchmücken“), „Stille“, „Herbſt“, „Sommerabend-Frieden“, „Stimme“, „Im Zwielicht“, „Ahnung“.

Wie im Roman, ſo haben auch in der Lyrik unſere Modernen an einzelnen Frauen ebenbürtige Partner gefunden. Dichterinnen, wie Miriam Eck, Irene Forbes Moſſe, Annemarie von Nathuſius, haben ein gutes Recht, ſich mit den Beſten zu meſſen. Unglücklicherweiſe habe ich den Raum, der mir zur Verfügung ſteht, ſchon ganz in Anſpruch genommen. Ich muß mir daher eine Würdigung der Bücher „Herbſt“ (Berlin, Schuſter und Löffler), „Mezzavoce“ (Ebenda) und „Freie Worte“ (Berlin, R. Eckſtein) für ein ander Mal aufſparen. So kann ich auch ſchließlich nur kurz hinweiſen auf ein Buch, das ſeinem Inhalt nach eine faſt einzige Stellung in unſerer Litteratur einnimmt. Auf Max Grubes „Im Bann der Bühne“ (Dresden, Karl Reißner). Der gefeierte Darſteller gibt hier in poetiſcher Form eine Art Lebens- und Glaubensbekenntnis. Ernſt und Satire, Humor und Pathos, Fröhliches und Weihevolles bietet das Buch in bunter Fülle. Überall aber zeigt es ſich deutlich, daß hier einer der Beſten unter uns ſein Denken und Fühlen offenbart, ein Mann, der ſtets ins Große geſtrebt hat und durch alle Kämpfe, alle Bitterkeiten ſich ſeinen goldechten Idealismus gewahrt hat.

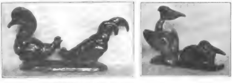
Illuſtrierte Rundſchau.

Herrmann Allmers †. — Tierfiguren von A. Gaul in Bunzlauer Arbeit. — Schmuckkämme von Ph. Wolfers-Brüssel. — Moderne Garten- und Balkonmöbel. — Schmiedeeiserne Arbeiten von Puls. — Blumen-Arrangements. — Frühlings-Menükarten. Zu unsern Bildern.

Herrmann Allmers †.
(Aufnahme von Jean Baptiſte Feilner in Oldenburg.)

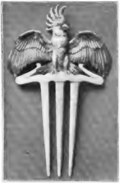
Das Marſchenhaus, Wohnſitz des Dichters.

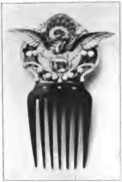
Herrmann Allmers, deſſen 80. Geburtstag ſeine vielen Verehrer und Freunde am 11. Februar v. J. in der Hoffnung feierten, daß der damals gerade von längerer Krankheit Geneſende ihnen noch lange erhalten bleiben würde, iſt am 9. März d. J. ſanft entſchlafen. Wir haben gelegentlich jenes Jubelfeſtes die Bedeutung des feſten, kernigen Mannes und des liebenswürdigen Dichters an dieſer Stelle kurz zu würdigen verſucht. Es möge genügen, noch einmal darauf hinzuweiſen, daß ſein köſtliches, vom Duft der Heimatserde durchwehtes „Marſchenbuch“ und ebenſo ſeine „Römiſchen Schlendertage“ ſicher einen Ehrenplatz in unſerer Litteratur behalten werden. Das allbekannte Marſchenhaus zu Rechtenſleeth, ſein ſtiller, weltabgeſchiedener Poetenwinkel, wird nach dem Willen der Erben ſeinem Gedächtnis geweiht bleiben. —

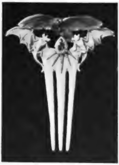


Bunzlauer Keramik von Aug. Gaul.
(Aus dem Hohenzollern-Kunſtgewerbehaus, H. Hirſchwald in Berlin W, Leipzigerſtr. 13.)

Das alte Bunzlau regt ſich, es will über die braune Kaffeekanne, die nachgerade das Symbol ſeiner keramiſchen Leiſtung geworden iſt, hinauswachſen. Die Bunzlauer Herren haben eine wirklich ſehr gute Idee gehabt: ſie ließen ſich nämlich von dem trefflichen Berliner Bildhauer Auguſt Gaul, der auf dem Gebiete der Tierbildnerei ſtets Ausgezeichnetes leiſtet, eine Anzahl kleiner Tierfiguren mit ſpezieller Rückſicht auf den Rohſtoff ihrer Werkſtätten und die Art ihrer Arbeit modellieren. Es ſind ſo höchſt originelle Arbeiten entſtanden — Hühner, Pelikane, bisweilen an däniſche Vorbilder erinnernd, und wirklich ausgezeichnet durch das Farbenſpiel ihrer Glaſuren, die hier vom tiefen Goldgelb





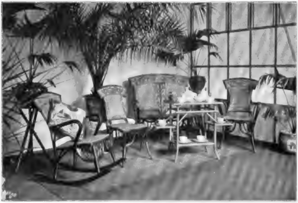


Schmuckkämme. Entworfen und ausgeführt von Ph. Wolfers.

bis zu ſattem Violett variieren, dort in metalliſchem Lüſtre von grün und lila ſpielen. Manches iſt an der Technik wohl noch auszuſetzen, aber es wird ſich ſicher lohnen, den eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen. Je mehr Anregungen unſer Gewerbe ſich von der Kunſt holt, je enger beide zuſammenarbeiten, deſto beſſer. —

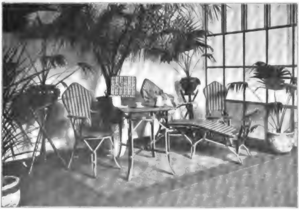
Vor einigen Monaten brachten wir an dieſer Stelle die Abbildungen einiger Schmuckkämme von Rothmüller in München. Heute geben wir einige Schmuckkämme eines hochbegabten belgiſchen Künſtlers, Philippe Wolfers, die uns ihrer Formengebung nach als muſtergültig erſcheinen. Sein glänzendſtes Werk iſt vielleicht der Kamm mit dem Kakadu: Der Kamm ſelbſt und der Leib des Vogels ſind in Elfenbein gearbeitet, während die Flügel und der Kopf in emailliertem Gold hergeſtellt ſind. Das ganze Werk atmet Lebensfriſche, die Kompoſition iſt eine ebenſo natürliche wie vollendete, und das Material kommt zu ausgezeichneter Wirkung. Noch phantaſievoller iſt der Kamm „le Héron“ — „Der Reiher.“ Der Ideenreichtum des Künſtlers zeigt ſich hier von ſeiner beſten Seite. Was das Material betrifft, ſo ſind neben Translucid-Email Saphire, Opale und Brillanten verwertet. Die phantaſtiſche Seite ſeines Talentes kommt in dem Kamm „la Nuit“ zu bezeichnendem Ausdruck. Das Motiv bildet hier eine von zwei Fledermäuſen umflatterte Eule. Letztere iſt aus einem Amethyſt gearbeitet, im Centrum ſehen wir einen, von einem Strahlenkranz von Brillanten umgebenen Smaragd. Bei einem anderen Kamm hat Wolfers einer ſeiner Lieblingstiere, die Schlange, verwendet. Beide Schlangen ſind ebenſo wie der Kamm in Elfen-

Moderne Balkonmöbel: Schaukelſtuhl mit Rohrgeflecht, Tiſch in Eichenholz, Lehnſtühle und mit Cretonne gepolſterter Korbſtuhl. Aus dem Hohenzollern Kunſtgewerbehaus, H. Hirſchwald in Berlin W, Leipzigerſtr. 13.)



Balkonmöbel aus hellrot lackiertem Rohr mit hellgrünem Geflecht und dunkelgrünen Blattauflagen. Service von P. Bürck, Kiſſen von bedrucktem engl. Leinen.
(Aus dem Hohenzollern-Kunſtgewerbehaus, H. Hirſchwald in Berlin W, Leipzigerſtr. 13.)

bein gearbeitet, die Blume aus einem Amethyſt, die Blätter in emailliertem Gold. Nur ein Bedenken habe ich. Werden dieſe reichgeſchmückten Kämme auch unſeren Frauen nicht zu ſchwer erſcheinen? Zu ſchwer im wörtlichen Sinne. Eine elegante Frau fügt ſich zwar gern allen möglichen Unbequemlichkeiten der Mode, aber ſolch Kamm kann unter Umſtänden wirklich zu einer kleinen, ſo drückenden Laſt werden, daß man lieber auf den ſchönen Schmuck verzichtet, als ſich für den nächſten Tag — arge Kopfſchmerzen bereitet. — Übrigens werden, nach dieſer Einſchaltung, unſre Leſer vielleicht einige Worte über den Lebensgang des belgiſchen Meiſters intereſſieren, der nach mancher Anſicht heute mit dem Pariſer Lalique um die Ehre ringt, der erfindungsreichſte Goldſchmied Europas zu ſein. Philippe Wolfers wurde in Brüſſel im Jahre 1858 als Sohn eines Juweliers geboren. Sein Vater, welcher im Jahre 1892 ſtarb, war deutſchen Urſprungs und aus Minden gebürtig. Philippe mußte zuerſt in der väterlichen Werkſtatt arbeiten und danach für das Geſchäft ſeines Vaters in Deutſchland und Öſterreich reiſen. Als er zurückkehrte, widmete er ſich mit ganzer Seele der Goldſchmiedekunſt. Im Jahre 1895 ſtellte er zum erſten Male aus und gewann ſofort europäiſchen Ruhm. In Deutſchland wurde er auf der Sezeſſionsausſtellung des Jahres 1899 in München bekannt. Der König von Belgien hatte ihn ſchon im Jahre 1897 zum Chevalier de l'Ordre de Léopold ernannt. Unter allen Goldſchmieden unſerer Tage iſt Wolfers auch derjenige, welcher die intimſte Naturbeobachtung mit dem größten techniſchen und künſtleriſchen Können verbindet, welcher ſozuſagen eine Pſychologie der Edelſteine gegründet hat und praktiſch verwertet; er hat, ſagt man von ihm etwas dithyrambiſch, die Poeſie der niederſten Seetiere entdeckt und die der Vögel der Nacht aufs neue



Möbelgarnitur in buntem Rohrgeflecht auf Kokosmatte.
(Aus dem Hohenzollern-Kunſtgewerbehaus, H. Hirſchwald in Berlin W, Leipzigerſtr. 13.)

Lorbeerpyramide mit goldenem Band, Kranz u. Zweig.

Stillleben aus getrockneten Blumen und Früchten

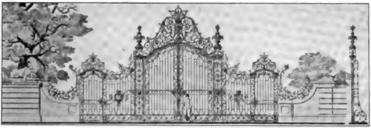
gefunden. — Der Frühling, dem dies Mai-Heft ja beſonders gewidmet iſt, lockt uns in die Gärten, auf die Verandas und Balkone hinaus — hoffentlich wenigſtens. Einige Abbildungen geſchmackvoller Garten- und Balkon-Möbel ſind daher gewiß zeitgemäß. Auf der erſten Abbildung ſehen wir links einen Schaukelſtuhl in vierkantigem Holz, blau lackiert, mit Rohrgeflecht; in der Mitte einen Tiſch von Eichenholz, hellbraun gebeizt, Kacheln in Meſſingumfaſſung; die beiden hinteren Lehnſtühle ſind weiß und rot in Rohr geflochten, der Lehnſtuhl rechts ganz ausgepolſtert, mit Bezug von großblumiger Cretonne. Die Garnitur auf der zweiten Abbildung beſteht im weſentlichen aus hellrot lackiertem Rohr mit hellgrünem Geflecht und dunkelgrünen, auch geflochtenen Blattauflagen; originell iſt das Kiſſen links aus bedruckter engliſcher Leinwand; auf dem Tiſche ſteht Porzellangeſchirr nach Entwürfen von P. Bürck.

Callablüten in Thonvaſe.

Margueriten, gelbe Mimoſe und Hafer in meſſingnem Kübel.

Stillleben für eine Balkonwand.

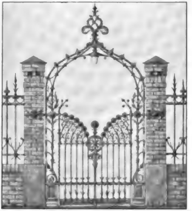
Moderne Blumenarrangements von J. Möhrke in Berlin W, Schillſtr. 15.



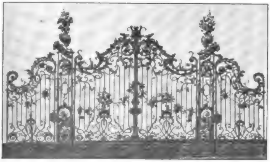
Gartenthor für Schloß Trebſchen, entworfen von Ed. Puls in Tempelhof.

Die dritte Garnitur zeigt eine Balkoneinrichtung in mehrfarbigem Rohrgeflecht auf Kokosmatte; auf dem Tiſche ein Nähkörbchen in Rohrgeflecht und Kaffeegeſchirr in engliſcher Queensware. Die Arrangements ſtellte liebenswürdigerweiſe die künſtleriſche Leitung des Hohenzollernhauſes, Berlin W, Leipziger Straße 13, für uns zuſammen; ſie zeigt, wie auch auf derartige Gebrauchsſtücke der heutige farbenfrohe Geſchmack eingewirkt hat. —

An den holden Frühling klingen auch, direkt oder indirekt, die übrigen Abbildungen unſerer diesmaligen Rundſchau an. Da haben wir zunächſt ſchmiedeeiſerne Gartengeländer und Gartenthore, muſtergültig in Entwurf und Ausführung, die wir der berühmten Pulsſchen Fabrik in Tempelhof bei Berlin verdanken; das Schmiedeeiſen iſt und bleibt doch ein wundervolles, durch kein anderes zu erſetzendes Material für derartige Zwecke, wenn es wirklich künſtleriſch behandelt wird. Wir bringen ferner einige wunderhübſche Arrangements aus Frühlingsblumen, kleine Meiſterſtücke moderner Bindekunſt, originell und mit verhältnismäßig geringen Mitteln zuſammengeſtellt. Endlich geben wir einige eigenartige Menükarten, ganz ſchlichte weiße Kartonblätter zum Aufſtellen, aber in reizender Weiſe geſchmückt durch kleine loſe Sträußchen aus Frühlingsblumen, die mittels einer einfachen Schleife auf den Kartons befeſtigt ſind. Für die geſchickten Hände unſerer Leſerinnen bieten ſich dieſe allerliebſten Karten als hoffentlich willkommene Vorlagen für den Tafelſchmuck. —



Moderne Garteneinfaſſung einer Villa in Wannſee, entworfen und ausgeführt von Ed. Puls.



Schmiedeeiſernes Gitter für Schloß Karlsburg (Graf Bismarck-Bohlen). Von Ed. Puls in Tempelhof.

Den Löwenanteil am bildlichen Schmuck des

vorliegenden Heftes nimmt der Artikel über Albert v. Keller in Anſpruch. Wir bringen weiter die Reproduktion eines ſtimmungsvollen Gemäldes „Morgen iſt Feiertag“ von Prof. Ludwig Dettmann, dem Direktor der Königsberger Kunſtakademie (zwiſchen 248 u. 249); die eigenartige neue Liſztbüſte von Max Klinger (zwiſchen Seite 288/289); ein ausgezeichnetes Porträt von Läszlo (zwiſchen Seite 320 u. 321) und ein Gemälde „Corſo nach dem Stiergefecht“ von dem großen Spanier Ignacio Zuloaga. Dieſe vier Bilder ſind dem prächtigen, kürzlich erſchienenen Sammelbande „Ars nova“ (Verlag von Max Herzig & Co. in Wien) entnommen. Die ausgezeichnete Publikation vereinigt nicht weniger als 45 Heliogravüren nach hervorragenden Arbeiten, die auf den großen Ausſtellungen des Jahres 1901 Aufſehen erregten; ſie gibt ſo gleichſam einen Überblick über das künſtleriſche Schaffen der Zeit. Auswahl und Reproduktion, die ganze Ausſtattung des wahrhaft vornehmen Werkes muß man als muſtergültig bezeichnen. —

Zwiſchen Seite 256 und 257 ſchalteten wir ein mehrfarbiges Kunſtblatt nach dem Aquarell, „Vor dem Rennen“ von A. Mandlick, ein, einen Ausſchnitt aus dem fröhlichen Treiben auf einem der großen, dem Sport geweihten Plätze; Mandlick iſt ſo recht der Künſtler, dies bunte Durcheinander feſſelnd zu ſchildern. — Ein Stückchen Frühling, blühende Kaſtanien, gibt Th. Bohneberger wieder (zwiſchen Seite 272 u. 273). In die Künſtlerwerkſtätte Ludwig v. Hofmanns endlich führt uns die ſcharfumriſſene, höchſt charakteriſtiſche Studie zu ſeinem großen Bilde „Frühlingsſturm“ (zwiſchen Seite 304 und 305).

H. v. S.

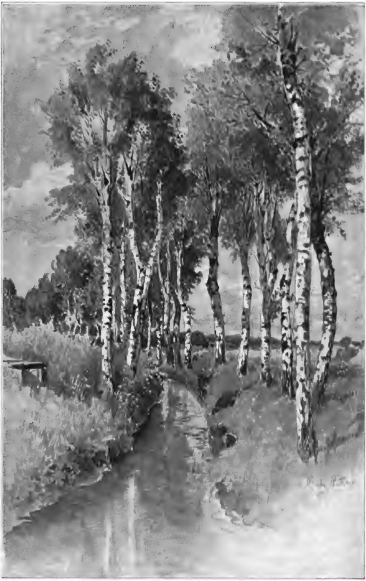
Neue Frühjahr Menüs mit natürlichen und künſtlichen Blumen. Von Hermann Hampe Nachf. Berlin W, Markgrafenſtr. 50

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Am Wiesenbach Aquarell von Richard Püttner.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 10, Juni 1902.

Lena S.

Roman von

Wilhelm Meyer-Förster.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

In den beiden erſten Rennen waren die blau-roten Farben des Grafen Johann Szatek mühelos Sieger geweſen, nun folgte der althiſtoriſche Kampf um die „Goldene Peitſche“, für den der Stall nicht weniger als drei Pferde ſatteln ließ, um wenn möglich auch auf dieſen wertvollſten Preis des Tages Beſchlag zu legen.

Die Prinzeſſin von Wartenberg traf Szatek auf der Tribünentreppe, und als ſie an ihm vorüberſtreifte, ſagte ſie lachend:

„Sie werden wieder gewinnen, Graf, wie Sie alles gewinnen“, — da er aber nur mit einem Achſelzucken antwortete, hielt ſie Maria Roſtotſchin, die neben ihr ging, einen Moment feſt und wandte ſich noch einmal zu Szatek:

„Nein? Ja? Ich will eine Wette abſchließen, ich will Geld gewinnen. Alſo reden Sie.“

Er war ſchlechter Laune, man ſah es ihm an, aber der Prinzeſſin gegenüber konnte er dieſer Stimmung keinen Ausdruck geben.

„Ich weiß es nicht. Wer ſoll im voraus wiſſen, wie ein Rennen abläuft? Die Götter wiſſen es.“

„Aber Sie haben drei Pferde im Rennen —?“

„Und Stennsberg hat eins, und das eine wird gewinnen.“

„Meinen Sie wirklich —?“

„Ja, Durchlaucht, das meine ich.“

Sie ſah ihn einen Augenblick zweifelnd an, als ſei ſie nicht recht ſicher, ob er nicht bloß aus müder Gleichgültigkeit ihr dieſe Antwort gegeben habe, — denn niemand wurde von den Damen vor jedem Rennen ſo ſehr mit Bitten um gute Ratſchläge überlaufen wie gerade er, und daß man da ungeduldig wird, iſt ſchließlich nicht zu verwundern, — aber er blickte, eine Treppenſtufe höher ſtehend, ſo apathiſch über ſie und ihre Begleiterin hinweg, mit einem ſo verdroſſenen Geſichtsausdruck, daß ſie keine Luſt hatte, das Geſpräch fortzuſetzen.

Sie raffte die ſchweren Seidenfalten ihres Kleides zuſammen und ſchob ſich hinter Maria Roſtotſchin durch die Menſchenmenge, die ſich gerade hier vor den Tribünen in dichter Maſſe ſtaute; ſie war aber noch nicht bis an die Barriere des Sattelplatzes gekommen, als ſie Szatek wieder neben ſich ſah, der ihr nachgegangen war.

„Eine Frage, Durchlaucht —“

„Ja —?“

„Haben Sie — Lena geſehen? Die kleine Stennsberg?“

„Nein. Weshalb?“

„O nichts. Ich dachte nur —“

Er wollte zurücktreten und wieder nach der Tribüne gehen, aber die Prinzeſſin legte lachend ihre Hand auf ſeinen Arm:

„Sie haben davon gehört, nicht wahr? Daß Lena in eine Penſion geſteckt werden ſoll? Es wurde ſchon geſtern in der Stadt erzählt, es iſt eine koſtbare Idee. Kommen Sie mit, ich werde Ihnen Lena zeigen.“

Ein nervöſes Zucken ging einen Moment über ſein Geſicht, dann ſtieß er plump hervor:

„Weshalb ſoll ſie in Penſion?“

„Ja weshalb?!“ Sie lachte. „Lena hat keine Luſt, ihr Vater noch weniger, aber Schwerin verlangt es. Schwerin iſt ein Tyrann. Er würde Lena in ein Kloſter ſperren, wenn er es durchſetzen könnte.“ Und ſpöttiſch Szatek von der Seite muſternd, der mit zuſammengebiſſenen Lippen neben ihr ging, ſagte ſie:

„Seien Sie ein Mann, Szatek, fordern Sie Schwerin. Schießen Sie den Major tot. Denn es gibt niemand, der in einen fünfzehnjährigen Backfiſch ſo über die Ohren verliebt iſt wie Sie.“

Er fuhr heftig auf: „Ich —?! In wen?!“

„In Lena.“

— — — — — — — — — — —

Berlin hatte glänzendere Renntage als den der „Goldenen Peitſche“; aber er iſt einer der Frühlingstage, an denen alle Welt zur Rennbahn hinausſtrömt. Der breite Kurs der Hoppegartener Bahn, der in der Länge einer engliſchen Meile ſich vom Dahlwitzer Walde her ſchnurgerade an den Tribünen vorbei bis zum Logierhaus zieht, ſchimmert mit einer dichten Grasnarbe in der Sonne wie ein rieſenlanges, grünſeidenes Band; die bunten Jacken der Reiter blitzen, und in allen Farben ſtrahlen Tribünen und Sattelplatz, wo zwiſchen den Uniformen der Garderegimenter die neuen Frühlingswunder aus Paris und Wien ſich zur Schau ſtellen.

Die hundertjährigen Eichen ſtehen noch in winterlicher Starrheit, während Birken und Buſchwerk in neuem Kleide prangen, aber dieſer kahle, düſtere Ernſt der Baumrieſen erinnert daran, daß der norddeutſche Winter noch vor wenigen Monaten die Mark Brandenburg in Feſſeln hielt und daß es Zeit iſt, ſich des Lebens zu freuen.

Die alte Frankfurter Heerſtraße, die Monate öde und verlaſſen lag, als ob Chauſſeen eine der zweckloſen Einrichtungen menſchlicher Mühe ſeien, trägt am Tage der „Goldenen Peitſche“ eine endloſe Wagenreihe, die durch Kaulsdorf, Biesdorf und die anderen märkiſchen Neſter gegen Dahlwitz lenkt.

Der Flieder blüht. Die Kaſtanien blühen. Die Felder rechts und links an der Straße ſind ein grüner Teppich, über den der Südwind ſtreicht. Die Kirſchen blühen in den Gärten. In den Dörfern ſieht man die erſten Schwalben.

Die große Stadt liegt weit zurück, man hört und ſieht nichts mehr von ihr.

— — — — — — — — — — —

„Kiſertet“, der Tags zuvor in Begleitung des Rittmeiſters, Lenas, ſeines Trainers, ſeines Jockeys, ſeines Führpferdes, ſeiner Stallburſchen und dieſes ganzen großen Apparats, mit dem berühmte Rennpferde reiſen, von Hamburg angekommen war, ſtand etwas abſeits in der ſüdlichen Ecke des Sattelplatzes, um, von einer dichten Menſchenmenge umlagert, für das große Rennen Toilette zu machen.

„He has won last week the Hamburg-Spring-Handicap, Stennsberg —?“ fragte einer der Umſtehenden — — —

Und der Rittmeiſter nickte, ohne zu antworten.

Er hielt die Arme über der Bruſt gekreuzt, Kopf und Oberkörper etwas vorgeneigt, er verlor keine Bewegung ſeines Pferdes und folgte jeder Handreichung der Stallburſchen, die mit Kamm, Bürſte, Schwamm und Waſſereimer neben Mr. Calder, dem Trainer, ſtanden.

Bisweilen neigte er ſich vor und wechſelte halblaut einige engliſche Worte mit dem Trainer, der jetzt den leichten Lederſattel auflegte; bisweilen wandte er ſich auch zu Lena, die neben ihm ſtand und mit der Gräfin Steinhofen ſprach, — dann kreuzte er wieder die Arme und ſchaute ſchweigend auf das Pferd.

Er ſah müde aus. Sein Haar war an den Schläfen ergraut, und die Augen hatten etwas Glanzloſes. Er trug einen dunkelgrauen Anzug von knappem, franzöſiſchem Schnitt, einen auffallend hohen

Stehkragen, hellgraue Handſchuhe, ohne die man ihn ſelten ſah. Mit ſeinem von der Riviera-Sonne verbrannten Geſicht und der ſtraffen Haltung war er immer noch ein ſchöner Mann, wer aber Stennsberg vor zehn Jahren geſehen hatte, als er mit „James the firſt“ in Iffezheim und Liverpool die großen Rennen gewann, damals trotz ſeiner vierzig Jahre noch einer der guten Reiter Europas, und ſah ihn heute wieder, der erkannte ihn ſchwerlich.

Mehr als hundert Menſchen ſtanden im Kreiſe um „Kiſertet“, Rennſtallbeſitzer, einige Damen, meiſt Offiziere. Stennsberg gegenüber auf der anderen Seite ſah man den Landſtallmeiſter und neben ihm den Graditzer Trainer. Beide beobachteten das Pferd, und bisweilen wechſelten ſie einige Worte und nickten.

Einige, die hinzukamen und ſich neugierig in den Kreis drängten, fragten auf das Pferd deutend: „Wer iſt das?“

Und die Umſtehenden antworteten halblaut, mit einer leiſen Nuance des Staunens über eine ſolche Unkenntnis: „Kiſertet.“

„Ah Kiſertet!“

Sie beugten ſich weiter vor, um das berühmteſte Pferd des letzten Jahrzehnts zu bewundern.

Eine andächtige Stille lag über dem Kreiſe, ſelbſt die Damen ſprachen nur halblaut. Man hatte ein Pferd vor ſich, das alle großen Rennen der letzten Jahre gewonnen hatte, deſſen Bild in jeder illuſtrierten Zeitung zu ſehen geweſen war, ein Pferd, das noch vor kaum Jahresfriſt an Wert ein großes Vermögen repräſentiert hatte. Der Hengſt war im Jubiläumspreiſe zu Wien im letzten Herbſt niedergebrochen, — die Kunſt des Trainers hatte ihn wieder in die Höhe gebracht, — möglich, daß „Kiſertet“ noch manches Rennen mit den „geflickten“ Beinen gewinnen würde. Alles in allem war er aber doch nur noch eine Ruine ſeiner einſtigen Größe.

Der Trainer ließ einen der Lederriemen zu Boden fallen, die Stallburſchen ſahen es nicht, er ſelbſt konnte ſich nicht bücken, weil er beſchäftigt war, den Sattel zu ordnen, — da trat Lena vor, hob den Riemen auf und reichte ihn ihm.

Er lächelte verlegen: „Miß Lena —“

Und ſie lächelte auch: „Man muß helfen.“

Alle Umſtehenden lächelten, ſogar das ernſte Geſicht des Landſtallmeiſters verzog ſich ein wenig, — es war was man ein „niedliches Intermezzo“ nennt.

Sie trat nicht gleich zurück. Ohne eine Spur von Verlegenheit nahm ſie den Kopf des Pferdes zwiſchen ihre kleinen Hände, die in weißen Handſchuhen ſteckten; ſie glättete ſeinen Schopf und ſtreichelte ihn, während ſie mit geſpitzten Lippen ein leiſes, feines Pfeifen hören ließ. Als dann der Hengſt mit einem merkwürdig ſuchenden Taſten ſeinen ſchmalen Kopf ſenkte, nahm ſie die Zügel aus der Hand des Stallburſchen, und mit beiden Händen die Riemen ganz oben an den Ringen anfaſſend, wo ſie an das Zaumzeug ſchließen, zog ſie das ſtählerne Gebiß leicht hin und her, hin und her, immer dieſes leiſe ſurrende Pfeifen von ſich gebend, auf das das Tier bewegungslos zu horchen ſchien.

„Kiſertet“ war der Typ des engliſchen Vollbluts, aber über dem ſchönen Pferde lag etwas Totes, Starres, das in ſeltſamem Gegenſatz ſtand zu der nervöſen Unruhe, mit der ſonſt die Rennpferde in dem Gewühl, dem Lärm, bei den Klängen der Muſik und dem Drängen der fremden Menſchen um ſich ſpähen.

Er war blind.

Mit dieſen blinden Augen, nur dem Zügel des Reiters folgend, hatte er alle die Siege erfochten, die ihm den Ruhm verſchafften, eines der beſten Pferde zu ſein, die je aus einem deutſchen Geſtüt auf die großen Rennbahnen Europas hinausgekommen waren. — Die kalte Ruhe des Tieres hatte etwas Imponierendes, und vielleicht war ſie es nicht zum wenigſten, die ihm im Kampfe ſo oft den Sieg geſichert hatte. Aber die Todesruhe in dem leicht vorgeneigten Kopfe hatte auch etwas Mitleiderregendes, das manchem der Umſtehenden zum Bewußtſein kam. Es lag etwas Tragiſches in dieſem ſonderbaren Gegenſatze zwiſchen dem Können des Pferdes, ſeinen bewunderten Siegen und dem toten Hinſtarren, das nichts von allem begreift, was ringsumher vorgeht.

„Kiſertet und Lena, ein Bild zum Malen“ — ſagte der alte Herzog von Sohrau, der mit Schwerin in den Kreis getreten war. — — —

Und es war vielleicht wirklich ein Bild zum Malen.

Sie trug ein Matroſenkleid, das Hals und Nacken frei ließ und deſſen unterer Saum auf den Bruchteil eines Millimeters mit dem oberſten Rand des ſchwarzen engliſchen Stiefelchens abſchnitt. Das Haar hing unter dem Strohhut loſe herab, in der Mitte des Rückens mit einer blauen Schleife zuſammengebunden. In den breiten Matroſenknoten über der Bruſt hatte ſie ſechs von den großen gelben Blumen geſteckt, die am Wegrand wachſen, die andere Leute zertreten und die auf Lenas dunkelblauem Kleide wie große goldene Sterne ausſahen.

Der Herzog trat in die Mitte neben „Kiſertet“.

„Guten Tag, Lena.“

„Guten Tag.“

„Iſt das wahr, Lena, ſie wollen dich in eine Penſion ſtecken?“

Er nannte ſie noch immer „du“, obwohl er es bereits ſeit drei Jahren mit dem „Sie“ verſucht hatte.

„Ja, das iſt wahr,“ ſagte ſie und ſurrte leiſe weiter, immer das ſtählerne Gebiß „Kiſertets“ hin und her ziehend, „ich ſoll Kochen lernen, weil Schwerin es will. Er hat's befohlen.“ Sie nickte Schwerin zu, der nun auch in den Kreis getreten war und mit ſeiner ſteifbeinigen Grandezza, mit dem Monocle im Auge und dem grauen Schnurrbart wie eingefroren ausſah. — „Es iſt übrigens die Frage, ob ich will. Ich habe es mir heute vormittag überlegt.“

„So“ — ſagte Schwerin.

„Ja.“

„So —?“

„Ja.“

Der Herzog, der den uralten Kampf des Majors von Schwerin mit Lena kannte — (wie alle Welt dieſen Kampf kannte) — legte ſich verſöhnend ins Mittel:

„Wo ſoll es denn hingehen, Lena? Ich meine: an welchen Ort, in welche Penſion, welche Stadt, — ich meine, wie heißt der Ort —?“

„Oldeslo.“

Einen Moment kramte der Herzog in ſeinen geographiſchen Kenntniſſen, dann ſagte er erſtaunt:

„Oldeslo —? Wo liegt das?“

„Ich weiß es nicht. Irgendwo. Sieben Stunden mit der Eiſenbahn. Kein Menſch weiß, wo es liegt. Nur Schwerin weiß es.“

Der Major machte ein bitterböſes Geſicht:

„Es liegt an der Weſer. Es iſt nicht das Oldeslo bei Hamburg, es iſt das andere zwiſchen Münden und Corvey. Ich habe dir zwanzigmal erklärt, wo es liegt.“

„Alſo ſchön,“ ſagte Lena, „zwiſchen Münden und Corvey. Jetzt weiß ich es. Ich werde verſuchen das zu behalten —“ und ſie ſtreichelte Kiſertets Kopf, der plötzlich, durch irgend etwas erſchreckt, ſich haſtig emporgerichtet hatte.

„So — ſo — oh — oh — komm down, — ah ſo — ſo — ſo — — —“

Der Trainer glättete mit der Bürſte die Mähne des Hengſtes, — mit einer leichten Bewegung hob er einen der kleinen Stalljungen in den Sattel — Lena ließ den Zügel los, — dann klopfte der Trainer Kiſertet zärtlich auf den Hals: „Go on, my boy.“

Die Menge teilte ſich, und mit ſeinen langen ausgreifenden Schritten marſchierte der blinde Hengſt ruhig und ſicher vorwärts.

Die Hand in dem weißen Handſchuh leicht auf ſeinen Arm gelehnt, ging Lena neben ihrem Vater. Dieſer ganze Weg über den Sattelplatz war ein Grüßen ohne Aufhören: Damen — Offiziere — Offiziere — Damen — und wenn kein feierliches Grüßen ſo doch wenigſtens ein Zunicken.

Zwei-, dreimal wurde ſie angehalten: „Iſt das wahr? Lena ſoll in Penſion? —“ Und jedesmal, aber immer ungeduldiger, ſagte ſie ihren Spruch her:

„Ja, nach Oldeslo. Zu einer Generalin von Maſſenbruch. Jawohl. Eine Verwandte von Excellenz von Maſſenbruch, aber nur eine ſehr entfernte Verwandte. Wo das liegt? An der Weſer irgendwo. Aber es iſt überhaupt noch nicht beſtimmt. Wann? Das iſt erſt recht noch nicht beſtimmt. Ob Kiſertet gewinnt? Weshalb nicht? Sicher wird er gewinnen. Wer ihn reitet? John Cannon. Wer ſonſt. Er hat ihn immer geritten. Ja, wir gehen auf die Tribüne. Auf Wiederſehen.“

„Auf Wiederſehen.“

Als ſie an dem Muſikpavillon vorbeigekommen waren, wo die Kapelle der Gardeküraſſiere Offenbachſche Melodien vor leerem

Raſen ſpielte — denn alle Welt drängte auf die Tribünen und zu den Wettmaſchinen — legte Lena zärtlich die Hände um den Arm des Vaters:

„Papa, was fehlt dir?“

„Nichts.“

„Du haſt Angſt — wegen Kiſertet?“

Er ſchüttelte den Kopf mit einer halben Verneinung:

„Nicht Angſt. Aber du weißt ja ſelbſt: wenn Kiſertet nicht gewinnt, es — wäre nicht gut.“

„Nein, es — wäre — nicht gut.“

Sie ſagten nichts weiter, ſie verſtanden ſich auch ohne das. Es waren nun ſchon Jahre, daß Lena dieſe Sorgen kannte und daran teil nahm.

Es hatte eine Zeit gegeben, — ſie lag eigentlich vor Lenas rechtem Miterleben — wo der Stall eine ununterbrochene Reihe von Siegen zu verzeichnen gehabt hatte: auf allen deutſchen Plätzen, in Wien, Nizza, Ascot, wo das Geld zu Hunderttauſenden hereinſtrömte, — aber das war längſt vorbei. Eine Erfahrung von hundert Jahren und mehr lehrt, daß auch die glücklichſten Rennſtälle ſich immer nur eine kurze Spanne Zeit auf der Höhe halten. Man kann das an zahlloſen Beiſpielen aller Länder beweiſen: Haſtings, Lagrange, Apponyi, Rothſchild u. ſ. w., u. ſ. w.

Der Niedergang erfolgt bisweilen ſo jäh, mit einer ſo vernichtenden Schnelligkeit, daß Exiſtenzen, die felſenfeſt geſichert erſchienen, in kurzer Friſt an die Grenze des Ruins gelangen.

Stennsberg war nie einer der großen Spieler geweſen, die alles auf eine einzige Karte ſetzen, er hatte jahrelang mit einer erſtaunlichen Zähigkeit gegen das ſchwindende Glück gekämpft, — aber vielleicht iſt ein zerſchmetternder Abſturz beſſer als dieſes Bergabgleiten, dieſes langſame Erwürgtwerden, bei dem nicht nur der Körper zu Grunde geht, ſondern die Seele auch.

Ein Reſt ſeiner einſtigen Spannkraft gab ſich vielleicht noch zu erkennen in der ſtraffen Haltung, die er — wenigſtens anderen gegenüber, und auch Lena gegenüber — immer noch wahrte, aber er war ſeit Monaten ſchon ein gebrochener Mann, der in dem einen letzten Winter ergraut war.

— — — Offenbachs luſtige Melodien klangen über den Raſen, und ohne es zu wollen oder zu wiſſen, wiegte Lena im Takt den Kopf. — Sie hatte dieſen Kampf an der Seite ihres Vaters nun ſchon lange mitgekämpft, aber von dem wahren Umfange desſelben hatte ſie kaum mehr als eine Ahnung. Und zum wenigſten heute ſchien wirklich kein Anlaß zu einer Sorge gegeben zu ſein. Der Sieg Kiſertets war ſo ſelbſtverſtändlich, ſo abſolut ſicher, daß es ſich wirklich nicht lohnte, lange darüber nachzudenken.

Flüchtig fiel es ihr ein, daß ſie, wenn Schwerin die Penſion und Oldeslo durchſetzen würde, die luſtigen Klänge wahrſcheinlich auf ſehr lange Zeit nicht mehr zu hören bekäme, aber der Gedanke hatte nichts beſonders Düſteres.

Die ewigen Rennen mit ewig denſelben Leuten waren für Lena ſicherlich nicht der Inbegriff menſchlichen Glücks. Ein Wechſel im Leben iſt bisweilen ſehr amüſant, und dieſes ferne unbekannte Oldeslo mit jungen Mädchen, Freundſchaften, neuen Eindrücken, ganz neuen Menſchen hatte etwas Geheimnisvolles, etwas Märchenhaftes, von dem man oft gehört hat, in das man aber nie hineinblicken durfte.

Wäre nicht die zähe, anklammernde Angſt vor der erſten großen Trennung geweſen und das feine, halb unbewußte Gefühl, daß dieſe Trennung für den Vater einen Schmerz bedeuten würde, den ſie ſelbſt in ſolchem Umfange gar nicht begreifen könnte — — — und wäre es nicht wieder ausgerechnet Schwerin geweſen, der Oldeslo entdeckt hatte und Tag für Tag Stennsberg und Lena mit ſeinem Plane quälte, — ſie würde vielleicht längſt eingewilligt haben. — —

„Geh auf die Tribüne, Lena,“ ſagte der Rittmeiſter. „Ich habe noch ein paar Worte mit Cannon zu ſprechen, erwarte mich.“

Sie nickte zerſtreut und wollte links abbiegen, als ſie ihm aber flüchtig ins Geſicht ſah, fuhr ſie leiſe zuſammen. Im nächſten Moment hatte ſie ſeine beiden Hände ergriffen:

„Du machſt dir Sorgen ohne jeden Grund, Papa! Kiſertet kann das Rennen nicht verlieren, es iſt einfach unmöglich! Es iſt ein Spaziergang für ihn, und weiter nichts. Wer ſoll ihn denn ſchlagen?! Wer ſoll denn das Rennen gewinnen?!

Etwa Szateks Pferde?“ Sie lachte mit einem hellen, nur ein klein wenig erzwungenen Lachen. „Smolensko iſt ein Plater, Fille de l'air kommt nie über tauſend Meter fort, und das dritte Pferd — ich weiß nicht einmal wie es heißt — das läuft überhaupt nur mit, weil Szatek bei all ſeinem Glück und trotz ſeiner vierzig Pferde vom Rennen ſo viel verſteht wie — —“ ſie ſuchte nach einem Vergleich, lachte und brachte den Satz nicht zu Ende.

Sie ſah drollig aus in ihrem Eifer, und jeder Fremde würde wahrſcheinlich einigermaßen erſtaunt und dann ſehr beluſtigt geweſen ſein, dieſe ſeltſamen Auseinanderſetzungen von einem halberwachſenen Mädchen zu vernehmen.

Aber der Rittmeiſter hörte ihr aufmerkſam zu und nickte. Sie hatte vollſtändig recht, die Situation des Rennens konnte in keiner langatmigen Darlegung klarer und anſchaulicher gezeichnet werden. Und im Grunde wäre es ja auch nur verwunderlich geweſen, wenn Lena allen jenen Dingen fremd geblieben wäre.

Sie war in dem Zigeunerleben groß geworden: im Rennſtall, in der Eiſenbahn, in den Hotels, — ſie hatte in allen Ländern Europas mehr Rennen und Pferde geſehen, als irgend einer der Mode-Sportsmen, die da drüben umherſpazierten, — und ſie hatte die ſonderbare Wiſſenſchaft von Pedigrees und Management gelernt und gekannt, als die jungen Kavallerieoffiziere, die heute die Helden des grünen Raſens waren, noch die Schulbank drückten.

Manches Jahr war das alles Spiel geweſen, bis die Sorge kam.

Wenn das Kindergeſicht mitten in aller Luſtigkeit unter den geputzten Damen und Herren plötzlich ſtarr wurde, von einer ſolchen Traurigkeit überſchattet, daß die Damen Lena erſtaunt anblickten und dann hell auflachten: „Aber Lena, was für ein Geſicht —!“ und wenn ſie ſich dann Mühe gab, mit einem Ruck die Luſtigkeit wieder zu finden und ſelbſt zu lachen — dann verſtand ſie nur einer.

Lena brach einen Fliederzweig vom Buſch und ſteckte zwei Blüten in den Lederriemen ſeines Rennglaſes:

„Kiſertet gewinnt, und heute abend gehen wir in die Oper, ja? Du haſt es mir verſprochen.“

Er bejahte zerſtreut: „Gewiß, gewiß. Da iſt Szatek. Er wird dich auf die Tribüne bringen, ich komme nach.“ — — —

„Ich habe Sie auf dem ganzen Rennplatze geſucht, Fräulein Lena,“ ſagte der Graf, und er hatte in der That alle Winkel des weiten Platzes durchſtöbert.

„Mich geſucht? Weshalb?“

Er hatte keine Sicherheit ihr gegenüber, es war lächerlich, er verlor jedesmal die Grandſeigneur-Haltung und ſeine unangenehme ſuffiſante Miene, wenn er dem halberwachſenen Mädchen gegenüberſtand.

„Man ſagt — das heißt, die Prinzeſſin ſagt es — und einige andere ſagen es auch: Sie wollen verreiſen, Fräulein Lena, auf lange, in eine Penſion?“

Sie nickte gleichgültig: „Ja, es kann ſein. Jeder Menſch fragt mich danach, es wird bald langweilig.“

„Es iſt noch nicht beſtimmt?“

„Ich ſage ja: ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.“

Sie ging über den Raſen, Szatek neben ihr, — dann bog ſie kurz vor den Tribünen ab, um Kiſertet noch einmal zu ſehen, der mit John Cannon im Sattel durch eine dichte Gaſſe von Zuſchauern auf die Bahn hinausgeführt wurde. Als ſie ſich umwandte, um zurückzugehen, bemerkte ſie den Grafen noch immer neben ſich, ſie hatte ihn ein paar Sekunden lang ganz vergeſſen.

Ohne beſonderen Grund erſchien ihr das komiſch, und ſie lachte: „Ich hatte Sie ganz vergeſſen.“

„So.“

„Da kommen Ihre Pferde.“

„Ja.“

Alle drei Reiter trugen den blau-roten Dreß der Szatekſchen Farben, — Fille de l'air marſchierte an erſter Stelle, dann folgte Smolensko und als dritter ein großer Fuchs mit grobgefügten Knochen und ſchlappen Muskeln.

„Wie heißt der?“

„Skanderbeg.“

„Wie iſt er gezogen?“

„Monſeigneur — Seagull.“

Sie muſterte das Tier mit einem raſchen Blick: — — „Ein ſchlechtes Pferd.“

„So?“

„Er wird nie etwas gewinnen.“

Er lachte nervös: „Das wird ſich zeigen.“

„Wir wollen das Rennen anſehen,“ ſagte ſie, „in fünf Minuten geht es los. Wollen Sie mit dort drüben hin? Man ſieht es da beſſer als auf den Tribünen.“

Ohne ſeine Antwort abzuwarten, als ſei es ihr gleichgültig, ob er Luſt hatte mitzukommen oder nicht, ging ſie die Barriere entlang, einige hundert Schritt weit, bis die Tribünen eine beträchtliche Strecke hinter ihnen lagen. Ein paar Trainer ſtanden dort, die mit ihren Renngläſern in die Ferne ſchauten, wo Kiſertet mit dem halben Dutzend der andern Pferde zum Start galoppierte, — ſonſt war es einſam, und durch die Büſche gedeckt ſahen ſie nichts mehr von der Menſchenmenge.

„Bitte, Ihr Glas,“ ſagte ſie haſtig zu Szatek, „ich will ſehen —“ und als er es ihr gab, ſtreifte ſie die Handſchuhe ab, ſchraubte es raſch zurecht, ſchwang ſich, die Hand aufſtützend, auf die Barriere und blickte angeſtrengt nach dem Dahlwitzer Walde, wo die Pferde ſich jetzt in Reihe aufſtellten.

Szatek ſah nichts von den Pferden, er ſah nur Lena. Was kümmerte ihn das Rennen? Ob ſeine Pferde einen Preis mehr oder weniger gewannen, war ſo gleichgültig.

Sie ſaß auf der Barriere wie eine Dame zu Pferde, leicht, zierlich, beide Arme hochgehoben, um das Glas zu halten, ſo daß die feine Rundung ihrer Bruſt ſich ſcharf gegen den blauen Himmel abhob. Der linke Fuß im ſchmalen Stiefel und ſeidenen Strumpf ſchaute bei dem unbequemen Sitz unter dem Kleide hervor.

Sie war ein Kind — eine Dame — beides.

Er wandte keine Sekunde ein Auge von ihr mit einem Blick, der etwas Starres annahm, etwas Brutales.

Er hatte ſie zuerſt in Longchamps geſehen, vor drei Jahren, als er ſeine Reiſe um die Welt beendet hatte. Sie war damals in Paris noch ein Kind von wenig mehr als zwölf Jahren, ſchlank, etwas eckig, und vielleicht war die erſte Regung, die die Kleine bei dem in fünf Erdteilen überſättigten, ſeeliſch und körperlich halb ruinierten Seigneur wachrief, eine Regung von Scham, — Sehnſucht nach vergeſſenen Empfindungen reiner Art, — das letzte Aufflackern einer matten Jugendpoeſie.

Er hatte ſie nicht wieder aus den Augen gelaſſen. Er ſah ſie auf allen Rennplätzen, wo er zwiſchen den großen Toiletten der Damen die ſchmächtige Figur der Kleinen ſuchte, und ſo intenſiv war ſein Empfinden, daß er ein Jahr und länger es nicht über ſich gewann, das erſte Wort mit ihr zu wechſeln, während er mit ihrem Vater Dutzende von Malen zuſammentraf.

— — — Einen Moment ſtreifte Lena ihn mit dem Blick: „Sehen Sie doch, die Pferde ſtehen in Reihe, es wird ſofort beginnen —“ dann nahm ſie das Glas wieder vor die Augen und ſchaute geſpannt dorthin, wo der Starter eben die „rote Fahne“ erhoben hatte.

Eine Gedankenreihe, die er vielleicht ſchon oft erwogen hatte und die ſich nun rein mechaniſch ohne weiteres Nachſinnen wiederholte, ging ihm blitzſchnell durch den Kopf: ‚Du biſt doppelt ſo alt als Lena, — heute iſt ſie noch ein halbes Kind, — aber in zwei Jahren nicht mehr — es werden hundert andere kommen, die dir zuvorkommen werden, — — warte nicht länger — —‘ und an dieſe Reihe ſchloß ſich die entſcheidende Erwägung:

‚Sie geht fort, du wirſt ſie aus den Augen verlieren, vielleicht für Jahre, und wenn ſie einmal wiederkommt, iſt es zu ſpät!‘

‚Zu ſpät!‘ — das war der Spornſtoß, der ſeinen Mut vorwärts trieb.

Mit einem Schritt ſtand er neben ihr.

„Fräulein Lena — —“

„Ja —?“ Sie ſah ihn nicht an, ſie blickte durch das Glas unverwandt die lange grüne Bahn entlang. — „Was gibt's —?“

„Sie wollen fortgehen, Fräulein Lena, und deshalb — ich habe — — —“

Da richtete ſie ſich haſtig in die Höhe: „Sie kommen!“

Und hinter ihnen in der Ferne von den Tribünen her ein dumpfer, tauſendſtimmiger Ruf: „Sie kommen!“

Sie beugte den Oberkörper ſo weit vor, um beſſer ſehen zu können, daß ſie mit der rechten Hand unwillkürlich, nach einem Stützpunkt taſtend, rückwärts in die leere Luft griff, — im Augenblick hatte Szatek die Hand in der ſeinigen.

„Lena, ich habe Sie lieb! Sagen Sie ein einziges Wort, Lena, daß Sie warten wollen und keinen andern — — —“

„Kiſertet voran! Er gewinnt!“

Sie hatte nichts gehört. Blitzſchnell war ſie herabgeſprungen, und im nächſten Moment zwängte ſie ſich mit der Geſchicklichkeit eines Wieſels durch die Balken der Barriere, um in das Innere der Bahn zu gelangen, wo ſie das heranſtürmende Feld dicht vor ſich ſehen würde.

„Laſſen Sie doch meine Hand los!“ Einen Moment ſtarrte ſie ihm ins Geſicht, als verſtände ſie gar nicht, wie er dazu gekommen war, ihre Hand zu nehmen und weshalb er ſie jetzt nicht freigab.

Und in dieſem Moment begriff ſie. Was ſie nicht gehört hatte, ſagte der ſengende Blick.

Aber dicht hinter ihr begann der Boden unter den Hufſchlägen zu beben, ſie riß ſich herum, und wieder eine Sekunde ſpäter hatte ſie Szatek vergeſſen. Mit weit aufgeriſſenen Augen durchſuchte ſie das Feld, — — dann:

„Kiſertet!!!“

Ein Verzweiflungsſchrei kam von ihren Lippen. Dem Sturm gleich flogen fünf, ſechs Pferde vorüber, dann ſchrie ſie noch einmal auf: „Kiſertet!!!“

Dicht vor ihr taumelte der blinde Hengſt. Mit einem Ruck ſuchte der Jockey das im Schwunge vornüberbrechende Pferd auf den Beinen zu halten, — es gelang — und dann, zehn, zwanzig Meter weiter, kam der Hengſt zum Stehen. Er verſuchte noch einen Schritt vorwärts zu gehen, aber das rechte Vorderbein knickte kraftlos zuſammen.

John Cannon ſtieg aus dem Sattel und beugte ſich taſtend zu dem Fuße des Tieres nieder.

— In der Ferne hörte man das Toſen der Menge, das den Sieger begrüßt, — — Fille de l'air, die ſpielend leicht gewonnen hatte —

Irgend jemand in Lenas Nähe ſagte, nach dem Hengſt hinüberdeutend:

„Niedergebrochen —“

Und ein anderer wiederholte es.

„Yes. Broken down.“

Dann entfernten ſich die Leute und Lena blickte wie abweſend geradeaus. Sie wollte zu dem Pferde hinübergehen, das immer noch auf demſelben Fleck ſtand, aber ihre Füße zitterten ſo ſehr, daß ſie ſich einen Moment feſthalten mußte. Die Arme auf die Barriere geſtützt, den Kopf in die Hände gelegt, hatte ſie das Gefühl einer großen Kälte, die langſam über ſie hinzog.

„Kiſertet, — — — niedergebrochen.“ Nun würde bald alles zuſammenbrechen. Die paar letzten Hoffnungen, die noch übrig waren.

„Lena —?“

Sie wandte langſam den Kopf und ſah Szatek. Sie hatte geglaubt, er ſei fort, aber ſie war nicht weiter erſtaunt, als ſie ihn neben ſich ſah, die Arme gleich ihr auf die Barriere geſtützt.

Mit einer unerhörten Kraftanſtrengung richtete ſie ſich in die Höhe: nur dieſem Menſchen nicht zeigen, was der Schlag für ſie bedeutete. Nur ganz kalt bleiben und ruhig.

„Fille de l'air hat gewonnen, ich gratuliere Ihnen. Sie haben mehr Glück als wir.“

Sie wollte an ihm vorbei, als er, außer ſich, ihr den Weg vertrat.

„Sie haben gehört, Lena, was ich geſagt habe. Sie können mich ſo nicht fortgehen laſſen, — Sie müſſen eine Antwort für mich haben.“

Sie ſah ſein Geſicht, das mit allen Muskeln arbeitete, dieſes Geſicht, das verlebt, verwüſtet, in einer brutalen Leidenſchaft zu lodern begann.

Sie ſetzte einen Fuß rückwärts, dann den andern, ſie wich langſam bis an die Barriere, Schritt für Schritt folgte er ihr.

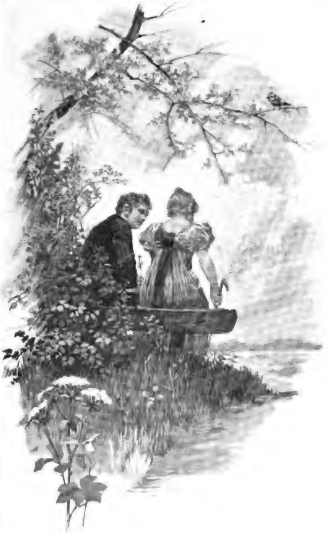
In einer aufdämmernden Kinderangſt hob ſie die Hände gegen ihn: „Laſſen Sie mich —!“

Und er trat wirklich einen Schritt zurück.

Aber im nächſten Moment ſtand er neben ihr. Er ergriff ihre Hand, ihren Arm, er zog ſie an ſich. Sie ſchrie leiſe auf, aber er gab ſie nicht frei. Sein Geſicht beugte ſich ſo nahe zu ihr, daß ſie entſetzt die Augen ſchloß. Er verſuchte vielleicht ſeine Worte in Grenzen zu halten, — aber er war ihrer nicht Herr. Sie ſtießen mit ſeinem heißen Atem ziſchend hervor wie Raubtiere. —

Erſt ganz langſam wurde er wieder ruhiger. Dann begann er wie jemand, der alles ſucht und heranzieht, was er ſagen und bieten kann, aufzuzählen: ſeine polniſchen Güter, ſeine Güter in Schleſien,

Aus unserer Bildermappe:



In der Maienzeit. Zeichnung von O. Groß.

Digitized by Google

— allen Glanz und alle Macht, die er ſeiner künftigen Frau zu Füßen legen konnte. Bis ſeine Stimme ſtockte und die Leidenſchaft dem angſtvollen, totenblaſſen Geſichte gegenüber verflackerte. Bis er begriff, was er gethan.

Er taſtete mit der linken Hand an die Stirn und ſtrich darüber, dann mit der rechten ebenſo. Er atmete tief auf und ſtreckte ihr mit einer matten Bewegung die Hand entgegen:

„— — — Lena — — —?

Sie ſchob ſich an der Barriere her an ihm vorbei, zwei, drei Schritte, geduckt, immer die Augen wie beſinnungslos auf ihn gerichtet, — noch zwei, drei Schritte, — dann plötzlich ſchnellte ſie empor und mit einer fliegenden, gehetzten Angſt lief ſie die Rails entlang in der Richtung nach den Tribünen.

Einmal wandte ſie ſich um. Als ſie ſah, daß er bewegungslos ſtehen geblieben war, ging ſie langſamer. Dann verſchwand ſie in der Menſchenmenge.

2. Kapitel.

Der Frühlingsabend lag über Hoppegarten, einer der ſonderbaren Frühlingsabende, an denen die Sonne nicht niedergehen will, und an denen man ſich, immer noch eingedenk der vergangenen Winterzeit, darüber wundert, daß der Tag nicht endet.

Der letzte Extrazug war in der Richtung nach Berlin verſchwunden, die letzten Wagen fortgerollt, nun lag der weite Rennplatz wieder einſam. Nur die Kellner waren noch beſchäftigt, alles in Ordnung zu bringen, ſie gingen in Hemdsärmeln, ſetzten Tiſche und Stühle zurecht und halfen den Mamſells die ungeheuren Maſſen von Tellern, Gläſern und Kannen in große Kiſten verpacken.

Ein paar alte Frauen wanderten mit Körben umher und ſuchten die Papierſchnitzel zuſammen, meiſt zerriſſene Wett-Tickets, die wie häßliche, gelbe Flecken über den weiten grünen Raſen verſtreut waren. Die Aufräumungsarbeiten boten einen wunderlichen Gegenſatz zu dem Bilde, das noch vor kaum einer Stunde in buntem Gewoge den Platz geſchmückt hatte.

Lena war fort, Schwerin hatte ſie auf Stennsbergs Bitte mit nach Berlin genommen, ſchließlich war der Rittmeiſter faſt der einzige, der noch anweſend war. Er kam mit dem Oberroßarzt vom Logierhauſe her und ging mit ihm quer über den Platz nach den offenen Holzſtallungen, in denen man am Nachmittage die Rennpferde geſattelt hatte, und von wo aus ſie, in Decken gehüllt, in ihre Quartiere zu Hoppegarten und Dahlwitz heimgekehrt waren.

Nur ein Tier befand ſich noch dort: Kiſertet.

Der kleine Stallburſche, der auf ihn Obacht geben ſollte, ſtand an die Holzwand gelehnt und ſchlief. Es bedurfte ja auch in der That keiner beſonderen Wachſamkeit. Es würde keiner kommen, der Kiſertet zu ſtehlen Luſt hatte, und hätte doch jemand dieſen merkwürdigen Einfall gehabt, ſo wäre es ihm ſchwerlich geglückt, das Tier auch nur hundert Schritte weit über den Platz zu ſchleppen.

Der Hengſt ſtand ganz ſtill, wie er ſchon ſeit Stunden ſtand, dicht neben dem ſchlafenden Jungen, das rechte Bein leicht gekrümmt, den Fuß mit der gezerrten, kraftloſen Sehne gebeugt. Er hielt den Kopf vorgeneigt, und die weit offenen Augen ſtarrten ohne Ausdruck geradeaus nach Weſten, wo die Sonne immer noch über dem Kiefernwalde von Dahlwitz ſtand.

Nach einer Weile fuhr der Junge aus ſeinem Schlafe auf, er hatte dicht vor ſich Stimmen gehört, und als er erſchreckt ſeine Augen aufriß, ſah er den Rittmeiſter neben ſich, während ein anderer Herr neben Kiſertet kniete und den Fuß des Tieres in beiden Händen hielt.

„Iſt Mr. Calder fort?“ fragte der Rittmeiſter. „Iſt niemand hier? Auch der Futtermeiſter nicht? Wo ſind die anderen Stallburſchen?“

Aber der Junge verſtand ihn nicht. Groß, ängſtlich blickte er den Rittmeiſter an. Er war einer der kleinen Böhmen, die zu Dutzenden in die deutſchen Rennſtälle importiert werden, und die unter ihrem engliſchen Lehrmeiſter keine beſonders fröhlichen Tage verleben.

„Ja nerozumim, pane, ja nerozumel.“

„Es iſt nichts mehr zu machen,“ ſagte der Oberroßarzt, „fühlen Sie ſelbſt, Herr Rittmeiſter, das Fußgelenk iſt ruiniert, die Sehne völlig zerzerrt und wie zerriſſen —“

Stennsberg beugte ſich nicht nieder. Er hatte keinen Anlaß, dem Tiere die ſchmerzhafte und zweckloſe Berührung anzuthun.

„Ob Sie es verſuchen wollen, Herr Rittmeiſter, den Hengſt ein zweites Mal hoch zu bringen, und ob dieſer Verſuch überhaupt lohnt, das müſſen Sie ſelbſt wiſſen. In einem Jahre kann man ihn vielleicht ſo weit bringen, daß er den Fuß noch gebrauchen kann, im Schritt, vielleicht auch im Trab, aber von einer Verwendung auf der Rennbahn kann natürlich nie mehr die Rede ſein. Und was bleibt dann dem armen Kerl übrig?“

Der Hengſt ſtand ganz ruhig, immer den Kopf mit den weit offenen, blinden Augen geradeaus gerichtet, als ob alles, was da geſprochen wurde, ihn nichts angehe.

Der Rittmeiſter wandte ſich ab: „Alſo bitte, Herr Doktor, was Sie für richtig halten.“

Er ging langſam, die Hände in den Taſchen, über den Raſen, und als er ſich einmal kurz umſchaute, ſah er, wie man Kiſertet einige Schritte aus dem Stalle herausgezerrt hatte. Der kleine böhmiſche Stalljunge hielt das Pferd am Zügel und ein paar andere Stallburſchen, die noch mit Aufräumungsarbeiten zu thun gehabt hatten, ſtanden im Kreiſe, aber in einer reſpektvollen Entfernung.

Dann tönte ein Schuß. Er hallte von den Holzwänden der Tribünen wieder und verklang in der Abendlandſchaft.

Der Rittmeiſter wandte ſich nicht um. Er hatte an der Eiche Halt gemacht und ſtarrte vor ſich hin in die Weite, bis er Schritte hinter ſich hörte und der Oberarzt zu ihm trat.

„Wollen wir nun gehen, Herr Rittmeiſter? Es iſt Zeit für Sie. Wenigſtens, wenn Sie den Siebenuhrzug erreichen wollen.“

„Ja, gehen wir.“

In der Nähe des Logierhauſes trennten ſie ſich. Der Arzt ging links ab durch die Heckengänge, die auf den Dahlwitzer Weg führen, der Rittmeiſter legte die paar Schritte bis zum Bahnhofe allein zurück.

Er mußte einige Zeit warten, dann kam der Strausberger Vorortzug und er ſtieg ein, der einzige Paſſagier.

Ein Wort ſummte ihm im Kopfe, das ihm vorhin an der Eiche eingefallen war und das ihn nun nicht mehr losließ.

‚Die Tiere ſchießt man tot, wenn ſie nichts mehr taugen. Was geſchieht mit den Menſchen?‘

Er ſchloß die Augen, er war todmüde.

Eine Weile nachher hielt der Zug, ein paar Thüren wurden geöffnet und zugeſchlagen, dann ging es weiter.

Er öffnete die Augen wieder und blickte auf die Felder, die, immer noch hell von der Sonne beleuchtet, vorbeiflogen. An dieſer Strecke kannte er jedes Haus, jeden Baum, er war ſie tauſendmal gefahren. Hin, her, immer hin, her, — jedes Jahr hundertmal und öfter.

Er dachte an den Tag, an dem Lena ihn zum erſtenmal hatte hinausbegleiten dürfen, einige Wochen oder einige Monate nach dem Tode ſeiner Frau. Sie war damals ein kleines Ding, kaum ſechs Jahre alt. Sie ſaß in ihrem ſchwarzen Kleidchen in der einſamen Wohnung in der Kleiſtſtraße und ſpielte mit ihren Puppen. Wenn er fort mußte, ſo hockte das Dienſtmädchen neben der Kleinen und ſagte: „O, Herr Rittmeiſter können ganz ruhig ſein, ich ſpiele mit Lena, und nachher gehe ich mit Lena ſpazieren, nicht wahr, Lena?“ — — aber er wußte, daß das leere Reden waren, und daß, wenn die Thür hinter ihm ins Schloß fiel, die Kleine todeinſam ſein würde.

So hatte er ſie eines Tages auf die Rennbahn mit hinausgenommen.

In ihrem ſchwarzen Kleidchen lief ſie wie ein kleiner Hund hinter ihm her, allenthalben hin, in die Wage, zu den Pferden, in die Ställe, und alle ſeine Bekannten gaben der Kleinen die Hand, und die Damen wollten ſie auf den Schoß nehmen und ihr Kuchen geben. So oft er aber Miene machte, ſie mit dieſen Fremden allein zu laſſen, ſtarrte ſie ihm mit ſo großen angſtvollen Augen nach, daß er es nicht über das Herz brachte, ſie von ſeiner Seite zu geben.

So blieb ſie das Hündchen, das hinter ihm herlief.

Jahr um Jahr war dahingegangen, ein Reiſeleben, an dem Lena an der Seite ihres Vaters die halbe Welt kennen gelernt hatte.

Jedesmal, wenn in dieſen nächſten zehn Jahren der Major mit ihm zuſammengetroffen war, hatte Schwerin, den Lena „Onkel“ nannte, zu dem Rittmeiſter geſagt:

„Es gibt viel Dinge, Joachim, die man ſich mit Ruhe anſieht, aber es gibt auch Dinge, die über das notwendige Maß hinausgehen; ſo mit Lena. Sie hat keine Mutter und du ſchleppſt ſie mit dir umher, heute dahin und morgen dorthin. Ein Mädchen gehört unter die Frauenzimmer und nicht in die Hotels, nicht nach Nizza und nicht auf die gottverfluchten Rennplätze.“

Und jedesmal ſagte dann der Rittmeiſter:

„Ja, ja, Schwerin, es iſt gut, dieſen einen Monat noch, dann wird es anders. Ich denke nur darüber nach: wohin. Sobald ich etwas gefunden habe, bringe ich Lena fort, das iſt ſelbſtverſtändlich.“

Aber es war nie dazu gekommen.

In Baden-Baden einmal, bei dem großen vierundachtziger Meeting, wo des Rittmeiſters Pferde die Hälfte aller Preiſe gewannen — damals in Baden-Baden hatte er die kleine achtjährige Lena abends im Hotel auf den Schoß genommen und ihr eine lange Rede gehalten: daß es nun wirklich nicht länger ſo gehe, daß Miß Mary, die Gouvernante, ſehr lieb und ſehr gut ſei, daß ein kleines Mädchen aber unmöglich länger ſo umherreiſen dürfe und in ein richtiges Haus zu guten Frauen und anderen kleinen Mädchen gegeben werden müſſe, und daß — ja und ſo weiter —

„Du weißt es ja ſelbſt, Lena,“ ſagte er mit einer etwas zitternden Stimme, „du weißt es ja ſelbſt —“

Sie hatte geweint, ſie war außer ſich geweſen, aber dieſes eine Mal blieb er feſt, und am nächſten Tage wurde Lena — gegen den ausdrücklichen Willen Schwerins, der Lena in eine kleine Stadt und nicht in das großartige Baden-Baden geſchickt zu ſehen wünſchte — zu der gnädigen Frau von Frankenberg gebracht, wo eine Reihe etwas verſchüchterter Kinder ſogleich den Auftrag erhielt, mit Lena ihre ſchönſten Spiele zu ſpielen, und wo die gnädige Frau mit ſolcher Liebe und Herzlichkeit Lena „ihr eigenes kleines Töchterchen“ nannte, daß nichts begreiflicher war, als das böſe, verbitterte Geſicht, mit dem ſie am nächſten Tage beim Abſchied Lena die Fingerſpitzen ihrer Hand reichte.

„Sie iſt auf dem beſten Wege,“ ſagte ſie, „Herr Rittmeiſter, ſich zu einem Mädchen auszuwachſen, das Ihnen ſehr ſchwere und trübe Erfahrungen bereiten wird. Ich habe viele Kinder in meinem Leben in meiner Erziehung gehabt, aber ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß mir ein ſolches Kind neu war. Ich habe dergleichen in der That nicht für möglich gehalten.“

So kam nach der einen Nacht, in der Lenas Herz vor Angſt und Verzweiflung hatte ſtill ſtehen wollen, die Kleine wieder zu ihm, und ſeitdem hatte er ſie trotz Schwerins Mahnungen und düſteren Prophezeiungen nicht wieder von ſich gegeben. Zum erſten und einzigen Male war er an jenem Tage mit dem Major hart aneinander geraten:

„Scher dich um deine eigenen Angelegenheiten, verſtehſt du mich?! Lena und ihre Erziehung gehen dich keinen Deut an! keinen Pfifferling! Ich verbitte mir jedes Hineinreden, ein- für allemal!“ So daß Schwerins Monocle — vielleicht auch zum erſten und einzigen Male — klirrend auf die Erde fiel und in Stücke zerſprang.

Es dauerte dann in der That geraume Zeit, ehe der Major ſeine guten Ratſchläge in Bezug auf Lena wieder hervorholte.

— — — Es war ein Zigeunerleben und ein Zigeunerreiſen: vorn im Zuge im Coupé erſter Klaſſe die Herren und Lena, hinten im Zuge der große rollende Wagen mit den Rennpferden und den Stallburſchen.

Ein Zigeunerleben, bei dem man allerorten Vorſtellungen gab und die Pferde produzierte, wenn es freilich auch keine armſeligen dreſſierten Cirkusgäule waren, ſondern die Elite ihres Geſchlechts, von denen jedes einzelne ein kleines Vermögen repräſentierte. Sie wurden ausgepackt, ſie liefen auf der Rennbahn, ſie gewannen Preiſe, und ſie wurden wieder eingepackt, um drei Tage ſpäter hundert Meilen entfernt das Geſchäft von neuem zu beginnen.

Ein wehmütiges Lächeln ging über ſein Geſicht, als er an die ſonderbaren Unterrichtsſtunden dachte, in denen Schwerin im Hotel „Gonnet et de la Reine“ zu Cannes im Winter 1885 Lena leſen gelehrt hatte, — oder an die ewigen Rechenübungen im

Coupé, wenn Schwerin zur anfänglichen Erheiterung und zur allmählichen Erbitterung der Mitreiſenden ſtundenlang das Einmaleins exerzierte.

Dieſer Rechenunterricht des Majors, den er in drei Sprachen erteilte, blieb lange Zeit ein beliebtes Thema, um Schwerin im Klub oder auf der Rennbahn zu ärgern, und wenn das kleine Ding auf der Tribüne an der Loge des Herzogs von Sohrau vorbeihuſchte, ſo hielt der alte Herr ſie an den Zöpfen feſt und examinierte:

„Combien font vingt-neuf et cinquante-deux — —?“

Worauf ſie den linken Zeigefinger zwiſchen die Lippen ſchob und nach einigem Nachdenken und mit einem ängſtlichen Seitenblick auf Schwerin, der ſteif, ernſt und abwartend in der Loge ſaß, die richtige Antwort fand:

„Quatre-vingt-un.“

„Twenty-two and thirty-five?“

„Fifty-six.“

„Seven!!“ ſchrie Schwerin — und das war für alle Anweſenden das Signal, um den Major einen Tyrannen zu nennen, deſſen einzige Beſchäftigung es ſei, den verhätſchelten Liebling der Rennbahn zu quälen. — —

Mühelos und wie im Spiel hatte ſie alles gelernt, was die fremden Länder ihr boten, vor allen die Sprachen, — die Kunſt, die Muſeen, — Rom, Paris, London — faſt alles, was ein Menſch an Großem zu ſehen und zu lernen erhalten kann.

Nur das Beſte war Lena fremd geblieben:

Die Heimat!

Und alles was zu „Heimat“ gehört: Kinderſpiele und Kinderarbeit, Freundinnen, Pflichterfüllung — Sehnſucht! — — —

Er preßte die Hände gegen die ſchmalen Leiſten der Thürfüllung und ſtarrte, ohne etwas zu ſehen, in die Felder.

„Durch meine Schuld. — Schwerin hat ſchon recht gehabt.“

Dann richtete er ſich auf:

„Es iſt nie zu ſpät.“ Bilder tauchten vor ihm auf, eines das andere haſtig drängend:

Oldeslo, von dem Schwerin erzählt hatte, — ein großes ſtilles Haus, in dem man Lena gütig aufnehmen wird, — Mädchen, die ſich um ſie drängen und ſie fragen: „Wie heißt du? Bleibſt du hier? Bei uns? —“ „Ja, ich bleibe bei euch.“ — Ein kleines Zimmer, ein weißes Bett — nichts mehr von dem Lärm, von den verwitterten Geſichtern der Rennbahn. — Im Garten unten ein Lachen, die Mädchen ſpielen, Lena mitten zwiſchen ihnen. — Sie ſitzt in ihrem Zimmerchen und ſchreibt einen Brief an ihn: „Ich bin glücklich hier, ich ſehne mich nur nach einem, nach Dir.“ — Der Kellner im Hotel bringt ihm den Brief, und er ſetzt ſich hin und ſchreibt: „Noch ein Jahr, Lena, dann hole ich Dich wieder. Aber nicht hierher, ſondern in unſer eigenes Heim. Du wirſt Augen machen, Lena, wenn Du das ſiehſt, ich verrate nichts vorher.“

Ein Lächeln ging über ſein müdes Geſicht, und mit einem tiefen Aufatmen hatte er die Empfindung, als ob dieſer ſchwere Schlag, der ihn heute getroffen hatte, eine Art Erlöſung bedeute, eine Entſcheidung, die nun endlich alles Zögern und Erwägen zerbrach und ihm den Weg klar vorzeichnete.

Der koſtſpielige Reiſehaushalt mit der Gouvernante und dem Diener würde aufhören. Er für ſeine Perſon bedurfte wenig, faſt nichts, das ganze Leben würde halb ſo teuer ſein, wie bisher, oder ein Drittel ſo teuer, oder noch billiger. Er würde ſparſam leben wie nie zuvor. Nur die wenigen Monate noch den Kopf oben behalten, dann war aus dem Schiffbruch vielleicht noch genug zu retten, um Lenas Zukunft ſicher zu ſtellen.

Er fühlte dieſe Spannkraft in ſich, die mit einem letzten Reſt von Energie den zerbrochenen Spieler auftreibt, ihm Bilder vorgaukelt und immer noch einmal ihn an ſich ſelbſt glauben läßt.

Er beeilte ſich, er hatte Lena ja verſprochen, mit ihr in die Oper zu gehen.

Der Diener erwartete ihn im Hotelzimmer.

„Sagen Sie meiner Tochter, ich käme in zehn Minuten hinüber. Dann holen Sie einen Wagen, Lena ſoll ſich bereit halten. Fragen Sie den Major von Schwerin, ob er mit geht zur Oper.“

Er kleidete ſich haſtig an, und als der Diener zurückkam, ſtand ſein Herr ſchon in Frack und weißer Halsbinde vor dem Spiegel.

Er ſtand ſtraff aufrecht, trotz der grauen Haare und der müde gewordenen Züge immer noch ein Mann, der die Augen der Frauen auf ſich lenkte, groß, hager, die alte Reiterfigur. Er lächelte ſeinem Bilde im Spiegel zu: „Es wird alles gut, es iſt immer noch nicht zu ſpät. —“

Als er in Lenas Zimmer trat, das im Schatten der gegenüberliegenden Häuſer ſchon halb im Dunkel lag, erhob ſie ſich und kam ihm entgegen. Aber erſtaunt blickte er ſie an.

„In dem Kleide? Du willſt doch nicht in dem Kleide zur Oper, Lena?“

Sie antwortete nicht, ſie kam mit kraftloſen Schritten auf ihn zu und lehnte ſich wortlos an ihn.

„Kind was haſt du? Lena, iſt etwas paſſiert?“

Sie brach in ein wortloſes Schluchzen aus, wie er es nie an ihr geſehen hatte. Aber auf alle ſeine angſtvollen Fragen hatte ſie keine Antwort, oder doch nur ein paar tonloſe Worte:

„Nichts. Es iſt nichts.“

Er nahm ſie auf ſeinen Schoß und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt und wiegte ſie hin und her, wie früher, als ſie noch ein kleines Mädchen war.

Und während ihr Weinen leiſer wurde und die Dunkelheit nun ganz das Zimmer füllte, erinnerte er ſich, wie Lena nach dem Rennen totenblaß, ſchwankend zu ihm gekommen war. Aber er hatte keine Urſache gehabt, ſich darüber zu wundern. Sie hatte in ihrer Art in Kiſertet mehr verloren als er ſelbſt. Das blinde, hilfloſe Tier war ihr Liebling geweſen, damals ſchon, als es klein und wenig beachtet mit den andern Jährlingen von Harzburg gekommen war.

„Weshalb ſieht er mich ſo an?“ hatte das Kind gefragt. „Weshalb blickt er ſo eigentümlich?“ Und als man ihr antwortete: „Das Pferd iſt blind,“ hatte ſie in einer Aufwallung von Mitleid den ſchlanken Hals des Fohlens umarmt, ſo daß man ſchließlich Mühe hatte, ſie von dem Tiere fortzubringen. — — —

Er wußte nicht, daß Lena heute etwas ganz anderes verloren hatte. — —

Erſt eine lange Weile nachher brachte er die Rede auf Oldeslo, aber Lena begann wie außer ſich von neuem zu ſchluchzen: „Laß mich bei dir bleiben, gib mich nicht von dir! Nie!“

Einen Moment wurde er wieder wankend, dann ſetzte er ihr alles auseinander, wie er es bei der einſamen Heimfahrt ſich ausgemalt hatte: „Du mußt vernünftig ſein, Lena, du mußt an dich denken und an mich, ſei mein gutes Mädchen, Lena! Es muß ſein, nicht wahr? Und wenn es dir nicht gefällt, Lena, was ſchadet es? Du kommſt wieder. Du ſchreibſt nur ein einziges Wort, und ich komme und hole dich. Das ſind ſieben Stunden, dann bin ich bei dir. Nicht wahr, du willſt, Lena? Glaub nur, es muß ſein. — — Ja —?“

Sie hörte nur halb auf das, was er ſagte, — aus dem Dunkel tauchte das ſchreckliche Bild von heute nachmittag vor ihr auf: Szatek, wie er ſie am Arm ergriffen und ſie an ſich geriſſen hatte!

Im Fieber, außer ſich, ſprang ſie auf und fuhr ſich mit den Händen über Geſicht und Haar, dann klammerte ſie ſich an ihn:

„Ja, ich will, ich will! Ich will fort!“

Er verſtand ſie nicht, aber zärtlich zog er ſie wieder an ſich und nahm ſie von neuem auf den Schoß.

„Siehſt du, Lena, ein Jahr, was iſt das? Das iſt ein Nichts, — und dann hole ich dich. Wir ſchaffen für dich eine Heimat, wir gehen nie mehr auf die Rennplätze!“

Sie umklammerte ſeine Hand noch feſter: „Nie mehr auf die Rennplätze! Verſprich es mir!“

Allmählich vergaß ſie, und während er ſie immer auf den Knieen leiſe wiegte, ließ er die Bilder an ihr vorbeiziehen, die er ſich ausgemalt hatte.

Unten brauſte das Toſen der Friedrichſtraße. Aus irgend einem Zimmer des großen Hotels drang ein Lärm. Sie hörten nicht darauf. Man hört dergleichen nicht mehr, wenn man jahraus, jahrein in fremden Zimmern unter Fremden wohnt.

Die Nacht kam, eine Frühlingsnacht, die auch hier inmitten der großen Stadt weich und warm durch die offenen Fenſter drang. —

„Lena —?“

Er bog ihren Kopf leicht zurück und ſah ſie an: ſie hielt die Augen feſt geſchloſſen.

Den linken Arm um ſeine Schulter gelegt, den Kopf an ſeiner Bruſt, war ſie eingeſchlafen, — — wie einſt.

— — — — — — — — — — —

Drei Tage ſpäter reiſte der Rittmeiſter nach Moskau, wo man nach Schwerins Behauptung immer noch am eheſten eine Gelegenheit findet, engliſche Pferde für gutes Geld an den Mann zu bringen.

Wie Schwerin innerhalb und an den Grenzen Europas alles kannte, was andere Leute nicht kennen, die Shetland-Inſeln (wo man die Ponies züchtet) ſo gut wie die Balearen, Oeland wie Kertſch, ſo wußte er ſelbſtverſtändlich auch im inneren und innerſten Rußland Beſcheid. Und während ſelbſt die Leute vom Fach das ruſſiſche Pferd einer alten Tradition zufolge für ſehr brauchbar hielten, gab Schwerin bereits vor zwanzig Jahren ſein Urteil im entgegengeſetzten Sinne:

„Die Gäule taugen nichts, durch die Bank, ſelbſt die Orloffs nicht ausgenommen. Kein Land in der Welt hat für ſeine Klepper das engliſche Blut ſo nötig wie Rußland.“

Stennsberg, der Herzog und Schwerins andere Bekannte legten ihm nahe, dieſe immerhin intereſſanten Beobachtungen in einer Zeitſchrift zu beſprechen, und man ſah damals den Major monatelang mit wichtigem Geſichte umhergehen: „Ich werde darüber ſchreiben — —“

Obwohl er aber eigens dieſes Aufſatzes wegen kurze Zeit einen Sekretär engagierte, viele Abende nicht in den Klub kam und ſich ſchließlich ſogar drei Wochen nach Friedrichsroda begab, um in der Stille des Thüringer Waldes die Arbeit zu beenden, — ſo kam dieſelbe doch nie zur Veröffentlichung.

Er litt ſpäter nie, daß man auf dieſes Thema in ſeiner Gegenwart zu ſprechen kam, und während er mit außerordentlicher Gutmütigkeit kleine Scherze und Neckereien anderer Art über ſich ergehen ließ, kam es des „ruſſiſchen Pferdes“ wegen zwiſchen ihm und Bernſtorff 1883 im Herbſt zu einer Forderung, die erſt nach Aufwendung eines großen Apparats von Vermittelungsverſuchen hoher und höchſter Herrſchaften kurz vor dem Kugelwechſel beigelegt wurde.

Am Morgen nach der Abreiſe ihres Vaters fuhr Lena nach Oldeslo, mit Schwerin als Reiſebegleiter.

Er ſtrahlte, nun endlich war erreicht, was er in Bezug auf Lena ſeit undenklicher Zeit vergebens angeſtrebt hatte.

Während der Rittmeiſter in dieſen langen zehn Jahren zerbrochen war, während Lena ſich aus dem kleinen Dinge zu einem großen Mädchen entwickelt hatte, war Schwerin der einzige, der eigentlich noch genau ſo ausſah wie damals. Wenn Clemens, ſein Diener, ihn am Vormittag zurecht gemacht hatte und der Major unten im Hotel zum Frühſtück erſchien, das Monocle im Auge, eine Nelke im Knopfloch, elegant, friſch, roſig, dann ſah kein Menſch dem alten Dragoner ſeine Jahre an, — ausgenommen vielleicht an dem etwas ſteifen Gange und an der vorſichtigen Manier, mit der er den Stuhl zurechtrückte, um ganz langſam ſich nieder zu laſſen.

Ritterlich bot er Lena den Arm. Er trug ſeinen Reiſeanzug, und zehn Schritte hinter ihm ging Clemens, ohne den Schwerin, da er in Oldeslo zu übernachten gezwungen ſein würde, die Reiſe nicht ausführen konnte.

Der Portier ſtand mit abgezogener Mütze, als Lena mit der kleinen Ledertaſche in der Hand durch die Vorhalle des Hotels ging, und der Major faßte flüchtig an den Hut. Sie gingen langſam die Friedrichſtraße an dem großen Hotel entlang, denn der Bahnhof war ja nahe, — und Lena wußte nicht, daß, als ſie aus dieſem Hauſe hinausgeſchritten war, ſie auch hinausgeſchritten war aus ihrer Kinderzeit.

3. Kapitel.

In den erſten Tagen des Mai war Lena nach Oldeslo gekommen, und wenige Tage ſpäter kehrte George Dufour nach Oldeslo zurück. Nachdem er vier Jahre — mit ganz kurzen Unterbrechungen — von ſeiner Heimat fern geweſen war. Die erſten Semeſter in Göttingen, dann in Marburg, und ſchließlich die beiden letzten Jahre wiederum in Göttingen.

Oberhalb des Hardisberges, wo der Oberforſtmeiſter von Auerswald 1868 den hundertjährigen Buchenwald niederſchlagen ließ, und die ganze Südſeite des Berges dann neu aufforſtete, zog ſich in Windungen, eine Stunde lang oder noch weiter, ein breiter Grasweg durch das noch niedrige Unterholz, das heute nun vielleicht auch ſchon ein Wald geworden iſt.

Auf dieſem Wege an dem letzten heißen Julitage tauſchten George Dufour und Lena den erſten Kuß. Als der Schnee wie ein weißer Teppich den Berg bedeckte, nahmen die beiden auf dem einſamen Wege im Unterholz des Hardisberges Abſchied.

Eine Liebe, die in Lenas Herzen unter der Frühlingsſonne erwacht war aus Verlaſſenheit und Heimweh.

Sie gehörten zu einander ſeit dem Tage, an dem George von Göttingen gekommen war und ihre Blicke ſich zum erſtenmale getroffen hatten.

Ganz Oldeslo wußte es, — wußte es damals ſchon, als George und Lena nur ſtumm aneinander vorübergingen, ohne je ein Wort miteinander getauſcht zu haben. Die kleine Stadt mit ihren toten Straßen und den niedrigen Häuſern, die ausſehen, als ob ſie ſchlafen und in aller Ewigkeit ſchlafen würden, hat tauſend Augen. Hinter den blinden Fenſterſcheiben ſpäht es hervor, und abends unter den dunklen Hausthüren tuſchelt es: „George Dufour und das fremde Mädchen. Man weiß, was man weiß, man ſieht, was man ſieht.“

Zwiſchen ſeinen großen ungefügen Händen hielt er ihre ſchlanke, zierliche Geſtalt —: „Lena —“ —

Und ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter: „George! — —“ als ob eine Ewigkeit ſie getrennt gehalten hätte und ſie in dieſer Ewigkeit ſich nach einander geſehnt hätten.

Die Sonne ſtand über dem Weſerthale mit ſengender Mittagsglut, kein Blatt regte ſich, der große Hardisberg mit ſeinen Wäldern und Wieſen ſchien zu ſchlafen. Zu ſchlafen ſchien alles ringsumher: die endloſen Felder im Thale, die Stadt mit den roten Dächern und der langen Hauptſtraße, in die man vom Berge gerade hineinſchaut, die Dörfer jenſeits des Fluſſes an der andern Seite der Berge, die Menſchen; die Tiere und die Pflanzen auch.

Aber der Hardisberg ſchlief nicht. Unter dem blauen Himmel glänzte er mit ſeinen Buchenwäldern und den großen Lichtungen an der Südſeite wie ein leuchtender Smaragd, und über den ganzen Berg hin lief ein feines Klingen und Summen, das ſchwingend aus allen Gräſern emporſtieg und wie ein flüſterndes Hochzeitslied zwiſchen die Küſſe und die geſtammelten Worte ohne Ende hineintönte.

Bisweilen gingen ſie ein paar Schritte, dann blieben ſie wieder ſtehen, um ſich anzuſchauen, — der große George den Kopf niedergebeugt, Lena den Kopf in den Nacken gelegt. Sie gingen weiter und kehrten wieder um, immer nur eine kurze Strecke Wegs, als ob gerade auf dieſer Wegſtrecke niemand kommen würde, der ſie ſehen könnte. Er hielt ſeine ſchwere Hand ſo feſt um ſie gelegt, daß es Lena faſt ſchmerzte. Unter dem dünnen Sommerkleide fühlte er ihr Herz pochen.

Von der Stadt kam der Klang der Turmuhr, zwei lange Schläge, die über den Berg verhallten.

„Ich muß fort, George, ſie ſuchen mich zu Hauſe, was ſoll ich ſagen?“

Und im nächſten Moment dachte ſie: ‚Wenn er mich jetzt feſthält und nicht fortläßt, ſo iſt es auch gleich, mag kommen, was will.‘

Ihr Geſicht glühte, ſie lehnte ſich feſter an ihn, als ob ſie ſagen wollte: ‚Laß mich nicht, es iſt ja alles gleich.‘

Aber George verſtand ſie nicht.

Wie man eine Feder hebt, nahm er die ſchmale Geſtalt vom Boden zu ſich empor; in ſeinem von Narben zerfetzten Jungengeſicht arbeitete es, als ſuchte er nach einem Worte, — aber er fand es nicht — und dann ſagte er nur: „Wann treffe ich dich wieder —?“

Ein ganz leiſes Zucken wie Enttäuſchung ging über ihr Geſicht, ein ganz leiſes Zurückzucken durch ihre Geſtalt, aber es währte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann ließ ſie ſich willig von neuem in ſeine Arme ſchließen. Mit fliegenden Worten durchſuchte ſie die nächſten Tage: — „Am Donnerstag?“ — „Oder am Sonnabend?“ — —

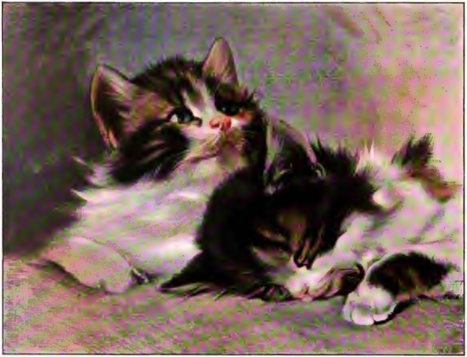
„Wieder hier —?“

„Ja, hier —“

„Ich werde dir ſchreiben.“

„Ich dir auch —“

Sie blickte noch einmal kurz, haſtig auf den Weg, als ob ſie deſſen Bild ſich einprägen und mitnehmen müſſe, ſie lehnte noch einmal an ſeiner Schulter.



Angorakatzen. Ölstudie von Julius Adam.

Digitized by Google

Aber dieſer Gedanke von vorhin: wenn er dich feſthielte und ließe dich nicht fort — kam ihr nicht zum zweiten Male.

Von der Lichtung an der Waldecke ſah George ihr nach. Den Feldweg entlang lief ſie wie ein gehetztes Reh, an der großen Eiche, wo der Weg in die Chauſſee mündet, begann ſie langſam zu gehen. Jetzt bog ſie rechts ein in den Heckengang, wo ihr niemand begegnen würde, — nun kam ſie an der Mühle vorbei — und dann verſchwand das helle Kleid.

— — — — — — — — — — —

An jedem Nachmittage zwiſchen vier und ſieben ging die Generalin mit ihren Pflegebefohlenen ſpazieren, die Mädchen zu je zweien nebeneinander in der militäriſchen Reihenfolge, die in der ganzen Welt bei derartigen Inſtituten üblich iſt und notwendig zu ſein ſcheint.

An jedem Nachmittage kam man an Georges Hauſe vorbei, dann ſchlug Lenas Herz zum Zerſpringen.

Es waren dreißig Schritte, die man an der Weißdornhecke entlang ging, man hatte volle Muße, in den Garten hineinzuſchauen, nach dem niedrigen grauen Hauſe hinüber, das ein wenig verſteckt ſich hinter den Bäumen verbarg, — aber Lena ſah nichts. Vor ihren Augen flimmerte es, Garten und Haus lagen wie im Nebel.

Sie hatte bisweilen das Gefühl, in einem Traume zu gehen, als ſeien die Berge da drüben, die kleine Stadt und George ſelbſt Traumbilder, die mit dem Erwachen zerflattern würden.

Als ſäße ſie wieder auf der Tribüne der Rennbahn und hielte die Augen geſchloſſen, während in der Ferne die Muſik ſpielte und in der nächſten Minute jemand kommen würde, der ſie weckte.

Schwerin oder eine der Damen, oder — ja Szatek!

Szatek, der ſie plötzlich emporriß und ſagte: „Wach auf, du, komm mit!“

Sie war ein Kind geweſen bis zu der Stunde, in der er mit ſeiner brutalen Hand den Vorhang zerriſſen hatte, — nun war ſie ſchon lange kein Kind mehr.

Der erſte Kuß hatte George gehört, aber ihre Seele hatte nicht er aus dem Kinderſchlaf geweckt, ſondern der andere!

Bisweilen, wenn ſie an Georges Haus vorüberging, traf es ſich, daß die alte Frau vorn in der Laube an der Hecke ſaß, das Strickzeug in der Hand, und mit ihren ruhigen gleichmütigen Augen auf die vorübergehenden Mädchen ſchaute, — dann war es, als ob durch eine äußerſte Anſpannung der Willenskraft der Nebel vor Lena ſich teilte.

Steif und förmlich verneigte ſich die Generalin vor der Dame, und ſteif und förmlich erwiderte dieſe den Gruß. Teilnahmlos, wie auf etwas, was man alle Tage ſieht, ſchaute ſie die Reihe der vorübergehenden Mädchen entlang, wenn es aber der Zufall wollte, daß ihr Blick über Lena hinglitt und einen Moment auf ihr haftete, ſo ſtockte Lena der Atem, und ihr Herz ſchien ſtill zu ſtehen.

Seine Mutter!

Sie blickte die Frau an, als ob ſie jeden Zug des Geſichtes und jede Bewegung der Hände ſich in das Gedächtnis graben müſſe.

An dem Holzpfoſten der Gartenthür befand ſich noch der Klingelzug, deſſen Draht an den Bäumen entlang geſpannt nach dem Hauſe hinüberlief. Aber die Klingel hatte ſeit vielen Jahren Ruhe, und das Meſſingſchild mit „George Dufour, Dr. med.“ lag oben in dem alten Schranke und wartete auf den Tag, an dem es ſeinen Platz an der Gartenthür unter der Klingel von neuem einnehmen würde, — für George Dufour den Jüngeren.

Er hatte Lena davon erzählt, und jedesmal beim Vorübergehen blickte ſie nach der leeren Stelle.

Ein einziges Mal traf es ſich, daß die Generalin mit Lena an ihrer Seite an der Laube Halt machte, um einige gleichgültige Worte mit der Dame zu wechſeln. Die Reihe der andern ging langſam weiter, um einige hundert Schritte entfernt an der Ecke des Heckenganges Halt zu machen und zu warten.

Ganz flüchtig deutete die Generalin auf ihre Begleiterin: „Fräulein Stennsberg, — Frau Dr. Dufour —“, dann wurde Lena nicht weiter beachtet.

Sie hörte nichts von dem, was die beiden ſprachen. Mit ſtarren Augen blickte ſie in das Geſicht, das jetzt ſo nahe vor ihr war, — ſie hörte nur den Tonfall der Stimme, der etwas Stumpfes hatte.

Das Geſicht war klein, alt, von Falten

durchzogen, in den Augen lag eine Müdigkeit, aber eine Müdigkeit, bei der man den Eindruck hat, als ſei ſie immer dageweſen, als hätten ſolche Augen niemals hell und fröhlich geblickt.

So oft Lena dieſes Geſicht und dieſe Augen geſehen hatte, war ihr der Gedanke durch den Sinn gegangen:

Alles wird anders ſein, wenn ſie ſpricht. Wenn ſie ſpricht, wird es leiſe und zärtlich klingen, vielleicht ſehr traurig, aber ſo weich und gütig, daß man vor ihr niederknien möchte und nur auf dieſe Stimme hören, die mit innigen bewegten Worten ſagen wird: ‚Alſo das iſt die kleine Lena, die George zur Frau haben will.‘

Sie hatte ſich das hundertmal ausgemalt und ſich vorgeſtellt, wie ſie nach dieſen weichen Worten die Arme emporſchlingen und zum erſten Male ‚Mutter‘ ſagen würde.

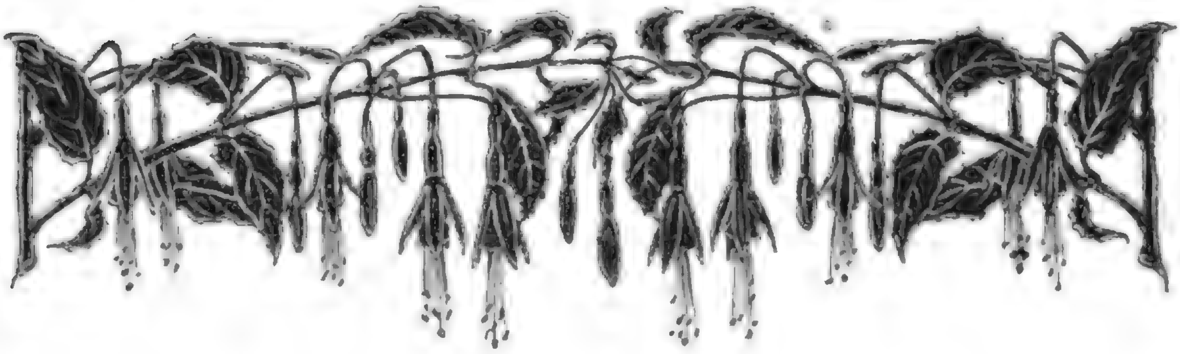
Nun ſprach die alte Frau, und Lena ſtand mit großen weitoffenen Augen, und ihr war zu Sinne bei dieſer matten trüben Alltagsſtimme, als höre die Sonne zu ſcheinen auf, als ob ſich große ſchwarze Schatten über den Weg legten.

Ein Vogel ſang in der Nähe mit einem klagenden und dann plötzlich laut jubelnden Ton.

Sie blickte nach ihm hin, und gleich darauf ſchwang er ſich von dem Baumzweig dicht vor ihr empor und flog ſchwingend über den Weg, noch einmal zurück und dann geradeaus in die blaue Luft.

Die Sonne ſchien wieder, und als ſie tiefaufatmend um ſich ſchaute, ſah ſie, daß ſie neben der Generalin zwiſchen den grünen Hecken ſchritt, und daß der Garten und die Laube und die alte Frau hinter ihnen lagen.

(Fortſetzung folgt.)



Juninacht.

Von

Guſtav Schüler.

Schlage mich in deine Schleier,
Träumestarke Juninacht.
Habe dir zur Opferfeier
Meine Sehnsucht mitgebracht.

Hast ja hundert grüne Lauben,
Schwimmst in einer Welt von Duft.
Lass mich hingegeben rauben
Deine linde Himmelsluft.

Hast ja junge Menschenaugen,
Schicke mir zwei blaue her,
Solche, die zu meinen taugen,
Sinnend, sengend, sehnsuchtsschwer.

Von den Bergen kommen Hände,
Voll von Tau und Traumespracht.
Hingelehnt an das Gelände,
Sinnt der grosse Gott der Nacht.

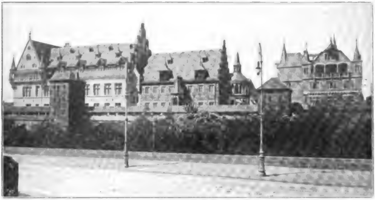


Abb. 1. Gebäude an der Südſeite des Muſeums. Im Vordergrunde Stadtmauer mit Türmen und Wehrgang.

Das Germaniſche Muſeum.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit zwei Einschaltbildern und vierzehn Textillustrationen nach Aufnahmen der S. Soldanschen Hofbuchhandlung in Nürnberg.

(Abdruck verboten.)

Der Stadt Nürnberg ſteht ein Feſt bevor, deſſen Bedeutung das vaterländiſche Denken in ſeiner Tiefe berührt und das nach verſchiedenen Seiten hin hiſtoriſche und nationale Gedankengänge hervorruft. Das Germaniſche Muſeum, welches 1852 von patriotiſchen Männern des damaligen Großdeutſchland in Nürnberg begründet wurde, begeht die Feier ſeines fünfzigjährigen Beſtehens. Der bayeriſche Landesherr der alten Reichsſtadt und Schutzherr des Muſeums lädt den deutſchen und den öſterreichiſchen Kaiſer, ſowie die königlichen Fürſten der deutſchen Mittelſtaaten zum Feſte ein in ihrer Eigenſchaft als geſchichtliche und gegenwärtige Mitförderer des Muſeums. Und ſie wollen mit Freuden kommen, leider mit Ausnahme des Kaiſers Franz Joſef, welchen perſönliche Scheu vor Feſtſtrapazen nicht minder abhalten mag als etwaige liebevolle Rückſichten auf ſeine allerlei Landeskinder, die nicht germaniſchen Blutes und dementſprechend empfindlich in Angelegenheiten der Nationalität ſind, auch in ſolchen, die ſie nichts angehen. Das iſt die Sachlage, einfach genug. Aber in ihrer inneren Bedeutung wächſt die Nürnberger Feier weit über eine feſtliche Zuſammen-

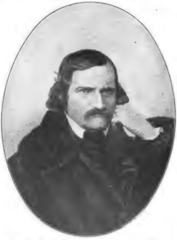


Abb. 2. Freiherr Hans von und zu Aufſeß, der Begründer der Anſtalt.

Digitized by Google

kunſt der hohen Schutzherren und Gönner des Muſeums hinaus. Ich meine nicht deswegen, weil der Gegenſtand ein nationaler iſt, der die größeren deutſchen Bundesfürſten mit dem Kaiſer zur Feier vereinigt. Sie bedürfen es, der hochbetagte Prinzregent Luitpold, der edle badiſche Großherzog, auch er jetzt ein hoheitsvoller Greis im Silberbart, der König von Sachſen, wahrhaftig nicht, ihre vaterländiſche Treugeſinnung erſt wieder durch ein äußeres Ereignis vor allem deutſchem Volke zu dokumentieren. So wenig wie der jüngere König von Schwabenland, der vom Tage ſeines Regierungsantritts an, trotz immer noch mächtiger partikularer Strömungen in Württemberg, ſich als ein Führer ſeines Volkes zu Thaten nationaler Geſinnung — es ſei nur an die Flottenbewegung und die Einheits-Briefmarke erinnert — erwieſen hat. Nein, wenn zu dieſer Sommerszeit wieder einmal im alten Nürnberg deutſcher Reichsfürſten Hoftag gehalten werden ſoll, ſo liegen der Reiz und die Hoffnung des Ereigniſſes auf dem Gebiete der Verknüpfung von freudiger Gegenwart und ſchöner Vergangenheit, von fürſtlicher Führung und geſchichtlicher Heimatkunſt.

Das germaniſche Muſeum hat von ſeinem Entſtehen an und ſeit 1871 nur noch vermehrt durch verſchiedene Einzelſtaaten mit Einſchluß Öſterreichs und durch das Reich namhafte materielle Förderung erfahren, ſowohl durch die Fürſten perſönlich, wie durch amtliche Beſchlüſſe der ſtaatlichen Geſetzgebung. Ferner haben die alten und neuen mittelbaren und landſäſſigen Fürſtenfamilien, ſodann die Hanſeſtädte und ehemaligen Reichsſtädte, gräfliche, freiherrliche patriziſche, adelige Familien, reiche und gebildete Bürger, gemeinnützig denkende Vermächtnisſtifter, namentlich auch in Nürnberg ſelbſt, viel zur Ausgeſtaltung und Bereicherung des Muſeums gethan. Ich habe perſönlich in verſchiedenen Familien mit wahrer Hochachtung wahrgenommen, wie es ihnen Ehren- und Standesſache war, des Germaniſchen Muſeums zu gedenken, und Vergnügen, in deſſen Jahresberichten und „Anzeiger“ die beſtändigen Fortſchritte zu verfolgen. Es iſt denn auch nicht erſt heute etwas Hochanſehnliches und Hochwichtiges aus der Vereinigung alles deſſen geworden. Immerhin läßt ſich nicht verhehlen, daß die groß gedachte und von den Berufenen mit ſeltener Hingabe gepflegte Anſtalt bisher wenigſtens nicht in dem Maße populär geworden war, wie ſie es als die

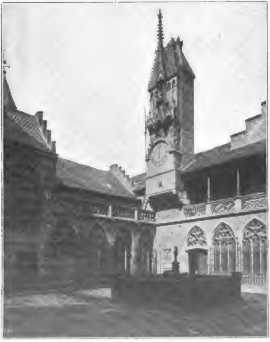


Abb. 3. Der Wittelsbacher Hof.

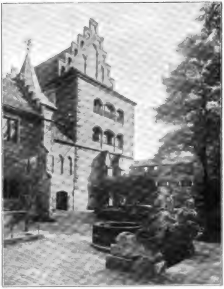


Abb. 4. Ein Teil des Auguſtinerbaus.
Im Vordergrunde Rokokoſphinxe.

centrale Sammelſtätte und Lehrſtätte heimiſcher Kultur und geſchichtlicher Lebensformen der Nation in letzter Steigerung ſein könnte. Der viele und vielſeitige gute Wille, der ſelbſtloſe Eifer, der ſie erhielt und ausbaute, ward immerhin nicht zur allgemeinen Begeiſterung, das treu gehütete veſtaliſche Feuer auf dieſem Altar erhub ſich noch nicht zur hellen Flamme, die in jedes einzelne gebildete deutſche Haus leuchtete. Auch durch 1870 noch nicht. Als das Muſeum entſtand, gab es kein Vaterland, an deſſen Amtlichkeit und Kraft der deutſche Sinn ſeine Freude hätte haben können. Jenes entſtand vielmehr als eine der Ausdrucksformen des Sehnens nach Schönerem, Beſſerem, Deutſcherem, als ein Bedürfnis der reſignierten Vertiefung in tüchtige und kraftvolle deutſche Vorzeit, an der man ſich für trübe Gegenwart entſchädigen wollte. Als dann aber das Deutſche Reich durch Blut und Eiſen geſchaffen wurde, da war das zunächſt etwas ganz Verſchiedenes von jener träumenden Geſchichtsromantik, welche das Germaniſche Muſeum ins Werk geſetzt hatte. Es war umgekehrt geradezu notwendig, daß die Geſamtheit ſich in Freude und Anforderungen des neuen Reiches und ſeines ſchwertgewaltigen Hohenzollernkaiſertumes erſt einlebte, ohne ſich momentan allzuſehr mit den Reminiscenzen an Mittelalter und Kaiſer Maximilian aktuell zu belaſten. Der junge, ſtarke Herzſchlag des deutſchen Lebens pulſierte in Berlin, und die Schöpfung der Aufſeß und Eſſenwein in der hiſtoriſchen Reichsſtadt an der Pegnitz ſah, ich will durchaus nicht ſagen, wie etwas nunmehr Überwundenes aus, aber ſie ſah uns etwa ähnlich an, wie Veits Germania im Leipziger Muſeum mit ihren ſieben Kurfürſtenwappen, ihrem Doppeladlerſchild, ihrem Eichenkranze, ihrer altdeutſchen Mantelſpange. Die neue Germania ſchritt unter funkelnder Krone in ſtählerner Brünne und mit Boruſſias klingendem Schwert. Gewiß, niemand war, der, wenn man ihn drum anſprach, nicht gerne eine gute Geſinnung und eine Gabe für das Muſeum zu Nürnberg gehabt hätte; das Deutſche Reich unter Wilhelm I. und Bismarck bethätigte ſolche von Anfang an. Aber im großen und ganzen blieb dieſe ältere vaterländiſche Anſtalt ein Gegenſtand gelegentlicher freundlicher Pietät, eine intereſſante und ſympathiſche Sehenswürdigkeit für die Beſucher von Nürnberg. Und ſo eifrig es ſich mühte, befruchtenden Samen in unſere Kultur auszuſtreuen, ſo mancherlei ſchönen Erfolg es damit thatſächlich gehabt hat, ſo verdienſtvolle Lehrer der Nation die Männer an ſeiner Spitze wurden: diejenige Wechſelwirkung, die es materiell und geiſtig mit dem Achtzigmillionenvolke der Deutſchen hätte haben können und ſollen, ſeinen Zielen und ſeinen Werten nach, diejenige enge Verbindung mit Allen, die auf Bildung Anſpruch machen, welche ein ſolches nationales Inſtitut bei Magyaren oder Kroaten haben würde, erfüllte ſich im ganzen Maße des Verdienſtes noch nicht und übrig bleibt ein „noch immer nicht genug“.

Wir hoffen, das alles wird noch ein

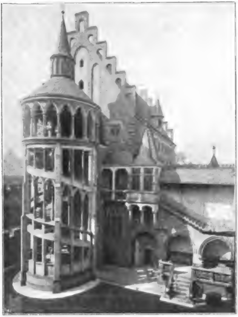


Abb. 5. Ein Teil des Waſſerhofes mit gotiſchem Treppengehäuſe. Unten rechts ein Danziger Beiſchlag des XVII. Jahrhunderts.

anderes Geſicht gewinnen, und verſprechen uns viel von der Gedenkfeier dieſes Sommers. Nicht etwa bloß deswegen, weil ſie das ſiegreiche Agitationsmittel der Anſichtspoſtkarten entfeſſeln wird und weil immer lebhafter, wo die Großen der Erde öffentlichen Veranſtaltungen Glanz und Inhalt vermehren, die Federn, die elektriſchen Drähte, die photographiſchen Kameras in Arbeit treten, und weil die Worte, welche an ſolchen Tagen geſprochen, die Aufgaben, welche dort gewieſen werden, bis zum letzten Zeitungsphiliſter dringen. Sondern vor allem deswegen, weil eine ſich ſteigernde und vertiefende Aufmerkſamkeit für volkstümlich-heimatliche Kulturbeſtrebungen auf dem Wege unſerer allgemeinen Entwickelung liegt und die erhebende Weiſe, wie das Nürnberger Feſt begangen werden ſoll, auch nur ein Symptom hiervon iſt. Das Deutſche Reich hat ſein erſtes Menſchenalter hinter ſich. Es grenzt nicht mehr ab, ſondern es ſammelt ein, zieht die vaterländiſchen Empfindungen aller Schattierungen immer vollſtändiger an ſich. Es iſt längſt genug in ſich erwachſen und ſteht nach außen wie nach innen beſtimmt genug da, um ohne Begriffsverwirrung, vielmehr nur zu ſeiner ſchönen Bereicherung und inneren Fundierung die Erinnerungen älterer deutſcher Kultur, älterer deutſcher Thatkraft und Tüchtigkeit in ſich von neuem lebendig werden zu laſſen und ſie auch aus nichtpreußiſcher Hut zu empfangen.

Es ſteht in viel zu bewährtem Verhältnis loyaler Kameradſchaftlichkeit und Brudertreue mit Öſterreich, um das überkommene vaterländiſche Muſeum aus der Doppeladlerzeit nicht als ein geiſtiges Gemeinſamkeitsgut mit ihm betrachten und ſchätzen zu dürfen. Je mehr das Reich uns von Verfaſſungsparagraphen zum ſeeliſchen Eigentum wird, Reichsbewußtſein und Volkstum ſich durchdringen, deſto intimer gleicht ſich mit der alten Reichs- und Volksgeſchichte auch die neueſte wieder aus, ebnet die Lücken und Klüfte ein. Drum liegt auch nur etwas Erhebendes darin, daß infolge geſchichtlicher Vorgänge auch einmal der erſte der Bundesfürſten, die neben dem Kaiſer ſtehen, der Schutzherr eines großen nationalen Einheitsinſtitutes geworden und geblieben iſt, und daß des alten Königs Ludwigs I. eichenfeſte deutſche Geſinnung durch ein zeitgenöſſiſches Ereignis in der erneuten Form zur Geltung kommt, daß an den Pforten des von ihm ſo herzlich geförderten Germaniſchen Muſeums ſein Sohn Luitpold den Kaiſer und hohe deutſche Fürſten begrüßt. Schon ſieht dieſes Nürnberger Nationalinſtitut eine Art Tochteranſtalt jenſeits des Ozeans als Sammelſtätte vaterländiſch-geſchichtlicher Intereſſen für die Deutſchen der nordamerikaniſchen Union entſtehen. Um wie viel mehr ſollen uns in der Heimat jene Schätze, die die alte Hüterin der

Digitized by Google

römiſch-deutſchen Reichskleinodien, Nürnberg, heute als die geſchichtlichen Kleinodien unſeres Volkstums birgt, immer allgemeiner zum vaterländiſchen Hort, zu Erziehungsmitteln heimatlicher Kunſtgeſinnung und Gewerbetüchtigkeit werden!

Den innigen Zuſammenhang, den das vor 50 Jahren entſtehende Muſeum mit den ſchwarzrotgoldenen Bewegungen aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts hatte, kennzeichnet ſchon ganz äußerlich der Umſtand, daß ſein Begründer ein ehemaliger eifriger Burſchenſchafter von Erlangen war, nämlich der aus reichsunmittelbarem Geſchlecht des fränkiſchen Kreiſes am 7. September 1801 geborene Freiherr Hans von Aufſeß († 1872 [Abb. 2]). Sein Gedanke war es, an einer geeigneten Stelle ſowohl alle erreichbaren Altertümer und Kunſtwerke des deutſchen Kulturlebens zu ſammeln, als auch ſämtliche Quellen und Dokumente der vaterländiſchen Geſchichte in ein rieſenhaftes, allumfaſſendes Generalverzeichnis und Repertorium zu bringen. Von Anfang an erſah er Nürnberg hierfür, die geiſtige und kulturgeſchichtliche Hauptſtadt ſeiner fränkiſchen Heimat, die Wiege und Wohnſtätte der Peter Viſcher, Dürer, Pirckheimer, Hans Sachs, die Hochburg der deutſchen Kunſtblüte wie des Humanismus, die alte Reichsſtadt von hohem patriziſchen und handwerksbürgerlichen Ruhm, von deren Reichtum und Geſchmack ihre Kirchen und Profanbauten, ihre Brunnen, ihre öffentlich aufgeſtellten Bildwerke, ihr traditionell hoch entfaltetes Gewerbe noch bis in unſere Tage ſichtbare und herrliche Kunde ablegen. Im Jahre 1843 beſprach Aufſeß zum erſten Male den Plan mit Freunden und Gleichgeſinnten, die er nach Nürnberg zuſammenberufen hatte; und als 1845 die berühmte erſte Verſammlung deutſcher Germaniſten zu Frankfurt tagte, legte er auch ihr ſeine Ideen vor. Sie allerdings blieb ablehnend; das Liebhaberprojekt des unzünftigen Geſchichts- und Altertumsfreundes mochte ihr zu unbeſtimmt, zu allumfaſſend und ungeheuerlich erſcheinen. In der That erwies es ſich ſpäter in einem Teil ſeiner Ziele als undurchführbar bei recht problematiſchem Nutzen, nämlich hinſichtlich des Repertoriums, das für Fachleute ſchließlich entbehrlich, für Dilettanten eine Art Verführung, als Ganzes im geplanten Umfange ein Monſtrum war. Trotz des Korbes, den der eifrige fränkiſche Schloßherr von den Germaniſten erhielt, blieb er ſeinem Hoffen und Vorbereiten getreu, und 1852 zu Dresden, unter dem Vorſitz des Prinzen und ſpäteren Königs Johann von Sachſen, des feinſinnigen „Philalethes“, wurde von der Verſammlung deutſcher Geſchichts- und Altertumsforſcher, alſo von einem aus Fachleuten und Freunden der Wiſſenſchaft freier zuſammengeſetzten Kreiſe, die Gründung des „Germaniſchen Nationalmuſeums“ beſchloſſen. Ich bemerke an dieſer Stelle, daß das Wort germaniſch dabei in einem Sprachgebrauch verwendet wurde, den wir heute vermeiden. Es war von Anfang an ſchwerlich auch an ſkandinaviſche und angelſächſiſche Altertümer und Geſchichtsquellen gedacht; thatſächlich iſt mit ſolchen nur ganz gelegentliche Berührung vorhanden.

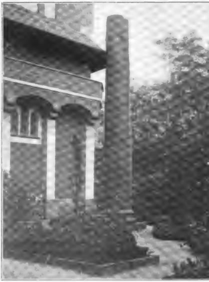


Abb. 6. Heunenſäule in einem der Innengärten.

Digitized by Google

Das Stockholmer Altertumsmuſeum ſteht alſo neben dem Nürnberger, entſpricht nicht einem Teil von ihm. Dagegen ſind die feſtländiſchen Germanen, alſo auch die Gotenvölker, nach Kräften berückſichtigt, desgleichen ſchweizeriſche und niederländiſche Geſchichtsperioden, die unmittelbare Teile der deutſchen Geſchichte ſind.

Der Sitz des ſomit beſchloſſenen „Germaniſchen Nationalmuſeums“ ſollte nach Billigung der Dresdener Verſammlung in Nürnberg ſein, das mit den vorhin ſchon erwähnten Eigenſchaften die weitere verband, ein ungefährer geographiſcher Mittelpunkt des deutſchen Volks- und Bundesgebietes zwiſchen Oſtſee und Adria, Arcona und Trieſt, zu ſein. Aufſeß ſelber wurde der Einrichter und erſte Leiter der von ihm ſomit glückhaft ins Leben gerufenen Schöpfung. Er nahm zum Grundſtock ſeine eignen großen Bücher-, Altertümer- und Kunſtſammlungen, die er auf unbeſtimmte Zeit herlieh, begann mit der Verzeichnungsarbeit, verſchaffte der Anſtalt das ſtaatlich eingetragene Korporationsrecht, warb Gönner und Freunde. Sie fanden ſich bald und weiterhin namentlich unter den großen und alten Familien Deutſchlands, welche teils als Mittel beiſteuernde Freunde halfen, teils mit berechtigtem Stolz durch originale oder nachgebildete Wertſtücke ihrer eignen Geſchichte vertreten ſein wollten. Eben nur hierdurch, daß das Muſeum ſich grundſätzlich zur Sammelſtelle auch für Kopien, Abgüſſe, Fakſimiles machte, in Geſtalt ſolcher nach Vollſtändigkeit ſtrebte, konnte es ſeinen großen Anſchauungs- und Lehrzweck erreichen, während es bei einer Beſchränkung auf Originale immer nur ein lokales Muſeum neben und hinter vielen anderen hätte bleiben können.

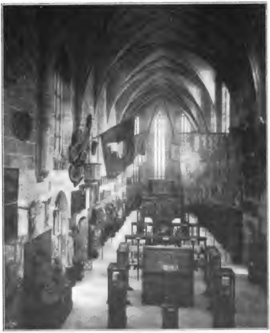
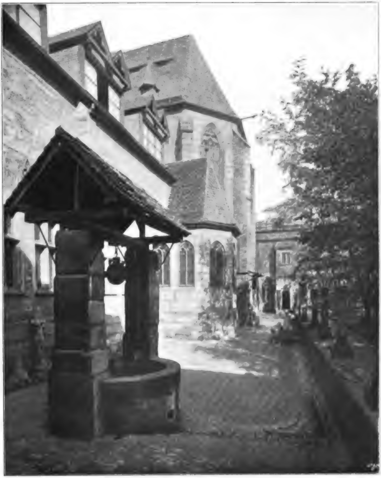


Abb. 7. Die Kirche der alten Kartauſe mit den kirchlichen Originalaltertümern.

Zum Teil gebührt das große Verdienſt ſeiner Entwickelung in dieſem Sinne ſchon dem erſten Nachfolger des Freiherrn von Aufſeß, dem aus Karlsruhe gebürtigen, auf dem dortigen Polytechnikum gebildeten Architekten Auguſt Eſſenwein (1831—1892). Aufſeß' Leitung umfaßt das erſte Jahrzehnt des Muſeums. Unermüdlich und opferfreudig war er an der Arbeit, ordnete und verzeichnete, vermehrte die verfügbaren Mittel und vorhandenen Sammlungen durch alles, was er zu geben oder zu erlangen imſtande war, zog jüngere Kräfte heran und ließ neidlos ihr zum Teil beſſer fundiertes Specialwiſſen gewähren. Sein Organiſationstalent, ſeine reine Sachfreude,



Im grossen Kreuzganghofe des Germanischen Museums zu Nurnberg
(Vorn ein alter Ziehbrunnen, rechts romanische Bogensäulchen.) Nach einer Photographie.

Digitized by Google

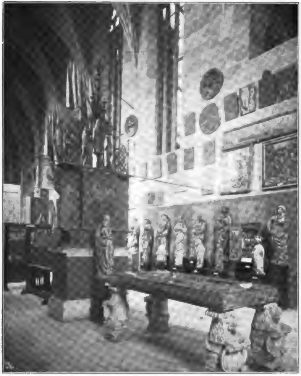


Abb. 8. Einzelanſicht aus der Kirche. Nach links vor dem Altar der Silberſchrein, worin die Kleinodien des heiligen römiſchen Reiches zu Nürnberg verwahrt werden.

ſeine vornehm-liebenswürdige Natur hielt alles, unter mehr als in einer Hinſicht ſchwierigen Verhältniſſen, zuſammen. Dann trat er im Jahre 1862 von der Leitung zurück, nachdem er ſich finanziell nahezu erſchöpft hatte. Jahre ſchwerer Kriſis, drohender Gefährdung ihrer Zukunft folgten für die junge Anſtalt. Es war eine That ihrer Erhaltung, daß der nicht mehr regierende König Ludwig I. von Bayern, der ſparſame Haushalter und treue Patriot, die Mittel hergab, um Aufſeß' Sammlungen dem Muſeum dauernd zu erwerben, welche Frage 1864 zum Abſchluß kam. Und 1866, im ſelben Jahre, da König Ludwig II. das Protektorat übernahm, trat in der Perſon Eſſenweins derjenige Mann an die Spitze, der in pietätvoller, aber klarer Auseinanderſetzung mit Aufſeß' erſten Ideen das laſtende Repertorium gänzlich fallen ließ, Sammlungen und Anſchauungslehre, Kunſtaltertümer, Kunſtgewerbe, nationale Kulturgeſchichte zur Hauptſache machte. Er gab durch geeignete Reformen, ſowie durch geſchickte Werbearbeit, durch erneute Erweckung von Gönnerſchaften und von nationalem Intereſſe weiterer Kreiſe der Anſtalt jenen Aufſchwung, der ſeitdem ſtetig angedauert hat und, wie wir hoffen, noch zunehmen wird.

Schon Aufſeß hatte der Anſtalt ihren Wohnſitz verſchafft, das ehemalige Kartäuſerkloſter zu Nürnberg. Im Jahre 1380 von dem Patrizier Markward Mendel ge-

Digitized by Google

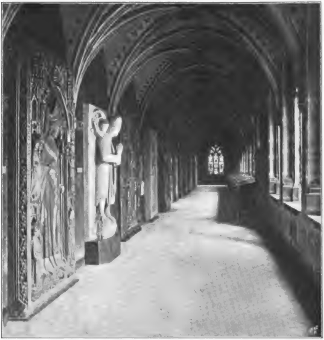


Abb. 9. Ein Kreuzgangflügel mit aufgeſtellten mittelalterlichen Grabſteinen.

gründet, war es 1525 durch den Übertritt der Mönche zum evangeliſchen Bekenntnis ſeinem Beruf enteignet worden und ſeitdem baulich recht herabgekommen. Als die Gebäude 1857 für das Germaniſche Muſeum, das ſich bisher im Turm des Tiergärtner Thores und in dem ſchönen Toplerſchen Hauſe beholfen hatte, erworben wurden, waren ſie nahezu Ruinen. Nur die Kirche mit ihren klaren ſchönen Verhältniſſen als einfache Halle, ihrem weiten und hohen Rippengewölbe war leidlich davongekommen und daher geeignet, daß dort eine Reihe der ſchönſten und wertvollſten Beſitztümer, insbeſondere aber die originalen kirchlichen Altertümer des Muſeums in würdevoller Weiſe aufgeſtellt wurden (Abb. 7). In ihr befindet ſich auch die ſpätmittelalterliche ſilberne Lade der Reichsinſignien, welche erſichtlich dem Peter Viſcher das Vorbild für den Reliquienſchrein des Sebaldusgrabes gegeben hat.

Die Kirche wurde der Mittelpunkt der Geſamtanlage, des Umbaus oder richtiger Neubaus des alten Kloſters für das Muſeum, als Eſſenwein hierfür ſeinen großen Plan entwarf, der wenigſtens zum guten Teil nach und nach hat zur Ausführung gebracht werden können. Außer der Kirche blieben Kreuzgänge, Refektorium, Konventſaal des Kloſters mit Vorteil erhalten und wurden in ihrer Wiederherſtellung verwendet. Außerdem wurde das Nürnberger Auguſtinerkloſter, welches abgebrochen werden mußte, in den Jahren 1873—1875 als Teil des Germaniſchen Muſeums wieder aufgebaut. Im übrigen hatte man Freiheit und ging darauf aus, in den neu

Digitized by Google

entſtehenden Höfen, Innenfaſſaden, Portalen, Türmen reizvolle und ſtilgetreue Architekturbilder vergangener Zeiten zu ſchaffen.

So kriſtalliſierte ſich denn nach und nach aus geiſtlichen und profanen Urſprüngen oder Motiven ein kleines kulturgeſchichtliches Stadtviertel, ein mannigfaltiger und weitläufiger Komplex, der freilich nicht die Einheitlichkeit einer architektoniſchen Kommode hat, wie ſie für Gewerbemuſeen und derlei bis dahin üblich waren. Aber auf geſchloſſene Faſſade kommt es bei einem derartigen Muſeum nicht in erſter Linie an. Am wenigſten bei einem kulturgeſchichtlichen, welches, viele Jahrhunderte und alle möglichen Seiten des Kulturlebens umfaſſend, durch ſich ſelber grundſätzlich eine Art Labyrinth bildet. Mit Recht hebt der gedruckte Führer durch „Die kunſt- und kulturgeſchichtlichen Sammlungen des Germaniſchen Muſeums“ hervor, daß die mangelnde Einheitlichkeit durch künſtleriſche Vorzüge der Um- und Neubauten mehr als aufgewogen werde. Und ganz neuerdings iſt der Gedanke, welcher den ſtilkundigen und vielſeitigen Eſſenwein leitete, zu vollen Ehren gebracht worden durch den Neubau des Nationalmuſeums zu München, indem man für das Gehäuſe dieſer zwar nur bayriſchen, aber ſehr reichen und vielfach weſensverwandten Sammlungen den Zwang der einheitlichen, kaſernenmäßigen Konſtruktion mit bewußter Abſicht verworfen und die einzelnen Bauteile je nach den Kulturbildern und Gegenſtänden eingerichtet hat, die im Innern von ihnen aufgenommen werden ſollten. Man hat, wie in Nürnberg, ſo auch in München die Säle und Zimmer gewiſſermaßen um die Sammlung herumgebaut, und es iſt ein Obendrein-Verdienſt des Münchner Architekten Gabriel v. Seidl, wenn er der weitſchichtigen, verſchiedene Stilformen aufweiſenden Anlage des Münchener Nationalmuſeums gleichwohl eine feinere Vereinheitlichung der äußeren Geſamtwirkung zu wahren gewußt hat.

Wir geben in unſeren Abbildungen von den Einzelteilen des Eſſenweinſchen Baues einige wenige wieder, um unmittelbar ihre Stilerſcheinung und die Weiſe, wie ſomit auch ſie veranſchaulichen und lehren helfen, zu zeigen. Da iſt der Wittelsbacher Hof (Abb. 3) mit ſeiner reichen jüngeren Gotik, ſeinem Brunnen und ſeinem Uhrturm. Der letztere dient, was ganz unauffällig geworden iſt, dem praktiſchen Bedürfnis der Ventilation des Muſeums. Er trägt eine von König Otto von Bayern, dem Prinzregenten und ſeinen Söhnen geſtiftete kunſtvolle Uhr, über welcher Kaiſer Ludwig der Bayer als Zeitgenoſſe des Jahrhunderts dieſer Gotik thront. Steinerne Engel hinter ihm halten einen Teppich, Pagen zur Seite verneigen ſich bei den Glockenſchlägen, zu

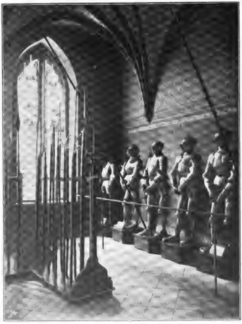


Abb. 10. Geſtreifte Plattenrüſtungen aus der Zeit Maximilians I. mit Bourgignon-Helmen. Im Fenſter die Wappen fränkiſcher Stifter des Raumes.

Digitized by Google

denen die Hämmer von Engeln in Bewegung geſetzt werden, während weiter oben in den Niſchen andere Engel die Poſaunen zum Munde erheben. Der Dudelſackpfeifer aber auf dem Brunnen im Hofe iſt Gußkopie eines alten Originals im Berliner Muſeum. Am Auguſtinerbau (Abb. 4) erblicken wir ſpätere Gotik und ſehen ferner über eine im Garten aufgeſtellte Rokokogruppe hinweg auf die Innenſeite einer Stadtmauer nebſt Wehrgang, wie ſolche zur alten Stadtbefeſtigungskunſt gehörten. Der Waſſerhof (Abb. 5) enthält einen kleinen gemauerten Teich. Aus ihm ſteigt ein luftiges Wendeltreppengehäuſe empor, ebenfalls in gotiſchen Formen des XIV. Jahrhunderts gehalten, wie ſolche vielfach in Höfen und ſchlanker auch an Kirchen und Kirchtürmen zur Ausführung kamen. Zur Rechten führen die Stufen zu jenem Teich herab aus einem Danziger „Beiſchlag“, der die Formen der ſpäteſten Renaiſſance aufweiſt. Solche terraſſenartigen Vorbauten der Wohnhäuſer an der Straße ſind bekanntlich bis an die Neuzeit, die gleichmäßige Bürgerſteige will, in den Hanſeſtädten üblich geweſen. Andere Höfe und Faſſadierungen von romaniſchen Zeiten her bis in die neueren geſellen ſich den hier aufgeführten hinzu; insbeſondere iſt noch die wirkungsvolle Art zu erwähnen, wie das ſchöne ſpätromaniſche Portal des Refektoriums von Heilsbronn in Franken, dem alten Familien- und Begräbniskloſter der fränkiſchen Hohenzollern, als Eingang einer der großen Hallen verwendet worden iſt.

Mit buntem Scenenwechſel ſind ferner in den Höfen und Gärten ſolche Altertümer oder Nachbildungen aufgeſtellt, die entweder für die Innenräume zu koloſſal waren oder aus anderweitigen Gründen ihre Aufſtellung im Freien nahe legten. Da ſtehen wir z. B. vor einer der Heunenſäulen, alſo Rieſenſäulen, wie ſie der Volksmund nennt (Abb. 6). Thatſächlich waren dieſe Säulen Steinmetzarbeiten für die Bauten der Römer in ihren germaniſchen Provinzen; ſie blieben, wie ſie waren, liegen, und die Steinmetzen liefen davon, als die Alamannen über den Limes fluteten. Bei Miltenberg am Main und im Odenwalde am Felsberge ſieht man ſolche Säulen und Meißelarbeiten noch ganz ſo liegen, wie ſie damals, faſt fertig, verlaſſen wurden; nur der aufge-

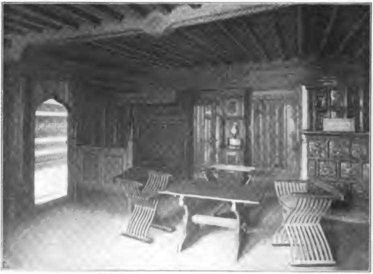


Abb. 11. Südtiroler Zimmer des XVI. Jahrhunderts.

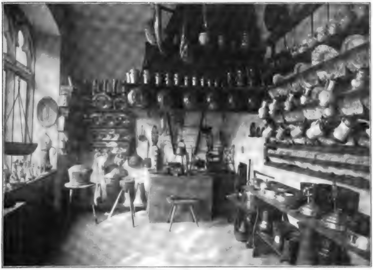


Abb. 12. Küche mit Küchen- und Speiſegeräten.

ſproßte Laubwald um ſie her hat ſich in anderthalb Jahrtauſenden immer aufs neue verjüngt. An anderen Stellen ragen aus den Gärten und Lichthöfen der Nürnberger Sammlung berühmte deutſche Säulenwerke empor, darunter die ſpiraliſch erzgegoſſene, der Trajanscolumna nachgeahmte Säule des Hildesheimer Biſchofs Bernward aus der Zeit Kaiſer Ottos III., und jüngere bis zu der großen bronzenen Brunnenſäule vom Rathausplatze zu Kempten, die 1601 vollendet wurde. Schöne Brunnen rauſchen uns die Mären romaniſchen oder üppig-gotiſchen Mittelalters, barocke Gartenfiguren und Sphinxe blicken uns mit dem verſteinerten Prezioſenlächeln ihrer Zeit faſt melancholiſch an, gewaltige Geſchütze Kaiſer Maximilians oder des dreißigjährigen Krieges lauern in knurrender Ruhe, und aus dem friſchen Grün des alten Kreuzganghofes ſieht die ſteinerne Kopie Rolands des Rieſen vor dem Rathauſe zu Bremen hoheitsvoll herab, als habe der Paladin, wie dort den Stolz freier ſtädtiſcher Gerechtſame, ähnlich hier das Heiligtum der deutſchen Vorzeit wehrhaft zu hüten.

So liegt ein großer hiſtoriſcher Reiz des Ganzen ſchon in dem Bau allein, und dieſer erhöht ſich noch durch die nirgends aufdringlich, vielmehr lediglich ſtilgetreu und geſchichtlich wirkende Art, wie das dankbare Muſeum ſeiner Gönner durch dekorative Anbringung ihrer Wappen oder durch die glühende Pracht ſchöner Glasmalereien gedenkt. Anderen voran haben König Wilhelm I. und König Ludwig I., ferner das Deutſche Reich als ſolches, der Verein deutſcher Standesherren, die mecklenburgiſche Ritterſchaft, eine freie Vereinigung weſtdeutſcher freiherrlicher Familien, eine gleiche von fränkiſchen Grafen und Freiherren, die ehemaligen Reichsſtädte des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, die Nürnbergiſchen Geſchlechter, Fürſt Bismarck mit ſeinen Agnaten die Koſten für Bau und Dekoration ganzer Komplexe oder Räume als Spende geſtiftet. In anderer Form hat ſich deutſche Privatmunifizenz für allgemein erzieheriſche und wiſſenſchaftlich-volkstümliche Zwecke — ohne daß wir behaupten wollen, ſie käme an allgemeiner Initiative der amerikaniſchen oder der ſkandinaviſchen ſchon gleich — dadurch bethätigt, daß ganze geſchloſſene

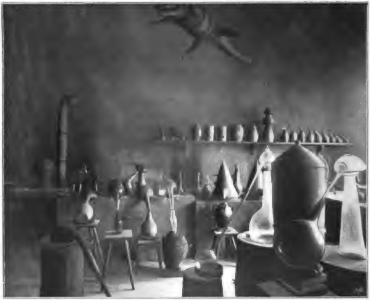


Abb. 13. Älteres chemiſches Laboratorium.

Sammlungen dem Muſeum teils geſchenkt, teils zur Aufſtellung übergeben worden ſind. So iſt als untrennbare Stiftung des deutſchen Kaufmannsſtandes, wenn auch unter Wahrung eigner Finanzſelbſtändigkeit, ein deutſches Handelsmuſeum mit dem Germaniſchen verbunden worden. Ähnlich hat ſich der deutſche Apothekerverein das Hauptverdienſt an der hochintereſſanten hiſtoriſch-pharmazeutiſchen Abteilung des Muſeums erworben. Wir geben aus dieſer in Abbildung zwiſchen Seite 384 und 385 eine Apotheke wieder, deren Ausſtattung um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts in der hohenlohiſchen Stadt Öhringen eingerichtet wurde, von wo ſie als Ganzes in das Muſeum überführt werden konnte. Ferner ein chemiſches Laboratorium (Abb. 13) mit ſeinen Deſtillierherden und Kolben; obſchon es wohl nur normalen pharmazeutiſchen Zwecken gedient hat, haftet ihm doch, namentlich für uns Laien, ein eigentümlicher hiſtoriſch-myſtiſcher Reiz an wie von Alchymie und Goldmacherkunſt. Weiter ſind von einverleibten ganzen Kollektionen, die teils zu Eigentum geſtiftet oder erworben, teils überwieſen wurden, die reichen Holzſchuherſchen und Scheurlſchen Patrizierſammlungen aus Nürnberg, die eignen Schätze der Stadt Nürnberg, die Altertümer des Notars Wolf in Altenburg, die Kupferſtiche des Grafen Botho von Stolberg-Wernigerode zu Ilſenburg, die prähiſtoriſchen Sachen des Landgerichtsrat Roſenberg zu Berlin, die Autographen und Porträts des Dr. Wagener, ebenfalls zu Berlin, hervorzuheben.

Geradezu verwirrend iſt der Eindruck für den allzu eiligen Beſucher, dem das Muſeum in der Fülle ſeiner Geſamtheit ſich ohne eine gewiſſe Vorbereitung und taktiſche Orientierung plötzlich offenbart. Vorgeſchichtliche Funde, Steinzeit, Bronze, Pfahlbauten, Hallſtatt und La Tène, römiſche, germaniſche, frühchriſtliche Geräte, Schmuckſachen, große und kleine mittelalterliche Plaſtik, Ornamente aller Stilformen, Eiſen- und Metallarbeiten, Guß und Schmiedekunſt, Särge, Epitaphien und Totenſchilder, Hun-

Digitized by Google

derte von Grabſteinen, vom römiſchen Hauptmann bis zum Schloßherrn der Zopfzeit und von Till Eulenſpiegel bis zum Doktor Eiſenbart; Urnen, Töpfe, Vaſen, Kacheln und Flieſen, Öfen und Hausgerät aller Zeiten, ganze Bauern- und Bürgerzimmer von Südtirol bis zum Niederrhein; Teppiche, Stickereien, Klöppeleien, Gewebe, Stoffdrucke aller Art; Küche und Keller, Spielſachen und Weihnachtskrippen, Bleiſoldaten, Koſtüme, Volkstrachten, Uniformen, Roß und Reiter, Platten- und Kettenharniſche, Krieg und Turnier, Jagd und Sport, Zünfte und Gewerbe, Handel und Schiffahrt; 200000 Bücher, 8000 Pergamenturkunden, 12000 Autographen; Buchgewerbe, Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftliche Inſtrumente aller Jahrhunderte; Elfenbeinſchnitzereien, Miniaturen, Holzſchnitte, 200000 Kupferſtiche; Luxuskämme von den Zeiten der Gemahlinnen Karls des Großen bis zu denen der Königin Luiſe, Fächer, Gürtel und Modeartikel, Meſſer, Gabeln, Löffel, Tiſchgerät; Medaillen und Denkmünzen, 15000 Siegel, Porzellan, Majolika, Fayence, maſſenhafte Exlibris, Flugblätter, Satiren und Karikaturen; Wirtshausweſen, Geſelligkeit, Geſellſchaftsſpiele, Muſik — wem ſchwirrt nicht ſchon der Kopf, wenn wir nur dieſe beliebig herausgegriffenen Einzelgebiete haſtig aneinander reihen? Aber „tretet nur einmal hinein!“ Auch hier iſt drinnen alles ganz freundlich und hell, die Fülle gruppiert ſich in überſichtliche und ſtimmungsvolle Bilder, und innerhalb der klaren Gruppen veranſchaulicht ſich ganz von ſelber die Skala der äſthetiſchen Werte. So wird das hier oder dort behaglich einſetzende Studium zu einem Genuß, von welchem der allzu flüchtige Durchquerer der Kreuzgänge, Säle und Hallen freilich nur ein ahnendes und reſigniertes Vorgefühl erlangt. Übrigens hat unſere drangvolle Aufzählung verwiſchen müſſen, welche Einzelwerte an vollkommenen Kunſtwerken von dem Muſeum umſchloſſen werden. Da erblicken wir verſchiedene Originale des Peter Viſcher, Veit Stoß und der übrigen berühmten Nürnberger Bildhauer, Erzgießer oder Schnitzer, da entrollt ſich uns eine feſſelnde Überſicht der feinſten kirchlichen Kunſt von vielflügeligen Hochaltären bis zu zierlichen Hausaltären herunter, oder in Reliquiengefäßen, Ciborien, Aquamanilen, Leuchtern, Kelchen, Meßgewändern, Paramenten, herrlichen Stickereien, Vortragkreuzen, Kruzifixen, Biſchofſtäben. Da gleißt die Kunſt der Jamnitzer und der ſonſtigen berühmten Goldſchmiede der Reichsſtadt, zu deren tüchtigem Handwerk bekanntlich auch der Vater Albrecht Dürers gehörte. Und Dürers Name umſchwebt uns in der Gemäldeſammlung des Muſeums, das, mit wertvollen ſtaatlichen und ſtädtiſchen Beſtänden organiſch vereinigt, jetzt eine der glänzendſten Abteilungen bildet und eine Reihe großer Säle füllt. Es ſind namentlich die altkölniſche, altniederländiſche und die deutſchen Renaiſſanceſchulen, welche

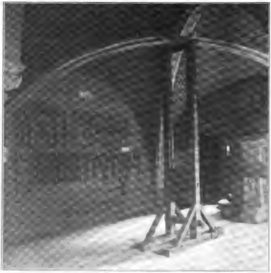


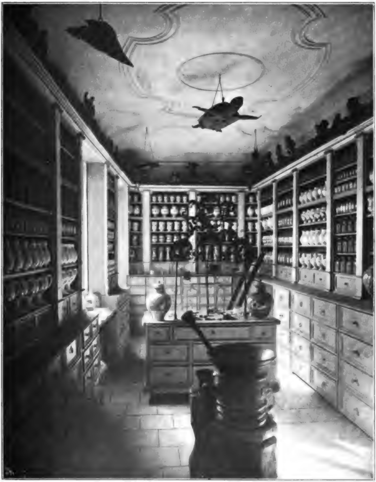
Abb. 14. Halle und Geräte der Juſtizpflege.

hier durch Originalgemälde vertreten ſind und ihren gegenſeitigen kunſtgeſchichtlichen Zuſammenhang überblicken laſſen. Mit welchem Range ſie vertreten ſind, mag nur durch die Erwähnung der lieblichen Madonna mit der Bohnenblüte vom kölniſchen Meiſter Wilhelm, durch die Namen der Stefan Lochner, Meiſter des Marienlebens, Meiſter vom Tode der Maria, Hugo van der Goes, Jan Scorel, Patinir, Hans Burgkmair, Zeitblom, Hans Baldung Grien, Pleydenwurff, Michael Wolgemut, Hans Holbein d. Ä., Bernhard Strigel, Hans Kulmbach, Altdorfer, Georg Pencz, der unerſchöpflichen Cranachſchen Werkſtatt ganz flüchtig verdeutlicht werden, während auch von Dürer noch immer eine ganze Anzahl bedeutenderer Werke dem Muſeum in ſeiner Vaterſtadt angehört. Und ihnen geſellen ſich die Deutſchen und Holländer der neueren Jahrhunderte zur Vervollſtändigung des prächtigen und einheitlich geſchloſſenen Bildes ober- und niederdeutſcher Malerei hinzu.

In anderen Abteilungen wird naturgemäß das kunſtgeſchichtliche Intereſſe von dem kulturgeſchichtlichen überwogen. Wohl am gründlichſten muß ſich die Äſthetik beſcheiden im Angeſicht der Inſtrumentenſammlung ſpätmittelalterlicher Juriſtik. Wir geben daraus (Abb. 14) ein glimpflicheres Stimmungsbild wieder mit „Geigen“, Halskrauſen und ſonſtigem Zubehör des Prangerſtehens. Die Schimpfſtrafen ſtellen ja immer noch die liebenswürdigere und keineswegs unwirkſame Methode der Vorväter dar gegenüber der barbariſchen Schnellfertigkeit, womit das in Deutſchland rezipierte römiſche Recht in ſeiner hochnotpeinlichen Geſinnung an Leib und Glieder, Kopf und Kragen ging. Auf die kulturgeſchichtliche Pſychologie dieſer Dinge einzugehen, würde zu weit führen.

Die Nürnberger henken bekanntlich niemanden, ehe ſie ihn in ihren Mauern haben, aber das Germaniſche Muſeum hat längſt die Wege betreten, um auch denen, die nicht nach Nürnberg zu kommen willens oder imſtande ſind, ſeine großen Lehrſchätze zugänglich zu machen. Wiederum Eſſenwein war es, der die Illuſtrationswerke „Kunſt- und kulturgeſchichtliche Denkmale des Germaniſchen Nationalmuſeums“ ſowie „Bilderatlas zur Kulturgeſchichte“ herausgab. Und auch ſeitdem haben die verdienten Direktoren und Mitarbeiter des Muſeums, an deſſen Spitze G. v. Bezold und Hans Boeſch ſtehen, teils in privaten Abhandlungen und Bänden, teils im „Anzeiger“ des Muſeums, teils in amtlichen Sonderpublikationen das Ziel der Erſchließung weiter verfolgt. Es verdient dankbar hervorgehoben zu werden, daß dieſe aufſchlußreichen, fachwiſſenſchaftlichen Abhandlungen, die ſich als illuſtrierte Spezialkataloge geben, für jedermann im Preiſe erſchwinglich ſind; ſie verdienten auch unter Nichtbeſuchern des Muſeums noch viel mehr verbreitet zu ſein. Eine ganz vortreffliche, auch für die Heraldik überaus klärend wirkende Abhandlung, iſt die über die Helmformen vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert, 1892 erſchienen und unſeres Wiſſens die letzte derartige Arbeit Eſſenweins; ihr geſellen ſich weitere Specialabhandlungen und Sonderkataloge über die vorgeſchichtlichen Funde, die kirchlichen Geräte, die Gemälde, Kupferſtiche, Spielkarten, Glasmalereien, Skulpturen, Kunſtdrechslereien, Epitaphien, die Gewebeſammlung, die Sammlung älterer Holzſtöcke ꝛc. hinzu. —

Nun werden in der alten fränkiſchen Reichsſtadt, im Angeſicht ihrer ragenden Staufer- und Hohenzollernburg, der Kaiſer des Deutſchen Reiches und der Wittelsbachiſche Landesherr, vereint mit den berufenſten der deutſchen Bundesfürſten, das ſchöne Feſt des geſamtdeutſchen Nationalmuſeums begehen. Und ſie werden, umrauſcht von den Tönen des Feſtes, überflattert von alten und neuen Bannern der großen deutſchen Geſchichte, die Schöpfung opferwilligen privaten Vaterlandsgeiſtes zu äußeren Ehren erheben, wie ſie von ihr bisher weder erlebt noch gehofft worden ſind. Mögen ſie ihr dauernd zu verdientem Ruhm und zu neuer Förderung werden, mögen ſie Adel und Bürgertum des ganzen Deutſchland noch inniger mit dieſem bewährten Nürnberger Mittelpunkt der nationalen Kulturgeſchichte, der alten deutſchen Kunſt und Gewerbeblüte verbinden — das iſt, was wir auf das herzlichſte von dem denkwürdigen Feſte erhoffen und wünſchen!



Apotheke des XVIII. Jahrhunderts aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg
Nach Photographie.

Digitized by Google

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Wie ich in Petſchili reiſte.

Erinnerungen eines Kriegs-Berichterſtatters.

Von

Dr. Georg Wegener.

(Abdruck verboten.)

Nicht von Gefechten und kriegeriſchen Operationen, an denen ich teilgenommen, nicht von Beobachtungen über Land, Leute und Kultur des Rieſenreichs im Oſten will ich berichten. Das iſt an anderer Stelle geſchehen.*) Hier möchte ich nur, zwanglos plaudernd, einige Fragen beantworten, die mir nach meiner Rückkehr ſo oft geſtellt worden ſind, viel öfter ſogar als die nach den großen ſachlichen Eindrücken; die Fragen: Wie reiſten Sie eigentlich auf dem Kriegsſchauplatz? Wie kamen Sie vorwärts? Wo ſchliefen Sie des Nachts? Was hatten Sie zu eſſen? Wie wurden Sie bedient? Wie verſtändigten Sie ſich mit den Chineſen? u. ſ. w.

Anfänglich ärgerte ich mich etwas, daß gerade dieſe perſönlichen, gegenüber den objektiven Reſultaten einer Reiſe mir ſo unweſentlich dünkenden Punkte ein ſolches Intereſſe fanden; allein nicht ganz mit Recht. Dieſes Intereſſe gründet ſich zuletzt doch auf das richtige Vorgefühl, welche Bedeutung all ſolche Dinge auch für das ſachliche Ergebnis einer derartigen Reiſe haben. Wenn es mit der Ausrüſtung hapert, wenn der ſchlecht genährte Körper den Anſtrengungen nicht gewachſen iſt, wenn Mangel an geeigneter Bedienung es mit ſich bringt, daß ein gar zu großer Teil des Tages den Anforderungen der perſönlichen Exiſtenz gewidmet werden muß, dann wird natürlich auch die ſachliche Aufgabe des Beobachters darunter leiden.

* * *

Ich kam nicht von Deutſchland nach China. Die erſten Nachrichten der aufregenden Ereigniſſe ereilten mich im Anfang des Juli 1900 gerade in dem unſerer Heimat allerentfernteſten Lande des Erdballs, in Neuſeeland; denn ich befand mich damals auf einer im Intereſſe des „Berliner Lokalanzeigers“ unternommenen Studienreiſe durch die deutſchen Südſeeinſeln. Unverzüglich aber faßte ich nunmehr den Entſchluß, angeſichts dieſer großartigen Vorgänge meine dortigen Arbeiten abzubrechen und nach China zu gehen, um Augenzeuge des weltgeſchichtlich bedeutungsvollen Aufeinanderpralls der Kulturwelten Europa und Oſtaſien zu werden; eine Abſicht, die von meiner telegraphiſch befragten Zeitung ſofort mit Freuden gebilligt wurde.

Als alter Reiſender wußte ich gut genug, daß für ein ſolches Unternehmen eine zweckentſprechende Ausrüſtung die allererſte Grundlage des Erfolges iſt.

Die Ausſtattung, die ich für meinen Aufenthalt in der tropiſchen Inſelwelt der Südſee aus Europa mitgebracht hatte, konnte natürlich für eine feldmarſchmäßige Wanderung durch die Weiten Nordchinas nicht genügen. Sie war vor allem nach zwei Richtungen hin zu ergänzen: einmal mit Rückſicht auf die zu erwartende Winterkälte in Petſchili und ferner auf die Gewißheit, daß ich in Bezug auf Fortbewegung im Innern Chinas hauptſächlich auf den Sattel angewieſen ſein würde.

Bis nach Hongkong oder Schanghai die Beſchaffung der erforderlichen Gegenſtände aufzuſchieben, war zweifellos ſehr unthunlich, denn auf den gegenwärtig von gleichen Intereſſenten überſchwemmten Märkten dort mußte alles derartige dreifach teuer, wenn nicht ganz vergriffen ſein. Die einzige Großſtadt europäiſcher Art aber, die ich unterwegs berührte, war Sydney, und ſo nutzte ich die wenigen Aufenthaltstage daſelbſt mit größtem Eifer aus. Wie oft habe ich ſpäter dieſe Vorausſicht geſegnet, wenn ich ſah, wie ſo viele meiner Marſchgefährten an allen Ecken und Enden unter den Unzulänglichkeiten ihrer Ausrüſtung, beſonders was das Reitzeug betraf, zu leiden hatten.

Sydney iſt eine engliſche Stadt, und bekanntlich wird man nirgends ſo gut wie in der engliſchen Welt in Bezug auf alle Artikel bedient, die irgendwie mit Reiten, Schießen, Jagen und Kampieren zuſammenhängen; ſowohl was die Auswahl wie die Vortrefflichkeit der Gegenſtände betrifft. Die guten Sachen ſind dabei eigentlich nicht teurer als in Deutſchland, bezeichnend iſt nur, daß es die billigeren und minderwertigen Formen, die bei uns daneben geführt zu werden pflegen, meiſt nicht gibt; das kauft der Engländer eben nicht. Ich habe im ganzen etwas über 50 Pfund Sterling (1000 Mark) für die ſpezielle Chinaausſtattung hier ausgegeben.

Folgendes etwa waren die Hauptſtücke, die ich beſchaffte. Zuerſt ein wollener Winteranzug, den ich nach Maß fertigen ließ. Trotz ſtärkſter Inanſpruchnahme hat ſich ſpäter an ihm nicht eine Naht verrückt, nicht ein Knopf gelockert. Ein weiter Wollenmantel und ein großer Gummi-Regenmantel kamen hinzu. Dann ein engliſcher

---

*) Georg Wegener: Zur Kriegszeit durch China. Berlin 1902. 405 Seiten und 1 Karte.

Offiziersſattel und alles, was an Zaumzeug, Gamaſchen u. ſ. w. dazu gehörte. Gerade die Vortrefflichkeit dieſer letzteren Dinge iſt mir nachher beſonders wertvoll geweſen. Für das Nachtlager beſchaffte ich ein ſogenanntes Wolſeleybett, wie es in der engliſchen Armee geführt wird: ein ſehr langer nnd breiter Behälter aus ſtarkem, waſſerdichtem, ſolid mit Leder benähtem Segeltuch, der oben und unten in zwei feſte Taſchen endigte und ſonſt der Länge nach auseinanderzuklappen war. Hier hinein legte ich als Unterlage zunächſt eine Pelzdecke aus den billigen und hübſchen auſtraliſchen Opoſſumfellen, darüber ein großes Wollplaid: meine alte ſpaniſche „Manta“, die ich vor langen Jahren einmal in Andaluſien gekauft hatte und die mich ſeitdem nach allen Himmelsrichtungen, vom Norden Spitzbergens bis zu den Thälern des Himalaya und den Palmeninſeln der Südſee begleitet hatte, dazu Weißzeug und ein paar wollene Blankets und als Kopflager ein aufzublaſendes Luftkiſſen. In China ſelbſt kamen ſpäter, da dies Bett auf Steinboden doch noch ziemlich hart war, ein paar jener ſchweren, baumwollgefüllten Steppdecken hinzu, die man dort in allen einheimiſchen Häuſern findet. In dieſer Vervollſtändigung erwies ſich das Bett dann unter allen Formen der Temperatur und der Unterlage vortrefflich warm und weich, ſo daß es immer — wenn nicht andere Umſtände es verboten — möglich war, genau ſo ſich zur Nacht zu entkleiden, wie daheim. Nur ſo aber findet der Körper auf die Dauer die hinreichende nächtliche Erholung. Bei Tage wurde das Ganze zu einer großen Rolle zuſammengeballt und mit ſtarken Riemen verſchnürt und konnte ſo bequem auf den Reiſekarren oder auf den Tragſattel eines Maultiers verladen werden. Trotz Regen oder ungeheuerlichen Staubes auf den Landſtraßen blieb der Inhalt doch trocken und ſauber.

Zur Verſtauung ſonſtiger Sachen verwendete ich ein ſogenanntes hold-all, einen langen wurſtförmigen Leinwandſack, den man über den Rücken eines Tragtiers legen konnte. Er nahm unter anderem ein kleines Zelt mit ſeinem Zubehör auf, wie es für die kurz vorher für den Krieg in Südafrika ausgeſendeten auſtraliſchen Auxiliartruppen hergeſtellt war.

Das waren — neben einem neuen Smokinganzug für die geſellſchaftlichen Eventualitäten, einer Wincheſterbüchſe und einer Reihe kleinerer Gerätſchaften für Marſch und Lager — die weſentlichſten Ergänzungen für China.

Meine photographiſche Ausrüſtung ſchien noch ausreichend zu ſein. Nur eine Ledertaſche am Sattel für die Camera ließ ich mir anfertigen. Erſt unterwegs ſtellte ſich eine Beſchädigung des Apparats heraus, die mich veranlaßte, in Schanghai (bei Rößler & Co.) einen neuen zu kaufen, einen Cartridge Kodak Nr. 4, mit dem ich ausgezeichnete Erfahrungen gemacht habe. Leider ertrank er ſpäter im Yangtſekiang.

Ich arbeitete auf Expeditionen faſt ausſchließlich mit Films. Ihre Vorzüge gegenüber den Glasplatten — die Leichtigkeit, Unzerbrechlichkeit und der ganz unſchätzbare Vorteil, bei Tageslicht und in kürzeſter Friſt ein neues Dutzend einlegen zu können — ſind bei Reiſen außerhalb der europäiſchen Kultur ausſchlaggebend. Eine Schwierigkeit liegt darin, daß einſtweilen nur an wenigen Punkten außerhalb Amerikas und Europas ſtets friſche Filmrollen vorrätig ſind; man muß daher möglichſt ſchon vor der Reiſe Vorſorge für rechtzeitige Zuſendung treffen. In Schanghai konnte ich Films erhalten. Die Rollen ließ ich mir zu je ſechs in Zinn verlöten. Meine Ergebniſſe in China ſind — wie vielleicht einer oder der andere meiner Leſer durch meine Lichtbildervorträge in zahlreichen Städten Deutſchlands zu beſtätigen Gelegenheit gehabt hat — großenteils recht befriedigend ausgefallen. Die reine, klare Luft, das kräftige Licht begünſtigten dieſen Erfolg, und die Handlichkeit des Apparates geſtattete ihn oft unter den ſchwierigſten Situationen zu benutzen.

* * *

Mit Hilfe der damals gerade zum erſtenmal verſuchten deutſchen Reichspoſtdampferverbindung Sydney-Hongkong über die deutſchen Südſeeinſeln, an Bord der „München“, desſelben Schiffes, das bei der dritten Wiederholung der Fahrt bei der Inſel Yap auf die Korallen geriet, konnte ich noch ſo zeitig von Auſtralien nach China gelangen, daß ich einige Tage früher als Graf Walderſee in Schanghai eintraf.

Dortſelbſt erhielt ich die Erlaubnis, mich für die Weiterfahrt zum Kriegsſchauplatze dem Oberkommando anzuſchließen, und legte daher die Seereiſe bis Taku an Bord der eleganten „Sachſen“ zurück — für lange Zeit zum letztenmal in europäiſcher Bequemlichkeit und Eleganz.

Dieſe hörten von dem Augenblick an auf, wo endlich, nach mehrtägigem Warten auf der ſtürmiſchen Reede von Taku, zwei Meilen vom Lande, der kleine flachgehende Raddampfer „Suihſiang“, den die deutſche Regierung für den Transport über die ſeichte, gefährliche Barre des Peiho geſchartert hatte, herankommen konnte. Es war eine dunkle, winddurchſauſte Nacht, als er ſich neben den Rieſenleib der „Sachſen“ legte, im wilden Seegang auf- und niedertanzend. In dem phantaſtiſchen Schein der Schiffslichter galt es nun, haſtig das Gepäck und ſich ſelbſt auf den ſchwankenden Brettern hinüberzubringen. Ich erinnere mich noch zum Greifen deutlich eines Moments dabei, der die ganze Aufregung der Szene recht illuſtrierte. Einer der jungen Offiziere glitt beim Überſchreiten der Brücke, die an der Reeling der „Sachſen“ feſtgemacht war, dagegen loſe auf dem Verdeck der „Suihſiang“ ſpielte, aus und fiel rücklings darauf hin. Inſtinktiv klammerte er ſich dabei mit beiden über die Schulter emporgehobenen Händen an dem Brette feſt. Gleichzeitig aber entfernte ſich in dieſem Augenblick die auf- und niedertanzende „Suihſiang“ ſoweit von der „Sachſen“, daß die Brücke zu kurz wurde, vom Bord der erſteren abglitt und nun ſenkrecht von der Reeling der „Sachſen“ herunterhing. Der Schlag gegen die Schiffswand hatte zum Glück die eingekrallten Hände des Offiziers nicht zu löſen vermocht; er hing frei ſchwebend daran feſt, über dem ſchwarzen, ſchäumend zwiſchen den beiden Schiffen gurgelnden und emporleckenden Waſſer. Schon näherte ſich die „Suihſiang“ wieder in bedrohlicher Weiſe der Schiffswand der „Sachſen“ — es war eine verzweifelte Situation, der ich vom Bord des Raddampfers zuſehen mußte, ohne helfen zu können. Endlich gelang es drüben ein paar kräftigen Männern, die von anderen gehalten wurden, den Offizier an den Händen zu erreichen und ihn zur „Sachſen“ hinaufzuziehen.

An Bord der „Suihſiang“ galt es dann in einem Tohu-Wabohu von Kiſten und Kaſten für die letzten Stunden der Nacht ein Unterkommen, einen Windſchutz hinter irgend welchen Koffern und Ballen für ein paar Stunden Schlafs zu finden. Wenn ich einen vorübergehenden Blick in die Zukunft thun und ſehen gekonnt hätte, daß ich dieſes ſelbe Schiff ein Vierteljahr ſpäter zwiſchen den Wirbeln und Klippen des Yangtſekiang tief im Innern von China unter mir verſinken ſehen ſollte! Mit dem Morgengrauen liefen wir in die Peihomündung ein und landeten in dem eine halbe Stunde ſtromaufwärts gelegenen Orte Tongku, dem wüſten Rieſenpackhof, wo die Landungen der Truppentransporte und des Kriegsmaterials ſtattfanden. Hier begann die Eiſenbahn, die vor den Wirren bis nach Peking führte, gegenwärtig aber nur bis zur Station Yangtſun, einige zwanzig Kilometer jenſeits von Tientſin, in Betrieb war.

Mit dieſer Bahn erfolgte die Weiterbeförderung des Oberkommandos nach Tientſin, wo Walderſee zunächſt ſein Quartier aufſchlagen wollte.

Die Bahn war damals in den Händen der Ruſſen, die den Betrieb im Dienſte der Allgemeinheit aufrecht erhielten; jeden Tag liefen vier Züge in der Richtung Tongku-Yangtſun und umgekehrt. Inſofern war dieſe Eiſenbahn die ſonderbarſte der Welt, als es durchaus nichts koſtete, auf ihr zu fahren. Es gab überhaupt gar keine Schaltereinrichtungen; wer den Zug benutzen wollte, ſtieg einfach ein. Auch ſein Gepäck konnte er verladen und wieder herausholen, wo er mochte; nur mußte er es ſelbſt beſorgen; Bedienung dafür gab es nicht. Der Betrieb ging glatt von ſtatten, wenngleich die Wagen noch vielfach die Spuren der Kugeln zeigten, die während der Kämpfe um Tientſin ihre Wände durchſchlagen hatten. In anderthalb Stunden legten wir die etwa fünfzig Kilometer betragende Strecke zurück.

Am Mittag des 27. September waren wir endlich in dieſer Stadt, dem Weltlager der vereinigten Truppen und unſerem vorläufigen Standplatz, angelangt. Der große Paradedurchzug Walderſees durch die Straßen war vorüber, die Herren des Oberkommandos waren alle in den ihnen voraus bereiteten Quartieren untergebracht und wuſchen ſich den Schmutz und Staub der erſten Stunden auf dem Kriegsſchauplatze von den Geſichtern. Da ſtand ich meinerſeits hilflos und verlaſſen mitten in Tientſin auf der Gaſſe, ohne die geringſte Vorſtellung, wo ich die Nacht mein Haupt niederlegen würde. Ein Quartier war für mich nicht mit gemacht worden, das einzige Hotel der Stadt war ſelbſtverſtändlich überfüllt, mein ganzes Gepäck, zugleich mit dem des Oberkommandos ausgeladen, lagerte irgendwo an einem in dem gegenwärtigen Trubel nicht zu eruierenden Platze in Tientſin; rings um mich brandete ein Gewühl fremdartiger Geſichter, Uniformen, Sprachen. Was thun?

Doch ich will hier die Schwierigkeiten der Situation nicht weitläufiger auseinanderſetzen, ſondern dem Leſer nur ſagen, daß ich ſchließlich auf Grund einer zufälligen glücklichen Begegnung die Gaſtfreundſchaft zweier Kollegen, ebenfalls deutſcher Berichterſtatter, fand, die mich bei ſich aufnahmen. Mit ihnen zuſammen führte ich die nächſten Wochen eine ménage à trois, die für eine deutſche Hausfrau wahrſcheinlich der Inbegriff des Entſetzens geweſen wäre.

Wir hauſten in einem leerſtehenden Warenſpeicher des großen Gehöfts der „Deutſch-oſtaſiatiſchen Handelsgeſellſchaft“ in der Victoria-Road. Außer einem ſchweren chineſiſchen Tiſch und einer eiſernen Bettſtelle, die durchs Los einem von uns als Schlafſtätte zugefallen war, befanden ſich keine Möbel darin. Alles war vollgeſtopft mit unſeren Kiſten und Kaſten; an Nägeln in der Wand hingen unſere Kleider neben Reitpeitſchen, Pferdeſtriegeln, Gewehren und Handtüchern, auf den Koffern ſtanden unſere Waſchgeſchirre, auf improviſierten Böden unſere Sättel. Als Betten dienten uns zwei andern ein paar große offene Kiſten, über die wir ein Netz von Bindfaden als federnde Matratze geſpannt hatten; darauf wurden chineſiſche Strohmatten und die Schlafdecken gelegt. Ueber dies ganze harmoniſche Enſemble lagerte ſich ein grauer, abſolut unbezwinglicher Staub, der durch alle Ritzen der Fenſter und Thüren quoll und ſich in ſo dichten Schichtmaſſen abſetzte, daß ein einige Tage vergeſſener Gegenſtand beinahe ausgegraben werden mußte. Mir graut noch heut, wenn ich daran denke.

Zu unſerer Bedienung beſaßen wir anfänglich nur einen jungen Chineſenboy, ein fixes, geſcheites Kerlchen, das uns der chineſiſche Pförtner des Gehöftes beſorgt hatte. Derſelbe beſchaffte uns auch einen chineſiſchen Koch; keinen Koch „Nömbelwon“ (die Ausſprache von number one = „Nummer eins“ im chineſiſchen Pidgin-Engliſch), ſondern nur einen „Nömbeltu“ (number two), aber auch dementſprechend billiger. Alle einheimiſche Dienerſchaft der Europäer in China ſtuft ſich ſelbſt nach ihren Fähigkeiten und Kenntniſſen genau in ſolche Klaſſen: eins, zwei, drei, auch vier ab. Ein Nömbelwonkoch muß mit allen Erforderniſſen der europäiſchen Küche eines großen Haushalts vertraut ſein. Unſerer kannte nur die landläufigeren Gerichte: eine Anzahl Fleiſch-, Eierſpeiſen und Suppen, aber das genügte ja. Jeden Morgen kam er, um unſere Wünſche zu erfragen, erhielt Geld und beſorgte dann ſelbſtändig Fleiſch, Eier, Kaffee, Thee, Brot u. ſ. w. teils aus europäiſchen Läden, teils aus chineſiſchen Quellen. Seine Mahlzeiten bereitete er in der Küche des Pförtnerhauſes, Gott mag wiſſen, wie. Jedenfalls hüteten wir uns ſorgfältig, uns zu genau danach zu erkundigen. Er radebrechte ein wenig Pidgin-Engliſch. In verzweifelten Fällen half der Pförtner, der dieſe edle Sprache beherrſchte, mit der man ſich an der geſamten Küſte Aſiens mit den Eingeborenen verſtändigt.

Es gab in Tientſin eine ganze Anzahl europäiſcher Geſchäfte, in denen man Gebäck, Konſerven, Bier, Wein und Mineralwaſſer erhielt, allerdings zu, wie natürlich war, ſehr hohen Preiſen und in höchſt beſchränkter Auswahl, denn es war für die Inhaber einſtweilen noch ungemein ſchwer, die Vorräte zu ergänzen. Bezahlt wurde mit mexikanſchen Silberdollars, die im chineſiſchen Küſtenverkehr ſeit Jahrzehnten üblich ſind und einen Durchſchnittswert von zwei Mark haben. Auch hier beſtand freilich eine Schwierigkeit. Die Banken hatten zeitweilig gar nicht Münze genug für die ungeheueren Anforderungen der zuſammengeſtrömten Menſchenmenge. Da wurde denn in weitgehender Weiſe der Checkverkehr gehandhabt. Selbſt unſeren Dienerlohn haben wir gelegentlich in Checks auf die Deutſch-aſiatiſche Bank, die in Tientſin eine Filiale beſaß, ausgezahlt. Die Folge dieſes Münzmangels war überdies ein überaus hoher Stand des Dollars, der zeitweilig zwiſchen 2,30 und 2,40 Mark ſtand. Die deutſche Armeeverwaltung hatte angeſichts der Schwankungen im Poſtverkehr einen Normalkurs von, wenn ich mich recht erinnere, 2,19 Mark eingeführt, an dem ſie feſthielt; wahrſcheinlich hat ihr dieſe Nobleſſe aber viel gekoſtet.

* * *

Am 10. Oktober wurde vom Oberkommando der Beſchluß der Expedition nach Pautingfu*) bekannt gegeben. Da wir uns daran beteiligen wollten, hatten wir uns für einen mehrwöchentlichen, vielleicht mehrmonatlichen Reiſeaufenthalt im Innern vorzubereiten. Und zwar mußten wir in Bezug auf Fortbewegung, Ernährung, Unterkunft, Bedienung durchaus ſelbſtändig ſein, denn die Militärbehörde gewährte den zugelaſſenen Kriegskorreſpondenten lediglich die Erlaubnis mitzuwandern, ſonſt aber keinerlei Unterſtützung; ſie weigerte ſich ſogar, für Geld von ihren Vorräten etwas abzulaſſen.

Dieſe Ausrüſtung, die in zwei Tagen fertiggeſtellt werden mußte, war doppelt ſchwierig, weil die Kompanieführer der ausziehenden Regimenter und die einzelnen Offiziere vielfach die gleichen Bedürfniſſe hatten, wie wir, und deshalb die ſpärlichen Vorräte Tientſins raſch zur Neige gingen. Mit Mühe gelang es uns noch, zum Transport unſerer notwendigſten Bagage zwei der kleinen landesüblichen, zweirädrigen Reiſekarren zu erwerben; dazu ein Maultier und eine Anzahl mongoliſcher Ponies. Für dieſe kleinen, ruppigen, aber vortrefflich ausdauernden Tierchen, von denen große Mengen in den Händen der einheimiſchen Bevölkerung Tientſins waren, zahlte man 30 bis 50 Dollar, ſelten mehr. Für irgend welche Fineſſen der Reitkunſt waren ſie nicht eingerichtet, ſie haben uns aber mit unermüdlicher Bravheit durch die Ebenen und Gebirge Chinas getragen und nur die allerbeſcheidenſte Verpflegung dafür beanſprucht.

An Konſerven und Brot nahmen wir ſoviel mit wie wir irgend auftreiben konnten; dazu eine Kiſte Rotwein, etwas Punſchextrakt, Cognac und mehrere Kiſten Mineralwaſſer. Letzteres war deshalb beſonders weſentlich, weil es erſtes Gebot der hygieniſchen Vorſicht in China war, unter keinen Umſtänden natürliches Waſſer zu trinken. Thatſächlich habe ich das auch bis auf eine einzige Ausnahme durchgeführt. Nachdem die mitgenommenen Getränke — leider reißend ſchnell — zu Ende gegangen, wurde der Durſt nur noch mit Thee geſtillt. Die eine Ausnahme, die ich erwähnte, machte ich am Schluß des Gefechtes von Tſekingkwan, wo ich nach der Rückkehr von dem eroberten Paſſe im Übermaß des Durſtes aus einem Gebirgsbach trank. Die Folge davon war die, daß ich unmittelbar darauf eine ſtarke, typiſch ruhrartige Verdauungsſtörung erlitt, mit der ich mich acht Tage herumgeſchlagen habe. Es war die einzige Erſcheinung von Unwohlſein, die ich auf meiner ganzen Weltreiſe erlitt, und die Kur, die ich dagegen anwandte, beſtand außer Opiumtropfen nur darin, daß ich ebenſo wie ſonſt vom Morgen bis zum Abend im Sattel ſaß. Wie vortrefflich die ſtete Bewegung und Anſpannung in dieſer friſchen, reinen Luft wirkte, geht in der That auch daraus hervor, daß während des Marſches bei unſeren Truppen kaum ein einziger Krankheitsfall vorkam, während ſie im Quartier, in Tientſin z. B., maſſenhaft in die Hoſpitäler mußten.

Zum Transport und Reiten beſaßen wir drei insgeſamt beim Aufbruch von Tientſin außer dem Maultier ſieben Ponies. Zur Pflege dieſer Tiere bedurften wir mindeſtens zweier Mafu oder Pferdejungen, jeder Wagen mußte überdies von einem Kuli begleitet ſein. Über die ganze Bedienung, die mit unſerem Koch und unſerem Boy im ganzen alſo ſechs Mann betrug, ſetzten wir zuletzt einen „Nömbelwon“-Boy, den wir durch Vermittelung des kleinen Boys mieten konnten; einen älteren Mann mit gutmütigem Geſicht, der ein furchtbares, aber ſchließlich verſtändliches Pidgin-Engliſch ſprach. Er war der verantwortliche Intendant des Zuges, durch den die Verſtändigung mit der übrigen Dienerſchaft erfolgte und gab auch unterwegs den Dolmetſcher zwiſchen uns und der Landbevölkerung ab.

Dieſer ganzen Geſellſchaft mußte geſagt werden, daß wir nach Peking reiſen wollten — was ja im letzten Grunde auch unſer Reiſeziel war; direkt nach Pautingfu wären ſie bei der Unſicherheit des Landes wohl nicht mitgegangen. Wir ſind mit unſerer kleinen Karawane im großen und Ganzen recht gut ausgekommen; einige Elemente, die faul oder diebiſch und dabei anſchmeichleriſch waren — es war ſehr intereſſant, unter dieſen die Tüchtigkeit des Menſchen ſehr bald herausſtellenden Verhältniſſen, die verſchiedenen, beſtimmt ausgeprägten Charaktere kennen zu lernen — mußten im Lauf der Zeit durch andere erſetzt werden; der größere Teil aber attachierte ſich uns ſehr und hielt oft auch den Landsleuten gegenüber treu zu uns. Es mußte ihnen allerdings ſcharf auf die Finger geſehen werden, damit ſie nicht in den durchmeſſenen Dörfern allerlei Überflüſſiges für ihren Privatgebrauch mitgehen hießen. Doch das unterſchied ſie ſchließlich nicht weſentlich von manchen fremden Soldaten. Namentlich einer der Maſus, ein ſchlanker, hübſcher Junge und famoſer Reiter, erwarb ſich raſch unſere Gunſt und die des ganzen Marſchzuges. Wenn irgendwo eines der chineſiſchen Reittiere unterwegs durchbrannte, dann war er oft der einzige, der es mit den wirkſamſten Liſten und Schmeichelrufen wieder einzufangen verſtand, und wenn es abends im Quartierdorf galt, Mauern zu erklettern und verſchloſſene Hofthore von innen zu öffnen oder ſich oben unter dem Dach junge Tauben für die Küche zu fangen, ſo war er immer der erſte. Der Sold der Leute war ſehr mäßig, ungefähr zwiſchen zehn und zwanzig Dollar im Monat ſchwankend. Dazu erhielten ſie unterwegs täglich eine kleine Summe von Käſch — den durchlöcherten und an Schnüren aufgereihten Kupfermünzen, von denen etwa 1000 auf einen Dollar gingen —, um ſich „Tſchautſchau“, d. h. Eſſen zu kaufen.

---

*) Die engliſch-franzöſiſche Schreibung dieſes Namens mit ao ſtatt au iſt für uns ganz ungerechtfertigt, die Silbe ſpricht ſich Pau, genau wie im Namen Paul. Die von unſeren Zeitungen übernommene Form Paotingfu hat vielfach im Publikum die gänzlich falſche Ausſprache Pa-o hervorgerufen.

* * *

Am 12. Oktober früh zogen wir im Anſchluß an die deutſche Truppe des Generals von Ketteler von Tientſin aus. Der erſte Tag war fürchterlich, ſowohl für uns, wie für die geſamte Bagage der Expedition. Die Anzahl der Wagen war viel zu gering, die Belaſtung dieſer für die in der Nähe von Tientſin ganz lockere Straße, in der die ſchmalen Räder oft faſt bis an die Achſen einſanken, viel zu groß, das chineſiſche Sielenzeug der Beſpannung durchgängig miſerabel, ſo daß es an allen Ecken und Enden riß. Überall ſah man geſtrandete Karren auf dem Wege, zur Erleichterung herabgeworfene Kiſten, im Schweiße ihres Angeſichts an den Rädern drehende und ſchiebende Soldaten, und ein Meer von Flüchen ſtieg gen Himmel. Erſt nachmittags wurde die Straße etwas beſſer; wir legten aber noch nicht zwanzig Kilometer im ganzen zurück, und das weſentlichſte Reſultat, das daraus gezogen wurde, war die Erkenntnis, daß erſt durch eine umfaſſende Requiſition im Lande das Geſchirr und die Beſpannung der Truppe leiſtungsfähig gemacht werden müſſe.

Das geſchah in den nächſten Tagen.

Die Landſtraßen waren zur gegenwärtigen Jahreszeit durchweg recht gut; ſie beſtanden aus einem thonigen Boden, der zur Trockenzeit feſt und hart iſt. Während der Periode dauernder Regen mögen ſie ſich freilich in einen zähen Sumpf verwandeln, denn an Pflaſterung iſt bei ihnen natürlich nicht zu denken und an Gräben und Dammaufſchüttungen ebenſowenig. Im Gegenteil, ſie ſind gelegentlich durch das Befahren mit den ſcharfrädrigen Karren, die den Boden unausgeſetzt auflockern und dem fortführenden Winde preisgeben, ſogar zu tiefen Hohlwegen geworden. Es iſt bei dieſer Beſchaffenheit der Wege ſehr merkwürdig, daß die chineſiſchen Wagenräder nicht breite Ränder haben, wie unſere Laſtwagen auf Landwegen, ſondern ganz ſchmale, die in vielen Fällen überdies dicht mit rundköpfigen Nägeln beſchlagen ſind. Die Spur eines ſolchen Wagens ſieht dann aus wie die einer Zahnradbahn. Von Federn iſt bei den Karren keine Rede; der Chineſe bedarf ihrer nicht zur Glückſeligkeit. Wir natürlich vermieden es ſorglich, unſeren Leib einem ſolchen Marterinſtrument anzuvertrauen, und zogen ausnahmslos den Sattel vor.

Wir ritten, nachdem unſere kleine Karawane einigermaßen in geordneten Zuſtand gebracht worden war, meiſt an der Spitze des mehrere Kilometer langen Marſchzuges mit der Generalität und dem deutſchen Dolmetſcher, der den Zug führte, das Land vortrefflich kannte und lehrreiche Auskunft gab. Unſere Wagen rollten am Ende des Bagagezuges.

Das Wetter war während des Oktober, wenige Regentage ausgenommen, wundervoll, die ſchönſte, goldige Herbſtklarheit, die man ſich denken kann; und dies friſche, freie Reiten in dieſer leichten Luft durch die ſo wunderbar intereſſante und allenthalben neue Welt war an ſich ein hoher Genuß. Allerdings waren die Temperaturunterſchiede zwiſchen Tag und Nacht ſehr ſtark. Um Mittag herrſchte eine Wärme, daß man manchmal gern den Khaki ſtatt des Wollenanzugs getragen hätte und der tropiſche Korkhelm als Kopfbedeckung ſehr willkommen war; mit Sonnenuntergang wurde es aber raſch kühl, und nach Mitternacht entwickelte ſich bereits eine empfindliche Kälte.

Ein allgemeiner Temperaturſturz trat mit den erſten Tagen des November ein, wo die Fröſte begannen. Da war es ein mäßiger Genuß, morgens noch bei glitzerndem Sternenſchein den warmen Schlafſack zu verlaſſen und dann in nebeldampfender Frühe mit im Bügel erſtarrten Füßen über die froſtklingende Ebene dahinzutraben.

Für die Truppen wurden, ſoweit es möglich war, bei dem Beginn der Kälte chineſiſche Pelze verteilt, die man in den Pfandhäuſern der großen Städte zu Hunderten beſchlagnehmen konnte. Wir Civiliſten kauften uns ſolche unterwegs gelegentlich für einige Dollar von fremden Soldaten, die mehr als einen beſaßen. Daß wir uns dabei allzu inquiſitoriſch nach der Herkunft dieſer überzähligen Pelze erkundigten, wird niemand von uns verlangen.

Im Monat November pflegen auch die berühmten Staubſtürme aus Nordweſten über die Ebene von Petſchili einherzubrauſen, die den eigentlichen Winter einleiten. Zwei ſolche erlebte ich; der erſte war der ſchlimmſte. Er überfiel uns in der Nähe des weſtlichen Gebirgsrandes, zwei Tagreiſen ſüdlich von Peking. Kurz vor Sonnenaufgang begann er, erreichte den Höhepunkt ſeiner Wut kurz nach Mittag und ſchlief bald nach Sonnenuntergang wieder ein, ſo daß er ſichtlich mit dem Tagesbogen der Sonne zu thun hatte. Zur Zeit der Kulmination war es wirklich ein feſſelloſes Wüten des Elements, das uns umtobte. Wie raſend pfiff er über die deckungsloſe Ebene dahin, die, mit treibenden Staubmaſſen überdeckt, den Eindruck hervorrief, als ſetze ſich der ganze Erdboden in Bewegung und als wandelten die Füße unſere Tiere nicht auf feſtem Grund, ſondern durch eine lebendige, unter uns mit ſauſender Geſchwindigkeit hinweggleitende Maſſe. Roß und Reiter mußten ſich ganz ſchräg gegen den Wind legen, kleine Steine, ſchmerzend wie ſpitze Geſchoſſe, flogen ins Geſicht, und mit vorwärts geneigtem Kopfe, als bohre man ſich durch eine Wand, drang man vorwärts, benommen, wie in einer Art von Trunkenheit. Wäre dieſer Wind kalt geweſen, dann hätte zweifellos der Marſch unterbrochen werden müſſen; es wäre ſonſt lebensgefährlich geworden. Schon ſo glich der weitverzettelte Zug faſt einer geſchlagenen flüchtenden Truppe. Zum Glück war die Luftſtrömung aber auffallend warm, das Herabſtürzen von dem nahegelegenen Gebirge hatte — nach dem ſelben Geſetz, das dem von den Alpenkämmen herunterwehenden Föhn ſeine charakteriſtiſche Wärme gibt — ihre Temperatur weſentlich erhöht. Wir waren aber doch froh, als wir am Abend dieſes Tages uns ſelbſt und alle unſere Habſeligkeiten, Tiere und Menſchen im Quartier bei einander hatten.

In der geſchilderten Weiſe legten wir die Wege in der „Großen Ebene" zwiſchen Tientſin und Pautingfu und ſpäterhin, mit dem Detachement des Oberſten von Normann, diejenigen von dort nach Peking zurück.

Etwas anders wurde die Dispoſition in dem Gebirge, das die Ebene im Weſten und Norden umrahmt. Hier konnten Wagen nicht mehr mitgenommen werden; wir mußten ſo gut es ging aus den verfügbaren Materialien Tragſättel improviſieren und die allernotwendigſten Gegenſtände auf unſere ſtärkſten Maultiere laden. Die Ponies bewährten ſich in dem ſchwierigen Terrain ebenſo gut, wie auf ebenem Gelände; ſie kletterten wie die Katzen.

* * *

Ich komme nun zu der Frage des Nachtquartiers.

Am Ende des erſten Marſchtages von Tientſin aus herrſchte noch die Anſchauung, daß es hygieniſch und äſthetiſch durchaus undenkbar ſei, in einem Chineſenhauſe zu kampieren. Es wurde deshalb am Außenrande des Dorfes Schanghotoh unter freiem Himmel biwakiert. Ein ſchönes, maleriſches Lagerbild zweifellos, dieſe lodernden Lagerfeuer ringsum, allein in der bitterkalten Oktobernacht doch eine unerfreuliche Situation.

Von uns dreien beſaß nur ich ein Zelt. Das kleine ſpitzige Ding, das wir in einem Bauerngarten aufſchlugen, bot aber höchſtens für zweie zum Schlafen Raum, der dritte, den das Loos traf, mußte ſolange ſpazieren gehen oder ſehen, wie er zwiſchen den Schütten von Kauliangſtroh, die herumſtanden, Unterſchlupf fand. Zudem waren die Wände wohl für das Klima von Transvaal berechnet, den Anforderungen dieſer Gegend jedoch nicht gewachſen; froſtklappernd erwachten wir am Morgen und prieſen die Gnade des Schickſals, daß es nicht geregnet hatte.

Die Erfahrungen der Truppe waren nicht viel beſſer geweſen, und ſo wurde am nächſten Abend die Parole ausgegeben, die Nächtigung in den Häuſern ſelbſt zu verſuchen. Und ſiehe da, wie ſo viele vorgefaßte Meinungen in China erwies ſich auch die genannte als hinfällig. Es ging ganz vortrefflich. Der Geruch war auch in den ärmlichſten Dorfwohnungen unfraglich nicht ärger, eher geringer, als er in unſeren niemals gelüfteten Tagelöhnerhäuſern Norddeutſchlands Regel iſt, und auch mit dem Schmutz und dem Ungeziefer ſtand es ſo arg nicht. In Hinſicht auf letzteres kann das ſüdliche Europa zweifellos ſehr erfolgreich mit Petſchili konkurrieren, und den Schmutz konnte man, ſoweit man die Wohnungen brauchte, unſchwer beſeitigen.

In der Regel beſaßen die Häuſer drei Räume, von denen mindeſtens zwei mit den „Kangs" verſehen waren, den großen gemauerten Diwanen, auf denen der Chineſe nächtigt. Der Kang iſt innen hohl und kann geheizt werden; eine gehörige Quantität Rauch muß man dabei freilich in Kauf nehmen. Er wurde ſauber abgefegt und dann wurden die Schlafſäcke darauf ausgebreitet. Als ſonſtige Heizvorrichtungen fanden wir in den Gegenden am Gebirgsfuß, wo die Steinkohlen üblich werden, offene metallene Kohlenpfannen oder kleine tragbare Öfen, aus einem würfelförmigen Holzgeſtell mit vier Beinen beſtehend, das mit Ziegeln ausgemauert war. Dieſe Kohlenbecken und Öſchen ſind natürlich ſehr gefährlich, da ſie das Kohlenoxydgas ohne Abzug ins Zimmer leiten; man ſtellte ſie deshalb abends vor dem Schlafen immer vor die Thür. Trotzdem iſt es ſchwer verſtändlich, wie Graf York durch Unterlaſſen dieſer Vorſicht gleich ums Leben kommen konnte, denn im allgemeinen ſind die Chineſenhäuſer derartig zugig, daß durch Thüren und Wände ein unabläſſiger Luftwechſel ſtattfindet. Überdies pflegt das weiche durchſcheinende Papier, das die Stelle des Glaſes vor den Fenſtern vertritt, niemals intakt zu ſein.

Neben den ärmlichen Bauernhäuſern fanden wir aber auch recht wohlhabende Gehöfte, die mit allen möglichen Bequemlichkeiten vollgefüllt waren, mit Steppdecken und Kiſſen für das Lager, mit prächtigen geſchnitzten Stühlen und Tiſchen, mit reichlichem, oft wunderſchönem Gebrauchs- und Schmuckporzellan. Es gab — in den vornehmeren Damenzimmern der Stadtwohnungen — ſogar himmelbettartig geſchnitzte Bettſtätten von großer Schönheit, ausgeſtattet mit den koſtbarſten Seidenſtoffen ꝛc.

Die Bewohner der Anſiedelungen verhielten ſich uns gegenüber ſehr verſchieden. In einigen Gegenden bildeten ſie neugierig Spalier am Wege, empfingen uns dienſteifrig mit heißem Thee an den Dorfeingängen und brachten für unſere durſtigen Tiere Eimer mit Waſſer herangeſchleppt. In anderen Dörfern hatten ſie ſich ſcheu hinter die verſchloſſenen Hofthore zurückgezogen. Öffneten ſie dann endlich angſtvoll auf energiſches Pochen und Rufen, dann konnte man manchmal ſehen, wie ſie irgend einen weißhaarigen Urgroßvater oder eine zitternde alte Frau mitten auf den Hof hingeſetzt hatten, um uns durch dieſes Ehrwürdigſte, was der Chineſe kennt, zur Milde und zur Reſpektierung des Hauſes zu bewegen. Selbſtverſtändlich beruhigten wir durch Vermittelung unſeres Nömbelwon die Furchtbebenden ſo ſchnell wie möglich und wieſen ihnen nebſt der übrigen Familie einen beſtimmten Teil des Gehöftes an, wo ſie unbehelligt bleiben würden; in dem übrigen bereitete man das Nachtquartier unter möglichſter Schonung des Vorgefundenen. Natürlich gingen wir nie zur Ruhe, ohne Revolver und Flinten ſchußbereit neben unſere Schlafſtätte zu legen.

Häufig waren nur die Männer zurückgeblieben, die Frauen waren geflüchtet oder verſteckt. Auf einem dem unſrigen benachbarten Hofe kam einmal aus einer großen Strohmiete, die einige unſerer Soldaten zur Stallſtreuung auseinandernahmen, ein ganzes Dutzend junger Dirnen zum Vorſchein. Bisweilen war aber auch die ganze Einwohnerſchaft geflohen oder weigerte ſich, zu öffnen. Da mußten dann die Thore mit Gewalt erbrochen werden. Uns dreien gelang dies meiſt ohne zerſtörende Maßregeln, da unſere Chineſen wie die Katzen über die Mauern und Dächer zu klettern und die Thore von innen zu öffnen verſtanden.

Zeitweilig, wenn andere Quartiere beſetzt waren, nächtigte man auch in den zahlreich vorhandenen Tempeln. Wir als Herrſchaft gewöhnlich in der großen mittleren Götterhalle, umringt von bizarren, lebensgroß geſchnitzten und realiſtiſch bunt angepinſelten Teufeln und Dämonen mit oft ſchauerlichen Fratzen; die Dienerſchaft und die Tiere in den weiten Nebenräumen und Prieſtergelaſſen.

In Pautingfu gerieten wir in den „Yamen“ der ſtädtiſchen Soldateska, einen rieſigen Komplex mit weitgedehnten Höfen, Stallungen und Vorratsräumen; das Hauptgebäude konnten wir uns dabei mit Regimentsfahnen und Waffen aller Art ausputzen, die wir unter zollhohen Schichten von Staub in einer Anzahl von Rumpelkammern entdeckten.

* * *

Am ſchwierigſten war unterwegs die Ernährung. Mit unſeren Konſerven reichten wir natürlich nicht weit, und Märkte unterwegs gab es nicht. Einzig während der Tage in Pautingfu konnte von einem regelrechten Kaufen die Rede ſein. Hier, an der ehemaligen Eiſenbahnlinie Peking-Pautingfu, kannten die Einwohner auch den Wert des Dollars; ſonſt war im Innern neben den wertloſen Käſch nur das ungeprägte Barrenſilber in der eigentümlichen klumpenähnlichen Form gebräuchlich, die man „Schuh“ nennt, und die wir nicht beſaßen. Auf dem Lande konnte gelegentlich, hier und da, für Käſch etwas erworben werden, ſonſt waren wir zur Ergänzung der Vorräte auf die Gunſt des Zufalls angewieſen. Wenn man ſich im Intereſſe einer befreundeten Kompanie an Jagd und Fang eines Ochſen erfolgreich beteiligt hatte, dann erhielt man als Präſent eine Keule davon, oder es wurde eine unſerer Flaſchen Rotſpohn mit einer Anzahl von Kommißbroten erwiedert. Auf den Höfen wurden Eier geſucht, Hühner, Tauben und Enten gefangen, in den Gemüſegärten, die man unterwegs traf, mußten die Kulis Waſſerrüben, Mohrrüben, Radieschen und Salatköpfe ausrupfen und mitnehmen. Nur von den kleinen ſchwarzen Schweinchen, die allenthalben in Menge vorhanden waren, aß niemand. Einmal wegen der Trichinengefahr und zweitens wegen der widerlichen Art, mit der ſie ſich nährten. Kamen wir abends ins Quartier, dann wurde zuerſt das Kochgeſchirr abgeladen. Im weſentlichen beſtand es aus einigen blumentopfartigen Thongefäßen, die als kleine Herde dienten. Hierauf briet und ſchmorte der Koch bei einem Feuer aus Stroh und Reiſig die Mahlzeit mit einer oft geradezu verblüffenden Geſchicklichkeit aus den beſcheidenſten Ingredienzien zurecht. Der kleine Boy Nömbeltu deckte derweil den Tiſch oder die Kiſte, bezw. was nun gerade dazu da war; aber wir hielten ſehr auf ein, zuletzt allerdings nur noch angeblich weißes, Tafeltuch und ſauberes Geſchirr. Das zuſammenlegbare Beſteck führte jeder ſelbſt bei ſich. Wenn wir die Leute und Tiere untergebracht und verſorgt hatten, dann war auch unſere Mahlzeit in der Regel fertig, und ich kann nicht anders als erklären, ſie hat uns immer wunderbar geſchmeckt; beſſer als manches Diner, das ich jetzt daheim über mich ergehen laſſen muß.

Sorgfältig wurden am anderen Morgen alle noch brauchbaren Reſte wieder verpackt, die Bouillon auf Flaſchen gefüllt ꝛc. Gehungert haben wir nie.

Das Hauptgetränk war, wie bemerkt, nach Erſchöpfung unſerer mitgenommenen Vorräte der Thee, den man vielfach in den Häuſern vorfand, meiſt von vorzüglicher Qualität; bei den beſten Sorten aber merkwürdigerweiſe oft ſo ſtark mit fremden Blüten, z. B. von Jasmin, verſetzt, daß der eigentliche Theegeſchmack ganz verdunkelt wurde. Einen vorzüglichen chineſiſchen Samſchu oder Reiswein fanden wir einmal in einigen zugegipſten Thonkrügen, der in Ausſehen und Geſchmack einem leidlichen Sherry glich und uns wenigſtens eine Zeit lang „über Waſſer“ hielt. Dagegen war es unmöglich, von den zahlreichen parfümierten Schnäpſen zu genießen, die bei den Chineſen ſehr beliebt ſind.

* * *

Geringere Sorge als unſere eigene Verpflegung machte die Ernährung der Tiere. Die kleinen Ponies waren gewöhnt, fortwährend unterwegs auf den Äckern zu rupfen und zu zupfen, und überdies fanden wir in dieſer Jahreszeit, kurz nach der Ernte, alle Scheuern voll Kauliang-Hirſe, Mais, Weizen, Gerſte und Mehl; wir brauchten nur zuzulangen.

Unſere Leute ſorgten für ſich ſelbſt. Ob ſie die ihnen zu ihrem Unterhalt verabfolgten Käſch wirklich ausgaben oder nicht, weiß ich nicht. Sie ſaßen abends im Lager um einen Rieſenkeſſel herum und kochten ſich meiſtenteils einen großen Reisbrei. Unterwegs aßen ſie Brot und kleine Kuchen.

Die ſehr wichtige Beleuchtungsfrage wurde dadurch gelöſt, daß die Chineſen in großen Mengen eine Art fettiger Talgkerzen herſtellen, die gegenüber unſeren Stearinlichtern zwar trübe brennen und deren Docht geſchneuzt werden muß, indeſſen doch ausreichten. Wie oft habe ich beim Scheine dieſer Kerzen bis lange nach Mitternacht meine Tagebücher geſchrieben. In dem Städtchen Fangſchanhſien kamen wir zufällig bei einem Lichterzieher ins Quartier. Während wir noch einen Ausritt machten, gerieten unſere Diener dabei über das Magazin dieſes Mannes, und als wir nach Sonnenuntergang zurückkamen, hatten ſie mit dieſen Kerzen in Hof und Garten, in ſämtlichen Gängen und Zimmern unter ungeheuerlicher Verſchwendung des Materials eine feſtliche Illumination zu unſerem Empfange veranſtaltet. Ein Wunder, daß ſie nicht das ganze Haus in Brand geſetzt hatten. Privatrechtliche Bedenken ihrem Landsmann gegenüber waren ihnen dabei nicht gekommen.

* * *

In der erſten Hälfte des November gelangten wir endlich nach Peking. Hier löſte ſich unſere kleine Karawane auf, da meine Gefährten ſich dem Zuge des Grafen York nach Kalgan anſchloſſen, während ich in der Hauptſtadt zurückblieb. Ich genoß hier die liebenswürdige Gaſtfreundſchaft unſeres Geſandten, des Herrn Dr. von Mumm, und der Leſer wird ſich ſchwer vorſtellen können, was es für eine Wonne war, wieder einmal in einem europäiſchen Bett ſchlafen zu können, ohne den Revolver neben ſich legen zu brauchen.

Hierauf folgten noch ein paar arge Tage, als ich nämlich allein mich und meine Habſeligkeiten durch die menſchenleere Einſamkeit zwiſchen Peking und Tientſin, in ſchneidender Winterkälte, nach der Küſte zurückzuführen hatte. Mitte Dezember war ich wieder in Shanghai und ſchiffte mich an Bord der „Suihſiang“ ein, um die Expedition auf dem Yangtſekiang nach dem fernen Weſten Chinas mitzumachen.

Die Rose.

(Nach einer Legende.)

War ein Knabe: still und blass sein Mund,
Schwaches Lämpchen, das die Armut hegte,
Dürres Reisig las er oft im Grund,
Wo der Wind durchs helle Haar ihm fegte.
Was er fand, trug er mit müden Knien
Lastgebeugt zu seiner Mutter Hütte,
Nur die Haulemännchen liebten ihn
Und die Bäume kannten seine Schritte.

Einst doch war ein schönes fremdes Kind
Ihm zur Seite, das sich mit ihm bückte,
Lud das Holz ihm auf und half geschwind,
Wenn das Bündel seine Schultern drückte.
Stützte ihn, bis er am Hüttlein stand,
Hat die Last ihm liebreich abgenommen,
Eine Rose gab es ihm und schwand:
„Wenn sie aufblüht, werd' ich wiederkommen.“

Immer nun, war er im Wald allein,
Rief er scheu und suchte den Gefährten.
Seine Augen hatten sondren Schein:
Stille Flammen, die das Öl verzehrten.
Rings die Bäume wurden weiss und grün,
Immer schwerer hoben sich die Lider,
Doch die Rose wollt' und wollt' nicht blühn,
Und das Kindlein sah er auch nicht wieder.

Eines Morgens wacht' und schlief er nicht,
Sah sein Wald ihn nicht mehr Reisig lesen,
Blass und lieblich war sein Angesicht
Und so leuchtend wie es nie gewesen.
Strich die Mutter weinend ihm durchs Haar,
Ach, das Lämpchen war im Wind verglühet,
Aber sieh: zur selben Stunde war
Seine Rose voll im Glas erblühet.

Carl Busse.

Hofleben am Goldenen Horn.

Von

A. Miſſirli.

(Abdruck verboten.)

Eine halbe Stunde im Nordoſten Konſtantinopels, fern von ſeinem bunten, geräuſchvollen Treiben, hoch über den blauen Wellen des Bosporus und der Marmara, auf den Hügeln jenſeits Beſchiktaſch liegt die Reſidenz Sultan Abdul Hamid Chans II. Sein Vater, Sultan Abdul Medſchid, iſt ihr eigentlicher Schöpfer geweſen und ihm verdankt ſie auch ihren poetiſchen Namen Yildis Kiosk*), das Sternenhaus. In jenen Zeiten war Yildis aber nur ein einfaches Luſthaus des Sultans, wohin der Hof ſich nur zeitweiſe begab, um Ruhe und Erholung zu finden. Die Lage des Kiosks iſt zu dieſem Zwecke wie geſchaffen; auch trägt in den heißen Sommertagen die friſche Briſe vom Schwarzen Meere ſtets Kühlung herüber. Der Hauptreiz von Yildis liegt jedoch in der wirklich herrlichen Ausſicht, die Pera und Stambul, Skutari und Kadiköi, die Prinzeninſeln und das blaue Meer bis zu den fernen „Bithyniſchen Bergen“ umfaßt.

Abdul Medſchid ſelber reſidierte im alten Serail, Topkapu, in Stambul, dort, wo ſeine Vorfahren ſeit der Eroberung Konſtantinopels Hof gehalten hatten. Sein Nachfolger, Sultan Abdul Aziz, verließ Topkapu, um das weißſchimmernde barocke Marmorpalais von Dolmabagtſche zu beziehen. Heute ſind beide Schlöſſer verödet; die Harems und Dienerſchaften der verſtorbenen Sultane bewohnen noch gewiſſe Teile; ihre Prunkgemächer ſtehen leer, und nur dreimal im Jahre, bei den religiöſen Feſtlichkeiten des Ramaſan und des Bairam, beſucht der Hof dieſe Stätten einſtigen Glanzes. Mit ihnen trauern um vergangene Zeiten all die reizenden, zum Teil bizarren Schlößchen und Kioske auf europäiſcher und aſiatiſcher Seite: Kiathanë, Flamur, Beglerbeg, Gökſu, Beïkos, Tokat und viele andere. Das letztere in ſeiner Gartenwildnis, mit ſeinem von Entenflott bedeckten Teich, ſeinen morſchen Treppen und zerriſſenen Plafonds ruft dem Beſucher die alte Märe vom verwunſchenen Schloſſe ins Gedächtnis, und neugierig wartet man, ob aus dem ſchlafenden Gewäſſer nicht ein gekröntes Schlänglein hervortauche. Früher wandelten in dieſen Luſtgärten die Frauen des Hofes in ſchimmernden Gewändern, um das Hydrilès, das Frühlingsfeſt, mit Sang und Spiel zu feiern, und die Thäler von Kiathanë und Beïkos tönten wieder von dem Lärm, den Jagden, den Pferderennen und den Wettſpielen des kaiſerlichen Hoflagers.

Heute iſt nur noch Yildis Reſidenz, und das ganze Leben des Herrſchers, ſeines Hofſtaates, ſeines Harems ſpielt ſich hinter der hohen gelbgrauen Mauer ab, die das ungeheure Terrain von Yildis umſchließt. Denn ſeit Abdul Medſchids Zeiten hat ſich Yildis gänzlich verändert, und ſein einſtiger Schöpfer würde es heute nicht wiedererkennen. An die beiden erſten Bauten, den Yildis- und den Malta-Kiosk, haben ſich im Laufe der Zeit unzählige andere Gebäude angeſchloſſen: neue Palais für den Harem, Dienſtgebäude, Bureaus, Stallungen, Kaſernen ꝛc., ſo daß Yildis allmählich zu einer Stadt für ſich herangewachſen iſt. Wenn man den Leuten, die dort aufgewachſen ſind und dort faſt ein Menſchenalter verweilt haben, glauben darf, ſo beläuft ſich die Bevölkerung von Yildis auf gut 5000 Seelen.

---

*) Köſchk geſprochen.

Außerhalb der großen Mauer, die all dies Leben umſchließt, liegen nur Wohnungen der verſchiedenſten Palaisbeamten und die rieſigen Kaſernen, die Yildis von Weſt nach Oſt wie ein breiter Gürtel umziehen. Außerhalb der Mauer, dicht vor dem Hauptportale, erhebt ſich ferner die zierliche Moſchee, die Sultan Abdul Hamid für ſich ſelber erbaut hat und in der er jeden Freitag ſein Gebet verrichtet. Auf dem großen Platze vor der Moſchee entwickelt ſich dann regelmäßig jene Schauſtellung militäriſcher Pracht, der Selamlik, der von jeher die fremden Beſucher Konſtantinopels ſo mächtig angezogen hat, daß der Fremdenpavillon zu gewiſſen Zeiten für die Zahl der Gäſte nicht genügen wollte. Keiner von ihnen wird wohl je das glänzende Bild vergeſſen, das dieſe Freitagsceremonie darbietet. Da die Teilnahme am Selamlik nur auf Grund von Erlaubniskarten ſeitens der verſchiedenen Konſulate geſtattet war, ſo konnten die meiſten Durchreiſenden ſich rühmen, mehr geſehen zu haben, als der Durchſchnittskonſtantinopolitaner. Denn außer zu den Freitagsceremonien verläßt der Sultan Yildis nur noch dreimal im Jahre: einmal am 15. Ramaſan, Hirkai Scherif, um den Mantel des Propheten in Stambul zu küſſen und die beiden anderen Male am Schekèr- und am Kurban-Bairam, um in dem großen Thronſaale von Dolmabagtſche den Empfang all der Großwürdenträger ſeines Reiches abzuhalten. Bei den letzteren beiden Ceremonien können heute nur noch ſehr bevorzugte Perſönlichkeiten oder Mitglieder der Botſchaften Zutritt zu einer Galerie erhalten. So bleibt nur der 15. Ramaſan für das Volk übrig, um bei der Fahrt des Herrſchers durch die Stadt einen Blick von dem Gepränge ſeiner Umgebung zu erhaſchen, denn er ſelber benutzt bei dieſer Gelegenheit immer einen geſchloſſenen Wagen. Da drängt und ſchiebt ſich die Menge ſchon vom frühen Morgen ab durch die Straßen, die am Tage vorher mit rotem Kies beworfen werden. Truppen ſäumen die verſchiedenen Wege von Yildis ab bis nach Topkapu ein, denn nie weiß einer der Hofbeamten vorher, welche der Straßen der kaiſerliche Zug zu wählen gedenkt. Adjutanten des Palais in ihrer kleidſamen Uniform und andere Offiziere durchſprengen die Stadt, ſchmucke Regimenter marſchieren mit klingendem Spiele vorüber, elegante Wagen mit Damen oder mit hohen Staatsbeamten rollen vorbei, und ungeduldig harrt die Menge, daß nun endlich der kaiſerliche Zug vorüberſauſe. Denn ſchon lange ſind die Hofequipagen mit der Sultan Validê und dem kaiſerlichen Harem zum alten Serail hinübergefahren. Aber ſeit einigen Jahren iſt hier das Warten der Menge umſonſt, da Seine Majeſtät keine der beiden mit Truppen beſetzten großen Fahrſtraßen mehr wählt, ſondern immer auf dem kürzeſten Wege — zu Waſſer — nach Topkapu geht und auf die gleiche Weiſe zurückkehrt. Mißgeſtimmt und müde läuft die Menge auseinander, um im nächſten Jahre bei der gleichen Gelegenheit doch wieder den Verſuch zu machen, den Sultan zu ſehen.

Außer zu dieſen religiöſen Feierlichkeiten verläßt Sultan Abdul Hamid II. ſeit nahezu ſiebzehn Jahren nie mehr ſeine Reſidenz. Nur bei Gelegenheit des deutſchen Kaiſerbeſuches hat er eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht. Im übrigen iſt Yildis ſeine ganze Welt geworden, ſein Arbeitsfeld und ſeine Erholung. Wenn jemand ihn fragen würde, ob die Einförmigkeit ſolchen Daſeins ihn nicht langweile, ſo würde er für den Frager gewiß ein mitleidiges Lächeln haben. Denn da die Regierung des ganzen großen Reiches in Yildis centraliſiert iſt und alle Fäden in des Herrſchers Hand zuſammenlaufen, ſo häuft ſich die Arbeit für ihn bis zur äußerſten Erſchöpfung aller ſeiner Kräfte an. Von mehreren Sekretären umgeben, arbeitet der Sultan oft bis in die Nacht hinein; häufig kommt es vor, daß reitende Boten die weiter abwohnenden Miniſter nachts aus ihren Betten holen, damit ſie an den Beratungen teilnehmen.

Die geringen Mußeſtuden, die ihm bleiben, füllte Abdul Hamid II. in früheren Jahren damit aus, daß er Spazierritte in den weiten Gartenanlagen machte, die ſeinerzeit durch deutſche Gärtner angelegt worden ſind, oder daß er Schießübungen nach der Scheibe, ſelbſt kleine Jagden in Yildis veranſtaltete. Wie alle Söhne Abdul Medſchids iſt Abdul Hamid ein ausgezeichneter Reiter und ein ſicherer Schütze, der nie ſein Ziel verfehlt. Damit hängt auch des Sultans

Vorliebe für Pferde und Hunde zuſammen. Seine Marſtälle in Yildis und Dolmabagtſche ſind gefüllt mit den herrlichſten Raſſepferden, zumeiſt Geſchenken arabiſcher Stämme, und es iſt beim Selamlik allein ſchon eine Augenweide, die Bewegungen dieſer feingliedrigen, herrlich gebauten Tiere zu ſehen, von denen immer einige dem kaiſerlichen Wagen nachgeführt werden, da es immerhin möglich wäre, daß der Sultan den Wunſch äußerte, zurückzureiten, wie er es in vergangenen Zeiten ſo oft gethan.

Unter den Hunden bevorzugt der Sultan die mächtigen, biſſigen Wächterraſſen. Irgend einer ſeiner Lieblinge begleitet ihn ſtets, liegt in ſeinem Arbeitszimmer, teilt mit ihm ſein Schlafgemach. Und er hat recht, ſich auf die Treue und Klugheit dieſer vierfüßigen Freunde zu verlaſſen. War es doch ſein Lieblingshund, der ihm bei Gelegenheit der letzten Brandkataſtrophe im Palais durch ſeine Wachſamkeit das Leben rettete. Vor einigen Jahren machte der deutſche Kaiſer dem Sultan eine ganz beſondere Freude, indem er ihm ein Paar ausgezeichnet dreſſierter Kriegshunde als Geſchenk überſandte.

Eine weitere Lieblingsbeſchäftigung des Sultans bildeten früher Drechsler- und Schreinerarbeiten. Er hatte zu dieſem Zwecke eine Werkſtatt in Yildis einrichten laſſen und verbrachte dort manche Arbeitsſtunde mit ſeinem deutſchen Meiſter.

Was die repräſentativen Pflichten Seiner Majeſtät anbelangt, ſo haben ſie bei weitem nicht den Umfang wie die europäiſcher Monarchen. Sie beſchränken ſich lediglich auf Geſandtenempfänge, Vorſtellungen bedeutender Ausländer und auf eine Anzahl größerer Diners. Das letzte Jahrzehnt hat freilich eine ganze Menge fürſtlicher Gäſte nach Yildis geführt und den Konſtantinopolitanern reichlich Gelegenheit gegeben, auf die Gaſtfreundlichkeit und die wahrhaft fürſtliche Freigebigkeit ihres Sultans ſtolz zu ſein. — So iſt es aber zu allen Zeiten geweſen, und noch immer ſind die in Yildis Eingeladenen von der Liebenswürdigkeit ihres hohen Gaſtgebers entzückt heimgekehrt. Alle perſönlichen Gunſtbeweiſe abgerechnet, hat der Sultan noch nie einen Gaſt ſcheiden laſſen, ohne ihm nicht in Geſtalt eines Ordens, eines koſtbaren Schmuck- oder Luxusgegenſtandes einen Beweis ſeiner Huld gegeben zu haben. Beſonders auf die Künſtler aus aller Herren Länder, die es der Fürſprache ihrer Botſchafter verdankten, in Yildis ſpielen zu dürfen, fiel meiſtens ein wahrer Gnadenregen herab, Verleihung von Orden und Überreichung einer in ein ſeidenes Säckchen eingeſchloſſenen Geldſumme von 150—300 Lt. (2500—5000 Mark) waren vor zehn, zwölf Jahren keine Seltenheit. Leider wurden infolge dieſer Märchenwunder von tauſendundeiner Nacht Künſtlerfahrten nach Cospoli, um vor dem Sultan zu ſpielen, ebenſo allgemein, wie heute noch der Zudrang vornehmer Vergnügungsreiſender zur Vorſtellung beim Selamlik, lediglich aus dem Grunde, um einen hohen Orden zu erhalten.

Die Hochwürdenträger, die dem Herrſcher bei den Empfängen und überhaupt bei feſtlichen Gelegenheiten zur Seite ſtehen, ſind ebenſo zahlreich wie ihre Kollegen an den europäiſchen Höfen und in all denſelben Schattierungen vorhanden. Die beſchwerlichſte Rolle bei ſolchen Anläſſen fällt wohl ſtets dem Oberceremonienmeiſter zu, der nach orientaliſchem Ceremoniell die Unterhaltung zwiſchen dem Sultan und ſeinen Gäſten zu führen hat. Es iſt ein Amt, das ganz beſondere Sprachgewandtheit, großes Taktgefühl und eine meiſterhafte Beherrſchung aller Formen vorausſetzt. Wenn der Inhaber dieſes Amtes ſich daneben noch einer eiſernen Geſundheit rühmen kann, ſo beſitzt er alle erforderlichen Eigenſchaften, denn nicht am geringſten anzuſchlagen iſt die körperliche Ermüdung, da ein begehrter Ceremonienmeiſter oft während langer Stunden weder zum Sitzen noch zum Ausruhen kommt. Die Hände auf dem Magen übereinander gelegt, ſich tief verbeugend, hört er die Rede ſeines hohen Herrn an, um ſie in gleicher Stellung dem Gaſte zu überbringen und dann ſofort deſſen Antwort und Dank hinüberzutragen. Wenn es ſich nun trifft, daß fürſtliche Gäſte in Yildis weilen, deren temperamentvolle Art aus dieſem toten Frage- und Antwortſpiel ein lebendiges Geſpräch macht, ſo bedeutet ein ſolch unterhaltender Abend für den armen Ceremonienmeiſter das reinſte Martyrium.

Nicht immer erſcheint der Sultan ſelbſt bei den Diners in Yildis. Bei den großen Ramaſanfeſteſſen für die hohen Würdenträger ſeines Reiches und bei den Diners, die für hervorragende Durchreiſende gegeben werden, die zur Vorſtellung in Yildis empfohlen worden ſind, läßt er ſich durch höhere Palaisbeamte vertreten.

Im allgemeinen laſſen die Diners in Yildis, obwohl mit viel Aufwand und Pracht und unglaublichen Ausgaben verbunden, viel zu wünſchen übrig. Die Intendanten wirtſchaften zumeiſt in ihren eigenen Beutel, und beſonders mit Weinen wird ein ſchrecklicher Unfug getrieben. Die teuerſten Sorten figurieren auf den Ausgabeliſten, die das Palais zu zahlen hat, und auf die kaiſerliche Tafel kommen oft ganz ungenießbare Weine. Wer ſoll das aber kontrollieren? Derſelbe Türke, deſſen Trinkwaſſergeſchmack ſo fein iſt, daß er die Wäſſer all der berühmten Quellen von Tſchirtſchir, Kaïſchdagh, Karakular, Taſchdelen, Hunkiarſuju ꝛc. unterſcheidet, würde mit der größten Gläubigkeit einen Saarwein als Chablis und einen griechiſchen geharzten Landwein als Bordeaux trinken, wenn die Etikette es ſo beſagte. Nur in Sekt und Kognak haben ſie beſſere Kenntniſſe. Denn da der Prophet Getränke, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtierten, unmöglich verbieten konnte, ſo erfreuen ſich dieſelben in Konſtantinopel eines ſehr ſtarken Verbrauchs.

Für gewöhnlich werden die Diners in der Küche von Yildis ſelbſt zubereitet. Zweihundert türkiſche Köche — meiſtens aus dem Sandſchak Bolu ſtammend — ſind dort thätig, um mit Hilfe einer ebenſo großen Anzahl von Küchenjungen und anderen Angeſtellten das tägliche Eſſen für den Hof und alle dazu gehörigen Beamten herzuſtellen. Bei ganz großen Gelegenheiten, wo man zum Teil à la franca ißt, wird ein franzöſiſcher Reſtaurateur in Pera mit der Herſtellung des Diners beauftragt. Er ſendet dann ſeinen Küchenchef nach Yildis, liefert Kuchen und Süßigkeiten aller Art zum Nachtiſch und ſtellt für den betreffenden Abend auch die geſamte Lohndienerſchaft.

Die ſilbernen und goldenen Tafelgeräte in Yildis ſollen einen ungeheuren Wert beſitzen und von Abdul Aziz zur Zeit der erſten Pariſer Weltausſtellung angeſchafft worden ſein.

Auch in den Fällen, wo der Sultan an den Diners, zu denen offizielle Perſönlichkeiten geladen ſind, teilnimmt, beſchränkt ſich ſeine Teilnahme nur auf die liebenswürdige Unterhaltung. Er ſpeiſt ſtets allein. Die Küche für ihn iſt auch von den großen allgemeinen Küchengebäuden gänzlich geſondert und unterſteht einer beſonderen Aufſicht. Hier bereitet ein älterer Koch, eine bekannte Vertrauensperſon, das Eſſen für ſeinen Herrn. In Gegenwart des Sofradjis, des Tafeldeckers, richtet er die Speiſen auf kleinen Schalen an und ordnet ſie auf einem großen runden Metallbrett, einem Tepſê. Hierauf wird das Ganze mit einem dünnen roten Tuche umhüllt, zugebunden und verſiegelt. So verſchloſſen trägt der Sofradji das Tepſê in das Speiſezimmer des Sultans, wo ihn der Kilardjibaſchi, der Oberkellermeiſter, empfängt und das Siegel auf ſeine Unverletztheit hin prüft. Denn immerhin könnte es auf dem Wege von der Küche bis zum Speiſezimmer beſchädigt worden ſein. Darauf öffnet der Tablakiar, der zweite Tafeldecker, das Tuch, nimmt die Platten heraus und bietet ſie ſeinem Herrn an. Andere Speiſen als die ſo zubereiteten und ſo ſervierten berührt der Monarch nicht. Dieſer Gebrauch entſtammt nicht etwa einer Privatlaune des Sultans, ſondern gehört ebenfalls zum Ceremoniell. Wahrſcheinlich iſt er ein Überbleibſel jener unſicheren Zeiten des Intriguenſpiels und des Verwandtenmordes, die im Orient mehr Opfer gefordert haben als irgendwo anders in der Welt.

Von dem Familienleben des Sultans, von ſeinen Frauen, ſeinen Kindern erfährt die Außenwelt noch weniger als von ihm ſelber, da es ſich im Harem abſpielt, dieſem im Orient ſo geheimnisvoll abgeſchloſſenen Heiligtum des Hauſes. Was wir davon wiſſen, bezieht ſich auf die Allgemeinheit; keine der unzähligen Einwohnerinnen des Serails tritt irgendwie in den Vordergrund als Perſönlichkeit, infolge einer kraftvollen Individualität, ſondern ſie ſind alle für uns nur Trägerinnen althergebrachter Formen und Ämter, die bei gewiſſen Gelegenheiten beſtimmte Gebräuche erfüllen müſſen. Wir umfaſſen ihrer aller Exiſtenz immer nur mit dem Worte: der kaiſerliche Harem.

Die Harems des Palais nehmen natürlich unter den Gebäuden in Yildis den größeren Teil in Anſpruch. In ihnen befinden ſich Frauen, junge Mädchen und Kinder in allen Altersſtufen. Die gekauften unter ihnen, wie die Nubierinnen, Negerinnen ꝛc. ſind issir, Sklavinnen, die übrigen beslemês, Pfleglinge. Letztere werden in frühester Kindheit von ihren Angehörigen ins Palais gebracht und dort für ihre Pflichten erzogen. Je nach den herrſchenden Strömungen in den oberen Regionen wählt man ſie aus verſchiedenen Stämmen. Zur Zeit Sultan Murads nahm man nur Tſcherkeſſenkinder auf, deren Stammesherkunft gleich für körperliche Wohlbeſchaffenheit und Intelligenz Gewähr leiſtete. Später wurde es Sitte, Muhadjirkinder (Kinder der eingewanderten muhammedaniſchen Flüchtlinge aus Bulgarien, Bosnien und der Krim) im Serail aufzunehmen. Die Eltern geben die Kinder ohne Vergütung fort, da es immerhin eine ſehr große Ehre für ſie iſt und für die Mädchen eine ſichere Verſorgung, wenn nicht das größte Glück dieſer Erde bedeutet. Unter der Leitung der Palaſtdamen, der Haſinedar Uſtas, erhalten ſie eine gute Erziehung, die je nach der Art, wie man die jungen Mädchen zu verwenden gedenkt, mehr auf praktiſche oder mehr auf geiſtige und geſellſchaftliche Ausbildung gerichtet iſt. Ihrer Funktionen ſind unzählige. Sie lernen ihre Herrinnen und ſich ſelber ſchmücken, die Kinder warten, feine Stickereien ausführen, den Kaffee, den Scherbet oder Cigaretten anmutig zu ſervieren. Oder ſie erhalten Unterricht in der Kunſt des Tanzes, im Geſang, im Spiel des Klaviers, der Laute, der Guitarre, der Ud (arabiſches Saiteninſtrument), des Tamburin und ähnlicher Inſtrumente, die den orientaliſchen Geſang zu begleiten pflegen. Kurz und gut, für jede findet ſich eine Beſchäftigung und mit der Zeit ein Amt. Die beslemês führen alle den Namen Seraïli Hanums, Frauen den Serails. Von den 1500 Seraïli Hanums, die ſich in Yildis befinden ſollen, kommen auf jede der höheren Frauen 20—30, oder noch mehr Dienerinnen. Jedes Jahr werden dem Palais neue beslemês zugeführt und jedes Jahr wird eine Anzahl der Seraïli Hanums verheiratet — je nach dem Grade ihrer Bildung an höhere oder niedere Beamte. Zu dem Zwecke ſendet man ſie ins alte Serail und auf die in der Türkei übliche Art der Heiratsvermittlung wird für die Betreffenden dann ein Gatte geſucht. Die Ausſteuer der Seraïli Hanums iſt ſehr reichlich bemeſſen. Die geſtickten Atlasbettdecken und Kiſſen, die Zahl der ſeidenen Kleider, der Wäſchegegenſtände und anderer Haushaltungsſtücke überhebt ſie in langen Zeiten ihrer Ehe jeder größeren Ausgabe. Ihr Titel, Seraïli Hanum, den ſie auch nach der Verheiratung fortführen und mit dem man ſie immer anredet, gibt ihnen überall gleich eine gewiſſe Stellung.

Aus den Seraïli Hanums gehen auch die Frauen des Sultans und der Prinzen hervor, die immer beslemês heiraten müſſen, da Ehen mit Frauen aus ebenbürtigen oder hochſtehenden Familien im Hinblick auf das polygamiſche Verhältnis und auf die Thronfolgebeſtimmungen ſich jedenfalls als politiſch unklug erweiſen würden.

Dem Geſetze gemäß hat jeder Moslem das Recht, vier Frauen zu haben. Jetzt machen nur noch wenige von dieſer Freiheit Gebrauch; der europäiſche Einfluß und der materielle Niedergang der Nation haben die meiſten Türken der Monogamie zugedrängt. Nur der Höchſtſtehende kann ſich hier wieder nicht von dem Geſetz befreien, und der jetzige Kalif muß ſich in Bezug auf ſeinen Harem den hergebrachten Sitten ſeiner Vorfahren fügen.

Danach hat jeder Sultan vier rechtmäßige Frauen, Kadinen, deren Ehe mit ihm durch einen hohen Geiſtlichen unter den üblichen Ceremonien geſchloſſen wird. Diejenige dieſer Frauen, die ihm den erſten Sohn ſchenkt, nimmt den erſten Rang unter den Vieren ein, wird die Hauptkadin, unbekümmert darum, ob vielleicht nicht eine andere dem Herzen des Herrſchers teurer iſt. Außer den vier rechtmäßigen Frauen enthält der Harem eines Sultans noch vier Ikbals (Odalisken) und wieder, im Range unter dieſen ſtehend, vier Gösdes (Favoritinnen). Eine ſehr eigentümliche, ſeit alters hergebrachte Ceremonie, führt dem Herrſcher außerdem jedes Jahr in der 27. Nacht des Ramaſan — Kadirgetſcheſſi — eine neue Favoritin zu. Sie wird unter zwölf bis zwanzig jungen Mädchen, ſpeciellen Schülerinnen der Haſinedar Uſtas, ausgeſucht und tritt in die Reihen der Ikbals oder Gösdes ein, von denen dann jährlich eine ausrangiert und nach Topkapu, dem alten Serail geſchickt wird, von wo aus man ſie verheiratet. Stirbt eine von den Kadinen, ſo wird ihre Stelle aus den

Reihen der Ikbals erſetzt; ſtirbt eine Ikbal, ſo tritt eine Gösdé an ihre Reihe.

Nur die rechtmäßigen vier Frauen dürfen Kinder haben; die Kinder der Ikbals und Gösdés werden getötet, noch ehe ſie das Licht der Welt erblicken. Verantwortlich für feſte Ordnung in allen dieſen Dingen ſind die Haſinedar Uſtas.

Jede von den Kadinen, den Ikbals, den Gösdés bewohnt ihre eigenen Gemächer oder gar ihren eigenen Kiosk. Ihre Haushaltungen ſind alle getrennt; jede hat ihren eigenen Hofſtaat, bezieht ein eigenes Gehalt je nach der Kopfzahl ihres Hauſes. Auch die Seraïli Hanums beziehen alle ein beſtimmtes Monatsgeld, das in Händen der Haſinedar Uſta liegt, die für ihre Untergebenen Einkäufe macht und Rechnung führt.

Dieſe Haſinedar Uſtas, die Palaſtdamen, deren es vier bis fünf gibt, ſind immer Cirkaſſierinnen. Sie ſtehen im Range nicht neben-, ſondern übereinander. Auch ſie bewohnen geſonderte Wohnungen und verfügen über reichliche Bedienung. Ihnen unterſteht der ganze Harem. Sie müſſen ſich mit der Erziehung der beslemés, mit dem Ceremoniell, der Kleidung, der Überwachung des ganzen Haremslebens beſchäftigen. Sie ſind es auch, die ungehinderten Zutritt zum Sultan haben, ihm über alles berichten und durch die allein Wünſche und Äußerungen des Harems an ihn gelangen können. Obwohl ſie nicht zum direkten Harem des Herrſchers gehören, legt das Ceremoniell die größte Macht in ihre Hände. Auch ſie verheiraten ſich aus dem Palais — meiſtens erſt ſpäter; häufig bleiben ſie aber auch ledig um ihr ſchweres, verantwortungsvolles Ehrenamt weiter zu führen. Zu Sultan Murads Zeit ſoll eine neunzigjährige Haſinedar Uſta exiſtiert haben. Solche Ausnahmen ſind indeſſen ſehr ſelten, da in der Türkei eine Frau geradezu verkrüppelt oder ſehr krank ſein muß, um ledig zu bleiben. Alte Jungfern ſind unter dieſem Himmel unbekannt.

Die Kinder werden im Harem bei den Müttern erzogen, Knaben wie Mädchen. Dort findet auch der Unterricht ſtatt, der ſich ebenfalls innerhalb der vom Ceremoniell geſteckten Grenzen bewegt und weder Neuerungen noch Freiheiten geſtattet. Von fremden Sprachen ſcheint nur ein bißchen Franzöſiſch auf dem Lehrplan zu ſtehen, dagegen wird der Muſik ein bevorzugter Platz eingeräumt und tüchtige ausländiſche Muſiker aus der kaiſerlichen Kapelle ſorgen für die Ausbildung der Prinzen und Prinzeſſinnen. Vor faſt zwanzig Jahren machte man auf äußere Anregung hin den Verſuch, zwei ausgezeichnete Ausländerinnen als Erzieherinnen für das Palais anzuſtellen. Die beiden Damen bewohnten eine eigene Wohnung in Beſchiktaſch, bezogen ihr Gehalt, hatten eine Hofequipage zur Verfügung und wären ganz zufrieden geweſen, wenn ſie nur je ins Palais gelangt wären oder auch nur eine ihrer Schülerinnen zu Geſichte bekommen hätten. So aber mußten ſie dieſe wahrhaft eigenartige und komiſche Stellung aus Rückſicht auf ihre perſönliche Würde nach kurzer Zeit aufgeben.

Wünſcht der Sultan ſeine Kinder zu ſehen, ſo werden ſie zu ihm in den Selamlik gebracht. Abdul Hamid ſoll ein ſehr zärtlicher Vater ſein, was ihn aber nicht abhält, mehrere unter ſeinen Kindern ganz beſonders zu bevorzugen, wie den jüngſten Prinzen Burhaneddin und eine der Prinzeſſinnen-Töchter. Die Söhne bleiben bis ungefähr zu ihrem zwanzigſten Jahre im Harem bei ihren Müttern, wo ſie eine eigene Abteilung bewohnen und ſich unter den Sklavinnen der Mutter ihre proviſoriſchen Frauen ausſuchen. Sobald eine Mutter jedoch ihren Sohn verheiratet, verläßt er ihren Harem und bezieht eine eigene Wohnung, wo er ſich in Bezug auf ſein häusliches Leben — dem Vorbilde des kaiſerlichen Harems gemäß — wieder einer beſtimmten Etikette unterwerfen muß. Natürlich heiraten auch ſie nur Seraïli Hanums oder freigegebene Sklavinnen, indes die Töchter des Sultans an höhere Beamte oder Offiziere verheiratet werden. Solche Heiraten werden immer befohlen, und dem unglücklichen „Geehrten“ bleibt keine andere Wahl als „Ja“ zu ſagen. Gewöhnlich haben die Prinzeſſinnen-Männer im eigenen Hauſe nur ſehr geringe Autorität und können von Glück ſagen, wenn die hohe Frau nicht auch noch knauſerig mit den Pfennigen iſt.

Die größte Rolle unter den Frauen des kaiſerlichen Hofes ſpielt natürlich die eigene Mutter des Sultans, die Sultan Validé. Sie muß ſtets im Serail wohnen; ihr Einfluß auf den Sohn, auf den Harem und das ganze Serail iſt ein unbegrenzter, und je nach ihren Charakteranlagen kann ſie zum Segen oder Fluche ihrer Umgebung werden. Stirbt ſie, ſo ſteht es in des Sultans Macht, ſeine Amme, Südna (Südanaſſi = Milchmutter) zur Validé zu erheben. Natürlich wird es in dieſem Falle mehr eine Titulaturwürde, wie bei der jetzigen Sultan Validé, die auch nicht in Yildis wohnt, ſondern ihr Palais in Niſchantaſch hat. Sie iſt nicht des Sultans Amme, wie man allgemein annimmt, ſondern eine der Frauen ſeines Vaters Abdul Medſchid, die kinderlos geblieben iſt und welcher Sultan Abdul Hamid ſo viel Verehrung und Sympathie zollte, daß er ſie nach dem Tode ſeiner eigenen Mutter zu dieſem Range erhob.

Während es für Ausländer von Rang verhältnismäßig leicht iſt, zum Palais Zutritt zu erlangen und ſelbſt Seiner Majeſtät vorgeſtellt zu werden, iſt es für europäiſche Damen der höchſten Geſellſchaft eine der ſeltenſten Auszeichnungen, eine Einladung in den Harem zu erhalten. Außer der deutſchen Kaiſerin haben nur ſehr wenige Damen dieſe Gunſt genoſſen, und zwar iſt man in dem letzten Jahrzehnt darin noch bedeutend zurückhaltender geworden als früher. Und — die deutſche Kaiſerin ausgeſchloſſen — wird wohl keine der anderen Damen die Kadinen ſelbſt zu Geſicht bekommen haben, höchſtens die Töchter, die Schweſtern oder Tanten des Herrſchers, ſonſt aber nur Damen des Hofperſonals.

Der kaiſerliche Harem ſelbſt hat nur den etikettemäßig vorgeſchriebenen Verkehr im Palais und höchſtens bis zu den Ufern des Bosporus hin, wo einige der verheirateten Prinzeſſinnen leben. Im allgemeinen iſt er in ſeinen Ausfahrten ſehr beſchränkt und ebenſo ſtreng kontrolliert, wie die Brüder Seiner Majeſtät. Nur beim Selamlik, bei den beſchriebenen religiöſen Feſten und während der Frühlingsfahrten nach Kiathané gewahrt man die Kutſchen des Palais, deren geöffnete Fenſter dem Neugierigen immerhin einen ſchnellen Blick auf ſchillernde Gewänder, durchſichtige Schleier und meiſt wunderſchöne Augen geſtatten. Ob es aber die allerhöchſten Damen ſind oder nur Seraïli Hanums, die ſpazieren gefahren werden, das vermag beim beſten Willen niemand zu ergründen.

Der Verkehr mit anderen Harems wird durch Vorſchriften geradeſo wie an unſeren Höfen geregelt. Die Frauen der höchſten Beamten und Offiziere, des Großveziers und der Miniſter gehen nur an den Hof, wenn ſie befohlen werden. Solcherlei Einladungen ergehen bei feſtlichen Gelegenheiten, wie zum Bairam, zu Hochzeiten und dergleichen. Die Toilette iſt für dieſen Fall ressmi, vorgeſchrieben. Auch die Länge der Schleppe iſt vorſchriftsmäßig, obwohl dieſelbe nicht den Boden ſchleift, ſondern ſeitwärts aufgenommen und in den Gürtel geſteckt wird. Dieſe Staatskleider ſind heutzutage alle à la franca, dürfen aber nicht décolletée ſein, wie der Sultan es auch neuerdings nicht mehr liebt, europäiſche Damen im großen décolleté zum Diner in Yildis erſcheinen zu ſehen. Die Damen, die zum Bairamsempfang befohlen werden, haben ſich mit Sonnenaufgang in Dolmabagtſche einzufinden, wo die Sultan Validé in dem oberen Stockwerk die Cour abhält, indes der Sultan im großen Thronſaale empfängt. Jede der großen Damen wird einzeln empfangen. Die Eintretende hat von der Thür ab bis zur Sultan Validé hin drei tiefe Selams auszuführen und bei dem dritten den Fuß der Sultansmutter zu küſſen. Im übrigen geht alles vor ſich wie bei uns; vorgeſchrieben iſt wie man ſich hält, wie man ſich ſetzt, wie man auf Aufforderung hin redet und wie bei uns wird man ſchließlich auch hier höflich daran erinnert, daß es Zeit ſei zu gehen, indem das dienſtthuende Kammerfräulein das ſeidene Straßenüberkleid und den Schleier des Beſuches herbeiträgt.

Nach der Ceremonie in Dolmabagtſche fahren die eingeladenen Damen hinter dem Wagen der Sultan Validé nach Yildis hinauf, wo eine ähnliche Gratulationscour abgehalten wird. Hier empfangen die Prinzeſſinnen und die Kadinen den Tebrik, die Beglückwünſchung; die letzteren freilich nehmen ihn nur von der Thürſchwelle ihres Zimmers aus entgegen. Das Zimmer einer Kadin darf keiner dieſer Gäſte betreten; nur die Prinzeſſinnen und hohen Seraïli Hanuns haben dieſes Vorrecht. Iſt der Sultan beſonders gnädig geſtimmt, ſo befiehlt er wohl auch die Damen der hohen Würdenträger zur Vorſtellung bei ſich. Als Kalif, Vertreter des Propheten hat er das Recht dazu. Dieſe Vorſtellung erfolgt in der Weiſe, daß die Damen langſam, ihre

Selams machend, an ihm vorbeidefilieren. Doch iſt der Sultan für ſie nicht ſichtbar; er hält den Empfang von einer Art vergitterter Loge aus ab. Gewöhnlich erweiſt der Sultan ſich den Frauen ſeiner getreuen Diener gegenüber ſehr huldvoll und überhäuft ſie bei ſolchen Gelegenheiten mit auserleſenen Schmuckſtücken und reichen Geldgeſchenken. Ganze Teller mit Goldſtücken gefüllt, Brillanten im Werte von vielen tauſend Pfund werden verteilt, all die Schefakats*) gar nicht zu rechnen. Oft beſchließt ein Theater oder ein Konzert dieſen denkwürdigen Tag, der in der That für die, die an dieſer Feier teilnehmen durften, immer die ſchönſte und wichtigſte Lebenserinnerung bleiben wird. Aber auch für den kaiſerlichen Harem ſelbſt bilden dieſe großen religiöſen Feſte Glanzpunkte in dem öden Einerlei des Haremlebens, erſehnte Tage, an denen dieſe prächtigen Vögel für einen Augenblick durch die goldenen Gitter ihres Käfigs hinausſchauen dürfen auf die bunte lebendige Welt. Denn das, was wir Leben nennen, friſch vorwärts drängende Kraft, das exiſtiert nicht hinter den Mauern von Yildis, weder für den Herrſcher ſelbſt, noch für ſeine Umgebung. Als Nachfolger des Propheten, als religiöſes Oberhaupt der Gläubigen ſteht er in unerreichbarer Höhe einſam über ſeinem Volk, mit dem ihn kein bevorrechteter Stand, kein Adel verbindet, einſam ſelbſt in ſeinem Familienleben, da die vorſchriftsmäßige Polygamie das innige ineinander Aufgehen, miteinander Leid und Freude teilen ausſchließt.

So läßt ſich in Wahrheit das Hofleben am Bosporus ganz anders an als die geſchäftige Einbildungskraft der Abendländer es ſich vorſtellt. Die Zeiten der Scheheraſade ſind für den Orient wohl überall vorbei, keine ſingenden Brunnen, keine ſprechenden Vögel mehr, keine luſtigen Verkleidungen und keine wunderbaren Abenteuer!

Still, ernſt und gleichförmig gleitet das Leben hinter der hohen gelbgrauen Mauer von Yildis dahin, eingeſchloſſen in den ſtarren Goldpanzer der Etikette, und wenn wir eins von den Wundern aus Tauſend und Einer Nacht zurückwünſchten, ſo wäre es dies, daß der junge Königsſohn mit dem Tropfen Lebenswaſſer auch einſt an dieſem Ufer landete und verſteintes Formenwerk zu friſchem Leben und Blühen beſeelte.

---

*) Orden für Damen.

Lenznacht.

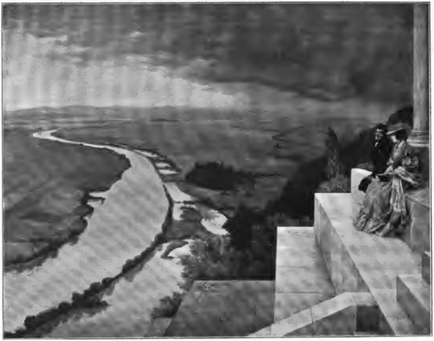
Von

Reinhard Volker.

Über der Mühle steht der Mond
Und spiegelt sich im Bach
Und küsst am dunklen Erlenbusch
Die Knospen heimlich wach.

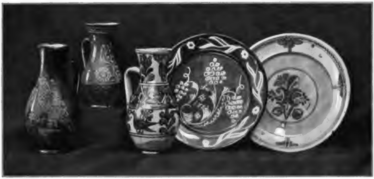
Über der Mühle steht der Mond
Und schaut ins Fenster sacht —
Braunes Mädel, hüte dein Herz,
Sonst knospet's über Nacht!

Digitized by Google



Ausblick von der Walhalla. Nach dem Gemälde von F. Delcroix.

Digitized by Google



Krüge und Teller der Siebenbürger Sachſen. Anfang des XIX. Jahrhunderts.)

Bauern-Töpfereien.

Keramischer Streifzug.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

Mit zwölf Abbildungen nach Originalen, koloriert von Curt Agthe.

(Abdruck verboten.)

Manche meiner Leſer wiſſen es: ich bin ein wenig Sammler. Ein ganz beſcheidener Sammler nur, keiner von den Glücklichen, denen für ihr Gelüſte ein hohes Giro-Guthaben bei der Reichsbank zur Verfügung ſteht, ohne das heutzutage, wo alles, auch das Sammeln, ſo niederträchtig verteuert wurde, ein rechter Erfolg kaum noch möglich iſt. Aber es gab eine ſchöne Zeit, in der ich zwar noch weniger Geld, aber dafür mehr Zeit hatte als jetzt, und „Zeit haben“ iſt für den richtigen Sammler die zweite Notwendigkeit, faſt ebenſo wichtig, wie die gefüllte Börſe. Letztere kann die Zeit allerdings in gewiſſem Sinne erſetzen; ganz aber ſo wenig, wie die nötigen Vorkenntniſſe und jenes nicht zu definierende Gefühl für das Echte und für die Imitation, das angeboren ſein muß. Zeit alſo muß der Sammler haben und Geduld. Ich kenne einen Muſeumsdirektor von Weltruf, der jetzt wohl ſchon zwanzig Jahre geduldig auf ein geſchnitztes Mangelbrett wartet, das ſeiner Sammlung erſt nach dem Tode der Beſitzerin, einer alten Bäuerin, zufallen wird.

In jener Zeit alſo, in der ich noch Zeit hatte, lebte ich oben in den geſegneten meerumſpülten Herzogtümern. Die Bauernhöfe in Marſch und Geeſt waren damals noch nicht ganz ſo abgegraſt von „Altertumshändlern“ wie heute, und man konnte, wenn man zu ſuchen verſtand, noch manch hübſches Stück, manches Schnitzwerk, manch kleine zierliche Silberarbeit, manch intereſſante Stickerei finden. Wie oft bin ich damals durch die enge Pforte des wuchtigen Thores in die langgeſtreckte Diele ſolch eines Bauernhauſes getreten, die meiſt halbdunkel daliegt, ſo daß ſich das Auge, das bald vom beizenden Rauche ſchmerzt, erſt an die Konturen gewöhnen muß, wie das Ohr an das Scharren, das Kettenraſſeln und das Brüllen des Viehes im Nebenraum. Dann ſteht man endlich am offenen Feuer des Herdes und ſchaut ſehnſüchtig hinauf zum Schwibbogen, an dem es blinkt und blitzt von Zinn und Meſſing, und zu den Geſtellen, die ſich zu beiden Seiten breiten, gefüllt mit Tellern und Schüſſeln. — Damals lernte ich die originelle ſchleswig-holſteiniſche Fayence kennen, die Kellinghuſener vor allem, die wohl ein halbes Jahrhundert lang das faſt ausſchließliche Bauerngeſchirr der Herzog-

Delfter Schüſſel von 1700 und Buxtehuder Teller.

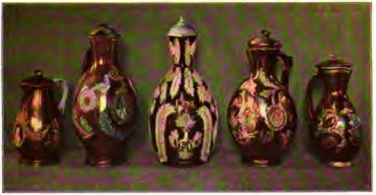
tümer war und alle Stilmerkmale des deutſchen bäuerlichen Geſchmacks trug: eines geſunden, in der Zeichnung ſchlichten, aber kräftigen, farbenfrohen Geſchmacks.

Das brachte mich zuerſt auf den Gedanken, Bauern-Töpfereien zu ſammeln. Allerdings — das merkte ich bald — den Begriff der Bauern-Töpferei mußte ich einſchränken oder, vielleicht richtiger ausgedrückt: erweitern. Es gab oder gibt allerdings noch, jetzt nur in ſpärlichen Reſten, auch in Deutſchland keramiſche Erzeugniſſe, die wirklich bäuerlicher Herkunft ſind, in engbegrenzter Hausinduſtrie erzeugt. Man kann in gewiſſem Sinne etwa manche Bürgeler Thonwaren dazu rechnen oder die aus Kandern im Schwarzwald. Aber die Ausbeute iſt gering. Viel mehr lohnt es, das Schwergewicht auf ſolche Erzeugniſſe zu legen, die — wenn auch im mittleren oder ſelbſt im Großbetriebe hergeſtellt — den bäuerlichen Geſchmack derart getroffen haben, daß ſie ſich in weiten Landgebieten feſt einbürgerten.

Ein weiteres muß man auch verſtehen und beachten: das, was in Deutſchland an wirklich bäuerlichen keramiſchen Erzeugniſſen vorhanden iſt, kann nur verhältnismäßig jungen Datums ſein. Schon weil der Teller, der heut unter allen Fabrikaten der Zahl noch die Hauptrolle ſpielt, im alten Bauernhauſe ſo unbekannt war, wie das Kaffeegeſchirr. Es gab auf der bäuerlichen Tafel ehedem nur die große, grobe, irdene allgemeine Schüſſel, aus der jeder nach Kräften zulangte, und als der Teller ſich verbreitete, war er zunächſt aus Holz, dann aus Zinn. Nur für die Trinkgefäße eigentlich hatte die bäuerliche keramiſche Kunſt ſchon vorher eine gewiſſe Bedeutung. Was uns aber an ſolchen, und ausnahmsweiſe an Schüſſeln unzweifelhaft bäuerlicher Provenienz erhalten blieb, reicht ſicher nicht weiter zurück als

1, 2 u. 3 Teller und Kumme aus Kellinghuſener Fayence. Mittel Holſtein. Um 1840. — 4 u. 5 Tiefe Schüſſeln aus grober Flensburger Fayence. Schleswig. Um 1800.

bis etwa in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Es ſtammt meiſt aus Naſſau, aus Franken, vereinzelt aus Sachſen, und ſcheint ſeiner Art nach wieder hervorgegangen zu ſein aus den großen Kunſttöpfereien des XVI. Jahrhunderts. Auch dieſe aber, am Rhein, im naſſauiſchen Kannebeckerländchen, dann im Bayreuther Gebiet (Creuſſen) belegen, erzeugten ja hauptſächlich Trinkgefäße, Krüge. Ihr feſtes Steinzeug verbreitete ſich, von den Niederlanden aus in großen Maſſen geſchäftlich vertrieben und daher grès de Flandre benannt, über das ganze nördliche Europa. So beſteht z. B. die wunderbare Sammlung Widerberg in Stockholm meiſt aus rheiniſchem Steinzeug, das in alten norwegiſchen Bauernhäuſern gefunden wurde.



Bunzlauer Fabrikate. (Im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Berlin.)

Auch die ſchleſiſchen Thonwaren, die zum Teil wenigſtens in bäuerlicher Hausinduſtrie erzeugt wurden, ſind nicht älter, als jene weſtdeutſchen, ſie reichen ſicher nicht über das XVII. Jahrhundert hinaus. Das berühmte „Bunzlauer Gut“, das ehedem und teilweiſe heute noch den ganzen deutſchen Oſten und auch Polen beherrſchte und gerade auch in den Bauernhäuſern dominierte, iſt ſchon das Fabrikat kleinerer oder größerer Betriebe. Meiſt iſt es glatt, mit ſchöner brauner Glaſur; aber es kommen doch auch Stücke vor, die jeden Sammler intereſſieren müſſen: Kaffeekannen zumal und Taſſen mit reichem Reliefdekor, bisweilen mehrfarbig, ſogar vergoldet. Charakteriſtiſch iſt bisweilen der Schmuck durch das preußiſche Wappen, den Adler oder auch den Namenszug Friedrichs des Großen. Das Berliner Kunſtgewerbe-Muſeum und das Breslauer Muſeum beſitzen höchſt reizvolle Sachen aus dem guten alten Bunzlau, deſſen berühmteſter Töpfermeiſter — gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts lebte er — Georg Altmann war.

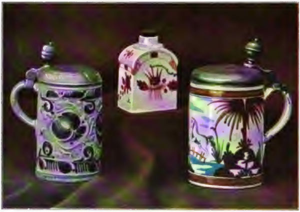
Das rohe Töpfergut, das abgeſehen von dem Bunzlauer in den Haushaltungen des deutſchen Landmanns vorherrſcht als Erzeugnis der Kleininduſtrie einzelner, in Städten und Dörfern ſitzender Töpfermeiſter, iſt entweder braun glaſiert oder, in Schleswig-Holſtein und Hannover, weißlich, oft mit einzelnen farbigen Flüſſen durchſetzt, oder, in Heſſen und am Rhein, grau. Meiſt entbehrt dieſe einfachſte Gebrauchsware jeden Dekors, zeigt höchſtens einen bunten Rand. Oft haben aber kunſtliebende Töpfergeſellen die Stücke in origineller, nicht ſelten in groteſker Weiſe dekoriert. Roh gezeichnete Figuren und Blumenornamente erſcheinen in farbigen Flüſſen, mit dem Kuhhorn und der Gänſefeder aufgetragen, alte Kernſprüche oder eigne poetiſche Ergüſſe bezeugen den Witz der Künſtler; Namen der Beſteller und ein Datum werden aufgezeichnet.

Mancherlei Hübſches findet ſich da: So iſt eine aus dem öſtlichen Holſtein ſtam-

Digitized by Google

mende Schüſſel „vom Töpfer Jochen Sor der Frau Engel Henerichs gewidmet“ mit dem Zuſatz „nach ihrem Tode ſoll Ihre liebe Junffer Tochter Engel ſie haben. Anno 1704“ und der Rundſchrift um den Rand: „Mein Mutter in der Jugent ſie lehrt uns Tugent, aller Höflichkeit, wie die Leute reden in Frankenreich.“ Eine andere Schüſſel trägt inmitten eines mit Blumen beſetzten Herzens die ja auch ſonſt nicht unbekannten Worte: „Junge Weiber und altes Gelt liebt man in der gantzen Welt.“ Oder: „Wer Gott und ein hübſch Mädchen liebt und beides wie er ſoll, der lebt auf Erden recht vergnügt und geht ihm ewig wohl.“ von der Nordſeeküſte, ein kleines Kohlenbecken für Raucher, und der „Stulper“ zum Warmhalten der Speiſen, der mit ſeinen großen Flächen den Töpfern willkommene Gelegenheit zu ihren volkstümlichen Reimereien und Sentenzen gab: „Tiſchler und Maurer ſind rechte Laurer. Sie ſtreichen und meſſen. Und wenn ſie haben gegeſſen, ſo haben ſie alles wieder vergeſſen“ oder „Iß und trink mit Mäßigkeit. Schlaf und Wacht zu rechter Zeit.“

Für den Sammler zu beachten iſt unter der einfachen Ware auch das Marburger Geſchirr, das von Hauſierern weithin vertrieben wird, kenntlich an ſeiner ockerroten, nach unten hin ins Braune übergehenden Glaſur mit grobkörnigen Blumenverzierungen aus aufgeklebten braunen, grünen, weißen Thonplättchen. —


1 2 3
1 Naſſauer Bierkrug, um 1700. 2 Nordfriesländiſche Theeflaſche aus grobem Porzellan.
3 Deckelſeidel aus dem nördlichen Hannover, um 1850.

Wenn dieſe einfache Keramik auch hauptſächlich Schüſſeln, Töpfe, Krüge liefert, ſo beſitzt ſie doch auch einzelne Sonderformen. So in Nordweſtdeutſchland z. B. die „Steertguts“, ſo genannt wegen des einem Schwanze vergleichbaren langen Griffes, oder die „Möſchentopfe“, die den Brei für die Säuglinge aufzunehmen beſtimmt waren. Sie dienten der ländlichen Bevölkerung als Brautgeſchenke, wurden weiß glaſiert, bunt bemalt, gern mit Herzen und Täublein, und trugen nicht ſelten eingeritzte Inſchriften: „Komm mein Vögelein und bringe mir von meiner Liebſten ein Briefelein.“ Hierher gehört auch der irdene „Komvoor“ (Komfort)

Aber in den wohlhabenderen Gegenden machte ſich doch ſchon im XVIII. Jahrhundert auch bei den Bauern das Bedürfnis nach „etwas Beſſerem“ fühlbar. Dem entſprach die Fayence, die man freilich faſt ausſchließlich Porzellan nannte, weil Porzellan als etwas ausgeſucht Rares, Vornehmes galt. Die Fayence hielt damals, dank ihrer leichten Bearbeitung und des auf ihr zu erzielenden Farbenglanzes, einen erſtaunlichen Siegeszug durch Europa, der ſie bis

Thüringer Fabrikate. (Neuzeit.)

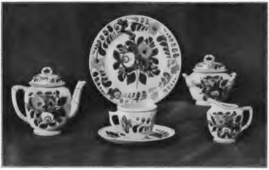
in die Bauernhäuſer führte. Delft war zuerſt maßgebend. Es fertigte viel und lange für den bäuerlichen Geſchmack unſeres ganzen Nordens: Schüſſeln, Teller und Vaſen. Noch heute kann man in den alten Haushaltungen an der Waterkante manches Stück echt Delfter Ware finden, wenn man zu ſuchen verſteht, beſonders Schüſſeln mit ausgebauchtem Rande, vorzüglicher, etwas bläulicher Glaſur, blauer aber auch bunter Malerei, die oft noch an chineſiſche Vorbilder erinnert.

Dann — im Süden (Nürnberg, Memmingen, Augsburg ꝛc.) früher, im Norden ſpäter, etwa in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts — begann die heimiſche Fabrikation und blühte ſchnell auf. Gewiß als Surrogat des Porzellans, aber doch ſehr ſchönes liefernd, gerade auch für das Bauernhaus. Ja vielleicht ſind deſſen ſchönſte keramiſche Schätze Fayencen. Welch wunderhübſche Schüſſeln und Teller habe ich in Süddeutſchland geſehen, originell in blau verziert, mit Blumen und Palmetten, mit allerlei Sprüchen: „Schönes Blümelein — vergiß nicht mein“; „Aufrichtig und höflich — iſt beſſer als falſch und höflich.“ Und wie echt bäuerlich in ihrer ganzen Erſcheinung — naiv, kernig, einfach und farbenfroh — ſind viele der norddeutſchen Fayencen.

Ich nannte ſchon einmal Kellinghuſen. Seine Fabrikation iſt keineswegs die künſtleriſch am höchſten ſtehende unter den ſchleswig-holſteiniſchen. Kiel und Schleswig, das etwa von 1755 an zu fabrizieren begann, dann vor allem Stockelsdorf bei Lübeck haben entſchieden künſtleriſch Vollendeteres geliefert; aber das kleine Kellinghuſen verſtand es meiſterlich, beſſer als alle Konkurrenten, den Geſchmack des Landmanns zu treffen. Vielleicht lag es daran, daß — außer einer großen, der Grauniſchen, Fabrik — hier eine ganze Anzahl kleinerer und kleinſter Werkſtätten thätig waren, deren Leiter in ſteter perſönlicher Beziehung mit der Kundſchaft blieben. Ein halbes Jahrhundert mindeſtens, bis um die Mitte des XIX., verſorgte Kellinghuſen mit ſeinen großen Schüſſeln, Tellern ꝛc. nicht nur die bäuerlichen Haushaltungen der Herzogtümer, ſondern auch Jütland, die däniſchen Inſeln und einen großen Teil von Hannover. Alle dieſe Erzeugniſſe ſind ſelbſt für den oberflächlichen Kenner ſchon von weitem erkennbar: charakteriſtiſch iſt immer die konventionelle Blumenmalerei, Blüten- oder Frucht-

Marburger Kaffeekännchen, um 1850, und Pfannkuchenſchüſſeln nebſt Topf aus Mittelholſtein.

Digitized by Google



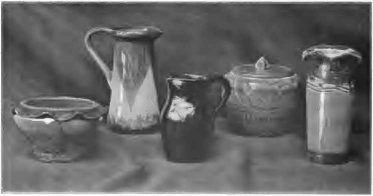
Modernes Service „Schwarzwald“ im Bauerngeſchmack.
Aus der Porzellan- und Steingutfabrik von Utzſchneider & Cie. in Saargemünd in Lothringen.

zweige (ſpäter auch Herzen) in grün, violett, braun, aber hauptſächlich in einem lebhaften Citronengelb; das Blau wird nur ſparſam verwendet.

Der Reichtum des Bauernhauſes an dieſen Fayencen war oft erſtaunlich. Sie wurden ſchon zur Ausſtattung der Braut feſt beſtellt: große flache Zierſchüſſeln, deren Form noch oft an Delfter Vorlagen anklingt, Kummen, große und kleine Teller, Milchtöpfe, Schälchen ꝛc. Der Fabrikant ſchenkte dann meiſtens als Zierat der Bauernſtube ein Schreibgeſchirr, gewöhnlich mit liegendem Hunde, ein Uhrgehäuſe, kleine Engelsfiguren, an die Wand zu hängen, oder Pantoffeln, nicht ſelten auch eine Klytia nach einem alten Modell hinzu. Vor zwanzig Jahren war noch ein Überfluß an all dieſen Dingen vorhanden. Heut iſt er ſehr zuſammengeſchmolzen, und gute Stücke werden ſchon ziemlich hoch bezahlt. Sie bilden aber mit ihrer kräftigen Zeichnung und ihren leuchtenden Farben auch eine vorzügliche Dekoration.

Die Fabrikation hörte, ſoviel mir bekannt, um 1860 in Kellinghuſen ganz auf; vermindert und verſchlechtert hatte ſie ſich ſchon lange vorher. Zuerſt war ihr der Abſatz nach Hannover abgeſchnitten worden, wo eine Fabrik im weltberühmten Buxtehude einen Teil der Erbſchaft übernahm. Dann fegten das engliſche billige Steingut und ſeine deutſchen Imitationen die Fayence überhaupt aus — auch aus den Bauernhäuſern.

Eine Einſchaltung ſei mir hier geſtattet. In Frankreich hatte die Fayence etwa gleichzeitig eine hohe Blütezeit. Ende des vorigen



Krüge, Vaſen und Töpfe von Theo Schmuz-Baudiß.
Aus den Vereinigten Werkſtätten für Kunſt im Handwerk in München. (G. m. b. H.)

Digitized by Google

Jahrhunderts nun, zur Zeit der großen Revolution, bildete ſich hier eine Spezialität aus, die gerade auch in bäuerlichen Haushaltungen weite Verbreitung fand: die der ſogenannten patriotiſchen Fayencen. Champfleury hat den Faiences patriotiques ein eigenes hochintereſſantes Werk gewidmet. Es waren allerlei Gebrauchsgegenſtände mit Zeichnungen, Sprüchen politiſchen Inhaltes, teils royaliſtiſcher, teils revolutionärer Tendenz; auch das erſte Kaiſerreich lieferte noch Beiträge, und ich kenne ſogar noch einen drolligen Teller aus der Zeit Napoleons III. mit dem kaiſerlichen Adler und der Zahl 7 500 000 — es iſt nämlich ein Teller zur Verherrlichung des Plebiſcits. Nun wäre es doch merkwürdig, wenn dieſe Mode in Deutſchland nicht einen ſtarken Widerhall gefunden hätte. Aber mir iſt, mit Ausnahme etwa weniger Stücke, die mit Porträts dekoriert ſind (Taſſen mit Bildern Blüchers, der Königin Luiſe), faſt nichts bekannt geworden, vor allem nichts Volkstümliches. Sollte einer meiner Leſer oder eine der Leſerinnen etwas Charakteriſtiſches kennen oder beſitzen, ſo wäre ich für eine Nachricht dankbar. —

Weltverbreitetes modernes Service im Bauerngeſchmack.

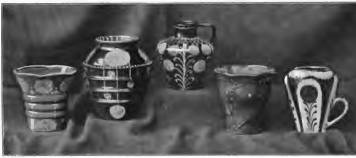
Die Fayence alſo wich dem Steingut, und das hat, immer abgeſehen von der gewöhnlichen irdenen Töpferware, ſeither auch die keramiſchen Bedürfniſſe des Bauernhauſes faſt allein befriedigt. Man kann kaum ſagen, daß der Erſatz ein glücklicher war. Das Steingut blieb zu ausſchließlich Fabrikware, Ware des Großbetriebes, in dem das bequeme Überdruckverfahren, die Schablonenarbeit dominierte; der Schmuck wurde einſeitig, immer weniger originell, immer maſchinenmäßiger. Allerdings ſuchten und ſuchen einzelne Fabriken den Geſchmack des Bauernhauſes zu treffen, aber nur bei wenigen iſt das rechte Verſtändnis dafür vorhanden. Die Technik iſt überall vorzüglich, die Ausſtattung aber zu reich, zu gekünſtelt.

Nun macht ſich, Gottlob, eine geſunde Reaktion freilich bemerkbar. Wie es mir ſcheinen will, von zwei Seiten her.

Einmal ſucht man direkt die alten, kleineren Betriebe wieder zu heben, die alte Bauernkeramik, wenn dieſer Ausdruck auch nicht ganz zutreffend iſt. In den Thüringer Staaten, im Naſſauſchen, im Schwarzwald ſind Anläufe dazu vorhanden; auch Bunzlau regt ſich neuerdings. Ich ſah manche hübſche Stücke von kernigem Reiz. Es liegt hier noch ein reiches Feld der Thätigkeit für die ſtaatliche Förderung vor, wie für die einzelnen Liebhaber und Freunde echter Volkskunſt. Was auf dieſem Gebiete zu leiſten iſt, haben uns die Schweden mit der Wiederbelebung ihrer alten herrlichen Hauswebereien gezeigt. Auch die Spruchweisheit, den Humor, wie er ſich ehedem gern auf den Bauerntellern, Schüſſeln ꝛc. kundthat, ſollte man wieder zu beleben verſuchen.

Nur glaube ich, ſollte man nicht eigenſinnig ſein und ſich nur auf die älteren deutſchen Vorbilder beſchränken, deren Kreis wirklich — ich ſagte es ſchon — recht klein iſt. Man braucht ja gar nicht weit zu ſuchen, um muſtergültige Modelle echt volkstümlicher

Digitized by Google



Konſtanzer Töpfereien der Frau Eliſabeth Schmidt-Pecht: Blumentöpfe und Krüge.
(Aus dem Hohenzollern Kunſtgewerbehaus H. Hirſchwald, G. m. b. H., Berlin W 66, Leipzigerſtraße 13.)

Töpferei zu finden. Ich entſinne mich mit Entzücken einzelner Arbeiten, die ich in Ungarn, in Bosnien, dann von unſeren Volksverwandten in Siebenbürgen geſehen habe. Vielleicht ſind die letzteren mit ihren kräftigen Ornamenten, farbig auf meiſt weißem oder blauem Grunde, unſeren bäuerlichen Haushaltungen beſonders ſympathiſch.

Die andere Anregung aber geht von unſeren Künſtlern aus. Die Leſer dieſes Blattes, welches die neuere Entwickelung des Kunſtgewerbes ſtets eifrig verfolgt hat, wiſſen, wie auch die Keramik vielfach in neue Bahnen lenkte. Es iſt dabei viel Ungeſundes, manches Lächerliche herausgekommen, wie überall in Zeiten des Gärens. Aber doch auch viel Schönes. Gerade im Dekor haben einzelne der Künſtler, die heute in erſter Reihe ſtehen, ſich oft einfache Motive gewählt, die ſehr häufig direkt an ſolche aus dem alten bäuerlichen Hausſchatz anklingen. Ich nenne als Meiſter dieſer Kunſt Theo Schmuz-Baudiß, Frau Eliſabeth Schmidt-Pecht in Konſtanz.

Man würde nun ganz fehl gehen, wenn man dieſe modernen Gefäße, Krüge, Vaſen ꝛc. irgendwie unter die Rubrik der Bauernware einreihen wollte. Sie ſind alles andere eher: ſie ſind der Technik nach häufig noch viel zu kompliziert, oft für den Gebrauch recht herzlich unpraktiſch, ſind Zierſtücke, und leider meiſt recht koſtſpielige. So wie ſie ſind, ſind ſie — Kaviar für das Volk.

Trotzdem können dieſe Stücke die durchaus als Originale angeſehen werden wollen, mit Erfolg als Muſter verwendet werden, wenn dieſe Verwendung eine verſtändige iſt, die das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu ſcheiden weiß. Auch der mit Recht ſo berühmte Handarbetets-Vänner in Stockholm hat für ſeine Textilarbeiten moderne Vorlagen herangezogen und mit ihnen nicht zuletzt die neue Aera der nordiſchen Hausinduſtrie herbeigeführt; auch die treffliche, auf verwandter Baſis aufgebaute Scherrebeker Weberei verdankt ihre Erfolge zum Teil einem gleichen Vorgehen. Ähnlich, meine ich, müßte man auch bei uns verfahren, ſeitens der ſtaatlichen Lehranſtalten, ſeitens der privaten Vereine. Dann können wir vielleicht doch noch zu einer ungekünſtelten und echten, dauernden Blütezeit der urwüchſigen, originellen Bauerntöpferei gelangen.

Bauernteller. (Wahrſcheinlich Thüringer Fabrikat.)

Der neue Tag.

Eine Geſchichte von

Hermine Villinger.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

10.

Die alte Superiorin war geſtorben und Frau Benedikta zu ihrer Nachfolgerin ernannt worden.

Die Äbtiſſin hielt bei dieſer Gelegenheit eine ihrer ſchönſten Reden, in der ſie betonte, daß abgebüßte Fehler aus ihrem Gedächtnis wie weggetilgt ſeien.

Aber ſie wußte auch, daß ſie dem Konvent gegenüber Frau Benedikta nicht gut hätte umgehen können.

Für dieſe brachte die neue Stellung eine etwas größere Freiheit; ſie wurde des Unterrichts in den Schulen enthoben und ihre Befehle galten gleich denen der Äbtiſſin, wenn dieſe nicht zugegen war.

Sie machte jedoch in dieſer neuen Stellung nicht mehr Aufhebens von ſich als früher, nur brauchte ſie nicht länger vor Frau Scholaſtika auf der Hut zu ſein, was ihr um ihres Lieblings willen von Wichtigkeit war.

Maria ſtand vor ihrem Lehrerinnenexamen, nach welchem ſie zur Ablegung ihrer erſten Gelübde zugelaſſen werden ſollte.

Frau Benedikta merkte ſeit einiger Zeit, das Mädchen ging ihr aus dem Wege; Maria lernte eifrig, es wurden keine Streiche mehr von ihr erzählt; aber ſie ſah auch nichts weniger als fröhlich aus.

Eines Abends, es war im April, eilte Frau Benedikta mit ihren kurzen, raſchen Schrittchen durch den Korridor; plötzlich blieb ſie ſtehen — weinte da nicht jemand? Frau Benedikta beflügelte ihre Schritte. Unter der Thüre des Noviziats ſtürzte ihr Maria mit einem lauten Aufſchrei um den Hals. Sie konnte nicht ſprechen, ſie bebte und ſchluchzte.

Frau Benedikta hielt ſtill und wartete. Da lag ja wieder das alte Mariele an ihrem Herzen, nichts weniger als gezähmt — ach nichts weniger —

„Komm, rede,“ ſprach ſie leiſe, „ſage mir, was dir fehlt —“

Maria faßte ſich:

„Ich wollt's nicht,“ ſtieß ſie hervor, „ich hab's nicht aufkommen laſſen wollen, ich hab' gebetet — o gebetet — aber ich kann nicht mehr — es iſt ſtärker als ich — ich muß heim — nur für eine Stunde, nur ganz kurz — einmal nur über den Berg weg — ich will mich ins Haus ſchleichen — in der Früh wenn noch alles ſchläft — in einer Stunde bin ich wieder zurück — Es läßt mir keine Ruh' mehr — ich will zu meinen Eltern; meine Eltern hängen im Saal — ich war ein Kind, ich dachte nicht viel an ſie — jetzt mein' ich, ich könnt' keine Ruhe finden — ich müßt' die Bilder noch einmal ſehen, und die Stuben und alles — ich kann nicht mehr ſchlafen — es pocht an die Thür — es ruft, kein Beten hilft —“

Sie lag auf der Erde, Frau Benediktas Kniee mit leidenſchaftlicher Heftigkeit umfaſſend.

„Ich muß über den Berg — in einer Stunde bin ich wieder da — o du meine Mutter, hilf mir hinaus —“

Ihr Blick hing voll Todesangſt an Frau Benediktas Zügen.

Dieſe rang die Hände.

„Ich darf nicht, mein Kind —“

„Du mußt —“ ſchrie Maria, „ich weiß ſonſt nicht, was ich thu — ſoll ich zu Grund gehen an dieſem Schmerz — laß mich hinaus —“

Frau Benedikta weinte: „Siehſt du denn nicht ein — ich richte ja dich und mich zu Grunde, wenn ich thu' was du verlangſt — wir wollen miteinander zur Frau Äbtiſſin gehen —“

„Nein, nein,“ unterbrach ſie Maria, „dann geſchieht's nicht; wenn Sie mir nicht helfen wollen, dann helf' ich mir allein —“

„So warte, warte noch dieſe eine Nacht —“ bat Frau Benedikta, „du haſt mich ſo erſchreckt, ich kann nicht klar denken jetzt, ich brauche Zeit. Willſt du mir verſprechen, noch dieſe eine Nacht Geduld zu haben?“

„Ja.“

Frau Benedikta blieb unter der Thüre ſtehen und ſah zu, wie Maria ihre Arbeit wieder aufnahm, und der Anblick ihres jungen, ſchmerzverzerrten Geſichtes trieb ihr von neuem die Thränen in die Augen. Sie begab ſich in die kleine Kapelle der ſchmerzhaften Muttergottes, aber ſo inbrünſtig ſie auch betete, es kam kein Fingerzeig von oben, um ihr den Weg zu zeigen, den ſie einſchlagen ſollte. Durch die farbigen Fenſter ſah ſie die Äbtiſſin, welche draußen im Garten ihren Roſenkranz betete.

‚Ich müßte vor ſie hintreten,‘ ſagte ſich Frau Benedikta, ‚und ſo mächtig wie aus dieſem Kind die Sehnſucht ſprach, ſo mächtig müßten aus mir die Worte kommen, die ihr die Freiheit erwirkten — Aber ich bin nichts, ich habe keinen Mut — warum, o Gott, haſt du keine Stärkere zu dieſem Kampf erwählt —‘

Sie trat in den Garten; zagenden Schrittes ging ſie der betenden Frau entgegen; ſie ſahen ſich an, neigten das Haupt und gingen ſchweigend aneinander vorüber.

Nie war es Frau Benedikta klarer geweſen, als in dieſem Augenblick: hier gab es weder Hilfe noch Verſtändnis! Und ſie wußte plötzlich auch warum — es war nicht böſer Wille bei der Äbtiſſin, es war ihr Unvermögen, ſich in die Seele eines andern zu verſetzen. Sie begriff die Schwächen nicht, die außerhalb ihres Geſichtskreiſes lagen; die leidenſchaftliche Notburga war daran zu Grunde gegangen, daß ſie dem Maße, mit dem alle gemeſſen wurden, nicht entſprach.

Wie jetzt bei Maria, ſo hatte es bei Notburga angefangen — ein zeitweiliges Aufbäumen, eine plötzliche Störrigkeit, wobei ſie mit Luſt ihre Umgebung quälte; dann die Reue, der leidenſchaftliche Eifer, ihre Fehler wieder gut zu machen —

Frau Benedikta blieb ſtehen:

„Wenn ich das ganze Konvent zum Schiedsrichter aufrufen würde — ich hätte das Recht als Superiorin —“

Sie fuhr zuſammen:

„Ich gegen alle —“

Sie ſtand jetzt vor dem Gitter des ſich an den Garten ſchließenden Hühnerhofes.

Hier befanden ſich die mit der Rückſeite in den vordern Kloſterhof mündenden Ökonomiegebäude. Man war in der That auf dem Lande in Frau Petronillas Reich, der unumſchränkten Gebieterin über ſämtliche Gemüſe-, Obſtgärten und Viehſtälle.

Sie ſchalt eben mit ein paar Mägden und zwar ohne Wahl der Ausdrücke; einer verſprach ſie ſogar eine Ohrfeige. Sie trug das weiße Gewand hoch über dem Arm und ſtampfte mit großen, derben Holzſchuhen im Schmutz herum. Sie war nicht heikel in den Freiheiten, die ſie ſich nahm.

An heißen Sommerabenden hing ſie Skapulier und Schleier an einen Nagel an der Stallthüre und ſpazierte mit bloßen Füßen über das Wieſenland, auf dem Kopf einen mit Eis gefüllten Lederbeutel. Und dazu betete ſie voll des Eifers ihren Roſenkranz, wohl wiſſend, daß ſie in dieſem ihrem ſeltſamen Aufzug dem lieben Gott kein angenehmer Anblick war und daher der Fürbitte der Jungfrau Maria recht wohl bedurfte.

Die Nonne war im Stall verſchwunden, aus dem ſie ſich einen Knecht am Ohr herausholte.

„Für rohe Behandlung wieder Roheit,“ ſchrie ſie ihn an, „das Tier blutet, ſo haſt du's gehauen, Unmenſch, elender, miſerabler! Ich werd' dir aufpaſſen und geſchieht's noch einmal, dann fliegſt du mit einem Fußtritt zum Kloſter hinaus.“

Der Mann ſtand wie ein zitterndes Weib vor ihr.

„Bring ſie her,“ herrſchte ſie ihn an.

Der Knecht brachte die Kuh zum Brunnen, und Frau Petronilla ſtreifte ihre Ärmel bis über die Ellenbogen zurück und wuſch der Kuh die Wunde aus.

Dabei ſchalt ſie ununterbrochen und erteilte Befehle, daß Knechte und Mägde nur ſo um ſie herumflogen.

Frau Benedikta ſah dem kräftigen Treiben eine Weile zu; auf dem Tiſch vor dem Stallgebäude ſtand das Veſperbrot der Leute, Krüge mit Apfelmoſt, Schwarzbrot und Käſe.

Frau Petronilla griff im Vorbeigehen nach einem Kruge und that einen mächtigen

Zug. Auch das war nicht Kloſterregel, außerhalb des Refektoriums durfte nichts genoſſen werden, nicht eine Beere im Garten.

„Wenn ich dieſer unerſchrockenen Seele mein Anliegen mitteilte?“ fragte ſich Frau Benedikta.

In dieſem Augenblick hörte ſie den großen Hofhund laut aufheulen; die Katze, die Junge hatte, war ihm ins Geſicht geſprungen; er rettete ſich zu Frau Petronilla, die ihn von der Katze befreite und ſich dabei über den laut jammernden Hund totlachen wollte. Knechte und Mägde, alles im Hof lachte, froh die Gebieterin heiter zu ſehen.

Da ſchritt Frau Benedikta in Gedanken verloren ihren Weg zurück. Dieſe Katzenmutter gab ihr zu denken; ſie ſprang der Gefahr, die ihren Jungen drohte, mutig ins Geſicht —

‚Ich bin eine ſchlechte Mutter,‘ ſagte ſich Frau Benedikta, ‚ich wage nichts für mein Kind, ſtatt ſelbſt zu handeln geh' ich herum und ſuche nach Hilfe — Und es wäre doch eine Feigheit, andre in dieſen Kampf hinein zu ziehen —‘

In der Rekreationsſtunde blieb ſie ein wenig zurück und winkte Maria an ihre Seite:

„Haſt du noch den gleichen Wunſch?“

„Ja.“

„So poche morgen früh um die Dämmerſtunde an meine Thüre.“

Eine tiefe Stille folgte auf ihre Worte, Maria wagte nicht zu atmen, und doch war ihr, als müſſe ſie aufſchreien, aufjubeln, als ſtände ſie ſchon mitten im Wald, unter dem freien Himmel Gottes — Sie hörte nicht den tiefen Seufzer der Frau Benedikta, die ſich mit Schaudern fragte: ‚Welch ein Schickſal beſchwöre ich über mich und dieſes Kind herauf?‘

In der Nacht, in ihrer Zelle, lag ſie auf den Knieen und betete: „Schicke ihr Schlaf, laß es nicht dazu kommen, mein Herr und mein Gott —“

Eine immer größere Angſt, ein immer größeres Entſetzen erfaßte ſie, denn war ſie nicht im Begriffe, im Sinne des Kloſters ein Verbrechen zu begehen?

Es ſchlug Mitternacht, ſie betete noch; endlich legte ſie ſich, überwältigt von Müdigkeit, angekleidet aufs Lager; aber ſie ſchlief nicht, ihr Blick ſuchte immer wieder das Fenſter, nach dem erſten Schimmer des Tages ſpähend, hinter dem dunklen Tannenwald —

Eben verſuchte eine Amſel, ihr Morgenlied anzuſtimmen, da pochte es.

Frau Benedikta öffnete; Maria ſtand auf der Schwelle; ohne ein Wort zu wechſeln, glitten die beiden durch den noch völlig dunklen Korridor.

Unten vor der Thüre der Pförtnerin machten ſie Halt; Frau Benedikta holte den Schlüſſel zur Kirchenthüre; Schweſter Mariann fragte nicht wozu und weshalb — es war die Superiorin, die den Schlüſſel holte —

„Ich warte hier,“ ſagte Frau Benedikta unter der Pforte der Kirche; Maria flog davon; über den Hof flog ſie, durch den hohen Thorbogen der hintern Kloſtermauer, über die kleine Brücke hinauf in den Wald. Mit demſelben ſtürmiſch bewegten Herzen eilte ſie zwiſchen den dunklen Tannen der Heimat zu, wie ſie vor noch nicht drei Jahren dem Kloſter zugeeilt war. Was erwartete ſie — was trieb ſie ſo unaufhaltſam der Heimat zu? Ach dieſes erſte, leiſe Zwitſchern der Vögel im Grauen des jungen Morgens — Thränen der Wonne entlockte es ihr —

Sie ſtand jetzt oben, erhitzt vom raſchen Lauf — o Gott — wie ſchön war die Welt, ſie hatte es ganz vergeſſen! Im Oſten fing es an, ſich zu röten, und das ganze Thal war weiß beſät von blühenden Bäumen. Im Kloſter blühten ſie auch, aber ſo nicht; die Bäume da unten waren ja alle liebe alte Bekannte — Ach Gott und die Wieſe — eine ſo wunderbare Wieſe gab's auf der ganzen Welt nicht mehr —

Maria lief hinunter, ſie lachte und weinte, es war ihr zu Mute, als erwarte ſie das ganze Thal, als ſtreckten ſich unendlich liebevolle, ſehnſüchtige Arme nach ihr aus —

„Ich komme, ich komme,“ ſchrie ſie.

Plötzlich horchte ſie auf, ein Bellen tönte ihr entgegen, ein immer näher kommendes Winſeln und Keuchen — Wahrhaftig, der treue Geſelle — hatten ihm die Lüfte Kunde gebracht von ihrem Kommen?

Das war ein Wiederſehen! Wie verrückt thaten ſie — dann ging's die Dorfſtraße entlang, Seit' an Seite — die liebe alte Dorfſtraße — Aber was ſaß da Schwarzes mitten auf der Gaſſe, geduckt, wie zum Sprunge bereit — Ami ſtieß einen kläglichen Laut aus — der Metzgerhund war's, der ſich immer von Zeit zu Zeit in der Nacht losriß, um ſich an einer Rauferei zu verluſtieren. Wie ein Klotz fuhr er über Ami her. Maria ſchlug auf den alten Geſellen ein, ſie zog ihn an den Ohren, — es machte keinen Eindruck. Da nahm ſie einen ihrer Schuhe und ſchlug mit dem Abſatz auf den Schädel des Hundes los. Das war ihm empfindlich, er wandte ſich um, ſchnappte nach Marias Rock und riß ihn in Fetzen. Ami biß ihn dafür ins Bein und als ſich das große Tier wutſchnaubend auf ihn ſtürzen wollte, erfaßte Maria das dem Hunde am Hals hängende Seilende und befeſtigte es am nächſten Baum.

Ami aber eilte mit Marias Schuh über die Wieſe hin und ſie lief ihm lachend nach, der Kampf hatte ihr wohlgethan; ſie ſah nicht, daß ihr Rock in Fetzen war und das Häubchen ihr im Nacken hing.

Vor dem Hauſe erſt machte ſie Halt, befahl Ami, draußen zu bleiben und ſchlüpfte durch die unverſchloſſene Stallthüre.

In der Küche hing der Schlüſſel zum Saal; drinnen öffnete ſie einen Laden und das erſte, was ſie bemerkte war, daß das Bild der Urgroßmutter nicht mehr an ſeinem Platze hing. — Wie aus den Wolken gefallen, ſtarrte Maria nach der leeren Stelle — hing es vielleicht wo anders? — Nein, es war nicht im Saale. Was hatten ſie mit dem Bilde angefangen — wo war die Urgroßmutter hingekommen —

Maria wollte es wiſſen — ſie mußte es wiſſen — Vielleicht war die Tant' ſchon in der Milchkammer — ſie ſtand ja gewöhnlich ſchon vor vier Uhr auf und reinigte ihre Kannen.

Richtig, die Thüre war angelehnt und die Tant' rumorte drinnen herum, ſie ſprach wie immer mit ſich ſelbſt —

„Du meine Güt', muß ich nit jede Nacht träumen, das Mädel kommt wieder heim — Nur das nit — lieber Herrgott im Himmel, behalt' dir den Satan im Kloſter — kei Menſch hätt e Freud, wenn das Mädel wieder käm — nit emal er — ſei Ruh' iſt ihm lieber —“

Maria ſchlich davon; plötzlich, mit entſetzlicher Deutlichkeit, ſtand's ihr vor Augen: ‚du haſt keine Heimat mehr — niemand braucht dich hier — niemand ſehnt ſich nach deinem Kommen — du haſt nur einen Menſchen auf der Welt, der dich lieb hat — Frau Benedikta —‘

Warum hatte ſie nur das Kloſter verlaſſen? Sie begriff es nicht mehr —

Langſam ſchritt ſie durch die noch immer ſtille Dorfgaſſe; vor Mutter Kleins Häuschen blieb ſie ſtehen; das Fenſter des Spielkameraden ſtand offen.

„Sei Fenſter muß immer offe ſein,“ hatte Mutter Klein einmal geſagt, „daß er gleich rein kann, wenn er in der Nacht einmal kommt —“

„Der hat's gut,“ ſagte ſich Maria; plötzlich riß ſie die Augen weit auf — dem Fenſter gegenüber in der Helle hing das Bild der Urgroßmutter —

Wie ſchrak ſie zuſammen, welch ein Durcheinander der widerſprechendſten Gefühle drang auf ſie ein —

Hier hing das Bild — und wenn der Markus heim kam, ſo war es ſein eigen — Wie wunderbar — ach und was war das für eine Freude, die ſie plötzlich erfaßte?

Immer wenn ſie dieſes Bild ſah, überkam ſie's ſo eigen, als wäre alles andre nichts — als verſpreche ihr dieſe ſchöne Frau mit ihrem ſieghaften Lächeln alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt — Aber hatte nicht auch der Teufel den Heiland auf einen hohen Berg geführt und ihm alle Reiche der Welt gezeigt? —

In einer Stunde, hatte Maria verſprochen, ſei ſie wieder zurück —

Die Stunde war vorüber — Frau Benedikta atmete auf; in die Ecke einer Bank geſchmiegt, ſaß ſie in der allmählich aus dem Dunkel erwachenden Kirche und lauſchte nach der nahen Pforte.

Wenn der liebe Gott ſie draußen feſthielte, da wo ſie ihrer Natur gemäß hingehörte —

„O mein Gott,“ betete ſie laut, „keine Strafe ſoll mir zu ſchwer ſein, wenn das Kind gerettet iſt —“

Gerettet? ſie erſtaunte über ſich ſelbſt; hatte ſie nicht früher in der Welt mit ihren Gefahren und ihrer Verderbnis einen Aufenthalt des Schreckens geſehen und nun hielt ſie Maria für gerettet in eben dieſer Welt —

Für ſie ſelbſt hatte es nie eine Stunde gegeben, in der ihr die Kloſterzelle zu eng und die Welt verlockend erſchienen wäre — Wenn ſie aber Maria daherkommen ſah mit ihrer herrlich erblühten Geſtalt, war es nicht, als müſſe ſie mit einem einzigen Heben ihrer Arme die engen Kloſtermauern ſprengen können, oder als müſſe dieſes lebensvolle Geſchöpf im Kampfe mit Dingen unter ſeiner Kraft zu Grunde gehen?

Es pochte; es hatte ſchon zweimal an der Kirchenthüre gepocht; Frau Benedikta fuhr aus ihren Gedanken. Ach wie ſchwer wurde ihr das Aufſchließen der Pforte!

Maria trat in die Kirche, geſenkten Hauptes, das Häubchen im Nacken, den Rock in Fetzen —

„Hat es dir nicht mehr draußen gefallen?“ fragte Frau Benedikta.

Maria ſchüttelte das Haupt: „Sie ſind ja froh, daß ich fort bin — es will mich niemand — ich weiß jetzt: nur hier iſt meine Heimat.“

„Gottes Wille geſchehe,“ ſeufzte Frau Benedikta. — —

Noch in derſelben Stunde klagte ſie ſich bei der Äbtiſſin ihres ſchweren Vergehens an.

Die hohe Frau traute ihren Ohren nicht; Frau Benedikta ſtand vor ihr, ein Bild der Schwäche, ihre Hände zitterten, die Kniee ſchienen ſie kaum zu tragen —

Und dieſe Frau hatte ſo Unerhörtes gewagt —

„Die Superiorin unſres Hauſes, die Superiorin —“ hauchte die Äbtiſſin.

Sie hatte ſich von ihrem Stuhl erhoben und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Und die Ehre unſeres Hauſes,“ wandte ſie ſich an Frau Benedikta, „Ihre Pflichten?“

„Ich dachte nur an Marias Rettung,“ lautete die leiſe, in tiefſter Demut gegebene Antwort.

Die Äbtiſſin ließ Maria kommen.

„Mein Kind, die Thüre ſteht Ihnen offen, niemand hält Sie; Sie können noch in dieſer Stunde gehen. Warum ſind Sie nicht zu mir gekommen und haben mir Ihr Herz geöffnet? Nun iſt viel Unheil geſchehen.“

Maria warf einen Blick auf Frau Benedikta, und die ganze Tragweite des Geſchehenen wurde ihr klar und daß die geliebte Lehrerin allein die Verantwortung traf —

Und ſie umſchloß die kleine, demütige Geſtalt mit ihren beiden Armen.

„Es darf ihr nichts geſchehen — ich bin ſchuld — mir die Strafe — o daß mei'm Mutterle nichts geſchieht — es wär ſchlecht — Gott kann das nicht wollen —“

„Laſſen Sie Gott aus dem Spiel, mein Kind,“ unterbrach ſie die Äbtiſſin, „Sie wiſſen nichts von Gott, Sie wiſſen nur von den Geſchöpfen; verlaſſen Sie uns, verlaſſen Sie das Kloſter noch heute —“

Maria ſchrie auf: „Wo ſoll ich denn hin?“

Mit ruhiger Würde wies ihr die Äbtiſſin die Thüre und Maria zuckte unter dem zürnenden Blick der hohen Frau zuſammen und ging.

„Möge Ihnen Gott verzeihen, Frau Superiorin,“ wandte ſich die Äbtiſſin an Frau Benedikta, „in weniger als einer Stunde weiß das ganze Kloſter was geſchehen, und die Augen aller werden an mir haften, ob ich nicht verſäume, was meines Amtes iſt. Schwerer iſt mir nie eine Strafe geworden, meine arme, verblendete Schweſter, als die, welche ich gezwungen ſein werde, an Ihnen zu vollziehen. Gehen Sie auf Ihre Zelle, und beten wir beide zu Gott, auf daß er uns erleuchte.“

11.

Es lag ein Druck über dem ganzen Kloſter. Die Frage: was wird Frau Benediktas Strafe ſein? beſchäftigte alle Gemüter.

Frau Petronilla lief mit dickverweinten Augen herum.

„Warum ſagten Sie mir nichts,“ warf ſie Frau Benedikta vor, „ich hätte das ganz anders gemacht, ich hätte Lärm geſchlagen, der Äbtiſſin vorgehalten —“

„Eben das fürchtete ich,“ unterbrach ſie Frau Benedikta, „der Lärm hätte gar nichts genützt, und Sie hätten ſich nur eine Strafe zugezogen —“

„Hm,“ machte die Nonne, „fortſchicken thut man mich nicht, und in die Bibliothek ſperrt man mich auch nicht; ich weiß, warum ich mich ſo unentbehrlich gemacht da draußen; ‚Petronilchen,‘ habe ich zu mir ſelbſt geſagt, als unſre Äbtiſſin ans Ruder kam, ‚ihr Liebling wirſt du deiner Lebtag nicht, alſo mach' dich zur Unentbehrlichkeit‘ —“

Sie lachte, um im nächſten Augenblick tief aufzuſeufzen.

„Schmale Koſt, freilich, das iſt mir empfindlich, brr — aber lieber ein ganzes Jahr lang Waſſerſupp' als Sie verlieren — Übrigens, wir ſind ſchon einig, die Mehrzahl der Frauen und ich — ſobald man Sie fortſchicken will“. Sie hielt die Hand vor den Mund: „Rebellion gibt's —“

„Thun Sie mir das nicht an,“ proteſtierte Frau Benedikta.

Frau Petronilla aber wackelte vergnügt davon:

„Alles abgemacht — Rebellion!“

Frau Cäcilia kam ihr in den Weg, ſie gehörte zu den wenigen, die von einer Auflehnung gegen den Willen der Äbtiſſin nichts hatten wiſſen wollen.

„Wenn ich nur wüßte, wo Sie Ihr Herz haben, wenn Sie nicht ſingen,“ knurrte ſie Frau Petronilla an.

„Doch bei Gott, wo ſonſt?“ gab ihr die ſchöne Frau zur Antwort. „Wenn meine arme Schweſter dächte wie ich, hätte ſie nicht etwas ſo Unbegreifliches gethan.“

„Iſt es denn ſo unbegreiflich, einer unglücklichen Seele helfen zu wollen —“

„Wir haben nicht zu wollen, wir haben zu gehorchen,“ belehrte ſie Frau Cäcilia und ſchritt, leiſe das Haupt neigend, davon.

„Brrr,“ ſchüttelte ſich Frau Petronilla und fuhr mit der Hand in die Taſche, wo ſie eine Fauſt machte, „lieber ein paar Sünden auf dem Gewiſſen haben als zur ſteinernen Vollkommenheit werden; brrr!“ machte ſie noch einmal und ſchlug ſich gegen die Bruſt, „alles bäumt ſich in mir auf — heilige Muttergottes von Einſiedeln, alle Hitz' der Welt will ich ertragen, nur laß uns unſre Benedikta —“

Auch Maria flehte zu Gott, er möge Frau Benedikta nicht von ihr nehmen.

Still und verſchüchtert ſaß die junge Poſtulantin an ihrem alten Platz im Noviziat und wagte nicht, der Äbtiſſin vor Augen zu treten, aus Angſt, dieſe möchte ſie ein zweitesmal gehen heißen.

Sie wurde indes von der hohen Frau nicht beachtet.

Ihr ging der Verrat, den ſie an der, ihr von allen Frauen am nächſten ſtehenden Benedikta erlebt hatte, ſehr nahe; es hätte ſie nicht leicht ein empfindlicherer Schlag treffen können; ſie hatte Frau Benedikta zu kennen geglaubt und ſah ſich bitter enttäuſcht. Darauf kam ſie immer wieder zurück, als ſuche ſie einer innern Stimme zu entfliehen, einer Mahnung: Hatteſt du ein Recht, nach allem was ſie dir geſagt, Maria im Kloſter zu behalten?

Nun aber hatte ſie ja das Mädchen gehen heißen — und zwar in Gegenwart der Frau Benedikta —

Die Frau Äbtiſſin hatte die volle Strafgewalt über ihre Untergebenen; Vergehungen gegen die Ordensregel oder den der Vorgeſetzten unbedingt ſchuldigen Gehorſam pflegten mit zeitweiliger Einſperrung oder Verbannung aus dem Kloſter beſtraft zu werden. Eine Kongregation desſelben Ordens in Frankreich war der Ort, wo die räudigen Schafe bei harter Arbeit und ſtrenger Zucht Gelegenheit hatten, ihre Vergehungen abzubüßen.

Frau Benedikta war von zarter Geſundheit; der Äbtiſſin widerſtrebte es, die arme Verblendete dem rauhen Leben in jener Kongregation preiszugeben. Es kam noch etwas dazu; Maria war nicht gegangen — würde ſie auch bleiben, wenn Frau Benedikta das Kloſter verließ? Dieſe aber, die ihr, der Äbtiſſin, heimlich entgegengearbeitet, die geglaubt hatte, mehr zu vermögen als die Machthaberin des Hauſes, war es nicht viel heilſamer, ſtatt ſie zu verbannen, ihr zu zeigen, wie ohnmächtig ſie war?

Jawohl, ſie ſollte bleiben.

Die Superiorin wurde weder ihres Amtes enthoben noch in die Verbannung geſchickt, nur ihre bisherige Thätigkeit durfte ſie nicht weiter ausüben. Die Bibliothek wurde ihr zugeteilt und die Armenpflege. Letztere hatte die Äbtiſſin bisher noch nie aus den Händen gegeben; ſie gab alſo, indem ſie ſtrafte, ihrer Superiorin zugleich einen neuen Beweis ihres Vertrauens.

Ein Gemurmel der Bewunderung ging durch das ganze Kloſter; Maria ſchluchzte wie eine Erlöſte auf; ſie fiel in einer Ecke des Korridors mit der ganzen Leidenſchaft ihres Weſens vor der Äbtiſſin auf die Kniee:

„Behalten Sie mich, o behalten Sie mich — nichts ſoll mir mehr ſchwer werden.“

„Dann ſtehen Sie auf, mein Kind,“ ſagte die ehrwürdige Frau, „und fangen Sie vor allen Dingen damit an, ſich ſelbſt zu bezwingen.“

Frau Benedikta allein wußte, wie ſchwer die Strafe war, die ſie traf. Man enthob ſie ihrer ureigenſten Beſtimmung — der Ausübung und Lehrung ihrer Kunſt; durch die Armenpflege aber wurde ihr allzuweiches Herz auf eine Probe geſtellt, der ſie nicht gewachſen war.

Als die Äbtiſſin ihr die Summe Geldes einhändigte, die am Armentage nicht überſchritten werden durfte, fügte ſie die Bemerkung hinzu:

„Sie werden ſehen, Frau Superiorin, wie es um die Menſchen da draußen beſtellt iſt — und Sie werden lernen —“

Der Bibliothekraum befand ſich im Turm

oberhalb der Muttergotteskapelle, mit der er durch eine Wendeltreppe verbunden war; eine zweite Treppe führte in das Nonnenchor.

Es war ſchön da oben, wenn die Sonne zu den hohen, von Frau Benedikta bemalten Bogenfenſtern hereinflutete und die Tauſende von Bänden, die auf Regalen bis hinauf zur Decke ſtanden, mit ihrem Licht umfloß. An düſtern Tagen aber konnte man ſich in dieſem modrigen Raume, der die Vergangenheit des Kloſters barg, wie eingeſargt vorkommen. Es tönte kein Laut da herein; die Thüren waren gepolſtert; auch ſah man nicht ins Freie, da nur der obere Teil der Fenſter vermittelſt einer Vorrichtung zu öffnen war.

Die Bibliothek war einer der größten Schätze des Kloſters; das Verzeichnis dieſer ſeit Jahrhunderten angehäuften Maſſe von Büchern war noch immer nicht zu Ende gebracht, denn zu einer Bibliothekarin reichte die geringe Anzahl der Nonnen nicht aus.

So war dieſer Raum mit der Zeit zur Strafanſtalt rebelliſcher Frauen geworden, die beim Regiſtrieren und Aufzeichnen der Bücher ihre innere Ruhe wieder erlangen ſollten.

Ein ſchrecklicher Tag für Frau Benedikta, als ſie zum erſtenmal in dieſe tote Welt einzog. Sie wußte, hier in dieſer abſoluten, von allem Leben abgeſchloſſenen Einſamkeit war Frau Notburga verrückt geworden.

Ein ſchmaler Gang nur trennte die Bibliothek vom Noviziat; Frau Franziska war an die Stelle von Frau Benedikta geſetzt worden. Wohl nicht für lang; die Äbtiſſin ließ eine Kraft, die dem Kloſter nützen konnte, nicht gerne brach liegen; das wußte Frau Benedikta. Es handelte ſich alſo nur um die paar Jahre, die Maria noch im Noviziat zuzubringen hatte, ſo lange wohl ſollte Frau Benediktas Einfluß fern gehalten werden.

Sie ſah ihr Sorgenkind nur noch während der Mahlzeiten und im Chor, denn Frau Benedikta teilte nicht mehr die gemeinſamen Rekreationsſtunden.

Maria hatte ihr Lehrerinnenexamen beſtanden und trug jetzt den weißen Schleier der Novizinnen. Die Äbtiſſin hatte ihr die geiſtigen Übungen des heiligen Ignatius in die Hand gegeben, und Marias Seele floß über in inbrünſtiger Bewunderung für dieſen großen Heiligen; an ſeiner Hand ging ſie in beſtändigem Stillſchweigen, in tiefſter Geiſtesſammlung ihrer Profeß entgegen. Kämpfen und Beten war die hohe Lehre, und durch die wunderbare Verkettung von Gedanken, Grundſätzen und Glaubenswahrheiten wurde Maria kraft dieſes Buches und ihres immer tieferen Eingehens in das Leben der heiligen Thereſia in eine Exaltation hinein getrieben, die keine Grenzen kannte. Sie vermied es, Frau Benedikta auch nur anzuſehen; wenn die liebe, zarte Geſtalt einmal unvermutet im Korridor oder im Kreuzgang vor ihr auftauchte, floh Maria wie vor der Sünde. Das mußte ſo ſein, jedes andre Gefühl als die Liebe zu Gott mußte in ihr abſterben.

Sie hatte viel gut zu machen, ſie konnte ſich nicht tief genug vor der ehrwürdigen Mutter beugen, die für ſie und Frau Benedikta ſo voll der Gnade war. Und die jetzt in ihrer erhabenen Güte die ſchwache Seele unabläſſig ſtützte und anfeuerte, auf daß ſie täglich reiner und vollkommener werde, um endlich bei ihrer Gelübdeablegung im vollkommenſten Sinne des Wortes den feierlichen Vertrag verwirklichen zu können:

„Suscipe, Domine — nimm hin, o Herr, und behalte — ergreife, erhebe nach oben alle meine Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verſtand und allen meinen Willen und was ich ſonſt noch habe und beſitze —“

„Ich muß faſt annehmen,“ meinte die ehrwürdige Mutter eines Tages, „daß Sie von Kindheit an unter einem gefährlichen Einfluß geſtanden haben und daß es dieſer war, der Ihre Verirrungen begünſtigte, ſtatt ihnen entgegen zu treten.“

Es war kein Name genannt worden, aber Maria wußte, wen die ehrwürdige Mutter meinte, und ſie ſchwieg —

Es war ein entſetzliches Schweigen; ſie fühlte, daß ſie in dieſem Augenblick eine große Schuld auf ſich lud, und dennoch brachte ſie kein Wort über die Lippen.

Die klaren, kalten Augen der Äbtiſſin hielten in Marias Innern jeden Ausſpruch, der ihr unbequem hätte werden können, nieder. Sie entließ die Novizin mit einem freundlichen:

„Fahren Sie ſo fort, mein Kind, ich bin mit Ihnen zufrieden.“

Nein, ſie kannte Maria nicht, ſie hatte keine Ahnung von den Mächten, die in dieſem Augenblick hinter den geſenkten Wimpern der Novizin ihr Weſen trieben.

Maria kam wie eine Verſtörte von dieſer Unterredung zurück; wie Petrus an ſeinem Heiland, ſo hatte ſie an Frau Benedikta gehandelt. Warum, warum hatte ſie geſchwiegen? Sie begriff es nicht, ſie wußte nicht, warum ſie in jenem Zimmer, auf dem kleinen harten Beichtſchemel eine ſo ganz andre war als ſie ſelbſt —

Und doch — wie hätte ſie es wagen dürfen, der hohen Vorgeſetzten zu widerſprechen — ſie, die Letzte, die Sündigſte von allen? Sie hatte ſich zu beugen; es war ſchon Sünde, über die Worte der Äbtiſſin auch nur nachzugrübeln. Sie wollte auch nicht — nein, ſie wollte nicht — und dennoch ſchwieg es nicht in ihr —

Sie ſehnte ſich nach ihrer Seele, nach einer Seele, der ſie ſich hätte anvertrauen können, die verſtehen und helfen konnte, ſie von dem Druck, der auf ihr laſtete, befreite —

12.

Eines Tages, die Kloſterfrauen ergingen ſich im Garten, flatterte ihnen eine merkwürdige Erſcheinung im Laubweg entgegen. Sie trug eine halb ſtädtiſche, halb klöſterliche Kleidung, ihr ſchwarzer Mantel wehte im Wind, und ſie nickte und nickte und lachte mit dem ganzen Geſicht, während ihre unſteten, lauernden Augen von einer der Frauen zur andern flogen.

„Allmächtiger Gott,“ ging es durch die Reihen, „Schweſter Pauline iſt wieder da —“

„Ja wohl, da bin ich wieder, da bin ich wieder,“ rief ſie, ohne ſich im geringſten von den wenig erbauten Mienen der ihr entgegenſchreitenden Frauen einſchüchtern zu laſſen, „die Sehnſucht hat mich hergetrieben, mein gutes altes Kloſter bleibt eben doch das Beſte.“

Sie beugte ſich über die Hand der Äbtiſſin und drückte jeder der Frauen den Schweſternkuß auf die Wange, indem ſie jedesmal mit derſelben affektierten Gebärde die Arme ausbreitete.

„Sie iſt noch gerade ſo affektiert wie früher,“ flüſterte Frau Eulalia Frau Cäcilia zu.

„Und noch gerade ſo überſchwenglich,“ meinte dieſe.

„Gott bewahre uns in Gnaden,“ ſeufzten beide.

Die Äbtiſſin war mit den ſie umgebenden Frauen weitergeſchritten, ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftigt: wie werde ich ſie wieder los?

Schweſter Pauline ging zwiſchen Frau Petronilla und der Novizenmeiſterin, die neugierig war, ob ihre ehemalige Schülerin aus ihrer Begabung Nutzen gezogen habe.

„Womit hat man ſich all die Zeit her beſchäftigt?“ begann Frau Scholaſtika ihr Examen.

„O, ich bin in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur bewandert wie keine,“ lautete Schweſter Paulines prompte Antwort.

„Alſo ein gutes Examen beſtanden?“

„Ließ man mich dazu kommen,“ fuhr Schweſter Pauline auf, „ich könnte Ihnen erzählen — Schauergeſchichten könnte ich Ihnen erzählen —“

Die jüngeren Nonnen, die hinterdrein gingen, lauſchten mit allen Ohren. Sie kannten Schweſter Pauline nicht, hatten aber genug von ihr gehört, um ſich auf das lebhafteſte für deren wechſelvolles Schickſal zu intereſſieren.

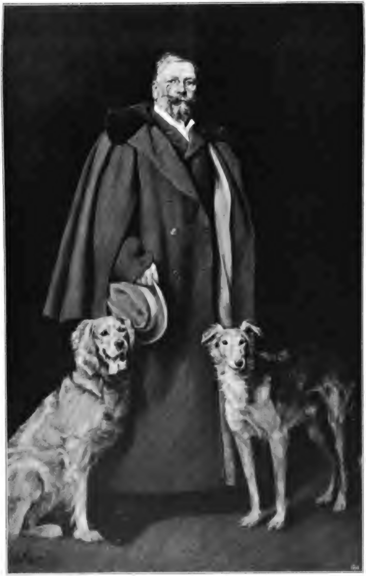
Schweſter Pauline fing an, von den Klöſtern zu ſprechen, in denen ſie ſich herumgetrieben hatte und machte ſie alle ſchlecht. Wegen kleiner nichtsſagender Vergehen hatte man ſie gerade dann an die Luft geſetzt, wenn ſie im Begriffe war, ihr Examen zu machen. Die Nächſtenliebe, nirgends, bei keinem Menſchen hatte ſie ſie gefunden, weder im Kloſter noch in der Welt.

„Und Ihre Nächſtenliebe?“ erkundigte ſich Frau Petronilla.

Die Frage wurde überhört; Pauline war glücklich, denn ſie hatte Zuhörer, ihr Senſationsbedürfnis fand ſein Genüge.

Sie weinte, ſie ſchluchzte:

„Ich bin einmal zum Unglück geboren; die Unglücklichen ſind Gottes Lieblinge; ich ging ins Kloſter, um Buße zu thun für meine arme Mutter, mit der kein Menſch zu leben vermochte; ich ſuchte den Frieden und fand ihn nirgends, und es iſt der größte Schmerz meines Lebens, daß gerade die Gottgeweihten mir das Leben ſo ſchwer machten. Ich bin jetzt ohne Mittel, aber ich habe glänzende Ausſichten. Ich erwarte es als ein Werk der Nächſtenliebe, daß man mich hier behält bis meine Briefe eintreffen; es handelt ſich um ausgezeichnete Stellen; ich brauche nur zu wählen.



Bildnis des Herrn Profeſſors Ferdinand Keller
Nach dem Gemälde von O. Propheter

Digitized by Google

„Sie legen doch ein gutes Wort für mich ein, meine liebe Novizenmutter,“ wandte ſich Pauline an dieſe, „in Erinnerung der großen Anhänglichkeit, die ich Ihnen früher bewieſen.“

Frau Scholaſtika ſtieß ihr trockenes Lachen aus; Paulinens Noviziatzeit war für ſie eine Zeit des Schreckens geweſen; ohne ein Wort auf die Bitte der ehemaligen Schülerin zu erwidern, eilte die Nonne mit großen Schritten den andern Frauen nach.

„So iſt's,“ ſeufzte der Eindringling, „es iſt das Los der Unglücklichen, verlaſſen zu werden.“

Und ſie klammerte ſich feſt an Frau Petronillas Arm:

„Ich habe Sie immer am liebſten gehabt, Gott iſt mein Zeuge, und darum iſt es Ihre Pflicht, ſich für mich zu verwenden; ich will alles thun, jede Arbeit, nichts iſt mir zu gering. Oder hätten Sie ganz vergeſſen, wie oft ich Sie in der Ökonomie aufgeſucht habe?“

„Nein,“ lachte Frau Petronilla auf, „daran denke ich noch recht gut; jedesmal ſpielten Sie mir einen andern Streich; einmal verſteckten Sie mir den Schleier, daß ich barhäuptig vor der Äbtiſſin erſcheinen mußte, was mir eine höchſt empfindliche Strafe zuzog —“

„Welch eine himmliſche Gelegenheit, Böſes mit Gutem zu vergelten,“ rief Pauline mit unbeſchreiblicher Scheinheiligkeit aus. „Mich in die ſchlechte Welt hinausſtoßen, es wäre Mord —“

„Und dieſe ausgezeichneten Stellen, von denen Sie ſprachen —“

Pauline hörte nicht hin.

„Laſſen Sie mich von den entſetzlichen Erfahrungen, die ich in meinem Weltleben gemacht, ſchweigen —“

Sie ſchlug ein großes Kreuz in die Luft:

„Man hat mich gehetzt, wie ein wildes Tier; zuweilen ſtand ich ohne einen Heller auf der Straße; in einem Hauſe wollte man mich zwingen, proteſtantiſch zu werden; der Pfarrer war ſchon da, ich floh durchs Fenſter. In einem andern Hauſe — o Gott, ich war nirgends länger als zwei Tage; ich brauchte nur den Mund aufzuthun, ſtaunten mich die Leute an wie ein wildes Tier und alles fiel über mich her —“

„So ging's gerad meinem Hühnchen,“ ſagte Frau Petronilla, „ein kleines Hühnchen hatte das Bein gebrochen, ich richtete es wieder ein und behielt das Tierchen bei mir. Es ging aber nicht mehr von mir weg und machte ſich's bequem, bald in meinem Ärmel, bald im Bruſtlatz meiner Schürze. Manchmal im Refektorium merkte ich plötzlich, daß ich's im Ärmel hatte, aber es war ein kluges Tierchen, es wußte immer ganz genau, wann es zu ſchweigen hatte. Mit der Zeit iſt's ein großes Huhn geworden und recht unbequem, denn es wollte ſeine alten Gewohnheiten nicht laſſen. Da bracht ich's in den Hühnerhof. Das war eine Geſchichte; ſie fuhren alle auf mein armes Huhn los; ſie verſtanden ſich offenbar nicht mehr, mein Huhn redete eine ihnen fremde Sprache. Sie hätten mir's tot gepickt; da ließ ich's in Gottes Namen ſchlachten.“

„Ja, das iſt meine Geſchichte,“ rief Pauline aus, „ich paſſe nicht mehr in die Welt und in den Klöſtern wollen ſie mich nicht behalten —“

Sie weinte krampfhaft, ſie ſchluchzte und rang die Hände.

„Es geht mir wie dem Menſchenſohn, ich habe keine Stelle, wo ich mein Haupt niederlegen kann —“

Sie wandte ſich um:

„Ach meine lieben Schweſtern in Gott, beten Sie für mich Ärmſte aller Armen —“

Die jungen Nonnen waren voll Mitleid; in Marias Augen ſtanden Thränen; wie konnte man ein ſo armes Geſchöpf ſeinem Schickſal überlaſſen!

Sie eilten alle miteinander zur Äbtiſſin und beſtürmten ſie, Pauline zu behalten.

Frau Petronilla meinte:

„Ich könnte es einmal mit ihr in der Ökonomie verſuchen.“

Der Äbtiſſin war die Zeit des Unfriedens, die Schweſter Pauline über das Kloſter herauf beſchworen, noch in lebhafter Erinnerung; ſie beſann ſich, und keine der ältern Nonnen unterſtützten die jüngern in ihrer Bitte für Pauline. Dieſe ſtand nicht weit und ſchluchzte zum Erbarmen.

Endlich meinte die Äbtiſſin, wenn ſich die ehemalige Novizin entſchließen könne, die Stellung einer Laienſchweſter einzunehmen, wolle ſie es auf einen Verſuch ankommen laſſen. Das Verlaſſen der Ökonomie, der Verkehr mit den Frauen wurde ihr auf das ſtrengſte unterſagt; bei der erſten Widerſpenſtigkeit habe ſie das Kloſter zu verlaſſen.

Maria mußte zuweilen an das ſeltſame

Weſen denken, das durch ihre und der jüngern Nonnen Fürbitte Aufnahme im Kloſter gefunden hatte. Ohne ſich zu der excentriſchen Perſon, deren Blick und Weſen etwas Unheimliches für ſie hatte, hingezogen zu fühlen, begriff ſie doch nicht, wie man nur einen Augenblick daran denken konnte, einem ſo unglücklichen, vom Schickſal verfolgten Geſchöpf die Hilfe zu verſagen.

Sie war eines Sonntagnachmittags nach der Veſper allein im Garten; es war ihr erlaubt, in ihren freien Stunden Blumen und Ranken für ihre Zeichnungen auszuſuchen.

Plötzlich, in der Nähe der Ökonomiegebäude, geſellte ſich Schweſter Pauline zu ihr. Sie trug das ſchwarze Häubchen und den ſchwarzen Kragen der Laienſchweſtern, und ihre Gebärden waren die einer demütig Dienenden.

Maria in ihrem weißen Gewand, die Stirne umrahmt von dem weißen Schleier der Novizinnen, ſah wie ein Engel des Lichts neben dieſer düſtern Perſönlichkeit aus, deren dunkle, unſtete Augen nichts weniger als Gottergebenheit ausdrückten.

Sie warf ſich faſt vor Maria auf die Kniee:

„Sie wiſſen, o ja, Sie wiſſen, ich bin eine große Sünderin —“

Ganz beſtürzt wich die Novizin von ihr zurück und meinte leiſe, mit vor Verlegenheit hochroten Wangen:

„Ich bin doch auch eine Sünderin.“

„O ich habe Sie erkannt,“ rief Schweſter Pauline aus, „Sie ſind nicht hochmütig wie die andern, Ihre Seele iſt gut, Ihre Seele iſt rein — ich liebe Sie in Gott unſerm Herrn, deſſen treue, unglückliche Magd ich mich in Demut nenne. Liebe Schweſter in Gott, welch ein Leben muß ich führen — in der Erde graben, Waſſer ſchleppen, das Vieh ſäubern, dazu alle Verrechnungen, alles bürdet mir dieſe gewiſſenloſe Frau Petronilla auf — mir, ſo begabt, die ich klafterhoch über ihr ſtehe an Bildung und Wiſſen. Eine einzige Gelegenheit, dies Wiſſen zu zeigen und Frau Scholaſtika wäre geſchlagen, im Triumph würde man mich an ihre Seite ſtellen — Sprechen Sie ein Wort für mich, machen Sie die Äbtiſſin auf meine hervorragenden Kenntniſſe aufmerkſam — Sie können, Sie dürfen mich nicht meinem Schickſal überlaſſen —“

Maria, durch die unbeſchreibliche Sicherheit der Sprecherin ganz verwirrt, meinte:

„Aber Frau Scholaſtika wird gewiß Ihre Kenntniſſe anerkennen, wenn Sie —“

„Die,“ rief Schweſter Pauline aus, nahm aber ſofort einen andern Ton an, als ſie Marias erſtaunten Geſichtsausdruck gewahrte —

„Frau Scholaſtika hat mich nie verſtanden,“ ſeufzte ſie, „ich bin überhaupt nie verſtanden worden. Der heilige Eifer meiner Seele ging immer zu weit. Ich wollte überall einen ſtrengern, eifrigern Gottesdienſt einführen, und das war mein Unglück. Man ſtelle mich an meinen Platz und ich thue Wunder. Helfen Sie mir dazu — ich höre, die Frau Äbtiſſin zeichnet Sie beſonders aus, gebrauchen Sie Ihren Einfluß, um meine Seele vor dem Untergang zu retten. Ach meine arme Schweſter, es kommt mir vor, als ſeien auch Sie nicht ganz glücklich; ich habe Sie beobachtet, der Blick Ihrer Augen iſt kein in ſich zufriedener, ſondern ein ſuchender. Was fehlt Ihnen, was ſuchen Sie, meine geliebte Schweſter, ich möchte Ihnen mit meinem Herzblut dienen dürfen —“

„Ich weiß nicht,“ ſtammelte Maria, „aber ich glaube doch nicht — o nein, ich bin wirklich nicht unglücklich — gewiß, ich will thun was ich kann, ich werde mit der Frau Äbtiſſin ſprechen —“

Sie ging raſch davon; unten im Laubgang erſchien die Äbtiſſin, und Schweſter Pauline machte ſich aus dem Staube.

Noch am Abend desſelben Tages teilte ihr Frau Petronilla mit, die Äbtiſſin laſſe ihr ſagen, wenn ſie ſich noch ein einzigesmal unterſtehe, eine der Frauen anzuſprechen, ſo ſei ihr Aufenthalt im Kloſter zu Ende.

Am folgenden Morgen fand Maria in ihrem Gebetbuch, das auf ihrem Platz im Chore zu liegen pflegte, folgendes Billetchen:

„Geliebte Schweſter im Herrn!

Es thut mir ſehr leid, Ihnen ſagen zu müſſen, aber Sie miſchen ſich auf die unbeſcheidenſte Weiſe in Sachen, die Sie gar nichts angehen. Sie haben es nun auf dem Gewiſſen, mich durch Ihre Indiskretion mit der Frau Äbtiſſin völlig überworfen zu haben.

Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen den Kummer, den Sie mir gemacht haben. Gott möge Sie behüten, daß Sie nicht noch einmal ſolche Sachen machen, denn Sie ziehen ſich ſchwere Verantwortlichkeiten zu.

Leben Sie wohl, liebe Schweſter, in Gott.

Schweſter Pauline.

P. S. Von mir hören Sie und ſehen Sie nichts mehr. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“

Maria war ſo beſtürzt, ſo über alle Begriffe verletzt, daß ſie mit ihrem Briefchen ganz außer ſich zu Frau Scholaſtika eilte.

Die Novizenmeiſterin lachte:

„Das hat ſie von jeher losgehabt, die vortreffliche Schweſter Pauline, es regnete nur ſo Billetchen während ihrer Poſtulantenzeit; niemand ging leer aus. Aber über ſolche Geringfügigkeiten außer ſich geraten, iſt Unſinn.“

„Ich — ich —“ ſtotterte Maria, „das muß einem doch wehe thun — das iſt ja häßlich, ich habe ihr vertraut, ich wollte ihr helfen —“

„Eben das war unrecht,“ unterbrach ſie Frau Scholaſtika, „Sie haben aus eigenem Antrieb weder zu helfen, noch zu raten, Sie haben nur zu gehorchen —“

Ob Frau Benedikta auch ſo geſprochen hätte?

Maria erſchrak. Durfte ſie ſolche Vergleiche machen?

Und es blieb nicht bei dieſem einen; es war ganz ſeltſam, Paulinens Verrat hatte ihr die Augen geöffnet; ſie ſah und merkte plötzlich Dinge, die ſie früher nicht geſehen hatte.

Es war alſo möglich, Gott im Munde zu führen und nicht gut zu ſein —

War dieſe ſich in Demut verzehrende Frau Franziska nicht auch am Ende ein wenig ungut mit ihrem ewigen, wenn auch milden Tadeln? Nichts war ihr recht an Marias Arbeiten; mit lächelnder Miene zog Frau Franziska gegen der Schülerin Eigenart zu Feld und brachte Maria mit der Zeit um die ganze Freudigkeit ihres Schaffens.

Es war am Vorabend des Fronleichnamtages; Maria, die das Amt der Sakriſtanin zu verwalten hatte, brachte Blumen um Blumen in das Nonnenchor, dem ſie zur Feier des hohen Feſtes den höchſten Schmuck verleihen wollte. Als ſie eben zum drittenmal, die Arme voll Blumen, in das Chor trat, ſaß Frau Cäcilia am Harmonium. Sie ſaß im Glanze der Abendſonne, die den hohen Raum durchflutete.

Maria ließ ihre Blumen auf die Schwelle ſinken und kniete auf die harten Steinſtufen nieder. Sie verſank in den Anblick der ſingenden Nonne und eine plötzliche Freudigkeit erfüllte ihr Inneres, ein vollkommenes Vergeſſen von allem was da war, kam über ſie — Sie genoß mit allen Sinnen das wahrhaft Schöne und Künſtleriſche, das dieſe Frau durch ihre Erſcheinung und ihren Geſang in vollkommener Harmonie bot.

Es jauchzte auf in ihr; endlich eine heilige, eine edle Seele —

„Ich werde ihr alles ſagen,“ nahm ſie ſich vor, „und ſie wird mich tröſten, wie mich Frau Benedikta getröſtet hat — alles Traurige wird ſie mir von der Seele nehmen —“

Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Die ſingende Nonne am Harmonium ſah dieſe Thränen; Thränen galten ihr als liebſtes Entgelt für ihren Geſang.

Was ſie an Seele beſaß, hatte ſich in ihre Stimme geflüchtet; hatten doch die ſie vergötternden Eltern und Geſchwiſter alles gethan, um ſie zur Egoiſtin zu machen. Sie brauchte nie etwas zu geben, ſie hatte nur zu nehmen; ſie bemerkte nicht einmal die vielen Opfer, deren Mittelpunkt ſie war. Quälte ſie ſich nicht redlich, um eine große, bedeutende Künſtlerin zu werden, und konnte man mehr von ihr verlangen? Wie eine Prinzeſſin wollte ſie eines Tages zu den Ihren zurückkehren und ſie mit einem Schlage reich machen.

Allein es kam anders; ihr erſtes öffentliches Singen in einem Konzert war auch ihr letztes; ihre Eitelkeit wurde auf das tiefſte verletzt durch eine hämiſche, böswillige Kritik — Die Rache eines Herrn der Preſſe, der einen allzu vertraulichen Ton gegen das junge Mädchen angeſchlagen, und ſie hatte dem Menſchen die Thüre gewieſen.

Jene Kritik war der erſte Tadel, der das junge Mädchen traf, das erſte harte, boshafte Wort — Und ſie hatte keinen Halt in ſich, keine Kraft, keine Selbſtverleugnung; all ihre Pläne und Luftſchlöſſer fielen bei dieſem erſten Stoß zuſammen.

Die Erfahrung, die ſie gemacht, ließ ihr die Welt als einen Abgrund von Schlechtigkeit erſcheinen und ohne ſich zu beſinnen, ohne ſich von den Bitten und Thränen ihrer Angehörigen bewegen zu laſſen, trat ſie ins Kloſter.

Sie war nicht ſtrenger gegen andere als gegen ſich ſelbſt und war überzeugt von dem, was ſie ſagte. Die Frau Äbtiſſin ſah in der korrekten Frau, die ſich nie vergaß, ihre Nachfolgerin. Vielleicht eben darum hatte ſie nicht gern mit ihr zu thun; ſie gingen immer getrennt, jede mit ihrem Hofſtaat, und die gleiche Atmoſphäre der Huldigung und Bewunderung umgab ſie beide, die hinwiederum ihren Pflichten mit derſelben Vollkommenheit gerecht zu werden ſuchten.

Als Frau Cäcilia nach Beendigung ihres Geſanges das Chor verließ, eilte ihr Maria mit gefalteten Händen entgegen:

„Bitte, o bitte — ich bin ſo ſchrecklich allein — ſeien Sie gut zu mir —“

Und ſie preßte ihre heiße Wange gegen das Geſicht der Frau Cäcilia.

Die Nonne wich erſtaunt zurück:

„Was fällt Ihnen ein, bitten Sie um die Liebe Gottes —“

Und mit einer bezeichnenden Wendung des Hauptes nach dem Altar, wandte ſie ſich zum Gehen.

Maria hatte bei Frau Cäcilias Worten die erhobenen Arme ſinken laſſen; ſchweigend ſahen ſich die beiden Frauen an, ſchweigend gingen ſie auseinander.

Draußen blieb Frau Cäcilia plötzlich ſtehen; hörte ſie den ſchmerzlichen Laut, der ſich aus der Novizin Seele rang?

Sie wandte ſich um; gewiß, ſie hatte Mitleid mit Maria, ſie hätte ihr mögen ein Wort des Troſtes, der Erbauung ſagen —

Warum that ſie es nicht? —

Es war ihr eine Erinnerung gekommen, die Erinnerung an den Ausſpruch einer alten Dame, die einmal in tiefſtem Erſtaunen zu ihr geſagt hatte: „Wie kann man ſo warm ſingen und ſo kalt ſprechen!“

Und ſie kehrte nicht zurück, ſie konnte nicht zurückkehren, weil ſie fühlte, daß ſie das, was dieſe Bittende von ihr verlangte, nicht zu geben hatte.

Maria nahm ihre Blumen wieder auf und fuhr fort, den Altar zu ſchmücken.

Thränen verdunkelten ihren Blick, das Herz that ihr unſagbar weh.

Ach dieſer Geſang, ſo ſchön, ſo die ganze Seele löſend und befreiend — und dann, aus dieſem ſelben Munde nicht ein einziges Wort der Güte —

„Es ſoll wohl ſo ſein,“ ſeufzte ſie, „ich darf an keinem Menſchen hängen — ich muß durch die tiefſte Bitternis, ich muß die Leiden meines gekreuzigten Erlöſers in meiner eigenen Seele kennen lernen —“

Der andere Morgen brachte ihr eine erſchütternde Überraſchung.

Sie war mit den beſten Vorſätzen an ihre Aufgabe gegangen; ſie wollte ihre für eine Altardecke beſtimmte Zeichnung, die Frau Franziska ſchwer getadelt hatte, ändern und ſich in aller Demut fügen.

Als ſie ihre Mappe öffnete, fand ſie ihr Muſter korrigiert, eine maßvolle Hand, Frau Benediktas Hand, hatte hier und da Andeutungen angebracht und das zu viel weggewiſcht; am Rande der Zeichnung ſtand in blaſſen Buchſtaben: „Nicht gut.“

Maria mußte ſich mit aller Gewalt zuſammennehmen, um der grenzenloſen Freude, die wie ein belebender Strom durch ihre Seele zog, Herr zu bleiben. Sie war nicht mehr allein; die Gütige, die Liebe, wenn ſie auch nicht mehr zu ihr ſprechen durfte, war wieder da und half ihr weiter.

Es war hohe Zeit.

Nun aber mit jedem Morgen fand Maria eine Korrektur der geliebten Lehrerin vor, ein „beſſer“ — ein „gut“, ſchließlich ein „ſehr gut“.

Sie hatte ſich ſelbſt wiedergefunden, ließ Frau Franziskas Tadel ruhig über ſich ergehen und folgte in aller Stille den Weiſungen ihrer Lieblingslehrerin.

Und als ſie eines Tages vor die Äbtiſſin gerufen wurde, bei der ſich Frau Franziska über der Novizin Eigenmächtigkeit beklagt hatte, wirkte ſich Maria bei der ehrwürdigen Mutter die Erlaubnis aus, eine Probearbeit nach ihrem Geſchmack herſtellen zu dürfen.

Der Trefflichkeit dieſer Arbeit hatte Maria ihre fernere Selbſtändigkeit zu verdanken.

So war die Zeit der Probation herangekommen, jener ſechs Monate vor der Profeß, die allein dem Gebet, Stillſchweigen und tief eingehendem Betrachten der klöſterlichen Pflichten geweiht ſind. Die beſondere Sorgfalt der Äbtiſſin wachte über der jungen Seele, die vollkommen rein und heilig dem himmliſchen Bräutigam entgegengeführt werden ſoll.

Maria aber hatte ein Geheimnis — dieſen allem Verbote zum Trotz heimlichen Verkehr mit Frau Benedikta — Je mehr ſie von der Beredſamkeit der Frau Äbtiſſin beeinflußt wurde, um ſo heftiger ſchlug ihr das Gewiſſen; ſie war nicht rein mit dieſem Unrecht auf der Seele; ſie mußte beichten oder als unwürdige Braut ihrem Herrn und Heiland entgegentreten —

Eines Tages in der Kirche begegnete Frau Benedikta dem von Zweifeln gequälten Blick Marias; ſie hatte die Urſache ihrer Kümmernis verſtanden, die Korrekturen blieben aus.

Und ſomit war der Verkehr zu Ende — Gottlob, Maria durfte ſchweigen, denn wenn ſie hätte ſprechen müſſen, hätte ſie die Arme im Turme einer noch härteren Strafe ausgeſetzt.

Sie wollte alles büßen; ſie allein, betete ſie, möchte Gott mit Strafe treffen —

Sie war zur Zeit die einzige Novizin, die ihrer Profeß entgegenging. Die große Stille um ſie her, daß ſie ruhig bei ihrer Arbeit ſitzen bleiben durfte und die Klaſſenglocke ſie für eine Weile nichts mehr anging, wie wohlthätig war ihr das. Zum erſtenmal kehrte ein Gefühl wirklicher Ruhe in ihre Seele ein. Sie wußte nicht, daß dieſe Stille in ihr nur Erſchöpfung war, nach den Jahren des Kampfes, der Zweifel, der ununterbrochenen Arbeit an ſich ſelbſt — Es ging ihr wie einem Vogel, der ſo lange gegen das Gitter ſeines Käfigs wütet, bis ihn die Kräfte verlaſſen. War er nun zufrieden, weil er ſtille geworden?

Sechs Monate lang beten und betrachten, in tiefſter Einſamkeit, nichts anderes denken und wollen als ſich innerlich zu reinigen, zu heiligen und in der Entſagung zu üben —

Schon nach vier Wochen vermochte Maria ihren Gedanken nicht mehr zu gebieten. Vom Fenſter des kleinen Arbeitsſaales im Noviziat ſah man zum Wald hinüber; der ganze Boden lag unter einer tiefen Schneedecke; an den dunkeln Stämmen der Tannen hing der Schnee in tauſend Gebilden, wie der Wind ihn dagegen gepeitſcht hatte, und hinter dieſen ſchwarzen, weiß umſchimmerten Zweigen leuchtete lohend gelb der öſtliche Himmel; bis mit eins die güldene Herrin das Morgengrau durchbrach und ihre Strahlen über den weißen Wald hinzauberte. Langſam blaute der Himmel — und bei dieſer wunderbaren Arbeit des Lichtes nahm eine plötzliche, ganz unſagbare Wonne von Marias Seele Beſitz; ſie riß das Fenſter auf; ihr war, als müſſe ſie den ganzen herrlichen Winterwald an ihr Herz drücken; kannte ſie nicht jeden Baum, jeden Strauch dort? Ach wie glücklich war ſie damals, als ſie noch in ungebundener Freiheit all dieſe Wege durcheilen durfte —

Sie erſchrak und ſchloß das Fenſter — ſchleunigſt griff ſie zur Arbeit.

Sie ſtickte an einem Meßgewand, deſſen Muſter ſie mit großer Liebe entworfen hatte; auf dunkelrotem Atlasgrund drei himmelaufſtrebende Lilien, die ſich einem Gewirr von Dornen und Unkraut entwanden.

„Jeder Stich zur größeren Ehre Gottes!“ nahm ſie ſich vor. Aber nebenher ſtiegen Bilder auf, begleitet von jenem harzigen Tannengeruch, der Mutter Kleins Küche damals erfüllte, als das Mariele und Markus unter dem Weihnachtsbaum lagen —

Über Marias Geſicht flog ein Lächeln: Hatte Mutter Klein nicht erzählt, die heiligen drei Könige ſeien dageweſen und hätten alle ihre Geſchenke dem Markus und dem Mariele hingelegt? Und dann der Weg in der heiligen Nacht, wie der Mond ſchien und der Schnee unter ihren Füßen kniſterte —

„Wenn er nun hineinkommt,“ ſchoß es Maria plötzlich durch den Kopf, „und in ſeiner Kammer das Bild der Urgroßmutter findet“ —

„Mein Herr und mein Gott, verlaß mich nicht,“ betete ſie.

Wie durfte ſie daran denken, jetzt in dieſer Zeit.

Sie vertiefte ſich in ein Buch der heiligen Thereſia; ſowie ſie jedoch zu ihrer Arbeit zurückkehrte, war es, als ob ſie mit jedem Stich den für immer abgebrochen gewähnten Zuſammenhang mit der Vergangenheit wieder herſtellte. Was ſie je erlebt, alles Schöne, Frohe, erſtand vor ihrem inneren Auge. Sie ſtreifte mit ihrem Geſpielen durch den Wald, ſie ſaß mit ihm in der kleinen Küche — Wenn ſie eben zu beten aufhörte, im nächſten Augenblick ſtand er ſchon da und nahm ſie bei der Hand — und dann wußte ſie ſchon — hinauf in den Saal ging's — zur Urgroßmutter —

Die Aebtiſſin fand ſie einmal in Thränen; auf ihre Frage, was Maria quäle, gab ihr dieſe zur Antwort, das Bild ihrer Urgroßmutter ſtöre ſie ſo oft in ihrer Andacht.

„Danken Sie Gott, wenn Sie keine größern Anfechtungen haben,“ meinte die ehrwürdige Mutter, „wenigen von uns iſt die Zeit der Probation ſo leicht geworden wie Ihnen, mein Kind.“

‚Leicht?‘ —

Maria ſchauderte in ſich zuſammen:

‚Sie weiß ja nichts — nichts von dem Bilde der Urgroßmutter — nichts von Markus — Ach, und es will mir nicht über die Lippen —‘

Sie hatte die Erlaubnis, in ihrer Zelle auf und ab gehen zu dürfen, wenn die Anfechtungen vor dem Einſchlafen kamen. Zuweilen rannte ſie die halbe Nacht in dieſem engen Raume auf und ab, um die auf ſie eindringenden Bilder und Geſtalten loszuwerden.

Endlich — wenige Tage vor der Profeß, wurde ſie ruhiger. Maria ſah wie eine Verklärte drein: die Vergangenheit war abgethan, ſie befand ſich in Wahrheit im Stande der Gnade. Welch ein Glück nach dieſer Zeit ſo ſchweren Kampfes!

Mit dem ſichern Gefühl völliger Gottangehörigkeit legte ſie ſich am Abend vor ihrer Profeß zur Ruhe; ſie hatte ihre Generalbeichte abgelegt; ihr Gewiſſen war rein wie das eines neugeborenen Kindes; was hinter ihr lag, hatte nichts mehr mit ihr zu thun; mit dem morgigen Tag fing erſt ihr Leben an.

Sie betete ſich in den Schlaf, den Roſenkranz zwiſchen den Fingern.

Ein freundlicher Traum ſuchte ſie heim; ſie ſaß mit einer Anzahl Nonnen und Novizinnen im Noviziat; ſie waren alle fleißig bei der Arbeit; der Geſang der Frau Cäcilia tönte vom nahen Chor herüber. Alles war ſchön, friedlich und ſtill.

‚Ich bin erlöſt‘, ſagte ſich Maria in ihrem Traume, ‚es hat nichts Böſes mehr Macht über meine Seele‘.

Allein der Geſang ſchwoll mit eins gar mächtig an, es lag etwas Beängſtigendes in dieſen Tönen, als ſänge nicht mehr eine Stimme allein, als ſängen Hunderte von Stimmen, und das Gebrauſe kam näher und näher. Die Nonnen ſaßen ſtill und friedlich, Maria aber hielt ſich nicht länger, ſie ſchrie in tiefſter Angſt auf. In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, und klar und leuchtend, auf dunklem Grunde ſtand die Urgroßmutter. In wilder Flucht, wie vor etwas Böſem, ſtoben die Frauen auseinander; auch Maria eilte zur Thür, ſah ſich aber noch einmal um; ſie wußte, es war nicht recht, und that es dennoch. Da ſtand die Urgroßmutter mit ihrem glücklichen Lächeln und ſtreckte ihr die Arme entgegen.

„Nein,“ ſchrie Maria, „nein, nein, du biſt ſchlecht, du biſt böſe, du biſt die Sünde —“

Und doch bewegte ſie ſich nicht von der Stelle, ſie vermochte es nicht, denn das ſchöne, frohe Geſicht der Urgroßmutter hatte ſich plötzlich verändert; aus den lachenden Augen ſtürzten Thränen, und die erhobenen Arme ſanken ihr ſchwer am Körper nieder.

„Mein Gott, mein Gott,“ ſchluchzte Maria auf, „es iſt ja nicht wahr, ich bin dir ja gut —“

O das unendlich beſeligende Gefühl — ſie war plötzlich ein kleines Kind und lag im Schoße der liebevoll auf ſie niederlächelnden Frau. Sie weinte noch immer, denn das Gefühl, daß ſie nicht recht thue, verließ ſie nicht, aber welcher Troſt wurde ihr zuteil, welch eine wunderbare Innigkeit lag in der Berührung der Hände, die ſie hätſchelten und ihr die Thränen von den Wangen wiſchten.

„Zärtlichkeit iſt ja Sünde,“ flüſterte Maria.

„Ach nein, Zärtlichkeit iſt Wonne,“ lächelte die Urgroßmutter und nahm ſie auf und ſtieg mit ihr in die Lüfte, hoch über das Kloſter hinaus; tief unten lag die Welt, da lagen blaue Seen, fremdartige Bäume und Gewächſe, große Städte mit wunderbaren Gebäuden — Sie flogen und flogen, und Maria wußte nicht mehr, war's eigentlich die Urgroßmutter, mit der ſie flog, oder war's der große, ſchöne Engel auf dem Altarbild in der Kloſterkirche.

„Wenn er's doch wäre,“ ſeufzte ſie und wagte nicht aufzuſehen, aus Angſt, er möchte es wirklich ſein — denn in ihrem tiefſten Innern ſchrie eine Stimme:

„Urgroßmutter, Urgroßmutter, o halte mich feſt —“

Plötzlich aber kam ihr der Gedanke:

„Am End' nimmt ſie mich mit in die Hölle —“

Und ſie riß ſich mit aller Gewalt los.

„Mutter,“ ſchrie ſie in den öden Raum hinaus, „Mutter, Mutter —“

Und alſobald fühlte ſie, daß ſie ſank, mit raſender Schnelligkeit ging es hinab, und eine Angſt ohne Grenzen erfaßte ſie, denn ſie war allein — ihre Hände ſuchten umſonſt nach einer Stütze, und ſie ſchluchzte und ſchrie wie ein Kind. Da ertönte ein Geſang, jenes wunderbare Lied ertönte, das ſie all die Zeit her Frau Cäcilia hatte üben hören.

Und Maria ſtieg langſam, wie getragen in das Innere der Kloſterkirche hinab. Dieſe prangte im Schmucke der herrlichſten Blumen. —

Die Pietà aber links vom Altar — trug ſie nicht Frau Benediktas Züge —

Ja, ſie war's, es war Frau Benedikta —

„O du meine Mutter,“ ſchluchzte Maria auf und erwachte.

13.

Mit Frau Benedikta war in der Stille ihres Turmes, unter den alten Folianten, die ihre einzige Geſellſchaft bildeten, eine große Wandlung vorgegangen.

Eines Tages fiel ihr ein kleines, vergriffenes Büchelchen in die Hand, die heiligen Schriften des Neuen Teſtaments.

Die Nonnen hatten nur einen Auszug der Heiligen Schrift in Gebrauch, und Frau Benedikta begann, in dem kleinen Buch zu blättern. Da fielen ihr da und dort feine rote Bleiſtiftſtriche auf, die ſich durch das ganze Neue Teſtament hinzogen.

Weſſen Hand mochte dieſe Stellen angeſtrichen haben?

Frau Benedikta begann eine der bezeichneten Stellen zu leſen:

„Denn ſie binden ſchwere, unerträgliche Bürden und legen ſie den Menſchen auf die Schultern, ſie aber wollen dieſelben nicht mit ihrem Finger anrühren.“

Die Leſerin erſchrak; die hier ſaß und dieſe Stelle anſtrich, litt ſie unter den „ſchweren, unerträglichen Bürden“, von denen die Heilige Schrift ſprach?

Und iſt Frau Notburga dieſe Unglückliche geweſen?

Eilig forſchte Frau Benedikta weiter:

„Wenn ihr betet, ſollt ihr nicht Worte häufen wie die Heiden; denn ſie meinen, daß ſie erhöret würden, weil ſie viel Worte machen.“

Und wiederum erſchrak Frau Benedikta; ſie mußte der Nonnen im Garten gedenken, wenn jede für ſich ging, ihren Roſenkranz oder das Brevier betend, wobei ſie ſo eifrig die Lippen bewegten und nicht minder eifrig ihre Augen herumſpazieren ließen —

In der Heiligen Schrift aber ſtand:

„Du aber, wenn du beteſt, gehe in dein Kämmerlein und ſchließ die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen —“

Frau Benedikta las und las, eifrig der Schweſterhand folgend, die alle jene Stellen bezeichnet hatte, in denen den Menſchen die Weiſung ward, ihres Lebens froh zu ſein, wenn es ſchön, und ſich darin zurecht zu finden, wenn es dunkel und finſter war.

Frau Benedikta las auch, was zwiſchen dieſen Strichen ſtand; ſie ſuchte nach einem Ausſpruch, allein ſie fand nirgends die Lehre:

‚Ziehet euch von der Welt zurück‘; der Gottesſohn ſelbſt, er wartete nicht, bis die Menſchen zu ihm kamen, er ging unter ſie; auf dem Markt, in den Häuſern ſuchte er ſie auf, an ihrem Tiſch ließ er ſich nieder, ſelbſt den Umgang mit Unwürdigen verſchmähte er nicht und hielt ſeine Jünger an, zu thun wie er —

‚Und ſind wir nicht alle ſeine Jünger, alle bis auf den heutigen Tag?‘ fragte ſich Frau Benedikta.

Wenn auch geſchrieben ſtand:

„Wahrlich, ich ſage euch, ein jeder, welcher verläßt Haus oder Brüder oder Schweſtern, oder Vater oder Mutter oder Kinder, oder Äcker um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird hundertfältig empfangen —“

Hieß es nicht an einer anderen Stelle:

„Worin ein jeglicher berufen ward, Brüder, darin bleibe er bei Gott.“

Frau Benedikta atmete tief; ſie mußte manchmal das Buch weglegen, ſo mächtig rührten dieſe Stellen ihr Inneres auf.

Arme Schweſter, die da oben im Turme hauſt, was verrieten nicht die von ihr angeſtrichenen Stellen:

„Es iſt beſſer heiraten, als brennen —“ — „wer ſich verheiratet, der thut wohl, und wer ſich nicht verheiratet, der thut beſſer —“

Für dieſe Arme war wohl dieſes Beſſere nicht das Richtige geweſen —

Wunderbares Zuſammenſein, fern von den betenden Nonnen im Garten, mit dem Geiſte der hingeſchiedenen Notburga!

Denn ſie war es; am Ende des dreizehnten Kapitels der Epiſtel Pauli an die Korinther ſtand ihr Name, von einem feinen roten Rand umfaßt; darüber hinaus gab's keine Striche mehr. Verdunkelte Stellen wieſen die Spuren von Thränen auf —

Auch aus Frau Benediktas Augen floſſen Thränen; hatte die gequälte Frau nicht wiederholt nach ihr verlangt?

„Ihr Friede thut mir wohl,“ hatte ſie

einmal geſagt, aber auf die Frage der Frau Benedikta: „Kann ich Ihnen denn nicht helfen?“ weinte die Arme und ſchüttelte den Kopf: „Wie ſollten Sie mich verſtehen?“

‚O über dieſe verderbliche Unſchuld,‘ ſtöhnte Frau Benedikta auf, ‚dieſes nichts vom Leben wiſſen und nichts verſtehen wollen —‘

Jetzt, ja jetzt hätte ſie die Arme verſtehen können; Maria hatte kommen müſſen, um ihr die Augen zu öffnen, daß es eine Kraft des Fühlens gibt, die in der ſtillen Welt des Kloſters nimmermehr ihre Befriedigung finden kann.

Seltſam, und nun lieh ihr eben jene unverſtandene Frau die Hand zur weiteren Erkenntnis —

War das nicht ein Fingerzeig von oben, die Antwort auf ihre Fragen und Zweifel: was darf ich — was darf ich nicht? Das rote Fragezeichen hinter dieſem letzten Spruch:

„Die größeſte aber unter ihnen iſt die Liebe“ — was bedeutete es anders, als daß Frau Notburga dieſe Liebe nicht gefunden, daß niemand im Kloſter dies große Werk der Liebe an ihr gethan — Auch ſie, Frau Benedikta, hatte die arme Seele neben ſich verſchmachten laſſen — Und nun — war ſie nicht nahe daran geweſen, auch Maria ihrem Schickſal zu überlaſſen, in ihrem Wahne, dies ihrem Gelübde des Gehorſams ſchuldig zu ſein?

Wenn Gott ſie da heraufgeführt, damit ſie an der Hand ihrer unglückſeligen Schweſter ſehend werde, war es da nicht ſein Wille, daß ſie in Marias Schickſal eingreife?

Was aber konnte ſie thun, um die Profeß zu verhindern? Und hatte dieſe ſtattgefunden — ſie, eine Nonne, durchdrungen von der Heiligkeit der Gelübde, ſie ſollte einer anderen helfen, dieſe Gelübde zu brechen?

Frau Benedikta fand keinen Schlaf mehr; denn ſo oft ſie ſich vornahm: ‚Nein, ich thue nichts, ich darf nichts thun‘ — erſchien Frau Notburgas ſchmerzentſtelltes Antlitz vor ihrem inneren Auge, ſie hörte ihr Jammern und Stöhnen, und der Gedanke ſcheuchte ſie vom Lager:

„Gott, mein Gott, und Maria — dies urkräftige, lebensvolle Geſchöpf, wenn ſie einem ſolchen Verfall entgegenginge —“

Vielleicht wäre Notburga noch zu retten geweſen — damals, als die Unruhe in ihr anfing. Aber niemand öffnete ihr die Pforte, niemand ſagte zu ihr: Flieg aus, du traurige Seele und werde froh —

Mit der großen Traurigkeit fing's an.

Frau Benedikta beobachtete Maria in der Kirche; ſie ſah die zunehmende Bläſſe ihres Geſichts und die fremde Linie um ihren Mund — ein Mund wie zum Lachen geformt.

Und er ſollte das Lachen verlernen.

„Mein Gott,“ betete Frau Benedikta aus der Tiefe ihres gequälten Herzens, „will ich denn das Böſe? — Wenn ich ſie machen könnte, wie ich bin, wie meine Schweſtern ſind — wer von uns möchte dies Haus verlaſſen? Sind wir nicht alle zufrieden in unſerem Berufe, unſerer Gottesgemeinſchaft? Aber was wir an einer Notburga erlebt, ſollen wir es an einer zweiten erleben? O, warum haben die anderen keine Augen, warum nur ich?“

Schwer war die Laſt, unter der ſie ſeufzte — faſt nicht zu ertragen. In ſolchen Augenblicken tiefſter Seelenangſt wußte ſie ſich nicht anders zu helfen, ſie griff zum Neuen Teſtament —

Und eines Tages beim Leſen der Stelle:

„Wenn ich ſpräche der Menſchen und der Engel Sprache, die Liebe aber nicht hätte, da wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle —“

Bei dieſer Stelle tauchte plötzlich die Äbtiſſin vor ihrem inneren Auge auf, und ob Frau Benedikta wollte oder nicht, aus der innerſten Seele gellte es zu ihr heraus:

‚Sie hat die Liebe nicht, von der es heißt‘:

„Und wenn ich hätte alle Glaubenskraft, ſo daß ich Berge verſetzte, die Liebe aber nicht hätte, nichts wäre ich.“

‚Sie kennt die Liebe nicht, von der es heißt‘:

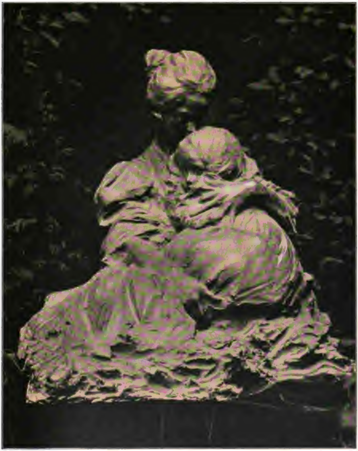
„Der Wahrheit freuet ſie ſich —“

‚Der Wahrheit muß ich mich freuen‘, wiederholte Frau Benedikta, ‚auch wenn ſie mich kränkt, auch wenn ſie mich vernichtet — Mut, Mut, mein Herz —‘

Aber ſchon im nächſten Augenblick erſchreckte ſie der Gedanke:

„Bin ich denn ſicher, daß ſie draußen glücklicher ſein wird als hier — daß ihre Seele nicht auf ewig verloren geht?“ —

Allein der Einſamen dort oben ſollte alles zur Erleuchtung, zur Entwickelung ihres inneren Menſchen gereichen.



Mutter und Kind. Skulptur von Prinz Paul Troubetzkoy
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

Was die Äbtiſſin bezweckte, indem ſie Frau Benedikta die Armenpflege anvertraute, es fiel ganz anders aus, als die hohe Frau ſich eingebildet hatte.

Sie ſelber hatte in ihrer kühlen, freundlichen Weiſe die Gaben ausgeteilt und erbauliche Worte geſprochen hinter dem Gitter des Armenſprechzimmers; allein niemand von den Bittenden hätte den Mut gehabt, ſich der hohen Frau zu nähern. Sie ſprachen wohl von ihren Leiden und Bedrängniſſen, aber es erging ihnen unter dem erziehenden Blick der Äbtiſſin genau wie den Nonnen — ſie ſagten nicht mehr als die hohe Frau zu hören wünſchte.

Kaum aber erſchien ſtatt dieſer die kleine, zarte Frau Benedikta, als auch das Vertrauen der Leute keine Grenzen mehr kannte. Der ſchmale, kahle Raum links vom Eingang des Kloſters faßte die Zahl der Bittenden nicht.

Und als Frau Benedikta einmal ſchüchtern meinte: „Aber Kinder, ihr müßt jetzt gehen, ich habe ja nichts mehr für euch —“ da gab ihr ein altes, gebeugtes Weiblein zur Antwort:

„Sie haben immer was, Sie haben gute Worte —“

Und in der That, ſie mußte es erleben, daß um dieſer ihrer guten Worte willen ein noch viel größerer Wetteifer entſtand als um das Beutelchen Silbergeld, das ihr zur Austeilung anvertraut war. Aus den Frauen und Mädchen, die kamen, um über ihr Schickſal zu klagen, entpuppten ſich allgemach Menſchen, voll der tiefſten Sehnſucht nach Güte, nach Glück und Friede.

Und ſo wurde Frau Benediktas Blick immer weiter, immer verſtehender. Wohl ſchauderte ſie über manche Einblicke, und die Dinge, die die Äbtiſſin häßlich und verabſcheuungswürdig gefunden, erfüllten auch Frau Benediktas Seele mit Schrecken, allein ſie erkannte die Urſachen dieſer Übel, und die Welt, die ſie hatte haſſen lernen ſollen, kam ihr unendlich erbarmungswürdig und ebenſo bewunderungswert vor.

Denn in dieſem Kampfe nicht erlahmen, nimmer müde werden, ſein täglich Brot zu erringen und helfen und raten, wo es not that — war das vielleicht nicht viel heiliger als die Einſchließung im Kloſter und die Verbringung der Tage mit Gebetübungen und dürftigem Liebeswerk? —

Bald kamen nicht mehr die Armen allein, auch ehemalige Zöglinge des Kloſters ſuchten Frau Benedikta heim.

Eines Tages trat eine junge Frau mit vier kleinen Knaben ins Sprechzimmer; ſie weilte zu Beſuch bei den Eltern im nahen Städtchen und wollte nicht abreiſen, ohne der ehemaligen Lehrerin ihre Knaben gezeigt zu haben.

Sie erzählte und erzählte, ohne den Blick von ihren Büblein zu laſſen.

„Sind ſie nicht herzig?“ flüſterte ſie Frau Benedikta zu.

Freilich, Arbeit machten ſie auch, ſie mußte ſich tüchtig rühren; der Mann war Beamter; ſie hatten eine wunderhübſche Dienſtwohnung mit einem großen Garten, den beſorgte ſie ganz mit ihrem Mädchen; welches Glück, daß dieſes eine Gärtnerstochter war! So hatten ſie immer Glück. Da war eine kleine Schneiderin im Ort, von der hatte ſie in kurzer Zeit ſo viel gelernt, daß ſie jetzt der Knaben und ihre eigenen Sachen ganz hübſch zuzuſchneiden verſtand. Das war eine große Erſparnis, dafür machten ſie im Sommer jeden Sonntag einen kleinen Ausflug.

„Eine herrliche Erfriſchung für meinen lieben Mann,“ verſicherte ſie, „er hat's nötig bei ſeiner anſtrengenden Berufsarbeit; aber wir klagen nicht, wir tummeln uns gern, wir ſind ja jung und geſund und glücklich — Und dann — die lieben, lieben Racker“ —

Sie küßte ihre Büblein nacheinander ab; ſie mußten Frau Benedikta die Händchen reichen.

Die junge Mutter ſah den Bemühungen der Kleinen, die ſich gewaltig ſtreckten, um ihre Fingerchen durch das Gitter zu reichen, mit lachenden Augen zu —

Sie waren gegangen; Frau Benedikta ſaß noch immer an ihrem Platz, tief in Gedanken verloren —

In ſolche Verhältniſſe — in ſolch ein Leben würde Maria paſſen — Sie wußte es mit einem Mal — ſie war ſich klar —

Es erſchien ihr wie eine Fügung, daß Gott ihr dies Leben vor Augen geführt.

Nun galt es zu wachen — die Augen offen zu halten und in Demut auf einen neuen Fingerzeig von oben warten —

14.

„Ich für meine Perſon,“ ſagte Frau Franziska einige Tage nach der Profeß zu

Maria, „ich für meine Perſon ziehe vor, die demütige Braut des demütigen, gekreuzigten Heilands zu ſein.“

„Ich doch auch,“ ſagte Maria mit etwas unſicherer Stimme.

Die Nonne lächelte: „Man braucht Sie nur anzuſehen, um zu wiſſen — Frau Thereſia hat ſich den glorreichen Heiland zum Bräutigam auserkoren. Aber der Weg zum Himmel geht über Golgatha.“

Maria ſah der mit demütig geſenkten Augen davon ſchreitenden Nonne betreten nach.

Sie ſelber ſtand unter einem Baum im Garten, Brevier und Roſenkranz in der Hand.

‚Hat nicht ein wenig Bosheit in Frau Franziskas Stimme gelegen?‘ fuhr es ihr durch den Sinn, denn ſie war nicht mehr ſo gläubig wie früher, nicht mehr ſo ganz von der Vollkommenheit ihrer Mitſchweſtern überzeugt.

Indes, Frau Franziska hatte nicht unrecht, die neue Frau Thereſia ſah nicht wie eine Braut des Gekreuzigten aus, ſondern wie das blühende Leben.

Überall um ſie her im Garten ſproßte und keimte es, die Vögel ſchmetterten in den Zweigen.

„Iſt dieſe mächtige Freude an dieſen irdiſchen Dingen auch recht?“ fragte ſich Maria.

Sie hätte jauchzen mögen, mit ausgebreiteten Armen durch den Garten eilen mögen —

Und dann urplötzlich ſtand ihr das Herz ſtill — Wenn der Augenblick kam und ſie ins Chor gerufen wurde —

Wenn ſie vor Markus ſtand — Ach dieſe brennende Röte, die ſchon der Gedanke allein ihr ins Geſicht trieb!

Warum ging ſie nicht zu Frau Benedikta, um ihr zu ſagen — ich darf nicht — Sie wiſſen es doch — ich kann unmöglich im Chor malen — ich fürchte mich, Frau Benedikta —

Aber ſie ſagte nichts; ſie wußte ſelbſt nicht warum — ſie wollte nichts ſehen und nichts hören —

„Aber wo iſt denn Frau Benedikta?“ fiel ihr eines Tages ein. Sie hatte ſie eine ganze Weile nicht geſehen, weil ſie überhaupt an nichts anderes zu denken vermochte als an jenen Augenblick — wenn ſie und Markus einander gegenüber ſtanden …

Niemand gewahrte ihren häufigen Farbenwechſel, dieſen Blick des Schreckens, den ſie plötzlich ins Leere richtete — niemand als Frau Benedikta.

Sie ſaß jetzt meiſtens an jener Stelle im Garten, wo die Alten und Leidenden ſich von der Sonne beſcheinen ließen.

Das Leben, das ſie da oben im Turme geführt, dieſes Ringen und Kämpfen mit ihrer eigenen ſchwachen, unentſchloſſenen Natur, hatte Frau Benedikta um ihre Geſundheit gebracht.

Am Tage von Marias Profeß, damals im Garten, hatte ihr zum erſtenmal das Herz ſtill geſtanden — Bei der Frage der Aebtiſſin geſchah’s — ob man das Erſcheinen des Malers in eben dieſem Augenblick, als das Chor bemalt werden ſollte, nicht für einen Fingerzeig Gottes halten müſſe?

Jawohl, das Erſcheinen des Malers war auch für Frau Benedikta ein Fingerzeig Gottes, aber in einem ganz anderen Sinne.

So fand Maria ihre bleiche Lieblingslehrerin eines Tages unter den Leidenden ſitzen.

„Iſt Frau Benedikta krank?“ wandte ſie ſich voll Schrecken an Frau Cäcilia.

„Sie iſt herzleidend,“ gab ihr dieſe zur Antwort.

„O liebſter Gott,“ entfuhr es Maria, „iſt das gefährlich?“

„Gefährlich — aber, Frau Thereſia, täglich dem lieben Gott näher kommen, das nennen Sie gefährlich?“

Es war weniger das, was Cäcilia ſagte, als der Ton ihrer Stimme, der Maria bis ins Innerſte zuſammenſchaudern machte.

Sie ſtand und blickte der weiter ſchreitenden Frau nach, und jeder Zug in deren Geſicht erſchien ihr plötzlich hart und abſtoßend.

Als ſie im Laufe des Tages die Äbtiſſin allein traf, eilte ſie mit der Frage auf ſie zu:

„Iſt’s wahr, ehrwürdige Mutter, iſt Frau Benedikta herzleidend?“

„Tragen wir nicht alle den guten Tod im Herzen, mein Kind?“ bekam ſie von dieſer zur Antwort.

Gott, Gott, wie weit war ſie noch von dieſer vollkommenen Abtötung entfernt, ſie, mit ihrem brennenden Weh im Herzen, mit ihrer irdiſchen Angſt um Frau Benediktas Leben — Sie verlieren —

Nichts hielt Stand vor dieſem Gedanken. Sie hatte dann niemanden mehr auf der Welt — niemand mehr, der ihr beiſtand — wenn — ja wenn irgend etwas geſchah —

Kurz nach der Profeß war ihr Großonkel geſtorben; ſo ſchwach und willenlos er war, ſie hatte doch immer gewußt, in ſeinem Innern pochte ein Herz.

Bei ſeinem letzten Beſuch hatte ſie ihn plötzlich gefragt:

„Iſt's wahr, daß meine Urgroßmutter eine ſchlechte Frau geweſen iſt?“

„Gut war ſie und ſchön und freudig bis ins hohe Alter,“ gab ihr der Großonkel zur Antwort. „‚Du biſt ein armes, lahmes Bürſchle‘, hat ſie einmal zu mir geſagt, ‚du wirſt dir nie dein Glück erkämpfen.‘“ Wie du klein warſt,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „haſt du mich oft an ſie erinnert — du haſt es auch verſtanden, dich um dein Glück zu wehren — damals —“

Und ſie mußte ſich geſtehen — auch jetzt war noch in ihrem Innern ein irdiſches Glücksbedürfnis — gerade in der letzten Zeit —

Nein, ſie wollte nicht nachdenken — es kam nichts Gutes heraus, wenn ſie grübelte — ſeltſame Vergleiche — wunderliche Wünſche ſtiegen in ihr auf — war ſie nicht neulich der Verſuchung nahe geweſen, ſich im Fenſter zu beſpiegeln, ob ſie der Urgroßmutter gleiche —

Die Angſt um Frau Benedikta heilte ſie von dieſen ſündhaften Anwandlungen.

Es war den Nonnen erlaubt, ſich im Garten zu ergehen, wenn ſie ihr Lager früher verließen als geboten war. Maria machte von dieſer Erlaubnis des öfteren Gebrauch; dem Landkind that die Morgenfriſche wohl; ſie genaß immer von all ihren Kümmerniſſen im Frührot des jungen Tages.

So ging ſie auch jetzt nach halb durchwachter Nacht den Laubgang entlang.

War Frau Benedikta gefährlich krank? wer ihr darauf eine Antwort hätte geben können — eine beſtimmte Antwort, nur um Gottes willen nicht wieder ſolch ſchrecklich kalte unklare Worte —

Da fiel ihr Frau Petronilla ein — warum hatte ſie nicht früher an ſie gedacht? Sie lief, daß ihr der Schleier flog. Zum erſtenmal ſeit ſie ihn trug, vergaß ſie ihrer Würde.

Frau Petronilla ſtand unter ihrer Hühnerſchar und riß die Augen weit auf, als ſie die junge Nonne daher rennen ſah.

„Ich — ich möchte — ich hab' etwas auf dem Herzen,“ ſchnitt ihr Maria die Frage vom Munde ab, „um des Himmels willen, ſagen Sie mir — iſt Frau Benedikta ſchwer krank?“

Frau Petronilla fuhr mit der Hand in den Sack voll Körner, den ſie im Arm trug, ganz mechaniſch; ſie verſuchte auch zu lachen wie immer; aber plötzlich beugte ſie das Haupt und ſchluchzte wie ein Kind in ihre großen, roten Hände hinein.

Maria ſchlang in heller Verzweiflung beide Arme um die weinende Frau.

„Sie wird uns doch nicht ſterben — ſie darf uns nicht ſterben —“

Frau Petronilla faßte ſich; ſie kannte die Urſache von Frau Benediktas Leiden; die Freundin hatte ſich ihr anvertraut —

Und in Frau Petronilla ſtieg ein tiefer Groll gegen das ahnungslos vor ihr ſtehende Geſchöpf auf:

„Es wäre nicht ſo ſchlimm,“ ſtieß ſie rauh hervor, „wenn ſie ſich ſchonte — ſie könnte noch lange leben — ja wenn — Brrr,“ machte Frau Petronilla, nahm eine Hand voll Körner und warf ſie ſo heftig über die Hühner hin, daß ſie aufkreiſchten.

Als Maria mit rotverweinten Augen aus der heiligen Meſſe kam, erwartete ſie Frau Benedikta:

„Kommen Sie, mein Kind, die Arbeit wartet im Chor; Ruhe,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie Marias tiefes Erbleichen gewahrte; und ſie erfaßte die Hand der jungen Nonne, die wie nach einem Halt ſuchend in die Luft gegriffen hatte.

Maria wußte nicht, wie ſie die Treppe hinauf kam; ſie hatte die Empfindung, als ſchreite ſie einem entſetzlichen Ereignis entgegen, als würde dieſe nächſte Minute ein fürchterliches Geheimnis enthüllen. Ihr einziger Halt war dieſe kleine warme Hand der Frau Benedikta, die ihre eiskalte ſo feſt umſpannt hielt —

So trat ſie mit den übrigen Nonnen in das Chor, äußerlich ebenſo kühl und gemeſſen wie die anderen Frauen; ſie verneigte ſich auch wie dieſe und hielt die Augen geſenkt.

Sie hörte die Stimme der Äbtiſſin wie aus weiter Ferne ſagen:

„Das ſind Ihre Gehilfinnen, Herr Klein.“

Dann nahm Frau Benedikta das Wort; ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit ſprach ſie ſehr raſch, dabei heimlich mit dem Atem kämpfend.

Sie und der Herr Maler ſeien miteinander wegen der Einteilung der Arbeit übereingekommen; die Aufgabe der Frauen ſei die Umrahmung der Wandbilder —

„Die Gemälde ſind angedeutet, wie Sie ſehen,“ ſprach ſie, „hier bekommen wir das Bild der Frau Äbtiſſin, gegenüber eine heilige Cäcilia. Wollen Sie die Umrahmung dieſer Bilder malen,“ wandte ſie ſich an Frau Franziska.

Sie eilte zum Altar.

„Hier links wird eine Pietà hinkommen, rechts die Muttergottes mit dem Kind —“

Sie nahm Maria bei der Hand:

„Hier malen Sie, Frau Thereſia.“

Das laute Sprechen that Frau Benedikta ſehr wehe, aber ſie fuhr fort zu erklären.

Jede der Frauen ſollte ihre Arbeit ſelbſt zuſammenſtellen, der Herr Maler werde ihnen behilflich ſein; eine günſtigere Gelegenheit zum Lernen werden ihnen ſo bald nicht wieder geboten.

Sie holte ein paar Papierrollen herbei.

„Da habe ich mir ſchon etwas für die Pietà zurechtgelegt,“ wandte ſie ſich an den jungen Künſtler, „und bitte um Ihren gütigen Rat.“

Markus beugte ſich über die ihm vorgelegten Blätter.

Er hatte noch kein Wort geſprochen. Seiner Geſichtsmuskeln war er ſo ziemlich ſicher, ob auch ſeiner Stimme?

Er war mit dem Gedanken gekommen: ‚Tritt ſie mir unbefangen, mit dem offenen Blick einer in ſich gefeſtigten Seele entgegen, dann hat ſie mich vergeſſen, und ich habe kein Recht ihren Frieden zu ſtören —‘

Sie trat herein, und er erkannte auf den erſten Blick, ſie hatte ihn nicht vergeſſen. Er ſah das Zittern ihrer Wimpern auf den tief erblaßten Wangen, und ſein ſcharfes Auge entdeckte das Wanken ihrer Kniee unter dem Gewande.

Nun ſtand ſie von ihm abgewandt vor ſeiner flüchtigen Skizze von Mutter und Kind —

O dieſe liebe, weiche Stimme, die da plauderte und jeden beſchäftigte und den beiden Zeit ließ, ſich zu ſammeln!

‚Die weiß um alles,‘ ſagte ſich Markus, ‚die weiß um alles —‘

Er war jetzt im Reinen, er fand ſich wieder.

„Vortrefflich,“ ſagte er, Frau Benediktas Skizze entfaltend. „Sie ſind eine große Künſtlerin, Frau Superiorin; auf eine ſolche Hilfe habe ich nicht zu hoffen gewagt —“

„Sie werden auch mit Frau Franziska und gewiß auch mit Frau Thereſia zufrieden ſein,“ meinte Frau Benedikta.

Die Äbtiſſin, ſtolz über das Lob, das ihrer Superiorin geworden, miſchte ſich jetzt in die Unterhaltung. Markus ſprach ſich ruhig und ſicher, mit großer Sachlichkeit über ſeine Pläne aus; zuweilen richtete er ſein Auge auf die Äbtiſſin, indem er bei dieſer oder jener ihrer Stellungen ein: „Das wäre ſchön! Das wäre gut!“ — ausrief.

Ihren Ratſchlägen, bezüglich der Auffaſſung ſeiner Bilder, widerſprach er ruhig; er lächelte über ein Bildchen der heiligen Cäcilia, das ihm die hohe Frau vorwies mit dem Bemerken, er möchte ſich nach dieſem Vorbild richten.

Er fand es der Stimmung des Ganzen angepaßter, der heiligen Cäcilia die Tracht des Kloſters zu geben.

„Vielleicht,“ ſetzte er hinzu, „finde ich unter den Frauen eine Erſcheinung, die mir zum Vorbild dienen könnte.“

Er ſah ſich um:

„Unter den anweſenden Frauen eignet ſich keine.“

Der Äbtiſſin, die keinen Augenblick zweifelte, daß ſich Frau Cäcilia vortrefflich als Vorbild für die Heilige verwenden ließe, war der Gedanke unerträglich, ihre Untergebene mit einem Heiligenſchein im Chor verewigt zu ſehen, während ſie, die Äbtiſſin, ohne einen ſolchen war.

Sie ſprach hin und her und hatte tauſend Bedenken.

Frau Benedikta, die ſie durchſchaute, kam ihr zu Hilfe.

„Ich fürchte, es möchte als eine Anmaßung unſres Ordens erſcheinen, wenn eine Frau in unſrer Tracht den Heiligenſchein trüge.“

„Ich laſſe ihn weg,“ erklärte Markus, „die Heilige ſoll allein durch ihren Ausdruck wirken.“

In Maria war eine Wandlung vor ſich gegangen; der erſte Ton von Markus' Stimme hatte die krampfhafte Angſt in ihrem Innern gelöſt; es war eine fremde Stimme, die mit der des Geſpielen nichts mehr gemein hatte. Und war es nicht auch ein fremder Mann, der da herum ging und über alle möglichen Dinge redete, als habe es nie eine Dorfſtraße gegeben, nie eine liebe kleine Küche mit einer blauäugigen Frau, die erzählte und zwei lauſchenden Kindern —

Sie wandte ſich jäh um und ſah ihn an.

Er hatte ein blaſſes, nichtsſagendes Geſicht, und ſeine dunklen Augen glitten mit vollkommener Gleichgültigkeit an ihr vorbei.

Da ſah ſie wohl, die Vergangenheit war bei ihm abgethan, und all die Angſt, die ſie ausgeſtanden, kam ihr faſt lächerlich vor.

Trotzdem, die Befangenheit gab ſie nicht frei; ſo oft ſie das Chor betrat, es war immer das Gleiche; ihr Herz wurde rebelliſch, und ſie brauchte eine ganze Weile, bis ſie den Mut fand, Markus anzuſehen. Und alſobald wurde ſie ruhig.

Sie wußte nicht, woher das kam, ſie bildete ſich ein, er mißfalle ihr; es war aber die große, feſte, beſtimmte Art des Mannes, die ihr den Halt gab.

Er ſchien nur für ſeine Arbeit da zu ſein. Bald ſaß ihm die Äbtiſſin, bald Frau Cäcilia, und Maria konnte ſich nicht genug über die Willfährigkeit der beiden Frauen ihm gegenüber wundern; mit ſeinem: „Nein, bitte,“ ſchnitt er jeden ihrer Vorwände ab.

Er war der Meiſter in dieſem Raume. Ohne eine Miene zu verziehen, prüfte er die ihm von den jüngern Nonnen vorgelegten Entwürfe für die Umrahmungen der Wandbilder.

„Gut,“ ſagte er zu Frau Franziska, die ihn nie anſah, weil er ein Mann war, „wir können dieſe Umrahmung ſowohl für das Bild der heiligen Cäcilia als für das der Frau Äbtiſſin verwenden.“

Dann betrachtete er Marias Arbeit, die Stirne gefaltet, die Lippen feſt zuſammengepreßt.

Frau Benedikta, der das leiſe Vibrieren ſeiner Stimme ſchon zum öftern das tief bewegte Innere des jungen Mannes verraten, bemerkte recht wohl die Gewalt, die er ſich anthat, um auch jetzt ſeiner Erregung Herr zu bleiben.

„Arme Kinder,“ ſeufzte ſie in ſich hinein, „da muß ich helfen —“

„Unſere Frau Thereſia thut gern ein wenig zu viel,“ meinte ſie, bloß um etwas zu ſagen, um die peinliche Stille zu unterbrechen.

„Noch lange nicht genug,“ ereiferte ſich Markus, „hier kann man nicht reich, nicht warm genug zu Werke gehen; dieſe Umrahmung bietet Gelegenheit zu den ſinnigſten Ausführungen; denken Sie ſich kleine Engelsköpfchen, die einen Lobgeſang anſtimmen auf dieſes Höchſte, was die Kirche je zum Ausdruck gebracht: die Darſtellung von Mutter und Kind —“

Maria warf einen zum Tod erſchrockenen Blick nach der Äbtiſſin — Warum ſchwieg ſie, warum belehrte ſie den jungen Mann nicht, daß es noch weit höhere Dinge gab als Mutter und Kind —?

Da fiel ihr ein: Großer Gott, er meinte ja die Muttergottes, und ſo wurde er auch verſtanden — Nur ich — bin ich denn die Schlechteſte von allen?

Konnte ſie daran zweifeln, mußte ſie ſich nicht anklagen — ſchon des Morgens beim Erwachen, ehe ſie ihre Seele Gott zugewandt, war nicht alles in ihr Freude und Sehnſucht nach jenen Stunden im Chor —

Und er war zufrieden mit ihrer Arbeit — ganz kurz nur hatte er es ihr geſagt, ein einziges Mal —

Nun ſtand ſie an ihrer Wand, und jeder Pinſelſtrich gab ihr Seligkeit.

Das Bild des Wandfeldes war untermalt, die hohe Geſtalt der Jungfrau trat täglich deutlicher in ihren Umriſſen hervor; er malte daran, wenn er allein war, ebenſo an der Pietà.

Er litt es nicht, daß Frau Benedikta während des Malens ſtand und brachte ihr ſelbſt einen Stuhl herbei; zuweilen bat er ſie, an ſeiner Seite zu bleiben, während ihm die Äbtiſſin oder Frau Cäcilia ſaß. Immer verlangte er nach dem Rat, dem Gutachten der kleinen Frau, und wenn er ſie etwas fragte, wie ſanft klang ſeine Stimme. Es war ſo, als redeten ſie eine Sprache.

Aber nur Maria merkte den Unterſchied im Tone; ſie brauchte ſich nicht einmal umzuwenden, um zu wiſſen, ob er mit der Äbtiſſin oder mit Frau Benedikta redete. Sie hatte tauſend Ohren.

Zuweilen, nicht oft, unterlag ſie der Verſuchung und ſah ſich um; wie hatte ſie ihn nur unſchön finden können!

Dieſer intenſive, ſo ganz und gar in ſeinen Gegenſtand verſunkene Blick, und wie die Anſtrengung des Schauens den ganzen Menſchen vergeiſtigte!

Er konnte ſtundenlang ſchweigen, es war doch, als ordneten ſich alle, die da waren, ſeinem inneren Willen unter.

Maria konnte, wenn ſie von ihrer Arbeit aufblickte, ſowohl die Äbtiſſin als Frau Cäcilia auf dem für die Frauen zum Sitzen errichteten Brettergerüſte ſehen. Und ſo mit der Zeit fiel ihr mehr und mehr der Unterſchied zwiſchen dieſen ſchönen, glatten Frauengeſichtern und dem des jungen Mannes auf; dieſe Falten auf ſeiner Stirne waren nicht erſt jetzt entſtanden, dieſe feinen Linien um ſeinen Mund, die bald herben Trotz, bald eine ſo kindliche Güte, eine ſo überlegene Schalkhaftigkeit verrieten, erzählten ſie nicht von einem Leben voll tiefen, ehrlichen Empfindens und Ringens?

Was hatte er doch neulich geſagt? Die Äbtiſſin hatte die Frage an ihn geſtellt, ob er gern porträtiere.

Ein Porträt, gab er ihr zur Antwort, ſei ſtets eine Bereicherung für ihn, denn für den Maler habe nicht nur das Äußere eines Menſchen Intereſſe, ſeine Aufgabe ſei, in den Zügen eines jeden Geſichtes die Seele zu finden und zum Ausdruck zu bringen.

„Kümmert man ſich da draußen wirklich um die Seele?“ fragte die Äbtiſſin.

„Aber Körper und Seele ſind doch nicht zu trennen,“ gab ihr Markus zur Antwort.

„Nicht zu trennen,“ fiel ihm die Äbtiſſin in die Rede, „geht doch der Körper den Weg zur Sünde, und müſſen wir ihm nicht abſterben, damit unſere Seele das wirkliche Leben der Gnade genieße?“

‚Wie leer, wie hohl ſind dieſe Worte,‘ ſchoß es Maria durch den Kopf, aber ſie erſchrak alſogleich und heftete den Blick wie um Verzeihung bittend auf das Antlitz der Äbtiſſin.

Dieſe ſtand, nachdem ſie geſprochen hatte, auf ihrem Gerüſt, ſtolz und einſam, die keuſchen, diamantſcharfen Nonnenaugen ſtreng auf Markus gerichtet.

„Bleiben Sie ſo,“ rief er aus, „ganz ſo — jetzt haben wir den Ausdruck —“

Eine Weile war's, als atme kein Menſch im Chor; die Augen der jüngeren Nonnen hingen voll Ehrfurcht an dem Antlitz der Aebtiſſin, die der Aufforderung des Malers nachkam und wie eine Bildſäule ſtand.

Maria wandte ſich nach dem Jugendgeſpielen um, und zum erſtenmal erkannte ſie ihn wieder; genau ſo pflegten ſchon damals die Muskeln in ſeinen Wangen zu zucken, wenn ihn ein Gegenſtand feſſelte, und wie damals ging er auch jetzt ganz drin auf; es war nichts anderes für ihn da als die Äbtiſſin.

Nichts anderes — Maria ſeufzte tief auf und kehrte zu ihrer Arbeit zurück; über ihre Wangen rollten dicke Thränen, die ſie mit den Lippen auffing, da ſie ſich fürchtete, auch nur eine Bewegung mit der Hand zu machen.

Wie thöricht war ſie doch; ſie hätte ruhig weinen und ſchluchzen können, er beachtete ſie ja nicht —

Frau Benediktas Verkehr mit Markus aber wurde immer freier, immer herzlicher.

Sie erkundigte ſich nach ſeinem Leben; er habe es wohl nicht leicht gehabt, meinte ſie.

Er lächelte: „Ein Dorfbub, der nichts von der Welt weiß, nur den Drang in ſich fühlt, zu bilden, zu ſchaffen — und doch auch wieder dieſem Drange, dieſer Sehnſucht mißtrauen muß — Ich habe ja von Kindheit an nichts anderes gehört, als ich ſei ein Tagedieb, meine Kleckſereien waren Verbrechen in meines Vaters Augen — Nun komme ich in die Stadt — ein ungeſchickter, in ſich unklarer Geſelle, und dieſe wohlgekleideten, ſich wohl ausdrückenden Leute, mit denen ich zu thun hatte — Ich kam mir oft wie ein halber Lump vor, denn ich gehörte nicht zu ihnen, ich gehörte auch nicht mehr in meine alten Verhältniſſe. Die Geſpräche dieſer Leute — hauptſächlich ihre Geſpräche über Kunſt — verwirrten mich — ich dachte ganz anders und hatte doch nicht den Mut zu widerſprechen — ich war ja viel zu ungeſchickt — der Ausdruck fehlte mir — Und ich litt unter dieſem Zwieſpalt — ich kam mir unwahr — unaufrichtig vor —

Da ſollte ein ſchöner Tag für mich anbrechen; ich hatte eine kleine Arbeit vollendet und zeigte ſie einem mir als großer Kunſtkenner geprieſenen Mann — Und was der ſagte —“

Markus lachte, er lachte, daß es durch den ganzen Raum ſchallte und ſämtliche Nonnen zuſammenfuhren.

„Der hat mich kuriert,“ ſagte er nach einer Pauſe, noch immer lachend, „es fiel mir wie Schuppen von den Augen, und ich wußte mit einem Male, was es mit dem ſogenannten Kunſtverſtändnis ſo vieler dieſer Gebildeten für eine Bewandtnis hatte. Da malte ich meine Bilder wie es mir gefiel.“

„Und ſie gefielen allen?“ fragte Frau Benedikta.

Er nickte: „Heute erhielt ich die Nachricht, daß mein Dorfbildchen — ſpielende Kinder im Lenz — eine Medaille auf der Kunſtausſtellung erhalten.“

„Wie Sie das beglücken muß,“ meinte Frau Benedikta.

Er beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er:

„Das Gefühl wirklichen Glückes gibt nicht das Fertige, Abgethane — nur das Werdende, das, was noch nicht iſt, aber ſchon halb aus dem Unbewußten dämmert — das iſt wohl das Herrlichſte, die ſichere Zuverſicht: welcher Fülle ſtehe ich gegenüber und wie viel werde ich noch leiſten —“

„Mit Gottes Hilfe,“ fühlte ſich Frau Franziska befugt, in Abweſenheit der Äbtiſſin und da die Superiorin an keine Zurechtweiſung zu denken ſchien, den Worten des jungen Mannes beizufügen.

„Was können wir denn ohne die Hilfe Gottes,“ fuhr ſie zu ſprechen fort, „was ſind wir, daß wir es wagen dürfen, von unſeren Thaten zu ſprechen, als ſeien wir wirklich imſtande, aus uns ſelbſt etwas zu leiſten —“

Eine tiefe Stille folgte auf dieſe kleine, im vorwurfvollſten Tone gehaltene Rede.

Maria war rot geworden, dunkelrot; ſie mußte ſich mit aller Gewalt zuſammennehmen, um Frau Franziska nicht mit einem: ‚Wie kannſt du es wagen — wie kannſt du dich unterſtehen‘ — ins Wort zu fallen.

Markus blieb ganz ſtill; was er wohl dachte?

Sie hörte plötzlich, daß er ſein Gerüſt verließ; er ging von Zeit zu Zeit herum, um nach den Arbeiten der Frauen zu ſehen. Jetzt ſtand er bei Frau Franziska.

„Hier hat Sie der liebe Gott ein wenig im Stich gelaſſen,“ ſagte er, mit der Hand eine Stelle bezeichnend.

Maria lachte laut auf — das war ja der alte Markus, der alte Markus mit ſeinen Strafgelüſten!

Sie hatte ſich umgewandt, ſie ſahen ſich an — O dieſer Blick, es war derſelbe, den ſie als Kinder ſo oft gewechſelt, wenn ihnen ein Streich gelungen war. Allein auf dies jähe Aufblitzen folgte ein anderer Blick —

Maria erſchrak ſo heftig, daß ihr für einen Augenblick der Atem ausging, es wurde ihr ſchwarz vor den Augen —

Da trat Frau Benedikta an ihre Seite; ganz leiſe kam ſie heran und legte die Hand auf Marias Arm.

Die Frauen hatten das Chor verlaſſen; Frau Benedikta zögerte noch unter der Thüre.

„Einen Augenblick — ich möchte Ihnen noch etwas zeigen, Frau Superiorin,“ rief ihr Markus nach.

Sie wandte ſich um; da ſah ſie ſein wahres Geſicht.

Und er nahm ihre Hand zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände:

„Sie wiſſen — o Sie wiſſen gewiß —“

„Alles weiß ich.“

„Und Sie helfen uns? Helfen Sie mir — manchmal glaube ich: ja, es iſt noch das Alte zwiſchen uns, und dann kommen wieder die Zweifel — wenn ſie ſo fremd iſt — ſo kalt — ich kenne ſie dann nicht mehr —“

Es ſtieg ein Schluchzen aus ſeiner Kehle und er beugte ſich tief über Frau Benediktas Hand.

„Mein Kind,“ tröſtete ſie ihn, „begreifen Sie denn nicht — das geht nicht ſo ſchnell, kann nicht ſo ſchnell gehen — wie viel muß ſie überwinden —“

„Sie haben ſie mir ganz verdorben in dieſem Haus,“ fuhr er auf.

Frau Benedikta ſchüttelte das Haupt: „Sie werden das Kloſter noch ſegnen —“

„Sie glauben — Sie glauben wirklich — wir kommen zuſammen — einen Anhalt — haben Sie Erbarmen —“

„Maria iſt verändert,“ ſagte Frau Benedikta; „aber noch iſt ſie über ſich ſelbſt nicht klar — Geduld, Geduld — die Arbeit iſt nicht leicht —“

Sie ſtand und ſah an ihm vorbei, mit Augen voll des tiefſten Leids und doch auch wieder ſo überirdiſch ſtill und klar —

Er brachte kein Wort mehr über die Lippen.

15.

Maria ſchritt hinter den Kloſterfrauen im Garten; alle lauſchten den Worten der Äbtiſſin, die ſchöne Dinge über die Ewigkeit ſprach.

Maria litt unter dem langſamen Gehen; ſie hätte mögen ausſchreiten, ihr ganzes Weſen war erfüllt von einem freudigen Rhythmus.

Zweimal ſchon hatte ſie den vor ihr gehenden Nonnen auf die Ferſe getreten. Und immer wieder vergaß ſie ſich —

‚Einmal den Frühling da draußen ſehen — den Frühling daheim‘, ſchoß es ihr durch den Kopf, ‚laufen, laufen, laufen, bergauf und bergab — Und ich muß ſchleichen wie eine alte Frau‘ —

Plötzlich machte ſie Kehrt und lief ſpornſtreichs zwiſchen den Beeten hin nach dem kleinen Platze, wo Frau Benedikta ſaß.

„Er iſt gut, iſt er nicht gut?“ rief ſie in jubelndem Tone der mütterlichen Freundin entgegen.

Dieſe nickte überraſcht:

„Gut und brav und ehrlich.“

„Ach ſo ehrlich,“ ſeufzte Maria auf, „wenn wir doch auch ſo wären — doch auch ſo ſein dürften!“

„Könnteſt du eine Nonne ſein, wenn du dein wahres Weſen zeigteſt?“

Maria ſah die Sprecherin mit dem Ausdruck tiefſten Schreckens an.

„Ich glaube, du könnteſt es nicht,“ flüſterte Frau Benedikta, „denke einmal darüber nach —“

Frau Petronilla kam eben angekeucht und Maria eilte davon.

Nachdenken ſollte ſie?

Sie ſtand auf einer Anhöhe und that, als betrachte ſie die Blumen im Gras und heiße Thränen floſſen ihr unaufhaltſam über die Wangen. Was konnte ſie andres denken als das eine: ‚O mein Gott, warum iſt er wieder gekommen?‘

Frau Petronilla aber erzählte:

„Denken Sie, liebe Frau Benedikta, neulich komm' ich dazu, wie unſer Paulinchen in der Tenne auf dem Stroh liegt und die Mägde dreſchen auf ſie ein. ‚Sie wird's redlich verdient haben‘, ſag ich mir und laß es geſchehen; frag aber dann die Obermagd: ‚Meine Liebe, warum habt ihr mir Schweſter Pauline gedroſchen?‘ ‚Hm‘, macht die Alte, ‚das hat ihr halt gehört; zuerſt hat ſie über Sie geſchimpft, wenn ſie nur eins von uns geſehen hat, und dann iſt ſie mit dem Vorſchlag 'rausgerückt — mir ſolle all' mit'nander gege Sie zuſamme halte. Da habe wir ſie genomme und habe ſie 'dreſcht‘“ —

Frau Petronilla lachte, daß es durch den Garten ſchallte.

„Jetzt ſpielt ſie die Märtyrin; ſie weiß jetzt, was ihr bevorſteht, wenn ſie ihre Hetzereien nicht ſein läßt, nun will ſie zeigen: ‚da ſeht einmal, was ich für eine bin‘ — und ich hab Müh und Not, mich ihres Eifers zu erwehren. Was meinen Sie, Frau Benedikta, ſo ein rechter Teufel von einem Mann, das wär gewiß das Beſte für unſer Paulinchen geweſen?“

Frau Benedikta ſchüttelte den Kopf:

„Und die armen Kinder? Unglückliche Kinder, das iſt das Ärgſte; da iſt's noch beſſer, ſie iſt im Kloſter. Wer weiß, unſre braven Mägde in ihrer kräftigen Entrüſtung erziehen die Unglückliche vielleicht noch am erſten. Für jeden das Richtige finden, jedem das Richtige geben — wenn man das könnte —“

Sie ſeufzte: „Die Zeit vergeht und es geſchieht nichts — und da oben im Chor wartet einer mit Sehnſucht, daß etwas geſchehe —“

„Und Sie gehen mir zu Grund an der Geſchichte,“ brummte Frau Petronilla, „ja wohl, ſo kommt's, und das ſind mir die Zwei noch lang nicht wert —“

„Aber meine gute Petronilla —“

„Nein,“ beharrte dieſe, „ſie ſind mir's nicht wert, aber wenn's ſein muß — Ihnen zu lieb — ſollen ſie ſich meinetwegen haben; die Zeiten ſind ja günſtig — wenn eine gehen will, kann ſie jetzt gehen — Ach du meine Güte,“ ſeufzte ſie, „Sie waren geſund, und ich war vergnügt — da hat der liebe Gott dieſe Maria ins Kloſter ſchicken müſſen . . . Manchmal verſteh' ich ihn wirklich nicht recht.“

Frau Benedikta nickte:

„Ich glaube ihn zu verſtehen.“

Im Chor war nur noch wenig zu thun. Maria hatte ihre Aufgabe beendet und die der Frau Benedikta übernommen. Dieſe vermochte, ihrer zunehmenden Atemnot wegen, keine Treppen mehr zu ſteigen. Markus malte wenige Schritte von Maria entfernt an dem Gewande der heiligen Jungfrau.

Frau Franziska, die mit ihrer Arbeit fertig war, aber zur weitern Ausbildung ihrer Fähigkeiten im Chor verweilen durfte, ging, die Hände in den weiten Ärmeln ihres Gewandes, hinter den Arbeitenden auf und ab, auf den Lippen jenes Lächeln tiefinner-

Frühlingsblüten. Nach der Aufnahme von B. Cowen in Ramsey.

Digitized by Google

ſter Genugthuung über ihre eigene Vortrefflichkeit.

„Sie laſſen ſich Zeit,“ ſagte ſie im Vorübergehen zu Maria.

Dieſe erſchrak.

Wie ſchwer war ihr ums Herz, wie grenzenlos ſchwer; es ging nicht anders, ſie mußte heute fertig werden — und dann? Ja dann —

Vielleicht, wenn ſie den Pinſel niedergelegt hatte, reichte Markus ihr und den Frauen die Hand und ſagte:

„Leben Sie wohl.“

Und des Abends ging er über den Berg heim in ſein Dorf.

Ach, was hatte ſie gethan! Warum war ſie ins Kloſter gegangen? Nun gab's keinen Frieden mehr für ſie, keine Ruhe. Sie mußte ſich das Sterben erbeten, weil ihr das Leben eine Qual war. Und er ging und wußte nichts davon.

Er hatte ja noch eben gelacht über die Frage der Frau Franziska, ob es ihm nicht ſchwer falle, nun wieder Weltmenſchen malen zu müſſen, nachdem er ſich wochenlang nur mit Heiligen abgegeben habe.

Aber dies Lachen war nicht froh geweſen, es that weh.

‚Warum nur that's ſo weh?‘ fragte ſich Maria.

Noch zwei Paſſionsblumen in ihrem Kranze, und ſie war zu Ende.

„Du heiliger Gott —“

Die Äbtiſſin kam und drückte ihre Verwunderung darüber aus, daß ſowohl die Muttergottes mit dem Kind, als die Pietà noch immer kein Geſicht hatten.

„Das iſt meine Arbeit für die letzten Tage, wenn ich allein bin; ich möchte dann ungeſtört ſein.“

„Ich beſitze ein wunderſchönes Bild der Muttergottes von Einſiedeln,“ bemerkte die Äbtiſſin, „das müſſen Sie ſich anſehen und danach —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ſie Markus, „ich bin mit meiner Aufgabe ſchon im Reinen, und wenn Sie mir Vertrauen ſchenken wollen, Frau Äbtiſſin —“

Sie neigte freundlich das Haupt gegen ihn: „Ihre beiden fertigen Bilder ermächtigen mich zu keinem Mißtrauen —“

Er ließ ſie kaum ausreden.

„Es ſchwebt mir ein Geſicht vor, ein wunderbares Bild; meine Mutter hat es bei einem Tröbler gekauft. Ich habe dieſes Bild ſchon als Knabe angeſtaunt, und als ich es bei meiner Rückkehr im Häuschen der Mutter vorfand, entzückte mich dieſes Geſicht mehr noch als früher —“

„Es iſt aber vielleicht ein zu weltliches Geſicht,“ unterbrach ihn die Äbtiſſin.

Er lächelte: „Glauben Sie, daß die heilige Jungfrau vom Himmel geſtiegen iſt, um Raphael zu ſitzen? Schöne Frauen aus dem Volke ſind ſeine Modelle geweſen —“

„Jedenfalls,“ fiel ihm die Äbtiſſin, die ſo etwas nicht gern hörte, in die Rede, „jedenfalls möchte ich für unſre Madonna —“

„Sie dürfen ganz ruhig ſein, Frau Äbtiſſin,“ unterbrach ſie Markus, „das Geſicht, das mir vorſchwebt, iſt voll der lauterſten Wahrhaftigkeit, und gibt es etwas Heiligeres, als eine wahrhaftige Seele? Eine Seele, die nichts verbirgt, die wie ein klarer Waſſertropfen vor unſern Augen liegt — die nie gelogen, nie etwas Falſches oder Unrechtes in ſich aufgenommen —“

Seine Stimme bebte, er brach plötzlich ab.

Auch die Frauen ſchwiegen.

Verſtanden hatte ihn aber nur eine; die Hand, die den Pinſel geführt, war an ihr niedergeſunken und ein paar große, heiße Augen hefteten ſich an eine Stelle der Wand, als ob ſie töne und ſpreche.

Frau Franziska aber ſagte mitten in die tiefe Stille hinein:

„Erlahmen Sie an Ihrem letzten Blatt, Frau Thereſia?“

Und Frau Thereſia erhob die Rechte und brachte dieſes letzte Blatt zu Ende.

16.

Der Mai war ſchön, Frau Benedikta ſaß täglich im Freien.

Wenn ſie ſich auch zum Chor hätte hinauf tragen laſſen, jeder hätte ein Recht gehabt, ſie zu fragen, was ſie da oben wolle.

Von Arbeiten war bei ihr keine Rede mehr.

Aber die Angſt verzehrte ſie; ſie fürchtete ſich zu ſprechen, und ſie fürchtete ſich zu ſchweigen —

Hatte ſie nicht ſchon einmal Maria zur Freiheit verhelfen wollen?

Und die Arbeit im Chor ging ihrem Ende zu; vielleicht war ſie zu Ende mit dem heutigen Tage.

„O Gott,“ betete ſie aus tiefſter Seele, „iſt es dein Wille, ſo gib mir die Kraft —“

Sie, an die ſie dachte, trat in dieſem Augenblick aus der kleinen Hinterthüre, die von der Kapelle in den Garten führte.

Mit zwei Schritten ſtand Maria vor Frau Benedikta.

Dieſe fuhr von ihrem Stuhle auf:

„Mein Kind, was iſt mit dir geſchehen?“

„Ich bin eine Lügnerin,“ ſtieß Maria hervor, bleich bis in die Lippen, am ganzen Körper bebend, „nicht wahr iſt's, daß ich glücklich bin, nicht wahr iſt's, daß mir Beten und Gott dienen das Höchſte iſt — nichts iſt wahr von allem, was ich thu' und ſag' — Sehen Sie nicht die Lüge auf meinem Geſicht? Ich kann nicht mehr leben mit dieſer Lüge — Ich will wahrhaftig ſein,“ ſchrie ſie auf, „ſo wie er — wie der Tag — wie Gott im Himmel — nichts mehr verbergen — nichts mehr heucheln — Ich ſehne mich nach Glück —“

Sie war auf die Erde geſunken, und das Geſicht gegen Frau Benediktas Knie drückend, brach ſie in leidenſchaftliches Weinen aus.

Die kranke Frau hatte die Hände gefaltet, ſie dankte Gott.

Das Schwierigſte war gethan.

„Steh auf, mein Kind,“ ſprach ſie leiſe, „zeige, daß du gelernt haſt, dich zu bezwingen; du ſollſt nicht hier ſein jetzt —“

„In der Kapelle — die Blumen,“ ſtotterte Maria.

„Verſäume nichts.“ — — —

Der Weg des Malers ins Kloſter führte durch die Ökonomie; ſehr oft, wenn er an dem großen Hofthor läutete, öffnete ihm Frau Petronilla ſelbſt.

Auch jetzt, als er zu früher Morgenſtunde zu ſeiner einſamen Arbeit eilen wollte.

Frau Petronilla, die immer ein kräftiges Wörtlein auf den Lippen hatte, war ſchon lange ſeine Freundin.

Aber heute ſah ſie ihn mit einem grimmigen Blick an:

„Wenn's denn ſein muß,“ murmelte ſie, „brr!“

Und damit reichte ſie ihm mit abgewandtem Geſicht einen Brief von Frau Benedikta hin.

Er las ihn im Chor; es waren nur wenige Worte.

„Maria iſt bereit. Laſſen Sie der Frau Äbtiſſin ſagen, meine Anweſenheit im Chor ſei Ihnen unter irgend einem Vorwand erwünſcht.“

Markus las die Worte zwei-, dreimal, und als er aufblickte, hatte er wieder ſein klares, entſchloſſenes Geſicht.

Die ſechswöchentliche Arbeit im Chore hatte ihn ſtärker mitgenommen als all ſein Ringen und Kämpfen der letzten Jahre — die Todesangſt ſaß ihm im Herzen; der Gedanke: ‚du gehſt und ſie bleibt‘ — wütete wie ein verzehrendes Feuer in ſeinen Adern.

Denn wenn er auch erkannt hatte, daß Maria ihn nicht vergeſſen, wenn manchmal ein Blick ihm geſagt, im tiefſten Innern dieſer ernſten, jungen Nonne ſchlummert noch ein Reſt des alten Mariele — zwiſchen ihnen lag eine Kluft, die nur eine ſtarke Liebe zu überbrücken vermochte —

Und jetzt war ſie bereit.

Sie hatten kein Wort gewechſelt, aber ihre Seelen hatten ſich gefunden.

All die Blicke, all die Ohren rings umher, ſie hatten nichts geſehen und nichts vernommen von der mächtigen Sprache ihrer heiß erwachten Sehnſucht.

Er arbeitete; ſein Werk hier ſollte kein unfertiges bleiben; die Hauptaufgabe, die er ſich geſtellt, blieb noch zu thun. Die beiden Hauptgeſtalten auf der Pietà und dem Muttergottesbild hatten noch kein Geſicht.

Er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Man rief ihn zum Mahle, er hörte es nicht. Er ſtand da oben auf ſeinem Gerüſt, bis die nächtlichen Schatten den Raum verdüſterten. So trieb er's auch am folgenden Tag.

Was er ſchaffte, es war ſeine Liebeserwerbung — das Bekenntnis ſeiner Seele — die Sehnſucht ſeines Lebens: die heilige Jungfrau trug Marias und der Urgroßmutter Züge —

Der Äbtiſſin hatte er ſagen laſſen, ſie möchte ihm geſtatten, Frau Benediktas Hände für ſeine Pietà verwerten zu dürfen. Jetzt, um ſechs Uhr ſollte ſie kommen. Wenige Minuten vorher hatte er ſeinen Pinſel weggelegt. Es flimmerte ihm vor den Augen, daß er ſie ſchließen mußte. Als es pochte, fuhr er auf und eilte zur Thüre. Er war kein müder Mann mehr.

Frau Benedikta ſchien mit der letzten Kraft ihres Lebens da herauf gekommen zu ſein.

Langſam, von Frau Petronilla und Maria unterſtützt, ſchleppte ſie ſich zur Wand mit der Jungfrau und der Pietà.

Und Frau Benedikta brach in Thränen aus:

Ja, das war ihr Kind, das war Maria, wie ſie in leuchtender Wahrhaftigkeit ins Leben ſah — und ſo voll der Liebe, ſo voll der innigſten Zärtlichkeit preßte ſie das Kind ans Herz! Aber es lag noch etwas anderes in ihrem Geſicht als Glück und Liebe und Zärtlichkeit — ein ſtiller Ernſt ſah aus den Tiefen ihrer großen Augen — das Ahnen kommender Schmerzen —

Sie fanden in den thränenmüden Augen der Pietà nebenan ihren höchſten Ausdruck — der Pietà mit dem weichen, ſchmerzensreichen, liebevollen Mund der Frau Benedikta.

Markus aber ſah ſich verſtanden, denn wie entrückt ſtarrten Marias Augen das Bild der Jungfrau an — o ſie kannte jeden Zug in dieſem Geſicht — und ihre Seele erfaßte zum erſtenmal ein Ahnen — das Ahnen des Unerforſchlichen — jener dunklen, geheimnisvollen Gewalten von Menſch zu Menſch —

Frau Benediktas leiſe Stimme brachte ſie zu ſich ſelbſt.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ hörte ſie die mütterliche Freundin ſagen, „wir müſſen uns entſchließen — was ſoll geſchehen?“

Und nun ſprach Markus:

„Ich bin an der Pforte heute nacht — an der Pforte des Ökonomiegebäudes — die ganze Nacht — ich warte — meine Mutter nimmt uns auf —“

Er ſprach feſt und beſtimmt, ſeine Augen ſuchten Maria.

Da fing ſie an zu zittern; ſie wußte ſich nicht zu helfen von dieſem Anſturm wilder Freude, wilden Leides.

„Was ſoll ich thun?“ wandte ſie ſich an Frau Benedikta.

„Gehen,“ ſagte dieſe.

„O du meine Mutter!“ ſchluchzte Maria auf und barg das Antlitz in Frau Benediktas Kleid.

In dieſem Augenblick ertönte der Ruf der Klosterglocke zur Maiandacht, und die Frauen richteten ſich auf, der Gewohnheit des Gehorchens ſelbſt jetzt getreu bleibend.

Die beiden jungen Menſchen wechſelten noch einen Blick unter der Thüre — einen kurzen Blick, aber er enthielt alle Seligkeit, die kein Menſchenherz zu faſſen vermag.

Es war ſpät in der Nacht; Frau Petronilla ſaß am Lager der ſanft ſchlummernden Frau Benedikta.

Sie hatten noch der Maiandacht beigewohnt; vor ihrer Zelle brach Frau Benedikta zuſammen, und Frau Petronilla trug die Freundin auf ihr Lager.

Nun lag ſie mit gefalteten Händen da, angekleidet, mit dem Geſichtsausdruck eines friedlich ſchlummernden Kindes.

Frau Petronilla betete den Roſenkranz.

„Gegrüßet ſeiſt du, Maria, Muttergottes —“

„Da liegt ſie nun — es hat ſie verzehrt — ſie war zu ſchwach für ihre Bürde — Haſt du denn meine Schultern nicht geſehen, lieber Gott im Himmel? Ich hätt's durchgemacht —“

„Du biſt voll der Qualen,“ nahm ſie ihr Gebet wieder auf, „der Herr iſt mit dir —“

„Aber dein Bild iſt da — dein Bild ſteht da — du wirſt mit uns ſein, auch wenn deine Seele längſt im Himmel iſt — Gelt, halt mir einen Platz frei recht nah bei dir, und bitt' für mich, daß ich keinem Siechtum verfall'; ein Schlägle wär mir's liebſt' —“

„Heilige Maria, Muttergottes, bitte für uns arme Sünder —“

„Eine aber weiß ich, die freut dein Bild nicht — die ſagt ſich nicht gern: ‚und doch war die ſchwache Benedikta die Stärkere‘ — Sie wird thun, als ob ſie dich nicht erkenne — brrr! — ſie werden alle ſo thun müſſen, und ſie werden dich alle erkennen. ‚Du haſt's ganz recht gemacht‘, wird die heilige Jungfrau zu dir ſagen, ‚lieber eine Glückliche draußen als eine Unglückliche im Kloſter —‘ Ja, das ſagt ſie, aber ein biſſel Obacht hätt' ſie ſchon geben dürfen — 's Leben hätt's dich nicht koſten brauchen — Gott verzeih mir meinen Vorwitz —“

„Und bitte für uns arme Sünder jetzt und —“

„Und in der Stunde unſeres Todes,“ betete Frau Benediktas leiſe Stimme mit.

„Ich habe gut geſchlafen,“ ſetzte ſie mit einem heiteren Lächeln hinzu, „und mir iſt leicht und frei — In jenem Augenblick, als wir vor dem Bilde ſtanden — da, da hat mich mit einemmal alle Angſt verlaſſen — Gott ſei's gedankt!“

Kurz vor Mitternacht tönte die Sterbeglocke durch das Kloſterhaus.

In dem breiten Gange, auf den die Zellen der Frauen mündeten, wurde es lebendig; eine nach der anderen erſchien, ihr Licht in der Hand; und ſie ſtanden und warteten auf die Äbtiſſin.

Niemand that eine Frage. Eine ältere Nonne und eine Laienſchweſter waren bettlägerig; der gute Tod war wohl bei einer von dieſen eingekehrt.

In demſelben Augenblick als die Äbtiſſin unter ihren Frauen erſchien, tauchte Frau Petronillas Geſtalt am anderen Ende des Ganges vor der Zelle der Frau Benedikta auf. Und aus dieſer Zelle fiel ein heller Lichtſtrahl über die ſtumme Frau unter der Thüre.

Da wußten die Nonnen, weſſen Zelle der gute Tod betreten hatte.

Drinnen aber, das Geſicht gegen das Kiſſen gedrückt, auf dem das verklärte Antlitz der Entſchlafenen ruhte, lag Maria, faſt ſo regungslos wie die Tote ſelbſt, unbekümmert um alles, was um ſie her geſchah.

Der Geiſtliche trat herein, um der ſchon Heimgegangenen noch die letzte Ölung angedeihen zu laſſen.

Die heilige Kommunion hatte ſie zum Troſte aller am Morgen ihres Sterbetages empfangen.

Die Äbtiſſin kniete auf dem Betſtuhl und um ſie herum, dicht aneinander gedrängt, knieten die Frauen, vor der Thüre der Zelle die Schweſtern und Mägde.

„Ihr Heiligen Gottes,“ betete die ehrwürdige Mutter, „kommt ihr zu Hilfe; Engel des Herrn, eilet ihr entgegen; empfanget ihre Seele; bringet ſie vor den allerhöchſten Gott.

Herr, ſei ihrer Seele gnädig.
Jeſus Chriſtus, ſei ihr gnädig.
Herr, ſei ihr gnädig.
Gib ihr, Herr, die ewige Ruhe.“

Aber es war nur eine einzige Stimme, die antwortete:

„Und das ewige Licht leuchte ihr.“

Frau Cäcilias Stimme.

Die anderen Frauen vermochten nicht zu ſprechen; ſie weinten, die Schweſtern draußen, die Mägde weinten.

Und die Äbtiſſin ſah dieſe Thränen, hörte das unterdrückte, ſchmerzliche Schluchzen ihrer Frauen, die ſich nicht zu faſſen vermochten über den Verluſt dieſer geliebten Schweſter, die wie eine Verklärte auf ihrem Lager ruhte.

Und die hohe Frau betete ihre Litanei zu Ende, nur von Frau Cäcilias Stimme unterſtützt. Und indem ſie betete, mußte ſie ihrer eigenen vermeinten Todesſtunde gedenken, und all der thränenloſen Augen, die damals ihrem letzten Kampfe entgegen geſehen hatten.

Eines aber hatte dieſe, von allen am meiſten geliebte Frau Benedikta doch nicht erreicht — in dem Kampfe um Maria blieb ſie — die Äbtiſſin, die Siegerin —

„Frau Thereſia,“ mahnte ſie, nachdem ſie ſich erhoben und die anderen Frauen mit ihr, „Frau Thereſia, folgen Sie uns —“

Frau Petronilla trat vor:

„Erlauben Sie uns beiden, zu wachen; es wäre gewiß im Sinne der Entſchlafenen.“

Der Äbtiſſin kam dieſe Bitte ungelegen; Maria rührte ſich noch immer nicht, auch nicht auf der Vorgeſetzten Gebot — Und doch — in dieſem Augenblick ſich anders als mild zeigen — die Äbtiſſin wagte es nicht —

Von ihren Frauen umgeben, verließ ſie, einen ſtrafenden Blick auf die regungsloſe Maria werfend, das Totenzimmer.

Und tiefſte Stille ſank über das Kloſterhaus.

Jetzt erſt wagte Maria zu weinen, jetzt erſt gab ſie ſich rückhaltlos der Gewalt ihres Schmerzes hin; ſie redete mit dem ſtillen Geſicht, ſie bedeckte es mit Küſſen; ſie fand kein Ende zu danken, zu klagen und wieder zu danken.

Frau Petronilla betete ihren Roſenkranz; das half ihr immer, wenn ſie der Faſſung bedurfte.

Denn ſie mußte handeln, ſie durfte den Kopf nicht verlieren; Frau Benediktas Werk mußte zu Ende geführt werden.

Alſo erhob ſie ſich und nahm Frau Benediktas Mantel von der Thüre.

„Nun gehen Sie in Gottesnamen zu dem, der Ihrer wartet,“ ſprach ſie mit rauher Stimme, nahm Maria Skapulier und Schleier ab und hing ihr den Mantel um.

Sie waren ſchon an der Thüre.

Das junge Geſchöpf wandte ſich noch einmal um:

„Mutter — meine Mutter —“

Frau Petronilla zog die Widerſtrebende mit ſich fort.

Im Freien erhob Maria plötzlich das Haupt; es war, als ob der friſche Luftzug, der durch ihre kurzen Locken fuhr, ihr mit eins ein neues, ein lebensfrohes Bewußtſein zuführe.

Sie atmete tief, ſie ſchritt mächtig aus.

Frau Petronilla keuchte zürnend hinter ihr her:

Wie ſie eilte — hatte ſie ſchon vergeſſen, was hinter ihr lag — den Preis für ihre kommende Freiheit?

Sie ſtanden vor der Mauer, die die Ökonomiegebäude umſchloß.

Frau Petronilla griff nach dem Schlüſſelbund an ihrer Seite und öffnete das Thor.

Im nächſten Augenblick lagen ſich Markus und Maria in den Armen. Sie konnten nicht ſprechen, ſie konnten nicht denken — ſie hielten ſich nur feſt wie zwei, die ſich in Todesangſt nacheinander geſehnt.

Und ſchwer und wuchtig fiel die Kloſterpforte hinter ihnen ins Schloß.

Da ſchrie Maria auf:

„Frau Petronilla — o Frau Petronilla!“

Es war zu ſpät; die Pforte öffnete ſich nicht mehr.

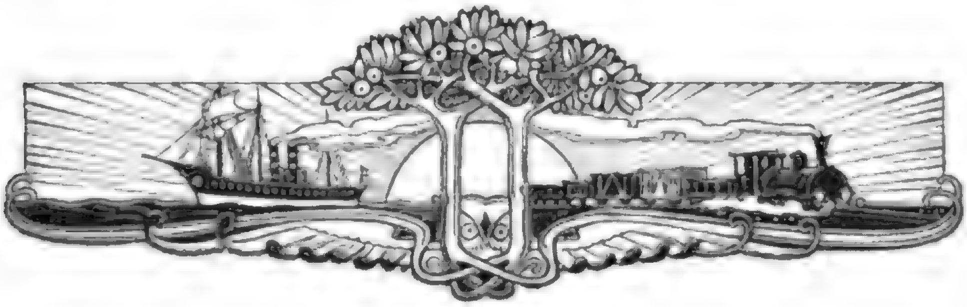
Und Maria preßte ihr Geſicht dagegen und weinte bitterlich.

„Biſt du denn nicht glücklich?“ fragte Markus, „warum weinſt du?“

„Weil ich habe glücklich ſein können,“ gab ſie zur Antwort, „Markus — da drinnen, — die meine Mutter war, iſt tot —“

Er nahm ſie leiſe bei der Hand und zeigte zum Berg hinauf, hinter dem das erſte Frührot den Himmel golden färbte.

Und ſo ſchritten ſie miteinander dem neuen Tag entgegen.



Reise-Xenien.

Von

Albert Roderich.

Budapest.

Du schöne Stadt, so jugendfrisch erbaut,
So voll von Lebenslust und Glücksvertrauen!
Nur eins verhindert, dass man voll dich schaut,
Man schaut zu viel nach deinen schönen Frauen.

Abazzia.

Ein Gottesgruss von Meer und Sonnenschein
Lässt dies Gestade paradiesisch strahlen.
Hier möchte ich ein grosser Maler sein
Und zitternd sprechen: Dies kann ich nicht malen.

Venedig.

O Dogenstadt, wie predigst du so hehr
Vergänglichkeit des Höchsten und der Besten!
Du Stolze, einst hast du beherrscht das Meer,
Jetzt grollt es träge zwischen den Palästen.

Florenz.

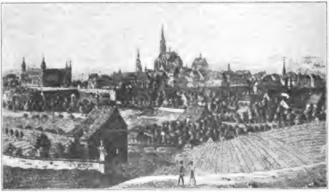
O grosse Kunst, die, uns erhebend, nützt,
Weil sie die Lust am Schönen macht vererblich;
Seht doch, ihr Fürsten, die ihr sie beschützt,
Zum Lohn dafür macht euch die Kunst unsterblich.

Rom.

Wie mahnest du uns doch in Bild und Stein
An deine Grösse noch so vielgestaltig!
Und deine Kirche muss gewaltig sein,
Denn deine Kirchen sind gewaltig.

Neapel.

Eins hast du, das dem Gaste arg erschwert
Die Lust an deinen herrlichen Genüssen:
Dass, wo der Himmel hat so viel beschert,
So viele Menschen betteln müssen.



Anſicht von Pilſen um 1820. Nach dem Stich von Morſtadt.

Pilſen als Bierſtadt.

Von

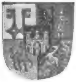
Caſtor.

Mit ſiebzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Ein guter deutſcher Mann mag keinen Tſchechen leiden, doch ſeine Biere trinkt er gern.“ So ungefähr konnte man in den letzten Jahren, ſeit die Wogen des Nationalitätenhaders in Öſterreich hoch gingen, das alte Wort von dem Franzen und ſeinen Weinen oft variieren hören; ja beſonders erregte Gemüter begnügten ſich mit dem Sprüchlein nicht, erklärten vielmehr mindeſtens dem Pilſener Urquell als dem Tſchechenbier *κατ ἐξοχήν* feierlich den Krieg, wennſchon dieſer, wie alle Kriege, mit entſagungsreichen Opfern für ſie verknüpft ſein mochte. Jetzt hat ſich die Stimmung einigermaßen beruhigt, und ſo wagte ich, ohne Panzerhemd und Streitaxt, hineinzufahren ins böhmiſche Land, um einmal die berühmte Bierſtadt ſelbſt kennen zu lernen.

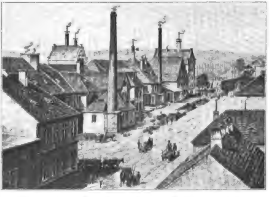
Es iſt ſchon wahr, ſie iſt arg „vertſchecht“, die hübſche Mittelſtadt mit ihren 60000 Einwohnern, von denen freilich 86 % Böhmen und nur 14 % Deutſche ſind. Sie nennt ſich ſogar nicht mehr Pilſen, ſondern Plzeň. Aber trotz des eben erwähnten Miſchungsverhältniſſes der Bevölkerung habe ich in Pilſen von jedermann, den ich deutſch anſprach, eine — wenn auch bisweilen etwas gebrochene — Antwort erhalten. Die Straßennamen ſind zweiſprachig an den Ecken kundgethan, es gibt deutſche und böhmiſche höhere Schulen — das wackere deutſche Element in der Stadt wehrt ſich tapfer ſeiner Haut und verteidigt ſeine in Jahrhunderten erkämpften Anſprüche mit zäher Energie. Sogar ein eigenes deutſches Theater beſitzt Pilſen. Liegt die Stadt auch beinahe an der Sprachgrenze — erſt eine Stunde weſtlich beginnt das eigentlich deutſche Sprachgebiet, während das böhmiſche ſie in Süd, Oſt, Nord umklammert —, ſo erſchienen mir die Deutſchen in Pilſen doch durchaus als die Träger der Bildung, der ſtarken Gewerbethätigkeit, des Wohl-



Wappen von Pilſen.

ſtandes. Ich glaube dafür — von allem anderen, weſentlicheren abgeſehen — ein ganz eigenes Merkmal zu haben: ich habe mir nämlich die Auslagen der größten tſchechiſchen und der größten deutſchen Buchhandlung der Stadt recht genau angeſehen. Der Unterſchied war ſpaßhaft, aber auch lehrreich. Dort außer nationalen Streitſchriften die pikante Litteratur in billigen Ausgaben weitaus vorherrſchend, hier eine gute Auswahl gediegener Erſcheinungen aus allen Gebieten.

In der inneren Stadt gibt's noch allerlei hiſtoriſche Erinnerungen, wenn das letzte Jahrhundert auch mit ziemlich rauher Hand über die Spuren vergangener Zeiten hinweggewiſcht iſt. Pilſen iſt — ſo jung ſein neuer Ruhm und Ruf iſt — ja eine Stadt, die viel erlebt und erlitten hat. Im XIII. Jahrhundert begründet, hat ſie im XV., als ſich auf dem Ringplatz ſchon die ſtattliche Bartholomäuskirche mit ihrem 100 Meter hohen Turm erhob, nicht weniger als vier langwierige und blutige Belagerungen durch die Huſſiten erfolgreich überſtanden. Im Anfang des 30jährigen Krieges fiel ſie in die Hände des Grafen Ernſt von Mansfeld, der im ſogenannten „kaiſerlichen Hauſe“ am Ringplatz längere Zeit reſidierte; dann weilte Wallenſtein hier, und hier unterzeichneten im Januar und Februar 1634 in zwei Verſammlungen ſeine Generale und Oberſten die bekannten Treu-Reverſe gegen ihren Feldherrn; vierundzwanzig ſeiner Anhänger wurden auf dem Ringplatz nach ſeinem Sturz hingerichtet.



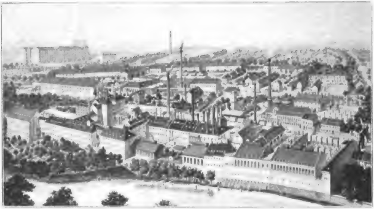
Anſicht des Bürgerlichen Bräuhauſes im Jahre 1870.

Aber ich will nicht weiter bei der Chronik der Stadt verweilen — ich will ja vom Pilſener Bier erzählen.

Die größten Münchener Brauereien rühmen ſich meiſt, mit mehr oder minderem Recht, einer weit zurückreichenden Vergangenheit. Das Pilſener Bier iſt ein Kind des XIX. Jahrhunderts. Wir Älteren wußten in unſeren Jugendtagen noch nichts von ihm; man hat mir zwar in Pilſen erzählt, es ſei ſchon Anfang der ſechziger Jahre in Berlin eingeführt worden, aber das muß in größter Heimlichkeit geſchehen ſein; ich kann mich wenigſtens nur erinnern, daß nach dem Jahre 1871 in der neuen Reichshauptſtadt hier und dort der helle, klare, würzige Trunk mit ſeiner weißen Schaumkrone erſchien — und zuerſt mit vielfachem Schütteln des Kopfes aufgenommen wurde. Wer Pilſener damals probierte, fand es meiſt zu bitter, und nur einzelne feine Zungen ſchworen ſchon in jenen Tagen zu ſeiner Fahne. Dann aber kam der große Umſchwung, der Siegeszug des Pilſener begann; ſeine Bekömmlichkeit wurde mehr und mehr erkannt, die Ärzte wurden vielfach ſeine Verfechter. Heut iſt es eine neben dem Münchener in der ganzen Welt anerkannte Größe.

Wenn man dem Pilſener Bier eine Vergangenheit künſtlich konſtruieren will, läßt ſich das freilich auch ganz hübſch machen, allerdings etwas ſtark nach den Recepten der Pſeudo-Heraldiker, die von der Erzeugung von Stammbäumen und Wappen leben. Im Amerika laſſen ſich die jüngſten Milliardäre ja ſogar ihre Abſtammung von den älteſten europäiſchen Herrſcherdynaſtien neuerdings als Sport urkundlich belegen.

„Von uralten Zeiten her“ — ſo müßte man einen ähnlichen Nachweis für Seine



Geſamtanſicht des Bürgerlichen Bräuhauſes.

Hoheit den Urquell etwa beginnen —, beſaßen einzelne Häuſer in Pilſen beſtimmte Braugerechtſame. Sie brauten ein gutes oder ſchlechtes Hausbräu, je nachdem; ein obergäriges Bier, das jedenfalls nur in Pilſen ſelbſt getrunken wurde. Wollte ich wieder nach den Recepten der Pſeudo-Heraldiker verfahren, ſo könnte ich allerdings als „doch nicht unweſentlich“ anführen, daß gerade ein Tſcheche, nämlich Dr. Thaddaeus Hojek in Prag, ſchon anno 1585 das erſte Buch über das Bier geſchrieben hat, daß das Tſchechenbier alſo vielleicht doch ſchon in alten Zeiten einen beſonderen Ruf gehabt haben könnte.

Sei dem, wie ihm ſei: im Anfang des XIX. Jahrhunderts lag die Brauthätigkeit in Pilſen ganz danieder, und von den Brauſtätten war nicht viel mehr übrig, als ein paar heut noch bei verſchiedenen Häuſern vorhandene Keller — und die Braugerechtſame, die an dieſen Häuſern hafteten.

Dieſe Braugerechtſame gaben dann auch den Anlaß zu der erſten Pilſener wirklichen Bierbrauerei, zu dem 1839 beſchloſſenen Bau des „Bürgerlichen Brauhauſes“, in der es am 5. Oktober 1842 zum erſtenmale von der Braupfanne dampfte, die aber nur auf einen Guß von 64 Eimern eingerichtet war. Daß das Pilſener je zu einem „Weltbiere“ werden könnte, ahnte dabei niemand. Man hat mir ſogar erzählt, einer der erſten Braumeiſter ſei ein ſehr, ſehr einfacher Mann geweſen; von Geburt ein Bayer, der einige Monate des Jahres in oder bei Pilſen in den kleineren Brauereien gearbeitet, in den anderen Monaten als Ofenſetzer thätig geweſen ſei. Jedenfalls war's aber ein tüchtiger Mann, der ſeinen Beruf aus dem F-F verſtand.

Von Anfang an wurde das heutige Pilſener Bier alſo nach derſelben Methode gebraut, nach der die bayeriſchen Biere auch gebraut werden: als untergärige Biere, aus Gerſte und Hopfen, nach dem ſogenannten Dickmaiſchverfahren. Daß die goldgelbe Farbe des Pilſener eine ungleich lichtere iſt, als die ſelbſt der hellen Münchener Biere, beruht nur auf der Behandlung der Gerſte oder, genauer, des aus der Gerſte gewonnenen Malzes auf der Darre; die feine Bitterkeit des Pilſener wieder beruht auf der Art des Hopfenzuſatzes. Damit iſt freilich nicht viel geſagt, aber die größten Biergelehrten werden nicht viel mehr darüber zu ſagen vermögen, worauf ſonſt noch die ausgezeichneten Eigenſchaften gerade des echten Pilſener ſich gründen! Faſt in der ganzen Welt braut man jetzt „ſogenanntes“ Pilſener nach gleicher Methode, vielfach gewiß auch unter Verwendung ebenſo trefflicher Rohmaterialien, wie ſie die Pilſener Brauereien ſelbſt verwenden — das Reſultat wird doch ein anderes. Thut's das Waſſer? Manche behaupten es, viele verneinen es. Mir hat einmal ein alter geſcheiter Münchener Braumeiſter geſagt, das Geheimnis der Eigenart aller Biere läge ſeiner feſten Überzeugung nach in der Luft. Das heißt in der Luft der Gärkeller, in denen die Biere ihrer Vollendung entgegengehen.

Thatſache iſt jedenfalls, daß die drei Pilſener Rieſenbrauereien ein außerordentlich verwandtes, alle drei ein ganz vortreffliches Bier erzeugen; daß alle Nachahmungen, in Böhmen und anderswo, aber niemals an das echte Pilſener heranreichen. Ich will durchaus nicht ſagen, daß ſie immer ſchlecht ſind — nur „Pilſener“ ſind ſie nicht. Deutſcher Schaumwein iſt auch nicht ſchlecht — nur „Champagner“ iſt er nicht.

Ich ſprach ſoeben von drei Rieſenbrauereien in Pilſen. Das „Bürgerliche Brauhaus“ erhielt nämlich 1870 die erſte Konkurrenz durch die ganz mit deutſchem Kapital begründete „Erſte Pilſener Aktien-Brauerei“, und ſeit 1896 hat ſich die „Pilſener Genoſſenſchaftsbrauerei“ hinzugeſellt. Alle drei Brauereien ſind Großbetriebe. Das „Bürgerliche Brauhaus“ erzeugt jetzt jährlich rund 700 000 Hektoliter, die „Aktienbrauerei“ rund 270 000, die „Genoſſenſchaftsbrauerei“ 150 000 Hektoliter Bier. Das ſind zuſammen 1 120 000 Hektoliter oder, um es vielleicht faßlicher auszudrücken: Zwei und eine viertel Milliarde „Seidel“ zum Normalgehalt eines halben Liters gerechnet! Proſit!

Ich kann hier gleich als wohl nicht unintereſſant hinzufügen, wie ſich der Export des Bieres aus den Grenzen Öſterreich-Ungarns nach den mir in Pilſen angegebenen Zahlen ſtellt. Es gehen ins Ausland vom Bürgerlichen Brauhaus jährlich etwa 200 000 Hektoliter, von der Aktienbrauerei rund 130 000, von der Genoſſenſchaftsbrauerei rund 80 000 Hektoliter, zuſammen 410 000 Hektoliter. Gewiß ein Beweis, wie ſich das Pilſener in der ganzen Welt eingebürgert hat.

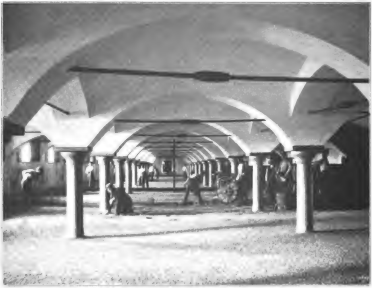
Das „Bürgerliche Brauhaus“, das ſich als Wertmarke für ſeine Erzeugnis in höchſt geſchickter Weiſe die Benennung „Pilſener Urquell“ in allen Ländern hat eintragen laſſen, gilt, wie ich ſchon ſagte, als das Tſchechenbier ϰατ ἐξοχήν; man hat mir auch in Pilſen erzählt, daß die Tſchechen es ſelbſt gern als „ihr“ Bier bezeichnen.

Ich fand die Sachlage an Ort und Stelle etwas anders, als ſie mir geſchildert worden war. Ich erwartete, eine durchaus nationalböhmiſche Verwaltung zu finden, und hätte mich nicht gewundert, wenn ich mich nur mit Hilfe eines Dolmetſchers würde verſtändigen können. Keine Spur davon! Ich habe in der ganzen Brauerei, bei ſtundenlangem Umherwandern, kein tſchechiſches Wort gehört; die Verwaltungsſprache iſt durchaus deutſch; in den Comptoirs zeigte man mir ſogar mit einer gewiſſen, freilich faſt etwas ängſtlichen Befliſſenheit, daß die Sitzungsberichte deutſch niedergeſchrieben

Einfahrtsthor zum Bürgerlichen Bräuhaus.

Digitized by Google

würden. Jn wieweit der Beſitz noch in deutſchen Händen ruht, weiß ich nicht. Er iſt ja nicht an Perſonen geknüpft, ſondern an Grundſtücke, an Häuſer, die kaufen kann — Tſcheche oder Deutſcher —, wer darin eine gute Kapitalsanlage ſieht. Übrigens müſſen diejenigen 250 brauberechtigten Hausbeſitzer, die 1842 zur Gründung des Bürgerlichen Brauhauſes 51 807 Gulden zuſammenbrachten, ein nicht übles Geſchäft gemacht haben: der Anteil bringt, wenn ich recht unterrichtet bin, zur Zeit jährlich 5360 Gulden Rente.



Eine Malztenne des Bürgerlichen Bräuhauſes.

Der gewaltigen Brauerei, die heute wahrſcheinlich ſelbſt den großen Wiener Dreher, der bis vor kurzem die größte Produktion auf dem Kontinent hatte, an Umfang erreicht hat, ſieht man noch immer an, wie ſie allmählich aus kleinſten Anfängen herausgewachſen iſt. Die Anlage, die faſt den Charakter einer Stadt für ſich trägt, zeigt nicht die Geſchloſſenheit großer moderner, gleichſam aus einem Guß erbauter Etabliſſements. Aber das iſt doch nur der erſte, mehr äußerliche Eindruck. Denn im einzelnen iſt jeder Teil des ganzen ungeheuren Betriebes durchaus auf der Höhe der Neuzeit.

Eine kleine Wanderung durch die wichtigſten Betriebsabteilungen wird auch diejenigen Leſer, die noch nicht wußten, wie denn eigentlich „ein Glas Bier entſteht", wenigſtens in großen Zügen in die Geheimniſſe der edlen Braukunſt einführen.

Wir folgen daher auch am beſten dem Gange des Brauverfahrens, ſteigen zunächſt hinauf auf die großen Schüttböden, in denen die ungeheuren Vorräte an Gerſte gelagert ſind, die jede Campagne erfordert — bis zu 200 000 Hektolitern zeitweiſe. Hier reinigen und ſortieren acht Maſchinen die Gerſte, die dann in die Mälzerei transportiert wird. Jn dieſer kommt ſie zuerſt in die Quellbottiche, wo ſie gewaſchen wird, das zum Keimen nötige Waſſer aufſaugt und je nach ihrer wechſelnden Art und der Temperatur ſo lange bleibt — einige Stunden bis zu zwei Tagen —, bis ſie dem erfahrenen Mälzer hinreichend gequollen er-

Digitized by Google

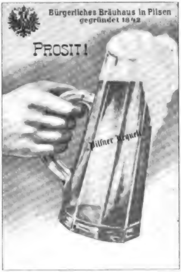
Maiſchbottiche des Bürgerlichen Bräuhauſes.

ſcheint; er erkennt das an verſchiedenen, aus langer Erfahrung gewonnenen Zeichen, z. B. daran, ob ſich das einzelne Korn zwiſchen den Fingern biegen läßt, ohne zu brechen. Iſt der richtige Zeitpunkt gekommen, ſo gelangt die Gerſte auf die Malztennen.

Ich habe viele Brauereien geſehen, noch nie aber Malztennen von ſo rieſigen Ausdehnungen wie im Bürgerlichen Brauhaus. Es ſind hier einige vierzig gewaltige, weitgeſtreckte, luftige Säulenhallen, die einen Flächenraum von nicht weniger als 16000 Quadratmeter zur Lagerung der Gerſte darbieten. Soweit das Auge ſchweift, immer trifft es auf neue, etwa 25 Centimeter hoch auf dem Steinboden geſchüttete Gerſtenmaſſen, die hier etwa zwei Wochen lagern, wobei ſie fortgeſetzt umgeſchaufelt werden müſſen, um Feuchtigkeit und Wärme in ihnen gleichmäßig zu verteilen. Langſam keimt ſo die Gerſte; deutlich kann man, wenn man Körner aus verſchieden lange lagernden Schichten aufnimmt, verfolgen: wie die Würzelchen länger und länger aus dem Korn herauswachſen, bis der Prozeß unterbrochen, die Gerſte auf die Darren gebracht wird, wo ſie in hoher Temperatur unter unausgeſetztem, mechaniſch beſorgtem Wenden ausgetrocknet wird. Sie iſt jetzt Malz geworden, es hat ſich in ihr die ſtickſtoffhaltige Subſtanz derart verwandelt, daß ſich die ſogenannte Diaſtaſe bildete, die das Stärkemehl in Dextrin und Zucker umwandeln kann.

Das Malz wird auf Mühlen geſchrotet, verkleinert, und nun erſt folgen in den Sudhäuſern, deren die Brauerei vier beſitzt, die eigentlichen Brauoperationen.

Das Innere ſolch eines modernen Sudhauſes gewährt einen höchſt merkwürdigen Anblick: es erinnert mit ſeinen hohen, durch Treppen verbundenen Aufbauten faſt an eine der neuen Schiffsmaſchinen unſerer Rieſendampfer. Hoch oben liegen die koloſſalen Maiſchbottiche, in denen das geſchrotete Malz in die innigſte Berührung mit heißem Waſſer tritt, damit ſich das in ihm enthaltene Stärkemehl in Zucker umwandelt, womit



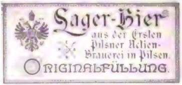
Anſichtskarte des Bürgerlichen Bräuhauſes.

ſich alſo der durch das Malzen angebahnte Prozeß vollendet. Die durch Filter von den zurückbleibenden Trebern getrennte Bierwürze wird nun in die tiefer gelegenen Braupfannen geleitet, hier mit dem Hopfen gekocht und ſchließlich auch dieſer im Hopfenſeiher entfernt. Damit iſt das Bier — ich möchte ſagen: in ſeinem Rohzuſtande fertig.

Das Daubenlager und die Faßfabrik des Bürgerlichen Bräuhauſes.

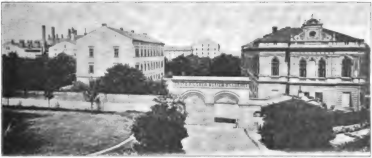
Es muß nun aber zunächſt, und zwar ſchnell, gekühlt werden. Und damit tritt ein neuer Faktor in Thätigkeit, den man in allen drei Pilſener Großbetrieben in höchſter Ausbildung bewundern kann.

Die berühmte Lindeſche Eismaſchine hat nämlich heute in allen modern eingerichteten Brauereien ihren ſiegreichen Einzug gehalten. Sie erzeugt aber nicht nur künſtliches Eis, ſondern vor allem eiskalte Luft, die in einem großen Röhrenſyſtem überall dahin geleitet wird, wo man ſie braucht: zu den ungeheuren, eiſernen, flachen Kühlſchiffen zuerſt und dann in die gewaltigen Gärkeller, in denen die Würze unter dem Zuſatz von Hefe in offenen Bottichen den Gärungsprozeß durch-



Lager-Bier
aus der Erſten
Pilsner Actien-
Brauerei in Pilsen.
ORIGINALFÜLLUNG.

Originalflaſchen-Etikette der Erſten Pilſener Aktien Brauerei.

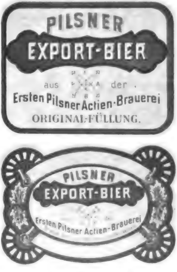


Die Erſte Pilſener Aktien-Brauerei.
(Aufnahme aus dem Verlag von Wendelin Steinhauſer in Pilſen.)

macht. Erſt durch die heutigen Kühlvorrichtungen hat es der Braumeiſter — übrigens ein gewichtiger Mann mit einem Einkommen, um das ihn mancher Miniſter beneiden könnte — ganz in der Hand, dieſen Gärungsprozeß zu beſchleunigen oder zu verlangſamen, je nachdem er es für erforderlich hält.

Unterhalb der Gärkeller liegen, in Fels gehauen, die Lagerkeller des Urquell.

Ich erinnere mich nur noch einmal gleich rieſige Kellereien geſehen zu haben: als ich in Rheims und Eperney, bei Pommerey & Greno und bei Moët & Chandon die Champagnerfabrikation kennen lernte. Dort wie hier bilden dieſe Kellereien gleichſam eine unterirdiſche Welt für ſich. Im Urquell ziehen ſie ſich in einer Geſamtlänge von neun Kilometern durch das Geſtein und enthalten in 92 Abteilungen über 6000 Fäſſer, deren jedes 50—80 Hektoliter Bier faßt; auch ſie ſind in ihrer ganzen Ausdehnung mit künſtlichen Kühlanlagen verſehen. In ihnen findet endlich auch das Abfüllen des Bieres in die kleineren Verſandfäſſer ſtatt, deren die Brauerei, nebenbei bemerkt, eine viertel Million beſitzt. —


PILSNER
EXPORT-BIER
aus der
Ersten Pilsner Actien-Brauerei
ORIGINAL-FÜLLUNG.
PILSNER
EXPORT-BIER
Ersten Pilsner Actien-Brauerei

Originalflaſchen-Etiketten für Exportbier der Erſten Pilſener Aktien-Brauerei.

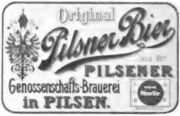
Ich könnte noch viel vom Urquell plaudern — von der großartigen eigenen Faßfabrik, der Pechraffinerie, den 26 Dampfmotoren, die nahezu 1600 Pferdekräfte in den Dienſt der verſchiedenen Betriebe ſtellen ꝛc. Aber wir müſſen auch den anderen Pilſener Brauereien gerecht werden, denn wahrlich auch ſie verdienen es.

Die Erſte Pilſener Aktien-Brauerei liegt ganz in der Nähe des Bürgerlichen Brauhauſes und iſt ſtolz darauf, alle Vorzüge dieſer Lage, das gleiche Waſſer, dieſelbe Luft, ähnlich treffliche Kelleranlagen zu beſitzen. Ihre Verwaltung iſt nicht weniger ſtolz darauf, ganz deutſch zu ſein, und in dem kleinen Büchlein, das ſie allen Beſuchern verehrt, betont ſie das ausdrücklich mit dem geſchäftlichen Hinzufügen: ſie verdiene daher in der That die regſte Unterſtützung

Digitized by Google

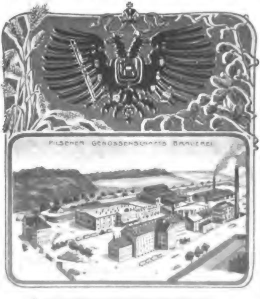
und Förderung ſeitens der deutſchen Konſumkreiſe; „und wenn es an dieſer Förderung zu wünſchen übrig bleibt, ſo trägt hieran wohl zumeiſt die bisher noch immer vorwaltende nationale Lauheit und Gleichgültigkeit der vielen deutſchen Konſumkreiſe ſchuld“. Ich gebe dieſe Zeilen nur als eine kleine, wohl nicht ganz unintereſſante Illuſtration zu den nationalen Gegenſätzen in ihrer Wirkung auf den Geſchäftsbetrieb wieder. Im übrigen iſt das Bier der Aktienbrauerei bekanntermaßen ſo ausgezeichnet, daß es ſich von ſelbſt empfiehlt. Sie hat ſich beſonders um die Ausbreitung des Exportes große Verdienſte erworben, und ihre Bemühungen in dieſer Beziehung wurden wohl auch für den „Urquell“ zum Anlaß neuer und erfolgreicher Beſtrebungen.

Außerhalb der Stadt endlich liegt die Genoſſenſchaftsbrauerei, die jüngſte und in ihrer Anlage unſtreitig die ſchönſte der Pilſener Brauereien. Während die Entſtehung des Bürgerlichen Brauhauſes an die alten Braugerechtſame einzelner Grundſtücke anknüpfte, die ſich jetzt mindeſtens zum größeren Teil in tſchechiſchem Beſitz befinden, während die Aktienbrauerei ein von ausſchließlich deutſchem Kapital begründetes Unternehmen iſt, haben ſich zur Begründung der Genoſſenſchaftsbrauerei 1893 zwanzig Einwohner Pilſens zuſammengeſchloſſen, unter denen, ſoviel mir bekannt wurde, das deutſche und das tſchechiſche Element gleichſtark vertreten iſt; auch hier aber iſt die ſehr energiſche und ſehr umſichtige Leitung durchaus in deutſchen Händen, die Geſchäftsſprache ganz deutſch.



Original-Etikette der Genoſſenſchafts-Brauerei in Pilſen.

Die Genoſſenſchaftsbrauerei iſt, jung wie ſie iſt, nach den allerneueſten Prinzipien gebaut; alle Zweige des Betriebes ſind konzentriert, es tritt, da das Ganze wie aus einem Guß iſt, eine Überſichtlichkeit hervor, wie ich ſie in keiner anderen Brauerei geſehen habe. Es wurde mir erzählt, der berühmte amerikaniſche Bierkönig Papſt aus Milwaukee habe bei einem Beſuch geſagt, wenn er noch einmal eine Brauerei bauen wollte, würde er wünſchen, ſie wäre dieſer gleich. In der That, ſie iſt wie ein Schmuckkäſtchen von den Malzdörren bis zum Gärkeller, vom Sudhaus bis zur Maſchinenanlage. Und die peinliche Sauberkeit, die man in allen drei Pilſener Brauereien findet, — ach wie ſah es dagegen noch vor 20 Jahren in mancher berühmten Brauerei aus! — iſt hier bis aufs äußerſte geſteigert.



Anlage der Pilſener Genoſſenſchafts-Brauerei.

Man möchte ihre Handhabung, die kein Fleckchen auf den weißgetünchten Wänden, nicht den geringſten Roſtanſatz auf den Maſchinen aufkommen läßt, faſt als einen Sport der Leitung bezeichnen, wenn man nicht wüßte, von welcher Bedeutung dieſe Akkurateſſe für die gleichmäßige Güte des Bieres iſt!

Und nun wird man mich natürlich fragen, welches von den drei Pilſener Bieren das beſte iſt? Ich muß in Demut bekennen: ich weiß es nicht. Sie ſind alle ganz vortrefflich, und ich bin überzeugt, wer an das eine von ihnen gewöhnt iſt, findet es ſtets nur darum am vortrefflichſten — weil er eben daran gewöhnt iſt. Soll ich eine perſönliche Anſicht ausſprechen, ſo könnte ich höchſtens differenzieren: der Urquell erſcheint mir etwas vollmundiger; das Aktienbier kommt mir etwas bitterer vor; das Genoſſenſchaftsbier will mir ein klein wenig leichter dünken. Köſtlich ſind ſie, gut gepflegt, alle drei — dieſe böhmiſchen Perlen mit ihrem goldenen Glanz und ihrer unerreichten Wohlbekömmlichkeit.

Proſit!

Jugend.

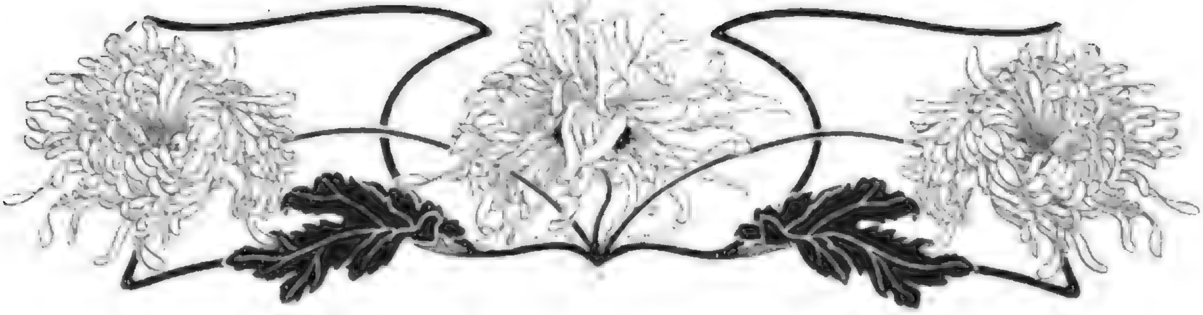
Von

Franz Carl Ginzkey.

Als er dahinritt auf schweigender Heide,
Sieghaft, hochragend, ein wonniger Held,
Prangte der Himmel im Sternenkleide
Über dem nächtlich träumenden Feld.
Sträucher und Gräser bogen sich sacht
Unter dem Märchenatem der Nacht.

Siehe, da ward seine suchende Seele
Also erfüllt von Sehnsucht und Mut,
Dass, wie ein Schrei aus erstickender Kehle,
Brausend ihm aufschwoll sein fieberndes Blut.
Und von tiefinnersten Gluten entfacht,
Starrte sein Blick in die Wunder der Nacht.

Jauchzend riss er sein Schwert aus der Scheide,
Dass es aufleuchtete funkelnd und jäh.
Über der endlos sich dehnenden Heide
Sah er die Nebel wie brandende See.
Hoch sich aufrichtend, mit jubelnder Macht,
Schwang er sein Schwert durch die Sternennacht.



Ein Bruder und eine Schweſter.

Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Nummer ſechsundzwanzig lag nach Oſten, wie ihr Zimmer, nur eben höher, und deswegen ſah man durchs Flurfenſter ohne Mühe, daß der Himmel ſchon rötlich wurde über dem bleichen Roſengarten. Dörthe zog ihre Hand behutſam von der Thürklinke zurück. Nein, ſie wollte ihren alten Helfer nicht aufſchrecken. — Der Tag nahte; der Erlöſer.

‚Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott —‘ der Spruch kam ihr in den Sinn, während ſie, vorſichtig wie der Dieb in der Nacht, wieder treppunter ging. Plötzlich ſtand ſie ſtill und wich gegen die Wand; ihr Herz hämmerte vor Furcht, weil ein tappender Schritt ihr, vom Erdgeſchoß her, entgegen kam. „Niemanden etwas anvertrauen — eher ſterben!“ ſchoß es ihr durch den Kopf.

Vergebene Angſt, es war nur der Martl, hemdig, in der alten Lederhoſe und ganz verſchlafen, mit der letzten blankgewichſten Stiefelladung unter dem Arm:

„Jeſſas — Mari — Juſip un 'valli heil' Nothilfa'n: iſch eins do?“ fragte er flüſternd und ſchlug das Kreuz. „Jeſſas na, Ei'r Gnoden, wos is? San's net beiſamm', Ei'r Gnod'n?“

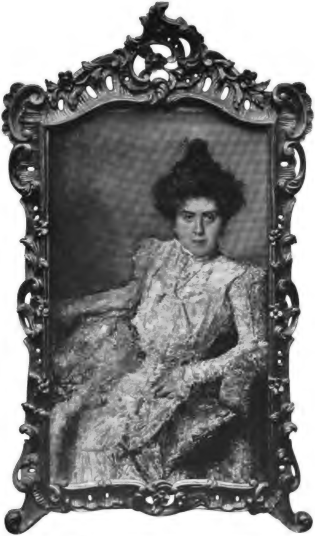
Dörthe zitterte wie Eſpenlaub. „— wenn ich nur ein Glas kaltes Waſſer hätte —“

„Geh'ns daher — dös ſchaff' ma ſcho!“ Er verteilte ſeine Stiefel; — es dauerte immer ein Weilchen, bis er die ſelbſtgeſchriebenen Kreidezahlen unter den Sohlen wieder herausbrachte. Dann faßte er von rücklings Dörthens Hand und leitete ſie, durch das kleine Labyrinth dunkler Gänge und Stufen, an den Badzellen vorüber, unter die Veranda und ins Freie. Da wehte der Wind friſch und kräftig um ihr glühendes, verwachtes Geſicht, und die Luft war Balſam.

Sie trank das eiſige Quellwaſſer aus des Martls geborſtenem Thonkruge gierig, und ſagte ihm von Herzen „vergelt's Gott!“ dafür. — Die große Bitterkeit zwar konnte weder der kalte Trunk hinabſpülen noch der ſtarke Nordoſt hinweg wehen, aber einen kühlen Hauch brachten ſie wenigſtens in Dörthens gewitterſchwüle Seele. Nicht einmal der Gedanke an ihre Bruderſeele ſchaffte ihr Linderung, denn, ach, Ludwig war durch feſte Bande an den gekettet, von dem Dörthens Leid ſtammte. „Schlimmeres als Leid,“ ſagte ſie ſich: „Schmach“, und daran konnte kein Arzt und kein Bruder etwas ändern.

‚Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!‘ — Da kam der erſte, ſcheue Taubenruf wieder vom Walde her mit dem erwachenden Morgen: „Ku, — ku, — kukurruuh!“ Der Gruß aus der Heimat.

Der klang, immer ferner und zarter, hinter ihr drein, als ſie ins ſtille Haus zurückkehrte und in ihr Zimmer. Sie hatte geſtern abend vergeſſen, das Fenſter zu öffnen, wie ſie es gewohnt war, und nun ſchlug ihr die eingeſchloſſene Luft, nach der herben Kühle draußen, heiß und duftſchwer entgegen. Das that des Bubis mächtiger Strauß, der im Glas auf dem Tiſche ſtand, mit ſeinen vollen Büſcheln Monatsroſen und dem großen Bündel Reſeden. —



Damenbildnis. Nach dem Gemälde von F. Mancini.

Digitized by Google

Ekenhoff: — der Platz in der Nordveranda mit dem Storchneſt auf ihrem grauen Strohdache; — der Platz, wo Dörthe und Großmutter nachmittags im Sommer bei ihren Arbeitskörbchen ſaßen, den ſtummen Diener mit dem Kaffeegerät neben ſich und vor ſich das eiförmige Monatsroſenbeet, deſſen Einfaſſung ein dicker Reſedakranz war. Wie das wonnevoll duftete! — Nirgends dufteten die Blumen ſo ſtark und ſüß wie im Ekenhoffer Garten. Es lag vielleicht in der Niederungsluft, die an den heißeſten Tagen noch etwas Feuchtes hatte. — Zum ſtarken Blumengeruch dann das Flattern und Trippeln und Girren von den Haustauben oben auf dem Dachreiter der Veranda. Jeder Flügelſchlag gab einen weichſchwingenden Ton. —

Dörthe ſtieß das Fenſter auf und horchte hinaus; ſehnſüchtig, mit angehaltenem Atem. Der Taubenruf kam noch immer vom Walde her, verloren und in Pauſen. Aber er blieb und tröſtete ſie. — Ihr wurde milder ums Herz. Sie beugte ſich über des Bubis Blumen und ſog den Duft in tiefen Zügen ein. Dann legte ſie ſich nieder, faltete die Hände vor ſich und ſah mit halbgeſchloſſenen Augen den Morgen heraufkommen. Ihre Gedanken floſſen ruhiger. —

Die Heimatsgedanken waren ihr einziger Troſt. In Not und Seelenqual drängten ſie ſich mit liebevoller Gewalt hinein und überwuchſen alles innerliche Elend. Was das Heimatsgefühl dem Beladenen und Zerſchlagenen geben kann, das hatte ſie noch niemals ſo ergreifend empfunden wie heute früh. —

Die Fremde iſt das Wandelbild, vor dem wir ſtehen und es anſtaunen, wie ſich's vor uns entrollt, Fußbreit um Fußbreit, Berg und Thal, Meer und Wald, paradieſiſche Gefilde und ſchauriges Geklüft. Aber wir wurzeln nicht in der Fremde; ihr Reiz liegt im Wechſel. Die Heimat ſteht feſt; ihr Boden iſt tief und wohlbereitet. In ihm wurzeln wir; aus ihm hervor bringen wir unſere edelſten Früchte. Glücklich alle, die ihre Heimat noch kennen und lieben und beſitzen, in der ſie geboren und groß geworden ſind. Der Heimatszauber liegt in treuen Überlieferungen und Ehrfurcht vor dem Längſtbeſtehenden, und daß er ſeine Fäden wirklich und wahrhaftig zur fernſten Fremde hinüberſpinnt, damit er die wandernden Herzen aus paradieſiſchen Gefilden und ſchaurigen Klüften ſicher in ſeinen kleinen Bannkreis zurückziehen kann — wohl denen, die es fühlen und wiſſen.

Dörthe wußte es auch, Gott ſei Dank. Sie ſpürte die Fäden in ihren Händen und hielt ſich daran feſt und richtete ſich langſam wieder auf. —

— — — — — — — — — — —

Gegen acht Uhr kam ſie, wie ſonſt, in den Eßſaal zum Frühſtück. Sie wollte; — aber ſie ſah entſetzlich elend aus und hatte brennendheiße Handteller. Sie beſtellte auch nur eine Taſſe ſchwarzen Kaffee. Kein Brot, kein weiches Ei. „Kann mein Bruder nicht vielleicht ſchon heute zurück ſein?“ fragte ſie den Wirt, aber der verneinte, und einer der frühſtückenden Herren erzählte, daß geſtern im Vajoletthale ein ſchweres Unwetter niedergegangen ſei: Schloßen wie Taubeneier:

„Haben Sie denn geſtern nachmittag nicht die grelle Beleuchtung über dem Roſengarten geſehen, gnädiges Fräulein? Das war der Reflex von den Hagelwolken, ſo gegen fünf.“

Dörthe beſann ſich: „Geſtern nachmittag um fünf? — —“ Sie vermochte ſich an nichts zu erinnern, was jenſeits der letzten Nacht lag. Übermüde war ſie, und alles ging bunt durcheinander in ihrem Kopfe.

„— um fünf haben Sie oben auf Ihrer Lichtung geſchlafen, und um ſechs ſchliefen Sie noch immer,“ half der Sanitätsrat ein, der eben hereinkam. „'n Morgen, Herrſchaften, 'n Morgen, Fräulein Jersbek.“ Er ſchüttelte ihr die Hand, zog die Brauen zuſammen und ſah ſie forſchend an. „Hm, hm — ja — na! — — Setzen Sie ſich doch wieder mit an meinen Katzentiſch, Fräulein Jersbek. Ehe ich mich über die Politik ärgere, mache ich gern noch 'nen harmloſen, kleinen Schwatz. Das bin ich von zu Hauſe her gewohnt. Kommen Sie: ich trage Ihnen Ihre Taſſe. Weiter nichts? Gar nichts Feſtes in den Magen, wie?“

Als ſie, abſeits vom allgemeinen Tiſche, miteinander auf dem Salettl ſaßen, faßte er nochmals nach ihrer Hand und griff an den Puls: „Sie haben ja Fieber; das iſt ja total dummes Zeug. Sie müſſen wieder ins Bett. — Wie kommt das?“

„Heimweh und eine ſchlafloſe Nacht — weiter nichts,“ antwortete ſie.

„So? ſo? — Wer's glaubt, wird ſelig! — Seien Sie ſo gut und geben mir die Brötchen herüber. Danke beſtens. Die nennt das Frauenzimmer, die Kathrein, röſche Semmeln? Proſtemahlzeit: Pappe! Und das kommt in Öſterreich vor. Die Welt geht den Krebsgang. Jetzt ſagen Sie mir mal die blanke Wahrheit: ſind Sie letzte Nacht, ſo um drei herum, an meiner Stubenthür geweſen, oder ſind Sie's nicht?“

„Ja — das war ich. — Ich konnte es nicht mehr aushalten.“

„Was denn?“

„Das Wachliegen und Alleinſein. Aber als ich oben war, habe ich mich darauf beſonnen, daß es doch keine Krankheit iſt, und bin wieder hinuntergegangen, ohne daß ich Sie unnötig geſtört habe.“

„Beſten Dank, aber das hat mir nichts genützt. Mein Schlaf iſt nämlich Haſenſchlaf: knapp, ‚Tipp-an‘, und ich bin ſchon munter. Ich bin alſo gleich in meinen Schlafrock geſtiegen und direkt zu Ihnen. Weshalb haben Sie mir nicht geantwortet, als ich an Ihrer Thür geſtanden und dreimal angeklopft habe?“

„Bitte, entſchuldigen Sie, Herr Sanitätsrat. Ich war ja gar nicht in meiner Stube, ſondern mit dem Martl unten im Hof. Der Martl hat mir kaltes Waſſer aus dem Quellbrunnen ſchöpfen müſſen, und damit und mit der kalten Luft habe ich mich kuriert.“

„Na, ich danke ergebenſt! Was ſind das für hyſteriſche Narrheiten! Ihr Frauenzimmer, jung und alt, ſeid ſämtlich verdrehte Schrauben; das ſoll wahr bleiben. Was haben Sie mir geſtern verſprochen gehabt, wie? Vernünftig ſein und In-ſich-gehen, nachdem Sie mit meiner Abhandlung über den Onkel und die Nichte einverſtanden geweſen ſind, — wie? Lüge ich oder ſpreche ich wahr?“

„Wahr!“ — Sie legte den Kopf in den Nacken zurück, und ihr Geſicht bekam ſeine ſcharfen Züge. — „Die Onkel- und Nichten-Angelegenheit habe ich begriffen und abgethan in mir, aber ſeitdem hat ſich etwas anderes ereignet. — — — Ich will Ihnen gern gehorchen und mich vierundzwanzig Stunden zu Bett legen und ſchlucken, was Sie mir verordnen — der Reſt iſt meine Sache. Ich ſpreche mit niemandem darüber, weder mit Ihnen, noch mit meinem Bruder; und wenn Sie mich auf den glühenden Roſt legen! Ich behalte es für mich, bis ich wieder zu Hauſe bin.“

„Möge das bald ſein.“ Er zuckte die Achſeln und ſchnitzelte ſich einen Zahnſtocher zurecht. „Jedem Tierchen ſein Pläſierchen; iſt 'n bequemer Grundſatz, hm, was? Nötigenfalls nehme ich Sie bis Verden ins Schlepptau; da hole ich mir nämlich meine Frau wieder ab, von unſrer verheirateten Tochter. Ja, das geſchieht, wenn Sie nicht Ordre parieren. Alſo gefälligſt Abgang ins Bett, mein Kind. Gegen zwölf mache ich Viſite, und die Medizin kriegen Sie in einer halben Stunde. Sie ſind eine vom ſchwachen Geſchlecht; keine Pferdenatur.“

„— — und doch vielleicht; — — wer weiß!“

Sie ſtemmte ihre Hände gegen die Tiſchplatte, um ſich zu erheben, und ſah ihm grade ins Geſicht. Er wurde ſtutzig, ſo wunderlich blickten ihn die Augen an, deren hilfloſer Ausdruck das Mitgefühl in ihm erweckt und wach erhalten hatte. Fahl von zurückgedämmter Leidenſchaft, und die weichen, friſchroten Lippen krümmte ein bitteres Lächeln abwärts. Damit wendete ſie ſich kurz ab und verließ den Eßſaal.

„Pfui, das ſteht ihr nicht!“ Der alte Herr trommelte ärgerlich auf das Theebrett: „Verrückt! Verrückt!“ murmelte er in ſeinen Bart hinein, ſtand auch vom Kaffee auf, klemmte ſeine Zeitungen, noch im Kreuzbande, unter den Arm und begab ſich hinüber in ſein Zimmer an die umfangreiche Reiſeapotheke. Er dokterte für die zwei Monate ſeiner Anweſenheit im Badl. Sorgſam miſchte und ſchüttelte er den Beruhigungstrank für ſeinen Schützling zuſammen und übergab ihn der Zimmermari:

„Daß ihr mir heute zwiſchen Nummer eins und Nummer neun keine Hexentänze mit euren Beſenſtielen vollführt, ihr Takelzeug! Mäuschenſtill muß ich's haben.“

„Iſch ſcho recht,“ ſagte die Zimmermari und kicherte über den ‚g'ſchpaſſigen Herrn‘.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Dörthe hatte ſchon drittehalb Stunden wartend auf dem nämlichen Platze im Tſchannithal, unweit der Legeralp, geſeſſen. Unter ihr ſtiegen die blauduftigen Kuliſſen der Tannenberge auf; das Vorland der mächtigen Gipfel. Den Bach ſah ſie von ihrem Fleckchen zwiſchen den Baumwurzeln und mooſigen Steinen, dem abfallenden Hange möglichſt fern, nicht, aber ſein Rauſchen war ihr immer im Ohre. Neben ihr ſtand ein Trupp gelber Sternblumen, und fahle Motten tanzten um die Kelche. Sie hatte ſich aus der kleinen Bibliothek des Touriſtenhauſes einen engliſchen Sportroman mitgenommen, den ſie nur mit Mühe verſtand. Außerdem fehlten ihr Leſeluſt und Sammlung ganz und gar. —

Einer der Herren, heute früh am Kaffeetiſch, kam gradeswegs von der Grasleitenhütte. Dort hatte er mit ſeinem Führer übernachtet und den Profeſſor mit ſeiner Geſellſchaft zum Abendbrot angetroffen. Die Herrſchaften wollten erſt nach ſieben aufbrechen, ſoviel er gehört. ‚Sehr aufgeräumt ſeien ſie alle geweſen. Einer der Herren habe zwar einen Schmiß davongetragen, vorgeſtern, beim Abſtieg vom Winkler: der Karerſeer Äskulap ſei in Nahrung geſetzt worden. Das aber habe die ungeheure Fidelität des Bleſſierten nicht beeinträchtigt.‘ — Dabei, nach einer geflüſterten Frage an den Tiſchnachbar, ein lächelnder Seitenblick auf Dörthe aus den Augen des Berichterſtatters, und dann eine verlorene Verbeugung, ſitzenderweiſe, und die undeutliche Nennung irgend eines ihr fremden und gleichgültigen Namens.

Sie that, als habe ſie die Selbſtvorſtellung nicht bemerkt. Was machte ſie ſich aus ſolchen Dutzendmenſchen, bei denen die Kravatte das beſte war? Alle ihre Gedanken gingen zu Ludwig. — Alſo wirklich — ohne ein geſchwiſterliches Vorbereitungswort für ſie hatte er Beſitz von ſeinem Glücke ergriffen. Einfach über ſie hinweg. Das hatte er ihr anthun können. Es gab ihr einen Stich ins Herz. — Dennoch war ihr Wille gut, ſoweit ſich guter Wille augenblicklich ſchon in ihre herbe, heftig erregte Natur hineinbringen ließ; er ſtand noch auf thönernen Füßen und die Faſſung auch. ‚Sie hat irgend eine dumme Pfeilſpitze in ihrer Wunde ſtecken — die finde der Deubel; meine Augen ſind ja wohl zu alt geworden,‘ dachte der getreue Eckart und langjährige Praktikus, und ärgerte ſich über ſein Unvermögen in dieſem Falle. Er hätte ſeine Patientin viel lieber ruhig abwartend neben ſich auf der langen Bank gewußt, als allein in der großartigen Verlaſſenheit des Tſchaminthales, wenn auch der Weg bis zur Legeralp ungefährlich für ihre Neigung zum Schwindel war. Weiter als zur Legeralp ginge ſie nicht, hatte ſie ihm in die Hand verſprochen, und darauf konnte er bauen. Das fühlte er. Im übrigen war er mit ihrem einſamen Gange nicht zufrieden: ‚Sie iſt mir noch wie der Veſuv, eben vor dem großen Ausbruch — Gott verhüt's, daß es dazu kommt.‘

— — — — — — — — — — —

So ſaß ſie nun, ihre zwieſpältigen Gefühle für Ludwig im unruhigen Herzen, zog alle paar Minuten ihre Uhr zu Rate, und der Wind ſpielte mit den Blättern des abgegriffenen Tauchnitzbandes neben ihr, zwiſchen den Blumen am Boden.

— — — — — — — — — — —

Endlich kamen ſie in Sicht, da oben, wo die maleriſche Legföhre ihren langen Aſt wie einen Wegweiſer über den ſchmalen Pfad streckte und die Waldbäume ein Stück weit zurückwichen, um den ſpringenden Tſchaminbach und den wundervollen Gebirgsblick freizugeben.

Ein richtiger Wanderzug. Voran die bepackten Führer. Mit krummen Knieen, die dicken Nagelſohlen energiſch aufſetzend, trabten ſie, ſprachen wenig, und ihre Pfeifen qualmten deſto mehr. Der Leichtfuß Nato ſchritt halb jenſeits des abſtürzenden Randes. Dann die zwei Hünen von Geſtalt; der Profeſſor mit dem Karerſeer Doktor. Der Profeſſor trug die Joppe am Stock über der Schulter, hatte ſein Wollhemd aufgeknöpft und breit zurückgeſchlagen. Der lange Gabelbart glänzte goldrot in der Sonne, und der Wind trieb ihn von der gebräunten Bruſt zur Seite. Die lebhaft redenden Lippen lachten mit den prächtigen Augen um die Wette; jetzt ſchaute er ſich nach ſeinen glücklichen Kindern um und nickte und winkte ihnen zu. Sein Wandergenoß ſchlug ihn neckend auf die Schulter, und mit ausgelaſſener Derbheit gab er den Schlag zurück. — Nun blieben ſie beide ſtehen, hart am Hange, und der Profeſſor zeigte, mit ſtraffgerecktem Arme, zum Mittagskofel hinüber, von deſſen Spitze eine bedrohliche Wolke aufſtieg. Seine Silhouette ſtand ein paar Sekunden, ſchwarz und ſcharf gezeichnet, gegen das Stückchen Himmelsblau zwiſchen zwei ſteilaufſchießenden Felswänden rechts und links.

Das Liebespaar, ganz ineinander verſunken, blieb im Nachtrabe, und Ludwig hielt Ljuba ſo im Arme, wie er bis dahin keine im Arme gehalten hatte, außer ſeiner Schweſter.

Dörthe ſtand auf, ſchob mit unſicheren Fingern ihr engliſches Buch, zuſammengeknickt wider alle Ordnungsregel, in die Taſche und ſchaute den beiden entgegen, hinter den Tannenſtämmen und wucherndem Gerank ſo gut verborgen, daß die Führergruppe und dann auch die zwei älteren Herren achtlos an ihr vorübergingen. Sie drückte ſich ganz ins Nadelgrün und hielt den Atem an: nur Ludwig wollte ſie haben.

Forſch und rotbraun gebrannt ſah er aus und übermütig wie ein Junge mit ſeinen neunundzwanzig Jahren. Ljuba blickte aus ihren ſchönen, langbewimperten Augen verzückt zu ihm auf. Sein Hut hing, mit dem Sturmbande befeſtigt, am Knopf ihres Jäckchens; er hatte ſich dafür die beliebte Vierzipfelmütze, ſeligen Jugendangedenkens, aus ſeinem Schnupftuche geknotet, und darunter hervor guckte das breite Heftpflaſterkreuz, das der Karerſeer Doktor ihm über den Stirnriß geklebt hatte, um den Wattebauſch zu befeſtigen. Von einem Gazeverbande hatte er nichts hören wollen, Dörthens wegen. Seine Heilhaut war von je und je tadellos geweſen.

Trotzdem — Dörthe verfärbte ſich vor Schreck, und alle die unbekannten Gefahren des brüderlichen Wagſtückes ſtiegen in ihrem Geiſte auf. Sie lief zwiſchen den Tannen heraus auf den Weg und rief und ſtreckte die Arme aus:

„Ludwig! Ludwig!“

„Ju—u—u—uh! Mein Dörthchen!“

Ljuba an der Hand, ſprang er bergab, das kleine Pfadgeſchotter hüpfte klappernd hinterdrein, und nun hatten ſie ſich ſchon, Bruder und Schweſter.

Er riß ſie an ſich und drückte ſie ungeſtüm; ihre Herzen ſchlugen gegeneinander, ihr verging der Atem faſt. „Du lebſt — Gottlob, daß du noch lebſt!“ ſtammelte ſie an ſeinem Halſe, ſtreichelte ſein braunes Geſicht, küßte ſeine heiße Stirn und das weiße Pflaſterkreuz, und ſah, durch ihre ſtürzenden Thränen, in die liebevollen Bruderaugen: „O, mein Ludwig!“ — und ſie küßten einander, ohne ans Aufhören zu denken. — —

Schließlich aber beſann er ſich wieder auf ſeinen Schatz und machte eine Hand los, um Ljuba herbeizuziehen, die ſtill beiſeite ſtand. „Mein beſtes, geliebtes Dörthchen, mein Kleines,“ ſagte er warm; „hier haſt du noch etwas viel Kleineres als du: — deine Schweſter. Nimm ſie freundlich auf, — ſie hat mich unbeſchreiblich glücklich gemacht; ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne! Mir zur Liebe ſei ihr gut, mein Dörthchen, ich weiß, wie herzlich du liebhaben kannſt.“

‚Wolle jetzt!‘ ſagte eine ſtarke Stimme in Dörthchens Seele, und ſie nahm alle Kraft zuſammen, ſchlang den Arm um die zierliche Geſtalt und ſchloß ſie in eine Umſchlingung mit Ludwig. „Ich bin auch treu!“ flüſterte ſie ſo leiſe, daß ſie's kaum verſtanden, und ſie mußte ſich von beiden nochmals küſſen laſſen für ihr liebes, ſchweſterliches Wort. —

„Daß es ſolch ein Glück in der unvollkommenen Welt geben kann, iſt es zu glauben?“ fragte Ludwig, als die hohen Wogen ſich geglättet hatten, und ſchwenkte, beim gemächlichen Weiterwandern, Dörthens Hand in ſeiner auf und nieder, auch nach alter Kindermanier, während Ljuba dicht vor ihm ging. „Sieh ſie dir an, Dörthchen; was meinſt du, daß Ochen zu ihr ſagt? Iſt es wohl erhört, daß ſolch eine kleine Maus mich vierſchrötigen Menſchen um und um kalfatert hat? Guck dich doch einmal nett nach mir um, kleines Liebchen! Erlaubt ſie's uns auch, unſere ſtrenge Schweſter Dorothee?“

„Ludwig! Was habe ich noch zu erlauben? Bin ich denn gefragt worden?“ Ihre Stimme ſchwankte, und ihr blaſſes Geſicht ſah ihn mit traurigen Augen an. „O, Ludwig, necke mich nicht!“

„Nein, Dörthe.“ — Er wurde ernſt, und es war ihm recht, daß Ljuba, in natürlichem Taktgefühle, raſchere Schritte machte, um ihren Vater einzuholen. Dörthe ließ ſeine Hand fahren, und noch langſamer als vorher ſchritten ſie nebeneinander bergunter. „Ich habe dich wohl gern vorher ins Vertrauen ziehen wollen, aber du haſt mir ſelbſt die Möglichkeit verbaut,“ fuhr er fort. „Denke nach, Dörthchen; es war an dem Morgen, als wir zum erſtenmal von der Hütte heruntergingen, nach meiner Rotherdſpitzen-Tour mit Vater. Da ſtand in mir ſchon alles feſt. Weißt du nicht mehr, wie du mir ſchroff den Mund verboteſt bei der leiſeſten Andeutung?“

„Ja, Ludwig, ich weiß es noch — und daß ich es nie wieder gutmachen kann,“ ſagte ſie ſchmerzlich.

„Doch, doch! — Hundertmal! Erkenntnis iſt ſchon halbes Gutmachen. Übertreibe nicht immer ſo, mein Dörthchen; das mußt du ernſtlich verlernen. Sieh, bei Ljuba iſt es ſo ſchön, daß ſie alles ganz einfach nimmt.“ Sein Geſicht wurde von neuem ſonnig: „Du —: es iſt auch nur halb ſo ſchlimm; jetzt fällt mir's wieder ein — deine Tragik iſt ja abſolut unnütz. — Warte; der Zeuge muß her!“ Er legte die Hand als Rohr um den Mund und wollte nach Ljuba rufen, allein Dörthe verhinderte es:

„Laß! — Laß ſie doch unten, wo ſie iſt. Kannſt du dich nicht mehr ein paar Minuten mit mir begnügen? So raſch geht das? — Was iſt dir eben eingefallen?“

„Daß du mir deine Einwilligung ſchon längſt gegeben hatteſt, als wir meinen Schatz kennen lernten,“ entgegnete er, die jähe Eiferſucht in ihren Worten überhörend. „Beſinne dich nur: damals im Atelierbau, als ich mich gleich ſo toll in Ljubas Büſte verliebt hatte. Da ſagteſt du wörtlich: ‚gut, die Marmorbraut erlaube ich dir.‘ Alſo keine Übelnehmerei, und keine übertriebenen Selbſtvorwürfe, Dörthchen, hörſt du? — Die entzückende Büſte hat mir Vater als ſein erſtes Geſchenk geſtiftet — in ein paar Tagen reiſt ſie ſchon nach Ekenhoff. Vater ſchreibt heute ſofort nach München.“

„— — ja, ja — ſei ſtill davon! „Sie war feuerrot geworden und erblich jählings wieder. Ihre Lippen bildeten die ſchmale, verkniffene Linie, die ihr jugendliches Geſicht um zwanzig Jahre alterte. Das war der böſe Ausdruck, der Ludwig bereits in Ekenhoff einmal mit ſchwerer Sorge erfüllt hatte, und dabei fiel ihm mit einem Male auf, daß ſie auch im übrigen ſehr verändert ausſah; ſehr elend.

„Dörthchen, — es iſt ſonſt noch irgend etwas mit dir in Unordnung.“

„— gar nichts! — Ich habe mich allein gelangweilt. — — Heimweh habe ich.“

„Heimweh? — Unſinn, Dörthe! Jetzt wird's ja erſt ſchön.“

„Heimweh habe ich doch. — Das verſtehſt du nicht!“

„Gib mir deine Hand. Ja, du ſollſt! — Beide Hände! — Ganz kalt und feucht, und du ſteigſt allein hier herum, Dörthe, und biſt krank —!“

„— geweſen,“ fiel ſie ungeduldig ein. „Geſtern und vorgeſtern. Laß doch gut ſein! Der Sanitätsrat hat für mich geſorgt. Frage den, ob heute nicht alles wieder beim alten iſt. Deine Wunde iſt viel wichtiger. Zeig her; nimm das alberne Ding ab. Ich muß deine Wunde ſehen!“

„Wir kommandieren hier ja lieblich aneinander herum; das darf Ljuba nicht nachmachen,“ ſcherzte Ludwig und zog die Zipfelmütze vom Kopf. „Die Sonne brennt und der Hut drückt mich noch ein bißchen. So, jetzt haſt du deinen Willen, Eigenſinn; was ſiehſt du nun Gefährliches, du? Zwei angegraute Pflaſterſtreifen, und drunter ſitzt eine harmloſe Schramme. Sei du nur zufrieden, es hätte auch anders kommen können; beim Abſtieg vom Winklerturm, nach der widerlichen Hagelbö ſind wir unter einen Steinfall geraten. — Na; beſſer ich als Ljuba oder Vater! — Sieh, da ſtehen ſie; Vater wartet auf dich. Du haſt ihn wohl noch gar nicht begrüßt? Wie der ſich auf dich freut: — rührend! — — und das macht mich noch glücklicher, Dörthchen, daß er auch dein Vater ſein will.“

„— aber ich will ihn nicht,“ ſagte ſie hart.

„Schäme dich, Dörthe!“

„Ich brauche mich nicht zu ſchämen — laß mich!“

Ehe Ludwig ſich nur beſinnen konnte, war ſie von ihm fortgetreten und ging, ein ganzes Stück hinter ihm, allein weiter, oberhalb des Pfades, zwiſchen den Tannen. Da half ſie ſich von Stamm zu Stamm mit Stolpern und Gleiten und ſtieg über Wurzeln und Steinbrocken. Gleichviel: ſie wollte keine Begleitung mehr, und Ludwig ſollte es merken. Als er ſich umwendete und ihr noch einen Vorwurf zurief, verſtopfte ſie ſich die Ohren und blieb, wie ein bockiger Paßgänger, auf der Stelle ſtehen. Ludwig gab ſich auch ferner keine Mühe mit ihr, ſondern machte große Schritte vorwärts, ſeinem Schwiegervater und Ljuba entgegen. Gefahren brachte das letzte Wegende durch den Wald nicht mehr, und der Bachübergang war vollkommen ſicher. Mochte Dörthe ihren Willen haben und ſich beſinnen. — Wie war's denn möglich, daß ſie ſich in kurzen drei Wochen ſo verändert hatte, ſeine Schweſterſeele, der er die engen Pupillen hatte weitmachen wollen und ihnen einen großen, herrlichen Horizont ſchaffen? Er mochte wahrlich nicht darüber nachdenken, ob ſich die feſtgeknüpfte Schleife um Mutters Blumenkranz doch einmal löſen könnte; und er und Ljuba ſtänden auf einer Seite Dörthe auf der anderen — —? Sollte Ljuba durch Dörthens ſchroffes Weſen unglücklich werden? — Nein!

Seine Geduld war am Reißen. Dörthe ſah es von fern an ſeinen roten Ohren und der Art ſeines Ganges, daß er ſehr erzürnt war. In dieſem Augenblicke machte ſie ſich nichts daraus; ſie hatte die Zügel verloren. Da drunten im Thal mußte das Ziel bald auftauchen, und im Touriſtenhauſe fand ſie ihr eigenes Zimmer mit Schlüſſel und Riegel an der Thür: Bei Tiſch ſetzte ſie ſich neben den Sanitätsrat; an den würde ſie ſich halten, und wenn die ganze Geſellſchaft es unnatürlich und ſchlecht von ihr fände. — Andere Menſchen waren auch ſchlecht gegen ſie geweſen: — — Auge um Auge; Zahn um Zahn!"

— — — — — — — — — — —

Sie hatte ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Oberhalb des Badls, wo der Steg über den brauſenden Bach ging, der, darunter hinweg, in ſchäumenden Fällen zu Thal ſtürzte, ſtand der Profeſſor allein am Brückchen, die Hände in den Taſchen und erwartete ſie. Seine große, geſchmeidige Geſtalt lehnte ungezungen gegen den Geländerpfoſten; er pfiff wie eine Amſel und ahmte den tackenden Locklaut des Steinläufers nach. Als die Näherkommende zwiſchen den Zirbenſtämmen in Sicht kam, juchzte er ihr zu, ſchwenkte den Hut und eilte ihr mit langen Sprüngen entgegen, zur Hilfe bei der letzten, unbequemen Abſtiegsſtelle vor der Bachbrücke. — Ludwig hatte ihm kein Wort von ſeinem Zwiſt mit Dörthe geſagt; er ſchämte ſich viel zu ſehr für ſeine Schweſter. —

Wieder blieb Dörthe trotzig ſtehen, in jeder Hand einen Zirbenaſt, weil ſie den nächſten Tritt nicht machen wollte und ſich auch vor dem Steilſtückchen ängſtigte. —

Da war er ſchon bei ihr; nahm ſie beim Kopf und küßte ſie herzhaft, faßte ſie dann feſt unter den Armen um den Wuchs und half ihr abwärts.

„G'rad' zu rechter Zeit!" rief er voll Freude. „Jetzt endlich müſſen wir einander Glück wünſchen, liebes Kind! Das ‚du‘ iſt ſelbſtverſtändlich zwiſchen uns, gelt? und ſag' mir doch ‚Vater‘, wenn dir's — — —"

Mitten im Satz hielt er inne, ließ ſie los und trat einen Schritt zurück, weil ſie einen heftigen Stoß gegen ſeinen umfaſſenden Arm geführt hatte und die Lippen, die er geküßt, mit dem Taſchentuche rieb. — Er nahm die Sache noch humoriſtiſch.

„Nun? Iſt das eine kleine Komödie? Oder ſind wir über Nacht Feinde geworden?"

„Ja! — Ich will nicht ‚du‘ und nicht ‚Vater‘ ſagen."

„Woher denn jetzt urplötzlich?"

„Ich will nicht!"

Er öffnete ſeine Augen weit und zuckte mißbilligend die Achſeln. Gelaſſen, ohne eine Spur von Schuldbewußtſein, blickte er ſeine Widerſacherin an, die mit zornig gerunzelten Brauen daſtand. Er mußte ſogar gegen ein Lächeln kämpfen. Nur erſtaunt über die wunderliche Auffaſſung war er, und ſuchte innerlich vergebens nach der Urſache. ‚Eiferſucht auf die Ljuba? Aber das wäre g'rad'aus lächerlich; das redet man dem einfältigen Mädel ſchon aus. Wenn die Brüder um ihre eiferſüchtigen Schweſtern vom Heiraten abſtänden, was würde dann aus der Welt?‘

„Vom Nichtwollen iſt keine Rede," ſagte er ruhig. „Schau, Kind, du wirſt dich mit der Zeit ſchon daran gewöhnen müſſen, daß noch zwei andere Leut' außer dem Ludwig und der Großmama Anſpruch auf dein Verwandtſchaftsgefühl machen. Sag dir das franzöſiſche proverbe vor: ‚qui perd—gagne‘ und für heut' plag' dich nicht länger, Schneckerl. Der Ludwig erzählte uns vorhin, daß du krank geweſen ſeiſt, und recht übel ſchauſt du noch aus, das iſt richtig. Geh' her, Kind; ſag' mir, wo dir's fehlt."

Dem Herzenston dieſer einzigen Stimme widerſtehen müſſen! Das arme Kind mit ſeinem Haß und Zorn zitterte von Kopf zu Fuß und fing zu ſchluchzen an. Dann verwirrte und vergaß ſie plötzlich alles, was ſie wollte, umfaßte ſeine Schulter und ließ ihre Stirn dagegen fallen. Stoßweiſe kam ihr Bekenntnis:

„Die Krankheit iſt es nicht —! So namenlos unglücklich bin ich! — — Zwei Tage habe ich es gelitten und die Nächte

— —! Ich kann nicht mehr — — ich kann nicht mehr! — O Gott, wie elend haſt du mich gemacht — —!“

„Ich? — Dich elend gemacht? — Dich?“ — Er drückte ihre ſchlaffe Hand, die er in ſeine genommen hatte, mit aller Macht zuſammen, ſah ſtumm vor ſich nieder und nagte, im Schutz des Bartes, die Lippen.

Einen Teil ihres Grames, den kleineren, erriet er richtig. Solche Augenblicke des Bedauerns und der Abwehr zugleich, hatte er nur zu oft erleben müſſen; dafür war er eben der ſchöne Mann und der große Künſtler, den die Götter reich beſchenkt hatten. — Peinliche Augenblicke waren's jedesmal, aber diesmal atmete er doch erleichtert auf. Diesmal lagen die Dinge anders als ſonſt; günſtig und freundlich. — Dem naiven Kinde und ſeiner Impulsnatur würde der Vater nach und nach reichlich erſetzen, was der ſchöne Mann nicht mehr geben wollte. Und der Künſtler würde ſeine beiden neuen Kinder, Tochter und Sohn, in ſeine Idealwelt einführen, wenn er ſie nur erſt einmal in München hatte und vor den geſtaltloſen Thonklumpen ſtellen durfte, aus dem er die hübſchen, trotzigen Mädchenzüge nachzubilden hoffte.

„Nicht mehr weinen,“ bat er, hob ihr Geſicht von ſeiner Schulter, zog ſein Tuch hervor und fuhr damit über ihre naſſen Augen. „Glaub' mir's, Dörthl, aller Schmerz lebt ſich einmal aus —“

„Niemals! Niemals!“ Sie hob ſein Tuch ungeſtüm zurück und verſteckte ihre Hände hinter dem Rücken. Da lohte er wieder auf, ihr Haß. „Warum haſt du mir das angethan? — Den raſenden Schimpf!“ —

„Jetzt wird's mir zu bunt! Biſt du am Raſen? Phantaſierſt du?“ — Die Adern an ſeinen Schläfen liefen auf, und ſeine Nüſtern blähten ſich. Seine Augen blitzten ſie an, hell und ſcharf, und ſeine Stimme ſchnitt. „Sage mir auf der Stelle, was das für ein Schimpf ſein ſoll, den ich dir zugefügt hätte.“

„Hier nicht —! Ich will nicht — wie kann ich?“ Vor Schluchzen vermochte ſie kaum zu ſprechen; ihre Zähne ſchlugen aufeinander. „Wenn ich es hier ausſprechen muß — — ich — ich bleibe nicht leben — — ins Waſſer geh' ich —!“

„Still! Thorheit!“ — Immer ſchneidender wurde ſeine Stimme. „Du ſpringſt ins Waſſer und ich ſitz' daneben und dreh' die Daumen umeinander, gelt? Thu' ich dir Schimpf an? Will ich dich verderben? Von Sinnen biſt du! Hab' ich dich nicht ſchon einmal gut behütet?“

„O Gott — gut behütet!“ — Sie legte das Geſicht in die Hände und weinte — weinte; ſie wollte ſich nicht tröſten laſſen.

Er fuhr mit beiden Fäuſten in die Taſchen und pflanzte ſich gerade vor ihr auf. Das war doch um gleich des Teufels zu werden! —

„Höre, Dörthl; jetzt wird's ſtrenger Ernſt zwiſchen mir und dir,“ ſagte er. „Du ſteigerſt dich in den hellen Wahnſinn hinein. Das geht nicht an; halt' Maß. Du und ich, wir ſind nicht die einzigen, um die ſich 's Weltall dreht; wir ſind die Nebenperſonen, und dein Bruder und die Ljuba ſind die Hauptperſonen. Willſt du mir hernach, in deinem Zimmer oder im meinen, den Schimpf erklären, den ich dir angethan hab'? Ohne Umſchweif? — Gib Antwort.“

Seine Ruhe zwang ſie. Mühſam brachte ſie ihr ‚Ja‘ heraus, und er fügte hinzu: „Ich bin der Vater, du das Kind; ſo ſtehen wir zu einander, und deshalb wirſt du jetzt mir folgen und dich zuſammenreißen und den äußeren Anſtand wahren. Das Badl iſt geſteckt voller Gäſte. Zu Tiſch bitt' ich dich, daß du gefaßt biſt und an deinen Bruder denkſt, nicht nur immer an dich, und mit uns Sekt trinkſt. Was zwiſchen uns geſchehen iſt, rechn' ich dir auf die Krankheit an. — Vergiß nicht darauf, daß du noch Lehrbub' im Leben biſt.“

Er nahm ihre Hand und machte ſich mit ihr auf den Weg. Willenlos ließ ſie ſich nachziehen. Äußerlich weinte ſie nicht mehr, und er ging in tiefen Gedanken.

Kurz vor dem Badl ſtand er plötzlich noch einmal ſtill und wandte ſich raſch ihr zu:

„Biſt du während unſres Fortſeins in meinem Zimmer geweſen?“

Ohne ihn anzublicken, neigte ſie bejahend den Kopf.

„Gut — dann kenn' ich deinen Schimpf. Mit dem werden wir ſchon fertig!“ Über ſie hinweg lächelte er ſiegesgewiß; dann öffnete er ihr die Hausthür: „Komm mit mir in mein Zimmer und laß uns jetzt darüber reden. Wir haben noch eine Stunde vor dem Speiſen. Es wird klar werden, verlaß dich drauf. Komm.“

— — — — — — — — — — —

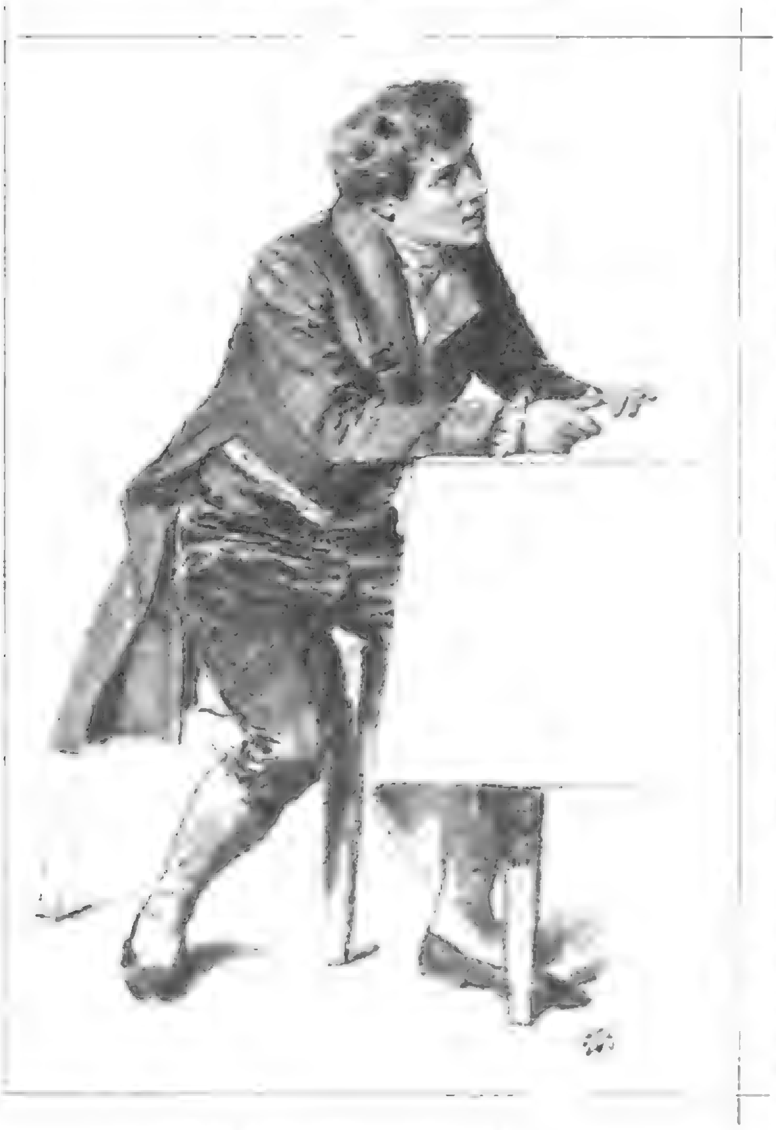
Ludwig und Ljuba waren noch weiter gegangen, hinunter nach Sankt Cyprian.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Profeſſor ging mit ſtarken Schritten durch ſein Zimmer auf und ab und ſprach faſt ohne Pauſe mit lebhafter Geſtikulation. Er hatte das Fenſter geſchloſſen und die Läden auch halb, weil er weder Hörer noch Zuſchauer haben wollte. Ludwig hatte der Kathrein für ihn beſtellt, daß er mit Ljuba erſt zur Eſſensſtunde zurück ſein werde. Sie wollten bei Sankt Cyprian photographieren. So gab's keine Störung zu befürchten. — Im Zimmer war's dämmerig und ſchwül; der Juchtengeruch von des Profeſſors hohen Stiefeln bedrückte die eingepferchte Luft. Es dünkte Dörthe eine Laſt, zu atmen.

Sie ſaß am runden Tiſch in der Zimmermitte, ſtützte das Kinn in beide Handflächen, und vor ihr lag die Skizze, um die ſie ſtritten. Sie ſtarrte darauf hin mit einem eigentümlich ſtumpfen Ausdrucke in ihren blaſſen Zügen. Ganz ruhig ſaß ſie; die Augen nur noch ein wenig trübe und geſchwollen vom Weinen. Jetzt weinte ſie ſchon lange nicht mehr. Sie verſuchte zu folgen und begriff doch nicht, und immer hätte ſie: „Nein!“ dazwiſchen rufen mögen. Aber ſie fühlte ſich grenzenlos abgeſpannt, und der ganze Zauber, der von dem Redenden ausging, war wieder über ihr, trotz Haß und Widerſpruch.

Aus unserer Studienmappe:

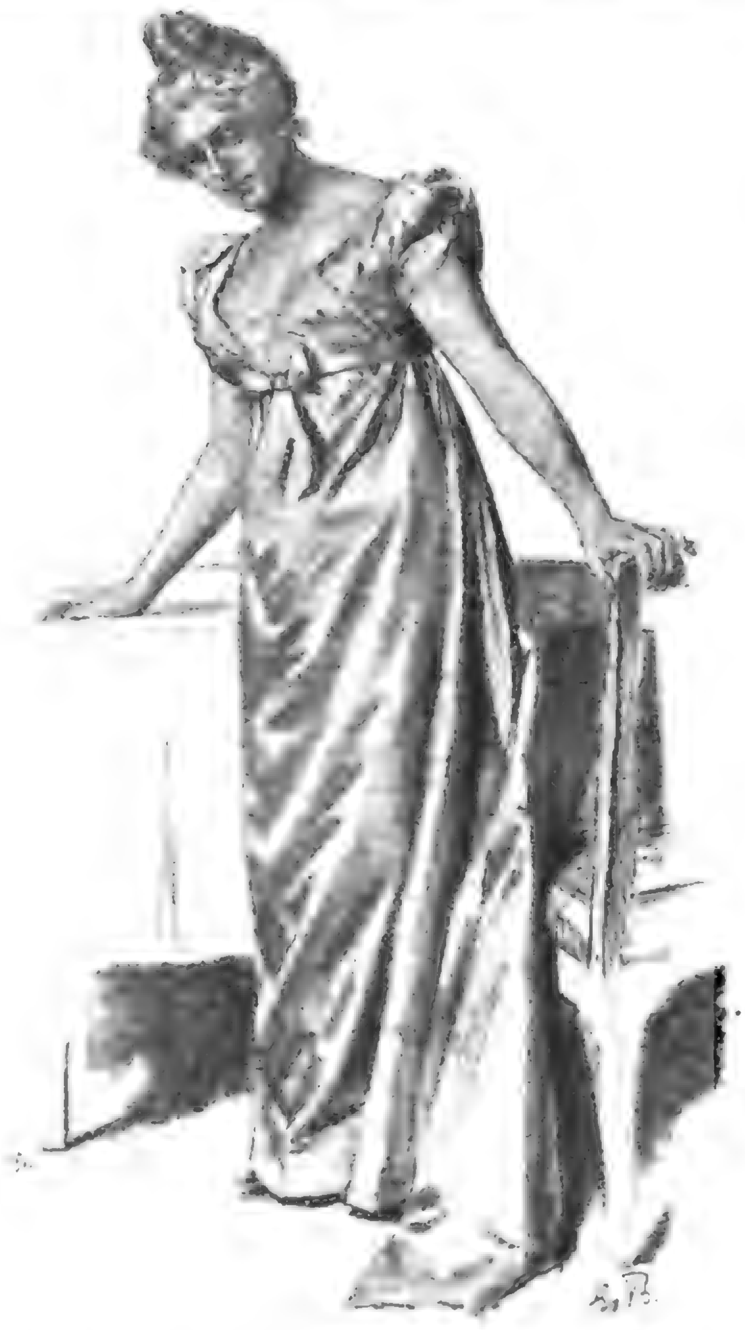


Aus Emil Bracks Skizzenbuch.

Einzeln, wenn er ſeiner ſchweigenden Zuhörerin eine Behauptung beſonders einleuchtend zu machen wünſchte, blieb er unter dem Fenſter ſtehen und verdeutlichte ſeine Rede durch einen kurzen, energiſchen Schlag auf den Rand des Badebeckens. Das Blech gab einen ſcharfklirrenden Metallton her, und Dörthe ſchrak jedesmal zuſammen und drückte Schultern und Arme gegen die Bruſt.

Er merkte es nicht; mit zu viel Feuer war er beim Erläutern und Verfechten. Das Wort ‚Rechtfertigen‘ wollte er nicht angewendet haben: er ſah keinen Grund zu Entſchuldigungen oder zum kleinlichen Bemänteln. „Die Eingebungen der Kunſt ſind beſeligender Zwang“ — „dem Künſtler iſt ſein Modell ein unperſönlicher Beſitz, losgelöſt von allen alltäglichen Daſeinsbedingungen; —“ dieſe Sätze waren ihm Axiome von durchſichtigſter Klarheit, die ihre Beweiskraft aus ſich ſelbſt ſchöpften. Jeder vorurteilsloſe Laiengeiſt, der auch nur eine Ahnung vom Myſterium der künſtleriſchen Empfängnis beſaß, mußte

Aus unsrer Studienmappe:



Aus Emil Bracks Skizzenbuch.

ſeine Axiome anerkennen. — So redete er ſich aus der Wärme in Hitze hinein, warf mit geiſtvollen Parallelen und Atelierjargon um ſich, und da, an ſeinem Tiſche, in der Hülle einer jugendlichen Mädchengeſtalt, ſaß der vorurteilsvolle Laiengeiſt, hatte keine Ahnung von künſtleriſchem Verſtändniſſe und bis jetzt noch nicht den kleinſten Anſatz zu den Schwingen, deren er bedurfte, um den Genius, wenigſtens ein paar Flügelſchläge weit, in ſein Ätherreich empor begleiten zu können. —

Kirchengefühle hatte ſie damals vor ſeinem großen Werke auf der Drehſcheibe gehabt, dem erſten, das ihre Augen geſchaut. — Kindliche Neugierde, als ſie ihm, dem Meiſter, dann näher treten und dankbar empfinden durfte, daß er ihre Unwiſſenheit mit Güte vergalt; — Anbetung mit der erſten Inbrunſt ihres unberührten Herzens. — Was half ihr alles das? Es vermochte nicht, ſie mit der Erkenntnis auszuſöhnen, daß ſeine Phantaſie ihren Körper zu entkleiden gewagt und ihm ſeine aufrechte Menſchenwürde genommen hatte. Da ſteckte die Pfeilſpitze in der Wunde. Anbetung und ſelbſtiſche Wünſche: „Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!“ — Die Kirchengefühle nahm ihr die ſterbende Centaurin; für die fand ſie keine Verzeihung. Je länger ſie die Skizze anſah, deſto ſtärker empörte ſie ſich dagegen. — Er predigte einem harten Sinne und tauben Ohren.

— — — — — — — — — — —

„Nimm es fort; ich kann es nicht mehr vor Augen haben,“ ſagte ſie endlich, mitten in ſeine Argumentationen hinein. „Ich flehe dich an, wenn du meine Ruhe willſt, wie du ſagſt, vernichte es!“

Er antwortete nicht gleich, trat zu ihr an den Tiſch, nahm die Skizze auf und betrachtete ſie mit glänzenden Blicken, während ſeine Lippen ſich leiſe bewegten und lächelten. — — Wie ein Verliebter, der ſich ins Antlitz der Erwählten vertieft. —

Dann riß er ſie mitten durch und ſchob ihr die Stücke zu.

„Da —! Ich will dir zeigen, daß ich deinen Schmerz ehre, als Schmerz, verſteh' mich wohl; nicht als etwas Gerechtfertigtes. Nein, danke mir nicht; du dankſt zu früh, mein Kind. Über den Kavalier geht der Künſtler in mir, und der läßt ſich nicht kommandieren und nicht erweichen. Der ‚muß‘, und er ‚thut‘ aus dem ‚Muß‘ heraus. Glaubſt du, die arme Skizze da iſt aus der Welt geſchafft? — Ob du die zwei Fetzen in ein Knäuel ballſt und wirfſt es ins Waſſer, wo's am tiefſten iſt, oder ins heißeſte Feuer; — am Leben bleibt ſie doch: hier drinnen, und hier drinnen lebt dein Geſicht fort, grad ſo wie's da über dem Riß gen Himmel ſchreit, daß ich ihm ſo etwas anthu'! Das iſt auch ein Schimpf, und das Geſichtl da ſorgt ſchon ſelber für ſein gutes Recht. Gelt, ja, Kind? Steh' auf — komm her zu mir, daher, mein liebes Schmerzgeſicht!“ — Er legte ſeinen Arm um ſie, und ſeine bärtige Wange gegen ihre: „Iſt's ſo gut, willſt du dem Vater jetzt verzeihen und ihn wieder lieb haben?“

„— — Ich kann nicht; — laß mir Zeit —“ ſagte ſie zitternd, und der rührende, hilfloſe Blick war wieder in ihren emporgeſchlagenen Augen. „Gib mir Zeit und Stille, daß ich ertragen und Mut faſſen lerne — habe Geduld mit mir!“

Er nickte und ſtreichelte ihr Haar. „Verſtehen mußt du lernen, wenn wir alle glücklich miteinander ſein ſollen. Hör' mir noch fünf Minuten ruhig zu, Dörthl, hier in meinem Arme, und gib dir ein biſſel Müh' zum Begreifen. Schau, Kind; ich hab' dir am erſten Abend, droben bei der Wirtstafel oder drunten am Tſchaminbach geſagt, daß der Künſtler kein freier Menſch ſei, wie du gemeint haſt, ſondern ein unfreier. Weil ſeine Geſchöpfe ihn knechten und beſitzen und nicht Ruh' geben, bis ſie nimmer weſenloſe Gebilde ſind, ſondern zur Welt geboren — geſtaltet. Bis dahin flüſtern und plagen ſie ihren Schöpfer inwendig in ihm: ‚Vollende uns!‘ — Sieh, du Kind; das Werk, das in mir entſteht, iſt nicht eine Handvoll Spreu, die du hinwegblaſen kannſt — Leben von meinem Geiſte iſt's; — meine Kreatur, — — — und wenn ich zehn Jahre hingeh'n laſſe, eh' ich meine ſterbende Centaurin aus dem Thon heraushole — ein anderes Geſicht kann ich ihr nicht geben. Sie hat deins und behält deins: Das wiederhol' ich dir. Jetzt mach' du mit den Fetzen da was du willſt. — — — — Es iſt Zeit zum Speiſen — — denk' an deinen Bruder und ſeinen Freudentag. Die Ljuba weiß nichts von der Skizze zur Centaurin; ich hab' ſie ihr heut' erſt zeigen wollen. Alſo ſei ganz ohne Sorge; da haſt du meine Hand darauf, daß die Sache zwiſchen dir und mir begraben iſt. — Geh' jetzt; man läutet ſchon.“

Bebend, kalt bis ins Herz hinein, nahm ſie die beiden Papierſtücke vom Tiſch. Ihm, der ihr die Thür offen hielt, die Hand zu reichen, brachte ſie nicht fertig. —

In ihrem Zimmer verſteckte ſie die Fragmente, eng zuſammengerollt, zu unterſt in ihren Handkoffer. — Genugthuung war nicht in ihrer Seele, nur ein dumpfes Weh, das heim verlangte. — — —

Während ſie ihr Haar friſch aufſteckte, klopfte es, und Ludwig kam zur Thür herein. „Nur einen Augenblick, mein Dörthchen; ich muß nur raſch ſehen, ob dir's beſſer geht. Guck' mich an, Kleines, wie iſt's denn? Ljuba wollte auch noch zu dir, aber Vater ſagt, ſie ſoll ſich hübſch machen; wir wollen mit Sekt feiern. Ungeheure Aufregung im Lokal; ein Brautpaar: die Weltgeſchichte ſteht ſtill! Ach, Kleines; göttlich ſchön iſt das Leben!“

„Vorhin — auf dem Wege habe ich dich geärgert, Ludwig, verzeih' mir noch,“ ſagte Dörthe, und er lachte fröhlich ob ihrer übermenſchlichen Gewiſſenhaftigkeit.

„Daran denkt meine Seele ſchon ſeit einem halben Jahrhundert nicht mehr; das Glück hat den Ärger verſchluckt. Ja, mich kann man jetzt um den Finger wickeln, ſo lange wie's dauert. — Apropos, Dörthchen; mein Smoking muß in deinem Schrank hängen; ſieh einmal nach, bitte. Vater befiehlt nämlich Smoking für mich und Weiß für Ljuba. Mach' du dich auch nett, uns zu Ehren, alte Schweſterſeele, ja?“

„Ja, gewiß. — Hier iſt dein Rock.“

Sie gab ihm den Smoking über den Arm, nachdem ſie noch ein paar Bürſtenſtriche daran gethan hatte, und trällernd ging er davon auf leichten Füßen. Nebenan hörte ſie ihn weiter trällern, irgend ein gefühlvolles Liedchen. Zwiſchendurch ſprach und lachte er ins andere Zimmer hinein und die Stimme des Profeſſors antwortete. — —

„Ljuba — Vater — Vater — Ljuba —“ So war es nun!

Dörthe holte ſich auch ihr einziges, weißes Kleid aus dem Schranke; es war ein wenig kleinlich und ſpießbürgerlich gemacht und ihr zu weit geworden in dieſen vierzehn Tagen. Gleichgültig ſtreifte ſie's über, legte den blaßblauen Gürtel um und ſchob zwei von des Bubi Monatsroſen, aus dem Garten der Pardeller-Mirzl, hinein. Über Nacht waren die letzten Knoſpen im blauen Glaſe aufgeblüht.

— — — — — — — — — — —

Nun war ſie ja ſchön wie die anderen und konnte mit ihnen Verlobung feiern.

— — — — — — — — — — —

Der Bruder und die neue Schweſter waren ſehr zufrieden mit ihr. Der kluge Vater hatte ihr natürlich den Kopf zurechtgeſetzt. Sie machte ſich zwar nichts aus dem Wildbraten und dem Karamelſulz zum Deſſert, aber ſie trank vier Glas Sekt und ſtieß mit Bekannten und Fremden an, wie's traf. Die ganze Tafel intereſſierte ſich für das ſtrahlende Brautpaar, und auf die ſpröde Schweſter des Bräutigams fiel auch ein Streiflichtchen vom Glorienſchein. Der mitteilſame Herr vom Kaffeetiſch heute früh bat den ſchwarzen Krauskopf, ihn der jungen Dame in aller Form vorzuſtellen, und dann kam er, um die Stuhlreihen herum, mit ſeinem Glaſe zu ihr:

„Vivat sequens, gnädigſtes Fräuleins — Ihr ſpezielles,“ ſagte er, ſah ihr neckiſch in die Augen über den heißglühenden Wangen und wollte auf ſeinen Trinkſpruch mit ihr anſtoßen.

Sie jedoch ſetzte ihr Glas hin: es war genug; — ſie trank nicht mehr. Sie lachte nur. Immerfort hätte ſie lachen können. Es verzerrte ihr die Lippen; der Kitzel ſtieg ihr unwiderſtehlich in der Kehle auf: — zum Totlachen war es ja, dies Feſt! —

Zwei beobachteten ſie; der Profeſſor insgeheim; nur ſeine Heiterkeit gab ſich etwas ſprunghaft und zerſtreut, und das merkte keiner in dieſer allgemeinen Verbrüderung. Der Sanitätsrat mit ſeinem griesgrämigſten Geſichte, trotzdem er, als Ludwigs norddeutſcher Landsmann und Dörthens Gönner, in den engeren Kreis gezogen war. Champagner liebte er nicht, und Dörthens Gebaren mißfiel ihm von ſeinem ärztlichen Standpunkte aus; den menſchlichen ungerechnet.

„Zum Deubel, das geht nicht gut,“ dachte er, und nach aufgehobener Tafel dankte er für Cigarre und Kaffee, empfahl ſich franzöſiſch und ging Dörthe nach. Die hatte ſich vor drei Minnten auch entfernt: nur das Geſicht wollte ſie ſich waſchen; die ärgſte Hitze herunter; ſofort ſei ſie wieder oben.

In ihrem Zimmer fand er ſie. Niemand verwehrte ihm den Eintritt; die Thür war loſe angelehnt. Sie ſtand am Waſchtiſch, mit dem Rücken gegen die gefüllte Kumme, drückte die geballten Hände in die Schläfen und hielt die Augen geſchloſſen. Vor ihr auf dem Fußboden, eine Strecke weit fortgeſchleudert, lag der große, vollgeſogene Schwamm in einer Waſſerpfütze.

Der alte Herr wußte nicht, wie ſchnell er mit ſeinem ſteifen Beine zu ihr gelangen ſollte.

„Na, na, na! Hier bin ich. — Nun nur ruhig!“ Er hob den Schwamm auf, warf ihn in die Kumme, daß es ſpritzte, und zwang der ganz Benommenen die Hände von den Schläfen nieder: „So; ganz ruhig! Umgedreht und Waſſer übers Geſicht. — Ja, ſchnapp' nur, das gibt ſich gleich. So iſt's gut. — — Wir haben alle zu ſtark gebechert; — Schelte müſſen Sie haben, jawohl!“

Sie fühlte das kalte Waſſer und die weichliche Berührung des Schwammes in ſeiner Hand und dann das derbe Reiben mit dem rauhen Trockentuche. Alles hob ſich, ſchwankte mit ihr, und in ihrer Kehle quoll das entſetzliche Lachen wieder auf. — — Nur nicht mehr lachen — — Was ſagte ſie ihm denn? — Was? — — — Da, ehe er ſich's verſah, kniete ſie vor ihm und klammerte ſich an ſeine Hand: „Erbarmen Sie ſich! — Nehmen Sie mich nach Hauſe!“

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage darauf ſaß ſie wieder in des Kräuttner-Jakobs Bergwägelchen und fuhr durchs Tierſer Thal nach Blumau. Der

Sanitätsrat neben ihr. Er las ſeine Zeitung, die heute früh zum letztenmal für dies Jahr im Badl abgegeben war, und ſie drückte ſich in ihre Ecke, das Herz voll trauriger Gedanken. Sie dachte an die herrliche, ſonnige Herfahrt mit Ludwig, als ihr die Augen weit und die Seele groß geworden waren und die Zukunft im Roſenlichte und in goldnen Nebeln vor ihr lag, ein lockender Paradieſesgarten. Sie hatte ihn nur geahnt; er war verſunken, ehe ſie richtig hineingeſchaut, und nun fuhr ſie wund und müde heim. Eine graue Mauer ſtand zwiſchen ihr und ihrem glücklichen Bruder. Sie wußte nicht, daß der alte Arzt ihre Trennung von Ludwig und Ljuba als Geneſungsbedingung für ſie verlangte; aus ſich ſelbſt heraus hatte ſie das Gleiche erbeten: „Laßt mich allein; — ich kann euch nicht ertragen.“

So ließen ihre Geſchwiſter ſie ziehen, wie ſie es wollte. Widerſtand wäre vom Übel geweſen, das fühlten ſie. Ludwig hatte nur einen vorbereitenden Brief an Großmutter geſchrieben, und der Gedanke an die Heimat war ihm ein großer Troſt.

— — — — — — — — — — —

Der Tag war herbſtlich kühl. Die Wolken hingen tief; langſam in Regen ausfaſernd. Der Wind ſtrich hart über dem Thale hin, beugte Blatt und Halm und peitſchte den Bach. Blumen gab's nicht mehr viele; der Sommer iſt kurz auf der Höhe.

Bei Sankt Cyprian richtete Dörthe ſich noch einmal im Wagen auf und ſchaute zurück. Sie wollte dem Roſengarten Lebewohl ſagen. Aber ſeine ſtolzen Zinnen waren von Schleiern verhangen: grau auf grau. Nur eine einzige Zacke bohrte ſich durch die ſchweren Nebelmaſſen, die bis zu den ſchwarzen Wäldern niederhingen: der Winklerturm, von deſſen Spitze das Glück mit Ludwig hinabgeſtiegen war. Dörthe erkannte ihn genau, und da lüftete ſich der Vorhang für eines Wimperſchlages Dauer über dem klotzigen Maſſiv: das Laurinsgartl trat heraus. Kaltweiß in blendendem Schnee der letzten, ſtürmiſchen Nacht, leuchtete es zwiſchen dem düſteren Gewölk auf und verſchwand wieder.

„Lebwohl!“ flüſterte Dörthe vor ſich hin und kauerte ſich in ihre Ecke zurück. Sie wickelte ſich ganz in ihren Wettermantel — Ludwigs Innsbrucker Geſchenk für ſie, und zog die Kapuze über den Kopf. Denn der Regen begann ſchon zu tröpfeln, und der welſche Vinzent kletterte eilends vom Bock, ſicherte des faulen Jockels Zügel und ſchob mit vielen Worten das ſchützende Verdeck in die Höhe. Sehr befliſſen war er. Der blonden Signorina entſann er ſich noch allzugut, und hoffentlich gab's heute, wie damals freien Wein und ein fürſtliches Trinkgeld beim alten Zoll.

Leider aber hatte er ſich getäuſcht. Die blonde Signorina ſah ihn nicht ein einzigesmal an, und als er ihrem ‚brutto nonno‘ zu rechter Zeit die Gebärde des Durſtes und ſeiner Stillung machte: Mund offen und linker Daumen von der Gurgel abwärts zur Bruſt ſtreichend —, da zeigte der ‚häßliche Großvater‘ zum Breibach hinüber und ſagte: „aqua fontana; molto bene, mein Sohn.“

Aus Rache ließ er den faulen Jockel gen Blumau trotten wie einen belaſteten Eſel und ſchlief auf dem Bocke, daß ein Auge das andere nicht ſah. —

Seine Herrſchaften verpaßten ihren Zuganſchluß, mußten im Bräuwirtshaus nächtigen, und das brachte den häßlichen Großvater nicht einmal zu ſchädlicher Gallenerregung, wie der rachſüchtige Vinzent geplant. Im Gegenteil; er zeigte ſich ſehr zufrieden mit der frühen Nachtruhe für ſeine kranke Enkelin. Die liebte er wenigſtens, der ‚brutto nonno‘!

Am nächſten Tage fuhren ſie weiter bis Innsbruck und am dritten bis Regensburg. Dörthe hatte ihren Beſchützer gebeten, nicht mit ihr in München zu bleiben. Ihm war eins ſo recht wie das andere. Wenn er nur ein ſauberes Bett und einen trinkbaren Frühſtückskaffee bekam.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Großmutter ließ den verklebten halben Bogen mit dem großgeſchriebenen Vermerk: ‚Privatim.‘ unauffällig in die Seitentaſche ihres ledergefütterten Strickkorbes gleiten und gab ihrer Tochter Ludwigs Brief hinüber: „Lies, Doris.“

„Gleich, Mutter.“ Doris mußte erſt noch ihr altdeutſches Kreuzſtichmuſter fertig abzählen und fragte nur einmal dazwiſchen: „Steht etwas Beſonderes drin, Mutter? — — Sechsunddreißig, ſiebenunddreißig, achtunddreißig — — du ſchweigſt ſo feierlich, Mutter; — neununddreißig, vierzig — — Dörthchen etwa auch verlobt? — einundvierzig“ —

„Bewahre. — Sie kommt Sonnabend allein zurück.“

„Wie? Was?“ Der blankgeſcheitelte Kopf fuhr in die Höhe; dann wurde die Nähnadel in den nächſten Stich des Muſterbogens geſteckt und eine winzige ‚40‘ daneben an den Rand gekritzelt, dann riß Doris den Brief an ſich und durchflog ihn: „Krank? Unſer geſundes Dörthchen! Mutter, das glaubſt du doch nicht im Ernſt? Dahinter ſteckt irgend ein anderer Grund.“

„Gewiß, das thut es ja auch, Doris. Lies nur nicht ſo ſludderig, liebes Kind. — Da, auf der zweiten Seite: gib her, ich will es dir wieder ſuchen. Hier; ſiehſt du? Ludwig ſchreibt, daß Dörthe Heimweh gekriegt hat —“

„Gott, Mutter; ſolch 'ne ſentimentale Krankheit kommt heutzutage gar nicht mehr vor. Unſere modernen Gören; ich ſage dir, die ſind mit vierzehn ſchon Kosmopoliten. Meine Gräfin Annemie zum Beiſpiel —“

„Liebe Doris; Dörthe iſt kein modernes Gör. Lies doch: der Doktor hat ihr die Rückreiſe verordnet. Ludwig muß jetzt ſeine Pflicht gegen unſer neues Kind beobachten und vor der Hochzeit kann er nicht noch 'mal abkommen, ſchreibt er. Deshalb geht er noch vierzehn Tage mit dem Kinde und ſeinem Schwiegervater nach München.“

„Ehrlich geſtanden: das finde ich herzlos. Die Männer ändern und ändern ſich nicht! Das iſt hier auf dem Lande ebenſo wie bei uns in Berlin. Wenn man hört, was da in den höchſten Ständen vorkommt —“

„Laß uns bei der Sache bleiben, beſtes Kind, und ſprich nicht wie 'ne vergrellte alte Jungfer. Die biſt du Gottlob nicht, ſondern 'ne geſcheite Perſon; bloß reichlich fahrig geblieben für deine Vierundfünfzig. — — Ludwig ſagt, daß der Doktor unſere Dörthe ſelber bis Verden mitnimmt —“

„Es iſt natürlich ein jüngerer Mann —“

Zufällig das Gegenteil, mein' Deern. — Sanitätsrat Raſch; der Großonkel von Paſtors ihrem niedlichen, kleinen Raſch, dem Kandidaten, den ſie vor drei Jahren hatten, als unſer Paſtor nach Bad Eilſen mußte. Alſo kann es kein jüngerer Mann ſein. — Wie lange haſt du für uns noch Zeit, Doris?“

„Sonntag muß ich ſpäteſtens in Berlin ſein, Mutter.“

„Dann thu' mir die Liebe, Kind, und reiſe Sonnabend Mittag über Hannover und nimm mich mit. Du ſetzeſt mich dann in Verden ab. Ich will mir Dörthe ſelber nach Haus holen. Meinen Herbſtmantel könnteſt du mir wohl vorher noch zurechtmachen und meinen Hut friſch aufſtecken. — Nein, Doris, es iſt keine Unvernunft; — verbrenne du dir lieber nicht den Mund. — Pflicht iſt es, weil ich die Nächſte dazu bin.“

„Beſte Mutter, laß mich Dörtheken in Verden empfangen und expedieren.“ —

„Ich danke dir für die gute Abſicht, Doris, aber das Kind iſt elend, und du magſt gern viel ſprechen. Wir wiſſen nicht, ob das ihrem Doktor recht iſt. Nimm mir das nicht übel; für deine Natur kannſt du nicht, die haben wir verſchuldet, Vater und ich.“

„Beſte, ſüße Mutter; du biſt himmliſch!“ Doris lachte vergnügt, ſo daß die Krähenfüße einen Strahlenkranz um die Winkel der lebendigen, braunen Augen bildeten. „Wenn ich dir nicht zu paß bin, ſchick' die Brünings nach Verden. Die iſt ſo ſtumm wie der Schlei in der Grafft!“

„Nein, nein, Doris — ich will ſelber nach Verden; denke du nur morgen an meinen Mantel und den Hut. Band iſt noch in der runden Schachtel. — Das Kind wird mein ruhiges, altes Herz wohl gleich gebrauchen können. — — So, mein' Deern, gib mir meinen Strickkorb und das Schlüſſelbund: ich habe im Haus was zu beſorgen. Du kannſt dein Muſter unterdes fertig zählen, daß du dieſen Abend gemütlich biſt.“

Doris hakte die Schlüſſel am Stahlringe vom Schürzenqueder los, beugte ſich wieder auf ihren Bogen und war ſchon bei Siebzig angelangt, als die alte Frau, aus der Nordveranda in ihre kühle Wohnſtube kam. Das Schlüſſelbund jedoch ließ ſie unberührt im Strickkorbe liegen; ſie ſaß hinter den halbgeſchloſſenen Jalouſien am Fenſter und las Ludwigs Privatbrief durch ihre ſcharfe Brille. Sie verſtand nicht alles, aber ſie erriet viel mehr, als ihr Enkel ſelbſt erraten und zu Papier gebracht hatte. — „Deine Heimat iſt dein beſter Beichtſtuhl; komm du nur wieder zu uns,“ ſagte ſie nach dem Leſen und nahm die kleine Photographie im Wangerooger Muſchelrähmchen von ihrem Nähtiſche, um ſie mit liebreichen Augen zu betrachten: — ein lächelndes, zehnjähriges Dörthchen in Binſenhut und kurzem Kittelkleidchen; barfuß, Eimer und Holzſchaufel zum Sandgraben in Händen.

— — — — — — — — — — —

Eben ehe die Halbchaiſe mit Brünings ſelbſt auf dem Bocke zur Bahnhofsfahrt beſpannt war, ging die alte Frau noch einmal in Dörthens Kammer hinauf, die mit reinen Gardinen und dem bunten Wickenbouquet auf dem Betttiſchchen ſehr traulich und zierlich ausſah. Neben den ſüßduftenden Strauß legte ſie ein beſcheidenes, ſchwarzes Goldſchnittbüchelchen; noch nach der Mode vor zwanzig Jahren, mit ‚Poeſie‘ in Fraktur auf dem Deckel. — Es war faſt ganz vollgeſchrieben von der leſerlichen Hand ihrer verſtorbenen Tochter: Ludwigs und Dörthens Mutter. Jedes Gedicht hatte einen erklärenden Titel, außer Datum und Jahreszahl.

Das allerletzte ließ die alte Frau aufgeſchlagen liegen für ihr heimkehrendes Enkelkind. Es trug die Aufſchrift: „Als ich mein Liebſtes verloren hatte“, und das Datum gehörte dem Begräbnistage ihres Mannes, vor ſechzehn Jahren im Auguſt.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

„Als ich mein Liebſtes verloren hatte.“

Heimat, die ich beſeſſen
 Allweg, allzeit,
Heimat, du machſt vergeſſen
 Das Herzeleid.
Heimat, du biſt hienieden
 Im Thal nicht nur;
Zeigſt auch zum Himmelsfrieden
 Hinauf die Spur.

Heimat, du haſt empfangen
 Vieledle Kraft,
Die ſehnendem Verlangen
 Ein Ende ſchafft.
Heimat, und thut’s auch regnen
 Und ſchnei’n allhier:
Du kannſt mit Sonne ſegnen;
 Ich traue dir!

Heimat; iſt’s Gottes Wille,
 Daß ich verzicht’;
Heimat, in deiner Stille
 Verderb’ ich nicht.
Heimat: mein Treu’ und Lieben
 Steh’n feſt zu dir —
Heimat — du biſt geblieben,
 O, bleib’ bei mir! —

Ekenhoff 11/VIII. 1882. D. J.

— — — — — — — — — — —

‚D. J.‘: ‚Dorothee Jersbek.‘ — Noch einmal ſprach ihr guter Geiſt zu ihr; ihre Mutter im Himmel und tröſtete ſie am Ziel ihrer Flucht. —

Dörthe hatte das ſchwarze Goldſchnittbuch niemals geſehen; es war in Ochens Schreibkommode zwiſchen anderen Heiligtümern aus vergangener Zeit aufbewahrt geweſen. Heute ſchenkte ſie es der Enkelin; die Tageszahl und Monat und Jahr ſtanden, von ihrer ſchönen, klaren Schrift hingeſetzt, unter dem feingeſchriebenen und ſchon verblaßten ‚Dorothee Jersbek‘ des Titelblattes. Daneben das Johanniswort:

> „Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.“

Was meinte Ochen damit, daß ſie gerade auf die Furcht hinwies, und heute am Tage der Heimkehr zur geliebten Stätte? Mutters wehmütiges Lied, durch deſſen Verszeilen man ihr Weinen um den Verlorenen zu hören meinte, hatte, dennoch, einem Gnadenſtrahle gleich, der Wandermüden Licht und Mut ins Herz gegeben. — Sie hatte auch verloren: zwiefach. Den heimlich Geliebten, deſſen Vaterhand ſie nicht einmal faſſen mochte, und ihr anderes Ich: Ludwig. Ljuba beſaß nun das erſte Recht; Ochen hatte ihr das unterwegs ſchon klar gemacht. Das Neue ſtieß das Alte um; die Sonne mußte Planet werden. — Über den Verluſten aber thronte noch ein Beſitz, heilig, unantaſtbar: die Heimat. Die konnte alles wieder gut machen. Mutter ſagte es ja; hier ſtand es von ihrer Hand geſchrieben. Es war gerade als wollte ſie gleich heute der Verzagten ihre Kraft und ihr Können mit Lächeln beweiſen, die traute Stätte. — Wo hatte die Furcht Raum? — — —

— Dort, auf dem Grunde des kleinen Koffers, der noch unausgepackt zwiſchen Garderobenbort und Kommode lehnte, da lag ſie, ängſtlich zuſammengerollt und gebunden, wie ihr’s zukam. Nur nicht daran rühren.

Dörthe ſchob das Köfferchen einſtweilen unters Bett, daß es ihr aus den Augen war, drückte das Goldſchnittbuch noch einmal ans Herz und küßte die goldene „Poeſie“ auf dem Deckel, ehe ſie ihm ſeinen Platz unter der Bibel anwies. Dann holte ſie ſich ihr Alltagskleid unter dem Garderobenvorhange heraus und eine ſaubere Schürze aus der Kommode; wuſch und kämmte ſich und wechſelte die Schuhe. Da hörte ſie unten in der kleinen Sommerſtube die Kuckucksuhr ſieben rufen. Großmutter hatte geſagt, heute wollten ſie ſtatt um acht ſchon um ſieben Abendbrot eſſen, nach der Reiſe. Geſchwind ſuchte ſich ihre Halbhandſchuh, die ſie, auf Ludwigs Veranſtaltung, im Garten trug; und guckte noch, in aller Eile, zur Schreibſtubenthür hinein. Die Sonne ſchien bereits abendlich durch die weſtlichen Eichenzweige, und brannte gegen die kleinen Scheiben, die vor Alter ſchillerten. Die Fenſter waren faſt geſchloſſen; daußen tanzten die Mücken in Schwärmen und krochen am Glaſe: ſie wollten herein. Die Kühe brüllten von der Wieſe her; es war Melkzeit. Dort, über den Deich, ging Frau Brünings mit der ſchaukelnden Eimertracht auf den Schultern, und Anna und Wubke, die Stallmägde, folgten ihr ebenſo. — — —

Ludwigs leerer Schreibtiſchplatz und Mutters Blumenkranz, hell beſonnt, gegenüber an der Wand: ſie bekam Herzklopfen, als ſie's anſah, das ſtille Fleckchen und die Kindheitserinnerung im abendlichen Lichte. — Der Tag ſank. — Sank das Glück auch hinter den Horizont? —

Sie ſtützte ſich auf Ludwigs alte Schreibmappe, die vom ſeligen Vater her, beugte ſich einen Augenblick vor und las das alte Geſchwiſterlied, Gott weiß zum wievielten Male. — Nein, der Tag kam wieder und Ludwig auch; er war ja nur verreiſt, und hier würde er ſitzen wie immer und fleißig für ſeine Lieben arbeiten. Aber, ob auch das Glück wieder käme? Die Thränen ſchoſſen ihr in die Augen; raſch trocknete ſie die Spuren ab: mit Albernheit durfte man Ochen nicht verdrießen. — Da rief Ochen unter dem Fenſter:

„Mein Mädchen; der Thee wartet!“

Dörthe ſchob nur noch die Schreibmappe zurecht und dachte dabei: ‚Da in die Ecke zwiſchen dem Fenſter und dem Schreibtiſch ſtellt Ludwig ſicher Ljubas Büſte auf die ſchwarze Konſole, die oben in der Dachkammer bei der Mottenkiſte liegt. —‘

Sie mochte nicht an die Büſte denken, ging hinaus, warf die Thür zu und lief hinunter in die Halle. Von draußen rief Großmutter noch einmal nach ihr:

„Dörthe — biſt du das?“

„Ja, Ochen; fehlt noch etwas?“

„Der Kandiszucker, und bring' auch gleich die Zange mit, mein lieb' Mägdlein.“

— — Das liebe, liebe Koſewort aus der ‚Lavendelzeit‘, wie Ludwig ſich ausdrückte. — Dörthe nahm das rote Deckelglas mit dem Kandis und der holländiſchen Zuckerzange vom Marmortiſch in der Halle, trug's hinaus vor die Thür, wo der Tiſch gedeckt ſtand, und als ſie's auf das Theebrett geſtellt hatte, fiel ſie Großmutter um den Hals:

„Mein Ochen! Mein Ochen!“

„Mein lieb' Mägdlein; nun wollen wir uns erquicken, nicht wahr?“

„Es iſt, als ob ich nie von dir fortgeweſen wäre!“

„Siehſt du wohl? Mir iſt meine Zeit langſamer hingegangen, als wie dir, weil Doris ſo viel mit Paſtors und ihrer Nichte um Hand hatte und ſich immerzu Hadeler Kochrezepte aufgeſchrieben hat bei ihnen. Geſtern iſt die Nichte wieder weg, und morgen eſſen Paſtors bei uns. Dann mußt du uns tüchtig von eurer ſchönen Reiſe erzählen, und von unſeren neuen Anverwandten; — dem Kind ſeinen fremden Namen vergeſſe ich noch ſo oft —“

„Ljuba,“ half Dörthe ein und wurde ſehr rot. „Magſt du den Namen leiden?“

„Ich mag das Kind leiden dem Bild nach; ein liebliches Mägdlein; ja, das iſt ſie, und Gott ſoll ſie ſegnen und in unſerem kleinen Kreiſe glücklich machen. Ihr Name iſt ſchön, weil er eine ſchöne Deutung hat, ſo ſchreibt mir unſer Ludwig: ‚Liebe‘, was geht darüber? Sie wollen beide gern, daß hier alles beim alten bleibt und du und ich bei ihnen, wie ihr es ſchon als Kinder ausgemacht habt.“

Dörthe war ſtill, und ihr ſchmalgewordenes Geſicht bückte ſich über die leere Taſſe, als wollte ſie zwiſchen den Streublümchen des Grundes die rechten Worte ſuchen. Endlich nahm ſie ſich ſehr langſam mit der Zuckerzange ein friſches Stück Kandis, goß Rahm ſtatt des Thees darauf, und als Großmutter den Schaden verbeſſern wollte, hielt ſie die runzelige Hand in der Schwebe feſt und ſagte:

„Ochen — ich wollte dich bitten, ob ich nicht irgend eine Stellung annehmen könnte, nach deinem Rat, wenn Ludwig heiratet. Ich habe Angſt, es könnte mit Ljuba und mir nicht gut gehen. Aber nach Mutters Lied, das du mir neben mein Bett gelegt haſt, wird es mir wieder zu ſchwer. Sag' du mir, was ich thun ſoll.“

Großmutter legte ihre andere Hand um Dörthchens haltende, ſah ſie an und lächelte.

„Du biſt nicht klug, mein Mädchen. Die alte Perſon, bei der du jetzt bald ſiebzehn Jahr in Stellung biſt, kann dich gar nicht miſſen, hörſt du? — Auf meinen achtzigſten Geburtstag wollteſt du mir noch kündigen? — Warte, bis ich in Frieden unter der Erde liege.“

„Wie kannſt du das ſagen? — Ach, Ochen, vergieb mir; — ich dachte —“

„Du dachteſt unſer Ekenhoff wäre zu klein für zweierlei Glück? Kind, und im kleinen Menſchenherzen hat ſo vieles Platz. Begieb dich, Kind — kommt Zeit, kommt Rat. Bis du mündig wirſt, übers Jahr, will deine Großmutter dich führen. Die iſt deine beſte Freundin, mein lieb’ Mägdlein.“

Dörthe ging um den Theetiſch herum, ihren Holzſtuhl nach ſich ziehend. Ganz nahe an Großmutters rückte ſie ihn und barg ihr Geſicht an der alten, weichen Wange. Da ruhte die ihre gut gebettet. Stumm ſaßen ſie ſo, eng nebeneinander, hatten jedes ſeine eigenen, ernſten Gedanken und lauſchten dem melodiſchen Kuhglockenläuten von den Wieſen her und dem Rufe des gelben Kirſchvogels, der auch ſchon halb auf der Wanderſchaft war. Die zärtlichen Tauben ſchwiegen; die warteten, bis die Sonne hinter den Hügeln war. Dann ſagten ſie einander gute Nacht. — So ſchön und friedlich die kleine Welt auf dem Ekenhoff; weit dahinten, von Nebelgrau umhangen lagen die Gebirge und der kindliche Märchenglaube. — — Dörthe ſeufzte auf und drückte ſich noch enger an das alte Geſicht, und Großmutter fühlte mit Sorge, daß der jugendlichen Wange die warme Feſtigkeit abhanden gekommen war; auch der Körper in ihrem Arme däuchte ihr magerer geworden zu ſein und der Ellbogen ſpitz.

„Heute legen wir uns früh ſchlafen, und im Bett trinkſt du noch ein Glas Milch,“ ſagte ſie liebevoll, „und unſere Sorgen legen wir auch zur Ruhe in Gottes Hand und warten geduldig, ob er uns vielleicht nur ein Lot wiedergibt, ſtatt des Zentners. — — — Sieh, da kommt unſer täglich Brot für den Winter; das letzte Fuder Roggen, Kopf hoch, mein Mädchen und ſieh dir den Segen an; die ſchönen, vollen Garben.“

— — — — — — — — —

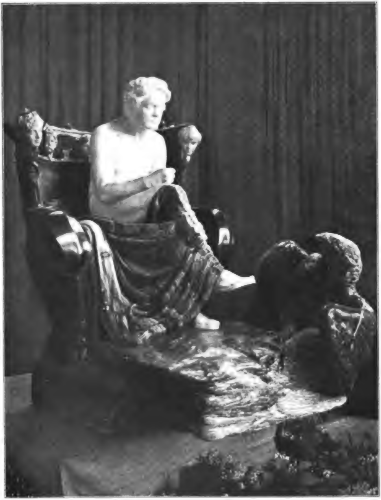
Sie gingen Arm in Arm durch die Gartenpforte über den Hof und dem Erntewagen entgegen, der auf dem Neuenwege daherkam zwiſchen den Vogelbeerbäumen mit den roten Träubchen im Laub. — Heute ſtand Sinchen unter der Linde, läutete ſtatt Dierk den ſpäten Feierabend ein, weil alles auf dem Felde geweſen war, und lachte dazu, daß ihr die prallen Backen ſpannten. Denn Dierk, Sinchens Schatz, ritt freihändig wie ein Kunſtreiter auf der braunen Lotte vor dem Kornwagen, knallte Wirbel mit der Peitſche und ſchrie! „Jüh, Lotte! Ühs!“ daß die betagte Stute nicht wußte, wie ihr geſchah. Als er Fräulein Dorothee, die ſonſt noch nie länger als acht Tage vom Hof fortgeweſen war, am Arm der Frau daherkommen ſah, that er ein Übriges, riß ſeinen verſchoſſenen Filz vom Kopf, warf ihn in die Luft und fing ihn geſchickt wieder auf.

„Fiſatt Hur—roah! Freilein Do’thee ſchall läben!“ und dann ſaß der ſchäbige Filz von neuem auf dem linken Ohre, wie angenagelt. Großmutter drohte ihm kopfſchüttelnd als er vorbeifuhr und, mit der edlen Laſt hinter ſich, flott um die Hofecke ſchwenkte. Grüßen ſollte er. Aber Dierk hatte meiſtens Spatzen unterm Hute, und das fand er, für einen ſtrammen Kerl, der im Herbſt zu den Oldenburger Dragonern kam, ganz in der Ordnung:

„Fiſatt Hur—roah! Un’ tom drüddenmoal: fiſatt Hur—roah!“

„Siehſt du, wie nett das iſt, wenn jemand eine Reiſe thut und heimkehrt, lieb’ Mägdlein? — So halt’ nur ſtill,“ ſagte Großmutter, weil Mete Caſſens und Trinchen Ordemanns, die „Taglöhnerſchen“, ‚Freulein Do’thee‘ durchaus mit dem Strohſeil binden mußten, hier auf dem offenbaren Fahrwege, trotzdem Brünings ſie anſchnauzte: das Binden ſei bloß auf dem Felde paßlich. — Großmutter band ihre Enkelin mit etwas Klingendem los, das ging doch nicht anders, und darauf wurde es endlich Feierabend. — In der niedrigen Dienſtenſtube löffelte und ſcharrte es ein Weile emſig, dann tappten die Schritte wieder hinaus, unter die Linde und nach Kichern und Puffen von Nachbar zu Nachbar, auf der wippenden Bank, gab es das allgemeine Lieblingslied, plärrend und ‚dröhnig‘, und doch mit Inbrunſt:

„Steh’ nur auf, ſteh’ nur auf, junger Handwerksgeſell’,
Die Zeit haſt du verſchlafen;



Beethoven. Polychrome Skulptur von **Max Klinger**
(Photographie-Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Digitized by Google

Die Vöglein ſingen im grünen Wald,
Der Fuhrmann thut ſchon fahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Vöglein ſingen im grü—nen — — Wald —
Der — Fuhr—mann — thut — ſchon fah—ren!“

Dierk ſpielte auf ſeiner Ziehharmonika dazu; immer zwei Takte voraus. Er mußte alles hitziger haben als die übrigen: die Liebe, die Prügelei und das Singen — nur die hitzige Arbeit ließ er lieber den anderen.

Die Sonne war hinunter; die Dämmerung ſchlich vom roten Weſten über den Himmel herauf und breitete ihren weiten Mantel aus, um die müde Welt einzuhüllen und ſchlafen zu legen. Der Raſen wurde taufeucht, und das große Beet vor der Nordveranda duftete ſtärker; die Fledermäuſe ſchoſſen lautlos hin und her. — Allmählich wurde es ganz ſtill in Haus und Hof: Weckupp, der vierbeinige Wächter, lag ruhig an der Kette in ſeiner Hundehütte, und Styx ſchlief vor Ludwigs leerer Schlafkammer, als wäre ſein Herr daheim. Er hob nicht einmal den Kopf von den Vorderpfoten, bei Großmutters Tritten, an ihm vorbei, zu Dörthe hinein.

Lange ſtand ſie am Bett und beobachtete ihr ſchlummerndes Sorgenkind mit Kummer in ihren alten Augen. Noch länger und ſchmaler als dieſen Abend beim Thee ſah das farbloſe Antlitz in den Kiſſen aus; die drei unſchönen Rillen gruben ſich ſchärfer als vor der Reiſe in die große Stirn, und ſelbſt das Blondhaar, das ſich ſonſt ſo weich und hübſch um die zartgeäderten Schläfen lockte, hatte etwas Sprödes und Trocknes angenommen. Tief im Innern krank mußte es ſein, das Sorgenkind. — Es träumte auch ſchwer: die Bruſt atmete ſtöhnend, die Lippen öffneten ſich und bebten, wie zum Weinen, und die geſchloſſenen Hände hoben ſich ungeſchickt über den Kopf. — Nun fing ſie zu weinen an, winſelnde Jammerlaute, wie wenn ſie unter Chloroform läge. —

Die alte Frau beugte ſich zu Dörthe nieder; ſie hatte noch gute Kräfte zu ihren geſunden achtzig Jahren, faßte den ſchweren, jungen Körper in ihre Arme und drehte die Traumgequälte auf die andere Seite, wie ein Kind. Da verſtummte das jammernde Weinen; die Hände ruhten ſchlaff auf der Decke, und der Atem ging leiſer.

— — — — — — — — — — —

Eine Weile blieb die treue Hüterin noch ſtehen, faltete dann Dörthens Kleider ſorgfältiger und ſtellte ihr ein Glas Waſſer zu Licht und Zündhölzern. — Neben dem Leuchter lag das ſchwarze Goldſchnittbuch, die erſte Seite, mit dem Johannisworte unter dem verblaſſenden Mutternamen, aufgeſchlagen. Die alte Frau ſah ohne Brille, daß Dörthens Thränen auf ihre deutliche, ſchwarze Schrift gefallen und ſtehen geblieben waren, ſodaß die Tinte der Buchſtaben auslief. Sie nahm behutſam ein Löſchblatt aus dem Schreibmäppchen auf dem kleinen Fenſtertiſche und tupfte die Tropfen ab; klar ſtand die Mahnung wieder zu leſen:

„Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.“

— — — — — — — — — — —

„Mein lieb' Mägdlein — ſanfte Ruh',“ ſagte Großmutter flüſternd, küßte den Scheitel ihres Sorgenkindes und ging, ihr Lämpchen in der Hand. — Unhörbar ſchloß ſich die Kammerthür.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ludwig hatte geſchrieben. Herzlich und unbefangen; auch nicht die leiſeſte Andeutung eines Mißtons zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter. Schon acht Tage ſei nun ſein Dörthchen wieder im Ekenhoff und noch keine Zeile direkt von ihr. Sie ſehnten ſich alle drei danach: Ljuba und Vater kannten Dörthchens Handſchrift noch nicht einmal. Ob ſie nicht ſelbſt Nachricht geben wolle, wie es ihr gehe und wie ſie, nach der langen Reiſe, die liebe, alte Heimat und das beſte Ochen, nebſt ſonſtiger zwei- und vierbeiniger Bewohnerſchaft, vorgefunden habe? Feldfrucht und Gartenfrucht ja nicht zu vergeſſen. Ob ſie ihre Epiſtel an ihn richte, oder an Ljuba oder Vater, das ſei gleich. Die ganze Cottage intereſſiere ſich gemeinſam für den Ekenhoff. — — Seit vier Tagen ſeien ſie nun in München; entſetzlich viel Beſuchstrubel, aber die Hausdame, ein vorzügliches Exemplar, ſchaffe nach Möglichkeit die Glücksſtunden unter vier Augen für ſeinen Schatz und ihn. — Vater möge noch nichts Rechtes vom Atelier wiſſen: ein Arbeitsplan ſei ihm geſcheitert, behaupte er und doziere bei Tiſch über künſtleriſche Intuition und künſtleriſche Unfreiheit. Außerdem — es lebe ſich herrlich in München, namentlich wenn einem ſo allmählich immer hellere Lichter aufgingen. — „Zu dem Behuf muß man ſich Mühe geben, als Schwiegerſohn eines berühmten Mannes.“ — Die entzückende Büſte ſei vor drei Tagen abgegangen und eine Säule dazu. Das ſolle natürlich beides in die Schreibtiſchecke am Fenſter. Ljuba müſſe Mutters Kranz und Geſchwiſterlied ebenſogut vor Augen und im Herzen haben, wie er und Dörthchen. — In Wirklichkeit ſei das jetzt ſchon längſt der Fall bei ſeinem liebſten Kinde. —

In Ludwigs Brief eine Einlage von Ljuba, ſo warm und ſchlicht und verſtehend durch Liebe, als ob ſie ſeit Jahren auf dem alten Ekenhoff zu Haus wäre. Vater ſchicke Dörthe einen Gruß und küſſe der Großmama ehrfurchtsvoll die Hand. Schreiben werde er ſpäter einmal. —

— — — — — — — — — — —

„Die Briefe ſind an dich ſo gut wie an mich, mein Mädchen, und du biſt flinker mit der Feder als ich alte Perſon,“ ſagte Großmutter. „Ich möchte auch ſo gern die Jagdweſte für unſeren Ludwig fertig geſtrickt haben, ehe er wieder da iſt, und bei Rümker muß man immer ein paar Tage mehr für das Aufmachen rechnen, als bei den Stadtſchneidern.“

Dörthe nahm die Briefe ſchweigend an ſich und räumte das Kaffeegerät zuſammen, um es, nach heimiſcher Sitte, ſelbſt auf dem marmornen Hallentiſche aufzuwaſchen. Ihr Mund nahm ſeinen verkniffenen Zug an, und über der Naſenwurzel ſtanden die Falten. So hantierte ſie hin und her und blieb ſtumm.

‚Wie das Kind elend ausſieht,‘ dachte Großmutter. ‚Achtzig iſt man nun mit Gottes Hilfe und kann nicht helfen, und mag kein Vertrauen erzwingen. Wenn das nicht bald anders werden will, muß ich am Ende doch nach Ekendorf fahren und mich mit dem Fipps, dem Heilbuth, beſprechen, oder mit Paſtor. Bloß: — Paſtor iſt für das Kind zu weichmündig; das fördert mir nicht genug. —“

Sie ſetzte ſich mit ihrer feinen Stickerei auf den Wohnſtubenſöller, ließ die Thür offen, und Dörthe wuſch nebenan in der Halle ihre Taſſen und Kannen. Langſamer und umſtändlicher als ſonſt; es gab kein Klirren und Klappen, ſondern nur geräuſchloſes Hinſtellen und Forträumen. Als ſie damit fertig war, kam ſie an Großmutters Thür und blieb auf der Schwelle ſtehen:

„Haſt du noch etwas Beſonderes zu thun, Ochen?“

„Nein. — Beta und Sinchen wiſſen Beſcheid. Du kannſt hier bei mir ſitzen und nähen oder eine Stunde oben für dich haben, wie du willſt. Draußen iſt iſt es reichlich feucht zum Sitzen.“ (Geſtern war der erſte, herbſtkühle Regentag geweſen: die Blätter wurden mit einem Male braun und fingen an zu fallen.)

„— dann will ich verſuchen, ob ich die Briefe beantworten kann,“ ſagte Dörthe; „nachher gebe ich dir, was ich geſchrieben habe — zum Durchleſen.“

„Sind dein leiblicher Bruder und deine Schwägerin denn fremde Leute, an die du nicht ſelbſtändig zu ſchreiben vermagſt?“ Die alte Frau ſchob ihre Brille hoch und blickte ihre Enkelin verweiſend an. — Darauf, als keine Silbe der Erwiderung folgte, ſtreckte ſie ihr die Hand entgegen: „Komm her zu mir, mein Mädchen.“

Zögernd, wie von einer innerlichen Hemmung zurückgehalten, kam die Gerufene; aber ſie faßte die ausgeſtreckte Hand nicht, die ihr, von Kind auf, wohlgethan hatte. Sie ſetzte ſich auf die niedrige Söllerſtufe, barg ihr Geſicht an Großmutters Knie und in den eigenen Händen und weinte wieder ſo leiſe und jammervoll, wie damals vor einer Woche, nachts im ſchweren Traum.

Nun ſchwieg die alte Frau; ließ ſie weinen und ſtreichelte nur das blonde Haar des tiefgeſenkten Kopfes, bis Dörthens Schluchzen ſtill ward.

„— — ich kann mich nicht wieder zurechtfinden,“ flüſterte ſie endlich, das Geſicht noch immer an Großmutters Knie. „Die Berge haben nichts von mir gewollt, und ich will nichts mehr von der Kunſt wiſſen. Es iſt alles zerſtört — ſchwarz. — — Ich bin todmüde — — — ganz verquält! —“

„Mein lieb' Mägdlein, weine du dich ruhig bei mir aus — bei deinem alten Ochen. Das verſteht dich. — Haſt du dein altes Ochen lieb?“

„O, du Beſte — Allerbeſte —!“

„Sieh, ich wußte es ja. — Kind; ich bin bald achtzig, wer weiß, wie viel Tage und Stunden Gott uns noch bei einander läßt. Lege deinen Kummer in mein Herz. Das iſt verſchwiegen, und vielleicht kann ich

bald ſelbſt vor Gottes Thron und Güte bringen, was dich quält. Wenn du deinen himmliſchen Vater lieb haſt und mich, ſo wirf die Furcht ab, mein herzensliebes Kind, und ſprich dir die Seele frei.“ — — —
— — — — — — — — — — —

Die alte Frau paßte die beiden Stücke der Skizze auf ihrer Nähtiſchplatte aneinander und betrachtete ſie durch ihre Lupe. „Das iſt ganz herrlich ausgedacht und gezeichnet; in meiner Jugend haben wir uns viel mit der griechiſchen Götterlehre beſchäftigt, — dies iſt gerade wie eine ſchöne Erinnerung,“ ſagte ſie. „Aber ſo zerriſſen wollen wir es nicht laſſen; das wäre eine Schande. Gib mir meinen Gummi arabikum und einen Bogen Papier aus der Schreibkommode; ich will vorſichtig kleben. Wer iſt ſo unvorſichtig damit umgegangen?“

Das junge Geſicht entfärbte ſich noch mehr, und die kalte Hand ſchlug ſich um den Arm der alten Frau. „Ochen! — Kleben? Siehſt du’s denn nicht? Ich bin es ja — ich liege als Tier am Boden!“

Die ſcharfe Lupe wurde noch einmal vor die Augen genommen. „Ich ſehe wohl, es hat etwas von dir. — Aber ich kenne dein Geſicht anders; — ſo nicht. — Deswegen willſt du, daß ein ſo herrliches Kunſtwerk aus der Welt geſchafft werden ſoll?“

„— ich ertrage den Schimpf nicht!“

„— Ich ſehe keinen Schimpf und keine Unkeuſchheit. — Setze dich, Kind; ich will mir die Sachen zum Kleben ſelber holen.“
— — — — — — — — — — —

Während ſie die zackigen Ränder des Riſſes mit behutſamen Fingern auf dem gummibeſtrichenen Briefbogen aneinander fügte, ſprach Dörthe ihren Gram aus, mit vielen Thränen und bitteren Worten. Sie ſaß abermals zu Großmutters Füßen, weil ſie meinte, daß ſie ihr unmöglich in die Augen ſehen könnte bei ſolchen Bekenntniſſen.

Dann, als ſie zu Ende war, nahm Großmutter ihre Hand, zog ſie von der niedrigen Söllerſtufe zu ſich in die Höhe auf das trauliche Plätzchen ihr gegenüber am Nähtiſch, und die alte und die jugendliche Hand ruhten ineinander neben der Skizze, die zum Trocknen an Dörthens Kinderbild im Wangerooger Muſchelrahmen lehnte. Man bemerkte den Riß kaum mehr, ſo fein hatten Großmutters geduldige Finger ihn ausgebeſſert.

„Mein Mädchen; nun höre mir ruhig zu und folge meinen Worten,“ ſagte die Frau. „Ich will dir ein Ekenhöffer Gleichnis geben, damit du ſiehſt, wie ich die Kunſt erfaſſe und verſuche, daß auch ich die Künſtler verſtehe. Von unſeren Bienen will ich dir etwas ſagen. — Du ſiehſt die Honigwaben, ſo kunſtreich gemacht; eine zierliche Form neben der anderen; nachahmen können deine ungeſchickten Hände ſie nicht, und meine auch nicht, noch kann unſer gewöhnlicher Verſtand etwas erfinden, was dem Honig an Duft und linder Süße gleichkommt. Wir haben die Bienen im Juli um unſere Linde ſchwärmen ſehen; deshalb ſagen wir: ‚es iſt Lindenhonig‘, und die Gäſte um unſeren Tiſch glauben es uns. — Weißt du aber, ob unſere Bienen nicht auch im Buchweizen geweſen ſind oder in der Heideblüte? — Ihr Künſtlergeheimnis behalten ſie für ſich; das ſollſt du ruhen laſſen und dich dankbar über den ſüßen Honig freuen, weiter nichts. — — — Sieh, mein Kind; verſuche, ob du die Kunſt nicht auch ſo auffaſſen kannſt, deinem Bruder zu Liebe. Störe ſein Glück nicht; gieße ihm keinen Wermut hinein — denk’ an unſere Bienen. Die laſſen ſich von dir nicht befehlen: ‚geht nur in die Linde; laßt den Buchweizen und die Heideglocken ſtehen‘. Sie müſſen ſich den Honig ſuchen, wo er ihnen am ſüßeſten ſchmeckt und das Wachs, wo es ihnen am zarteſten vorkommt. Das iſt ihr Trieb, Kind. — Die Hausfliege hat den Trieb nicht; die iſt keine Künſtlerin, und das ſind wir beide auch nicht.“

Dörthe lächelte unter Thränen: — „Hätte er mir nicht angeboten, daß er mir ein Vater werden wollte, ebenſogut, wie er Ludwigs Vater iſt; — mit ſolch lieben Worten — —“

„— und dann trauſt du ihm unkeuſche Gedanken zu? O, mein lieb’ Mägdlein; was biſt du thöricht! Lies das Wort von der völligen Liebe, die alle Furcht austreibet, noch einmal, ſo recht mit deinem ganzen Herzen, heute abend, wenn die ſtille Nacht kommt und du allein mit deinen Gedanken biſt, und thue danach, und denke an die kunſtreiche Biene. Sieh, mein Mägdlein, dann gibſt du deiner irdiſchen Form eine andere Seele; die ſcheint durch dein Geſicht und du erkennſt dich ſelber nicht mehr in deines neuen Vaters Kunſtwerk.“

— — — — — — — — — — —

„Gott! Ich danke dir für meine Heimat,“ ſagte Dörthe am Abende dieſes Tages, als ſie ihre beiden Briefe ſelbſt nach Ekendorf zur Poſt gebracht hatte und über den Deich zurückwanderte und an Ludwig dachte. Dies war ſein Lieblingsweg und ihrer auch. — — Der Blick, über ſilberige Weidenbäume und raunendes Schilf und grünen Groden zum bewegten Fluſſe, ſchien ihr reizender als je. Die Torfkähne ſtrichen friedlich durch die Flut, und ihre ſchwarzen Segel glitten maleriſch an der langen Luftſtrecke ſafrangelben Abendlichtes vorbei, in dem lila Windwolken, roſa getuſcht, dahinſchwammen, gleich eilenden, ſchmalen Kähnen mit ſeltſamen Schnäbeln. In den Bauerngärtchen blühten die Aſtern und Stockroſen, und die Krauſeminze roch man von weitem, wie im Hochſommer die Federnelken. — Hoch in der Luft rauſchte ein dichter Sprehenſchwarm dem Abendlichte zu, vielhundertköpfig, und ward, ferner und ferner fliegend, zur dunklen Wolke, mit der ein einziger, großer Schrei aus vielhundert Vogelkehlen zog: „Sommer ade! Heimat ade! Bald müſſen wir ſcheiden!“ —

Dörthe ſtand und ſah dem ſchreienden Fluge nach; der Wind trieb ihr das Kleid von den Füßen zurück und blies ihr die blonden Kraushaare aus Stirn und Schläfen, daß ſie flatterten; denn den Hut trug die Wandernde am Arme.

‚Heimat, du haſt empfangen viel edle Kraft,‘ dachte ſie und mußte die Hände falten. ‚O, liebe Heimat; der Friede kommt wieder und Liebe und Freude — alles von dir. Mache du mich ganz geſund, liebe Heimat!‘

Tief in Gedanken ging ſie weiter, immer auf der Deichkappe hin, bis zum kleinen Schrägpfade durchs kurze Gras hinunter in den ganz verbuſchten Grabenweg hinein, der ſchnurgerade von rückwärts auf den Ekenhoff führte. Styx jagte vor ihr her und kam zurück, und ſprang an ihrem Kleide in die Höhe, täppiſch und ſchweifwedelnd. Ludwigs junge Fohlen ſauſten auch von der Koppel herbei, machten erſchrocken Halt am Graben und wieherten luſtig herüber. — Da ſauſten ſie wieder zurück; es war, als ob der Wind ſie triebe: der friſche, ſtarke Heimatswind, von dem Ochen immer ſagte, daß er ſchon nach See ſchmecke. Heute mußte Dörthe Ochen recht geben; ſalzige Kraft war in ihm. —

Was wohl Ljuba zum Ekenhoff ſagen würde? — Und ob ſie alle drei kämen? Ihr Herz fing an zu klopfen, aber ſie ließ es nicht Herr über ſich werden; ſie dachte an Mutters Lied: „Heimat, du machſt vergeſſen das Herzeleid.“ Ja, ſie wollte; — endlich und redlich.

Einen großen und einen kleinen Brief hatte ſie nach München abgeſchickt. Das kleine Kouvert enthielt die meiſten Worte: an Ludwig und Ljuba; im großen lag die Skizze zwiſchen zwei Pappſtücken. Dörthe hatte den Umſchlag ſelbſt zurechtſchneiden müſſen. Eine Briefkarte bei der ſchönen Zeichnung; höchſtens ein Dutzend Zeilen an den Profeſſor. — — Eine Stunde lang hatte Dörthe darüber gegrübelt. — Dann, als das: „Lieber Vater“ endlich am Kopfe des Kärtchens ſtand, war ihr's leichter geworden, wenn auch noch längſt kein Kinderſpiel. —

— — — — — — — — — — —

Die Briefſendung konnte kaum in München ausgetragen ſein, da brachte der Ekendörfer Bote, hoch zu Rad, ſchon Ludwigs Depeſche auf den Ekenhoff:

„Herzensdank für lieben Brief; Ankunft morgen abend Zehnuhrzug.“

„Alſo in vierunddreißig Stunden, Ochen,“ ſagte Dörthe und fing doch an zu zittern vor Aufregung. „Welche Stuben geben wir ihnen am beſten?“

Großmutter dachte nach, die Stricknadel an den Lippen.

„Das liebe Kind kommt in die rote Fremdenkammer zwiſchen uns beide,“ entſchied ſie, „und euer Vater kriegt die große Nordſtube nach dem Hof. Da hat er den Lindenbaum immer vor Augen und die Dienſten bei der Arbeit, und kann ſeinen Spaß an Dierk ſeinen Reiterſtücken haben. Es iſt hohe Zeit, daß Dierk unter die Fuchtel kommt; zuguterletzt wollen wir ihm ſein Vergnügen bei uns noch gewähren, weil er ſich mit dem Trinken beſſer hält. Wer weiß, am Ende macht euer Vater aus Dierk und Lotte zuſammen auch noch einen Centauren. — Jedenfalls muß er in die große Nordſtube, mein lieb' Mägdlein.“

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Alle Räume waren feſtlich geſchmückt,

alle Lampen brannten hell unter ihren hübſchen, altmodiſchen Porzellankuppeln; im Dielenthor hing die große Beſuchslaterne am Haken, und ſchon vor der Hallenthür roch man die vielen Blumen und den friſchgebackenen Kuchen. — Die allerſchönſten Blumen jedoch ſtanden oben in der Schreibſtube um Ljubas entzückende Büſte, die nachmittags, ſamt der Säule, noch rechtzeitig angelangt war, und, in der Delftvaſe zwiſchen zwei brennenden Lichtern, auf dem langen Tiſche vor Mutters Kranz mit dem Geſchwiſterliede im ſchlichten Goldrahmen an der getünchten Wand.

Großmutter hatte ihre neue ſchwarze Spitzenhaube aufgeſetzt und das ſchwarze Taffetkleid angelegt und die große Kameenbroſche, Dörthe war in Weiß. Im hellblauen Gürtel ſteckten wieder Monatsroſen; diesmal Ekenhöffer, die viel ſüßer und ſtärker dufteten als die aus dem Gartl der Parbeller-Mirzl im Tierſer Thale ob Sankt Cyprian.

So ruhig die alte Frau, bei Buch und Strickkörbchen, in ihrer Sofaecke auf die Rückkehr des Wagens von der Station wartete, ſo raſtlos ging Dörthe hin und her. — Von einem Lichtkreiſe in den anderen; hier rückte ſie die Lampe zurecht, dort zupfte ſie an den Feldblumen und Gräſern im Glaskorbe. Ihre Hände waren eiskalt, und ihre Wangen brannten; ihr Herzſchlag kam ins Stocken, ſowie ſich draußen etwas Ungewohntes regte.

Elf Uhr. — Das Thürchen, aus dem der rufende Kuckuck hervorkam, fiel gerade wieder zu; da hörte die unruhig Harrende den rückkehrenden Wagen in den Hof rollen: Dierk knallte gewaltig mit der Peitſche; er hatte heute zur Bahn fahren dürfen, weil es kein Erntewetter geweſen war.

Dörthe ſtand eine Sekunde wie gelähmt; dann ſtürzte ſie, durch Halle und Diele zum Thor. — „Ich will ſie lieben! — Ich will ſie lieben!“ rief's laut in ihr.

Sie ſah nichts als ihren großen Ekenhöffer Reiſekoffer im Thor unter der Laterne ſtehen; Dierk wendete ſchon um nach der Remiſe zu, und nur eine Geſtalt eilte ihr entgegen: „Mein Dörthchen!“

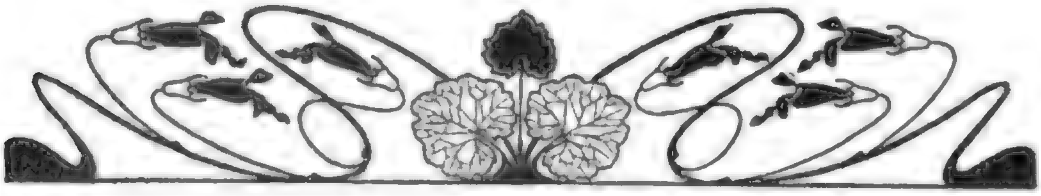
„Ludwig? — Du allein? — Wo ſind ſie? Wo iſt Ljuba?“

„Übermorgen kommen ſie nach; beide. —“ Er preßte ſie an ſich und ſie fühlte, daß auch er vor tiefer Erregung bebte, als er ihr Geſicht am Kinn zu ſich emporhob und, beim Licht der Öllaterne am Pfoſten, ſo mit ihr ſtand, Auge in Auge. „Dörthchen — erſt muß ich dich allein haben, — — erſt muß ich wiſſen, ob Mutters Schleife noch feſt im Knoten iſt —?“

„Feſt — feſt! Mein Ludwig, mein Bruder!“ flüſterte ſie heiß, drückte ihn gegen ihr Herz mit all ihrer Liebeskraft und ſagte leiſe:

„So treulich, als wie beiſammen
Der Mond und die Erde geh'n — — — —!

Komm zu Ochen, Ludwig!“



Verlassene Braut.

Alle Fenster strahlen im Nachbarhaus.
Es fällt der Schein auf die Büsche heraus,
Auf die weissen, die maienweissen,
Dass die Blüten wie Silber gleissen.

Ich schaue hinein in den Funkenglanz.
Meines Liebsten Liebste im Myrtenkranz!
Meiner Sehnsucht Krone ihr eigen!
Wie schreien und schrillen die Geigen!

Meine Fenster dunkel. Mein Herz erstarrt.
Mein blutjunges Herz, das auf nichts mehr harrt,
Dem Glück und Glauben verloren,
Das im duftschwülen Lenz erfroren!

Frida Schanz.

Erziehung der Sprache.

Ein Rückblick auf 2000 Jahre.

Von

Serafine Détschy.

(Abdruck verboten.)

„Der Schöpfung Meiſterſtück iſt der Menſch“ — heißt es. Am Menſchen aber iſt ein Meiſterſtück der Schöpfung die Stimme und Sprache des Menſchen. Ein ſo ſchönes, ſcheinbar ſo einfaches und doch ſo ſenſibles Inſtrument, das dem Menſchen von der Natur wie ein koſtbares Juwel geſchenkt worden, das ihn krönt und auszeichnet vor allen anderen Geſchöpfen der Erde.

Wie etwas uns Gebührendes, Selbſtverſtändliches nehmen wir dieſe köſtliche Gabe hin, die uns erſt die Würde des Menſchentums aufprägt, indem ſie uns geſtattet, die Regungen des Intellekts, des ſubtilſten Geiſteslebens unſeren Mitmenſchen mitzuteilen, Gegenwirkung zu erzielen, verſtanden zu werden und Nachſtreben zu bewirken.

Was wären wir ohne die Sprache, die nicht nur aus Lauten, wie die der Tiere, nicht nur aus unbeholfenen Ausdrücken wie die der Naturvölker, ſondern aus durchgeiſtigten Tönen und Worten beſteht, die Idiome und Nationalitäten geſchaffen, die jedem Einzelnen ſein Cachet mitgibt! —

Betrachten wir die Unglücklichen, welchen eine launenhafte Natur dieſe Gabe verſagt hat — und vergleichen wir.

Und doch, wie wenige wiſſen die Koſtbarkeit dieſes unſchätzbaren Menſchengutes zu ſchätzen! Wie ein ungeſchliffener Diamant wird ſie behandelt, den auf offener Heerſtraße ein Bauer findet und mit dem hübſchen Kieſel ſeine Kinder ſpielen läßt, nicht ahnend, welcher Reichtum ſo achtlos in ihren Händen verkommt.

Nicht immer ging man ſo achtlos mit dieſem Kleinod um, das in der Staubſchicht zweitauſendjähriger Gleichgültigkeit ſeinen Glanz verloren — aber nicht ſeinen Wert!

Die Griechen des Altertums waren es vor allem, welche den Wert menſchlicher Stimme und Sprache erkannten. Und wie ſie es verſtanden, die Schönheit des menſchlichen Körpers durch Pflege zu veredeln und zur höchſten Blüte zu erziehen, indem ſie durch geeignete Übungen jeden Muskel dienſtbar machten, immer ein edles Schönheitsgeſetz vor Augen; — wie Geſundheit Elaſtizität und Ausdauer die herrlichen Folgen dieſer Erziehung waren und bildende Künſtler von der göttlichen Schönheit dieſer blühenden Körper begeiſtert, unſterbliche Meiſterwerke ſchufen, — ſo wurde auch von den Griechen die edelſte Funktion des Körpers, die menſchliche Stimme und Sprache, erzogen und herangebildet, um ein würdiger Interpret des Geiſtes, der Seele zu ſein.

Hatte der helleniſche Jüngling als Diskuswerfer, Wagenlenker, Reiter und Ringer jede Sehne und Muskel ſeines abgehärteten Körpers zu Ausdauer und Geſchmeidigkeit erzogen, dann ſaß er zu Füßen der Philoſophen, um logiſches Denken und Dialektik zu lernen; zugleich aber ſtudierte er bei Meiſtern die Redekunſt, wie eine wohlaufgebaute Rede durch ein ſyſtematiſch geſchultes Organ, d. h. durch Atem- und Zungentechnik klangvoll, mühelos und doch eindringlich in der Öffentlichkeit vorgetragen wird. — Erſt wenn er auch dieſe wirkungsvolle Kunſt, die „Kunſt der Rede“ erlernt hatte, galt ſeine Erziehung für vollendet, und er ſelbſt reif für einen Beruf.

Und welch hohe Anſprüche ſtellte man im alten Hellas wie ſpäter in Rom an Form und Vortrag einer öffentlichen Rede! Welch ſtrenge Kritik wußte das Volk ſogar in Griechenland an öffentlichen Reden zu üben, wenn das Organ nicht geſchult, die Sprache nicht tadellos war.

Wie hatten ſie einſt Demoſthenes verlacht, als er, noch behaftet mit ſeinen Sprachmängeln, liſpelnd, mit ſchwerer Zunge, ſchwachem Atem und dadurch auch ſchwacher Stimme zu ihnen ſprechen wollte! — Unbarmherziger Hohn vertrieb den Stammelnden von der Tribüne und jagte ihn zu Satyros, dem berühmten Schauſpieler, der ausnahmsweiſe ein guter, geduldiger, pflichtgetreuer Lehrer war. Mutig und unverdroſſen bekämpfte Demoſthenes unter deſſen

Anleitung ſeine Naturfehler, bis ſein Atem geſtärkt, ſeine Lunge Kraft und Ausdauer gewonnen, brauſende Waſſerfälle zu übertönen und ſeine Zunge gelernt hatte, über Kieſelſteine im Munde hinweg, klar und weithin verſtändlich zu ſprechen.

So ausgebildet, trat er wieder vor ſein Volk und ſprach gegen den Feind ſeines Vaterlandes, Philipp von Makedonien, der im Begriff ſtand, den Paß von Thermopylä zu beſetzen und ſich dadurch Griechenlands zu bemächtigen. Feuer, Energie und kunſtvoller Vortrag dieſer berühmten Rede rüttelten das Volk aus ſeiner Indolenz und retteten die Freiheit Griechenlands. — Und derſelbe Mann, der einſt ob ſeiner Sprachmängel verlacht wurde von ſeinen Mitbürgern, riß dieſe nun nach erworbener Kunſt in Ton und Wort, in ſeiner „Rede um den Kranz“ ſo zur Begeiſterung hin, daß ſie ſeinen Gegner Äſchines, der ihm den Kranz nicht gönnen wollte, — in die Verbannung ſandten!

Und das alles durch Erziehung, Pflege, Veredelung des göttlichen Geſchenks — der Sprache!

Dreihundert Jahre ſpäter eiferte Cicero ihm nach, und obwohl Roms bedeutendſter Redner, erreichte er doch nicht bei edler Einfachheit ſoviel Kraft des Ausdrucks, die einſt Demoſthenes auszeichnete.

Daß auch die Frauen vergangener Jahrtauſende die Schönheit der Sprache pflegten, ſagt uns Horaz, der nicht allein das liebliche Lächeln ſeiner Lalage, ſondern auch ihr „liebliches Sprechen“ beſingt („Dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem“), und wir wiſſen, daß die geiſtvolle Aſpaſia, die geniale und ſchöne Gattin des Perikles, Kreiſe von jungen Mädchen um ſich verſammelte, die ſie ſchönen Vortrag und „liebliche Sprache“ lehrte; ja, ſie bildete ſogar einen öffentlichen Redner, Lyſikles, in der Kunſt der Rede aus.

Auch in Rom gab es rhetoriſche Schulen, wo vom Staat beſoldete Lehrer die jungen Römer in der Kunſt der geſchulten Rede unterrichteten, ſo daß jeder Bürger Roms jederzeit in der Lage war, öffentlich mit Erfolg zu ſprechen, ohne ſeiner Rede durch Dialektfehler, Heiſerkeit oder Mangel an Deutlichkeit zu ſchaden. — Jeder wohlerzogene Mann war ein gelernter Redner. Die formloſe, unerzogene Sprache überließ man der Plebs und den Sklaven.

Wie ſchade, daß es nicht ſo blieb! — Allein, je wirrer die Zeiten, je wilder die Kämpfe um das „Sein und Nichtſein“ in der Weltgeſchichte werden, je mehr ſehen wir jede Kunſt entarten — die Redekunſt zuerſt. Man hatte nicht mehr Zeit zur formvollendeten Rede, man ſchlug lieber gleich drein.

Wohl pflegten noch fahrende Sänger das „Singen und Sagen“ und fanden bei kunſtſinnigen Fürſten und edlen Frauen Schutz und Förderung; allein das ging mehr in das Reich der Poetik über und berührte die Rede des Tages, die bürgerliche Ausdrucksweiſe nicht mehr, die verwilderte und in tauſend Dialekten unterging. —

Und auf dieſem Punkte ſtehen wir heute noch, im XX. Jahrhundert! Heute, wo ſich auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt ein heißſporniger Drang zur Vervollkommnung kundgibt, heute, wo unſere Bühnen, unſere öffentlichen Redner, unſere Rechtspflege, unſere Dichter uns viel Intereſſantes, Belehrendes, Entſcheidendes zu ſagen haben, heute, wo wir es „ſo herrlich weit gebracht“ zu haben meinen, liegt die Sprache in derſelben grauſamen, ja verächtlichen Vernachläſſigung, wie zur Zeit des Fauſtrechts!

Wohl hat ſich die Schriftſprache emancipiert und aus Dialektunarten, Schwulſt und Ausländerei emporgearbeitet zum allgemein gültigen Hochdeutſch und zu reinem, klarem deutſchem Wort. Allein niemand bemüht ſich, das Wort fehlerlos vorzutragen. — Unſere modernen Schauſpieler? Im mißverſtandenen Naturalismus aufgewachſen, haben ſie jedes Vorſtudium, jede Vorbereitung zur Kunſt und Menſchendarſtellung verlacht. Ohne Schulung des Inſtrumentes, das die Worte der Dichter in allen Lagen menſchlicher Leiden und Freuden verkünden ſoll, ohne Erziehung der Stimme und Sprache, ſind ſie hineingeſtürmt in den Tempel der Kunſt, ſozuſagen von der Straße weg; denn Rollendrill allein kann nicht Studium genannt werden, mit allen Dialektfehlern, kurzem und falſchem Atem, ohne Begriff rhetoriſcher Gliederung und Aufbaus einer Rede, verſuchen ſie ihr Glück im Tempel der ſtrengen

Göttin. „Wer nennt die Namen“, zählt die Opfer, die ſie fordert! Zehnjährige Erfahrung auf dem Gebiete der Redetechnik hat es mich gelehrt, daß mindeſtens 70 Prozent unſerer modernen Darſteller halskrank ſind und als „chroniſche Patienten“ der Halsſpezialiſten nur mit Angſt an die Ausübung ihres Berufes gehen, oder gezwungen ſind, denſelben erſt zeitweiſe, bald ganz aufzugeben, wenn ſie es nicht vorziehen, nachträglich rhetoriſche Studien zu machen. Nur in der älteren Schauſpielergeneration, wo man noch Reſpekt vor der Kunſt hatte und Kunſt von „Können“ ableitete, finden wir noch gute Sprecher, die, wenn auch autodidaktiſch, doch Wort und Ton bis zur gewiſſen Vollendung erzogen hatten, allerdings ohne wiſſenſchaftliche, phyſiologiſche Baſis, welche ihnen die Funktionen von Zwerchfell, Lungen und Kehlkopf klargemacht hätte. — Davon leiten ſich denn auch manche Irrtümer des Tonanſatzes her, der bei manchem ſich hohlklingend, ſonntäglich geſchraubt anhört, weil nur das Zwerchfell und nicht zugleich die Lungentechnik geübt wurde, bei anderen wieder guttural und dumpf klingt, weil nur die äußerſten Lungenſpitzen und nicht der ganze Atemapparat in Thätigkeit geſetzt iſt, und die harte Ausſprache der Konſonanten den Klang und den Wohllaut des Vokals erdrückt.

Alſo, von der Bühne herab hören wir nur in glänzenden Ausnahmen die Kunſt der Rede tönen, auch wo Formvollendung am Platze wäre, von dem Katheder, der Kanzel, der Rednertribüne herab aber erklingen alle erdenklichen Sprach- und Dialektfehler nebſt deren Konſequenzen, weil jeder Sprachfehler und jeder Dialekt anders und ſtörend auf die Entfaltung der Stimme wirken. Es gibt den Fehler naſaler Ausſprache, der den Ton ſtatt aus dem Munde, erſt durch die Naſe gleiten läßt, was ſeine Entfaltung der Tonwellen ſomit ſchädigt, den Ton klein und lächerlich macht. Es gibt ein gutturales, ſchnarrendes Rachen-R, das keinen Vokal rein verklingen, ihn nicht nach außen entfalten läßt, ſondern im Gaumen und Rachen gefeſſelt hält, wodurch hohe, dünne Kehlkopflaute und dadurch Rachen- und Kehlkopfentzündungen entſtehen (durch die ſtete Reizung des Kehlkopfes ſowohl bei Bildung des Rachen-R, als durch die im Schlund gefeſſelten Schallwellen, welche die Rachenſchleimhäute reizen, austrocknen, entzünden und ſo chroniſchen Rachenkatarrh erzeugen). Der preußiſche Dialekt z. B. erzeugt dieſes Übel faſt durchweg. Hier klingt das R oft wie ch: „Wachten“ ſtatt „warten“, „Gachten“ ſtatt „Garten“. Ebenſo wird aus dem weichen G-Laut ein halsermüdendes „ch“: „Tach“ ſtatt „Tag“, „Jacht“ ſtatt „Jagd“, was außerdem ſinnſtörend iſt.

Der bekannte „ſächſiſche Stockſchnupfen“ ſchädigt die Tonentwickelung wieder durch mangelhafte Atmung und Gaumenanſatz. Die breite, rauhe oder gellend hohe Ausſprache der Oſtpreußen erzeugt rauhen oder quiekenden Ton und der Hannoveraner ſpricht die Vokale meiſt durch die Naſe.

Alle dieſe vielgeſtaltigen Unarten der verſchiedenen Dialekte, die durch keine Schulung gedämmt oder gebändigt, höchſtens durch ein ſteifleinenes Sonntagsdeutſch verſchleiert ſind, klingen uns von Kanzel, Hörſaal, Katheder und von der Rednertribüne im geeinigten Deutſchland entgegen, das zwar ein allgemeines Buchhochdeutſch, aber kein allgemeines Sprechhochdeutſch kennt.

Die Folgen ſolchen laienhaften Sprechens ſind aber bei Berufsfragen weittragende, oft ſehr traurige. Es gehen Exiſtenzen daran zu Grunde. Der kehlkopfkranken Lehrer, die ſchon nach einem halbſtündigen Vortrag kehlkopfmüde oder heiſer ſind, iſt Legion! Schauſpieler, die nach zwei Akten heiſer werden, deren Stimmen immer höher ſteigen und endlich umſchlagen, ſolche, welche Blutbläschen auf den Stimmbändern zu Operationen und zeitweiſem Pauſieren verdammen, ſind ungezählt. Offiziere, deren Kommando heiſer, näſelnd und unverſtändlich klingt und die in ſpäteren Jahren am Kehlkopf kränkeln, oder ſtimmlos geworden ſind, finden ſich erſchreckend häufig. Predigern, welche liſpeln und dadurch, ſtatt zu erheben, ihre Gemeinde zum Lächeln reizen, oder ſolchen, deren Monotonie geradezu einen hypnotiſierenden Schlafzwang auf die Hörer ausübt, iſt wohl jeder ſchon begegnet und hat dabei bedauert, daß ein ſo würdevolles Amt, andere als geſchulte Redner mit ausgebildeter Sprach- und Organtechnik auf die Kanzel entläßt. Ja, das Merkwürdigſte iſt, daß ſolche, die ihre Mängel fühlen und dieſer Lücke des Seminarſtudiums dadurch abhelfen wollen, daß ſie nachträglich Sprech- und Organausbildung treiben, von ihren Kollegen verlacht, verſpottet, abgehalten werden und dieſe hygieniſche wie äſthetiſche Sprechtechnik entweder aufgeben oder heimlich „by stealth“ betreiben müſſen!

Welche Verkehrtheit unſerer ſo „aufgeklärten“ Zeit! — —

Haben wir im XX. Jahrhundert noch nicht Verſtändnis für eine im täglichen Leben ſo wichtige Kunſt, welche ſchon in vorchriſtlichen Zeitaltern in Griechenland und Rom in höchſter Vollendung welthiſtoriſche Früchte trug?

Und vor allem: Wäre es nicht zuvörderſt Aufgabe der Schule, hier bildend, fördernd einzugreifen? Aber wie, wenn die Lehrer ſelbſt noch die Redekunſt nicht kennen, aber doch geringſchätzig belächeln? Müßten nicht die Lehrerſeminare zuerſt Kurſe praktiſcher (nicht theoretiſcher) Rhetorik einrichten? Und zwar, geleitet durch gründliche Meiſter in der Kunſt dieſes Unterrichts. Denn hier nützt nicht etwa ein bereits vorgeſchlagener „Lektor“; hier gilt es die Fehler des Einzelnen (körperlicher oder anerzogener Natur) in eingehendem Detailſtudium individuell zu bekämpfen. Erſt die mangelhafte Atmung auszurotten, die ein Verderb des Kehlkopfes wie der übrigen Geſundheit iſt. Alſo zuvörderſt Atemgymnaſtik (aber reelle, wiſſenſchaftliche) zu betreiben, daß die gereinigten, erfriſchten Lungen reines Blut in raſcheren Umlauf treiben und dadurch die Energie der Ausatmung und durch ſie die Tonerzeugung im Bruſtkorb möglich wird (nicht nur die leicht ermüdende Kopfſtimme, welche zu raſcher Heiſerkeit führt). Iſt das Atmen und zugleich damit der Tonanſatz reguliert, ſo gilt es, erſt den Wert jeden Vokals, des Tonträgers, kennen zu lernen und hierauf die Tonführer, die Konſonanten, zu ſtudieren, welche den tönenden Vokal mühelos an Zähne und Lippen erklingen laſſen, daß er, frei von Gaumen- und Rachenanſatz, nach vorn in dem Raum erklingt. Wie viel iſt hier zu arbeiten, zu beobachten, zu individualiſieren! Jeder Laie hat andere fehlerhafte Gewohnheiten. Da iſt naſaler Ton, ſchnupfiges M und N, dort Rachen-R, hier Liſpeln zu bekämpfen, da ein gebrochener Tonanſatz, ein zitterndes ſchwaches Stimmband zu Feſtigkeit zu erziehen, hier eine Fiſtelſtimme in klingenden Bruſtlaut zu verwandeln, eine ſchwere Zunge gelenkig zu machen, ein überſtürztes undeutliches Sprechen zu klarer Sprache zu erziehen. Kann da ein „Lektor“ helfen durch bloßes Vorleſen? Muß hier nicht ein Meiſter ſeines Faches — halb Arzt, halb Künſtler — ein Lehrerkünſtler, ſeines ſchwierigen Amtes gewiſſenhaft walten, wenn die Hörer Nutzen davon haben ſollen für ſich und andere? Welch eine Summe von Geduld, Gewiſſenhaftigkeit, feinem Gehör, künſtleriſchem und phyſiologiſchem Verſtändnis und wie viel Menſchenkenntnis und hervorragendes pädagogiſches Talent muß der Lehrer der Stimmerziehung und Rhetorik beſitzen, will er mit Erfolg unterrichten! Kann das ein „Lektor“? Und wenn er der vollendetſte Künſtler des Vortrages wäre, kann ſein Beiſpiel allein durch Anhören lehren, wie dieſe Kunſt ſtufenweiſe, mit eiſerner Selbſtzucht und Energie zu erwerben iſt? Dann müßte ja das Anhören eines Liedes, einer Opernarie genügen, um Sänger zu werden, und alle Lehrer der Geſangskunſt wären überflüſſig! Hier wie dort handelt es ſich erſt um die Erlernung der Atem- und Tonbildung, der Phraſierung, der Bekämpfung von Fehlern, natürlicher oder angewöhnter; nur wird die Geſangkunſt, durch Noten und Inſtrumente unterſtützt, leichter verſtanden und darum leichter zu lehren ſein, während die Redekunſt nur den ſelbſterzogenen Ton, das ſelbſtgebaute Wort als Lehrmittel, nur ihre eigene Stimme und das Gehör der Lernenden als Lehrinſtrumente beſitzt. Darum kann Singenlernen nie die Technik der Rede fördern, ein Geſanglehrer nie eine Sprachſtimme bilden. Beide Arten des Unterrichtes ſind verſchieden. Wohl aber kann eine wohlgeſchulte tadelloſe Ausſprache dem Sänger in der Tonentfaltung bei Ausſprache von Lieder- und Operntexten weſentlichen Nutzen bringen, wie das oft der Fall bei Sängern, die durch undeutliches Artikulieren an Gaumenanſatz litten und nach vollendeter Sprachtechnik über tadelloſen klaren Ton verfügten.

Aber auch hier iſt eine Erziehungslücke in den Konverſatorien, die von Sprachkunſt nichts wiſſen. Ich meine hier nicht die ſogenannte Deklamation, die keine Sprachkunſt, ſondern ein Sprachunfug iſt. Dieſer Sprachunfug iſt zu feſtgefrorener Unart geworden, der die ſchönen Gedanken einer Dichtung Nebenſache, das ſingende Reimgeklingel und der pathetiſche Schwung Hauptſache ſind. Während der Vortrag einer Dichtung erſt durch Gemüt und Herz empfunden, durch Verſtand aufgebaut und durch reinſte Natur einer geläuterten Kunſt ſo im Geiſt des Dichters geſprochen werden ſoll, als würde ſie nachgedichtet und ſelbſtempfunden! Nur ſo wird eine Dichtung lebendig wirken, plaſtiſchen Eindruck machen. Dazu gehört Erziehung des Empfindens, Bildung von Geiſt und Herz; die dritte, höchſte Stufe, welche die Redekunſt von ihrem ausgebildeten Interpreten verlangt.

In wie hohem Maße erzieheriſch alſo dieſe Kunſt in ihrer ganzen Totalität wirkt, wirken muß, ergibt ſich aus dem Geſagten.

Wäre es deshalb nicht in jedem Sinne — dem hygieniſchen, praktiſchen, wie pädagogiſchen — von weittragendem Nutzen, wenn die Redekunſt etwas mehr vom Staate und ſeinen Lehranſtalten beachtet und nicht in oberflächlicher, ſondern in wiſſenſchaftlich ernſter Weiſe gepflegt würde? Der altrömiſche Staat ſchon beſoldete aus ſeinen Mitteln gediegene Lehrer der Rhetorik, gründete und erhielt rhetoriſche Akademien, die ihm im Dienſte des Vaterlandes ebenſolche Siege eintrugen, wie die ſeines Militärs außerhalb Roms.

Warum iſt nur bei uns Deutſchen kein Intereſſe wach für die veredelte, formvollendete Rede?

Engländer, Amerikaner, Franzoſen ſind uns darin weit voraus. Der Franzoſe hat ſeine Académie française zur Wahrung der Reinheit und Ausbildung ſeiner Sprache, er hat ſein Lexikon, das alle Wandlungen und Bereicherungen des ſprachlichen Ausdruckes ſammelt, er hat ſein Sprachcentrum in Paris — denn die Pariſer Ausſprache gilt als die muſtergültige für das Reich (wer dürfte das wohl von der Berliner Ausſprache behaupten?). Er hat in hervorragenden Schulen und Inſtituten rhetoriſche Kurſe eingerichtet, er hat ein Conſervatoire, wo wirklich die Sprache gepflegt und konſerviert wird, da es ſich nicht begnügt, die dramatiſchen Schüler nur mit Rollendrill und Tanzmeiſterpoſen zu verderben, ſondern ihnen als erſte Pflicht die Erziehung der Sprache und die Modulation des Organs auferlegt. Der Franzoſe hat auch vom Staat beſoldete öffentliche Lehrer de l'art rhétorique, welche unentgeltlich populäre Vorträge über die Redekunſt halten, an welchen der ärmſte Student ſich bilden kann.

So unſere Nachbarn jenſeits des Rheines.

Warum, da wir ſonſt jede Mode aus Paris beziehen, ahmen wir dieſe nicht nach, die nützlich, hygieniſch und ſchön iſt, was man nicht allen Pariſer Moden nachſagen kann! Sollen wir uns noch länger von anderen Nationen beſchämen laſſen, die uns alle in der Kunſt der Rede voraus ſind?

Sollte nicht auch auf dieſem wichtigen Gebiete Deutſchland den Stolz haben, in erſter Linie zu ſtehen, wo es ſich um das nationale Heiligtum der Sprache handelt, die hoch und niedrig gleich formvollendet ſprechen ſollte.

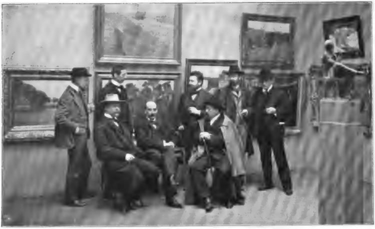
Es wäre eine würdige That des XX. Jahrhunderts, ein ſegensreiches Werk eines ſo kunſtſinnigen Kaiſers, rhetoriſche Akademien zu gründen zur ſprachlichen Erziehung ſeiner Prediger und Lehrer, damit dieſe das aus geſunder Kehle kommende, mühelos ſchönklingende Wort weiter pflanzen in die Bruſt der Jugend und uns ein neu Geſchlecht erſtehe mit kräftig ausgebildeten, geſund atmenden Lungen und ſieghaft beherrſchter formvollendeter Sprache.

Damit wäre eine antike Ausgrabung ans Licht gebracht, die ein unſchätzbares Nationaleigentum der nächſten Generation ſein würde.

Huldigung.

Über den bunten Teppich, den die Nacht gewirkt,
Eilt lächelnd der Frühling. Eine Schar von Kindern,
Goldlockige Jungen mit Pferdezügel und Peitsche,
Zerzauste Mädchen, die Puppe im Arm,
Mutterselig, ein Lied auf den Lippen,
Jubeln ihm zu. Und der grosse König
Nimmt einen Krauskopf an sein reines Herz
Und weint vor Glück.

Martin Boelitz.

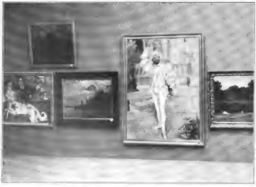


Fritz Klimſch. Walter Leiſtikow. Max Slevogt. Aug. Gaul. Paul Caſſirer.
Ludwig v. Hofmann. M. Liebermann. Louis Corinth.
Die Ausſtellungsleitung der Berliner Seceſſion.

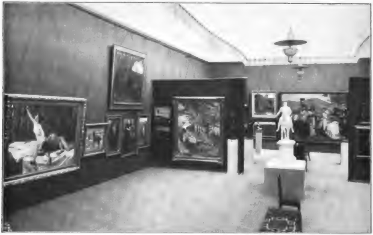
Illustrierte Rundschau.

Die Berliner Secession. — Die Wiener Secession mit dem Klingerschen Beethoven-Denkmal. — Moderne Zimmereinrichtungen von A. Bembé-Mainz. — Kacheln und Fliesen von Max Läuger in Karlsruhe. — Emailarbeiten aus dem Pariser Salon. — Unsere Bilder.

Wie nun ſchon ſeit fünf Jahren hat auch diesmal wieder mit den erſten lachenden Frühlingstagen die Berliner Sezeſſion ihre Pforten geöffnet. Man ſah dieſem Ereignis diesmal mit ganz beſonderem Intereſſe in den kunſtfreundlichen Kreiſen der Reichshauptſtadt entgegen, da es, wie bekannt, über Winter in der Seceſſion ſtark „gekriſelt“ hatte und nicht weniger als 18 Mitglieder der Künſtlervereinigung im Zuſammenhang mit dieſen inneren Differenzen aus der Seceſſion ausgeſchieden ſind. Die Erwartung war daher ſehr geſpannt, ob dieſer numeriſche Verluſt ſich auch qualitativ bemerkbar machen und einen Schaden für die Ausſtellung bedeuten würde. Dieſe Frage kann nun, wie ſich jeder durch einen Beſuch der Kunſtſtätte in der Kantſtraße leicht überzeugen kann, ruhig verneint werden; im Gegenteil man wird zugeben müſſen, daß der Charakter der diesjährigen Ausſtellung vielmehr ſogar in mancher Beziehung gegen früher gebeſſert hat. Nicht allein, daß das Ausland auch diesmal wieder eine Reihe von ſehr intereſſanten Werken bedeutender Künſtler geſandt hat und daß eine größere Zahl von „Clous“ erſter einheimiſcher Künſtler der modernen

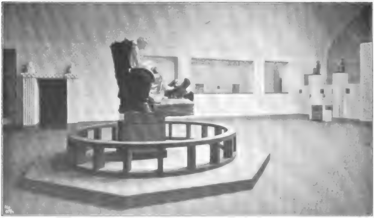


Blick in einen der Säle der Berliner Seceſſion. In der Mitte das Gemälde von M. Slevogt „Das Champagnerlied“.



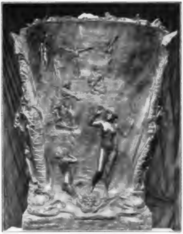
Großer Saal der Berliner Seceſſion.
1 „Simſon und Delila“ von M. Liebermann, 2 „Sommermorgen“ von M. Slevogt,
3 „Korſo nach dem Stiergefecht“ von J. Zuloaga.

Richtung vertreten ſind, man wird auch im allgemeinen zugeben müſſen, daß das Beſtreben, gut zu malen, über der Stimmung nicht den Ausdruck zu vergeſſen, erfreulicherweiſe erkennbar iſt und vielfach bereits ſchöne Früchte gezeitigt hat. Freilich findet ſich wie ſtets ſo auch auf der diesmaligen Ausſtellung eine große Zahl von Bildern vor, wo mehr das künſtleriſche Wollen als das Können bemerkenswert iſt — aber es beruht dieſe Erſcheinung ja auf dem oberſten Grundſatz der Seceſſion und es erübrigt ſich deshalb hier mit ihr darüber zu rechten. Unſere Abbildungen zeigen einen Blick in die Räume, in denen ſich mehrere der hervorragendſten oder

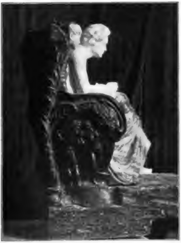


Saal der Wiener Seceſſion mit dem Beethoven von Max Klinger.
(Photographieverlag von E. A. Seemann in Leipzig.)

Digitized by Google



Rückenanſicht des Thrones des Beethovendenkmals von Max Klinger.
(Photographieverlag von E. A. Seemann in Leipzig.)



Beethoven. Von Max Klinger. Seitenanſicht.
(Photographieverlag von E. A. Seemann in Leipzig.)

doch am meiſten beſprochenen Bilder der Ausſtellung befinden.

Von den plaſtiſchen Werken erregt natürlich das größte Intereſſe das Gipsmodell des ſo viel beſprochenen Beethovens von Max Klinger (vgl. das Einſchaltbild zw. S. 464 und S. 465), das zugleich auch das Zugſtück der diesjährigen Wiener Seceſſion bildet. Allerdings iſt das in Berlin gezeigte Modell in Halbgröße wenig geeignet, eine richtige Vorſtellung von der Wirkung des Werkes ſelbſt zu geben, da die ganze reizvolle Zuſammenwirkung des edlen, koſtbaren Materials hier fehlt, ebenſo wie die für die Betrachtung unbedingt nötige monumentale Größe und harmoniſche Abſtimmung der ganzen Umgebung. In dieſer Beziehung iſt in Wien das nur irgend Mögliche geſchehen. Im Mittelpunkt dieſes Tabernakels mit ſeinem geſchickt vorgetäuſchten Tonnengewölbe, in dem weiten, abſolut ruhig und feierlich wirkenden Raum mit ſeinen weißgetünchten Wänden, ſteht nun das vielbeſprochene Kunſtwerk, über das die Meinungen ſo hin- und herwogen. Man wird jedenfalls angeſichts des Werkes hier das eine zugeben müſſen — wenn man auch nicht mit den exaltierten Anhängern Klingers die Statue für die größte Offenbarung der neuen Kunſt hält — daß in dieſer tempelähnlichen Umgebung die abſonderliche Auffaſſung des Bildhauers, die unmotivierte Nacktheit eines modernen Menſchen, nicht mehr ſo unverſtändlich und ſtörend wirkt, wie wohl ſonſt. Beethoven, ein Heros, ein Gott der Muſik, in ſeinem Tempel dargeſtellt, verträgt ſchließlich doch die Loslöſung von allem geſchichtlichen Kolorit. Und es liegt, wenn man ſich einmal an dieſe

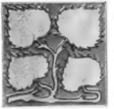
Toilettenzimmer des Kaiſers im Kaiſerlichen Jachtklub zu Kiel. Ausgeführt von A. Bembé in Mainz.

Digitized by Google

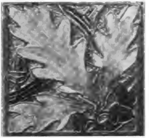
Wohnzimmer des Herrn Otto Thannſcheidt in Kettwig a. d. Ruhr.
Von A. Bembé in Mainz.

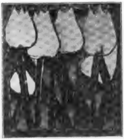
Vorſtellung gewöhnt hat, unleugbar etwas Großes, tief innerlich Bewegendes in dieſer Geſtalt mit dem ſinnend, in ſtillem Schaffen vorgeneigten Haupt, mit den in innerſter gewaltiger Geiſtesarbeit ſich krampfhaft ballenden Fäuſten, die einen nicht ſichtbaren Stoff meiſtern zu wollen ſcheinen. Von hohem Reiz iſt die Zuſammenwirkung des koſtbaren Materials, aus dem das Bildwerk gefügt iſt. Aus weißem Marmor iſt der Leib Beethovens geformt, farbige Bandlinien ſchmücken das über den Beinen liegende Gewand, aus Bronze iſt der Thronſeſſel, deſſen Engelsköpfe in der Rückenlehne aus Elfenbein hergeſtellt ſind, während der Grund aus dunkelblauem Edelſtein beſteht. Der zu dem Heros aufſchauende Adler krallt ſich an dem Block aus herrlichem dunkelroten Marmor feſt. Die Rückſeite des Thrones ſtellt eine etwas merkwürdig komponierte Allegorie dar: Golgatha mit der Mutter Gottes zu den Füßen des Erlöſers im Hintergrunde, während vorn ein ſtrenger chriſtlicher Eiferer die Göttin ſonniger Schönheit, Aphrodite, vertreibt, eine ſymboliſche Darſtellung der Auffaſſung Klingers, daß die Inſtrumentalmuſik, eine tief verinnerlichte chriſtliche Kunſt, als deren höchſter Repräſentant ihm Beethoven gilt, die heitere Ruhe der Antike ausſchließt. Sehr merkwürdig muten

Speiſeſaal des Herrn Paul Piedboeuf in Düſſeldorf. Von A. Bembé in Mainz.

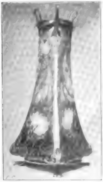


auf alle Fälle die nippesartigen menſchlichen Figürlein an, die ſich auf der oberen Kante der Rückenlehne des Thrones ihre Lagerſtätte ausgeſucht haben. Das auf unſerem Bilde ſichtbare Seitenrelief des Seſſels zeigt das erſte Menſchenpaar in paradieſiſcher Erkenntnisloſigkeit, während die andere Seite ein junges Menſchenpaar darſtellt, das von Tantalusdurſt nach der Erkenntnis gepeinigt iſt. Aus allem Beiwerk geht ebenſo hervor wie aus der Hauptfigur ſelbſt, daß Klinger mit ſeinem Beethoven mehr als den großen Tonmeiſter, nämlich den titanenhaft nach dem Großen, dem Höchſten, in ſtillem Schaffen und Leiden ſtrebenden Menſchheitsgenius hat darſtellen wollen.





Kacheln und Flieſen von Max Läuger Karlsruhe.



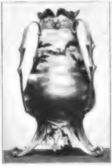
Emaille-Vaſe mit Silberdiſtel-Ornament. Von E. Feuillâtre in Paris, Rue Villedo 3

Von den modernen Wohnungseinrichtungen aus dem bekannten Atelier von A. Bembé in Mainz zeigen wir hier an erſter Stelle ein für den Kaiſer im Yachtklub zu Kiel ausgeführtes Toilettenzimmer, das nach dem Muſter einer alten Schiffskajüte z. Z. des Großen Kurfürſten ausgeführt worden iſt. Die Holzteile ſind in grau und gold lackiert und à la Watteau bemalt; von dem rot getönten Plafond heben ſich die weißen Ornamente ab. Das dann dargeſtellte Wohnzimmermobiliar in modernem Charakter iſt aus antikiſierend grün gebeiztem Holz hergeſtellt. Die Wände zeigen altgoldenen Grund, die Decke iſt weiß, während der in Eichenholz ausgeführte Speiſeſaal die Formen der Tiroler Gotik aufweiſt.

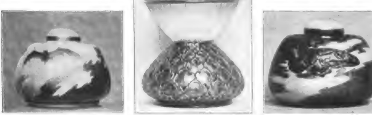
Als einer der erſten auf dem begrenzten Gebiete der Herſtellung äſthetiſch befriedigender Wandflieſen und Ofenkacheln muß Max Läuger in Karlsruhe genannt werden, deſſen Wandflieſen und Kacheln in geradezu idealer Weiſe im Geiſte des Materials entworfen und dabei nicht rein ornamental gezeichnet ſind, ſondern beſtimmte Pflanzenformen aus der lebendigen Natur nachbilden. Die vorſtehenden Abbildungen legen hiervon beredtes Zeugnis ab.

Emaille-Vaſe mit Hahn-Motiv und Mohn-Ornament. Von E. Feuillâtre in Paris.

Die moderne Goldſchmiedekunſt hat neuerdings auch der uralten Technik der Emaillierkunſt ihre Aufmerkſamkeit zugewandt und hier ſehr reizvolle, ſeine Arbeiten geliefert, wie ſie namentlich der unſeren Leſern hier vorgeführte Franzoſe Eugène Feuillätre im diesjährigen Pariſer Salon ausgeſtellt hat. Was bei ſeinen Arbeiten beſonders gefangen nimmt, iſt die außerordentlich intime Naturbeobachtung. Jedes ſeiner Werke iſt nicht nur ein techniſches Meiſterſtück, ſondern zugleich Verkörperung eines delikaten Naturſinnes. Er verſteht das Eigenartige eines jeden pflanzlichen und tieriſchen Organismus und trifft die Wahl für das Dekor ſeiner Werke entſprechend dieſer Eigenartigkeit und in Übereinſtimmung mit derjenigen des verwendeten Metalls und der Arbeitsart. Vortreffliches auf dieſem Gebiet leiſtet auch der belgiſche Künſtler Ph. Wolfers, von dem wir eine Kupfervaſe mit Emaillearbeit vorführen.



Die Nacht.
Emaillevaſe von Ph. Wolfers.

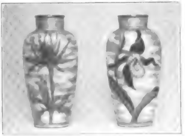


Vaſe und Bonbonnièren in Emaille. Arbeit von E. Feuillätre in Paris.

Von unſeren Bildern bringen wir auf dem Titelblatt die frühlingslichte Landſchaft „Am Wieſenbach“ von Richard Büttner. Zwei allerliebſte Angorakätzchen, kleine Ariſtokratinnen des Katzengeſchlechts, die ſich offenbar ihres Wertes auch ſtark bewußt ſind, zeigt uns der auf dieſem Gebiet ſo virtuoſe Julius Adam (zwiſchen S. 368 und S. 369).

Einen maleriſchen Ausblick von der Walhalla in Regensburg, deren Erbauer König Maximilian I. man ſoeben dortſelbſt ein Denkmal enthüllt hat, gibt das Gemälde von F. Delcroix. Unſere Porträtbilder zeigen uns diesmal den bekannten Hiſtorienmaler Profeſſor Ferd. Keller, den Schöpfer der Apotheoſe Kaiſer Wilhelms I. (zwiſchen S. 446 und S. 447), von der Hand O. Propheters dargeſtellt, während uns Francesco Mancini ein intereſſantes Damenbildnis (zwiſchen S. 448 und S. 449) beiſteuert. Eine köſtliche Pracht von „Frühlingsblüten“, die ein nicht minder liebliches blühendes Menſchenkind mit ihrem duftigen Schnee beſtreuen, zeigt uns die künſtleriſch vollendete photographiſche Aufnahme von B. Cowen in Ramſey, während die Plaſtik in dieſem Heft, außer durch das ſchon erwähnte Beethovenmonument noch durch eine Skulptur des bekannten fürſtlichen Bildhauers Prinz P. Troubetzkoy „Mutter und Kind“ (zwiſchen S. 424 und S. 425) vertreten iſt. Im Text bringen wir eine anmutige Zeichnung „In der Maienzeit“ von dem Wiener Illuſtrator O. Groß (S. 361) und zwei Skizzen von dem feinen Kenner und Darſteller des Rokoko Emil Brack auf S. 456 und 457.

P. G.



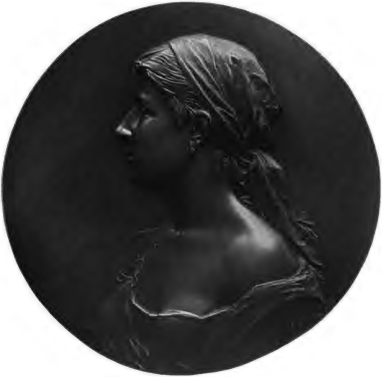
Emaille-Vaſen. Von E. Feuillätre in Paris.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Waschermadl. Medaille von Anton Scharff.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 11. Juli 1902.

Die Weltreiſe eines Waſſertropfens.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit einem Einschaltbilde und dreizehn Textillustrationen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

(Abdruck verboten.)

Ein Tropfen Waſſer war vom Meer emporgeſtiegen. Die Sonne hatte ſich in ihm geſpiegelt und ihm dadurch die Kraft gegeben, ſich von den Millionen und aber Millionen ſeinesgleichen im weiten Meere zu trennen und emporzuwirbeln, der allbelebenden Sonne entgegen. Es war nur ein ganz kleines Tröpfchen und doch eine große, große Welt. Wieviele Tauſende von Geſchöpfen tummelten ſich in ihm, als er noch ein Teil des Meeres war, von Geſchöpfen ſo wunderbar und zart wie ſie das Auge des Menſchen niemals ſehen wird. Und alle dieſe Geſchöpfe friſteten ihr Daſein nur durch ihn und die große Sonne, die Allen von ihrer unerſchöpflichen Kraft ſchenkt. Große Reiſen hatte dieſes Waſſertröpfchen ſchon gemacht. Es kannte die Erde bis in Höhen und Tiefen, die niemals ein Menſch erreichen wird. Erſt jüngſt war es in den finſteren Tiefen der letzten Meeresgründe, die nur von den glühenden Augen und den leuchtenden Leibern der Ungeheuer dieſer fremden Meereswelt durchdämmert werden. Dort war es eiſigkalt, denn von beiden Polen her ſtrömt beſtändig das ſchwerere kalte Waſſer auf dem Meeresboden zum Äquator. Schwer drückt hier die Laſt einer kilometerhohen Waſſerſäule auf alle Weſen. Was für eine grauenvolle Welt war das da unten!

Aber jetzt hatte ſich der Waſſertropfen wieder emporgeſchwungen in die ſchöne Welt des Sonnenlichts, und von neuem ſollte nun ſeine Weltreiſe beginnen. Wir wollen ihm auf derſelben folgen, ihn in ſeiner tauſendfältigen Thätigkeit belauſchen, die er überall auf ſeinem Wege übt, denn er iſt ja das eigentliche Werkzeug alles lebendigen Schaffens des Erdkörpers, ſo wie es das Blut iſt in unſerm Organismus. Wir können in der That die Erde mit einem lebendigen Organismus vergleichen. Das Meer iſt ſein Herz, in welchem, ſo wie das verbrauchte Blut, das Waſſer aus allen Teilen des Erdkörpers zuſammenſtrömt, um ſich hier wieder zu erneuern. Die großen Ströme ſind die Adern der Erde, in welche die allerfeinſten Äderchen der Flüſſe und Bächlein münden. Täglich zweimal in unveränderlichem Rhythmus pulſt das Meer auf und ab, wie ein Herz. Die Lunge der Erde iſt die Atmoſphäre und ihre tiefen Atemzüge die Winde. In dieſe atmoſphäriſche Lunge wird das träge zurückſtrömende Blut der Erde von den Sonnenſtrahlen emporgeſogen und wie in unſerer Lunge auf das feinſte verteilt, damit es ſich zu ſeinem neuen Kreislauf wieder kräftigen und erfriſchen kann.

So hob alſo die Kraft der Sonnenwärme unſer Waſſertröpſchen hoch empor bis über die Wolken. Freilich mußte es für dieſe luſtige Reiſe ſeine Form ändern, denn das Waſſer kann ja nur abwärts fließen. Die Sonnenwärme allein vermag in ihm die wunderbare Wandlung zu vollziehen, und es zu einem luftigen Weſen zu machen, das, von neuer Schaffenskraft erfüllt, im freien Luftraum ſich dehnt. Der Waſſertropfen muß dabei ſich in ſeine kleinſten Teile auflöſen. Er hatte ſeine Lebensaufgabe erfüllt, als er zum Meere herabgeſtiegen war, einem ſterbenden Körper gleich. Aber von der Sonne emporgezogen feierte er ſeine Auferſtehung als ätheriſches Weſen in den Regionen der Wolken.

In der Luft verteilt, wird das verdunſtete Waſſer zunächſt völlig unſichtbar. Je feuchter die Luft iſt, deſto durchſichtiger wird ſie ja bekanntlich. Wenn die Berge ſcheinbar näher rücken und ihre fernſten Konturen ſich ſcharf von einem weißlich blauen Himmel abheben, ſo iſt ſchlechtes Wetter in naher Ausſicht, denn ſoviel Feuchtigkeit kann die Luft nicht mehr feſthalten, wenn ſie durch irgendeine beſondere Einwirkung kälter wird oder der Luftdruck ſinkt. Aber ſelbſt ſo unſichtbar aufgelöſt hilft unſer Waſſertropfen das Bild der Natur verſchönern. Er malt das heitere Blau über die Himmelsdecke und die alltäglich immer wieder entzückenden Farben der Dämmerungserſcheinungen, wenn die Sonne ſcheidet oder wieder emporſtrebt, den neuen Tag verkündend.

Je höher das Waſſer von der Sonne wieder emporgetragen wird, deſto größere Kraft gewinnt es für die Aufgaben ſeines neuen Kreislaufes, ebenſo wie ein Gewicht um ſo mehr Arbeit leiſten kann, von je größerer Höhe es durch die Schwerkraft der Erde zu ihr wieder herabgezogen wird. Aber dem Fluge des Waſſers in ſeiner Dampfform zu den höchſten Regionen der Atmoſphäre empor iſt eine Grenze geſetzt. Ebenſo wie ein Ballon kann doch auch der Waſſerdampf nur ſo lange emporſteigen, als er leichter iſt wie die umgebende Luft; dieſe wird aber bei größerer Höhe bekanntlich immer dünner. Dazu kommt nun noch, daß, je kälter die Luft iſt, ſie deſto weniger Waſſerdampf feſthalten kann. In der immer dünneren und immer kälteren Luft der höchſten Atmoſphärenſchichten wird alſo dem freien Fluge des Waſſerdampfes halt geboten, ſeine unſichtbaren kleinſten Teile finden ſich wieder zuſammen zu einem neuen Leben. Der erſte Keim zu einem neuen Waſſertropfen wird da oben, wo die allerhöchſten Wolken hängen, neu geboren. Da ſchießen im neuen Werdedrang die Atome zuſammen zu einem wundervollen Kryſtall. Eisnadeln entſtehen dort oben in der blauen Luft, ſechskantig und an der einen Seite etwas ſtärker wie an ihrer Spitze. In dieſen kryſtallenen Weſen iſt unſer Waſſertropfen wirklich neu geboren, er hat allen Staub und Schmutz, der von ſeinem arbeitsvollen Lebenswege an ihm haftete, von ſich abgeſtreiſt. Er iſt vollkommen rein und friſch geworden und voll junger Kraft. Die reinſte und vollkommenſte Form alles Stoffes iſt ja der Kryſtall.

Vom luftförmigen Weſen hat ſich unſer Waſſertropfen ſogleich in ein feſtes, in ſeiner Form völlig beſtimmtes Weſen verwandelt, das nach allen Seiten hin wächſt. Kaum geboren beginnt es nun bereits ſeine Arbeit; es fällt gegen die Erde hin, ſeinen Aufgaben entgegen. Wo viele ſolcher Eisnadeln entſtehen, bilden ſie jene leichten Schäſchenwolken, die von allen Wolkenformen am höchſten ſtehen. Auch die leichten Schleier der Federwolken werden aus ſolchen eben geborenen Eisnadeln gebildet; dieſe fallen in der Wolke beſtändig herab und doch ſehen wir die Wolke ſelbſt nicht fallen, weil ſich oben immer neue Nadeln bilden, und unten, wenn dort die Luft wärmer iſt, ſich wieder auflöſen. Eine Wolke iſt deshalb kein Ding, das, wie ſonſt alle anderen, aus einer feſt begrenzten Materieanſammlung beſteht, es iſt ein Durchgangsgebiet für einen beſtimmten Zuſtand der Materie, die hier fortwährend kommt und geht, aber uns nur in dieſem beſtändigen Übergange als Wolke ſichtbar wird.

Die Eisnadel wendet im Fallen ihre Spitze gegen die Erde hin und ſolche Schäfchenwolke iſt deshalb wie der Behang eines glitzernden Kronleuchters, an welchem auch die Kryſtalle in beſtimmter Ordnung herabhängen. Deshalb fangen ſich auch die

Wolkenſtudie.

Sonnenſtrahlen in dieſen Eiskryſtallen, und erzeugen dort wundervolle Farbenſpiele, die wir in dieſen Wolken ſehen: Jene farbigen Aureolen um Sonne und Mond, die man als Sonnenhalo oder Mondhof bezeichnet, Mondregenbogen, Nebenſonnen und allerlei wunderbare andere Zeichen, die die großen Geſtirne umgeben. Aus der Form und Größe dieſer Ringe ꝛc. konnte man mit mathematiſcher Beſtimmtheit ableiten, daß ſie nur durch Lichtbrechung in ſechsſeitigen Kryſtallen von der Form der Eisnadeln

Digitized by Google

entſtehen können; nur hieraus weiß man überhaupt, daß dieſe Cirrus- oder Schäfchenwolken aus Eisnadeln beſtehen.

Aber das ſind nicht etwa Schneewolken, denn die Schneeflocken bilden ſich erſt aus jenen Eisnadeln durch Zuſammenfügung ſehr vieler derſelben, die ſich im Fallen zu immer komplizierteren ſechsſeitigen Sternformen, ſchmelzend und wieder zuſammenfrierend, gruppieren. Schneewolken müſſen deshalb notwendig tiefer liegen. Im Sommer wird es zu dieſer Schneebildung meiſt nicht kommen, außer vielleicht einmal im Hochgebirge, weil es einer längeren Zeit bedarf, um die Schneeſternchen in der Luft ſchwebend aus jenen Nadeln nach und nach zuſammenzuſetzen. In den Schneewolken wirbeln die Flocken in allen Richtungen durcheinander und es können ſich deshalb jene regelmäßigen Strahlenbrechungen nicht mehr bilden, die wir an den Schäfchenwolken wahrnahmen.

Langſam taumeln die Flocken nieder und überziehen das weite Land mit weißer Decke. Welch einen neuen maleriſchen Reiz entfaltet dann das Waſſer in dieſer reinſten ſeiner Formen! Rings ſind die Berge beſchneit bis zu den Füßen. Von ihnen umringt liegt das kleine Städtchen in der Thalmulde, und auf jedem Dache lagert ſchwer der Schnee. Hoch ragt der Kirchturm über die ſtillen Wohnſtätten. Das iſt die weihnachtliche Stimmung, wo die Natur im Schlafe ruht, und die Menſchen ſich verkriechen unter dieſe weißen Dächer, um ſich dort enger zuſammen zu ſchließen in ſtillem Familienglück oder heiterer Feſtesfreude. Wieviel hilft nicht an dieſer Stimmung mit der Schnee da draußen! Und wie unendlich vielſeitig iſt die Natur! Das Waſſer kann, als Schnee und Eis gebunden, ſeine eigentliche Aufgabe noch nicht erfüllen, ſo hilft es denn die Natur verſchönen.

Werden unten im Thal, wenn der Frühling kommt, vom ſchmelzenden Schnee die Adern des Erdkörpers wieder gefüllt, damit ſie neu und kräftiger pulſend das junge Leben rings erwecken können, ſo bleibt dagegen oben im Hochgebirge, im Reiche des ewigen Schnees, das Waſſer noch lange gebunden. Wie großartig iſt hier in ſeinen einfachſten Zügen das Bild der Natur! Nur Schnee und Fels und Wolken und der ſtahlblaue Himmel darüber! Oft drängen ſich die Wolken wie ein wildes Meer heran

Meran im Schnee.

Digitized by Google

Partie aus dem Zoologiſchen Garten zu Berlin in Rauhreif.

und branden um die Gipfel, die wie Inſeln aus den wogenden Nebeln ragen. Wir ſtehen erhaben über dieſem Wolkenmeer, über uns iſt der Himmel rein und wolkenlos, dort unter uns ſchneit es vielleicht herab aus dieſen Wolken zu unſern Füßen um die gewaltige Schnee- und Eisdecke, die, tauſendfach zerriſſen, ſich von den einſamen Häuptern der Bergrieſen weit hinab ſenkt, noch immer zu vergrößern.

Die Natur ſcheint hier recht wenig ökonomiſch vorzugehen, da ſie ſo große Mengen von Kraft, die in dieſen Schneemaſſen gebunden iſt, unverwendet liegen läßt. Aber auch dieſe Schneedecke des Hochgebirges hat etwas mit den Wolken gemein, aus denen ſie entſtand. Firn und Gletſcher ſind nur Durchgangsgebiete, welche das Waſſer in ſeinem feſten Zuſtande auf ſeiner großen Reiſe paſſieren muß, ehe es, wieder flüſſig werdend, eine lebendigere Thätigkeit entwickeln kann. Wie unveränderlich auch der Anblick des ſchneebedeckten Hochgebirges für den Thalbewohner zu ſein ſcheint, der immer denſelben Gletſcher in derſelben Mulde liegen ſieht, der Wanderer, der ſich in dieſe einſam große Welt emporwagt, weiß es nur zu genau, wie es hier überall arbeitet und flutet und wühlt, wie ſich in die Firndecke breite Spalten reißen, wie die Lawinen donnernd niedergehen und unten die klaffenden Gletſcherſpalten wieder füllen, daß man die Schritte ſicher über die kryſtallenen Brückenbogen lenken kann, bis auch dieſe wieder in die blaue Tiefe ſtürzen. Wir könnten die Schneebedeckung des Hochgebirges als feſtgewordene Wolken anſehen, die ſich oben ergänzen und unten auflöſen in beſtändigem Wechſel, beſtändiger Bewegung. Von den Sonnenſtrahlen, die tagsüber durch die dünnere Luft kräftiger auf den Firn niederbrennen, oder dem Wärme erzeugenden Drucke im Innern aufgetaut, ſickert das Waſſer tiefer, immer wieder abwechſelnd gefrierend, und ſetzt ſeine Reiſe langſam thalwärts fort. Jahrzehnte dauert es viel-

Partie des Suldengletſchers, etwa bei 2800 m Höhe.

leicht, bis unſer Tropfen im unausgeſetzten Kampfe mit der lähmenden Kälte ſich endlich befreien und jugendmutig ins grüne Thal hinabſpringen kann.

Aber dieſe Verzögerung war nicht zwecklos. Die Firne ſind die großen Reſervoire, in denen die Natur ihre Lebenskraft aufſpart, um ſie im günſtigſten Augenblicke zu verwenden. Unten im Thal darf das Waſſer niemals gänzlich fehlen; die Natur darf ihre Weſen nicht verdurſten laſſen. Aber auch Sonnenſchein brauchen ſie zum Leben, und Sonnenſchein dorrt aus. Soll im Sommer unter dem Kuſſe der Sonne die Frucht reifen, ſo darf die notwendige Feuchtigkeit nicht direkt aus den Wolken genommen werden, die die Sonne verdecken. Die Flüſſe müſſen ſie verteilen, und die kommen aus dem Gebirge. Je klarer der Himmel iſt, deſto mehr ſchmilzt der Schnee von den Firnen, deſto höher ſchwellen die Gebirgsbäche. Jene eiſigen, allem Leben feindlichen Regionen des Hochgebirges ſind es alſo, die uns wohlthätig mit dem Lebensſafte verſehen, gerade wenn in der heißeſten Glut des Sommers wir ihn am nötigſten gebrauchen.

Das vom Gletſcher abſchmelzende Waſſer ſickert durch die feinen Poren im Eiſe und durch die Spalten bis auf den Grund des Eisſtromes und vereinigt ſich zu einem Bache unter dem Eiſe, den man oft auf Gletſcherwanderungen gurgeln und brauſen hört. Er höhlt den Gletſcher über ſich zu einer Wölbung aus, und unten im Thal, wo die Gletſcherzunge am weiteſten hinabreicht, baut ſich ſo das Waſſer einen kryſtallenen Triumphbogen, durch den es zuerſt aus Tageslicht ſpringt und als junger Strom geboren wird: das Gletſcherthor.

Nun ſprudelt es, ſich an den Steinen luſtig überſchlagend wie ein Geißböcklein, hinab. Grau und unſcheinbar iſt es noch anzuſehn, denn es hat auf ſeinem ſteilen Wege unter dem Gletſcher viel Sand mitgenommen, zu welchem die Thätigkeit des Eisſtromes den Fels zermalmt hat. Das gefrierende Waſſer ſprengt durch ſeine unwiderſtehliche Ausdehnung den feſteſten Stein ſo leicht wie Dynamit. Hier zeigt es ſich, welche ungeheuren Kräfte die Natur in einem einzigen Tropfen Waſſer aufgeſpeichert hat. Die ſtärkſte Bombe, mit Waſſer ganz angefüllt und geſchloſſen, wird zerſprengt, wenn dieſes Waſſer in ihrem

Digitized by Google

Innern gefriert. Das im Hochgebirge zu Eis gebundene Waſſer iſt deshalb auch in dieſem Zuſtande keineswegs unthätig. Eine gigantiſche Arbeit liegt auf den eiſigen Schultern des Gletſchers; er ſprengt die Felſen von den Höhen und trägt ſie auf ſeinem Rücken meilenweit in das Thal hinab. In langem Zuge bilden ſo die losgeriſſenen Blöcke die Moräne. Seitenmoränen flankieren den Gletſcherſtrom, und wenn zwei Gletſcher aus Seitenthälern ſich vereinigen, bilden zwei Seitenmoränen eine ſolche in der Mitte des Gletſchers. Unten, wo er abſchmilzt, legt er dann ſeine Laſt nieder, die Endmoräne bildend.

So wühlt der Gletſcher auch in das härteſte Urgeſtein die tiefen Furchen der Thäler, die das fließende Waſſer niemals auszuhöhlen vermöchte. Denn das Urgeſtein iſt nicht aus dem Waſſer abgelagert worden, es iſt ein Produkt des Feuers, und das Waſſer hat deshalb keine Macht über dasſelbe. Nun beſtehen gerade die höchſten Gipfel meiſt aus dieſem Urgeſtein, während ſich erſt weiter unten die einſtmals aus dem Waſſer abgelagerten Schichten der ſogenannten Sedimentgeſteine an die granitenen Gebirgskerne legen. Dieſe trägt das Waſſer allmählich ab und bringt ſie durch die Thäler bis auf den Meeresgrund. Die ſtarren unfruchtbaren Häupter der Gebirge würden alſo unveränderlich in den Himmel ragen, wenn nicht jener eiſige Mantel ſie umgäbe, der ſie zwar langſam, aber mit ungeheuer viel größerer Kraft als das fließende Waſſer zermalmt und in die Tiefe wirft. Denn alles, was noch ſo hoch aufragt, muß einſtmals fallen, und nichts iſt ewig. Die Gebirge ſind Wellen des Erdreiches, wie die in ein und demſelben Augenblicke entſtehenden und vergehenden Kräuſelungen der Seefläche im Winde. Wie der Landmann ſeinen Acker umlegen muß, um immer wieder neue Kraft zum Wachstum ſeiner Saat daraus zu ziehen, ſo müſſen die Kräfte der Natur die ganze Erdoberfläche von einem zum andern Schöpfungszeitalter umpflügen. Die Gebirge ſtürzen ſich in den Meeresgrund, und der Meeresgrund wird zum Gebirge, und jeder Waſſer-

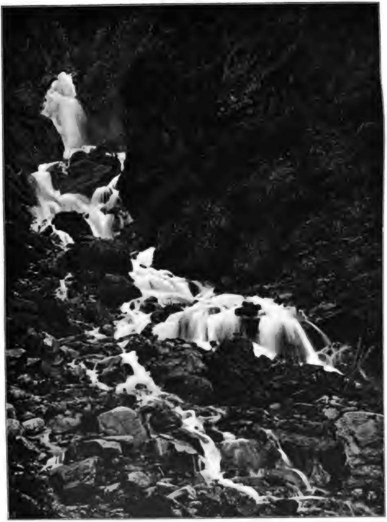
Das Rhonegletſcherthor mit der jungen Rhone.

Digitized by Google

tropfen hilft an dieſer gewaltigen Arbeit mit.

Sobald das Waſſer von den Feſſeln der Kälte befreit iſt, beginnt es nun eine unendlich vielſeitige Thätigkeit. Kaum aus dem Gletſcherthor hervorgeſprungen, verſucht es mit dem abgelagerten Gletſcherſand ſich ein Bett zu bauen, in dem es eine Weile ruhiger fließen kann, ehe es ſich von der nächſten Thalſtufe hinabſtürzt. Es entſteht meiſt bald hinter der Gletſcherzunge eine breite Thalmulde, von Moorgrund überlagert, aus dem nun Gras- und Alpenblumen üppig aufſprießen. Freilich nur für kurze Monde kann ſich hier die lebendige Natur entfalten; nur Blütengewächſe, die bereits unter der ſchützenden Schneedecke ſich ſoweit zu entwickeln vermögen, daß die erſten Sonnenſtrahlen ſchnell ihre Blütenkelche öffnen, und die wiederum durch allerlei Schutzvorrichtungen gegen den jähen Wechſel des Hochgebirgsklimas gefeit ſind, können hier fortkommen. Daher die Eigentümlichkeiten der Alpenflora. Ganz wunderbar und überraſchend iſt es für den Wanderer, der zum erſtenmale dieſe Almregionen betritt, dicht neben dem ewigen Eiſe einen üppig wuchernden Teppich, beſät von großen ungewöhnlich farbenprächtigen Blumen anzutreffen. Wo man oben Abkömmlinge von Gewächſen ſieht, die auch in der Tiefebene vorkommen, da ſind ihre Blüten größer und von leuchtenderer Farbe. Gerade hier, wo die Natur eine ſcharfe Grenze zwiſchen der eiſigen Starre des Todes und der erſten Entfaltung des Lebens gezogen hat, tritt dies gleich mit entzückender Schönheit ſtrahlend zu Tage. Hier, in der Welt der Blumen, iſt die Schönheit das erfolgreichſte Mittel im Kampfe um das Daſein. Die Blumen locken damit die tändelnden Falter und die ſummenden Bienen und goldenen Käfer, die alle nach ihrem Honig dürſten. Und ſo im Geben nehmen auch zugleich die Blumen. Sie können ſich ja nicht einander küſſen, ſie brauchen die Bienen und die

Walliſer Vieſchergletſcher mit Mittelmoräne, ca. 2300 m.



Wasserfall bei St. Anton (Arlberg). Nach der Aufnahme von Dr. Wilhelm Meyer.

Digitized by Google

Der Ortler von Sulden aus (1800 m) mit Zwergföhren im Vordergrunde.

Schmetterlinge als ihre Poſtillons d'amour, die ihnen von anderen Blumen die duftenden Liebesgaben bringen.

Wie kann unſer Tropfen Waſſer, eben erſt wieder als ſolcher geboren, hier ſchwelgen in Thatenluſt! Er kann ſich jeder ſchönſten Blume darbieten um von ihr aufgeſogen zu werden und mitzuwirken und mitzubauen an ihrem Leben. Und während ſeines Laufes thalwärts ſpiegelt ſich in dem Tropfen immer wieder eine andere Welt. Hoch oben auf der Alm ſah er nur jene farbenreichen Blumen, Gras- und Krautgewächſe. Das Steinbrechkraut drängt ſich mit ſeinen weißen oder roten Blütenpolſtern am erſten aus dem Geröll hervor, wo noch die geringſten Lebensbedingungen vorhanden ſind. Es iſt auch die Blume, die ſich am weiteſten gegen den Pol hinwagt. Ich fand ſie auf Spitzbergen, noch nahezu

Blick auf den Hafen von Hammerfeſt vom Birkenwalde.

Verkrüppeltes Nadelholz.

unter dem achtzigſten Breitengrade. Die ſilbernen Sterne des Edelweiß flüchten ſich an den ſchwindelnden Abgrund, um räuberiſchen Händen zu entgehen. Erſt etwas tiefer leuchten die erſten Enziane aus dem Grün hervor, wie Himmelsblau, das auf die Erde fiel. Und wenn dann zwiſchen Moos und Steinen das Bächlein ſeine erſten luſtigen Sprünge über die Felſen macht, dann netzt wohl hier und da ein Tropfen das blaue Äuglein eines Vergißmeinnicht. Nun begrüßt der Bach die erſten Alpenroſenſtauden, und Zwergföhren ſieht es ſich an den kahlen Boden drängen, um von ihm die rückſtrahlende Sonnenwärme aufzufangen.

Auch in der Entwickelungsgeſchichte der Erde treten bekanntlich nach den rieſenhaft aufwuchernden Krautgewächſen der Steinkohlenzeit die Nadelhölzer zuerſt auf. So begegnen wir ihnen auch hier zuerſt, indem wir allmählich in Gebiete niederſteigen, in denen wir immer mehr Lebensbedingungen vorfinden. Wie eine höhere Kultur auch immer nur auf dem Boden einer älteren aufwachſen kann, die gewiſſermaßen die nährende Humusſchicht für jene darſtellt, ſo können höhere Gewächſe im allgemeinen nur auf einem Erdboden gedeihen, der von der Lebensthätigkeit der niederen Stufe vorbereitet iſt. Nadelhölzer nehmen mit den geringſten Mengen von Humus vorlieb und klammern ſich mit ihren Wurzeln an den kahlen Felſen feſt, die ſie mit der Kraft ihres Wachstums ſprengen. Aber die Laub-

Grödener Bach unter St. Ulrich (Dolomiten), ca. 1000 m.

bäume bedürfen vorbereiteten Erdreichs, das ſchon einmal in Pflanzenkörpern verarbeitet, zerkleinert und zu gewiſſen chemiſchen Verbindungen zuſammengefügt wurde. Heute zwar, wo ſich faſt überall eine ſolche vorbereitete Erdſchicht über den Ablagerungen älterer Schöpfungszeitalter befindet, vermag wenigſtens das anſpruchsloſeſte der Laubhölzer, die Birke, mit den Nadelhölzern zu wetteifern. Im hohen Norden tritt ſogar die Birke früher auf wie die Fichte. Auf Spitzbergen, wo im Bilde der Natur über die unſern Almen entſprechenden Wieſengründe ſich noch kein Strauch oder gar ein Baum erhebt, wächſt, nur vom forſchenden Auge des Kenners auffindbar, eine Zwergbirke, unter Moos und Gras verſteckt, von einem unſcheinbaren Kräutlein nicht zu unterſcheiden. Auf europäiſchem Boden, wo bekanntlich, vom warmen Golfſtrom belebt, die organiſche Welt ſich bis in ſo hohe Breiten emporwagt wie ſonſt nirgends, iſt der erſte Wald, dem man von Norden her begegnet, ein Birkenwald, kein Nadelholz. Aber dieſer nördlichſte Laubwald der Welt bietet einen gar ſeltſamen Anblick dar. Er liegt auf einer Anhöhe über Hammerfeſt, alſo etwa unter 71 Grad Nordbreite. Die Birkenſtämme machen es hier wie im Hochgebirge die Zwergföhren, ſie legen ſich anfangs möglichſt nahe an den Boden. Erſt im weiteren Wachstum winden ſie ſich gerader empor; dadurch entſteht der ſeltſame Anblick des Wäldchens, wie ich ihn in dem Bilde auf Seite 489 feſtgehalten habe.

Die Roſanna bei St. Anton (Arlberg) 1300 m hoch.

Aber folgen wir unſerem Waſſertropfen weiter auf ſeiner Thalwanderung. Schon begegnet er am Wege hier und da einer knorrigen Tanne, halb verkrüppelt in dem ſchweren Kampfe ums Daſein, den ſie hier oben noch führen muß. Aber, wie ſich allmählich Tropfen zu Tropfen findet, bis alle vereint zu einem toſenden Gießbach werden, ſo ſchließen ſich nun auch die Nadelhölzer zu einem dichten, hohen Walde zuſammen, in deſſen Dunkel der Gießbach rauſcht.

Die Reuß bei Luzern.

Ganz oben am Felsabhange ordneten ſich die Stämme zu einer regelrechten Phalanx, deren Spitze gegen den Anſturm der Lawinen gerichtet iſt. Denn ſo heilſam und unbedingt notwendig der lebendigen Natur das Waſſer iſt, ſo vernichtend kann es wirken, wie wir alle wiſſen. Die Naturwirkung gebraucht überall ein beſtimmtes Maß; darüber hinaus kann alle Wohlthat verderbend werden. Nichts widerſteht dem donnernden Sturmſchritt der Lawinen. Sie brechen hochragende Tannen als ſeien es Grashalme und ſchlagen in ihrem Sturze breite Breſchen in die Waldungen, daß ihr Weg oft noch nach Jahrzehnten in dem landſchaftlichen Bilde zu erkennen iſt. Und ſtrömen dann in den Frühjahrsregengüſſen die Schmelzwaſſer zuſammen, ſo reißt der toſende Gebirgsbach Felsblöcke mit ſich und wälzt ſie mit dumpfem Donnergetöſe unter ſeinen erdbraunen Fluten hinab, alles zerſtörend. In ruhigerer Sommerszeit, wenn der Wanderer an dem Bach das Thal durchſchreitet, ſieht man es dem fröhlich zwiſchen jenen Felsblöcken hindurchſprudelnden Waſſer nicht an, daß es einſt ſtärker war wie ſie und mit dieſen haushohen Rieſen umſprang, wie heute mit den Sandkörnern unter den kryſtallklaren Wellen.

Hat ſich der Bach aus den Felsſchluchten der höheren Gebirgsſtufen hinabgewunden, und beginnt nun die Thalmulde ſich zu dehnen, ſo erſcheinen an ſeinen Ufern die erſten Laubgewächſe, Weiden, Haſelnußſtauden, Birken. Das erſte Dörſchen mit ſchwerfälligen Blockhäuſern durcheilt es. Schon beginnt das Waſſer dem Menſchen zu dienen. Er baut ſeine Wohnſtätten nur, wo es nicht fehlt. Mehr und mehr Waſſerläufe geſellen ſich zu einander, und endlich geht alles in dem großen Gebirgsſtrome auf, der das Hauptthal dieſes Alpengebietes ausgehöhlt hat. Immer ſtattlichere Ortſchaften tauchen auf, und unſer Waſſertropfen, jetzt nur noch einer unter Tauſenden, mit denen er gleichen Zielen zueilt, wie die Tauſende von Menſchen, die da unten gemeinſam wirken, begegnet einer fauchenden Lokomotive, die mitten aus einem Berge hervor- und über die Fluten hinwegſtürmt, weit ſchneller als jene. Auch hier iſt es die Kraft des Waſſers in ſeiner Dampfform allein, die uns über und durch die Berge zieht. Wie die Gemſen klimmen ja heute ſchon unſere Dampfwagen bis zu den höchſten Alpengipfeln empor, ihre majeſtätiſche Ruhe und Einſamkeit ſtörend.

Immer breiter wird die Thalmulde und endlich ergießt ſich der Gebirgsſtrom, noch immer grau vom Gletſcherſand, in die blauen Fluten des großen Alpenſees, wo er ſich läutert und klärt für ſeine großen Aufgaben in der Ebene. Noch einmal kann der wandernde Tropfen Waſſer emporſchauen zu den Bergrieſen, die über den ſchroffen Wänden des Sees ihre ſchneeigen Häupter in den blauen Himmel ragen laſſen. Dann heißt es bald von den ſchönen Bergen ſcheiden. Noch immer friſch und fröhlich ſtrömt er an der erſten Stadt vorüber.

Häuſerreihen ſpiegeln ſich in den jugendlich unruhigen Fluten, und dann geht es ſchnell zwiſchen den letzten Vorbergen hin zu der Eingangspforte der großen Ebene. Aus dem Jüngling iſt ein Mann herangewachſen, der immer ruhiger, ſeine Kraft abwägend und benützend, dahinſchreitet. Riß er früher in überſchwenglicher Jugendkraft alles mit ſich hin und ſtürzte Berge in das Thal, ſo beginnt er nun wieder aufzubauen. Endloſe Felder tränkt er an ſeinen Ufern, und unſer Waſſertropfen ſteigt vielleicht, aus der feuchten Ackerkrume aufgeſogen, zu einer ſtrotzenden Ähre empor, wo er mithilft, unter der Einwirkung des Lichtes unſere Nahrung reifen zu laſſen. Der Hauptbeſtandteil der Stärke, des eigentlichſten Nahrungsmittels, iſt neben dem Kohlenſtoff Waſſer, das in ſeine Elemente, Sauerſtoff und Waſſerſtoff, geſpalten, ſich um den Kohlenſtoff gruppiert.

Mit dieſer Nahrung oder auch nur als labender Trunk unſerem Körper einverleibt, dann unſer Waſſertropfen nun ſchnell zu den höchſten Aufgaben emporſteigen, die ihm geſtellt ſind. Er kann zu einem Teil unſeres Blutes werden und, mit jedem Herzſchlag durch den Körper getrieben, ſich in unſerem Gehirn an der Denkarbeit beteiligen, die nicht nur alle jene Kreisläufe unſeres wandernden Tropfens in dem Getriebe unſerer kleinen irdiſchen Welt verfolgt, ſondern auch den Spuren ſeiner Thätigkeit in allen den anderen Weltorganiſationen nachgeht, die ſich als flimmernde Pünktchen über das Himmelsgewölbe breiten. Denn überall im Weltgebäude ſpielen das Waſſer und ſeine Elemente eine hervorragende Rolle unter den anderen chemiſchen Grundſtoffen. Von den fernſten Nebelflecken, wo ſich vielleicht neue Welten bilden, bringt uns das Licht die ſichere Kunde von dem Vorhandenſein des Waſſerſtoffes, der dort neben Stickſtoff und einem unbekannten Gaſe uns als die Urmaterie erſcheint, aus der ſich alle Weltorganiſationen aufbauen und in welche ſie, nach einem vollendeten Weltentwickelungskreislauf, ſich wieder auflöſen müſſen.

Aber jeder Kreislauf hat auch eine abſteigende Bahn. Was geboren wird, muß ſterben. Zu ſeinen höchſten Aufgaben emporgeſtiegen, muß auch unſer Waſſertropfen, nachdem der Organismus, deſſen Teil er bildete, ſich auflöſte, mit dem zerfallenden Körper wieder zur Erde zurückkehren, aus welcher ihn die geheimnisvolle Lebensthätigkeit emporgezogen hatte. Nun ſickert er, ſchwer beladen mit allen den Trübungen, die die vielſeitigen Aufgaben ſeines langen Lebensweges ihm auferlegten, langſam wieder zurück zum großen Strome, der ſich immer träger durch die Landſchaft wälzt und endlich lebensmüde in dem unendlichen Weltmeere verſinkt. Auch der Tropfen geht nun in der großen Allgemeinheit des Meeres auf. Er gibt ſeine Atome, die ſich zu ſo wunderbarer Vielſeitigkeit individualiſiert hatten, dem großen Ganzen zurück. Erſt die Sonne wird ihn daraus wieder emporziehen, daß er zu immer neuen Kreisläufen ſich aufſchwingen kann. Und in jedem Kreislauf durcheilt er eine fortgeſchrittenere Welt. Keiner gleicht dem anderen, ſo wie der Sohn nicht völlig dem Vater gleicht. Und wie im gewöhnlichen Gange der Dinge der Sohn, einſt erwachſen, Beſſeres leiſten ſoll als der Vater, ſo ſtrebt in ihren Kreisläufen alle Entwickelung ſtets der Vollkommenheit entgegen.

Wogendes Kornfeld in der Tiefebene.

Zur Weltſtellung Englands.

Von

G. v. A.

(Abdruck verboten.)

Ein Ringen von mehr als zweihundert Jahren brachte dem britiſchen Volke im Anfang des XIX. Jahrhunderts das unbeſtrittene Übergewicht zur See, nachdem es Spanier und Portugieſen, Holländer, Franzoſen und Dänen in blutigen Seekriegen immer und immer wieder beſiegt und ſie ſchließlich belehrt hatte, daß ihm auf dem Weltmeere die Herrſchaft gebühre.

Überlegene Seemannstüchtigkeit, zähe Ausdauer, kühner Wagemut, aber auch verſchlagene Liſt und rückſichtsloſe Gewaltthat mußten ſich mit dem blinden Glücke zu ſolchem Erfolge paaren.

Den Wettbewerb der übrigen Kulturvölker um die Güter der Erde, die Seehandel und Kolonialbeſitz ſchaffen können, hält die Seeherrſchaft Englands ſeitdem in beſcheidenen Grenzen. Dem eigenen Volke erſchließt ſie immer größere, immer reichere Gebiete zur Ausbeutung, und in den letzten Zeiten nimmt die Eroberung überſeeiſcher Länder, bei der kaum mehr nach Kriegsvorwänden geſucht wird, ſo ſchnellen Lauf und gewinnt ſo gewaltigen Umfang, daß die Fortſchritte anderer Nationen daneben völlig verſchwinden.

Nach dem Verluſte der nordamerikaniſchen Pflanzſtaaten beſtanden die britiſchen Kolonien um das Jahr 1800 aus einem Gebiet, das kaum ausgedehnter war als der heutige Kolonialbeſitz Deutſchlands.

Großen Zuwachs brachte die Beute aus dem endgültigen Siege Europas über Napoleon, während die ungeheueren Erwerbungen des XIX. Jahrhunderts durch europäiſche Mächte nicht mehr ſtreitig gemacht wurden.

Die Menſchenmaſſe unter britiſcher Herrſchaft, das vereinigte Königreich und Ägypten eingerechnet, mag heute etwa 410 Millionen betragen, das heißt mehr als den vierten Teil der Bewohner unſerer Erde, 60 bis 70 Millionen mehr als die Bevölkerung Chinas und mehr als das Dreifache der Unterthanen des ruſſiſchen Zaren. Auch an Flächenraum übertrifft das britiſche Gebiet alle anderen Reiche. Es umfaßt, Ägypten eingerechnet, etwa 30 Millionen Quadratkilometer, während die Größe Rußlands 22, Chinas 11 und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika 9 Millionen beträgt.

In der Mannigfaltigkeit und Weite des Gebietes, deſſen meerumſpülte Geſtade dem Handel und der Schiffahrt, dem Austauſch von Rohprodukten und fertigen Waren die günſtigſten Bedingungen gewähren, liegt, neben den unterirdiſchen Schätzen des Mutterlandes, das Fundament des Reichtums und der Kraft des britiſchen Volkes. Die auf die großartige Steuerkraft des Landes und die geniale, klug verdeckte Ausnutzung der Reichtümer der Kolonien geſtützte Macht des Staates liegt ganz in der Hand der von dieſem politiſch gereiften, auf Erwerb und Gewinn bedachten Volke gewählten Vertretung und konnte ſeit einem Jahrhundert unbedenklich für die Erweiterung der Herrſchaft und die Bereicherung der Nation eingeſetzt werden. Mußten doch die Kulturvölker des europäiſchen Kontinents in dieſem Zeitraum die Wunden der napoleoniſchen Epoche ausheilen und, um ihr Beſtehen kämpfend, ſich neue, ſchwere Wunden ſchlagen, außerſtande, der britiſchen Überflutung irgendwo einen ſtarken Damm entgegen zu ſetzen.

Andererſeits erheiſcht die Weltherrſchaft eine faſt übermäßige Anſpannung der Kräfte des kleinen Inſelvolkes und birgt ernſte Gefahren. Denn je gewaltiger das Imperium ſich ausdehnt, um ſo ſchwieriger wird die Beherrſchung der fremden Völker, um ſo rückſichtsloſer werden die Intereſſen der übrigen Kulturvölker verletzt, um ſo ſchärfer tritt der Gegenſatz zwiſchen Engländer und Nichtengländer hervor, um ſo ſchwerer laſtet der Druck des britiſchen Übergewichts.

Bisher haben die Intereſſengegenſätze zwiſchen England und den übrigen Großmächten noch zu keinem Kampf geführt, wenn auch hier und da der Zuſammenſtoß nahe ſchien. Der breite Graben, der Großbritannien vom Feſtlande trennt, und die drohende Übermacht ſeiner Panzer reden eine überzeugende Sprache und ſtimmen die Staatsmänner verſöhnlich und nachgiebig. Das britiſche Kabinett hat bisher auch den Bogen nicht überſpannt. Mit berechnender Vorſicht vermied es gleichzeitige Konflikte mit mehreren Mächten und hielt ſich den Rücken gegen die nordamerikaniſche Union frei. Noch hat ferner die britiſche Staatsweisheit den anderen europäiſchen Nationen einigen Platz zur Bethätigung überſchüſſiger Kraft gelaſſen und ſucht durch Grenzverträge Streitigkeiten vorzubeugen. Noch herrſcht dem Worte nach der Grundſatz des Freihandels, der den fremden Nationen die Beteiligung an dem Gewinn zu geſtatten ſcheint, den der Austauſch der Güter und deren Verfrachtung gewährt. Mit lauter Stimme wird auf die uneigennützige Politik der offenen Thür hingewieſen, die allen Völkern zu gute komme.

Wie lange wird dieſe friedliche Stille, beruhend auf der erdrückenden Uebermacht Großbritanniens und auf dem den übrigen Völkern noch gewährten Spielraum im Mitbewerb um die Schätze der Erde dauern?

Faſt iſt ja der Kontinent an den Zuſtand gewöhnt, und der kurzſichtige Friedensphiliſter iſt geneigt, ſich mit dem Knochen zu begnügen, den ihm John Bull großmütig hinwirft. Was haben auch Rußland, Deutſchland, Frankreich, Italien draußen in der weiten Welt zu ſuchen? Das iſt des Briten Bereich. Der mag die Sorgen, Mühen, Koſten und Gefahren der überſeeiſchen Abenteuer tragen und allenfalls mit ſeinen Vettern, den Yankees, teilen. Je weniger man gewillt iſt, den eigenen Spargroſchen und die eigene teure Haut zu Markte zu tragen, um ſo gefahrloſer und billiger kann man ſich zu Hauſe über die Vergewaltigung des Burenvolkes entrüſten. — Bleibe im Lande und nähre dich redlich! —

Namentlich in Deutſchland ſind ſolche kümmerlichen Anſichten verbreitet, ſelbſt in politiſchen Kreiſen. Dieſen Leuten iſt vorzuhalten, daß zu den Zeiten, als Südeuropa in Reichtum und Blüte ſtand, als genueſiſche und venezianiſche Flotten das Mittelmeer beherrſchten und die Kiele der Hanſa Oſt- und Nordſee durchfurchten, als Spanier und Portugieſen die Schätze beider Indien gewannen, England noch ein armes, von dichten Wäldern bedecktes Land war, das kaum 5 Millionen Einwohner zählte; daß deſſen erſte Seefahrer unter Eliſabeth, die Drake, Raleigh und Hawkins, vom kleinen Raube lebten und daß die erſten engliſchen Entdeckungsfahrten ſich aus Furcht vor den mächtigen Nebenbuhlern auf die Verſuche beſchränken mußten, einen Seeweg durch die Eismeere um Labrador und Nowoja Semlja zu ſuchen.

Wenn aber auch die Kleinſinnigen in dem bewundernswerten Aufſchwung, den England aus eigener Kraft ſeitdem genommen, keinen Anſporn zur Nacheiferung finden ſollten, ſo werden Not und Bedrängnis die Völker zu mannhafter Wehr zwingen.

Seit dem Feldzuge in Südafrika ſind britiſche Übergriffe in das Lebensrecht anderer Staaten ſeltener geworden. Zu Beginn des Krieges, als man in London noch hoffte, mit 30 000 Mann die Buren zu Paaren zu treiben und die Eroberung mit leichter Mühe durchzuführen, ſcheute man ſich freilich nicht, neutrale Schiffe anzuhalten und zu durchſuchen. Gewiß nicht, weil man ernſtlich glaubte, daß ſie Kriegskontrebande führten, ſondern um der Konkurrenz im Weltverkehr mit dem Schein des Rechts einen Schlag zu verſetzen. Das in überſeeiſchen Dampferlinien angelegte fremde Kapital ſollte abgeſchreckt und darüber belehrt werden, wie unſicher die Anlage ſei, da die britiſche Seegewalt die Fahrten allezeit behindern und den Unternehmergewinn vernichten könne.

Erſt die bitteren Enttäuſchungen im weiteren Verlauf des Krieges ſtimmten den Übermut herab und ſind der Grund für die ſeitdem beobachtete freundliche Nachgiebigkeit und Zurückhaltung.

Nicht unbeträchtlich iſt die Einbuße, die das ſtolze Albion an Macht und Anſehen ſeit zwei Jahren erlitten hat. Es mußte den an der afrikaniſchen Küſte benachteiligten Reedereien Entſchädigungen gewähren und eine Kommiſſion berufen, die unter

Teilnahme von Vertretern der Mächte die Verluſte der in Transvaal und dem Oranjefreiſtaat geplünderten und beraubten Neutralen aus der engliſchen Staatskaſſe zu erſetzen hat. Kein engliſches Kriegsſchiff miſchte ſich in Frankreichs Flottendemonſtration vor Mytilene und kein britiſcher Unterhändler hinderte den Abſchluß des Vertrages über die Bagdadbahn. Leiſe nur plätſchern die Wellen der engliſchen Einmiſchungspolitik an der arabiſchen Küſte und im perſiſchen Golf, obſchon manche Anzeichen darauf deuten, daß dieſe Wellen leicht zu einer Sturmflut anwachſen können. Ohne Zaudern gab England die bisher behaupteten Anſprüche in Mittelamerika auf, die ihm den maßgebenden Einfluß auf die neue Waſſerſtraße zwiſchen den Weltmeeren ſichern ſollten, und ſorgfältig ſucht es die Spuren der Schritte zu verwiſchen, die es unternahm, um den Nordamerikanern den Preis ihrer Siege auf Cuba zu entreißen. Mit bitterſüßer Miene ſtimmte es dem Zuſammenſchluß der auſtraliſchen Kolonien zu einem ſtarken ſtaatlichen Gemeinweſen zu, das nur noch loſe mit dem Mutterlande verbunden iſt, deſſen Oberherrſchaft es faſt allein um des Schutzes willen duldet, den ihm die engliſche Flotte gewährt, zu der es keinen Pfennig beiſteuert.

In Shanghai, an der Mündung des Yang-tſe-kiang, deſſen Gebiet England ſeit langen Jahren als ſeine eigenſte Intereſſenſphäre anſieht, ſtehen fremde Garniſonen, und den Strom befahren fremde Kriegsſchiffe und fremde Dampfergeſellſchaften. Wai-hai-wai, das mit dröhnendem Wortſchall als ein mächtiges Gegengewicht gegen das ruſſiſche Port Arthur zur Wahrung des engliſchen Einfluſſes am Gelben Meer in Beſitz genommen ward, iſt aufgegeben worden. Gegen das Vorſchreiten Rußlands in der Mandſchurei hat man kein kräftigeres Mittel der Abwehr gefunden als den die eigene Schwäche verratenden Vertrag mit Japan, der an den beſtehenden Verhältniſſen in Oſtaſien wenig ändert und der ſofort durch den Zuſammenſchluß Rußlands und Frankreichs wirkſam beantwortet ward.

Mit Ingrimm zwar aber doch thatenlos mußte die britiſche Nation das kräftige, gegen den eigenen leitenden Staatsmann gerichtete Wort des deutſchen Reichskanzlers anhören, und ohne Gegenwehr erträgt ſie bisher die aufſtrebende und gefahrdrohende Handelskonkurrenz Deutſchlands, deſſen große Schiffsgeſellſchaften ihr den Rang abzulaufen drohen.

Iſt es wahrſcheinlich, daß Großbritannien ſolche Minderung ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes, dieſe Abbröckelungen am Bau ſeiner Weltherrſchaft auf die Dauer hinnehmen wird?

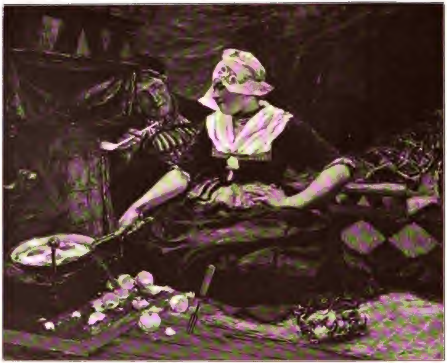
Faſt mit Sicherheit kann man vorausſagen, daß dieſes zähe und rückſichtsloſe Volk alles daranſetzen wird, das Verlorene wiederzugewinnen, ſobald erſt der in Südafrika gefeſſelte Arm wieder frei iſt. Nicht nur den fremden Staaten gegenüber bedarf die engliſche Herrſchaft eines ungeſchmälerten Anſehens, ſondern vornehmlich in den eigenen Kolonien, deren ungezählte Millionen eine Hand voll engliſcher Beamten regiert.

Wenn der Kampf gegen die Buren ſelbſt mit der Anerkennung der engliſchen Oberhoheit enden ſollte, ſo muß dieſe doch noch auf Jahre hinaus durch eine ſtarke Truppenmacht geſichert werden. Die Thatſache allein, daß das kleine Bauernvolk jahrelang den Krieg gegen das gewaltige England führen, daß der Ausgang ſo lange ſchwanken konnte, muß den unterworfenen Volksſtämmen, die das britiſche Joch vielfach nur zähneknirſchend tragen, die Freiheitsſehnſucht ſtärken und dem Emir von Afghaniſtan bei einem ruſſiſch-engliſchen Konflikt den Entſchluß, treu zu England zu ſtehen, erſchweren.

Erkämpft ſich aber des Buren zähe Ausdauer die ſtaatliche Unabhängigkeit, ſo hat England um ſo gewichtigeren Anlaß, den Glauben an ſeine Macht wieder herzuſtellen. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht deshalb dafür, daß die britiſche Politik ſich auf dem Weltplan demnächſt wieder kräftig rühren wird.

In erſter Linie ſind Ränke aller Art zu erwarten, um Konflikte der Großmächte auf dem Feſtlande anzuzetteln; zugleich aber iſt zu hoffen, daß dieſe an der klaren Erkenntnis der gemeinſamen Intereſſen ſcheitern werden. Überzeugt ſich England von der Ausſichtsloſigkeit des Verſuches, im Trüben zu fiſchen, ſo wird es auch gröbere, gefährlichere und koſtſpieligere Mittel nicht ſcheuen.

Vielleicht bildet der engliſch-japaniſche Vertrag die Einleitung und liefert den Schlüſſel des Planes. Was bedeutet ein Bündnis für den rätſelhaften Fall, daß



Flitterwochen in der Kajüte. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels.

Digitized by Google

Japan von zwei Mächten zugleich angegriffen werden ſollte? Denkbar iſt eine kriegeriſche Verwickelung zwiſchen Rußland und Japan. Welches aber ſoll die zweite Macht ſein, die dort im fernen Oſten gegen Japan auftreten möchte? An China, deſſen Flotte vernichtet iſt, deſſen Heer keine Gefechtskraft beſitzt, hat man gewiß nicht zu denken. Wie ſollte auch China an Rußlands Seite kommen?

Offenbar hat England weniger die Gefahren des neuen Bundesgenoſſen als die eigenen Schmerzen und den wahrſcheinlichen Fall im Auge, daß bei einem engliſch-ruſſiſchen Konflikt Frankreich mitſprechen werde. Nicht England bietet dem bedrängten Japan in uneigennütziger Weiſe Hilfe an, es ſichert ſich vielmehr den ſchätzenswerten Beiſtand der gut geſchulten, tapferen und an tropiſches Klima gewöhnten japaniſchen Diviſionen für die eigene Not, und es bedarf ſolcher Stütze um ſo mehr, als es in langen Jahren ſchwerlich imſtande ſein wird eine ſtarke, kriegstüchtige Truppenmacht nach Korea oder nach Indien zu werfen, um ſeine Intereſſen zu Lande zu verfechten.

Zwar iſt in Frankreich an die Stelle hingebender Begeiſterung für Rußland nüchterne und kühle Erwägung getreten. Aus purer Freundſchaft und Ergebenheit wird Frankreich nimmer für Rußland das Schwert ziehen. Aber der franzöſiſche Nationalſtolz iſt durch England gröblich verletzt, und die eigenen Lebensbedingungen ſind durch England bedroht. Überall im Mittelmeer und an der Nordküſte Afrikas begegnet Frankreich den durch das engliſche Machtwort gezogenen Grenzlinien, die ſeine Ausdehnung ſowohl nach Tripolis hin als gegen Marokko hindern, obwohl aus letzterer Richtung die Sicherheit ſeiner koſtbaren Kolonie Algier immer aufs neue bedroht wird. Unverſchmerzt iſt der Verluſt ſeines Einfluſſes in Ägypten und das drohende Halt, das dem Major Marchand bei Faſchoda zugerufen ward. Wer der tieferregten Volksſtimmung lauſchen durfte, die zum Ausdruck kam, als am 14. Juli 1899 Major Marchand mit ſeinen Sudaneſen auf dem Paradefelde von Longchamp defilierte, der weiß, daß dieſe politiſche Niederlage vom franzöſiſchen Volke bitterernſt empfunden wird. Unvergeſſen iſt auch die plumpe Art, mit der der engliſche Botſchafter in Paris zur ſelben Zeit die franzöſiſchen Nadelſtiche vorrechnete, unter denen England angeblich zu leiden habe, unbedeutende und abgeſtandene Klagen, unter denen die uralten franzöſiſchen Fiſchereirechte an der Küſte Neufundlands die Hauptrolle ſpielten.

Beſorgt blickt ſchließlich die Regierung Frankreichs nach den Beſitzungen in Hinterasien, wo engliſcher Einfluß den franzöſiſchen Unternehmungen das Eindringen in Südchina erſchwert.

Die Überzeugung, daß man gegen Rußland nur nach Abrechnung mit Frankreich freie Hand gewinnen kann, möchte der leitende Geſichtspunkt für die engliſche Politik werden.

Bei den zahlreichen Reibungsflächen zwiſchen Frankreich und England iſt ein neues Faſchoda, eine gebieteriſche Forderung Englands, die den Lebensnerv der franzöſiſchen Intereſſen verletzt, bald gefunden. Gibt Frankreich nach, ſo hebt ſeine Demütigung das ſchwindende britiſche Anſehen koſten- und mühelos in erwünſchter Weiſe. Nimmt es die Herausforderung an, ſo kommt die Überlegenheit Großbritanniens auf dem Waſſer zur Geltung, die ihm nach menſchlichem Ermeſſen ermöglicht, Frankreichs Flotte in die Kriegshäfen zu drängen, ſeine Küſtenſtädte zu bombardieren, ſeinen Handel zu Grunde zu richten, das blühende Algier in Schutthaufen zu verwandeln und die entlegenen franzöſiſchen Kolonien dem Mutterlande zu entreißen.

Mehr noch als ein diplomatiſcher Erfolg würde ſolche Machtäußerung die erſchütterte Stellung Englands herſtellen und heilſamen Schrecken über die Völker Indiens und über trennungsluſtige Kolonien verbreiten, vielleicht ſogar die Poſition am mittelamerikaniſchen Kanal wiedergewinnen helfen.

Andererſeits erſcheint es nicht völlig müßig, die Möglichkeit ins Auge zu faſſen, daß Rußland und Frankreich ſich entſchließen könnten, den jetzigen Schwächezuſtand Englands auszunutzen und dem drohenden Angriffe zuvorzukommen. Bei der Langſamkeit, mit der in neuerer Zeit an der Newa Entſcheidungen getroffen werden und bei den verwandtſchaftlichen Beziehungen, die dort zu Englands Vorteil wirken, Beziehungen, die während der Bedrängnis dieſes Staates in den letzten Jahren ein derbes Zufaſſen Rußlands, einen kräftigen Schritt auf dem

Wege nach den erſehnten Küſten verhinderten, iſt es indeſſen wahrſcheinlich, daß die Initiative von England ausgehen und zunächſt Frankreich treffen werde.

Ein Blick auf die militäriſchen Chancen dieſer beiden Gegner mag deshalb zeitgemäß erſcheinen.

Die Seeſtreitkräfte Großbritanniens ſind den franzöſiſchen der Zahl nach um mehr als das Doppelte überlegen, und es fällt noch zu gunſten Englands ins Gewicht, daß es über eine größere Zahl neueſter und ſtärkſter Schiffe verfügt als alle ſeine Nebenbuhler. Auch liegt kein Beweis dafür vor, daß die Bemannung der britiſchen Flotte die bisherige Überlegenheit an Schulung und Seegewohnheit eingebüßt habe, obgleich hier und da Zweifel an ihrer Disziplin und ihrer militäriſchen, namentlich artilleriſtiſchen Ausbildung auftauchen. Die Brauchbarkeit des engliſchen Matroſen beruht, neben der hochgehaltenen Überlieferung einer ruhmvollen Vergangenheit und der Vertrautheit des Briten mit den Gefahren des Meeres darauf, daß die Marine faſt ausſchließlich durch Schiffsjungen ergänzt wird, die ſich zu langer Dienſtzeit, zwölf bis achtzehn Jahren, verpflichten. Der Schiffsjunge rückt erſt nach etwa dreijähriger Dienſtzeit zum Matroſen auf, und die Beſatzung der Kriegsfahrzeuge beſteht demnach faſt nur aus völlig ausgebildeten, langgedienten Leuten, während in Frankreich, der kurzen allgemeinen Dienſtpflicht halber, die ungenügend ausgebildete Mannſchaft zu gewiſſen Perioden ziemlich ſtark iſt.

Hinſichtlich der Schiffstypen glaubt Frankreich, das den Ernſt der Lage nicht verkennt und große Aufwendungen für die Flotte macht, in der Zahl der Schlachtſchiffe mit England nicht gleichen Schritt halten zu können und verſucht ſeit Jahren durch Erfindung neuer Zerſtörungswerke einen Ausgleich zu bewirken. In jüngſter Zeit ſetzt man hohe Erwartungen auf die Unterſeeboote. Dieſe kleinen, mit verhältnismäßig geringen Koſten herzuſtellenden und nur eine minimale Beſatzung erfordernden Fahrzeuge ſollen ſich den mächtigen ſchwimmenden Feſtungen des Feindes unbemerkt nähern und ſie durch Torpedos vernichten oder kampfunfähig machen. Obſchon die franzöſiſche Regierung die Beſchaffung einer größeren Zahl ſolcher Boote beſchloſſen hat, ſo beſtehen doch begründete Zweifel an ihrer Tauglichkeit. Sie ſind allzu abhängig vom Wetter und von der Kohlenzufuhr, die über Waſſer erfolgen muß. Ihre Stabilität unter Waſſer iſt problematiſch. Sie müſſen, um der eigenen Orientierung willen, mit dem Ausguck meiſtens über Waſſer bleiben, was ihre Annäherung der Entdeckung ausſetzt. Untergetaucht verfehlen ſie, namentlich beweglichen Schiffen gegenüber, leicht die Richtung und können dann den eigenen Schiffen gefährlicher werden als den feindlichen. Alles in allem ſind ſie, wie die kleinen Torpedoboote, allenfalls geeignet bei der Verteidigung der Häfen oder zum Blockadebrechen Dienſte zu leiſten, ſchwerlich aber die Schlachtflotte auf die hohe See zu begleiten und im Entſcheidungskampfe zu unterſtützen.

Die Konſtruktion der britiſchen Schiffe ſcheint dagegen ebenfalls nicht allen Anforderungen in vollkommenſter Weiſe zu genügen. Ein Teil der neueſten Schnelldampfer, der kleinen Kreuzer und Torpedobootjäger, hat ſich nicht bewährt und iſt von ſchweren Unfällen heimgeſucht worden. Auch von Schäden der großen Schiffe wird berichtet. Keſſel- und Maſchinenhavarien, zurückzuführen auf Mängel der Anfertigung, ſind nicht ganz ſelten, und am meiſten wird über die artilleriſtiſche Ausſtattung geklagt. Die britiſche Geſchützfabrikation ſteht augenſcheinlich nicht ganz auf der Höhe. Es ſind Sprengungen der Rohre und Zertrümmerungen der Verſchlüſſe vorgekommen, die ernſte Nachteile im Gefecht bewirken können. Der tapferſte Mann, der dem feindlichen Geſchoß opfermutig die Bruſt darbietet, ſchreckt vor der Handhabung der eigenen Waffen zurück, wenn dieſe ihm ebenfalls den Tod drohen. Es wird ferner über frühzeitiges Ausbrennen der Geſchützrohre geklagt, deren Material dem ſcharfen Treibmittel nicht gewachſen ſei.

Dennoch wäre es voreilig, aus dieſen vereinzelten Bemängelungen allgemeine Schlüſſe auf die Kriegsbrauchbarkeit des Materials zu ziehen.

Sachkenner und Patrioten weiſen freilich auch auf innere Schäden der britiſchen Marine hin. Die Ausbildung der Mannſchaften leidet in ähnlicher, obgleich minder hervortretender Weiſe wie beim Landheer unter dem Werbeſyſtem. Werden die Anforderungen im Dienſte zu hoch geſpannt, ſo verringert ſich die Zahl der Schiffsjungen, und dieſer Übelſtand bewirkt eine ſich ſteigernde Schonung, die nicht ohne Einfluß auf die Vorgeſetzten und die Handhabung des Dienſtes wie der Disziplin bleiben kann.

Es iſt ferner wohl möglich, daß das Selbſtbewußtſein des Offizierkorps, dem ſeit einem Jahrhundert keine ſcharfe Probe mehr zugemutet wurde, nachteilig auf das Pflichtgefühl und den Ernſt der Auffaſſung eingewirkt hat, ſo daß es, wie man in England behauptet, der eigenen Fortbildung nicht den genügenden Eifer widmet. Bei den größeren Flottenmanövern ſoll ſich hier und da ein Mangel an Führereigenſchaften zeigen.

Endlich läßt ſich nicht leugnen, daß es bei Ausbruch eines Krieges um die Ergänzung des Mannſchaftsſtandes in England nicht zum Beſten beſtellt iſt. Der größte Teil der hierzu erforderlichen 30—40000 Marinereſerviſten dient auf Handelsſchiffen und befindet ſich fern vom Vaterlande. Da die Zahl der auf dieſen Schiffen beſchäftigten Ausländer von Jahr zu Jahr zunimmt, durchſchnittlich mehr als die Hälfte der Beſatzung betragend, ſo liefert das einzelne zurückkehrende Fahrzeug nur wenige Leute an die Kriegsflotte. —

Die franzöſiſche Marine kann ihren Erſatzbedarf von 10—15000 Mann aus der heimiſchen Fiſcherflotte leichter decken. Daß ſie jedoch einen Vorſprung in der Mobilmachung und Bereitſtellung ihrer Schiffe erringen könne, iſt trotzdem nicht anzunehmen. Wenn auch ein Teil der britiſchen Schlachtſchiffe — und auf dieſe kommt es vornehmlich an — auf auswärtigen Stationen liegen ſollte, was früher nur ausnahmsweiſe der Fall war, in letzter Zeit aber häufiger vorkommt, ſo ſtehen doch das Mittelmeer- und das Kanalgeſchwader allezeit kriegsbereit zur Verfügung, d. h. eine Zahl von ca. 20 Linienſchiffen, zu denen in 48 Stunden aus der erſten Reſerve 10—12 und etwa acht Tage ſpäter aus der Küſtenflottille weitere 6—8 Linienſchiffe ſtoßen. Für dieſe Macht von ca. 40 Schlachtſchiffen mit den zugehörigen Kreuzern, Aviſos und Torpedofahrzeugen reicht der aktive Mannſchaftsſtand, deſſen Lücken aus der Küſtenwache einigermaßen gefüllt werden können, jedenfalls aus.

Frankreich würde trotz ſorgfältiger Vorbereitung innerhalb einer Woche im ganzen ſchwerlich mehr als die Hälfte der engliſchen Streitkräfte ſeeklar machen können.

Selbſt bei diplomatiſcher Überrumpelung bleiben deshalb die Ausſichten Frankreichs auf Überwältigung des alten Gegners durch den Seekrieg überaus gering. Mag auch mancher Schaden den Wert und die Schlagfertigkeit der engliſchen Seemacht beeinträchtigen —, das ſind großenteils Imponderabilien, die man kaum in Rechnung ſtellen kann. Nüchterne Erwägung führt heute wie zur Zeit der Faſchodafrage zu der bitteren Erkenntnis der faſt unbedingten Überlegenheit Englands auf dem Waſſer.

Erklärlich ſind deshalb die immer wieder auftauchenden Pläne franzöſiſcher Politiker und Kriegsmänner, dem Feinde zu Lande auf den Leib zu rücken.

Die Zeiten ſind freilich vorüber, in denen der Normannenherzog, ungeſtört durch britiſche Schiffe, über den Kanal ſetzen und England unterwerfen konnte. Das Ziel ſpäterer Landungen, das grüne Irland, bietet heute nur einen ſchwachen Stützpunkt, ſo heiß auch der Haß der keltiſchen Bevölkerung gegen ſeine Bedrücker ſein mag. Die ſchnelle Entſcheidung, auf die es ankommt, iſt auf dem Umwege über Irland, deſſen Einwohnerzahl in den letzten fünfzig Jahren auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen iſt, nicht zu erreichen.

Schon vor einem Jahrhundert aber faßten die franzöſiſche Republik und ihr großer Heerführer Bonaparte die Landung an Englands Küſte ernſtlich ins Auge, nachdem die Hoffnung auf durchgreifende Waffenerfolge zur See geſchwunden war. Die für die Landung getroffenen Vorbereitungen zeigen eine Sorgfalt und einen Umfang, daß die von einigen Forſchern aufgeſtellte Vermutung, es habe ſich nur um eine großartige Demonſtration gehandelt, die den Kriegsplan gegen die Oſtmächte verdecken und einleiten ſollte, nicht der Wahrheit entſprechen kann. Mit Beſtimmtheit darf behauptet werden, daß der kühne Abenteurer den Kriegszug unternommen haben würde, wenn es gelungen wäre, die feindliche Flotte für kurze Zeit von dem entſcheidenden Punkte abzulenken. Dazu war im Jahre 1805 Ausſicht vorhanden. Beſonders deshalb, weil man in England aufgehört hatte an den Landungsplan zu glauben, nachdem die franzöſiſche Armee ſeit Jahren thatenlos bei Boulogne verſammelt war und da man Napoleons herriſche Forderungen an Öſterreich als ſicheren Beweis anſah, daß die geſamten Rüſtungen gegen dieſen Feind gerichtet ſeien. Die ſcheinbar unerklärliche Politik Napoleons im Frühjahr und Sommer 1805, der mit England und Öſterreich zu gleicher Zeit anband, war gerade das richtige Mittel zum Zweck. Denn ohne die Herausforderung Öſterreichs hätte England das Landungsprojekt ernſt nehmen müſſen und unter keinen Umſtänden ſeine Linienſchiffe aus dem Kanal ſegeln laſſen. Zur Befeſtigung ſeiner jungen Herrſchaft brauchte der Kaiſer einen glänzenden äußeren Erfolg, und da England ihm auf dem Feſtlande nichts anzuhaben vermochte, durfte er zu dem außerordentlichen Mittel greifen, das ihm vielleicht den Weg an deſſen Geſtade öffnete. Gelang die Landung mit 100 000 Mann (170 000 waren im ganzen bereitgeſtellt), ſo war ein Schlag geführt, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hatte. Die Beſitznahme der Hauptſtadt konnte von den zur Verteidigang geſammelten 90 000 Mann engliſcher Linien- und Miliztruppen nicht verhindert werden, und wahrſcheinlich hätte der Kaiſer ſchon nach wenigen Tagen der hilfloſen Regierung des Königreichs den Frieden diktiert.

Ohne das Zuſammentreffen ungünſtiger Zwiſchenfälle hätte der Plan wohl gelingen können, aber die Manöver der franzöſiſchen Flotte mißglückten, und angeſichts der ungeſtört vor Breſt und an der britiſchen Küſte liegenden vierzig feindlichen Linienſchiffe wäre der Landungsverſuch eine verzweifelte Tollkühnheit geweſen, die ſcheitern mußte. Napoleon gab das Unternehmen auf und marſchierte nach dem Rhein, den Erfolgen von Ulm und der Sonne von Auſterlitz entgegen. —

Muß Frankreich in unſeren Tagen wie vor hundert Jahren die Hoffnung aufgeben, im Kampfe mit Englands Flotte obzuſiegen, und will es doch ſich deſſen Machtwort nicht unterwerfen, ſo wird es verſtändlich, daß man die napoleoniſchen Entwürfe und Maßnahmen aufs neue ſtudiert, um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, unter welchen Bedingungen etwa heute der Landkrieg über den Kanal getragen werden könne. Einen Beweis für den Eifer, mit dem man ſich in Frankreich dieſen Studien widmet, bringen die umfangreichen bis ins einzelne gehenden Forſchungen von Desbrière und de la Joncquière.

Die zur Verteidigung des Inſelreiches beſtimmte Heeresmacht beſteht aus Linientruppen, Miliz und Freiwilligen. Das geworbene Linienheer bildet eigentlich und weſentlich nur die Depots und Ausbildungsanſtalten der Kolonialarmee, dergeſtalt, daß z. B. von dem aus zwei Bataillonen beſtehenden Infanterieregiment grundſätzlich das eine im Auslande verwendet wird, während das andere im Inlande verbleiben ſoll. Von dieſem Grundſatz hat man freilich vielfach abgehen und beide Bataillone in den Kolonien verwenden müſſen, wie beiſpielsweiſe während des Afridiaufſtandes und des Sudanfeldzuges, indes der ſüdafrikaniſche Krieg die Heeresorganiſation ganz über den Haufen geworfen hat.

Das in der Heimat ſtehende Bataillon muß die beſten ſeiner ausgebildeten Leute an das Auslandsbataillon abgeben, ſo daß es zeitweiſe großenteils aus unausgebildetem und minderwertigem Perſonal beſteht. Bei der Kavallerie, die in der Regel ganze Regimenter zur Kolonialarmee ſtellt, ſind ſolche Uebelſtände vor dem Feldzuge in Südafrika weniger hervorgetreten. Bei der Feldartillerie aber, die batterieweiſe verſchickt wird, machen ſie ſich in erhöhtem Maße geltend, da der hohe Bedarf an Mannſchaften und Pferden bei den auf Kriegsfuß geſetzten Batterien durch Abgaben der zurückbleibenden Truppenteile gedeckt werden muß, die deren Beſtand gelegentlich ſo verringern, daß ſie nur noch als Kadres anzuſehen ſind.

Feſte, der Kriegsgliederung entſprechende Verbände, wie Brigaden, Diviſionen 2c., beſtanden bisher im Frieden nicht und können bei dem ſteten Wechſel der Heimats- und Auslandstruppen kaum geſchaffen werden. Freilich iſt die Kriegseinteilung vorbereitet, aber die für den Krieg beſtimmten Befehlshaber und ihre Stäbe lernen ihre Truppen und dieſe ihre Führer im Frieden nicht kennen, und die höheren Offiziere können ſich in der Verwendung größerer Verbände im Frieden nicht genügend ausbilden. Die häufige Teilnahme an Kolonialkriegen fördert zwar die Kriegsgewöhnung der Soldaten wie der Offiziere, bereitet ſie aber nicht auf den Kampf gegen europäiſch geſchulte Truppen vor.

Die in jüngſter Zeit eingetretene Gliederung der heimiſchen Truppen in drei Linien- und drei Milizarmeekorps beſteht, des ſüdafrikaniſchen Feldzugs halber, zunächſt nur auf dem Papier.

Die Zahl der Unausgebildeten und Schwächlichen iſt faſt allenthalben recht erheblich, da der Bedarf an Rekruten nirgends durch volljährige Leute, ſolche, die das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben, gedeckt werden kann, ſondern viele junge Leute eingeſtellt werden müſſen, die kaum dem Knabenalter entwachſen ſind. Zur Ergänzung auf den Kriegsſtand dient die Reſerve, ausgediente Soldaten, die gegen Entgelt jederzeit zum Wiedereintritt bereit ſein müſſen. Das Kriegsamt lebt in beſtändiger Sorge, die Zahl dieſer Reſerviſten auf der dem Bedarf (bisher 90 000 Mann) entſprechenden Höhe zu halten.

Die Kriegsergänzung an Material und Pferden iſt, da es kein Kriegsleiſtungsgeſetz und keine Aushebung gibt, im weſentlichen auf freiwillige Geſtellung und Ankauf angewieſen. Die Schwierigkeiten der Mobilmachung dieſer Armee treten um ſo ſchärfer hervor, als deren Vorbereitung und Leitung faſt ausſchließlich der Centralbehörde anvertraut iſt.

Die Miliz ſtellt zur Zeit etwa 100 000 Mann der drei Hauptwaffen. Ob die geplante Vermehrung auf 150 000 Mann gelingen wird, iſt fraglich. Auch ihre Ergänzung beruht auf dem Werbeſyſtem. Sie iſt jedoch im Frieden nur zu kurzen Dienſtleiſtungen verpflichtet. Die Ausbildung iſt daher minderwertig und mit der ſtraffen Schulung kontinentaler Truppen in keiner Weiſe zu vergleichen. Immerhin bildet ſie eine Verſtärkung der Linie und würde unter Anlehnung an dieſe zur Niederhaltung eines iriſchen Aufſtandes mit einigem Erfolge verwendet werden können.

Das Heer der Freiwilligen überwiegt an Zahl die beiden anderen Gruppen bedeutend. Es beträgt an 200 000 Mann. An militäriſchem Werte ſteht es noch weit unter der Miliz. Je nach Wunſch und Belieben ſchließen ſich die Leute gewiſſer Berufsſtände oder Wohnbezirke, aber ganz verſchiedenen Lebensalters zu Truppenteilen von unbeſtimmter Stärke zuſammen, die, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun haben, an den Sonntagen eine Stunde exerzieren. Alljährlich einmal werden ſie für zwei oder drei Tage zu einem Manöverſpiel berufen, an dem ſich diejenigen beteiligen, die Zeit und Luſt dazu haben.

Die Bewaffnung iſt gut, an ſonſtiger Kriegsausrüſtung, Fahrzeugen u. dergl. fehlt es aber gänzlich. Nicht einmal Torniſter und Kochgeſchirre ſind vorhanden. Die Truppenteile der Freiwilligen gehören faſt ausſchließlich der Infanterie an.

An der Spitze des ganzen, komplizierten und ungleichartigen Organismus ſteht kein Kriegsherr, kein unumſchränkter Feldherr, zu dem Führer und Soldaten mit Vertrauen und Opfermut emporblicken, ſondern, als Vertreter des Parlaments, des eigentlichen Herrſchers, der Kriegsminiſter, faſt ſtets ein Nichtſoldat, der nur notgedrungen und unter eiferſüchtiger Überwachung einem General die Nebenrolle und den Titel eines Oberbefehlshabers gönnt, ohne ihm eins ſeiner weſentlichen Rechte abzutreten.

Die Ausbildung und die Disziplin der Linientruppen, die den Kern der Landesverteidigung und den Halt für Miliz und Freiwillige bilden ſollen, werden vielfach bemängelt. Das erklärt ſich durch den wenig befriedigenden Erſatz, den das Werbeſyſtem liefert, dem das Element des geſunden Bauerntums faſt ganz fehlt, durch die mit der Rekrutennot zuſammenhängende Laſchheit des Dienſtbetriebes und durch die Schwierigkeit, die Übungen kriegsgemäß zu geſtalten, da in England ſelbſt unbebautes Land nur nach vorher abgeſchloſſenem Vertrage von Truppen betreten und niemals eine Ortſchaft belegt werden darf. Die lange Dienſtzeit und die Kolonialkriege ſind der Disziplin keineswegs förderlich. Die Reſerviſten werden in Preſſe und Parlament als zuchtlos und zum Teil als verbrecheriſch geſchildert. Der Prozentſatz an Dienſtuntauglichen und namentlich an ſyphilitiſch Erkrankten iſt in allen Truppenteilen erſchreckend hoch. Das engliſche Offizierkorps widmet ſich im Frieden zum großen Teile mehr dem Sport und dem Spiele als der kriegeriſchen Fortbildung. Der Dienſt wird nicht ſo ernſt genommen als auf dem Feſtlande. Sprichwörtlich zwar iſt das britiſche Eiſenherz, und die Geſchichte berichtet von mancher ſchönen Waffenthat britiſcher Helden.

Zweifellos iſt auch noch heute Mannhaftigkeit und Todesverachtung im britiſchen Heere verbreitet, und im Offizierkorps herrſcht ein tapferer Sinn. Aber Südafrika ſowohl wie die Berge an der afghaniſchen Grenze haben bereits das Verſagen einzelner Truppenteile geſehen, die zu opfermutigem Ausharren im Gefecht oder zu ſchneidigem Angriff nicht zu bewegen waren.

Trotz der verhältnismäßig hohen Zahl der Streiter muß es deshalb als wahrſcheinlich gelten, daß das britiſche Verteidigungsheer, von dem ein ſtarker Bruchteil in Irland verbleiben muß, dem Angriff von drei bis vier kriegsſtarken franzöſiſchen Linienarmeekorps nicht ſtandhalten wird.

Die engliſche Hauptſtadt bildet noch mehr als für Frankreich Paris das Herz des Landes. Mit ihrem Fall würde vorausſichtlich jeder Widerſtand aufhören. Die Sorge um die dort preisgegebenen Beſitztümer würde das Parlament, den Vertreter der beſitzenden Klaſſen, und ſeinen Mehrheitsausſchuß, das Kabinett, wohl zum Friedensſchluß auf härteſte Bedingungen bewegen, unter denen gewiß die Auslieferung der Flotte die erſte Stelle hätte.

Durch Befeſtigungen iſt London nicht gedeckt. Es liegt einer Invaſionsarmee offen, ſobald ſie im freien Felde den Sieg erfochten hat. Denn die Hoffnung auf den ſüdlich vorgelagerten, aus zementhartem Geröll beſtehenden Surreyhügeln zwiſchen Guildford und Sevenoaks Befeſtigungen zu improviſieren, kann kein Sachverſtändiger teilen.

Beinahe alljährlich werden Verſtärkungen und Verbeſſerungen für das Landheer vorgeſchlagen. Deren Durchführung ſcheitert jedoch vielfach an der Eigentümlichkeit der Heeresverfaſſung, und wirkſame Abhilfe der Mängel iſt bisher nicht geſchaffen worden. In neueſter Zeit erörtert man lebhaft die Möglichkeit der Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht, und es hat ſich ſogar unter dem Vorſitz des Herzogs von Wellington ein Verein zur Förderung dieſes Planes gebildet.

Aller Vorausſicht nach wird auch er nicht zum Ziel gelangen. Die Anſchauung der Bevölkerung ſträubt ſich allzu energiſch gegen den Zwang und die Bürde des Kriegsdienſtes, und die Not, die den Staaten des Kontinents ihre ſchwere Rüſtung auflegte, iſt England erſpart geblieben. Die Gründung eines Volksheeres mit kurzer allgemeiner Dienſtpflicht ſtößt in England auch organiſatoriſch auf die größten Schwierigkeiten, da das mit langjähriger Dienſtverpflichtung geworbene Söldnerheer für den Dienſt in den Kolonien nicht entbehrt und nicht weſentlich verringert werden kann.

Faßt man den Plan einer Landung franzöſiſcher Truppen ſchärfer ins Auge, ſo ergeben ſich gegen die Lage, mit der Napoleon zu rechnen hatte, ſehr erhebliche Unterſchiede. Der Kaiſer war auf Ruderboote und Windſtille angewieſen. Er konnte, der Entfernung und des Zeitaufwandes für die Überfahrt halber, nur aus der Gegend von Boulogne auslaufen und nur an der Küſtenſtrecke zwiſchen Haſtings und Dover landen. Da es keine Eiſenbahnen gab, mußte ſein Heer ſich durch Fußmarſch an der Küſte ſammeln. Die Fahrzeuge zum Überſetzen mußten großenteils erſt gebaut, die Mannſchaft mußte im Rudern geübt werden. Eine Überraſchung Englands war daher ausgeſchloſſen.

Heutzutage, im Zeitalter des Dampfes, vermag eine Transportflotte von ſämtlichen Küſtenplätzen zwiſchen Calais und Breſt die Südküſte Englands durchſchnittlich in einer Nacht zu erreichen. Sie iſt nicht an Windſtille oder an beſtimmte Landungsſtellen gebunden. Die große Zahl ſolcher Stellen erſchwert die Abwehr, und wenn auch jetzt einige Plätze durch Befeſtigungen gedeckt ſind, die früher offen waren, ſo bietet doch die 600 Kilometer lange Küſtenſtrecke von Landsend bis Ramsgate eine Menge brauchbarer Landungsgelegenheiten. Um den Marſch bis zur Hauptſtadt möglichſt zu kürzen, kommt allerdings vornehmlich die Strecke zwiſchen Portsmouth und Dover in Betracht, vielleicht auch die Landzunge von Ramsgate, die alte Isle of Thanet, die ſchon in der Vorzeit Landungen erlebte. Aber ſelbſt an dieſer, immer noch 180 Kilometer langen, von der Hauptſtadt nur drei bis vier Tagemärſche entfernten Küſtenlinie bleibt der Wahl des Landungsplatzes ein weiter Spielraum, der eine ſcharfe, leicht irre zu führende Wachſamkeit des Verteidigers erfordert. Unverändert gegen die Vergangenheit bleibt allein die Beſchränkung der Bewegungen des Verteidigungsheeres auf den Fußmarſch. Abgeſehen davon, daß die Eiſenbahnen Südenglands, der unzureichenden Querverbindungen wegen, Truppenſchiebungen in der Richtung von Weſt nach Oſt oder umgekehrt nicht begünſtigen, würde der engliſche Feldherr, der ſeine Aufgabe mit Hilfe der Eiſenbahnen löſen wollte, die bitterſte Enttäuſchung erleben. Größere Truppentransporte, auf die es hierbei ankäme, erfordern zur Vorbereitung und Durchführung mehrere Tage.

Im Gegenſatz zu den erwähnten Schwierigkeiten, die der napoleoniſche Plan zu überwinden hatte, iſt es heute wohl möglich, die zum Überſetzen von 120 000 Streitern mit den nötigſten Pferden erforderliche Flotte von Dampfern und Schleppſchiffen bei ſorgfältiger Vorbereitung binnen wenigen Tagen zu verſammeln und herzurichten, da für die kurze Fahrt der Raumbedarf ſehr gering bemeſſen werden kann. Das außerordentlich entwickelte franzöſiſche Eiſenbahnnetz geſtattet die überraſchende Heranführung der Truppen aus den Friedensgarniſonen, und da deren Einſchiffung an vielen Punkten gleichzeitig erfolgen ſoll, ſo beanſprucht ſie nur kurzen Zeitaufwand.

Ein ſanguiniſcher Rechner könnte darlegen, daß die Truppen in einer Nacht nach den franzöſiſchen Hafenſtädten, am folgenden Tage auf die Schiffe und in der zweiten Nacht an Englands Küſte zu bringen ſeien, ſo daß, wenn die genügende Zahl von Dampfbarkaſſen und Landungsprahmen, ſowie das Material für Landungsbrücken mitgeführt wird, bereits am Abend des zweiten Tages das franzöſiſche Invaſionsheer ſchlagfertig auf engliſchem Boden ſtehen könne.

Außerordentliche Glücksumſtände müßten jedoch zu ſo günſtigem Verlauf zuſammenwirken.

Der rege Verkehr zwiſchen den engliſchen und den franzöſiſchen Häfen macht es unwahrſcheinlich, daß die Ausrüſtung und Verſammlung der Transportflotte ganz unbemerkt bleiben ſollte. Ebenſowenig darf man mit Zuverſicht darauf rechnen, daß die Mobilmachung der Landungstruppen, die ihre Mannſchaft, ſei es durch Einberufung von Reſerven, ſei es durch Abgaben anderer Armeekorps, auf den Kriegsfuß zu ſetzen haben, ſich ganz im geheimen bewirken laſſen wird. Um alarmierenden Nachrichten vorzubeugen, wäre es nötig, den geſamten telegraphiſchen Verkehr in Frankreich und über die Grenze einige Tage zuvor einzuſchränken und ſcharf zu überwachen, eine Maßnahme, die den Verdacht der engliſchen Regierung wachrufen muß.

Liegen aber erſt zehn bis zwölf britiſche Linienſchiffe und eine Anzahl Panzerkreuzer im Kanal unter Dampf, ſo iſt vermutlich das ganze Unternehmen vereitelt.

Die Landung ſelbſt bietet mannigfache Schwierigkeiten. Größere Dampfer können an den meiſten Stellen nicht nahe an das Geſtade fahren. Das Ausbooten iſt, ſobald ſchlechtes Wetter eintritt, mit Gefahr und Zeitverluſt verbunden. Eine Kataſtrophe aber droht, wenn während der Landung feindliche Kriegsſchiffe in die Transportflotte hineindampfen, die den beiden britiſchen Kriegshäfen von Portsmouth und Chatham die Flanke preisgibt. Wenn ſie auch des Schutzes der eigenen Panzer nicht völlig entbehrt, ſo iſt nun einmal die engliſche Marine überlegen, und die Transportflotte bietet jedem Kreuzer und jedem Torpedoboote ein lohnendes Ziel.

Frankreich ſetzt vielleicht zu viel auf eine Karte, wenn das Gelingen der Landung einzig und allein von dem Geheimnis der Zurüſtungen und der Plötzlichkeit des Überfalles abhängt. Ratſam wäre mithin die Erneuerung des napoleoniſchen Verſuches, die engliſchen Geſchwader durch Operationen der eigenen Flotte abzulenken, ehe irgend ein auf das Landungsprojekt deutender Schritt unternommen wird. Starke Wirkung könnte die Vereinigung der franzöſiſchen Flotte im Mittelmeer und die damit für das britiſche Mittelmeergeſchwader, für Ägypten und den Suezkanal verbundene Gefahr namentlich dann äußern, wenn gleichzeitig ruſſiſche Schiffe durch die Dardanellen liefen. Sehr wahrſcheinlich würde dieſe Operation das engliſche Kanalgeſchwader und einen Teil der Reſerveflotte durch die Straße von Gibraltar nachziehen.

Auch dann aber bleibt vermutlich ein Überſchuß engliſcher Schiffe im Kanal verfügbar, der zur Abwehr einer franzöſiſchen Landungsflotte, die nun der Deckung durch die eigenen Panzer entbehrt, genügen möchte, wenn nicht ein ſtarker Bundesgenoſſe an Frankreichs Seite tritt.

Die falſche Nachtigall.

Von

Magda Kaarien.

Nikolai kam ein wenig müde und verdroſſen aus der Schule, denn er war gerade heute, wo er doch alles ſo glänzend verſtanden hatte, nicht aufgerufen worden. Er war ein empfindſamer Knabe und wurde nicht ſo leicht Herr über ſeine Stimmungen. Er ging noch ein kurzes Stück mit anderen Jungen zuſammen; dann trennten ſich ihre Wege, denn das Haus, das Nikolais Eltern gehörte, lag in der Vorſtadt. Sein Vater hatte es wegen des großen, parkartigen Gartens gekauft, der zu ihm gehörte.

Als Nikolai aus der Stadt hinaustrat, blieb er wie gewöhnlich für einen Augenblick an der großen Treppe vor dem Stadtthor ſtehen. Er liebte die ſteife, große Steintreppe, die zu dem höher gelegenen Stadtteil hinaufführte; ſie hatte für ihn etwas Impoſantes, und die hohen Bäume der Anlagen oben gaben ihr einen würdigen Abſchluß. Er hatte ſich früher immer die Treppe in Jakobs Traum ſo vorgeſtellt, und wenn er jetzt auch darüber lächelte, Pietät und Bewunderung hatte er doch noch für ſie behalten. Außerdem gab es hier immer etwas zu ſehen; denn auf der unterſten Stufe ſaßen meiſt alte Weiber, die, je nach der Jahreszeit, Äpfel, Apfelſinen, Weidenruten, Frühlingsblumen oder ähnliches feilboten.

Während Nikolai auf die hohen Bäume blickte, hörte er plötzlich lautes Vogelgezwitſcher. Es klang ganz wie der Geſang eines Kanarienvogels. Sollte ein ſolcher aus einem Käfig entflohen ſein und ſich hierher verirrt haben? Aber das war wenig wahrſcheinlich. Nikolai wollte ſchon weiter gehen, als er laut und deutlich eine Nachtigall ſchluchzen hörte. Schnell ſprang er ein paar Stufen hinauf und rannte faſt an einen Mann an, der einen runden Filzhut auf dem Kopfe und weiße Lappen um die Füße hatte, und der einen Korb am Arm trug, in dem ſich allerlei Spielſachen befanden; in der Hand aber hielt er merkwürdige, kleine, runde Holzwalzen. Er drehte ſolch ein kleines Ding am Endgriff des Metallſtiftes, der durch die Walze ging, und dann klang es ganz, als zwitſchere ein Vogel. Er hielt Nikolai an der Schulter feſt, lachte, ſchüttelte den Kopf und rief auf ruſſiſch: „Junger Herr, kaufen Sie Vögel: Nachtigallen, Kanarienvögel, Sperlinge, Kukkucke, ganz natürliche Vogelſtimmen. Kaufen Sie die, junger Herr, und machen Sie ſich eine Freude!“ Dabei drückte er ihm eine Walze in die Hand, auf die ein grüner Zettel geklebt war mit der Inſchrift: Nachtigall.

Nikolai verſuchte mit der Walze zu ſpielen, es zwitſcherte hübſch, und es kam ihm ſo vor, als hätte der ſonderbare Mann es noch gar nicht zu voller Geltung gebracht.

„Es koſtet nur zehn Kopeken, nehmen Sie es doch!“ ſagte der Mann. Nikolai griff in die Taſche, in der er einen Fünfzehner hatte, den ihm am Tage vorher eine Tante ſchenkte, damit er ſich dafür Kuchen kaufe. Er ſchwankte einen Augenblick; aber was war denn Kuchen im Vergleich zu dieſem Inſtrument? Er gab ſein Geld hin, erhielt ein großes, kupfernes Fünfkopekenſtück zurück und lief nach Hauſe.

Er dachte an ſeine Mutter, die ſo viel auf der Couchette liegen mußte, und er wollte ihr einen Spaß machen.

Unterwegs ſpielte er immerfort mit ſeiner Nachtigall. Er ging durch eine kleine Seitenſtraße, die ganz ſchmal war und zwiſchen zwei Gärten lag, blieb von Zeit zu Zeit ſtehen und drehte am Stift. Er wollte, die Vögel ſollten ihm antworten, und es ſchien ihm wirklich, als ob die Vögel in den Gärten lauter ſängen als ſonſt. O, wie war das luſtig! Er freute ſich ſchon darauf, wie er die Dienſtboten zu Hauſe anführen würde. Aber auch die kleine Lisbeth würde ſofort daran glauben, daß eine Nachtigall im Garten ſingt.

Als Nikolai zu Hauſe ankam, ſaß die Familie ſchon am Mittagstiſch. „Du kommſt ſpät,“ ſagte der Vater und ſah dabei wohlgefällig auf ſeinen kleinen Sohn, der ſo rote Wangen und ſo glänzende Augen hatte. Nikolai dachte bei Tiſch darüber nach, ob er ſchon jetzt alle in Verwunderung ſetzen ſolle, aber er entſchied ſich dahin, ſeine Nachtigall erſt am Abend, wenn Nachtigallen gewöhnlich ſingen, im Garten ſingen zu laſſen.

Am Nachmittage trieb er ſich an den entlegenſten Stellen des Gartens oder auf der Straße umher und übte. Schließlich verſtand er es prachtvoll und konnte beſonders das Schluchzen ſchön nachmachen. Er hatte im vorigen Jahr auf dem Lande den Geſang einer Nachtigall eingehend ſtudiert; denn ſeine Mutter hatte ihn auf jeden Ton ihres Lieblingsvogels aufmerkſam gemacht.

Je näher der Abend heranrückte, deſto aufgeregter wurde Nikolai; er wollte ſich nach dem Abendeſſen nicht ſchlafen legen, ſondern heimlich aus ſeinem Zimmer ſchleichen, ſich in einem dichten Gebüſch verſtecken und dann ... O, das war doch zu luſtig! An das Lernen dachte er heute nicht.

Nach dem Abendeſſen wünſchte Nikolai ſeinen Angehörigen mit dem ſcheinheiligſten Geſicht eine gute Nacht und umarmte ſeine Mutter beſonders zärtlich. „Schlafe recht, recht ſchön, Mama!“ ſagte er und küßte die Mutter ſtürmiſch. „Was haſt du denn heute abend, Nixi?“ fragte ſie und ſtrich ihm über das Geſicht. „Ach, es iſt ſo heiß, Mama!“ rief er und lief fort. „Es iſt der Frühling, der auch in ihm ſpukt,“ meinte der Vater.

Es wurde nach und nach ganz ſtill im Hauſe. Nix lag angezogen unter ſeiner Bettdecke und wartete. Jetzt mußte die Zeit gekommen ſein, wo die Dienſtboten ſich in die Laube, nahe der Küche, zu ſetzen pflegten, um ſich noch vor dem Schlafengehen nach Herzensluſt auszuſprechen. Nikolai ging, die Stiefel in der Hand, auf Strümpfen leiſe die Treppe hinunter, ſchlich ſich zu Papas Schreibzimmerthür und ſah durchs Schlüſſelloch — es war dunkel; er hatte ſich alſo nicht geirrt: Papa war oben bei Mama, er hatte ſeinen Schritt oben gehört. Er öffnete die Thür, lief zum Fenſter, öffnete es und ſprang hinunter in den Garten. Vorſichtig ſchob er das Fenſter wieder zu, zog ſich ſeine Stiefel wieder an, ſchlich ſich an den Zaun und ging an dieſem entlang langſam ein Stück weiter. Jetzt erſt konnte er es wagen, quer durch den Garten auf das Gebüſch zuzulaufen, das er im Sinne hatte.

So, nun ſtand er geſichert zwiſchen den dichten Tannen und Sträuchern und atmete tief auf. Es war doch zu intereſſant, ſo ſpät am Abend allein im Garten zu ſein. Deutlich hörte er die Dienſtboten in ihrer Laube lachen und ſprechen. Er nahm nun ſeine falſche Nachtigall aus der Taſche und probierte zuerſt ganz leiſe. Bald aber wurde er kühner. Seine Nachtigall ſang nun ganz laut. Er ließ ſie viele, viele Mal ſchluchzen, und es klang hier draußen am Frühlingsabend ganz natürlich und ſtimmungsvoll ...

Horch! Da ſprachen ſie in der Laube: „Eine Nachtigall,“ rief eine weibliche Stimme, „hört ihr ſie nicht?“ Das war Annette, Mamas Jungfer. Da ſie laut gerufen hatte, ſo glaubte Nikolai, er müſſe thun, als ob die Nachtigall ſich erſchreckt hätte. Er ließ deshalb ſein Inſtrument ſchweigen. — „Still, nicht ſo laut,“ rief jetzt eine andere Stimme. Es entſtand eine Stille, in die hinein Nikolai ſeinen Vogel leiſe ſingen ließ. — „Das iſt ja gar keine Nachtigall,“ ſagte jemand. — „Doch, doch! wartet nur,“ rief Annette. Nun begann Nix wieder mit ſeinem wunderſchönen Liede, die Nachtigall ſchluchzte, daß es einem nur ſo ans Herz gehen konnte. Ihr Lied ſchien auf die Dienſtboten einen großen Eindruck zu machen. „O, wie ſchön,“ ſagte die Köchin. — „Das iſt etwas für die gnädige Frau,“ ſetzte Annette hinzu. Nikolai lachte vor ſich hin, das war zu luſtig, ſie würden ihm morgen von der Nachtigall erzählen.

Aber es wurde ſehr kalt, und da er ſich in der Eile keinen Paletot angezogen hatte, fror er. Auch die Dienſtboten gingen fort. Vorſichtig ſah Nikolai aus dem Gebüſch hinaus — ja, er konnte es wagen. Er lief diesmal gleich über den Platz. Auf dem Balkon brannte eine Lampe. Sollte ſein Vater trotz der Kälte im Freien gearbeitet haben? Nikolai ſchlich ſich nun doch vorſichtig vorwärts, und ſein Herz klopfte. Da ſah er den Vater und die Mutter oben am Gitter ſtehen, die Mutter in einen weißen Mantel gehüllt. Der Vater hatte den Arm um ſie gelegt, und ſie ſprachen leiſe miteinander. Nikolai ſchlich ganz vorſichtig bis zu Papas Fenſter — die Eltern kehrten ihm den Rücken zu — da hörte er die Mutter ſagen: „Wie ſchön! Wie hat es mich beglückt, daß eine Nachtigall zu mir in den Garten gekommen iſt!“ Nix blieb wie angewurzelt ſtehen und wurde dunkelrot. Eigentlich war es ja nur komiſch und doch .... ſein Herz klopfte ſo ſonderbar. Papas Fenſter war offen geblieben, er kletterte zu ihm hinauf, ging, ſo leiſe er konnte, in ſein Zimmer und zog ſich aus. Es war ihm ſehr unangenehm zu Mute, er hatte Mama wirklich nicht anführen wollen. Er legte ſeine kleine Nachtigall unter das Kopfkiſſen. „Morgen erzähle ich ihr alles und zeige ihr mein Ding,“ ſagte er leiſe vor ſich hin. Es dauerte länger als ſonſt, bis er einſchlief, dann aber träumte er nur von Nachtigallen. Die Luft war ganz erfüllt von ihnen, man konnte kaum atmen, beinah den Mund nicht öffnen, ſonſt hätte man vielleicht eine Nachtigall verſchlucken können .....

* * *

Als Nikolai ſich am anderen Morgen ankleidete, ſteckte er ſeine Nachtigall in die Taſche und war feſt entſchloſſen, ſie Vater und Mutter zu zeigen. Es war aber Sonntag, und als er herunter kam, waren die Eltern bereits in die Kirche gegangen, auch ein Teil der Dienſtboten war in der Kirche, und die wenigen, die zurückgeblieben waren, hatten viel zu thun und keine Zeit für ihn. Nix ging in die Küche und ſagte: „Lena, ich will dir etwas ſehr Luſtiges erzählen.“ Sie aber ſchob ihn beiſeite und rief: „Ein andermal, junger Herr, ich habe heute zu viel zu thun, es kommen Gäſte zu Mittag.“ So mußte er die Küche wieder verlaſſen. Er ging in den Garten und dachte, daß der Sonntag-Vormittag doch die ungemütlichſte Zeit der ganzen Woche ſei.

Als die Eltern aus der Kirche zurückkamen, ſchien es Nix, als ob ſeine Mama geweint habe, und als ob Papa ganz beſonders ſorgſam mit ihr wäre. Mama war überhaupt ſo bleich. Nix hatte eine ſehr undeutliche Vorſtellung davon, daß irgend etwas nicht in Ordnung ſei. Er hatte auch ſagen hören, der liebe Gott würde Mama wohl bald ein drittes Kind ſchenken.

Mama legte ſich auf die Couchette und ſagte, als Nix zu ihr trat: „Denke dir doch, Nikolai, geſtern abend hat im Garten eine Nachtigall wunderſchön geſungen.“ — ‚Warum ſagt ſie Nikolai,‘ dachte er, ‚und warum iſt ſie heute ſo feierlich?‘ — Er konnte nur ein „Wirklich?“ mit ſchlechtem Gewiſſen hervorſtottern. Vielleicht hätte er ſie aber doch über ihren Irrtum aufgeklärt, wäre nicht eben der Beſuch angemeldet worden. Es waren nahe Verwandte und Nix mußte ſie begrüßen, dann ſagte die Mutter: „Jetzt kannſt du wieder gehen, Nix.“ Er verließ ſie mit der Empfindung, daß es doch zu ärgerlich ſei, daß gerade Mama ſo feſt an die Nachtigall glaubte.

Zu Mittag war die Unterhaltung ſehr lebhaft, Nix hörte voll Intereſſe zu und war ſehr guter Dinge, denn er liebte es ſehr, wenn ſeine Eltern luſtig waren und lachten. Plötzlich ſprachen aber alle von der Nachtigall. Nix hatte, wie immer am Sonntag, ſein halbes Glas Bier bekommen und war ſowieſo guter Laune; als er nun die Erwachſenen ſo ernſthaft von der Nachtigall ſprechen hörte, konnte er nicht an ſich halten, ſondern pruſtete los und verſteckte ſein gerötetes Geſicht hinter der Serviette. Nun richteten ſich aller Augen auf ihn. Jetzt iſt vielleicht der Augenblick gekommen, ſie über die Nachtigall aufzuklären, fuhr es ihm durch den Kopf; aber er konnte nicht ſprechen; ſeine Zunge war wie angewachſen. — „Warum lacht Nikolai ſo?“ fragte eine mißtrauiſche Tante, die immer fürchtete, jemand träte ihr zu nahe. — „Er freut ſich wohl über etwas,“ ſagte die Mutter, wohl auch in Erinnerung ähnlicher Lachanfälle, die ſie als Kind gehabt hatte, voll Güte. „Nicht wahr, du biſt froh, Nix?“ Er nickte ein paarmal krampfhaft.

Am Nachmittag erlaubte Papa, daß Nix mit Lisbeth und der Bonne ſpazieren fahren durfte. Das war ein großes Vergnügen. Nix kommandierte den Kutſcher vom Fond der Kutſche aus gründlich, obgleich dieſer eigentlich eine Reſpektsperſon war. Er lachte, ſchwatzte mit dem Fräulein und renommierte, daß, wenn er es ſo wolle, punkt halbzehn Uhr eine Nachtigall im Garten ſingen würde. Das Fräulein wollte mit ihm wetten, daß keine Nachtigall am Abend ſingen würde. Aber auf dieſe Wette ging er nicht ein.

‚Merkwürdig,‘ dachte Nix, ‚ich bin den ganzen Tag über nicht dazu gekommen, Mama zu ſagen, daß es gar keine Nachtigall war! Da es nun aber ſo kam, ſo kann ich den Scherz noch weiter treiben.‘ Er war beim Abendeſſen ſehr aufgeräumt, immer mit dem Hintergedanken: ‚Wenn ich mir einen Spaß erlaube, dann will ich mich auch ordentlich dabei amüſieren.‘

Und ſo amüſierte er ſich denn auch am Abend ausgezeichnet. Da der Vater zu einer Kartenpartie ausgebeten war, ſo war Nikolai ganz tollkühn und lief durch den Garten hin und her und wechſelte beſtändig ſeinen Standort. Die Nachtigall mußte doch auch fliegen! ‚Mögen ſie mich nur entdecken,‘ dachte er, ‚was ſchadet es, angeführt habe ich ſie doch ſchon, und herauskommen wird es doch einmal.‘ Einmal gingen Annette und die Köchin ganz nahe an ihm vorüber. „Ein ſonderbarer Vogel,“ hörte er die grobe Stimme der Köchin ſagen, „daß iſt nimmermehr eine Nachtigall!“ — „Es ſoll aber doch eine Nachtigall ſein, die gnädige Frau will es durchaus,“ flüſterte Annette. Sie gingen vorüber. ‚Wartet nur,‘ dachte Nix, ‚ihr werdet ſchon ſehen, ob es eine Nachtigall iſt!‘ Und er ließ den Vogel wunderſchön ſchluchzen. „Es iſt doch eine Nachtigall,“ meinte Annette. — „Jawohl iſt es eine Nachtigall,“ ſagte Nix, lachte und ſprang aus dem Gebüſch. — „Was war das?!“ hörte er Annette ängſtlich aufſchreien. „Da war jemand.“ Aber ſie konnten ihn nicht mehr ſehen, denn er duckte ſich nieder und hüpfte ſo gebückt hinter der Hecke zum Hauſe. Aber was war das? Als er ſich aufrichtete, ſah er Mama am Fenſter ſtehen. Sie preßte das Geſicht an die Scheiben. Das gab ihm einen Stich durchs Herz. Sie hatte alſo wieder zugehört! Sollte er zu ihr gehen? . . . Nein, ſie würde darüber erſchrecken, daß er noch wach war. Und Papa hatte doch geſagt, man ſolle Mama jetzt ja nie erſchrecken. ‚Heute ſang die Nachtigall wirklich zum letztenmal,‘ gelobte er ſich und ſchlich in ſein Zimmer.

Als er im Bett lag, mußte er doch wieder lachen. Eigentlich war das alles doch furchtbar komiſch: Die großen Menſchen, ſie wollten ſo etwas Ernſthaftes vorſtellen, und ihr Ernſt war doch auf ſoviel Unſinn aufgebaut, und ſie merkten es nicht! — Mit dieſem Gedanken ſchlief er ein.

* * *

Als Nix am anderen Tage aus der Schule kam und an Mamas Schreibtiſch vorüberging, ſah er ein Papier auf ihm liegen. Er blickte zuerſt nur flüchtig hin, bemerkte aber, daß es ein Gedicht war. Als er näher hinſah, las er die Überſchrift: „Nachtigall.“ Das kleine Gedicht, das unvollendet ſchien, lautete:

Hinter Büſchen und Bäumen
Singt leiſe die Nachtigall,
Mit ihrem ſüßen Schall
Weckt ſie aus bangen Träumen
Mein Herz —
Ich drück' mein Geſicht an die Scheiben,
Und mit dem Frühlingslied
Hoffnung herüberzieht —
Nun laß das Zagen bleiben,
Mein Herz . . . . .

Ja, das ſtand da, das war wirklich, unbarmherzig wirklich, dieſes Gedicht hatte ſeine Mutter gemacht auf das Drehen einer armſeligen kleinen Holzwalze! Dieſe Vorſtellung war Nix über alle Maßen peinlich. Er eilte die Treppe hinauf, blieb aber vor Mamas Thür einen Augenblick ſtehen, denn er hörte die Eltern ſprechen und lachen. Er horchte ſonſt nie, aber er war nun ſchon ſo mißtrauiſch, — wer weiß, was ſie ſprachen? Er hörte Mama in jener kindlichfrohen Art ſprechen, die ſie nur hatte, wenn ſie mit Papa ſprach. Sie ſagte: „Siehſt du, ſiehſt du, ich werde doch recht haben, ſo wird es ſein!“ Dann lachten beide, bis Papas tiefe Stimme ſagte: „Weißt du, du bleibſt doch immer klein und dumm. Weil eine Nachtigall im Garten ſchlägt, ſoll es durchaus ein Sohn ſein. Was für eine Idee!“ — „Aber ich hatte es mir doch ſchon vorher ſo ausgedacht, Lieber.“ — Darauf lachten wieder beide. Nix aber ſtürzte hinauf in ſein Zimmer, fiel faſt auf ſein Bett und drückte die Hände vors Geſicht. Das war ja einfach fürchterlich! Was ſollte das denn nur bedeuten? Ja, er hatte die anderen anführen wollen, aber nun wurde er zur Strafe gequält und gehöhnt. Wie konnte nur Mama auch ſo unvernünftig ſein! Von wem denn als von Gott konnte ſie glauben, daß die Nachtigall geſandt war? Von Gott — von Gott! Nix ſprang auf und lief umher. Zu Mama, gleich zu Mama! rief es in ihm, und ſchon wollte er hinſtürzen, aber da fiel es ihm ein, daß er das nicht durfte. Sie war ja ſo froh geweſen, ſo glücklich. Sollte er ihr ihre Hoffnung nehmen? Sie würde erſchrecken und vielleicht darüber weinen, daß er ſie alle angeführt hatte. Nein, es war unmöglich, es Mama zu ſagen. Papa konnte er es auch nicht ſagen, denn der hätte es doch Mama verraten. Was ſollte er alſo thun? Sollte er ſein Geheimnis, das nun ſo ſchrecklich geworden war, ganz allein für ſich behalten? Wie hätte er vorausſehen können, was alles aus einem kleinen Spaß werden konnte! Ein alter Mann, der Lumpen um die Beine gewickelt hatte, verkaufte ihm ſo eine Walze, er wollte damit nur die Dienſtboten necken. Nur die Dienſtboten? Nix wurde ganz rot. Ja doch, hauptſächlich die Dienſtboten. Das hatte er doch gewiß nicht gewollt, daß Mama ein von Gott geſandtes Zeichen darin ſehen ſollte!

Man hatte Nix oft geſagt, das Leben ſei ſchwer und voll von Unbegreiflichkeiten. ‚Ja, das Leben iſt ſchwer, und unbegreiflich iſt es auch,‘ dachte er jetzt. Er quälte ſich den ganzen Nachmittag über, ſaß in ſeinem Zimmer und grübelte. Endlich kam der Abend und man ſchickte nach ihm: „Nix ſieht nicht gut aus,“ ſagte Papa zu Mama, und ſein Geſicht wurde trübe. „Haſt du zu viel gelernt?“ fragte die Mutter beſorgt. — „Ja,“ ſtotterte Nix und wurde rot. — „Dann wird es gut ſein, wenn du noch mit uns in den Garten kommſt,“ ſagte ſie, „erlaubſt du, Papa?“ — „Ja, laſſ' ihn nur kommen.“

Nach Tiſch gingen alle drei hinaus. „Ach, wie warm und ſchön iſt es!“ rief Mama. „Gehen wir in die Laube.“ Sie begaben ſich in die Laube und ſetzten ſich. „Heute wird gewiß wieder die Nachtigall ſingen!“ ſagte Mama. „Ach du!“ meinte der Papa und lächelte. Es ging Nix wie ein Dolchſtoß durchs Herz, denn er verſtand den eigentlichen Sinn dieſes kleinen Geſpräches. „Wenn es dich langweilt, Nix, ſtill zu ſitzen, dann lauf nur fort,“ ſagte Mama, „aber mache ja keinen Lärm, ich warte auf meine Nachtigall.“ Nix ſprang auf und lief fort. Es war ihm, als würde er von unſichtbarer Hand gepeitſcht. ‚Schrecklich, wenn ſie es jetzt erfahren würde!‘ fuhr es ihm durch den Sinn, ‚jetzt, wo ſie ſo glücklich iſt.‘ Er kam an dem Gebüſch vorüber, und eine unbegreifliche Angſt vor einer Entdeckung und Liebe zu ſeiner Mutter trieben ihn hinein. Sollte er die Nachtigall wieder ſingen laſſen? Nein, nein, er wollte nicht. Dann aber fiel ihm Mamas Gedicht ein und daß ſie daſaß und wartete. Das Leben war ja ſo unbegreiflich, wer weiß, wozu es noch gut war, wenn er die Nachtigall ſingen ließ; er that es ja nun nicht mehr, um einen Spaß zu machen, ſondern um ſie in ihrer Hoffnung nicht zu ſtören. Er fing an, ſein Inſtrument wieder zu drehen. Und indem er ſo drehte, überkam ihn allmählich eine wunderliche Stimmung. Es war ſchon faſt dunkel, es war ihm als ſänge wirklich irgendwo eine Nachtigall. Dann fielen ihm Mamas Worte aus ihrem Gedicht ein: „Nun laß das Zagen bleiben, mein Herz —“ Und er drehte und drehte weiter mit einer gewiſſen Wolluſt in der Selbſtquälerei. ‚Ich mache Mama etwas vor, ich bin in der Lage, ſie eben glücklich zu machen,‘ ſagte er ſich, aber er war doch traurig dabei.

Als er aus ſeinem Gebüſch herauskroch, ſah er, wie wunderbar ſchön der Abend war: Warm, voll Dunſt — ein roſalilaer Schimmer lag über den Bäumen, der Wieſe, dem Himmel. Es duftete ſo ſtark, ſo überwältigend ſtark, als wollten ſich in dieſer Nacht alle Knoſpen der Welt aufthun. Dabei war alles ſo lautlos, ſo ſtill, nun da auch die Nachtigall ſchwieg. Voll Frieden war alles und voll Glück. Daß auch Mama glücklich war, ſah Nikolai, als er in die Laube trat. Sie hatte den Kopf an Papas Schulter gelegt, müde und ſchwer lehnte ſie ſich an ihn, aber ein weicher, unbeſchreiblich ſüßer Ausdruck machte ihre ſchönen, klaren Züge noch edler. Nix ſah ſie ganz erſtaunt an, ſie ſah zu gut aus, Mama, gar nicht wie Menſchen ſonſt ausſehen. „Nikolai,“ rief ſie, als ſie ihn bemerkte, „komm du auch her, mein Sohn!“ Dann ſtanden ſie alle drei auf und gingen zum Hauſe. Mama hatte den einen Arm in Papas Arm geſchoben, den andern legte ſie um Nixis Schulter. Sie gingen ganz, ganz langſam, faſt ſo langſam, wie unter einer großen Laſt. „Wie eine Liebkoſung legt ſich die Luft um mich, ſo weich, ſo ſtill. Fühlt ihr ſie auch ſo, als könne man ſich an ſie anlehnen?“ ſagte ſie flüſternd und blieb ſtehen. Alle drei ſtanden unbeweglich und lauſchten. Nix dachte dabei: ‚Was werden wir nun hören? Irgendwo geſchieht eben etwas, etwas Großes geſchieht.‘ Und es kam ihm ſo vor, als ſtänden ſeine Eltern in Nebelſchleiern mitten in einem Myſterium, und als zögen ſie ihn leiſe, leiſe auch mit hinein. Alles war wie ein Geheimnis. Nix war ſehr gerührt. Er dachte an Mamas Worte, die ſie jeden Abend ſagte, wenn er gebetet hatte und ſie ſeinen Kopf in ihre ſchlanken Hände nahm: Gut ſein, gut ſein, kleiner Junge, das iſt alles! O, wie er ſie liebte, ſeine Mutter, wie eng er ſich mit ihr verbunden fühlte. War es nicht wie ein magiſches Band zwiſchen ihnen? Hatte nicht eine geheimnisvolle höhere Macht ihn auserleſen, damit Mama durch ihn ihr Schickſal erkennen ſollte? Warum war es denn gerade ſo gekommen, daß ſie gedacht hatte, ſie ſolle einen zweiten Sohn haben, wenn eine Nachtigall ſingen würde? Da hörte er das Wort Nachtigall ausſprechen und fuhr zuſammen. „Was iſt ihm?“ hörte er Papa fragen. Es klang wie von ganz, ganz weitem. „Er iſt nervös,“ antwortete Mama. Und dann ſprachen ſie weiter. Es ſollte morgen abend im Garten eine Nachtigallenbowle getrunken werden.

‚Was heißt das nun wieder?‘ dachte Nix. Als er hörte, die Eltern würden Verwandte dazu einladen, ärgerte er ſich und ſagte zu ſich: ‚Die Nachtigall wird aber nicht ſingen; es kommen wieder andere Menſchen, und andere Menſchen will ich nicht mehr betrügen.‘ Als er im Bett lag, fühlte er, wie müde er war. Er dachte: ‚Wovon bin ich nur ſo ſatt, ich habe doch gar nicht ſo viel gegeſſen?‘ Sein Kopf war ſo ſchwer. War es die warme Frühlingsluft, ſein ganzer Körper fühlte ſich wie geliebkoſt und eine echte Nachtigall ſang. Wunderbar ſüß ſang ſie, ſo weh, ſo traurig. Oder war es eine falſche Nachtigall? Das erfuhr er nicht mehr, denn er ſchlief ein.

* * *

Am folgenden Tage erhielt Nikolai in der Schule einen Verweis, weil er ſeine Aufgaben gar nicht verſtanden hatte. Er war ehrgeizig und eitel genug, ſich über ſo etwas aufzuregen, heute aber ließ es ihn kalt. Eine dumpfe Paſſivität hatte ſich ſeiner bemächtigt. ‚Es kommt immer alles, wie es kommen ſoll,‘ dachte er.

Der Tag verging langſam; er dachte nicht daran zu lernen. Er ſah halb mit Freude, halb mit Kummer, wie alles zum Abend vorbereitet wurde. Nach dem Abendeſſen ſollte man ſich in der Laube verſammeln, und die Nachtigall ſollte ſingen. ‚Ja, wartet nur auf eure Nachtigall!‘ dachte Nix.

Und er ließ ſie warten, ließ ſie ihre „Nachtigallenbowle“ aus wunderſchönen, grünen Gläſern trinken, die ausſahen, als wären ſie das Geſchenk eines Meergottes. Er ließ ſie warten und freute ſich im Stillen. Aber da fingen ſie an Mama zu necken. „Es war wohl nur ein Spatz,“ meinten ſie, und ärgerten Mama. Da ſprang Nix wütend auf. Was hatten ſie denn für ein Recht, an Mamas Nachtigall zu zweifeln? Nein, ſie ſollten ſie ſicher noch hören. Und er lief ins Gebüſch und ließ ſeine Nachtigall laut ſchmettern. Aber nicht lange, denn er fürchtete ſich vor dem einen Onkel, vor dem, von dem Mama ſagte, daß an ihm ein Mechaniker verloren gegangen ſei. Am Ende kannte er ſo ein Ding und da — — Nein, wie entſetzlich, wie lächerlich wäre das alles geweſen; hätten ſie nur ihm gezürnt, das wäre zu ertragen geweſen, aber über ſeine Mama ſollte niemand lachen.

Nix kehrte in die Laube zurück mit der Miene eines Überwinders, er ſah ſtolz und ſicher aus. Er fühlte aber die Blicke des Onkels aufmerkſam auf ſich ruhen. Konnte der ihm etwas am Geſicht ableſen? Er wurde unruhig. Nein, der Onkel ſchien nichts gemerkt zu haben, denn er ſchmunzelte unausgeſetzt. Hätte er etwas gemerkt, ſo hätte er ſich wohl die Freude gemacht, es aufzudecken und Nix zu quälen. So waren doch die Erwachſenen gewöhnlich. Aber warum ſah der Onkel ihn immerfort an? Man ſprach von verſchiedenen Vogelſtimmen, endlich fragte Mama den Onkel: „Du, haſt du auch zuweilen Freude an Vogelſtimmen?“ — „O, mehr als du denkſt, ich habe eine beſondere Vorliebe für Nachtigallen,“ antwortete er. — „Das wußte ich noch gar nicht. Da hat dir wohl meine Nachtigall gefallen?“

„Sie war ein bißchen heiſer, aber ſchön, wunderſchön klang ihr Lied,“ meinte er ruhig. Er ſah dabei nicht zu Nix hinüber, mußte alſo doch nichts gemerkt haben.

Es wurde ſpät, und Nix mußte gute Nacht ſagen. „Gute Nacht, mein geliebter Neffe!“ ſagte der Onkel mit leicht ironiſchem Tonfall, nahm Nix' Hand und klopfte mit ſeiner Linken leicht darauf. Nix ärgerte ſich und wollte ſeine Hand zurückziehen, da aber ſah er in den Augen ſeines Onkels ſo viel Gutmütigkeit und Schalkhaftigkeit, daß Nix unwillkürlich lächeln mußte. Aber wer weiß, was noch kam. Er lief ſchnell davon.

* * *

Was war das nur? Nix wurde ganz früh am Morgen durch Thürenſchlagen, laute Schritte und Laufen geweckt, das ganze Haus ſchien in Unruhe zu ſein. Er ſprang auf und lief auf den Korridor hinaus: „Was iſt denn los?“ rief er einer vorübereilenden Magd zu. — „Die gnädige Frau iſt krank.“ — „Mama krank?!“ Nix erſchrak ſehr und kleidete ſich ſchnell an. Er ging hinunter ins Speiſezimmer. Papa ſaß da vor einer vollen Taſſe Kaffee, trank aber nicht. Das Zimmer war von blauem Tabaksqualm erfüllt, und Papas Geſicht war finſter. Kaum erwiderte er Nix' Gruß. „Was fehlt Mama?“ fragte Nix. — „Sie hat ſtarke Schmerzen.“ — „Kommt der Doktor?“ — „Er iſt ſchon ſeit einer halben Stunde oben.“ — „Kann ich zu Mama gehen?“ — „Was fällt dir ein, trink deine Milch, hier iſt warme Milch.“

Nix ſaß nun vor einer vollen Taſſe, ganz wie der Papa. Es war ein nebliger Tag draußen, und das Speiſezimmer, das ſo wie ſo mit ſeiner braunen Holzverkleidung dunkel ausſah, war heute noch dunkler. Papa hatte die Stirn in Falten gezogen und ſchlug die ganze Zeit über nervös mit der Fußſpitze an die Diele. „Iſt Mama denn ſehr — krank?“ ſtieß Nix mit Thränen in den Augen hervor. Jetzt erſt war es, als bemerke Papa ſeinen Jungen, er ſtand auf und küßte Nix aufs Haar. „Wir wollen hoffen,“ ſagte er. ‚Was ſoll das heißen,‘ dachte Nix, ‚hoffen, daß Mama ſehr krank iſt, oder meint er bloß, wir wollen überhaupt hoffen?‘ Papa hatte ſeinen Kaffee nicht ausgetrunken, daher ſtand auch Nix auf und ließ ſeine Milch ſtehen. Er begann neben dem Vater auf und ab zu gehen. Er hatte etwas Mühe nachzukommen, denn der lange Vater machte heute beſonders große Schritte. Nix fing an, allerlei zu ſprechen, und wollte damit die Aufmerkſamkeit des Vaters von ſich ablenken, damit er nicht darauf verfalle, ihn in die Schule zu ſchicken, denn es war allmählich Zeit dazu geworden. Papa ſchien es auch nicht unangenehm zu ſein, auf andere Gedanken gebracht zu werden. Nix bat den Papa, ihm genau zu erklären, wie man ein Hausdach baue. Er bekam eine Erklärung, ſo gut Papa es ſelbſt verſtand. „Aber wenn man nun ein rundes bauen will, ein ganz rundes Dach?“ fragte Nix mit aufgeregter Stimme, denn der Geſprächsſtoff ging zu Ende. Aber da bekam er eine unerwartete Antwort: „Hör' mal, warum gehſt du denn nicht endlich in die Schule?“ Nix wurde rot, ſchwieg verlegen und blickte traurig vor ſich nieder. „Möchteſt du wohl zu Hauſe bleiben, was?“ — „Ach ja, Papa, ſehr gern.“ — „Gut, du kannſt zu Hauſe bleiben, aber du mußt ganz ſtill ſein, hörſt du?“ Da öffnete ſich die Thür und der kleine, rundliche, immer heitere Doktor trat herein. Papa ſtürzte ihm entgegen: „Nun, nun — wie . . .?“ Der Doktor zeigte auf Nix und ging zu dieſem: „Nun, Nikolai, du biſt natürlich froh faulenzen zu dürfen, gehſt wohl heute nicht in die Schule?“ — „Ich bin gar nicht froh, daß Mama krank iſt!“ rief Nix trotzig, und wollte ſich dem Doktor entwinden, der die Hand auf ſeiner Schulter hielt. „Na, alter Freund, du biſt wohl wieder empfindlich, was? Nun werde ich dir aber etwas Schreckliches — nein, nein,“ unterbrach er ſich, als er ſah, wie die Augen des Knaben ſich entſetzt vergrößerten, „wir machen nur ein bißchen Spaß. Nun geh mal die Treppe hinauf, öffne vorſichtig die Thür zu Mamas Schlafzimmer und ſage ihr guten Tag.“ — „Darf ich?!“ ſchrie Nix und rannte davon. Mama lag in ihrem weißen Schlafrock im Bett und ſah ſehr blaß aus. — Nix kniete neben ihr nieder. „Papa hat erlaubt, daß ich heute zu Hauſe bleibe.“ — „Das freut mich, Nix. Wenn ich Schmerzen haben werde, weiß ich, daß mein lieber Junge ganz nahe iſt.“ — „Haſt du eben keine Schmerzen, Mama?“

— „Danke, es iſt beſſer. Sei nur immer ein recht guter Junge, Nix.“ — „Ach ja, Mama, ach ja, Mama!“ Wie herrlich müßte es ſein, jetzt alles zu beichten, Mama alles zu ſagen, was er auf dem Gewiſſen hatte, aber es ging nicht, es konnte ſie kränker machen. So ſagte er nur leiſe: „Mama, ich will von nun an ſehr gut ſein; aber nicht wahr, für das, was geweſen iſt —“ — „Ach Nix, alles, alles wird dir der liebe Gott verzeihen,“ ſagte Mama leiſe, wandte ſich ab und ſchloß die Augen. Da ging er leiſe wieder hinaus.

Das wurde eine trüber, banger Tag. Noch nie hatte Nix Papa ſo geſehen. Er ſaß in ſeinem Arbeitszimmer, ſtützte den Kopf in die Hände und ſah ganz verwüſtet aus. Oder er ſprang auf, lief bis zu Mamas Thür und kam ſo erregt zurück, daß Nix ſich in die Ecke drückte, um nicht geſehen zu werden. Als er einmal hörte, daß Papa laut „ſcheußlich, ſcheußlich!“ rief, lief er auf ihn zu und fragte: „Steht es denn ſo ſchlimm mit Mama?“

„Mama hat ſo viel zu leiden,“ antwortete Papa mit einer ſonderbar weichen Stimme.

‚Möchte er doch weinen!‘ fuhr es Nix durch den Kopf, ‚wer weiß wie das wäre,‘ aber gleich darauf zankte er ſich ſelbſt aus über dieſen Gedanken. ‚Ach was könnte ich doch thun, um Mama eine Zerſtreuung, eine Freude zu bereiten,‘ dachte er unausgeſetzt. Da fiel ihm etwas ein. Wenn es Mama vielleicht zerſtreuen konnte, dann war ja was er thun wollte, etwas Gutes.

Bald darauf ſang eine Nachtigall im Garten. Das Fenſter zum Krankenzimmer war weit geöffnet, die Töne ſchallten herein und die Kranke lächelte inmitten ihrer Schmerzen. „Hören Sie die Nachtigall?“ fragte ſie leiſe ihre Pflegerin. — „J wo, das iſt doch keine Nachtigall, gnädige Frau!“ — Die Kranke lächelte nur matt; ſie war zu ſchwach zum Disputieren. Sie hörte dem Liede der vermeintlichen Nachtigall, ihrer Nachtigall zu, und ein friedvoller Ausdruck breitete ſich über ihre Züge.

Draußen im Garten aber ſtand ein kleiner Junge, drehte und drehte an ſeiner Walze, und ſeine dunkelgrauen Augen ſahen übergroß aus dem bleichen Geſicht hervor. Es fing an zu regnen, er aber bemerkte es nicht, denn ſeine Seele war ganz erfüllt von dem Wunſch, ſeiner Mutter zu helfen. Es wurde aber ſo kalt, daß er ſchließlich nicht mehr konnte. Er fühlte einen Schmerz in der Stirn und dachte, daß er wohl Schnupfen bekommen würde. Da ſchlich er ſich nach Hauſe. Es war ſchon ganz dunkel geworden. Wie angenehm überraſcht war er von der Helligkeit und der Wärme im Hauſe, überall brannten Lampen, es war wunderſchön. Auf der Treppe wurde Nix von der Bonne und der kleinen Schweſter überrannt: „Du haſt einen Bruder!“ rief die Bonne. — „Noch ein Bruder!“ ſchrie die kleine Schweſter. Dann rannte ſie davon.

Nix blieb mitten auf der Treppe ſtehen. Ein Bruder? Er lehnte ſich ans Geländer; ein Bruder, doch ein Bruder? Aber da war auch ſchon der Papa. Er war ganz wie ausgetauſcht. Er war ein luſtiger, unartiger Papa geworden; er hob Nix in die Höhe. „Sieh mal an,“ rief er, „gratuliere, kleiner Stammhalter, zur jüngeren Linie!“ Dabei lachte er laut auf. Dann ſetzte er Nix wieder hinunter. ‚Was ſoll das nur alles?‘ dachte Nix, und ſeine Zähne ſchlugen aneinander vor Kälte. „Warum biſt du denn ſo naß, Nix, warſt du draußen? Geh’, du mußt ins Bett, wie du zitterſt.“

„Aber Mama, Ma—a—ma— iſt ſie denn beſ—ſſ—ſſ—er —rrr—“ Er konnte nicht ſprechen, ſo klapperten die Zähne aneinander. „Ach, Nix, natürlich, ſie wird nun wohl bald geſund werden. Wo ſind nur alle die Dienſtboten? — Annette —! Annette! Das ganze Haus iſt auseinander. Geh’ zu Bett, ich ſchicke dir etwas Warmes zu trinken.“

Gehorſam ging Nix in ſein Zimmer; er fror ſo furchtbar, daß er ſich kaum auskleiden konnte. ‚Wunderbar, wunderbar‘, dachte er nur. Endlich lag er im Bett, und Annette brachte ihm warmen Thee. Sie ſprach unausgeſetzt, wie klein und ſchön das Kind ſei und ſo weiter. Nix verſtand nichts, ihn ſchüttelte ſchon das Fieber. Als der Doktor kam, hatte Nix hochrote Wangen, ſaß im Bett und geſtikulierte. Der Doktor fühlte ihm den Puls. „Ich kann aber nichts dafür, daß ein Bruder geboren iſt!“ ſchrie Nix ihm ſo laut ins Ohr, daß der alte Herr, der durch den heutigen Tag auch nervös geworden war, zuſammenfuhr. „Sachte, ſachte,“ rief er, „wärſt ja ein Hexenmeiſter, wenn du was dafür könnteſt.“ — „Aber nein, das will ich nicht ſein,“ Nix klammerte ſich an ihn, „das will ich nicht, und ich will auch nie mehr von einer Nachtigall hören.“

„Das Kind fiebert ſtark, man muß es bewachen,“ ſagte der Doktor zu irgend jemand und ging. Wohin ging er? Da war plötzlich Annette da und wollte ſeine Kiſſen zurechtrücken. „Laß das, laß das!“ ſchrie Nix verzweifelt, denn er hatte die falſche Nachtigall unter das Kopfkiſſen verſteckt, „laß das, nimm es nicht. Mama iſt doch ſo froh über den Bruder!“ Annette ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich an Nix’ Schreibtiſch. Endlich ging ſie ein wenig hinaus, ſchnell ſprang Nix aus dem Bett, nahm ſeine Nachtigall und ſchleuderte ſie in ſein unterſtes Kommodenfach. Dann blieb er ſtehen, wurde ganz ſchwindlig und ſchwach — Annette kam zurück. „Großer Gott!“ rief ſie, „nun fängt er gar noch an herumzulaufen! Geh’ ins Bett, ſchnell!“ Sie nahm ihn unter den Arm und brachte ihn zurück. „Nur die Nachtigall,“ lallte er, dann verfiel er in einen unruhigen Fieberſchlaf.

* * *

Nix, der ſonſt in kranken Tagen wenig liebenswürdig war, war diesmal von einer himmliſchen Geduld. Während der erſten Tage rief er beſtändig nach ſeiner Mutter, aber er klagte nicht, ſondern ertrug die ſtarken Halsſchmerzen ohne Murren. Endlich verließ ihn das Fieber, und er wachte mit weniger Halsſchmerzen auf; da fand er, daß er genug im Bett gelegen habe, und ſtand auf. Als Annette kam, fand ſie ihn fertig angezogen: „Was fällt dir nur ein, darfſt du das denn?“ — „Ach, laß nur, ich bin wieder geſund.“ Als aber der Doktor kam, wurde er doch wieder ins Bett geſteckt. Eine ganze Woche lang mußte er noch das Bett hüten und war ſehr traurig, daß er Mama nicht zu ſehen bekam. „Kann ſie denn nicht dies kleine Stück bis zu mir gehen?“ fragte er. Man antwortete ihm, ſie wäre noch zu ſchwach. „Aber darf ich nicht zu ihr?“ Da ſagte man ihm, daß er ſie vielleicht anſtecken würde, und daß das ſehr gefährlich für ſie wäre. So mußte er ſich fügen.

Aber endlich kam doch der Tag, an dem er zu ihr durfte. Wie ſchmal ſie ausſah und wie ſie den kleinen Bruder zu lieben ſchien! Immer war er bei ihr. ‚Sie wird ihn mehr lieben, als mich,‘ dachte Nix, ‚und das geſchieht mir recht.‘

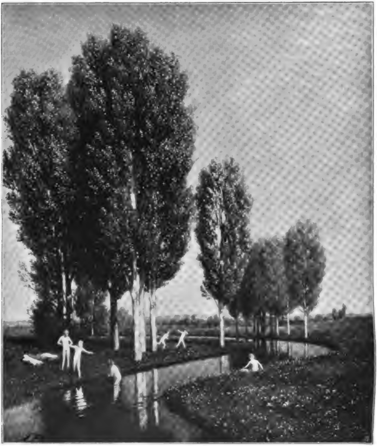
Er war wirklich merkwürdig geduldig. Er fand, daß es gerecht war, daß der Lehrer ihm in der Schule ſagte, er werde wohl ein Nachexamen machen müſſen nach dem Sommer, denn er habe ſo viel verſäumt und ſei in der letzten Zeit ſo unaufmerkſam geworden. Nix ſah ihn ſehr verſtändnisvoll an und nickte. Erſtaunt fragte ihn der Lehrer: „Iſt dir das gleichgültig? Du biſt ſo verändert, Nikolai? Thut es dir leid, daß du ſo unaufmerkſam warſt?“ — „Es wird ſich vielleicht ändern,“ erwiderte Nix. Er war wie unter einem Druck. Sein Geheimnis laſtete ſchwer auf ihm.

Es war lange nicht von der Nachtigall die Rede geweſen, aber als Nix an dem Tage, an dem der Lehrer ſo mit ihm geſprochen hatte, nach Hauſe kam, ließ Mama ihn zu ſich rufen. „Nixchen, ich habe dein liebes kleines Geſicht ſo lange nicht ordentlich angeſehen, komm doch mal her, ſo — ganz nah!“ ſagte ſie und nahm ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände. „Mein Junge iſt von ſeiner Krankheit ganz dünn geworden.“ Dann ſprach ſie lange mit ihm, erzählte ihm, wie ſie den kleinen Bruder liebe und wie viel Schmerzen ſie an jenem Tage gehabt habe, als auch er krank wurde. „Und weißt du, was mir über meine Schmerzen hinweghalf?“ ſagte ſie. „Die Nachtigall ſang. Unermüdlich ſang ſie, als wolle ſie mir helfen!“ Nix verbarg ſein Geſicht in ihren Kleidern. Er konnte es aber nicht ſagen, er konnte nicht. Aber er litt arge Qualen.

Und doch ſollte ſeine Qual ihren Gipfelpunkt erſt erreichen.

* * *

Die Taufe fand an einem warmen duftenden Maitag ſtatt. Blumen blühten im ganzen Hauſe. Im Saal wurde aus hohen, dunkel glänzenden Bäumen eine Laube hergeſtellt. In ihr ſtand ein Tiſch, und auf ihm erhoben ſich große ſilberne Armleuchter, in denen Lichter brannten. Es war ſo unbeſchreiblich feierlich. Nix ging nur auf den Fußſpitzen. Lisbeth hatte ein weißes Kleid mit einer ganz neuen, hellglänzenden, blauen Schärpe an, ihr Haar hing in Locken über den Rücken. Sie hatte ſchon die ganze



Ein Sommertag. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Digitized by Google

Sicherheit eines kleinen weiblichen Weſens, das ſich ſchön weiß. „Rühre mich nicht an!“ rief ſie, als Nix zu ihr kam. — „Du biſt ein Affe, ein ausgeputzter Affe,“ gab er ihr zur Antwort, obgleich er dachte, ‚ſie ſieht aus wie ein Engel.‘ Auch er war heute feſtlich gekleidet. Er trug neue dunkelblaue Tuchkleider — er ſtrich ſich über den Rockärmel und war ganz gerührt, daß man auch an ihn gedacht hatte. Ja, das war ein großer Feſttag, und er fühlte ſich noch feſtlicher geſtimmt als an ſeinem Geburtstage.

Und wie wurde erſt der kleine Bruder aufgeputzt. Jetzt fand ihn ſogar Nix recht hübſch. „Mein kleiner Bruder,“ ſagte Nix leiſe und küßte ihn. Heute hatte er eine reine Freude an ihm, denn er dachte nicht mehr an die Nachtigall.

Endlich verſammelten ſich die Gäſte. Die Kerzen in den Armleuchtern brannten, es war ſo warm, ſo hell. Dann kam Mama in einem himmelblauen Kleide, und die Tante folgte mit dem Taufkinde.

Hinter dem Tiſch mit den ſilbernen Armleuchtern ſtand der Paſtor, und es ſchien Nix, als glänze ſein Geſicht wunderbar. — Dann ſprach der Paſtor. Nix war etwas enttäuſcht, er hatte auf etwas ganz Unerwartetes gehofft, und nun war es doch nur wie in der Kirche. Da irrten Nix' Gedanken ab. Plötzlich fuhr er aber zuſammen, denn das Wort, das jetzt fiel, hätte er ſelbſt in der größten Zerſtreutheit nicht überhört. „Nachtigall,“ hatte der Paſtor geſagt. War das möglich? Nein, er hatte ſich wohl verhört. Aber da, da kam das Wort wieder, der Paſtor ſagte:

„Im wunderſchönen Frühling, du kleiner Erdenſohn, biſt du geboren. Die Bäume ſchlugen aus, und eine Nachtigall ſang im Garten und begrüßte deine Geburt mit ihren ſüßen Flötentönen …“

‚Süßen Flötentönen‘, dachte Nix, ‚o Gott, o Gott!‘ Er ſah ſich ängſtlich um, niemand ſah nach ihm, — nur der Onkel, der ſchlaue Onkel lächelte und ſchmunzelte. Nix ſtöhnte auf, da fühlte er, wie Annette ihn packte und in die Thüre ſchob: „Biſt du krank?“ — „Nein, o nein,“ wehrte er ab und drang wieder bis zur Thür. Der Paſtor ſprach weiter:

„Ja, du kleiner Erdenbürger, die reine Freude deiner Eltern ſtrahlt aus ihren Geſichtern. Wo ſo viel Freude iſt, da iſt auch das Gefühl der Verantwortung. Sie werden verſuchen deine Seele auf den lachenden Fluren des Frühlings zu erhalten, rein und lauter, daß ſie nie in die dunkeln, verſteckten Thäler irre. Wohl kann dein Lebensweg nicht nur durch Blumen gehen, wohl werden auch andere Stimmen an dein Ohr ſchallen, als der ſüße, weihevolle Geſang der Nachtigall …“

Nix hörte nichts mehr, ſah nichts mehr, er ſtrauchelte, taumelte und fiel. Irgend jemand brachte ihn fort und legte ihn auf eine Couchette — und nun lag er da. Aus weiter Ferne hörte er Stimmen und Gläſerklingen … aber zu ihm kam niemand, niemand. Seine Seele irrte in dunkeln, verſteckten Thälern …

Er hatte eine ſchreckliche Sünde begangen, ſeine Eltern und alle betrogen. Jetzt geſtand er es ſich ein, es war doch, wenn auch peinlich, ſo doch ſehr intereſſant geweſen, daß auch ſeine Eltern …. Ach Gott! Ach Gott! Sogar der Paſtor war betrogen worden. Das war doch ſchrecklich. Selbſt ein Paſtor glaubte daran. Es war Nix, als hätte er das Allerheiligſte zertrümmert, als läge ein Altar in Scherben vor ihm …

Aber während er in furchtbarer Seelenqual dalag, kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn: Jetzt mußte er es ſagen! Er mußte es vor allen Menſchen ſagen, und mochten auch ganz fremde unter ihnen ſein, mochte auch der Paſtor ihn hören. Mochten ſie dann mit Steinen auf ihn werfen, mochten ſeine Eltern ihn verſtoßen, er wurde frei.

Als Nix aufſtand, war es im Hauſe ſchon ganz ſtill geworden, ſie waren wohl ſchon alle im Garten. Er ging hinauf in ſein Zimmer, ſuchte die kleine, falſche Nachtigall aus der Schachtel hervor, in die er ſie, als er krank wurde, geworfen hatte, und ging die Treppe hinunter. Er hielt das kleine Ding vorſichtig in der Hand, es durfte keinen Ton mehr von ſich geben.

Und er ging in den Garten ….

In der Laube ſaß noch ein Teil der Taufgeſellſchaft. Es traf ſich ſo, daß es gerade dieſelben Verwandten waren, die damals zur Nachtigallenbowle gekommen waren. Man ſprach lebhaft, beſonders Mama war ſo froh und ſah ſo hübſch aus. Sie ſchien voll Lebenskraft und Jugend, hielt

Lisbeth auf dem Schoß und ſpielte mit ihren langen, hellen Locken.

Zuerſt bemerkte niemand Nix. Er ſtand ſchon ganz nah vor der Gruppe und hielt mit der zitternden linken Hand die kleine, falſche Nachtigall etwas erhoben. Er hatte ſich vorgeſtellt, daß alle aufſchreien würden, wenn ſie das kleine Ding erblickten, aber alle ſchwiegen: „Nix, wo biſt du geweſen?“ rief Papa. Aber Nix' Lippen blieben geſchloſſen. — „Komm doch her, Nix, komm doch her und erzähl' uns deine Geſchichte,“ rief plötzlich der Onkel und ſtand auf. Nix ſah nicht auf ihn, er ſtarrte nur auf ſeine Mutter. Er ging einen Schritt auf ſie zu und ſtreckte ihr die falſche Nachtigall entgegen. Seine Lippen zitterten, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und flehten um Verzeihung. „Was iſt das?“ rief Papa und ahnte etwas Schlimmes. Da nahm der Onkel das Ding und begann, ohne ein Wort zu ſagen, damit zu ſpielen. Nix fuhr zuſammen bei den Tönen; der Onkel aber drehte weiter und ſagte: „Wie ich die Vogelſtimmen liebe, beſonders die Nachtigall!“ Papa runzelte die Stirn, er konnte ſich nicht hineinfinden. „Nix, du — du —, warſt du die Nachtigall ....?“ ſtieß Mama hervor und wurde über und über rot. Da ſchluchzte Nix auf; ſie ſetzte ſchnell Lisbeth von ihrem Schoß und ſtand nun neben ihrem Sohn. „Du, alſo du? Es war alſo gar keine Nachtigall?“ — „Ich, ich, nur ich!“ ſtöhnte Nix. Aber da ertönte plötzlich ein lautes Lachen; der Onkel konnte nicht mehr an ſich halten und gab das Signal zu allgemeiner Heiterkeit, in die alles einſtimmte. — „Eine famoſe Geſchichte, was?“ rief der Onkel. „Man ſieht, weſſen es nur bedarf, um ein Gedicht hervorzurufen!“ neckte er. — „Ach du!“ ſagte Mama, und lachte plötzlich ſelbſt. Es war ein junges, helles Lachen. Nix traute ſeinen Ohren nicht. Sie lachten, alle lachten! War das Hohn? Das kleine Ding wanderte von Hand zu Hand. Es ſchien, als wolle Papa etwas ſagen, aber Mama legte die Hand auf ſeinen Arm und ſah ihn ſo an, daß er ſchwieg, dann nahm ſie Nix' Hand und führte ihn fort. „Verzeih, verzeih!“ ſtöhnte er, „ich werde dir ſagen, wie es kam. Ich liebe dich ſo furcht — bar — Mama!“

„Warum haſt du es denn ſoweit kommen laſſen, Nix?“

„Ich — ich — du — du wollteſt ja eine Nachtigall!“

„Ach, Nixchen,“ rief ſie, „dummer kleiner Junge! Mein großer Junge iſt doch noch recht klein.“ — Nun ging ein Weinen an, es war fürchterlich!

„Haſt du dich ſo furchtbar gequält, Nixchen?“ und ſie kniete in ihrem hellen Seidenkleide vor ihm nieder auf die Erde. Er legte die Arme um ihren Hals: „Mama, Mama! Was — ſoll — ich — nun — thun?“ —

„Nichts weiter, Nix, jetzt darfſt du wieder aufatmen und luſtig ſein.“

„Aber ſonſt ...?“ er ſah ſie flehend an.

„Gut ſein, Nix, gut ſein.“

„Weiter nichts!“ ſchrie er ſelig, wie ein vom Tode Begnadigter.

„Gut ſein und mir immer, immer alles ſagen.“

„Danke, danke!“ ſchrie er und ſprang auf, erlöſt, befreit. Dann küßte er ſeine Mutter wieder viele, viele Mal. Dabei fiel ihm ein, daß er gar nicht wußte, auf welchen Namen man denn ſeinen kleinen Bruder getauft hatte, und er fragte, indem er ſeine Arme feſt um Mamas Hals legte: „Ich hörte gar nicht, wie man denn eigentlich den kleinen Bruder getauft hat?“ — „Ach, das hörteſt du gar nicht? Max haben wir ihn genannt.“ — „Ach, nur Max,“ ſagte Nix.

Ergebung.

Im tiefsten Leid hab' ich des Leidens Ziel
Mit einemmal gespürt —:
Ich bin die Saite nur im Saitenspiel,
Von höh'rer Hand berührt!

Das ganze All ist ein gewalt'ger Sang
Voll starker Melodie,
Und was ich leide nur ein tiefer Klang
In höchster Harmonie!

Frida Schanz.

Der Goldſchatz von Petroſſa.

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit acht Abbildungen nach Photographien, koloriert von Curt Agthe.

(Abdruck verboten.)

Märchenhaft klingen die Berichte über die gewaltigen Goldſchätze des Altertums von dem mit Gold überzogenen Tempel Salomonis bis zu dem goldenen Geſchirr, auf dem der große Pompejus in Judäa tauſend Geladene bewirtete, und dem „goldenen Hauſe“, das Nero ſich mit unerhörter Pracht erbaute. Alle dieſe unendlichen Maſſen durch Kunſt veredelten Goldes hat die Zeit für immer verſchlungen, nur verſchwindend kleine Überreſte tauchen hin und wieder nach Jahrhunderte langem Schlafe aus dem Schoße der Erde empor und bringen Beſtätigung für jene Nachrichten, die ohne ſie form- und farblos bleiben würden.

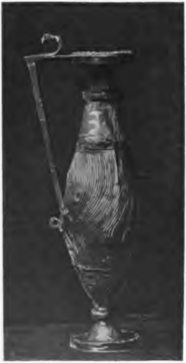


Abb. 1. Kanne. 38,1 cm hoch.

Einen der reichſten und glänzendſten Funde dieſer Art, dem materiellen Werte nach weitaus der koſtbarſte von allen, beſitzt das rumäniſche Nationalmuſeum zu Bukareſt.

Ein ſonderbares Verhängnis ſchwebte über dem Schatz. Nachdem er erſt nach wechſelvollen Schickſalen, bei denen ein großer Teil der aufgefundenen Gegenſtände zu Grunde ging, den Sammlungen des Muſeums einverleibt werden konnte, blieb er auch dann noch nicht vom Unglück verſchont, ſo daß er eine höchſt abenteuerliche Geſchichte aufzuweiſen hat. Was vor ſeiner Einbettung in die Erde ſeine Geſchicke geweſen, weſſen Stammes die Goldſchmiede waren, die ihn geſchaffen, wer ihn beſeſſen — für alles das und andere Fragen hat man geiſtvolle Vermutungen aufgeſtellt. Sie genügen indeſſen nicht, alle Rätſel, die dieſer merkwürdige Schatz dem Kunſtforſcher aufgibt, einer Löſung näher zu bringen.

Dort, wo die Karpaten ſich am nächſten dem Schwarzen Meere nähern, erhebt ſich ein zu ihren letzten Ausläufern gehöriger Berg, der den Namen Iſtritza trägt. Am Abhange dieſes Berges waren im Frühjahr 1837 zwei Bewohner des in der Nähe liegenden Dorfes Petroſſa, Johann Lemnar und ſein Schwiegervater Stanislaus Abraham, mit dem Ausbrechen von Steinen beſchäftigt, die für den Bau des biſchöflichen Seminars in Buzeo verwendet werden ſollten. Da fanden ſie zu ihrer Ueberraſchung zwiſchen zwei Steinblöcken in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche einen reichen Schatz goldener Gefäße und Schmuckſachen, mit Kryſtallen und Edelſteinen beſetzt.

Was für einen bedeutſamen Fund ſie gethan, ja welchen Wert überhaupt dieſe

Digitized by Google

Maſſen Goldes darſtellten, blieb dieſen einfachen Leuten, die nie über ihre engere Heimat hinausgekommen waren, verborgen; aber jedenfalls ahnten ſie, daß es etwas Koſtbares und Merkwürdiges ſei, das da vor ihnen erſchien. Ohne einem ihrer Dorfgenoſſen von ihrer Entdeckung Mitteilung zu machen, verbargen ſie den Schatz ſorgfältig bei ſich zu Hauſe und hüteten das Geheimnis ein ganzes Jahr. Erſt als im Frühjahr des folgenden Jahres ihre Hütte infolge einer Baufluchtveränderung abgeriſſen wurde, entſchloſſen ſie ſich, drei Anverwandte ins Vertrauen zu ziehen. Der Fund wurde jetzt in dem Hauſe eines derſelben, eines gewiſſen Georg Baciu, verſteckt, und zwar auf dem Speicher in der Nähe des Schornſteins.

Endlich bot ſich ihnen eine Gelegenheit, ihren Schatz zu verwerten. Einem albaneſiſchen Maurermeiſter, Namens Veruſſi, der den Bau einer Brücke über den Calneo übernommen hatte und ſich zu dieſem Zwecke von ihnen die nötigen Steine brechen ließ, zeigten ſie einen der großen maſſiven Goldringe. Veruſſi begab ſich ſofort mit dem Ringe nach Bukareſt, um einen ihm bekannten Goldſchmied um ſein Urteil zu befragen. Nach einigen Tagen kehrte er wieder zurück und kaufte nach langem Handeln den ganzen Schatz für 4000 Piaſter, etwa 1200 Mark. Außerdem ſchenkte er ihnen noch einige geſtickte Weſten und Kopftücher für ihre Frauen. Nur ein kleines Kettchen mit einer Kryſtallkugel, ein blauer Stein und ein großer Goldreif blieben auf dem Speicher des Georg Baciu zurück. Veruſſi verpflichtete die Bauern zu tiefſtem Schweigen, nachdem er ihnen geſagt, daß dem Geſetze nach der ganze Schatz eigentlich dem Staate zufallen müßte. Um die erworbenen Gegenſtände möglichſt bequem mitnehmen zu können, zerſchlug er faſt ſämtliche Stücke mit dem Beil. Die große runde Platte zerlegte er in vier Teile (Abb. 2). Die bei dieſer Arbeit ausſpringenden Kryſtalle und Steine ließ er als wertlos, wie er glaubte, zurück. Man fegte ſie zuſammen und verſcharrte ſie im Hofe. Indeſſen nach einigen Wochen kehrte Veruſſi, inzwiſchen eines Beſſeren belehrt, wieder zurück und ſuchte ſich die größeren Steine aus, die kleineren warf er auf den Miſthaufen. Hier wühlten die Schweine ſie auf und die Kinder, ſich an den ſchönen Farben erfreuend, ſammelten ſie und beſchenkten damit ihre Spielgefährten. Bald redete das ganze Dorf von den ſonderbaren Steinen, die die Kinder im Hofe des Baciu gefunden.

Schließlich kam die Sache zu Ohren der Behörde. Es wurde eine Kommiſſion ernannt, die ſich nach Petroſſa begab, um eine Unterſuchung anzuſtellen. Die Bauern geſtanden auch bald ein. Veruſſi erklärte, den Schatz nicht mehr zu beſitzen, er habe ihn an einen vorbeiziehenden Hauſierer verkauft. Indes gelang es der Polizei, einen Brief des verſchmitzten Albaneſen abzufangen, in dem derſelbe ſeinen Spießgeſellen aufforderte, ſich durch keine Drohungen bewegen zu laſſen, den Ort, wo der Schatz verborgen ſei, zu verraten. Auf dieſen Brief hin begab ſich Fürſt Michael Ghika, der Bruder des regierenden Fürſten der Walachei, nach Petroſſa, um in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter des Innern die Unterſuchung ſelbſt in die Hand zu nehmen. Der Fürſt hatte noch beſonderes Intereſſe an der Sache, da er ſelbſt begeiſterter Kunſtliebhaber und Sammler war. Als Veruſſi der Brief vorgelegt wurde, geſtand er endlich ein, und man fand die Goldſachen in zwei Gruben zu beiden Ufern des Calneo in der Nähe der Brücke, die Veruſſi gebaut hatte. Leider war ſchon ein beträchtlicher Teil eingeſchmolzen oder auf andere Weiſe zu Grunde gegangen. Nur zwölf Stück fand man noch vor, die übrigen zehn, allerdings Gegenſtände von zumeiſt geringerer Bedeutung, waren nicht mehr vorhanden. Veruſſi behauptete hartnäckig, er habe ſie in ein Tuch gehüllt und hart am Ufer des Calneo vergraben; von dort ſeien ſie von den Fluten fortgeriſſen.

Der Schatz wurde in dem verſtümmelten Zuſtande, in den er durch Veruſſi gebracht worden war, 1842 in das Nationalmuſeum zu Bukareſt überführt, ohne daß man den Verſuch machte, die Gegenſtände wieder ihrer urſprünglichen Verfaſſung anzunähern.

Erſt die Weltausſtellung zu Paris im Jahre 1867, bei der Rumänien mit einer Ausſtellung vertreten war, gab Gelegenheit, den Fund einer Reſtauration zu unterziehen. Ein Pariſer Goldſchmied erhielt den Auftrag, ihn wiederherzuſtellen und vollführte dieſe Aufgabe nicht ohne Geſchick. Um

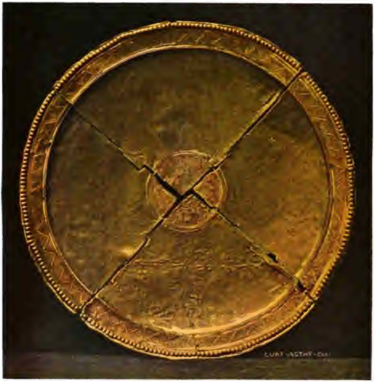


Abb. 2. Flache Schüſſel. 56 cm Durchmeſſer.

den Schatz diebesſicher aufzubewahren, wurde nach einer Zeichnung des Architekten Ambroiſe Baudry von einem Schloſſer in Paris ein beſonderer Ausſtellungsſchrank erbaut. Derſelbe war ſo eingerichtet, daß der Glasaufſatz ſamt den Goldſachen ſich durch einen Mechanismus in den eiſernen Sockel verſenken ließ. Die Vorführung des Schatzes in Paris und eine ſich daran anſchließende ſechsmonatliche Ausſtellung im South Kenſington Muſeum in London machte zum erſtenmale weitere Kreiſe mit dieſen koſtbaren Kunſterzeugniſſen einer fernen Vergangenheit bekannt. Auch auf der Weltausſtellung in Wien bildete der Goldfund von Petroſſa eine Hauptanziehungskraft der rumäniſchen Abteilung.

Der Schrank, in dem der Schatz bei dieſer Gelegenheit vorgeführt wurde, wurde auch nach ſeiner Rückkehr ins Bukareſter Muſeum als Ausſtellungsſchrank benutzt. Doch ließ man es hier an der nötigen Vorſicht fehlen. Man unterließ es allmählich ganz, den Glasaufſatz abends in den Eiſenkaſten hinabzuſenken. Dieſe Sorgloſigkeit ſollte ſich bitter rächen.

Das Muſeum befand ſich im Erdgeſchoß des Univerſitätsgebäudes; den Raum über dem Saale, in dem der Schatz aufgeſtellt war, nahm die Senatsbibliothek ein. Ein ehemaliger Seminariſt, Namens Pantazesco, der ſchon mehrmals wegen Diebſtahl beſtraft worden war, ſchlich ſich vermittelſt eines Nachſchlüſſels in einer ſtürmiſchen Dezembernacht des Jahres 1875 in die Bibliothek ein und brach in dem Fußboden eine rechteckige Öffnung aus, groß genug, um ihn durchzulaſſen. Das Getöſe des Sturmwindes übertönte den Lärm ſeiner Arbeit, ſo daß der Wachtpoſten in der benachbarten Muſeumsgalerie nichts hörte. Dann ließ ſich Pantazesco an einem Seil hinuntergleiten, löſt den Rahmen des Glasſchrankes mit einem Meſſer auseinander, zerbrach und zerdrückte die einzelnen Stücke des Schatzes, entledigte ſich ſeiner Beinkleider und ſteckte die Bruchſtücke in dieſelben, nachdem er die Hoſenbeine unten zuſammengebunden. Den ſo improviſierten Sack befeſtigte er an das Ende des herabhängenden Seiles, kletterte ſodann wieder hinauf und zog ſeine Beute nach ſich. Da ihm beim Forttragen ſeines Raubes die zwölfeckige Schale, die bei ihrer Wiederherſtellung von dem Pariſer Goldſchmied durch ſtarke Bronzebänder in ſich gefeſtigt war und die er infolgedeſſen nicht zuſammendrücken konnte, läſtig fiel, warf er ſie auf dem Wege von der Univerſität zu ſeiner Wohnung fort. Hier fand ſie am anderen Morgen zu ſeiner größten Beſtürzung einer der Profeſſoren im Schnee liegen. Die Polizei ſtellte ſofort Nachforſchungen an und fand bald bei einem übelbeleumundeten Goldſchmiede kleine Bruchſtücke des Goldſchatzes, die Pantazesco demſelben zum Einſchmelzen übergeben hatte. Das übrige entdeckte man im Zimmer des Diebes in dem Reſonanzboden ſeines Klaviers verborgen. Die Gegenſtände waren ſtark beſchädigt, man fand indeſſen noch alle Teile vor, mit Ausnahme eines kleinen Stückchens der großen Schüſſel (Abb. 2) und eines beträchtlichen Teiles des Halsringes, der eine Inſchrift trägt. Leider war gerade der wichtigſte Buchſtabe der Runeninſchrift verſchwunden.

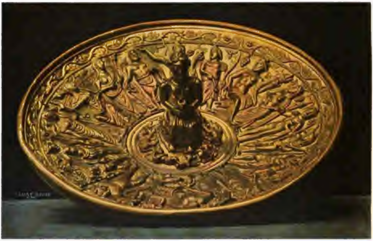


Abb. 3. Schale. 26 cm Durchmeſſer.

Noch einmal drohte dem Goldfunde Gefahr, als in der Nacht vom 4. zum 5. April 1884 in dem Flügel der Univerſität, in dem ſich das Muſeum befand, Feuer ausbrach. Das ganze Dach des Gebäudes wurde vernichtet, der Schatz war jedoch rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden.

Die ſtarken Beſchädigungen, die die Gegenſtände durch Pantazesco erlitten, erforderten eine gründliche Wiederherſtellung derſelben. Dieſe wurde den bewährten Händen des Berliner Goldſchmieds Paul Telge anvertraut, der ſich ſeiner Aufgabe mit größter Gewiſſenhaftigkeit und beſtem Verſtändnis erledigte. Telge verfertigte zu-

Digitized by Google

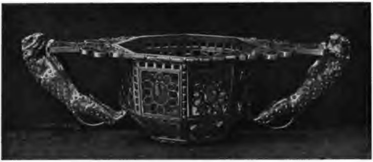


Abb. 4. Becher. 11,5 cm hoch.

gleich vorzügliche Nachbildungen der einzelnen Stücke, bei denen zum Teil, wie bei dem Pantherbecher (Abb. 4), das urſprüngliche Ausſehen der Gegenſtände hergeſtellt wurde. Die Reproduktionen geben infolgedeſſen ein ungetrübteres Bild der eigentlichen Formen und Dekorationen der Gegenſtände als die Originale in ihrer ſtarken Beſchädigung. Es ſind deshalb auch die Abbildungen nach den im Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin vorhandenen Nachbildungen hergeſtellt worden.

Die erhaltenen Stücke des Fundes gliedern ſich nun in zwei Gruppen, je nachdem ſie nur aus Gold beſtehen, oder mit eingelegten Granaten, Kryſtallen, Perlen u. a. verziert ſind.

Zur erſten Gruppe gehören zwei dicke Halsringe, deren Verſchluß aus Haken und Oeſe gebildet iſt. Einer derſelben, von Pantazesco verſtümmelt, trägt eine eingravierte Runeninſchrift. Ebenfalls nur aus Gold gebildet iſt eine große flache Schüſſel, eine Kanne und eine Schale mit reichem figürlichen Schmuck (Abb. 1, 2 und 3).

Die mit Granateinlagen u. dergl. geſchmückten Arbeiten ſind: zwei große napfartige Becher (Abb. 5), ein Ringkragen (Abb. 6) und vier große Spangen, drei davon in Geſtalt von Vogelleibern (Abb. 7). Dieſe Gegenſtände ſind mit einer ſehr wirkungsvollen farbenprächtigen Dekoration verſehen. Die Steine und Kryſtalle ſind entweder in den ausgegrabenen Goldgrund eingebettet oder auf einer Goldplatte in einem Netz von Zellen, die aus hoch-

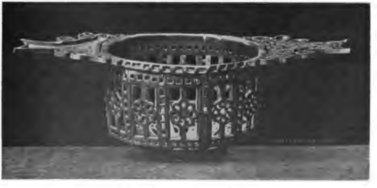


Abb. 5. Becher. 11 cm hoch.

Digitized by Google

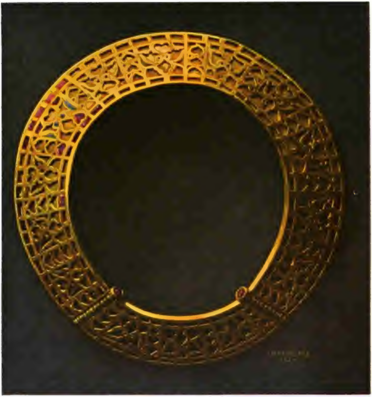


Abb. 6. Halsſchmuck. 21 cm Durchmeſſer.

kantig ſtehenden Goldbändern gebildet ſind, befeſtigt oder in die durchbrochenen Wandungen der Gefäße, wie bei den beiden Bechern, eingelaſſen (à jour). Um den Steinen bei den erſten beiden Verfahren eine ſtärkere Leuchtkraft zu geben, ſind auf ihrer Rückſeite kleine Goldplättchen als Folien angebracht. Die Technik entſpricht durchaus dem Gruben-, Zellenſchmelz und Email à jour, nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt der eingeſchmolzenen Glasflüſſe Steine und Kryſtalle von beſtimmtem Zuſchnitt in kaltem Zuſtande eingeſetzt ſind.

Die ſtark beſchädigte Kanne von ſpindelförmiger Geſtalt, die eine Höhe von 38,4 cm beſitzt, iſt in getriebener Arbeit hergeſtellt. Den Körper zieren gewellte Kanneluren, am Hals und Fuß ſind ſtark ſtiliſierte Blattmotive eingraviert, deren Flächen durch eingeſchlagene kleine Kreiſe belebt ſind. Der ſteil anſteigende Henkel geht oben in zwei phantaſtiſch geſtaltete flache Schlangenleiber über, deren Köpfe ſich der ringförmigen Ausgußöffnung anſchmiegen. Als Daumenauflage dient ein rohgebildeter Vogelleib mit krummem Schnabel (Abb. 1).

Eine einfache, aber nicht ungefällige Dekoration trägt die große flache Schüſſel, die einen Durchmeſſer von 56 cm aufweiſt (Abb. 2). Die Mitte iſt durch eine Roſette, umgeben von einem Schleifenornament, betont, den Rand ziert ein Zickzackmuſter,

Digitized by Google

eingefaßt von goldenen Perlenreihen, die angelötet ſind.

Reicher plaſtiſcher Schmuck in getriebener Arbeit zeichnet dagegen die doppelwandige Schale von 26 cm Durchmeſſer aus, in deren Mitte eine weibliche Figur ſitzt, einen Becher in den Händen haltend. Ähnliche Darſtellungen gefäßtragender Frauen, aus den verſchiedenſten Zeiten ſtammend, hat man in Cypern, Spanien und Nordeuropa gefunden. Wahrſcheinlich hat man es mit einer Gottheit zu thun, deren Name und Bedeutung aber nicht feſtzuſtellen iſt. Um dieſe Figur herum iſt im Innern der Schale in kleinem Maßſtabe ein ſchlafender Hirt mit ſeiner Herde, in die ein Löwe und eine Löwin (oder Panther) geraten ſind, dargeſtellt. Dann folgen im Kreiſe ſechzehn Geſtalten, wie es ſcheint zumeiſt Gottheiten, mit mannigfachen Attributen ausgeſtattet. Eine thronende Frau mit Scepter könnte man auf Juno, einen ſitzenden Jüngling mit Leier und einem Greifen zu ſeinen Füßen auf Apollo deuten. Es erweckt den Anſchein, als wenn die Götter eines beſonderen Kultus dargeſtellt ſeien, deren äußere Geſtalt man den griechiſch-römiſchen Gottheiten entlehnt, ebenſo wie auch die junge chriſtliche Kunſt ihre bibliſchen Geſtalten in die Formen der antiken Kunſt kleidete. Man hat die einzelnen Figuren mit den Namen germaniſcher Götter belegt, ohne einen Beweis dafür zu erbringen. Als abſchließende Borte dient eine Weinranke, dasſelbe Ornament ziert auch den Sitz der weiblichen Geſtalt in der Mitte.

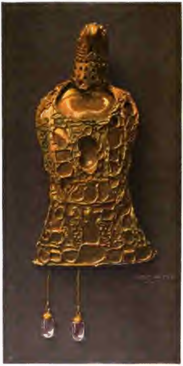


Abb. 7. Spange Fibel, 27 cm hoch.

Von den mit Granateinlagen verſehenen Gegenſtänden iſt der ſchönſte der achteckige tiefe Becher mit zwei Panthern als Henkel. Die Wände des Gefäßes ſind durchbrochen und waren urſprünglich mit farbigen Steinen oder Glasplatten ausgefüllt. In die Körper der Panther ſind als Flecken Perlen, Granaten und andere Steine eingelegt; auf den breiten in Köpfe endigenden Griffen, auf die die Panther ihre Tatzen legen, ſind Granaten in Zellen eingelegt, ſo daß an dieſem Stück ſämtliche drei Verfahren der Granateinlage vertreten ſind. Das Gefäß iſt 14,5 cm hoch und 41 cm breit (Abb. 4).

Schlichter iſt der zwölfeckige Becher. Die flachen Griffe ſind ähnlich gebildet wie bei dem Gegenſtück. Die Steine ſind ſämtlich ausgebrochen. Da Anſatzſpuren fehlen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er ähnliche Tierhenkel wie der Pantherbecher gehabt habe. Seine Höhe beträgt 11 cm.

Ähnlich wie die Griffe dieſer Becher iſt der Ringkragen, der als Halsſchmuck gedient hat, mit Granaten in Zellen geſchmückt geweſen. Der hintere Teil des 21 cm im Durchmeſſer faſſenden Ringes läßt ſich abnehmen, er iſt in Scharnieren befeſtigt, ſo daß nach Fortnahme dieſes Zwiſchenſtücks der Kragen auf den Hals geſtreift werden kann (Abb. 6).

Sehr merkwürdig und phantaſtiſch ſind die großen Spangen oder Fibeln in Geſtalt von Vogelleibern. Die größte (27 cm hoch) erinnert in ihrer

Digitized by Google

Form an einen von unten geſehenen Adler mit geſchloſſenen Flügeln. Die ganze Oberfläche war mit bunten Steinen, zum Teil von beträchtlicher Größe, beſetzt, ſo daß das Stück urſprünglich in funkelnder Farbenpracht erſtrahlt haben muß. Von den Schwanzfedern hängen an kleinen Kettchen eichelförmige Kryſtalle herunter. Das Schmuckſtück wird alſo in der Richtung, wie es in der Abb. 7 dargeſtellt iſt, am Körper getragen worden ſein. Vielleicht diente es dazu, auf der Bruſt einen Mantel feſtzuhalten. Reſte der Nadelrolle und der Halter für die Nadelſcheide haben ſich noch auf der Rückſeite erhalten.

Bei den beiden anderen großen Fibeln (25 cm hoch) iſt die Vogelgeſtalt ſchon ſehr ſtark ſtiliſiert, ſo daß ohne die Geierköpfe die Bedeutung des Motivs kaum zu erkennen wäre. Sie waren möglicherweiſe durch eine längere Kette miteinander verbunden. Die Annahme, daß ſie wie Epaulettes auf den Schultern getragen worden ſeien, iſt nicht durchaus unwahrſcheinlich. Der kleinſten Fibel (Abb. 8), die nur 12,5 cm hoch iſt, fehlt der Vogelkopf, vielleicht von jeher. Auch ſie iſt wie das Spangenpaar mit den Geierköpfen auf der runden Mittelplatte mit Granaten in Herz-, Bohnen-, Mandelform u. a. verziert geweſen. Die nach der Auffindung des Schatzes verloren gegangenen zehn Gegenſtände waren, ſoweit ſich nach den Ausſagen der Finder hat feſtſtellen laſſen, eine Kanne, eine Schüſſel, ſowie Ringe und Spangen.

Was die Beſtimmung aller dieſer Goldarbeiten geweſen, ob ſie ſakralen oder profanen Zwecken gedient haben, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Ebenſo iſt es ſchwierig zu ſagen, ob die beiden großen Becher zur Aufnahme von Flüſſigkeiten oder von Speiſen, Früchten u. dergl. beſtimmt waren. Im erſten Falle müßten ſie noch beſondere Einſätze gehabt haben, da die durchbrochenen Wände mit ihren Steineinlagen nicht dicht genug geweſen ſein werden. Jedenfalls wird der Schatz bei ſeiner Pracht und Koſtbarkeit eine ganz beſondere Beſtimmung gehabt haben, er wird vielleicht der Beſitz eines Fürſten oder eines Heiligtums geweſen ſein.

Der Goldfund von Petroſſa ſteht innerhalb des erhaltenen Vorrats von Kunſtgegenſtänden einſam da. Er ſtellt ſich nicht als das Glied einer größeren Kette ähnlicher Werke dar, deren übrige Teile zu Bekanntem führen, ſondern er iſt der verſprengte Reſt einer Kultur, von der ſonſt keine künſtleriſchen Zeugniſſe vorliegen. Wir müſſen daher die einzelnen Stücke des Schatzes ſelbſt befragen, wenn wir über ihre Zeit und Herkunft etwas erfahren wollen.

Formen und Ornamente der Goldarbeiten weiſen ſowohl nach rückwärts wie nach vorwärts. Nachklänge einer älteren Kunſt verbinden ſich mit neuen Elementen zu einem eigenartigen Miſchſtil. Bei oberflächlicher Betrachtung ſcheint die Gruppe der nur aus Gold beſtehenden Gegenſtände mit den durch Granateinlagen verzierten Stücken keine Gemeinſchaft zu haben. Während die Goldgefäße ſich mehr als entartete Abkömmlinge einer edleren Kunſt darſtellen, zeigen die mit Steinen geſchmückten Arbeiten einen perſönlichen Charakter von entſchiedener Eigenart. Form und Zierat ſtehen hier in engſter Beziehung zur Technik, die klare, breite Flächen und im Ornament wenig gegliederte Formen von möglichſt einfachem Umriß verlangen. Und doch haben beide Gruppen viel Gemeinſames; beſonders in ihrem Verhältnis zur griechiſch-römiſchen Kunſt, deren Abkunft ſie nicht verleugnen können. Die Formen der Griffe bezw. des Henkels der Kanne ſowohl wie des Pantherbechers und ſeines Gegenſtückes, die in Tierköpfe endigen, findet ihren Urſprung in den ſogen. Schnabelgriffen der helleniſtiſchen Silber- und Bronzegefäße. Der bei der Kanne als Daumenauflage dienende Vogel erinnert ſtark an die Fibeln in Vogelgeſtalt. Auch dieſes Motiv begegnet uns ſchon bei römiſchen Arbeiten aus der frühen Kaiſerzeit. Wie die Schale mit Gottheiten ohne griechiſch-römiſche Vorbilder undenkbar iſt, ſo iſt auch die Form des Pantherbechers durchaus antiker Herkunft. Das Muſeo Nazionale in Neapel beſitzt unter den aus Pompeji ſtammenden Bronzehenkeln auch ſolche in Geſtalt von Panthern. Die wellenförmigen Kanneluren der Kanne wiederum ſind ein beliebter Schmuck römiſcher Sarkophage u. ſ. w.

Für die Technik der Granateinlagen in Gold nimmt man an, daß ſie zuerſt bei den das Mittelmeer anwohnenden Völkern in ſpätrömiſcher Zeit in Anwendung gekommen ſei. Die Blütezeit dieſer Zierweiſe

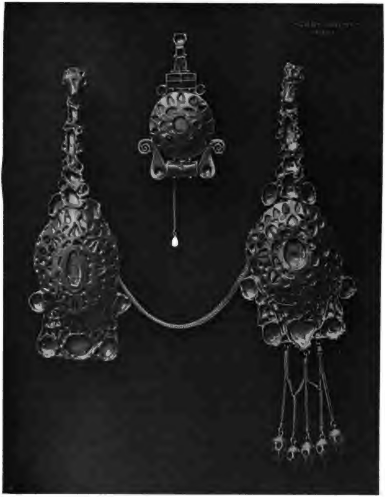


Abb. 8. Spangen (Fibeln). 25 cm und 12.5 cm hoch.

fällt in das V. bis VII. Jahrhundert. Arbeiten mit Granateinlagen haben ſich faſt auf der ganzen Länderſtrecke zwiſchen Sibirien bis Spanien gefunden. Die berühmteſten in dieſer Technik gefertigten Werke ſind die im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornick gefundenen Gegenſtände, durch die dem Toten beigegebenen Münzen und den Siegelring auf das Jahr 481 datiert, und die Votivkronen mit den Namen weſtgotiſcher Könige aus dem VII. Jahrhundert, die zu Guarrazar in Spanien zu Tage gefördert wurden. Beide Funde befinden ſich jetzt in Paris, der eine im Cabinet des Médailles, der andere im Musée de Cluny.

Digitized by Google

Einen Anhalt zur Beſtimmung des urſprünglichen Beſitzers dieſes Schatzes von Petroſſa gibt die erwähnte Runeninſchrift auf einem der Halsringe. Es ſind gotiſche Worte, die auf demſelben eingraviert ſind. Über die Deutung derſelben gehen allerdings die Anſichten der zuſtändigen Sprachforſcher auseinander. Nur das letzte Wort hailag = heilig läßt ſich mit Sicherheit beſtimmen. Der eine überſetzt: „Dem Wotan heilig“, der andere „Dem Tempel der Goten geweiht“, ein dritter „Heiliges Weihgeſchenk gotiſcher Frauen“ ꝛc.

Auf Grund der dem IV. Jahrhundert, der Zeit der Bibelüberſetzung des gotiſchen Biſchofs Ulfilas, angehörenden Inſchrift, der Beſchaffenheit der Gegenſtände ſelbſt und des Fundorts hat man die beſtechende Vermutung aufgeſtellt, daß Athanarich, der Fürſt der Weſtgoten, der Beſitzer dieſes koſtbaren Schatzes geweſen.

Die Weſtgoten, ein germaniſches Volk, das urſprünglich an der Weichſel geſeſſen, hatten ſich im III. Jahrhundert n. Chr. in Dacien, dem Landſtrich nördlich von der unteren Donau, angeſiedelt. Sie wurden hier mit griechiſcher Kunſt und Sitte bekannt, ein Teil von ihnen nahm das arianiſche Chriſtentum an. Einen Beweis für ihre verhältnismäßig hohe Kultur bietet die genannte Bibelüberſetzung des Ulfilas.

Da brachen von Oſten her wie finſterer Gewitterſturm auf windſchnellen Roſſen die wilden Horden der Hunnen über ſie herein. Der größte Teil des Volkes, ſoweit er ſich zum Chriſtentum bekannte, flüchtete unter der Führung ſeines Fürſten Fridigern über die Donau und ſiedelte ſich mit Erlaubnis des Kaiſers Valens in Thracien an. Athanarich, der an der Spitze einer kleinen Partei ſtand, die noch treu zu den alten Göttern hielt, zog ſich zögernd hinter den Dnjeſtr zurück, und als dieſen in ſtiller Mondnacht unvermutet die Hunnen auf ihren flüchtigen kleinen Gäulen überſchritten, verbarg er ſich, der Übermacht weichend, in die Schlupfwinkel der Karpaten.

Eine Empörung, die ſpäter unter ſeinen Anhängern ausbrach, zwang ihn indeſſen, auch über die Donau zu fliehen, trotzdem er einſt ſeinem Vater mit heiligem Eide verſprochen, niemals den Fuß auf römiſchen Boden zu ſetzen. Da Fridigern inzwiſchen geſtorben, wurde Athanarich jetzt als alleiniges Haupt der Weſtgoten anerkannt. Er ſchloß mit Theodorich dem Großen Frieden und Bündnis. Der Kaiſer lud den alten Römerfeind nach Byzanz ein, ging ſogar in feierlichem Zuge ihm entgegen, und als Athanarich nach zwei Wochen plötzlich ſtarb (25. Jan. 381), beſtattete er ihn mit königlichem Gepränge und ſetzte ihm eine Ehrenſäule.

Bei der Flucht aus ſeiner Heimat, ſo nimmt man an, habe Athanarich ſeine Schätze vergraben, um ſie ſpäter wieder zu holen. Eine Beſtätigung für dieſe Vermutung glaubt man auch darin zu finden, daß ſich in unmittelbarer Nähe des Fundortes des Schatzes Reſte einer alten Burganlage befinden, die in ihrer hochragenden Lage an der ſüdöſtlichen Spitze der Karpaten die ganze Tiefebene zwiſchen Gebirge und Donau beherrſcht.

Einem ſo hochſtehenden Volke, wie den Weſtgoten, wird es auch an tüchtigen Goldſchmieden nicht gefehlt haben, ſolche Arbeiten, wie der Schatz ſie bietet, herzuſtellen. Stimmen ſie doch in ihrer ganzen Formenſprache mit dem überein, was wir ſonſt von der Kultur der Weſtgoten wiſſen. Wie die Schrift des Ulfilas ſich aus griechiſchen Schriftzeichen und Runen zuſammenſetzte, und dieſe wieder aus dem römiſchen Kapitalalphabet entſtanden ſind, ſo zeigen auch die Goldarbeiten von Petroſſa eine ähnliche Miſchung und Umbildung antiker Kunſtelemente.

Als Zeugniſſe der Kultur eines alten germaniſchen Stammes, vielleicht der Beſitz einer der anziehendſten Geſtalten aus der Vorgeſchichte unſeres Volkes, erhalten die Fundſtücke von Petroſſa für uns erhöhte Bedeutung. Sie geben Kunde von jener großen Zeit, da Germaniens jugendkräftige Völker ſich anſchickten, die gewaltige Erbſchaft der Alten Welt anzutreten.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Anch' io..!

Von

Fritz v. Oſtini.

(Abdruck verboten.)

Eine Menge von Dingen will der heranwachſende Menſch werden und wird ſchließlich etwas ganz anderes! Die erſten und für die Zukunft belangloſeren Träume eines Knaben in dieſer Hinſicht gelten meiſt, oder doch oft, der Thätigkeit eines Konditors, der ſich, ſozuſagen, in Fondants und Schaumtorte täglich baden kann; dann beginnt ſich der Jüngling, namentlich, wenn einige gymnaſtiſche Fertigkeit vorhanden iſt, für die glänzende Karriere eines Kunſtreiters zu intereſſieren, wenn ihm nicht das Leſen nützlicher Bücher das Leben eines Cowboys oder Indianerhäuptlings begehrenswerter erſcheinen läßt. Je nachdem, was er ſonſt lieſt und treibt, will er dann der Reihe nach Nordpolfahrer, Detektiv, Bärenjäger, Luftſchiffer, Schauſpieler, Violinvirtuos, Huſarenoffizier oder — Maler werden. Hat doch eine ſolche Knabenphantaſie eine unglaubliche Fertigkeit darin, ſich die Dinge ſo weſentlich anders vorzuſtellen, als ſie wirklich ſind! Und ſchließlich ergreift man einen ganz anderen Beruf, verfehlt ihn auch mitunter, oder verfehlt den Beruf ſogar mehreremale, wie der Ergebenſtunterzeichnete. Ein Unglück iſt dies bloß dann, wenn man nicht ſchließlich doch in einem paſſenden Beruf landet, und der einzige Schaden iſt meiſt nur der gemachte Umweg. Übrigens ſieht, hört und lernt man auch auf ſolchen Umwegen allerlei, was für das Leben brauchbar iſt.

Mit der Kunſtreiter- und Cowboy-Epiſode war ich ſchon ſo um die Verba auf μι herum fertig; auch der Schauſpieler war bald überwunden. Aber das Maler werden ging mir nicht aus dem Kopfe. Du lieber Himmel, das Malen iſt ja ſo lächerlich einfach! Dazu ſprach mir unſer guter Zeichenlehrer ſo viel, ſo viel Talent zum Malen zu und noch mehr der Direktor des Seminars, in dem man mir acht Jahre Menſchſein böswillig unterſchlagen hat. Der erſtere, weil er mir wohl- und der letztere, weil er mich los ſein wollte, und zwar möglichſt ein paar Jahre vor erfolgtem Abſolutorium. Viel ſchlechter hätte einer ja wirklich nicht in ein geiſtlich geleitetes Inſtitut paſſen können, als ich; die guten Augen, die mein Zeichenlehrer anerkannte, waren unſerm Herrn Direktor durchaus nicht angenehm, und der kecke Schnabel, den ich dazu beſaß, auch nicht. Zu ſchulden kommen ließ ich mir im übrigen nichts, und ſo ſuchte man mich denn aus dem Inſtitut hinaus und in den anderen Beruf, zu dem ich ſo unbändige Anlagen haben ſollte, hinüberzuloben. Fürs erſte wurde aber nichts daraus. Mein Vater verlangte, daß ich das Gymnaſium durchmachen ſolle, und ſo blieb ich denn, trotz der gegenteiligen Wünſche meines Herrn Direktors, im Inſtitut und machte meine künſtleriſchen Fortſchritte ausſchließlich im Rahmen der Zeichenſtunde, Mittwochs und Samstags von zwei bis vier Uhr. Über das Arbeiten nach Vorlagen war ich bald hinaus, und mit einem Stolz, wie ihn einſt wohl ein junger Knappe beim Ritterſchlag empfunden hat, empfing ich eines ſchönen Tages die Requiſiten zum Oelmalen. Mit ſcheuer Bewunderung blickte die noch grünere Jugend zu mir hin, wenn ich in meiner Ecke des Zeichenſaales an der Arbeit war, Stillleben von Geigen, Totenſchädeln und alter Schweinslederbänden abkonterfeite, oder die Kopie einer lieblichen Madonna von Saſſoferrato, die mein trefflicher Zeichenlehrer einſt von Italien heimgebracht, wiederum kopierte. Das Original habe ich erſt viel ſpäter kennen gelernt. Eduard Grützner hat es ſich vor ein paar Jahren über die Alpen herübergeholt. Mit meiner Kopie aber habe ich einem lieben alten Landpfarrer, deſſen Güte mir manchen Schimmer Sonnenſcheins in die früheſte Kindheit und in die Ferienwochen meiner Knabenzeit warf, eine große Freude gemacht. Wer ein ſo holdſelig frommes Geſicht malen könne, meinte er, der müſſe doch wohl auch ein frommes Gemüt haben! Der gute Mann!

Studententräume löſten die Künſtlerträume inzwiſchen bei mir ab. Mit der roten Abiturientenmütze auf den Locken — beim Zeus! es waren damals nicht bloß Haare, ſondern ſogar veritable Locken vorhanden! — hatte ich bald andere Dinge im Kopf, als den Wunſch, Maler zu werden! Ich hatte acht Jahre an der Kette, einer infam harten und kurzen Kette gelegen und ſprang mit beiden Füßen ins Leben hinein. Unter welcher

Flagge, das war mir fürs erſte egal. Ich ließ mich bald überreden, das Nützlichſte, was ein Menſch werden könne, das ſei — Juriſt! Intereſſe für das Fach hatte ich gerade nicht. Aber gutunterrichtete Leute hatten mir mitgeteilt, daß ein Student der Rechte zwei Jahre behaglich ſpazieren gehen könne, wenn er ſich nur im dritten ordentlich aufs Leder ſetze. Dies Verfahren hatte für einen, der zunächſt einmal austoben will, ſehr viel Einleuchtendes, und ich habe den erſten Teil des Programms auch gewiſſenhaft ausgeführt. Von der Jurisprudenz koſtete ich nur hin und wieder ſehr vorſichtig, von jedem belegten Fach eine Vorleſung, und bei jedem Koſten fand ich den Geſchmack übler und nüchterner. Nur in naturwiſſenſchaftlichen Kollegien bekam mich hie und da die Münchener Alma mater zu ſehen, ſchließlich überhaupt nicht mehr, obwohl ich immer noch ein Kolleg belegte, um wenigſtens dem Namen nach Student zu bleiben. Einmal hab ich aus ſtupidem Übermut — trotz der ſtrafenden Blicke des Quäſtors — „Wahrſcheinlichkeitsrechnungen“ gewählt. „Praktiſche Hufbeſchlagskunde“ ſoll auch eine für ſolche Fälle beliebte Disciplin ſein! Wie wahnſinnig thöricht iſt man doch oft, wenn man jung iſt!

Inzwiſchen hatte ich mir das Malen nicht abgewöhnt. In meinem dunklen Hofzimmer an der Burggaſſe baute ich mir wieder Stillleben auf und malte ſie ab, und als wir für unſeren Salon einmal einen Paravent brauchten, wurde ich mit der Ausführung betraut! Drei mannshohe Stillleben von lauter ſchönen Dingen, die brillanteſten und teuerſten Ölfarben — es war herrlich! Und vor allem: ich durfte in einem wirklichen Atelier malen! Ein befreundeter polniſcher Künſtler, Jan. v. Ch., räumte mir einen Nebenraum ſeines Studio ein, und ich pinſelte friſch drauf los. Mit den Ölfarben konnte ich ganz erträglich umgehen, Metall und Glas, Perlmutter und Stoffe malte ich vollkommen à la Makart — der geniale Wiener Dekorateur war überhaupt meine höchſte Idee! Die Modelle zu meinen Stillleben ſtammten zum Teil aus gar illuſtren Sammlungen; ſo lieh mir der unvergeßliche Lorenz Gedon ein prächtiges Wappenſchild. Ich hielt mich eigentlich jetzt ſchon für einen Maler. Bloß das biſſel Zeichnen war noch gelegentlich nachzulernen, das ſah ich wohl ein! Von meinem freundlichen Gaſtgeber war in dieſer Art leider nicht viel zu lernen, denn er arbeitete höchſt ſelten nach dem Modell und dann immer nur ganz kurze Zeit, um ſich irgend eine Stellung zu fixieren, die „auswendig“ nicht gelingen wollte, oder den Sitz eines Gewandſtückes in Eile zu kontrollieren. Mit unglaublicher Fixigkeit ſetzte er ſeine farbigen, eleganten Reiterſcenen hin, und was am Vormittag noch eine leere große Leinwand war, das war des Nachmittags beinahe ſchon ein Bild. Für mich iſt dies leichte Schaffen ein etwas gefährliches Vorbild geweſen, nahm ich's doch mit der Kunſt ſo ſchon leicht genug! Der Paravent wurde fertig, ein paar Porträtköpfe verübte ich auf eigne Fauſt; ähnlich wurden ſie — ähnlich werden ſie bei einem einigermaßen begabten Dilettanten ja immer, wie man weiß! Auch ſonſt war ich ſchon ganz Künſtler! Ich konnte Unmaſſen von Cigaretten rauchen und hielt, wie ſo mancher andere in unſerem Kreiſe, die Cigarette nicht bloß für das Symbol ſeichten Menſchentums überhaupt, ſondern auch für das wichtigſte Requiſit des Malers — nächſt dem Pinſel. Ein rührender alter polniſcher Pfarrer machte uns die Papyros — es war ſein Brot. Wenn er kam, nötigten wir ihm große Gläſer Gilka auf und waren ſehr vergnügt, wenn er's auch wurde. Es kamen auch noch viele andere Herren auf —ski ins Haus, und ich denke heute noch mit vieler Freude an den warmen, kameradſchaftlichen und chevaleresken Ton des Verkehrs zurück, der dort unter den polniſchen Künſtlern herrſchte.

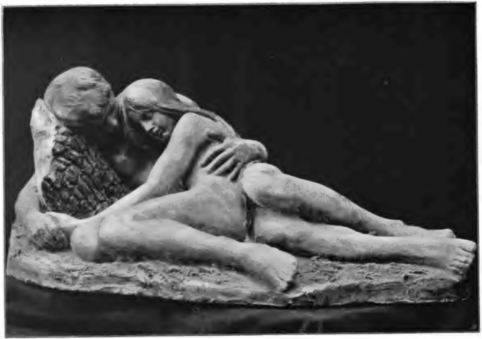
Der Ofenſchirm und die Studienköpfe waren vollendet, meine Antipathie gegen die Rechtsgelehrſamkeit auch, und meine Beharrlichkeit im Kollegſchwänzen rührte endlich das Herz meines Vaters. Ich ſollte alſo an die Kunſtakademie überſiedeln, um ernſthaft was zu lernen! Eines ſchönen Tages packten wir meine ſchönbemalten Leinwände, Bildniſſe und Stillleben — aber nicht eine einzige richtige Zeichnung! — in eine Droſchke und fuhren bei Meiſter Piloty vor — ich ſehr zuverſichtlich und mit der ſtillen Hoffnung, er werde mir ſagen: „Junger Mann, Sie können ſchon ſo viel, daß ich Sie am beſten ins Meiſteratelier aufnehme!“ Soll man's glauben? Er ſagte nichts dergleichen und ſprach mehr von dem, was ich nicht zu zeigen hatte, als von den Herrlichkeiten, die ich ihm vorwies. Schließlich aber meinte er doch, ich könnte die unterſte Stufe des Kunſtſtudiums, den Antikenſaal, wohl überſpringen, wenn mich einer der Profeſſoren von „Naturklaſſen“ aufnehmen wollte. Na, Gott ſei Dank! dachte ich damals. Leider! — ſage ich heute. Denn vor den Gipsköpfen des Antikenſaales wäre ich unfehlbar umgekehrt, und hätte meine Künſtlerträume an den Nagel gehängt und ein paar verlorene Jahre geſpart. Es iſt ja auch in Wahrheit eine wahnwitzige Zumutung an einen jungen Menſchen, ein Jahr lang nach den toten Abgüſſen abgeraſpelter Antiken zu zeichnen, Formen nachzubilden, die nur der verſtehen kann, der das Leben vorher ſtudiert hat! Für eines freilich iſt dieſer ungeheuerliche Stumpfſinn gut: wer ihn aushält, ohne davon zu laufen, beweiſt wenigſtens, daß er Ausdauer und den ernſthaften Willen beſitzt, allen den reichlichen Schweiß zu vergießen, den die Götter zur Vorbedingung für die Vollkommenheit überhaupt und die Kunſt im beſonderen „geſetzt“ haben.

Piloty wies mich zunächſt an Alois Gabl, den trefflichen tiroler Maler, der ſpäter ſo tragiſch geendet hat. Gabl iſt der Schöpfer von etlichen Bauernbildern, die zum Beſten gehören, was die Münchener Genremalerei jener Zeit hervorbrachte, Bildern von prachtvoller Farbe und köſtlich vornehmem Ton. Aber mit einer Plötzlichkeit, die wohl als Phänomen gelten darf, verließ ihn ſein Talent. Sein Arbeiten wurde immer ſchwächer, ſchließlich nahezu dilettantenhaft. Er hatte ſeine Profeſſur aufgegeben, um ganz wieder der eignen Produktion leben zu können, und ſo kam auch noch die bittere Not über den trefflichen Künſtler und allbeliebten, ſchlichten, warmherzigen Menſchen. Am 27. Februar 1893 fand man ihn erhängt in ſeinem einſamen, armſeligen Atelier. Man ſagt, daß an der pathologiſchen Veränderung ſeines Gehirns, welche ihn um ſein Künſtlertum brachte, die Gewohnheit, unausgeſetzt ſtarke Virginiacigarren zu rauchen, ſchuld geweſen ſei. Möglich iſt's ſchon; ohne den „Rattenſchwanz“ im Munde habe ich ihn nie geſehen, weder bei der Korrektur, noch wenn er ſelber arbeitete, noch in der Kneipe. In eine Wolke von Rauch war er auch gehüllt, als ich ihm meine Stillleben und Porträts anſchleppte. Er nahm mich auf, nicht ohne die niederſchmetternde Bemerkung, daß ich erſt noch ſo viel wie alles zu lernen hätte und meine Kenntniſſe in Öl vorderhand eher hinderlich als förderlich ſeien. Wie ſehr er recht hatte mit dieſem Hinderlichſein! Es war ja gerade, als ſollte einer mit den Grundregeln einer Sprache anfangen, in der er ſchon Verſe gemacht hat!

So zog ich eines ſchönen Morgens mit dem nötigen Spannrahmen, einer Staffelei, Kohle, Wiſcher ꝛc. aus, um das Zeichnen zu lernen. Ein Mangel an Zuverſicht meinerſeits hat jedenfalls nicht die Schuld, wenn ich's nicht gelernt habe, ein Mangel an Sitzfleiſch aber gewiß, wenn auch die verzopfte Methode, die wenigſtens damals an der Akademie üblich war, auch ihr Teil beitragen mochte! Sie war ſehr geeignet, einem die Luſt und Liebe zu nehmen, welche Eigenſchaften, wie männiglich ſchon einmal in einem deutſchen Aufſatz bewieſen hat, die Fittiche zu großen Thaten ſind. Wir übten uns ja nicht im Zeichnen, wir lernten — Kohletechnik! Raffinierte, komplizierte, ſubtile, gottverdammte Kohletechnik! Man brachte uns nicht in buntem Wechſel heute dies, morgen ein anderes Modell, an dem wir Formen verſtehen, ſehen lernen konnten. Man jagte uns nicht hinaus in die Natur, wo Bäume und Steine, Menſchen und Röſſer, Häuſer und Wolken zu ſehen und zu zeichnen waren. I — bewahre! Man ließ uns ſieben Tage vor einem und demſelben Kopf oder vier Wochen vor einem Akt ſtehen und Wurzel ſchlagen und mit unendlicher Sorgfalt alle Tönchen und Reflexchen, Schlagſchatten, Halbtöne und Glanzlichter nachtüfteln, ein Verfahren, bei dem man ja auch etwas lernt, aber etwas, was dem beſſer ausgebildeten Auge ſpäter ſo leicht und von ſelber zuſtrömt. Flörke erzählt in ſeinen Böcklinnotizen einen Ausſpruch des Meiſters, der dahin geht, daß man bei nichts ſo wenig denken müſſe, als beim Aktzeichnen. Dabei meint er natürlich die hier gepflegte Art von Aktzeichnen, das unendliche Durchführen einer Arbeit. Welche Zeitvergeudung, dem künſtleriſchen Gemerk eines Lernenden wochenlang nichts anderes zuzuführen, als eine ſolche einzelne Geſtalt, während jenes doch in gleicher Zeit eine ganze Fülle von Erſcheinungen ſich einprägen könnte. Ich weiß eines gewiß: daß ich von den „großen Aktzeichnern“ der Akademie ſpäter keinen unter den großen deutſchen Malern wiedergefunden habe! — Langweilig war es aber darum doch nicht in der Gablſchule. Wir arbeiteten in einer Filiale der Akademie außen beim Bahnhof, im ſogenannten Maſſeianger, wo rings um eine elende Fachwerkbaracke Berge von Granitwürfeln und anderen Pflaſterſteinen aufgetürmt lagen. Die Scheune wurde abgeriſſen, nachdem ſie ſeinerzeit Adolf Hildebrand noch zur Werkſtatt für ſeinen Münchener Brunnen gedient. Damals beherbergte ſie außer der Schule Gabls auch noch die Benczurs in überfüllten Ateliers. Es war — ſchon gar bei Benczur und ſeinem Nachfolger Gyſis — ein ſehr internationaler Schwarm von Kunſtbefliſſenen, der da vor den Modellen hockte, und wir Bayern waren der Zahl nach in einer kaum achtbaren Minorität. Aber da gab es ſchweigſame Ruſſen, Engländer und Amerikaner mit kurzen Pfeifen, raſierten Geſichtern und langen, knochigen Extremitäten. Kohlſchwarzhaarige und -bärtige Griechen, verſchiedene Balkanmenſchen mit unausſprechlichen Namen, Dänen, Schweden, Öſterreicher und Tiroler; nur die Romanen waren wenig vertreten. Wir hatten in jedem Atelier zwei Modelle, ſo groß war die Schülerzahl, und wer des Montags früh beim Platzverloſen nicht rechtzeitig da war, der konnte zuſehen, wie er es fertig brachte, einen freien Blick auf das Modell noch zu erreichen. Allenfalls konnte er noch, zu deſſen Füßen kauernd, eine Anſicht aus der Froſchperſpektive erwiſchen, oder einen Platz bei der Thür, wo's zog und die Aus- und Eingehenden jedesmal ſeine Staffelei umwarfen. Montags und Dienstags herrſchte gewöhnlich noch allgemeiner Eifer, und es wurde ſelten geſchwänzt. Von da ab aber wurde der Ausblick aufs Modell immer freier, immer mehr Staffeleien wurden an die Wand gelehnt, immer mehr Allotria getrieben, zum Entſetzen der Fleißigen. Ein langer, blonder Berliner — er konnte ſo ziemlich alles, was mit der Kunſt nichts zu thun hatte — kletterte plötzlich als Affenkomiker irgendwo empor oder ließ eine Kapuzinerpredigt los, oder er produzierte im Wortgeplänkel mit irgendeinem Opferlamm die unglaublichſten Thorheiten. Daß mit den Modellen, wenn ſie jung und weiblich waren, geſchäkert wurde, kann man ſich denken. Die Damen nahmen auch wohl ſelbſt das Wort, und ich habe nie in meinem Leben jemanden mit ſo viel Offenheit von ſo verfänglichen Dingen reden hören, wie zu jener Zeit in einer Woche von der Veronika und der blonden H., die zuſammen Modell ſaßen. Sie ſaßen auf ihren hohen Stühlen unbeweglich an der Wand und erzählten in anmutigen Wechſelreden von ihren glücklichen und unglücklichen Liebhabern, geweſenen und gegenwärtigen, böſen und rühmenswerten mit ausführlichſter Namensnennung und ſahen dabei weniger auf Diskretion, als auf Anſchaulichkeit der Ausdrucksweiſe. Sie erzählten von allen Konſequenzen und Details, von allen Bitterniſſen und Süßigkeiten dieſer Liebſchaften und fanden dazwiſchen immer noch Zeit, impertinenten Zwiſchenrufen mit aller Schlagfertigkeit der Münchener Vorſtadtbevölkerung zu antworten. Das weibliche Modell ſteht im allgemeinen in München auf einer viel niedrigeren ſozialen Stufe als z. B. in Paris, wo die Modelle mit den Malern ganz anders verkehren und ſich wohl ſelbſt als zur Zunft gehörig betrachten. Als ich zum erſten Male im Rat mort und anderen Montmartrekneipen das originelle, grotesk, aber doch meiſt chic und gefällig gekleidete Völkchen der Modelle ſah, war ich nicht wenig überraſcht über den Gegenſatz ihrer Erſcheinung zu der unſerer Münchener Huldinnen mit ihren zerdrückten Hüten, ihrer ſchlechten und unſauberen Kleidung, ihren ſchief getretenen Schuhen und ihrer ſonſtigen Verkommenheit. Ich konnte mir wohl vorſtellen, daß jene pikanten Dinger, die dort auf dem Montmartre in Edouard Manets alter Stammkneipe ihren Boc oder ihre Limonade nahmen, ſcherzend und übermütig, aber doch ohne das Mörtelträgerinnen-Benehmen unſerer Münchener Modelle, daß jene ihre Maler auch im Schaffen anregen und unterſtützen konnten. Bei uns war eher das Gegenteil der Fall. Die Dämchen intereſſierten uns nicht als Modelle, ſaßen nicht ruhig und es wurde nie ſo viel Unſinn getrieben in der Schule, als wenn wir Mädchenköpfe zeichneten. Einmal kam es weit mit der Schule: an einem profeſſorſicheren und durſtigen Tag rückten etliche mit den beiden Mädels nach der erſten Pauſe zum Frühſtücken aus. Als ſie „um Viertel" nicht wiederkamen, ging einer hin, ſie zu holen — auch er blieb aus. Modelllos ſaß die Schule. Ein Bote nach dem anderen ging hin, und keiner kam zurück. Schließlich ſaß faſt die ganze Gablſchule mit den beiden Modellen im Hinterzimmer einer obſkuren Arbeiterwirtſchaft beim Frühſchoppen, und als der Profeſſor unvermutet zur Korrektur kam, fand er nichts als einen leeren Saal und ein paar ſchimpfende Akademiker ohne Modelle. Wenn Italienerinnen „ſaßen", arbeiteten wir viel ernſthafter; es war ein ganz anderer Schlag von Mädchen und gar von Frauen, ruhig, anſtändig, abweiſend und ſchlagfertig, wenn einem die abweiſende Gebärde allenfalls nicht genügte. Wie heute ſehe ich noch ein bildſchönes Italienermädchen vor mir, die Enrichetta, die unter den, oft recht zügelloſen Bohemiens der Schule ſaß, ſtolz wie eine Königin und die einem täppiſchen Halbaſiaten, der ſie um die Hüfte faſſen wollte, einmal eine derbe Maulſchelle gab. Er wollte roh werden, doch ein paar von uns ſprangen dazwiſchen und ſetzten ihn an die Luft. In den Pauſen zog die ſchöne Romagnolin ſtets ſofort eine Handarbeit heraus und ſaß mit düſterem, ſtolzem Geſicht auf einem der Pflaſterſteinhaufen draußen, bis wieder ein Eifriger brüllte: Modell! Wenn man mit ſeinem bißchen Italieniſch zu plaudern anfing, war ſie gnädig und artig, und ich bin ſtolz darauf geweſen, daß ich der Einzige war, dem ſie an Schluß der Sitzung täglich die Hand reichte. Ein Jahr ſpäter ſah ich ſie wieder — ſie rauſchte in Seide über den Markusplatz von Venedig an mir vorbei; der goldbraune Sammet ihres Geſichts war von weißer Schminke bedeckt und Stolz war nur mehr in ihrer Haltung, nicht mehr im Geſicht. Und der deutſche Maler, mit dem ich ging, ſagte: „Das iſt die Richetta, kennen Sie das Mädel nicht von München her? Sie iſt jetzt die Geliebte eines Offiziers, war aber ſchon viel tiefer drunten!" — So ſchnell!

Unter den männlichen Modellen gab's manchen ſeltſamen Kauz. Da war ein alter, ſehniger Kerl, der Akt ſtand und ein Geſicht hatte, auf dem der Phyſiognomiker alle ſchlimmen Dinge dieſer Welt leſen konnte. In der Zeichnerei kannte er ſich verzweifelt gut aus und gab, unbekümmert um die darauffolgende Replik, vor einer talentloſen Arbeit feierlich das Verdikt ab: „Mancher lernt's nie!" Ein fürchterliches — und vortreffliches Wort für die Frequententen einer Kunſtakademie, ein Wort wie das „Lasciate ogni speranza . !" über der Höllenthüre! Wir hatten es mit Rieſenlettern oben an die Atelierwand geſchrieben — beherzigt hat es keiner von denen, welche es anging. Sie ſtrichelten ihre Akte und Studienköpfe weiter, Tag um Tag, Woche um Woche, kamen nicht weiter, darbten vielleicht dabei und hätten inzwiſchen mit Heringverkaufen, Häuſeranſtreichen, Steineklopfen und vielleicht ſogar mit dem Studium der Jurisprudenz ſich ſo viel nützlicher beſchäftigen können.

Es kamen Zeiten, wo die Schule immer ſchwächere Anziehungskraft auf mich ausübte und ich war allwöchentlich vom Dienstag ab nicht mehr auf dem Maſſeianger zu ſehen. Schließlich hatte man ſich unter dem Kunſtſtudium doch etwas anderes vorgeſtellt als dieſe Übungen in der Kohletechnik, man — nicht bloß ich! Und ehe man jene nicht mit allen Chikanen weg hatte und am Schluſſe des Jahres bei der Schulausſtellung nicht wenigſtens ſeine lobende Erwähnung bekam, durfte man nicht an ein Avancement in die Malſchule denken, wo das Ding erſt ſeinen Reiz erzielt. Das ewige Einerlei hat übrigens auch die Fleißigen gelähmt, oder ganz von der Akademie abgezogen. Mit großer Bewunderung hörten wir damals durch einen ſeiner Freunde immer vom Franz Stuck erzählen, der in irgend einer anderen Klaſſe der Akademie beharrlich durch Abweſenheit glänzte und doch ſchon ſo prächtige Dinge zeichnete, wie wir ſie in Gerlachs „Allegorien und Embleme" anſtaunten. Von denen, die in meiner Klaſſe fleißig jede Woche ſechs Tage lang an ihrem Kopf ſtrichelten und wiſchten, iſt wohl keiner ein bekannter Künſtler geworden, mancher iſt ganz verſchollen, mancher verbummelt, etliche ſchlagen ſich als ungekannte Bildchenmaler ſchlecht und recht durchs Leben. In den vielen großen und kleinen Kunſtausſtellungen aber, die ich ſpäter im Leben geſehen habe, iſt mir nur ſelten der Name eines Schulgenoſſen von damals begegnet, und wenn ich zurückdenke, erſcheint es mir faſt ſchauerlich, wie viele verlorene Exiſtenzen die Kunſt durch ihr Sieb fallen läßt, bis ſie ſich einmal einen Liebling erkieſt. Am härteſten ſpielt ſie da wohl denen mit, die fleißig und talentlos ſind. Wir hatten da welche, die einmal in der Provinz ein Zeichenlehrer für begabt erklärte, einem gutmütigen Gönner empfahl und die nun mit rührendem Eifer Jahr um Jahr das leere Stroh geiſtloſer Schularbeit droſchen und nichts zuſtande brachten als unnütze, verquälte Sudeleien. Die ſchlürften ja nicht einmal den ſüßen Schaum vom Becher wie wir, die wenigſtens im Leben die Künſtler ſpielten in braunem Lockenhaar und ditto Sammetjacken! Sammetjacken! Heute noch berge ich ſchamvoll manchmal mein Geſicht in den Händen, wenn ich an eine gewiſſe goldbraune Sammetjacke mit dazu gehörigem Schlapphut und veilchenblauem Beinkleid denke, die mich in jener Zeit geſchmückt. Die flatternde Lavallière in „Crême" nicht zu vergeſſen, die damals zum Künſtler faſt ſo notwendig gehörte, wie die Cigarettendoſe und ohne



Zwei Menschen. Skulptur von Stephan Sinding.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

die's auch die Herren Profeſſoren nicht thaten. Im übrigen war die Mode der Sammetjacken und fliegenden weißen Kravatten ſozuſagen immer noch geſünder und reſpektabler als heute die dekadenten Gehröcke und Rieſenhalsbinden, hinter denen ſich kein Hemdkragen birgt. Wir waren ganz und gar nicht dekadent! Wir bummelten, ließen unſern Herrgott und den Profeſſor gute Männer ſein, machten dumme Streiche, ſtatt zu arbeiten, aber wir poſierten weder als Weltſchmerzler, noch als Übermenſchen. Die Sorte kam erſt ſpäter auf, die Sorte und die Hyperkultur! Zu unſerer Zeit ließ die Mehrzahl der Kunſtjünger eher einen beträchtlichen Kulturmangel erkennen, ohne jede Poſe, aber recht deutlich! Zu einem intimen Umgang mit dieſer echten Boheme bin ich übrigens nie gekommen; es waren auch zu merkwürdige und buntgemiſchte Elemente darunter. Von einer kleinen Gruppe öſterreichiſcher Künſtler, in deren fröhlichem Kreis ich öfter verkehrte, ſind zwei noch in München und beim Fach: Ludwig von Zumbuſch, der treffliche Maler, und Auguſt Mandlik, der wohlbekannte Zeichner der „Fliegenden Blätter“. Manchen aber aus dem Kreiſe deckt heute ſchon der grüne Raſen, ſo den braven kleinen Leo F.; ich ſehe ihn noch vor mir, wie er eines ſchönen Mittwochs den Zeichenrahmen wütend in die Ecke ſchmiß. Er hatte mit vielem Fleiß und ſehr wacker die Unterſicht eines Mädchenkopfes gezeichnet, dicht unter dem Modell kauernd, als der Profeſſor zur Korrektur kam. Dieſer war um zwei Köpfe höher, als der kleine Akademiker und ganz neu in ſeinem Amt. Unbarmherzig zeichnete er in die ſaubere Arbeit des Schülers die Konturen ein, wie er ſie ſah, von ſeinem um anderthalb Schuh höher gegelegenen Augenpunkte. Die Arbeit war verdorben, und der gute Junge kam, in dieſer Woche wenigſtens, nicht wieder. So iſt manch Einem die Arbeit verekelt worden, und ſo wird ſie heute noch manchem verekelt. Es half auch nichts, wenn die Pillen ſo ſchön verzuckert werden, wie dies z. B. der verewigte Gyſis that, der als Nachfolger Benčzurs deſſen Schule neben uns übernahm. Er nahm die Arbeit des Schülers zur Hand und brach in Rufe des Entzückens aus: „Serr gut! Wundervoll! Prächtig! Die reine Rembrandt! Die reine Rubens! — Aber — abſtauben! Abſtauben!“

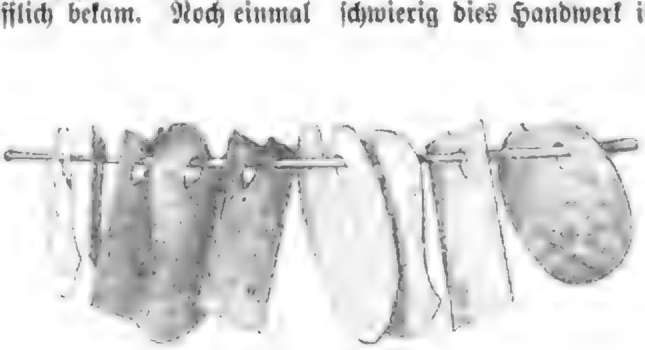
Sehe ich heute die paar Kohleköpfe wieder an, die mir der Zufall und wahrhaftig nicht eine Affenliebe zu dieſen Sünden wider den heiligen Geiſt der Kunſt aufgehoben, ſo muß ich ehrlich ſagen: ſie ſind ſchlecht! Recht ſchlecht! Keine Rembrandts — aber „Abſtauben!“ hätte der Profeſſor ruhig auch rufen können. Und daß ſehr viele Köpfe in der Schule noch viel ſchlechter gezeichnet wurden, das macht die meinigen nicht beſſer! Aber wenn ich auch in der Kohletechnik keine Triumphe feierte, ſo gab es doch eine Menge anderer Dinge, in welchen ich mich perfektionierte. Ich lernte Velocipedfahren — damals war das noch nichts ſo Selbſtverſtändliches wie heute! — und habe mir zwiſchen dem Karneval und dem Juli 1882 ein Knie, ein Fußgelenk und eine Hand verſtaucht. Und ich lernte Reiten und bin an manchem ſchönen Morgen über die Heiden galoppiert, ſtatt vor dem Modell zu ſtehen. Damals gab es noch Galopps in München; man konnte auf dem Exercierplatz zu Oberwieſenfeld loskantern und in Schleißheim den Gaul parieren. Heute gibt es da draußen überall Getreidefelder, Häuſer, Straßen und ſonſtige ſtupide Verkehrshinderniſſe! Einmal hat mich meine Reiterei in recht unbequemer Weiſe mit meiner „Schule“ von der Akademie zuſammengebracht. Ich war zu einer Frühjahrsparade aufs Oberwieſenfeld hinausgeritten auf einem hartmäuligen Durchgänger, dem meine Reitkunſt durchaus noch nicht gewachſen war. Gleich, wie wir den Exercierplatz betraten, gerieten wir in Meinungsverſchiedenheiten, der Gaul und ich; wer aber ſeinen Willen durchſetzte, war der erſtere. In einer ungeheuren Schleiſe bewegten wir uns um die ganze Paradeaufſtellung, und ich will nicht behaupten, daß ich dabei immer die Bügel unter den Sohlen ſpürte. Schließlich gelang es mir doch, den Gaul auf das Viereck loszuſteuern, das bei dieſer Gelegenheit die Zuſchauerequipagen für die Reiter in Civil freiließen! Ich war im Hafen! Aber nicht für lange: Plötzlich ertönte ein furchtbares Geſchrei, ein richtiges Indianergeheul neben mir, und meine Roſinante machte ein paar Bockſprünge, um dann pleine carrière den Rettungshafen zu verlaſſen und wieder davonzujagen zwiſchen dem Wagenpark der Sanitäter und anderen Truppenteilen durch. Erſt in nebelgrauer Ferne gewann ich die Zügel und die Herrſchaft über das Vieh wieder. Jene Schreier aber waren meine Kameraden von der Akademie geweſen, welche in corpore die Schule geſchwänzt und mich aufgeſtöbert hatten. In der Freude des Wiederſehens hatten meine Freunde ſo gebrüllt — es war ja zu lange her, daß wir uns im Atelier nicht mehr getroffen hatten!

Ganz unthätig blieb ich trotz allem Bummelleben nicht, und es iſt mein Glück geweſen in jener Zeit, daß ich ſtets ein lebhaftes Bedürfnis nach Beſchäftigung beſaß, war es auch nicht immer die, welche gerade auf der Tagesordnung geweſen wäre. Ich ſchrieb ſtill für mich eine Menge Lyrik und Novellen zuſammen — das Zeug liegt heute noch in meinem Schreibtiſch und wartet darauf, daß ich mich einmal entſchließen werde, es reſolut in den Ofen zu ſchieben. Seinen Dienſt hat es ja gethan! Und wenn ich vormittags hinter die Schule ging, ritt oder radelte, ſo war ich doch nachmittags in meinem kleinen Privatatelier an der Schillerſtraße, eine Treppe hoch über einem Kuhſtall, deſſen Düfte durch die Diele hinaufdampften — und malte! Ich hatte mir, durch Piglheins graziöſe Buntſtiftmalereien begeiſtert, einen farbenglühenden Paſtellkaſten angeſchafft und ſudelte nun friſch darauf los. Ein unverfälſchtes Gieſinger Vorſtadtmädel malte ich ſeiner ſchwarzen Rieſenaugen wegen — Augen waren meine Specialität! — als Indierin — war das ſchön! Dann hatte ich gar die Kühnheit, mich einer ſchönen jungen Dame als Porträtmaler anzubieten und ward angenommen. Es ging ja auch leidlich, ja ich darf ſagen, es kam ein recht gutes und flottes Bild zu ſtande — dank der Güte des unvergeßlichen Bruno Piglhein, der in mein Atelier kam und der jungen Dame den Kopf zurechtſetzte — auf meiner Papptafel — natürlich! Zuletzt, glaube ich, war auf dem Kunſtwerk nicht viel mehr von mir, als mein Autogramm. Und doch — wäre ich unter dieſer Anleitung geblieben, vielleicht wäre ich doch ein Maler geworden! Piglhein hatte eine ſo unendlich liebenswürdige Art, einen anzuleiten und einen ſo feinen und ſicheren Geſchmack, daß man in ſeiner Schule wohl kaum ins Bummeln geraten wäre. Vor ihm hätte man ſich doch geſchämt!

Die Vormittage mancher Woche brachte ich in der Alten Pinakothek zu, die ich damals kannte wie meine Hoſentaſche. Eine ſüße, ſüße, aber ſchließlich bei aller Süßigkeit doch himmliſchſchöne Magdalena von Carlo Dolci habe ich kopiert — leider hat ſich inzwiſchen die viele grüne Erde in den Schattenpartien ſehr bedenklich ausgewachſen. Nach der ſchönen Magdalena verliebte ich mich in eine Armida von Tiarini, das heißt vor allem in ihren ſchönen Arm und malte das Bild recht ſauber nach, als Nachfolger von Vilma Parlaghy, die vor mir eine beſſere Kopie des trefflichen Bildes vollendet hatte. Dies war das erſte und letzte Werk, das ich verkauft habe — etwa um 200 Mark! Weit mehr als die Hälfte koſtete der Rahmen. Daß ein Künſtler von ſolcher Bedeutung für die Kohle- und Rötelköpfe der Naturklaſſe zu gut war, lag auf der Hand. Der Maffeianger ſah mich ſchließlich nicht wieder! Dafür dampfte ich im März 1884 nach Italien ab und kritzelte mein Skizzenbuch voll am Lido in Venedig und auf den Colli zu Florenz, am Monte Teſtaccio, in Tivoli, am Nemiſee, am Ponte Molle und in der Villa Borgheſe. An den großen Kunſtſtätten Italiens hub dann in mir der große Katzenjammer an, der mich von der Malerei ſchließlich losriß, und ich bekam im Anſchauen dieſer Herrlichkeiten ein Verſtändnis dafür, wie viel ich noch zu lernen und wie wenig ich bisher gelernt hatte. Die Verſe und Notizen, die ich in einem ſchwarzen Ganzleinenbüchelchen von der Reiſe heimbrachte, waren ſchließlich nützlicher und beſſer, als die Aquarelle und Federzeichnungen in meinem Skizzenbuch, und ſo bereitete ſich auf italiſcher Erde mein Geſchick, langſam und ganz anders als ich gedacht. Noch im gleichen Jahre vertauſchte ich die Samtjacke mit dem blauen Rock des bayriſchen Infanteriſten und trat als Einjährig-Freiwilliger eine Lehrzeit an, die mir in jeder Beziehung vortrefflich bekam. Noch einmal freilich geriet ich, gerade durch meine Dienſtpflicht, ins Malen. Man fragte mich, ob ich für die Neuausſtattung des Offizierskaſinos die Ausführung von Gobelin-Imitationen übernehmen wolle, von Panneaux mit Putten, Blumen und Stillleben und architektoniſch umrahmten Städtebildern, die mit der Regimentsgeſchichte zu thun hatten. Ich war unver—zuverſichtlich genug, den Auftrag anzunehmen und bekam dann im Sommer viel dienſtfreie Zeit zur Schöpfung dieſer unſterblichen Werke. Mit Technik und Farbe kam ich ja ganz gut zurecht, aber ſchwere Gewiſſensqualen dulde ich immer noch, wenn ich an die Anatomie der Putten denke, welche ich auf den Panneaux mit allerhand allegoriſchen Dingen beſchäftigte. Ich erhielt ja wohl manche freundliche Korrektur von berufener Seite, aber es kamen doch Stunden verzweifelter Ratloſigkeit vor allerhand Verkürzungen und Überſchneidungen, über die ich nicht Herr wurde. Und vor dieſen Leinwandflächen erkannte ich immer klarer, daß es nun heiße, mit zäher, ernſter Arbeit von unten anfangen, oder friſchweg einen Beruf aufgeben, den ich viel zu hoch ſchätzte, um als Stümper drin mitlaufen zu wollen. Schließlich hatte — Frau Sorge die Liebenswürdigkeit, mir ſchnell über das Dilemma wegzuhelfen. Sie pochte recht ernſthaft an meine Thüre: es hieß, verdienen! Wie und was aber die Maler verdienen, die nichts können, das hatte ich genugſam aus nächſter Nähe geſehen, in den leeren, kalten Studios mancher Ateliernachbarn, im Anſchauen allerhand verkommener und hoffnungsloſer Exiſtenzen, die ſich auf der Akademie mühſam durch die Klaſſen durchſchoben, um zuletzt auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden, verdorben für dieſen und für jeden anderen Beruf!

Alſo: noch einmal umſatteln! Bald trug ich mein erſtes Feuilleton nach der Redaktion der „Münchener Neueſten Nachrichten“ — mit mehr Herzklopfen, als ich früher hatte, wenn ich die ſchwierigſte „maleriſche“ Arbeit anging. Ich fand freundliche Annahme, und ein Jahr ſpäter ſaß ich ſelbſt in der Redaktion und redigierte die Spalte „unterm Strich“.

Waren meine Malerjahre ganz verloren? — ich glaube nicht! Eins habe ich mir von meinem zweiten, verfehlten Berufe ſicher herübergerettet in mein drittes und endgültiges Metier: Eine unbegrenzte Hochachtung vor jedem Künſtler, der ſein Handwerk verſteht! Ich weiß, wie ſchwierig dies Handwerk iſt!



Lena S.

Roman von

Wilhelm Meyer-Förſter.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Generalin hatte die Welt mehr kennen gelernt, als die meiſten anderen Menſchen, und ſie liebte es, von ihren Reiſen zu erzählen, von London und Paris und den italieniſchen Seen. Dann ſaßen die Fräulein, die aus Kaſſel und Hannover ſtammten, zumeiſt aber aus der Nachbarſchaft von den großen heſſiſchen Gütern, mit erſtaunten Augen eine Frau bewundernd, die das Britiſche Muſeum und den Louvre kannte, die an Napoleons Grab geſtanden hatte und der Königin von England einmal ſo nahe geweſen war, daß ſie ſie mit der Hand hätte berühren können.

Seit Lena Stennsberg in ihr Haus gekommen war, hatte die Generalin aufgehört, dieſe glanzvollen Erinnerungen vergangener Zeiten hervorzuholen; ſie waren über Nacht verblaßt, und der feine Nimbus, der jene Reiſen in fremde Länder bisher umwebt hatte, war zerflattert.

Sie hatte von Paris erzählt, und das ſechzehnjährige Mädchen hatte dazu genickt: „Paris iſt ſehr ſchön.“

Groß, erſtaunt, verblüfft hatte die Generalin ſie angeſehen:

„Du kennſt Paris —?“

„Ja.“

„Wann warſt du dort —?“

Und Lena ſann nach — — „zum erſten Male 1867, — ja, — dann bei der Weltausſtellung, — und dann 91, — wir waren damals den ganzen Winter drüben.“

„Winter drüben —“, ſagte die Generalin. Etwas wie eine große Erbitterung kam ihr einen Moment in die Kehle. Es drängte ſie zu ſagen: ‚Jede andere Stadt und jeder andere Aufenthalt wäre für ein junges Mädchen glücklicher gewählt geweſen,‘ aber ſie wahrte ihre Haltung, ſie ſchwieg.

Mit einer etwas erzwungenen Wendung lenkte ſie das Geſpräch auf London, ſie ſprach von Weſtminſter-Hall und dem Tower, von dem ſchönen Richmond und Windſor, ſie erzählte lange, länger als ſonſt, und ſie verglich London mit Paris und betonte, ohne Lena anzuſehen, aber jedes Wort für dieſes Mädchen zugeſpitzt, daß London doppelt ſo groß und dreimal ſo intereſſant und jedenfalls in jeder einzelnen Beziehung hiſtoriſcher, einflußreicher, bedeutender und für den Fremden lehrreicher ſei als das Babel an der Seine. Sie ſprach mehr als eine Stunde, ſie redete gegen ihre eigene Überzeugung (denn jene vierzehn Tage in Paris waren bisher die außerordentlichſte Erinnerung ihres Lebens geweſen), und ſie endete damit, daß es ihr aufrichtiger Wunſch ſei, jeder ihrer Pflegebefohlenen möge es ein freundliches Geſchick vergönnen, einmal wenigſtens in ihrem zukünftigen Leben dieſe ganz einzige und volkreichſte Stadt der Welt kennen zu lernen.

Und groß, ernſt wandte ſie ſich zu Lena, die, über ihre Arbeit gebeugt, ſtumm dabei geſeſſen hatte, mit ihren Gedanken bei ganz anderem als bei Weſtminſter-Hall und den Schätzen des Britiſchen Muſeums:

„Lerne London kennen, mein liebes Kind, dann wollen wir beide wieder einmal über Paris zuſammen ſprechen.“

Zerſtreut, wie aus einem tiefen Nachdenken aufgeſchreckt, ſah Lena ſie an:

„London —? — O, ich kenne es. Wir waren jeden Herbſt in London, — wenn wir nach Newmarket reiſten.“

Eine Todesſtille ging über das Zimmer. Die Mädchen im Kreiſe ſaßen ganz ſtill und ſtarr, kein Kopf bewegte ſich, nur die Augen wanderten langſam von der Generalin zu Lena und von Lena zu der Generalin.

„Ja, ſo —“, ſagte die Generalin nach

einer Weile, und weiter ſagte ſie nichts. Und ohne Lena anzublicken, ging ſie ohne Eile, den Mund feſt geſchloſſen und die Augen geradeaus gerichtet, aus dem Zimmer hinaus.

Sie kam nie auf das Thema zurück, aber Fräulein v. Baggerſen, die den Unterricht leitete, glaubte im Intereſſe der Generalin zu handeln, wenn ſie — rein gelegentlich und ſo gut wie abſichtslos — Lena ausfragte betreffs der ſonſtigen Reiſen, die Lena vielleicht noch auszuführen Gelegenheit gehabt hätte, und als ſie dieſe Kenntnis mühelos erlangt hatte, ſtattete ſie der Generalin Bericht ab:

„Sie war in Wien, in Rom, in Sicilien, jedes Frühjahr in Nizza —“

„Sie war vielleicht auch in Japan,“ ſagte die Generalin. „Warum nicht, weshalb nicht?!“

— — — — — — — — — — —

Der Hardisberg ſtand im Regen, es war unſommerlich kalt geworden. Über das breite Weſerthal fort ſpannten ſich die Wolken von der einen Seite der Berge nach der Bergkette jenſeits des Fluſſes wie eine Brücke. Es war immer noch nicht Herbſt, aber auf den endloſen Feldern im Thale ſah man die Stoppeln, und die erſten Blätter fielen leiſe herab.

Die Stadt Oldeslo lag ganz ſtill und tot, und wenn Lena aus ihrem Fenſter ſich hinausbeugte und die menſchenleere Straße entlang ſchaute, ſo ſah ſie nur den Regen, der niederplätſcherte und auf dem ausgefahrenen Pflaſter und den jahrhundertealten ausgetretenen Granitplatten des Bürgerſteiges Lachen bildete.

Die Spaziergänge an den Nachmittagen waren nur noch kurz geweſen, und wenn die Generalin es trotz Regenwetter für notwendig hielt, ihre jungen Damen hinauszuführen, ſo ging man dicht hintereinander in Gummiſchuhen und Regenmänteln unter einer Doppelreihe von Schirmen wie ein Trauerzug.

Aber Lena war glücklich. Sie ſah George jeden Tag; zu einer feſtgeſetzten Stunde ging er am Hauſe vorbei, und in dieſem Harren, Warten und dem kurzen Moment, in dem ihre Augen ſich begegneten, in der ängſtlichen Sorge, dieſen Moment nicht zu verfehlen, lag ein Zauber, der ſie vielleicht feſter aneinander kettete, als eine ungehinderte Liebesfreiheit, die den vollen Becher des Glücks darreicht.

Jetzt war die Zeit der großen Rennen in Iffezheim, die alljährlich in dem Chaos von Hin- und Herreiſen eine Art von Ruhepunkt gebildet hatte. Frühmorgens ſtreifte man durch die Berge des Schwarzwaldes, nachmittags fuhr man über Oos in das Rheinthal, um die Rennen zu ſehen, und am Abende ſaß man im Kurpark zu Baden-Baden, wo zwiſchen allen Bäumen bunte Lampions leuchteten, während die Muſik mitten in dem Trubel ihre heiteren Melodien ertönen ließ, die dann in dem nächtlichen Schwarzwaldthale die Berge hinauf erklangen.

Lena dachte daran, aber ohne Sehnſucht.

Immer wieder klang aus ihres Vaters Briefen derſelbe Ton: „wenn du dich in deiner Einſamkeit und Verbannung nicht glücklich fühlſt, Lena, ſo ſchreib ein einziges Wort, und ich hole dich —“

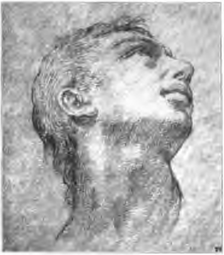
— Aber Lena war glücklich. Glücklich wie nie in ihrem Leben zuvor.

Auch Schwerin ſchrieb. Regelmäßig an jedem Sonnabend ſetzte er ſich hin und verfaßte mit ſeiner großen ſteifen Handſchrift genau vier Seiten Text, in dem er mit einer ſonderbaren Trockenheit genau berichtete, was in der Woche ſich zugetragen hatte, — zumeiſt eine rein ſchematiſche Aufzählung der ſportlichen Thatſachen —, aber Lena wußte ſehr wohl, wenn ſie am Montag Morgen den Brief erhielt, daß der Major zum mindeſten einen Nachmittag zur Abfaſſung ſeines Schreibens geopfert hatte.

Und ſie mußte lächeln, wenn es, zuerſt nur ſchwach angedeutet, aber dann immer durchſichtiger aus des Majors Briefen wie Reue klang. Er hatte zehn Jahre den Rittmeiſter mit der Darlegung gequält, daß Lena fortgegeben werden müſſe, und nun ſein Wille erfüllt war, ging aus jeder ſeiner ſtiliſtiſch merkwürdig gewundenen Andeutungen hervor, daß er Lenas Fortſein als eine große Leere empfand.

Es kamen allerlei Sendungen von ihm an, zuerſt nur ſpärlich und in beſcheidenem Maßſtabe, dann häufiger und ſchließlich in einem Umfange, der die Generalin und alle Bewohner des Hauſes in Staunen verſetzte. Große Körbe voll Trauben, Kiſten voll Süßigkeiten, Blumenarrangements von einer Koſtbarkeit, wie ſie der Major in ſeinem

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf. Handzeichnung von Perino del Vaga, genannt Buonaccors,
in der Sammlung des Herzogs von Devonſhire.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

bewegten Junggeſellendaſein an Damen zu ſenden vielleicht die Gewohnheit angenommen hatte, die im Hauſe der Generalin aber naturgemäß ein außerordentliches Befremden hervorrufen mußten.

Und Briefe kamen auch von George, die trotz aller Wachſamkeit der durch eine zwanzigjährige Praxis wohlerfahrenen Generalin in Lenas Hände gelangten. Es waren Liebesbriefe einer abſonderlichen Art, ſchwerfällig im Stil und ungelenk, aber ſo und nicht anders konnte der große George ſchreiben.

Sie küßte die Briefe und verbarg ſie und holte ſie wieder hervor, um ſie von neuem zu küſſen.

Sie war glücklich.

Immer plätſcherte der Regen gegen die Fenſter, ein kalter Wind kam aus dem Weſerthal und fegte draußen im Garten durch die Baumkronen.

Lena breitete die Arme aus und ſchaute über den Garten weg nach den Bergen, an denen die Wolken wie ſchwere Schleier hingen. Berge und Thal und Weſer und Stadt — nun hatte ſie eine Heimat!

4. Kapitel.

Sie trafen ſich nur ſelten. In der Mittagsſtunde nach der Mahlzeit, wenn die Generalin in ihrem Zimmer ſich aufhielt und zu leſen vorgab, während ſie in Wahrheit den für ihr Alter notwendigen Schlaf hielt, — und wenn Fräulein v. Baggerſen ſich gleichfalls in ihr Zimmer zurückgezogen hatte und gleichfalls zu leſen vorgab und vielleicht gleichfalls ſchlief —, in dieſer kurzen Mittagsſtunde war dann und wann eine der Freundinnen tapfer genug, Lena zu begleiten.

Es fand ſich immer derſelbe Vorwand: zur Poſt gehen, um Briefmarken zu kaufen (denn es war eine der Eigentümlichkeiten der Generalin, daß ſie trotz des beträchtlichen Briefmarkenkonſums ihres Hauſes ſich nie entſchließen konnte, größere Mengen derſelben anzuſchaffen und auf Lager zu halten), aber gleich hinter der Poſt bogen die Mädchen rechts ab die ſchmale Bergſtraße hinauf, und mit pochendem Herzen ging es an den letzten Häuſer vorbei, dann in den Feldweg und endlich — tief aufatmend — in den dunkeln Hardisberg.

Der Zauber der Angſt lag über dieſen kurzen Minuten, ſie gingen dicht aneinander geſchmiegt, mit großen furchtſamen Augen, haſtig, bisweilen rückwärts ſchauend, ob niemand folgte, vor jedem Kinde erſchreckend, das über die Straße lief, — und dann endlich über das ſchlafende Oldeslo triumphierend, durch das ſie mitten hindurch geſchritten waren und in dem niemand ſie auf dem verbotenen Wege erſpäht hatte! Der grüne Wald ſchien mit ſeinen ſchützenden Armen ein Märchenwald und die Stadt hinter ihnen der blinde Oger, deſſen Krallen man durch ein Wunder entronnen iſt.

Dann kam George.

„Wieviel Jahre biſt du älter als ich, George?“ — Sie rechnete nach: „Sechs, faſt ſieben!“

Sie verlangte, daß George erzählte: von ſeiner Mutter, von ſeinem Vater, — alles kleinſte aus ſeinem Leben. Von Marburg und Göttingen, von ſeinen Freunden in Marburg und Göttingen, von ſeinen Arbeiten, — und wenn George ihren Kopf zwiſchen ſeine großen Hände nahm, aus denen dann nur noch ihr Geſicht ſchmal hervorſchaute:

„Lena, nun erzähle du auch —“.

Dann lächelte ſie: „Ach, ich!“

Und flüchtig, als ob es ſich kaum lohne, von dem allen zu reden, ging ſie über die Jahre ihrer Kindheit hin, da und dort kurz verweilend, — nur wenn ſie auf den Vater zu ſprechen kam, wurde ſie lebhaft:

„Du hätteſt ihn damals ſehen müſſen, George, als wir in Nizza und Baden die großen Rennen gewannen, Papa ſelbſt im Sattel! Als er ‚James‘ ritt und Schwerin mich auf den Arm nahm — ich war damals noch klein — und ganz laut ſchrie über den ganzen Rennplatz hin: ‚Da ſieh, Lena! Da ſchau, Lena!‘ — ach, du hätteſt es ſehen müſſen, George, du hätteſt es ſehen müſſen —!“

Er verſtand ſie nur zur Hälfte, er begriff das alles nicht, ſie erzählte von Menſchen und Dingen, von denen er kaum je gehört hatte, und ſie huſchte darüber hin, als wären es die ſelbſtverſtändlichſten Dinge der Welt.

Wenn er bat: „Lena, du mußt mir das erklären,“ — dann zuckte ſie ungeduldig die Achſeln:

„Ach nein, George, wozu, es iſt ja alles ſo gleichgültig, wir wollen von dir reden, das iſt hundertmal wichtiger.“

Und plötzlich ſagte ſie: „George, wann werden wir heiraten?“

Er ſann nach, dann begannen ſie beide zu zählen, zu rechnen. Sie verkürzten die Friſten, wo immer ſich ein Monat oder auch nur eine Woche verkürzen ließ. Zu Oſtern würde George mit dem Examen fertig ſein, dann war er Arzt, ſelbſtändig und auf eigenen Füßen.

Dann war Lena ſiebzehn, faſt achtzehn, — alſo nur noch ein kurzes Jahr, weniger als das, und ſie würden für immer zuſammengehören.

Sie ließen ſich los, ſie gingen nebeneinander wie zwei, die jetzt nicht Zeit haben zum Koſen, und ſie zählten noch einmal Woche für Woche — —

„Und dein Vater, Lena —?“

Sie ſah ihn erſtaunt an, einen Moment verſtand ſie ihn nicht, dann glitt ein glückliches Lächeln über ihr Geſicht, und behutſam ſeine Hände nehmend, als wären es nicht ſeine Hände, ſondern zwei Hände, die zärtlich wie keine anderen ſie von Kindheit an umfaßt gehalten hätten, ſagte ſie leiſe:

„Er wird dich ſehr lieb haben, George.“

Sie nahm ſeine Hände und legte ſie an ihre Wangen und ließ ſie ſanft auf und ab gleiten. Sie ſah ihn dabei nicht an, ihre Augen ſuchten jemand in der Ferne.

„Und deine Mutter, George?“

Er antwortete nicht gleich, und dann in ungeſchickten Worten: ſie würde auch ſehr glücklich ſein, gewiß. Sie würde überraſcht ſein, natürlich, — aber dann, — o ſie würde dann ſehr glücklich ſein.

Lena preßte ſeine Hände und ſchaute ihm ins Geſicht:

„George, wenn du es ihr ſagen würdeſt, jetzt ſchon, du? Heute noch?“

Er verlor die Haltung: „Du kennſt ſie nicht, Lena, ſie iſt eine alte Frau. Nein, nein, es iſt unmöglich, ſie würde es gar nicht begreifen.“ Und ſtotternd, wie jemand, der nach Gründen ſucht und ſie nicht findet, zählte er her, wie ſeine Mutter ſich ängſtlich vor jedem möglichen Wechſel ihres oder ſeines Lebens fürchte, wie ſie ſchon ſeinem Vater durch eine gutgemeinte Engherzigkeit das Leben ſchwer gemacht habe. Wie ſein Vater immer wieder hatte hinaus wollen, in irgend einen größeren Wirkungskreis, daß er ſich zeitlebens nach ſeiner Heimat Lauſanne zurückgeſehnt hatte, aber daß jeder Verſuch an dem Widerſtande ſeiner Mutter geſcheitert ſei.

Langſam fand er ruhigere Worte:

„Wir ſind nicht reich, Lena, das iſt es. Meine Mutter hat ewig rechnen müſſen, — ihre ganze Sorge und wofür ſie noch lebt, iſt meine künftige Exiſtenz. Ich muß ihr zeigen, daß ich etwas erreicht habe. An dem Tage nach dem Examen gehe ich zu ihr, dann erzähle ich ihr von uns beiden. Nicht wahr? — — Du —? Lena — —?“

Sie nickte, ohne ihn anzuſchauen, und als George ihren Kopf emporrichtete, ließ ſie das willenlos geſchehen, aber ihre Augen blickten ausdruckslos an ihm vorbei.

„Ich habe doch recht, Lena, — nicht wahr?“

Sie wandte ſich langſam zu ihm: „— Recht —?“ — als ob ihre Gedanken weit fort geweſen ſeien, und als habe ſie in der einen Sekunde über Vieles, Fernes nachgeſonnen, — — „ja, du haſt vielleicht recht. Ich kenne deine Mutter nicht, aber du kennſt ſie. Du mußt das beſſer wiſſen als ich.“

Er fühlte, wie ihm das Blut ins Geſicht ſchoß. Einen Moment kam ihm — vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben — das Gefühl der grenzenloſen Abhängigkeit zum Bewußtſein, dieſer in mehr als zwanzig Jahren erzwungenen Unterwerfung unter den Willen ſeiner Mutter. Ein Rieſe an Geſtalt und Körperkraft, hatte er ſich immer von anderen leiten laſſen, gutmütig und ohne Widerſpruch. Von ſeinen Freunden und von ſeiner Mutter. Es rang in ihm, als ob er mit einem Ruck und einem entſcheidenden Worte dieſe Feſſeln zerreißen wollte, aber dann ging über ſein gutes Geſicht ein ſo hoffnungsloſer Zug, daß Lena alles vergeſſend mit einer ſtürmiſch ausbrechenden Liebe die Arme um ſeinen Hals ſchlang.

„Es iſt ja ſo gleichgültig, George, wir wollen nie mehr davon ſprechen. Es war nur ein Einfall von mir, weiter nichts. Wir haben ja beide Zeit, noch ſo viel Zeit, nicht wahr?“

Ein glückliches, mütterliches Gefühl nahm ſie ganz gefangen: für dieſen großen, geliebten Jungen von nun an ſorgen!

Und während ſie weiter ſprach, lächelnd und ſo leicht über ſeine Verwirrung hinweggleitend, daß George die Faſſung wieder gewann, arbeitete es in ihrem Kopf und ſann ſie nach:

Sie würde Georges Führerin werden, ihn, der von der Welt nichts kannte und wußte, hinausbringen. Er allein würde nie den Weg hinaus finden, aber fortan hatte er ſie als Leiterin!

Hier in Oldeslo wollte man ihn einmauern!

Wie einſt ſeinen Vater.

Und mit George ſie ſelbſt!

Wie war es möglich, daß ſie ſich mit dieſem Gedanken vertraut gemacht hatte?! Daß er ihr als eine Notwendigkeit erſchienen war, die mit Georges Beſitz für ſie unlöslich verknüpft ſein würde?!

Sie fuhr ſich über die Stirn, wie erwachend.

Sie hatte das Gefühl einer Kraft in ſich, die wachſen und eines Tages Feſſeln zerreißen würde, aber — ſeltſam — in dieſe ſiegesfrohe Zuverſicht klang es wie Trauer, als ob irgendwo im Herzen etwas Feinſtes mit leiſem Schrillen zerſprungen ſei.

— — — — — — — — — — —

Sie ging wieder bergab mit der Freundin. Die Kleine, ängſtlich, erregt, trieb zur Eile:

„Lena, wir kommen zu ſpät, die Generalin wird außer ſich ſein!“

Aber Lena ging mit gleichmäßigen Schritten. Als die Häuſer von Oldeslo kamen, hielt ſie den Kopf nicht mehr ſcheu zur Seite, ſondern blickte nach rechts und links, als ob ſie zum erſten Male durch einen fremden Ort gehe und nun alles in Ruhe betrachte. Die ſchmale Bergſtraße mit den eng aneinander gebauten Häuſern und den langen Mauern war ihr jedesmal und heute noch wie eine Szene aus den Märchenſtücken erſchienen, die ſie als Kind auf den Theatern bewundert hatte, — nun ſah ſie, daß es alte, baufällige Hütten waren mit ſchäbigen Vorhängen an den Fenſtern und mit kleinen engen Höfen, in denen der Schmutz ſich zu verbergen keine Mühe gab.

Sie raffte unwillkürlich das graue Kleid zuſammen, und zum erſten Male ſeit langer Zeit dachte ſie daran, daß man am Tage der Ankunft ihre zierlichen Kleider in die großen Schränke der Generalin geſchloſſen hatte, aus denen dieſelben — nach Verſicherung von Fräulein v. Baggerſen — erſt dann wieder an das Tageslicht gebracht werden würden, wenn Lena nach einem Jahre oder ſo Oldeslo verlaſſen und in die große Welt zurückkehren dürfe.

Wie man ſich zu einem Märchenſpiel fertig macht, ſo hatte ſie ohne Widerſtand das nüchterne graue Kleid mit dem weißen Umlegekragen angezogen, mit den engen weißen Manſchetten an den Handgelenken und der einfachen Knopfreihe, die ſich über ihrer Bruſt ſpannte und zerrte.

Ein Märchen waren die ganzen Monate geweſen, und Lena hatte wie die Prinzeſſin, die auf Abenteuer auszog, mit verwunderten Augen in eine neue fremde Welt hineingeſchaut, und war ſehr glücklich geweſen. Die Todesſtille der kleinen Stadt, das Haus der Generalin mit der ſpartaniſchen Einfachheit, die ſtrenge Einteilung der Stunden, die neuen Anforderungen, Einſchränkungen, die Kleidung, die Mahlzeiten, — das alles zuſammen genommen hatte ſchon durch den Gegenſatz zu ihrem früheren Leben ſie wie mit einem Zauber gefangen genommen.

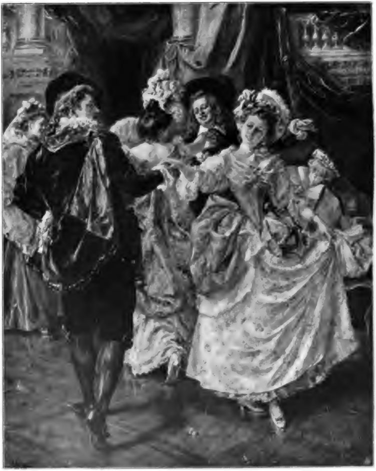
Dann alle Mädchen, die ſich um ſie drängten, ſie bewunderten, ihre Freundſchaft ſuchten, ein einziger großer Kreis voll Zärtlichkeit!

Zwiſchen den verträumten Straßen und Gärten von Oldeslo lag das große weiße Haus der Generalin, das mit dem langen Speiſeſaal und den vielen kleinen Zimmern an die Hotels erinnerte, in denen Lena ihre Jugend verlebt hatte. Auch hier wechſelten die Inſaſſen, wenn auch freilich nicht Tag für Tag, ſo doch Jahr für Jahr. Und freilich war es ein Hotel ohne Portier und Kellner und ohne den Lärm der großen Karawanſereien. Wenn man abends ſchlafen ging und die letzten Lichter erloſchen waren, ſo lag das Haus in einer Grabesruhe, und nur der Wind, der draußen in den Bäumen des Gartens rauſchte, unterbrach von Zeit zu Zeit das nächtliche Schweigen.

Und dann die Stadt ſelbſt! Zwiſchen den großen Pflaſterſteinen ſproß das Gras, und, wenn man nachmittags durch die Gaſſen ging, ſo lagen ganze Straßenzüge wie ausgeſtorben. Den Glanzpunkt bildete das Hotel zur „Kaiſerkrone“, vor dem die Geſchäftsreiſenden in dem altmodiſchen, mit allen Fenſtern klirrenden Hotelomnibus anlangten, und von wo aus ihre zweiſpännigen Reiſewagen, ſchwer beladen mit großen Muſterkaſten, ins Land hinein fuhren.

Oben am Marktplatz lag die Kirche, in die an jedem Sonntag die Generalin ihre Pflegebefohlenen führte. Und dieſe Kirche mit hölzernen Emporen, der kleinen, merkwürdig geſchnitzten Kanzel und den niedrigen Glasfenſtern, durch die das Sonnenlicht viele bunte Strahlen hereinſchickte, mit der alten ſchönen Orgel, den ſeltſamen Kirchenſtühlen, in denen man eingepreßt ſaß wie in großen Holzkoffern, mit der ſchweren Eichenthür am Eingange, die nach Schluß des Gottesdienſtes weit geöffnet wurde und durch die dann in breiten Maſſen das helle Tageslicht hereinflutete, — dieſe Kirche mit ihrem Gottesfrieden war für Lena die Krone des Märchens. Sie hatte alle großen Kirchen der Chriſtenheit geſehen: St. Pauls Church in London, Notredame in Paris, den Dom zu Köln und den Rieſen von St. Peter in Rom. Hin und wieder war ſie in den vielen Reiſejahren von Schwerin, der das bisweilen liebte, in den Gottesdienſt mitgenommen, aber das waren flache, undeutliche Erinnerungen. Die kleine Kirche von Oldeslo, auf deren Empore ſie Georges Geſicht ſah, hatte Gefühle von einer Innigkeit in ihr wachgerufen, wie ſie ſie nie gekannt hatte.

Dann war da der Bahnhof! Der kleine, lächerliche Bahnhof ohne Halle, durch den die Kurierzüge und Schnellzüge mit unverminderter Geſchwindigkeit hindurchjagen, als ob es eine Stadt Oldeslo überhaupt nicht gäbe. Die Generalin liebte ihn, wie alle Leute von Oldeslo ihn liebten, und wie vielleicht alle Einwohner kleiner Städte ihre Bahnhöfe lieben, — und wenn es im Hardisberge regnete und draußen die Wege in Feld und Wald unpaſſierbar waren, ſo ging die Generalin die Breite Straße entlang, links über den Kirchhof weg zum Bahnhofe. An jedem Nachmittage um fünf Uhr, oder kurz vor fünf, ſah man dann fernher aus



Pas de quatre. Nach dem Gemälde von E. R. Garrido.

Digitized by Google

der Ebene eine kleine Wolke aufſteigen, die ſich ſchneller und ſchneller näherte und das Kommen des Paris-Petersburger Expreßzuges bedeutete. Er flog durch den Bahnhof, und zehn Sekunden ſpäter war er hinter der Böſchung verſchwunden. Aber für die Generalin und für alle Mädchen und ſchließlich auch für Lena war ſein Vorüberbrauſen immer ein kurzer aufregender Moment.

Die Generalin liebte es, den Zug zu erläutern, ſeine Abfahrtszeit von Paris und ſeine Ankunftszeit in der ruſſiſchen Hauptſtadt. Er bedeutete für ſie vielleicht jedesmal eine wehmütige Erinnerung an vergangene Tage, während er den Mädchen ein Symbol der Zukunft war. Einmal würde der Tag kommen, wo auch ſie in die große Welt hinausfliegen würden, die allermeiſten von ihnen wohl ſchwerlich mit dem Paris-Petersburger Schnellzuge, aber doch mit irgend einem anderen, in irgend eine unbekannte Weite.

Ja, auch der Bahnhof hatte zu Lenas Märchen gehört. Er war gewiſſermaßen der Thorweg, durch den ſie in die fremde Welt hereingeſchritten war, und der Thorweg, durch den ſie einſt wieder hinausziehen würde. Er bedeutete die Freiheit, eine Freiheit freilich, nach der Lena ſich im Laufe dieſes erſten Vierteljahres nie geſehnt hatte.

— — — — — — — — — — —

Nun war der Traum vorbei.

Sie ging an der Seite der kleinen Freundin den Berg hinab und ſah drüben den Bahnhof liegen, — ſie gingen die Breite Straße entlang und kamen an den Marktplatz und die Kirche, — ſie ſchritten an der „Kaiſerkrone“ vorüber, aus deren Gaſtfenſtern ein paar Geſchäftsreiſende lehnten, — ſie ſah die Häuſer, die Menſchen, und über dem allen lag nichts mehr von der lächelnden Stimmung des Märchens.

Ja: etwas ſehr Feines war in ihrem Herzen klirrend zerſprungen.

Sie kamen nach Hauſe. Irgend jemand, die Generalin oder Fräulein v. Baggerſen, bemerkte, daß ſie erſtaunt ſei, die beiden Mädchen ſo ſpät kommen zu ſehen; wo ſie geweſen ſeien, und daß es ungehörig ſei, ſich in ſolcher Weiſe umher zu treiben, — und Lena antwortete irgend etwas darauf, — ſie erinnerte ſich ſpäter nicht was. Aber ſie ſagte es in einem Tone ſo kühl und ſo ganz von oben herab, daß die andere ſie anſtarrte und, ohne eine Antwort zu finden, Lena vorbei ließ.

Sie ging allein in ihr Zimmer und ſetzte ſich auf das Fenſterbrett und ſchaute hinaus in die Gärten, auf die roten Dächer, hinüber zur Kirche und über die Stadt fort nach dem Hardisberge.

Sie empfand ein Schmerzgefühl. Das alles da unten hatte ſie ſehr lieb gehabt .. die Stadt, die Häuſer, die niedrigen alten Mauern und die Heckengänge, vielleicht auch die Menſchen, vielleicht auch dieſes Haus hier, das ihr zum erſten Male etwas wie eine Heimat geworden war.

Eine Heimat.

Drüben rechts, verdeckt von Bäumen, lag Georges Haus. In dieſem Hauſe wohnte ſeine Mutter, und dieſe Mutter würde mit allen Mitteln George feſthalten wollen, ihn hier einzwängen in Oldeslo, ihn lebendig begraben. Ihn, und dann mit ihm ſie ſelbſt!

Ein Haß gegen die Stadt ſtieg in ihr auf. Die feine Poeſie, mit der ſie das alles umkleidet hatte, war zerſtoben. Es war nicht mehr die kleine Märchenſtadt, ſondern der tote, weltvergeſſene Ort, in dem man, müßte man ewig in ihm leben, erſticken würde.

Sie hatte die große Welt ohne ein Gefühl des Bedauerns hinter ſich verſchwinden geſehen; nie in dieſer ganzen Zeit war auch nur der Schatten einer Sehnſucht aufgeſtiegen; nun plötzlich regte es ſich in ihr, und ſie ſah mit großen ſtarren Augen über die Stadt und die Felder hinweg, in eine Weite, aus der es zu locken und zu winken ſchien: „Komm wieder, Lena!“ Ihr Blick glitt das graue Kleid entlang, und ſie fuhr leicht mit der Hand darüber hin, wie jemand, der etwas fortwiſchen will.

— — „Komm wieder, Lena — —!“

— — — — — — — — — — —

An dieſem Nachmittage beliebte es der Generalin, mit den Mädchen den Weg nach dem Hardisberg einzuſchlagen. In der Stadt gingen die Damen mit ernſten und ſtrengen Geſichtern, draußen im Felde begann das Schwatzen und Lachen, nur Lena ging in der erſten Reihe, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie durchkreuzten den Hardisberg, dann wollte es der Zufall, daß die Generalin in den alten grasverwachſenen Weg einlenkte, der unten am Berge herführt und auf dem Lena ihre glücklichſte Stunde verlebt hatte. Man ging gemächlicher, man ſuchte Blumen, die Generalin ſelbſt beugte ſich und ſchnitt für die Porzellanvaſen im Speiſeſaal lange Gräſer ab. Lena ſtand in der Mitte des Weges und wartete auf die anderen. Sie bückte ſich nicht, ſie ſagte kein Wort, ihre Augen gingen nur müde im Kreiſe.

Dann, ganz unvermittelt, hatte ſie die Empfindung, daß dieſes Lachen und Schwatzen und das Zerraufen der Blumen und Gräſer auch die letzte ihrer ſonnigen Erinnerungen zerſtörte.

Dort drüben hatte George ſie umarmt, und an derſelben Stelle kniete die hagere Generalin im ſchwarzen Kleide und ſchnitt mit dem verbrauchten Federmeſſer, das man aus der Zeichenſtube kannte, in das Gras.

Dann allmählich, als ob das der Höhepunkt der Kriſis geweſen ſei, wurde Lena wieder ruhiger.

Sie gingen bergab, heimwärts, und Lena ſah die Stadt in einem freundlicheren Lichte: lohnte es ſich, das kleine, dürftige Neſt zu haſſen —? Bloß deshalb zu haſſen, weil man es fürchtete? Lena hatte nichts zu fürchten. Sie würde die Siegerin bleiben, leicht, mühelos, — George mit ſich nehmen und ihn draußen emporführen zu einer Größe, zu einer Höhe, — bis er Oldeslo vergeſſen haben würde und alles, was ihn hier gekettet hatte. Ja, von nun an würde ſie ihn ſchützen müſſen und für ihn ſorgen!

5. Kapitel.

Auf einem blauliniierten, zerknitterten Quartblatt, im Zickzack aus irgend einem Schreibheft geriſſen, hatte Lena mit Bleiſtift geſchrieben (unorthographiſch, wie immer, wenn ſie in Haſt war):

„Sei Punckt 12 an der Bahn, George, Papa kommt. Er reiſt Abends 10 wider ab. Du mußt auf jeden Fall kommen. Du mußt ihn ſehen. Du ſihſt ihn zum aller-allererſten Mal! Ich bin glücklich vor Freude! Er kommt Punckt 12 oder ein paar Minuten ſpäter.“

— — George war lange vor der feſtgeſetzten Zeit auf dem Bahnhof, und als eine Viertelſtunde nach ihm die Generalin erſchien und mit Lena auf und ab promenierte, lehnte er ſeitab in dem Schatten einer Mauer. Aber Lena ſuchte haſtig mit ihren Augen den Bahnſteig entlang, — dann fand ſie ihn und nickte mit einem Lächeln.

Sie ſah ganz anders aus als ſonſt. Sie trug das graue Kleid, aber darüber — zu Ehren des Beſuches und mit beſonderer Erlaubnis der Generalin — eine Jacke aus dunklem Sammet mit Pelz beſetzt, in der George ſie nie geſehen hatte.

Sie ſah ſtrahlend aus, und jedesmal, wenn ſie an ihm vorbeikam, lächelte ſie ihm zu. Sie wandte den Kopf alle Augenblicke nach der Richtung, aus welcher der Zug kommen mußte, — in jeder Bewegung und Miene ſah man das Glück der Erwartung.

Es war ein ſonniger Oktobertag. Ein warmer Wind kam über die Felder, und ganz leiſe löſten ſich die Blätter der Platanen und flatterten auf den Bahnſteig und die Schienen.

Links drüben lag der Hardisberg, der mit den braunen Herbſtfarben in der Sonne wie ein Schild aus Bronze glänzte.

Nach einer Weile erſchien der Stationsvorſteher mit der roten Mütze, hinter ihm der Gepäckträger, der in Oldeslo ein nicht ſchweres, aber auch nicht einträgliches Daſein führt, ferner der Poſtbote mit dem kleinen, ſchmalen, grauen Beutel, in welchem die Oldesloer Briefſchaften enthalten ſind, und dann endlich trat der Gepäckträger an die große Glocke, die er eine Zeit lang in Bewegung ſetzte. Denn nun ſah man die feine Rauchwolke in der Ferne auftauchen, die dieſes Mal keinen der vorbeifegenden Schnellzüge anzeigte, ſondern den gemächlichen Mittagszug, der jahraus, jahrein an jedem Tage in Oldeslo drei oder vier Minuten Station macht. George trat unwillkürlich ein paar Schritte vorwärts, aber Lena ſah ihn nicht, denn mit großen weitoffenen Augen ſpähte ſie dem Zuge entgegen, das Geſicht in einer halb glücklichen, halb ängſtlichen Spannung — — — und dann ſchrie ſie auf: „Papa!“

Auf hundert Schritt Entfernung hatte ſie ihn am Fenſter erkannt.

Mit einem Sprunge war ſie von der Seite der Generalin fort, über das vordere Schienengleis hinweg dem Zuge entgegen, und ehe noch der Zug zum Stehen gebracht war, hing ſie an den Griffen des Wagens, die ſchmalen, gelben Stiefel auf dem Trittbrett, ſtürmiſch dem Vater die Hände entgegenſtreckend, der im nächſten Moment nichts ſagen konnte als:

„Aber Lena! Aber Lena!“

Der Schaffner eilte heran, um zu öffnen, doch ſie war ihm längſt zuvorgekommen.

Sie umhalſte den Vater, ſie belud ſich mit ſeinem kleinen Koffer und dem grauen Bündel, in dem Stöcke, Schirme und Reitpeitſchen zuſammengebunden waren, dann ließ ſie die Sachen achtlos zu Boden fallen und umarmte ihn von neuem, — und nahm die Sachen wieder auf, und ſchließlich lag ſie an ſeiner Bruſt, ſchluchzend, lachend.

Langſam und vornehm kam die Generalin heran; ſie betrachtete die Gruppe mit dieſem ſonderbaren, einigermaßen verlegenen Lächeln, das man bei ſolchen Gelegenheiten aufſetzt und das eigentlich kein Lächeln iſt. Faſt gewaltſam machte ſich der Rittmeiſter von Lena frei, aber in ſeinem linken Arm blieb ſie doch liegen, als er nun auf die Generalin zutrat.

Vielleicht war er auf das Zuſammentreffen mit der Dame nicht vorbereitet, vielleicht hatte er erwartet, Lena allein zu finden — in ſeinem hageren, blaſſen Geſichte zuckte es einen Moment, und es koſtete ihm Anſtrengung, ein paar Worte zu finden.

„Ich war in Rußland und — in — in England, meine Gnädige, ich wäre ſonſt längſt gekommen. Sie haben ſich Lenas ſo freundlich angenommen, — ja — ich bin Ihnen vielen Dank ſchuldig.“

Er bot ihr den Arm und führte ſie den Bahnſteig entlang dem Ausgange zu, während Lena ſeine linke Hand umklammert hielt. So kamen ſie dicht an George vorüber, und mit ſtrahlenden Augen ſah Lena ihm ins Geſicht, als wollte ſie ſagen:

‚Da iſt er, George. Was ſagſt du nun?‘

Sie ſtiegen in Piepers zweiſpännigen Wagen, der draußen hielt und in Anbetracht des ſehr kurzen Weges vielleicht nicht notwendig geweſen wäre, deſſen Gebrauch aber die Generalin, die ſonſt ſtets zu Fuße ging, bei ſolchen Gelegenheiten für unerläßlich hielt. —

Langſam verließ George den Bahnſteig und langſam kehrte er in die Stadt zurück.

So oft er mit Lena zuſammen geweſen war, hatte ſie ihm in einer faſt überſchwenglichen Weiſe von ihrem Vater erzählt. Er kannte ihr Bild, auf dem der Rittmeiſter leicht vorgeneigt ſteht, ein großer, ſchlanker Mann im dunklen engliſchen Anzuge, ein ariſtokratiſches Geſicht mit kurzgeſchnittenem Haar und kurzem blonden Schnurrbart. Eine ſehnige Reiterfigur, der man auf den erſten Blick den Offizier anſah.

Und nun das! George begriff es nicht. Ein müder, gebrochener Mann, deſſen Haar und Bart ergraut waren. Der, als Lena ihn ſtürmiſch umarmte, ſo eigentümlich unſicher, ängſtlich gelächelt hatte, und dem man es anſah, wie er ſich an der Seite der Generalin Mühe geben mußte, eine ſtraffe Haltung zu wahren.

In der „Kaiſerkrone“, in dem kleinen runden Zimmer, das an den großen Speiſeſaal ſtößt, wurde das Diner ſerviert. Die Generalin hatte, wie es die Höflichkeit erforderte, den Rittmeiſter gebeten, die Mahlzeit in ihrem Hauſe einzunehmen, als er aber nervös abwehrte und — ſtockend, in der vagen Hoffnung, ſie werde nicht annehmen — ſie ſeinerſeits bat, mit Lena und ihm im Hotel zu ſpeiſen, fand ſie keinen Anlaß, dieſe Bitte abzuſchlagen.

Die „Kaiſerkrone“ war ein altmodiſches Haus, ganz anders als die tauſend Hotels, die Lena in ihrem Leben geſehen hatte, und trotzdem hatte ſie, nun ſie am Arme des Vaters hineinſchritt, die wunderliche Empfindung, wieder auf Reiſen zu ſein, wie einſt. Sie war glücklich, ſie lachte: „Sieh nur, Papa, die merkwürdige Treppe mit dem Holzgeländer, die niedrigen Korridore und die uralten Bilder.“ Der Kellner nahm ihr das Jackett ab, und ſie ließ ihn gewähren, ohne ſich auch nur umzuwenden, wie eine Dame, wie damals.

Nur einmal, flüchtig kam ſie dazu, den Papa zu umarmen, ein paar Worte mit ihm zu flüſtern (während die Generalin ihr den Rücken drehte, um vor dem goldgerahmten Spiegel ihre Locken zu ordnen), als ſie ihn aber voll anblickte, ging über ihr Geſicht ein ängſtliches Erſchrecken:

„Papa, du biſt krank?! Wie ſiehſt du aus?! Papa, ſieh mich an!“

Er wehrte ab: „— — Nichts, gar nichts. Aber ich will mit dir allein ſein. Ich bin hergekommen, um mit dir allein zu ſein.“

Er murmelte etwas vor ſich hin und biß ſich in zuckender Nervoſität auf die Lippen, — dann bot er der herantretenden Generalin den Arm.

Man ging zu Tiſche.

— — „Das war im Jahre 51, als ich zuerſt nach Berlin kam“ — erzählte die Generalin, — „mein Gott, wie jung war ich damals!“

Sie nippte an dem ſpitzen Glas und nippte noch einmal. Über ihr vertrocknetes Geſicht hatte der ſchwere Wein eine ſanfte Röte gemalt, und der ſonſt ſtrenge Mund lächelte, — erzählte — —

„— denn ich war zwanzig Jahre jünger als mein Mann, ich war ja ein Kind, als ich heiratete. Kennen Sie Solms, Herr Rittmeiſter —? Die alte Excellenz? Er war einer unſerer Freunde. Alſo er lebt noch! Mein Gott, er lebt noch!“ Sie nippte wieder — „Und ſchließlich: weshalb auch nicht? Weshalb ſoll er nicht mehr leben, nicht wahr? Er wird kaum achtzig ſein.“

Sie ſprach faſt ohne Unterbrechung, und dieſe Unterhaltung hatte etwas Einſchläferndes, das Lena betäubte. Erinnerungen an ihre wunderliche Kinderzeit zogen an ihr vorbei, an die endloſen Diners in den großen Hotels, bei denen ſie im weißen Kleidchen neben den Herren geſeſſen hatte, wo auch immer von Dingen die Rede geweſen war, die ſie nicht kümmerten, und wo ſie ebenſo wie jetzt Mühe gehabt hatte, gegen das Einſchlafen anzukämpfen.

Nur wenn die Kellner neu ſervierten, wurde ſie einige Minuten wach und ſchob ihren Teller neben den des Vaters, wie ſie es immer gethan hatte ſeit den halb vergeſſenen Kindertagen, in denen er bei den Diners ihren Teller gefüllt und die Speiſen zerſchnitten hatte. Mit einem erſtaunten Blick muſterte die Generalin dieſe eigentümliche Zuerteilung, aber ſie dachte: ‚das iſt in der vornehmen Welt vielleicht neuerdings Sitte‘ — und ſie fuhr fort zu erzählen.

Der Rittmeiſter trank haſtig, Glas auf Glas — jetzt hatte er die Empfindung: ‚es iſt gut, daß die Frau als dritte mitgekommen iſt. Wenigſtens iſt da jemand, der ſpricht, der über die erſten paar Stunden forthilft, der — der — ja was?‘ Er griff ſich an den Kopf, als ob ſeine Gedanken da drinnen anfingen, aus der Reihe zu ſpringen, — dann ſchenkte er neu ein: „Trink doch, Lena. Ihr Wohl, meine Gnädigſte. Der Wein iſt gut. Oder nicht? Was ſagſt du, Lena?“ Er lachte: „Sie verſteht ſich auf Wein, aber ſie hat vielleicht keine Übung mehr.“

Die Generalin ſtimmte ein in dieſes ſonderbare Lachen, und ganz Laune und ganz Wohlbehagen beugte ſie ſich vor und ſtrich Lena mit der warmen, hageren Hand über die Backen: „Sie iſt unſere liebe Lena, die wir alle ſehr gern haben.“

Das Mädchen zuckte zuſammen, aber in des Rittmeiſters Herz wühlten die paar banal-freundlichen Worte einen Sturm empor. Der Wein, die tödliche Nervenabſpannung, alles drängte ihn vorwärts. Vor ſeinen Augen flimmerte es, er ſah nur undeutlich die Generalin ſich zu Lena hinüberbeugen, dann hatte er das Gefühl: ‚nimm die Hände dieſer Frau! Fleh ſie an, Lena zu ſchützen, wenn — — Wirf dich vor ihr nieder und bitte ſie! Bitte ſie!!‘

Aber im nächſten Augenblick, noch rechtzeitig, kam er zur Beſinnung.

Die Hände auf die Lehnen des Seſſels ſtützend, hob er ſich mühſam in die Höhe, — er lächelte — dann bot er, unmerklich wankend, der Generalin den Arm: „Meine Gnädigſte —“

Sie war in roſigſter Stimmung:

„Sie werden den Kaffee bei uns zu Hauſe nehmen, Herr Rittmeiſter, in unſerem Garten. Sie müſſen doch auf jeden Fall mein Haus ſehen, und Lenas Zimmer, und Lenas Freundinnen.“

Wieder half der Kellner den Damen beim Ankleiden, während der Wirt und die Kellner alle Thüren aufriſſen und ſich tief verneigten, ging man hinaus auf die menſchenleere Straße, die mit ihrem weißen Sonnenlichte die Augen blendete.

Immer ſprach die Generalin, immer ging Lena ſtumm hinterher.

Stumm ſtand ſie zur Seite, als die Generalin mit einem ihr ſonſt fremden Wortſchwall Fräulein v. Baggerſen vorſtellte und, allen Mädchen zärtlich über den Scheitel ſtreichend, die einzelnen Namen nannte.

„Das ſind meine Schützlinge, Herr Rittmeiſter, Lenas Freundinnen, die alle ſehr glücklich ſind. Seid ihr's nicht, Kinder?“

Die Mädchen blickten ſich an, ſo hatten ſie die Generalin nie geſehen. Der Kaffee wurde ſerviert, dann ließ es ſich die Generalin nicht nehmen, dem Rittmeiſter ſelbſt das Haus zu zeigen, und immer ging Lena ſtumm hinter ihnen her, während der Rittmeiſter mit todmüder Artigkeit zu allem nickte und hie und da einige Worte fand.

Erſt ſpät am Nachmittag gelang es ihm, ſich zu verabſchieden. Die Generalin drang in ihn: „Sie werden uns die Freude machen, Herr Rittmeiſter, zurückzukommen, um das beſcheidene Abendbrot bei uns zu nehmen. Wann fährt Ihr Zug? Erſt um zehn? O da haben Sie noch ſoviel Zeit. Sie müſſen es uns verſprechen, Herr Rittmeiſter. Lena wird Ihnen die Stadt zeigen, und du wirſt, meine liebe Lena, deinen Papa den Hardisberg hinaufführen, damit er die Ausſicht ſieht. Dann abends erwarte ich Sie wieder hier, ganz beſtimmt.“

Aber er verneinte, und als ſie noch einmal darauf zurückkam, ſchlug er in einem ſo gereizten Tone die Bitte ab, daß ſie plötzlich ernüchtert ſchwieg.

„Ich habe Lena ſolange nicht gehabt, ich habe ſehr viel mit ihr zu beſprechen. Sie müſſen es verzeihen, meine Gnädigſte, aber dieſe wenigen Stunden muß ich Lena reſervieren. Sie wird mich abends zur Bahn begleiten, und ich werde Lena mit dem Wagen zurückſenden.“

Dann endlich war er mit Lena allein.

Hundert Schritte gingen ſie ſchweigend nebeneinander her, aber auch dann lag über den Worten, die ſie wechſelten, eine bleierne Schwere. Die Stimmung, in der Lena ihn früh erwartet und begrüßt hatte, war unter dem Drucke dieſer letzten Stunden niedergepreßt, und ſie fand nicht die Elaſtizität, ſich von dieſem Drucke zu befreien. Sie zeigte ihm im Gehen die kleinen Sehenswürdigkeiten der Stadt, das Rathaus, die Kirche, das Gymnaſium, — dann fragte ſie nach Schwerin, wie es ihm gehe, was er jetzt thue und anderes mehr. Die Fragen hatten etwas Kaltes, es lag kein rechtes Intereſſe darin, ſie ſprach, um zu ſprechen.

Als aber die Stadt zurückblieb, der ſchmale Streifen Felder, der berganſteigend zum Hardisberg führt, hinter ihnen lag und die erſten Buchen mit ihrem ſchlanken ſilbergrauen Stamm und der grünen Blätterkrone ſie in ihren Schatten aufgenommen hatten, da plötzlich umarmte ſie ihn ſtürmiſch:

„Papa, lieber Papa!“

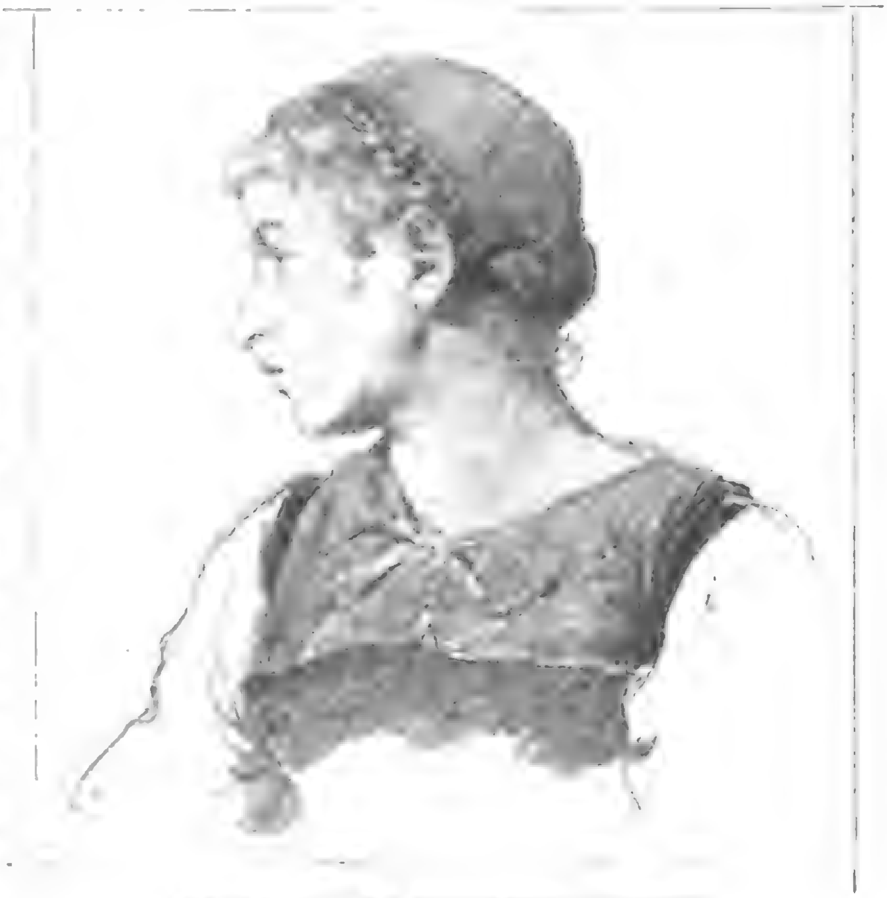
Sie wußte ſelbſt nicht, wie es kam, aber ſie brach in Thränen aus, faſſungsloſe Thränen. — Sie umklammerte ſeinen Hals, ſie barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt, es war wie ein Weinkrampf, der ihren ganzen Körper erſchütterte.

Erſchreckt ſtemmte er die Hand gegen ihre Stirn und bog mühſam ihren Kopf zurück, um ihr in die Augen zu ſehen:

„Kind, was fehlt dir?! Du biſt nicht glücklich, Lena?!“

Aber ſie umklammerte ihn nur feſter: „Du biſt es, der nicht glücklich iſt, Papa, du nicht. Sag' mir, was dir fehlt.“

Aus unserer Studienmappe:



Oberbaierin. Aus Moritz Röbbecke's Skizzenbuch.

Es drängte ſich ihm auf die Lippen: ‚Sag' Lena alles, ſie iſt die einzige, bei der du Troſt findeſt und die dich verſteht, und du haſt nur noch wenige Stunden vor dir — —‘ — aber rings um ihn lagen die Sonnenlichter über dem braunen Laub des Waldes, und eine feige Stimme in ihm murmelte: ‚Du haſt noch Zeit; ſag' es ihr heute abend, wenn es dunkel geworden iſt. Verſuch' dieſe wenigen Stunden noch einmal heiter zu ſein um deinetwillen und um Lenas willen. Wenigſtens ſolange, bis die Sonne untergeht.‘

Mit einer ſonderbaren Ruhe, die ihn ſelbſt in Erſtaunen ſetzte, redete er Lena zu, bis ihre Thränen zu fließen aufhörten und endlich ein Lächeln über ihren Mund huſchte.

„Es war die Erregung, Papa, daß ich dich endlich einmal wieder habe! Oder vielleicht, weil ich mir eingebildet habe, du wäreſt krank und unglücklich. Nicht wahr, du biſt nicht krank und nicht unglücklich?“

Er ſchüttelte mühſam den Kopf, und ſie nahm den Hut ab, glättete ihr Haar, ſetzte ihn wieder auf und ſagte:

„Ich bin ſo froh, Papa, daß ich dich wieder habe, endlich einmal! Wie kam ich nur dazu, zu weinen, wo ich ſo heiter und luſtig ſein müßte?“

Und dann war ſie wirklich heiter und luſtig. Sie lief wie ein Füllen den Waldweg vor ihm hinauf und wieder zurück in ſeine Arme, die er weit ausbreitete, ſo daß ſie wie ein Ball hinein flog und einen Moment in ſeinen Armen ſchwebte. Sie ſuchte die letzten Herbſtblumen und ſchmückte ihn damit in kindiſcher Art und ſchließlich ging ſie geſittet neben ihm und begann wieder nach Schwerin zu fragen:

„Was macht er? Erkundigt er ſich bisweilen nach mir? Ich glaube, er ſehnt ſich ebenſo nach mir, wie du es thuſt. Grüß ihn von mir, hörſt du, ich ſchickte ihm einen Kuß.“

Sie ſtanden oben auf dem Hardisberge, wo man weit in das Thal hineinblickt, und Lena perſiflierte die Generalin:

„Dort iſt Weſten. Wenn man immer geradeaus gehen würde, ſo käme man zunächſt an den Rhein, darauf nach Aachen, hierauf nach Belgien und ſchließlich nach Paris.“

Und ſie deutete mit einer komiſchen Grandezza nach Süden, nach Norden, nach Oſten, in jeder Himmelsrichtung die geographiſchen Weisheiten zum beſten gebend, welche die Generalin nach dem Muſter berühmter Pädagogen auf den Spaziergängen, alſo gewiſſermaßen ſpielend, den Kleineren mitzuteilen ſuchte.

Er lächelte. In dieſem müden Geſicht nahm ſich das Lächeln ſeltſam aus, aber Lena bemerkte es nicht. Vielleicht weil ihr die Fähigkeit fehlte, dieſes Geſicht, das ihr allzu vertraut war, zu beurteilen. Wie man Menſchen und Dinge, die einem am nächſten ſtehen, oft am allerwenigſten kennt.

In der Langenhagener Mühle jenſeits des Berges ließen ſie ſich ein beſcheidenes Abendbrot herrichten. Es war ſommerlich warm, aber außer ihnen befand ſich niemand im Garten, denn die Leute von Oldeslo kommen mit vereinzelten Ausnahmen nur Sonntags hierher. Sie ſaßen an den alten Weiden dicht am Bach, wo zwiſchen zwei Mauern das große Holzrad ſich langſam dreht. Vor ihnen lagen die Wieſen, die am Bache her das ſchmale Thal entlang ziehen, und auf denen mit der ſinkenden Sonne der Schatten der Berge ſich immer größer und gewaltiger ausdehnte.

Als ſie ſich auf den Heimweg machten, dieſes Mal nicht über den Hardisberg, ſondern die Chauſſee entlang, tauchte die goldige Scheibe hinter den Spitzen der Berge nieder. Sie ſahen noch einmal in einer Waldlichtung ſie zwiſchen den Baumſtämmen leuchten, dann ſank die Sonne und verſchwand.

Ein Fröſteln ging über den Rittmeiſter hin.

Nach einiger Zeit kamen die grauen Farben der Dämmerung. Der Oktoberabend war da, ein kühler Wind machte ſich auf, und die Erde ſelbſt begann eine feuchte Kälte auszuſtrömen. Sie gingen ganz langſam, ſie hatten ja Zeit, der Rittmeiſter zur Rechten, während Lena in ſeinem linken Arm lehnte, den Kopf leicht an ſeine Schulter geſtützt.

„Weißt du noch, Papa, wie wir einmal ſo zuſammen durch den Schwarzwald gingen, immer weiter, immer weiter, immer in die Tannen hinein, — und du lachteſt, als ich ängſtlich ſagte, wir müßten umkehren? Und als wir dann erſt mitten in der Nacht nach Gernsbach kamen und du mich ſchließlich auf den Rücken hatteſt nehmen müſſen, weil ich nicht mehr weiter konnte?“

Ob er's noch wußte! Es war eine Tollheit geweſen, bei der er ſich verirrt und ſchließlich nicht mehr rechts und links gewußt hatte, — bei der Lena ihm im Arme einſchlief, ſo daß er das Kind ſtundenlang auf dem Rücken tragen mußte, während ihr kleiner Atem über ſeinen Nacken ſtrich. Keuchend, todmüde war er mit ſeiner Laſt ſchließlich nach Gernsbach gekommen.

Und es war doch ſchön geweſen, — er noch jung, — und Lena ein Kind — —!

In der Ferne am Ende der Chauſſee blinkten Lichter: Oldeslo. Über den Feldern war es Nacht geworden.

Sie gingen ſchweigend, viele hundert Schritt, ohne ein Wort zu ſagen, beide in alten Erinnerungen verloren. Bis plötzlich in Lenas Herz etwas zu zucken begann, immer raſcher, immer raſcher zu ſchlagen, ſo raſch, daß es ihr die Bruſt zuſammenſchnürte und ihr faſt den Atem nahm. Und als die erſten Häuſer der Stadt rechts und links neben ihnen auftauchten, griff ſie haſtig nach ſeinem Arm:

„Nein, Papa, nicht hinein! Laß uns draußen bleiben.“

„Weshalb?“

Sie zitterte:

„Ich — ich — ich habe dir — noch — viel zu — ſagen.“

Erſchreckt blickte er ſie an, aber Lena ließ ihm nicht Zeit zum Fragen.

„Komm, Papa, komm mit,“ und ſie zog ihn mit ſich wieder rückwärts in das nächtliche Dunkel, aus dem nur wie zwei lange ſtarre Reihen an beiden Seiten der Chauſſee die Bäume ſich undeutlich abhoben.

Sie hatte es ihm nicht ſagen wollen, aber wie ein Druck hatte es in den düſtern Stunden am Mittage und in der überſprudelnden Fröhlichkeit im Hardisberge und ſchließlich in dieſer verträumten Abendwanderung auf ihr gelegen, bis es nun endlich in ſtockenden, ſtammelnden, dann immer haſtigeren Worten hervorbrach:

Das einzige Geheimnis, das zwiſchen ihr und ihm bisher geſtanden hatte, das kleine Geheimnis ihrer Liebe.

Er ließ ſie ausreden, er unterbrach ſie nicht, — erſt lange nachher, als ſie ſchon weit in das nächtliche Dunkel hineingeſchritten waren und die Lichter von Oldeslo nur noch wie ſchwache Punkte in der Ferne glänzten, — erſt da begann er leiſe zu fragen, dies und das, wann ſie George kennen gelernt habe, und wie alt er ſei, — ſeine Eltern, ſeinen Beruf — —.

Er trocknete ihr die Thränen mit ſeinem Tuche und ſagte:

„Weine nicht, Lena, es iſt ja alles gut!“

Sie wandten um und gingen den Weg zurück, und während ihre Worte, ihr Erzählen leiſe wie eine feine Melodie an ſeinem Ohre vorbei klangen, ging etwas über ihn hin wie ein Friede.

Ein Friede, den er ſo manches Jahr nicht mehr gekannt hatte.

Die kleine Lena. — — Ja, ſie war kein Kind mehr, und nun war ein anderer gekommen, der Lena für ſich nehmen wollte. — — Es war gut ſo.

Es hatte eine Zeit gegeben, da er für ſie Luftſchlöſſer gebaut hatte, damals, als es ſelbſt noch auf der Höhe des Glückes ſtand. Wenn irgend jemand vom Leben etwas hatte erhoffen dürfen, dann ſicherlich das Kind, das in Glanz und Reichtum aufwuchs und nach der einſt, wenn ſie groß geworden ſein würde, ſich die Hände der Reichſten und Höchſtſtehenden ausſtrecken würden — — —

Nun war auch dieſer Traum zu Ende, aber er war faſt glücklich darüber. Lena hatte ihren Weg gefunden, einen Weg, der aus der großen Welt zurücklenkte in die kleinſte Einfachheit, und dieſer Weg war ſicherlich der rechte.

Das Mädchen an ſeinem Arm, ging er ſchweigend durch die engen Straßen, durch die Häuſerreihen, die von den ſpärlichen Lichtern der Straßenlaternen nur ſchwach beleuchtet wurden.

Ein paar Leute ſtanden vor den Thüren und unterhielten ſich mit den Nachbarn, einmal raſſelte ein Wagen über den Marktplatz, dann war alles wieder ruhig.

„Zeig mir das Haus,“ ſagte er, und ſie gingen in der Dunkelheit hinter der Kirche vorbei, die Schulſtraße entlang nach dem ſchmalen Heckenwege. Dann ſtanden ſie vor dem niedrigen Gartenzaun und blickten in den Garten hinein. Zwei Fenſter in Georgs Hauſe waren erleuchtet, ſonſt lag alles ganz ſtill und tot.

Das würde alſo Lenas künftige Heimat ſein. Eine große Thräne lief ihm über die Wange, und dann ſchloß er das Kind in die Arme und küßte ſie:

„Gott ſegne dich, Lena!“

— — — — — — — — — — —

Eine wunderliche Erregung kam über ihn: vielleicht war auch für ihn noch nicht alles verloren, und mit dieſer feinen Jugendſtimmung, die von Lena ausging, erwachte in ihm eine vage Hoffnung: wenn er noch einmal alles Letzte verſuchte, vielleicht noch einmal Schwerin anging, ihn zu retten?! Wenn der noch einmal aushelfen würde?! Er wollte dann nichts mehr vom Leben! Nur noch einen kleinen toten Frieden! Vielleicht hier bei Lena — —!

Großer Gott, wenn das möglich wäre!

— — — — — — — — — — —

Und während ſie weiter gingen, planlos, und Lena leiſe, glücklich erzählte, ſann er nach, zergrübelte er ſeinen Kopf: wer konnte ihm noch helfen?! Wer?!!

Schwerin hatte geſtern nachmittag im Hamburger Hof die Achſeln gezuckt: „— — Alles hat ſeine Grenzen, Joachim, — noch einmal 50 Mille?!! — Nein, Unſinn! Ich bin kein Millionär, Joachim, den Teufel auch! Ich wollte, ich wär's!“

Oder wenn er morgen in Hamburg zu Szatek ging und ihn anflehte —: „Szatek, ſeien Sie barmherzig, ich kann es nicht zahlen, — ich war wahnſinnig, als ich das Geld an Sie verlor — ich — ich —“

Aber er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Der Pole würde ihn auslachen — oder — —!

Ja, es blieb nur einer, Schwerin!! Wenn Schwerin ſich erbarmen wollte! Er war der Einzige, — der Einzige —

Dann zuckte ein Gedanke ihm durch den Kopf: Wenn Lena jetzt die Feder nahm und an Schwerin ſchrieb! Lena würde er das nicht abſchlagen. Lena nicht! Lena nicht!

Fieberhaft erregt zog er des Mädchens Arm feſter in den ſeinen, und haſtig vorwärts ſchreitend, ſagte er: „Komm mit, Lena, zum Bahnhof — ich — ich — es iſt noch etwas zu thun, wobei — — du mir helfen mußt —“. — — — — — —

— — Es war neun Uhr abends, als ſie in den Warteſaal traten, er hatte noch eine Stunde Zeit. Der kleine Raum war faſt leer, nur vorn am Buffet waren ein paar Leute aus der Stadt mit Kartenſpiel beſchäftigt. — —

Nun ſaß Lena über dem Briefbogen gebeugt, den der Kellner gebracht hatte, und ſchrieb mit zitternder Hand, was der Vater ihr diktierte, einen langen, ausführlichen Brief, in dem Schwerin zum letzten Male gebeten wurde, mit ſeiner Hilfe einzutreten.

Es flimmerte ihr vor den Augen, — — nun wußte ſie, was dieſer Tag und dieſes Kommen des Vaters bedeutet hatte.

Die Thür des Warteſaals öffnete ſich, und es ging jemand durch. Es war George.

Lena ſah ihn nicht.

Mit einer ſteilen Schrift, die nicht mehr ausſah wie ihre eigene Schrift, ſondern wie fremde, tote Buchſtaben, ſchrieb ſie die letzten Worte: „Thu es, ich flehe Dich an. Ich werde es Dir nie vergeſſen. Ich bin, lieber Onkel Schwerin, immer in treuer Liebe und Dankbarkeit Deine Lena.“

Sie ſchloß den Brief und ſteckte ihn in den Umſchlag und ſchrieb mit bebender Hand die Adreſſe: „Herrn Major von Schwerin.“

— — Nun ſtanden ſie auf dem finſteren Bahnſteig und warteten. Der Zug kam noch nicht. Ein kalter, ſchneidender Wind fuhr längs der Gleiſe über ſie hin.

Sie ſprachen kein Wort mehr, aber Lena hielt ſeine Hand in der ihrigen und ſtreichelte immer leiſe darüber hin.

Vielleicht ahnten ſie beide, daß es ihre letzte Stunde, die letzten wenigen Minuten ſeien, die ihnen zuſammen in dieſem Leben noch gehörten.

In der Ferne ein ſchriller Pfiff, — dann langſam, fauchend kam der ſchwerfällige Zug in den Bahnhof gerollt.

Und plötzlich fuhr Lena auf:

„Da, Papa!“

„Was?“

„George!“

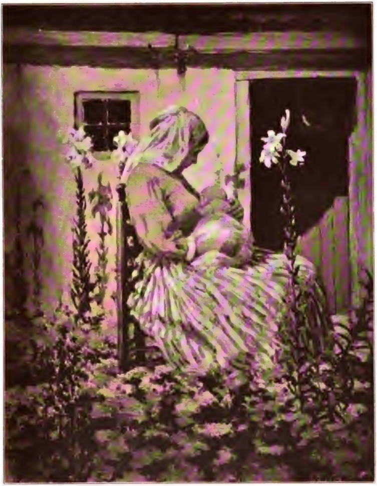
Sie deutete auf ihn hin. Er ſtand zehn Schritte von ihnen entfernt, halb abgewandt, als wollte er durch ſeine Blicke Lenas Abſchied von ihrem Vater nicht ſtören.

Dicht vor ihnen hielt der Zug, die Schaffner öffneten die Wagen.

Da, ganz langſam, ging der Rittmeiſter ein paar Schritte vorwärts, auf George zu, der zuſammenzuckte und ſich umwandte und ihn groß, erſtaunt anblickte.

Er ſah, wie Lenas Vater die Hand erhob und ihm entgegenſtreckte, — er legte ſeine Hand hinein und fühlte einen langen Druck. Kein Wort wurde geſprochen.

— — Die Schaffner ſchloſſen die Wagen, der Zug ſetzte ſich in Bewegung.



Lilien. Nach dem Gemälde von George Hitchcock.

Digitized by Google

Da ſchrie Lena auf: „Papa!“ und ſie lief neben dem Zuge her, raſcher, raſcher, über den Bahnhof fort in die Dunkelheit hinein — aber die hell erleuchteten Wagen ſchoſſen an ihr vorbei, einer nach dem anderen, — und ſie rollten hinaus, weiter, weiter, — bis ſie in nächtlicher Ferne verſchwanden.

6. Kapitel.

Dreimal beugte ſich Schwerin zu dem Erdhügel, — das dritte Mal nur mit Aufbietung aller ſeiner Energie, denn ſein rechtes Bein war nach dem Hin- und Hergerenne dieſer letzten Tage ſteif und wie gelähmt, — und dreimal griff er mit dem ſchwarzen Handſchuh und warf drei Hände Erde in die Grube.

Bei der erſten ſagte er leiſe, ſo leiſe, daß es nicht einmal der dicht neben ihm ſtehende Prediger hören konnte: „Für unſere alte Freundſchaft, Joachim —“

Bei der zweiten: „Für deine ewige Seligkeit —“

Und bei der dritten: „Daß der Herrgott im Himmel dir vergeben ſoll.“

Dann trat er zurück zu den zehn oder zwölf Herren, die im Kreiſe ſtanden, und die Ceremonie endete damit, daß der Paſtor noch ein paar letzte Worte über das Grab ſprach. Milde, vergebende Worte, wie ſie vielleicht nicht jedem zu teil werden, der durch eigenen Entſchluß von dem Erdenleben Abſchied genommen hat, die der Prediger aber im Hinblick auf den Rang des Verſtorbenen und auf Rang und Anſehen der Umſtehenden wohl ſpenden zu dürfen glaubte.

Schwerin ging zu ihm und drückte ihm die Hand, als ob er gewiſſermaßen der Repräſentant der Familie ſei, dann ließ er den gleichen Händedruck jedem der Anweſenden zu teil werden, und als die Herren ſich langſam entfernten, nahm er den Arm des Paſtors, um ſich in deſſen Begleitung gleichfalls heimzubegeben.

„Es iſt wegen meines Beines,“ ſagte er. „Ich muß mich aufſtützen, Sie müſſen verzeihen. Ich komme ſonſt poſitiv nicht von der Stelle,“ und er erzählte dem liebenswürdig zuhörenden Herrn die Geſchichte von Beaune la Rolande, wo er eine franzöſiſche Kugel in den Schenkel bekommen hatte. Die kleine Wunde hatte, gut behandelt und vortrefflich geheilt, mehr als ein Jahrzehnt nicht die geringſte Erinnerung hinterlaſſen, ſeit aber das Podagra den Major plagte, häufte er alle Folgen ſeines bewegten Lebens auf das — wenn man ſo ſagen darf — Haupt dieſer Kugel, und er erzählte ſo oft von ihr, daß er ſchließlich ſelbſt an die Schuld des harmloſen Geſchoſſes glaubte.

Er fand nicht immer einen ſo geduldigen und aufmerkſamen Zuhörer, und als ſie nach häufigem Anhalten und Stehenbleiben endlich an das Ende des Kirchhofes gelangt waren, hatte Schwerin die Schlacht von Beaune la Rolande in allen Phaſen entwickelt. Er zeichnete mit ſeinem Schirm (denn es war ein trüber Tag, und noch vor einer Stunde zogen große Regenſchauer über den Kirchhof und das offene Grab) lange, komplizierte Linien in den feuchten Sand: „Da ſtanden die Franzoſen, da wir —,“ aber dann plötzlich erinnerte er ſich und legte ſein Geſicht in trübe Falten:

„Ja, übrigens Stennsberg war auch dabei. Er war in jungen Jahren immer ein Glückspilz. Er ſtand im dichteſten Kugelregen und bekam während des ganzen Krieges nicht die kleinſte Schramme. Bis ihn die Kugel nun doch ereilt hat. Freilich in anderer Manier, — Sie wiſſen ja, wie ich es meine.“ Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er hinzu: „Es war ſchon ſo das Beſte. Wenn der Menſch keinen Ausweg mehr hat, iſt dergleichen immer noch die anſtändigſte Löſung.“

Dem Paſtor drängte ſich eine Widerlegung dieſer Auffaſſung auf die Lippen, aber im Hinblick auf Weſen und Charakter ſeines Begleiters und in der richtigen Erwägung, daß er den Major ſchwerlich zu einer entgegengeſetzten Meinung werde bekehren können, unterließ er ſeine Rede.

„Übrigens,“ ſagte er, „ich höre und ich bin erſtaunt, man hat es unterlaſſen, mir davon Mitteilung zu machen: es iſt eine Tochter vorhanden.“

„Was für eine Tochter?“

„Eine Tochter des Verſtorbenen.“

Schwerin muſterte ſeinen Begleiter einen Moment von der Seite, dann ſagte er trocken: „Ja, die iſt allerdings vorhanden.“

„Hat man das junge Mädchen nicht, — ich meine von allen dieſen Vorgängen, von dem ſchrecklichen Ereigniſſe — nicht in Kenntnis geſetzt?“

„Nein,“ ſagte der Major.

„Aber Sie werden mir zugeben — —“

Schwerin wurde ungeduldig: „Ich weiß. Ich weiß alles, was Sie ſagen wollen. Das haben mir in den drei Tagen zehn Dutzend Menſchen vorgepredigt, der Herzog, der ganze Klub, jeder Eſel, den die ganze Sache keinen Deut angeht! Dieſe Mitteilung an Lena werde ich perſönlich beſorgen. In den drei Tagen konnte ich nicht fort, ich hatte alle Hände voll zu thun, das werden Sie wohl einſehen.“

„Ja, ja,“ erwiderte der andere. „Aber Sie werden mir in jedem Falle zugeben, Herr Major, das eilt. Man kann doch dem unglücklichen Kinde die Thatſache nicht beliebig lange vorenthalten.“

Eine dunkle Röte, wie immer, wenn er ſich ärgerte, ſtieg in Schwerins Geſicht: „Weshalb nicht? Ich wollte, ich könnte dieſe jammervolle Geſchichte ihr ewig vorenthalten. Weshalb eilt das? Wollen Sie mir, bitte, erklären, weshalb das eilt?“ — und ſich in einen immer größeren Zorn hineinredend, der ihm in dieſer trüben Stunde außerordentlich gut that, verbreitete er ſich über die Unſitte, alles Schreckliche und Traurige den davon Betroffenen mit Telegrammen und Eilboten ins Haus zu ſchicken. Er kam auf Beiſpiele aus ſeinem eigenen Leben, in denen man ihn mit unwillkommenen Botſchaften überſchüttet hatte, triviale Beiſpiele, die in dieſen Zuſammenhang nicht recht paßten, und als er die wenig glückliche Wahl dieſer Beiſpiele aus den erſtaunten Augen des anderen erkannte, ſteigerte ſich ſein Ärger.

Bis es dem Paſtor gelang, in einer durch die Atemnot des Majors bedingten Pauſe, ihn von dem Thema abzulenken.

„Wer wird, verzeihen Sie, für das Mädchen ſorgen?“

„Ich.“

„Sie ſind mit ihr verwandt?“

„Durchaus nicht.“

Der andere bot ihm die Hand: „Das wird Gott Ihnen lohnen, Herr Major.“

Aber Schwerin zuckte abweiſend, mißmutig die Achſeln, als ob eine ſehr feine und ſehr empfindliche Stelle in ihm unſanft berührt ſei: „Davon abgeſehen.“

Am Ausgange trennten ſie ſich wie zwei Leute, die ſich nie vorher im Leben geſehen haben, eine halbe Stunde zuſammen waren, in dieſer halben Stunde ſich durchaus nicht verſtanden und ſich nach menſchlicher Berechnung in dieſem Daſein ſchwerlich wieder treffen werden.

Sofort trat Clemens, der reſpektvoll mit zwanzig Schritten Abſtand hinterdrein gegangen war, auf den Major zu und reichte ihm ſeinen Arm. Er war ebenfalls ganz ſchwarz gekleidet in einen alten Pariſer Gehrock des Majors, mit Hoſen in Bügelfalten und einen gleichfalls ausrangierten, aber immer noch ſehr eleganten Cylinder ſeines Herrn.

„Wo ſteht der Wagen?“

„Draußen, Herr Major.“

Aber nach einigen Schritten blieb Schwerin ſtehen und ſah ihm ins Geſicht. Mit einer Stimme, die Clemens gegenüber unter allen Umſtänden und in jeder Lebenslage etwas Befehlshaberiſches und Barſches hatte, ſagte er:

„Ich habe dich beobachtet, obwohl du im Hintergrunde ſtandeſt. Du haſt geweint.“

„Nein, Herr Major.“

„Doch. Sag' nicht die Unwahrheit. Ich glaube, du warſt der einzige.“

Und als Clemens, wie es ſich gehörte und wie es der Major durchaus verlangte, ſeine gegenteilige Behauptung nicht weiter verteidigte, ſagte Schwerin:

„Er hat dir manches Zwanzigmarkſtück geſchenkt, — das iſt nun aus. Er war in ſolchen Dingen immer ein Gentleman, zu ſehr. Ich wollte, er hätte dir und anderen keine Zwanzigmarkſtücke geſchenkt.“

Clemens winkte dem Kutſcher, als aber der Major einſteigen wollte, beſann er ſich plötzlich eines anderen.

„Nein, ich will noch einmal zurück. Ich will das Grab ſehen ohne dieſe ſchwarze Geſellſchaft.“

Es war ein ziemliches Ende Weges, das er nun zum drittenmal humpelnd zurücklegen mußte, dann ſtützte er ſich ſchwer auf das Eiſengitter und blickte lange Zeit, ohne ein Wort zu ſagen, auf den niedrigen Hügel mit den Kränzen.

„Du warſt mein einziger Freund, — weiß der Teufel, Joachim, du warſt mein einziger — — — Ich wollte doch, ich hätte dir das Geld gegeben, obwohl es Wahnſinn geweſen wäre. Dir konnte kein Menſch mehr helfen, und ob das Ende nun ein Jahr früher oder ſpäter kam, das bleibt ſich ſchließlich auch gleich, — wie? — Joachim — du —?“

Aber das Grab antwortete nicht, und etwas Feuchtes rollte langſam über des Majors Backe.

Nach einiger Zeit gewann er ſeine Ruhe wieder:

„Das hilft alles nichts. Und nun wollen wir uns Adieu ſagen, Joachim. Ich komme hier nicht wieder her, ich gehöre nicht zu den Leuten, die auf die Kirchhöfe laufen. Mach's gut, alter Junge, und über eine Weile komme ich auch. Gar zu lange wird's nicht mehr dauern, denn mit dieſem miſerablen Podagra im Leibe kann kein Menſch ein Methuſalem werden.“

Er wandte ſich, um an Clemens' Arm heimzugehen, aber dieſer war achtungsvoll zurückgetreten und ſtand hinter einem Buſch in der Nähe, wo er die Inſchriften der umliegenden Kreuze ſtudierte.

Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg in Schwerin auf: daß Clemens ihn aus irgend einem Grunde allein gelaſſen habe, aus irgend einer ſeiner Dummheiten heraus, vielleicht weil er wieder einmal einen Befehl falſch verſtanden hatte, — daß niemand kommen würde, der ihm von hier forthelfen könnte, und daß er allein mit ſeinem jetzt ganz ſteifen und völlig lahmen Bein ſtehen bleiben und in dem feuchten Sande ſich den Gelenkrheumatismus und damit den Tod holen würde.

Dazu dieſe Einſamkeit, dazu die Gräber, ringsum nichts als Gräber, lauter ſchreckliche Mahnungen an Krankheit und Tod.

Mit einer Donnerſtimme rief er: „Clemens!“ und als dieſer nicht a tempo antwortete, noch einmal, womöglich noch lauter: „Clemens!“

Im nächſten Moment kam Clemens herangeſtürzt: „Herr Major — —?!“

Aber Schwerin war außer ſich.

„Was ſoll das?! Was heißt das?! Weshalb läßt du mich allein?! —“ und es dauerte eine geraume Weile, bis Clemens mit dem uralten Rezept abſoluten Schweigens und jeglichen Verzichts auf eine Rechtfertigung ſeinen Herrn beruhigte.

In der Droſchke begann der Major von Lena zu ſprechen, und mit der Offenheit, die er ſeinem einzigen Vertrauten gegenüber zeigte, erörterte er die traurigen Verhältniſſe: „Er hat rein nichts hinterlaſſen, nicht ſoviel, daß man Lena ein ſchwarzes Kleid kaufen könnte. Es iſt jammervoll! jammervoll!“

Dann holte er den Brief wieder hervor, den er, zerknittert und zwanzigmal geleſen, beſtändig bei ſich trug.

„50 000 Mark, — hätte ich ſie ihm nun gegeben, geliehen, geſchenkt, oder wie man das ſonſt nennen will, ſo wären ſie fort, wie alles andere aus den letzten Jahren. Aber nun ſind ſie da, ſind noch vorhanden, gewiſſermaßen geſpart. Das iſt ſehr wichtig, beachte das, Clemens.“

„Sehr wohl, Herr Major.“

„Wem gehören dieſe 50 000 Mark? Mach dir das klar, überleg dir das. Wem werde ich dieſe 50 000 Mark geben? Selbſtverſtändlich Lena. Sie gehören ihr gleichſam, das iſt doch klar? Sie ſind ſozuſagen ihr Eigentum, — wie?“

„Ja, das iſt klar,“ ſagte Clemens, der den Zuſammenhang nicht recht verſtand, aber die dunkle Empfindung hatte, daß die Logik ſeines Herrn richtig ſei.

Schwerin ſchwieg eine Weile und dachte nach, dann ſagte er:

„Ich werde die Vormundſchaft übernehmen, obwohl das außerordentlich viel Schreibereien mit ſich bringt. Man muß da wiederholt zu Gericht, es iſt eine der mühſeligſten Einrichtungen, die irgendwo erfunden ſind. Aber ich werde es doch thun, und die Schreibereien wirſt du beſorgen, denn es ſind ganz ſchematiſche Schriftſtücke, bei denen von Verſtand und Nachdenken und beſonderer geiſtiger Beanlagung keine Rede ſein kann. Vormundſchaften müſſen Leute aller Stände übernehmen, folglich wird das rein Techniſche nicht außerhalb deiner Fähigkeiten liegen. Was —? Wie —?“

Clemens beſtätigte, daß er dieſe Schreibereien zu erledigen ſich wohl imſtande halte, und Schwerin ging nun über auf die Hauptfrage:

Wie Lena das alles beibringen?

„Ich muß hin. Selbſtverſtändlich. Heute noch. Perſönlich. Sofort.“

Dann verſank er in Nachdenken: vielleicht war es die ſchwerſte Aufgabe ſeines Lebens, die da ſeiner harrte.

Es fiel ihm ein, daß vor vierzig Jahren in ſeiner Familie die Rede geweſen ſei, daß Schwerin Diplomat werden ſollte. Man hatte dieſes Projekt ſpäter verworfen, aus welchem Grunde, erinnerte er ſich nicht mehr, — aber immerhin beſtand die Thatſache, daß ſeine Familie, eine ganze Familie verſtändiger Leute, ihn damals für fähig gehalten hatte, eine ſo außerordentlich ſchwierige und die feinſten Verſtandeskräfte beanſpruchende Karriere erfolgreich durchzuführen.

Dieſe Erinnerung gab ihm eine große Beruhigung, und obwohl die erſte wirklich ſchwierige diplomatiſche Aufgabe ſeines Lebens erſt jetzt nach einem ſo langen Zeitraume an ihn heran trat, ſo würde er doch fraglos fähig ſein, dieſelbe in der entſprechend zartfühlenden Weiſe zu löſen.

Aber trotz dieſer tröſtlichen Vorausſetzung kam er mit dem „wie“ durchaus nicht ins Reine.

Vielleicht konnte er die Generalin bitten, die Thatſache Lena mitzuteilen, was ja auch durchaus ihre Pflicht ſein würde, — aber gleich darauf ſchämte er ſich ſeines Einfalles.

Bis er ſchließlich zu der Überzeugung gelangte, daß man die traurige Angelegenheit wirklich fein und zartfühlend nur dann einleiten könne, wenn man Lena zunächſt ganz ruhig und harmlos entgegentreten würde.

In dieſem Sinne ließ er durch Clemens folgende Depeſche zur Poſt geben:

„Meine liebe Lena! Komme morgen mittag durch Oldeslo, nur auf Durchreiſe. Bleibe zwei Stunden. Wäre erfreut, dich einmal wieder zu ſehen, ſei am Bahnhof, bitte allein. Dein treuer Schwerin.“

Dieſes letzte „Bitte allein“ war die entſcheidende Wendung der Depeſche, denn er fühlte ſehr deutlich, daß, wenn andere, z. B. die Generalin, ſich in Lenas Begleitung einfinden würden, er kein Wort vernünftig hervorbringen und auf keinen Fall dieſer armen kleinen Lena ſo entgegentreten könnte, wie es notwendig war.

— — — — — — — — — — —

So kam es, daß Lena wieder wie vor Wochen zum Bahnhof ging und den Zug herankommen ſah.

Schwerin ſtand am Fenſter und winkte. Er hatte ſeine Toilette ſehr ſorgſam und mit langer Überlegung zuſammengeſtellt; ein ſchwarzer Anzug, aber ein heller Paletot, eine ſchwarze Kravatte und ein ſchwarzer Hut, aber graue Handſchuhe, alles ſo kombiniert, daß Lena auf den erſten Blick hin nicht erſchrecken und doch im ſpäteren Verlauf des Tages in ſeiner Kleidung nichts Unpaſſend-Auffälliges finden konnte.

Schon Stationen vorher, ehe er nach Oldeslo kam, hatte er erwogen, mit welchem Begrüßungsworte er Lena entgegentreten wolle, — denn gerade die erſten Worte ſind bei ſolchen Gelegenheiten immer die entſcheidenden, — nun er aber Lena ſo dicht vor ſich ſtehen ſah, vergaß er alles, und er rief, wie er immer gerufen hatte, wenn er die Kleine ſah: „Holla! Lena!“

Sie ſah blaß aus, ein Zug erregter Spannung lag über ihrem Geſichte, als ob ſie ſich durch den leichten Ton der Depeſche nicht hätte täuſchen laſſen und ſehr wohl ahnte, daß der Major in irgend einer beſonderen Miſſion die ganz unerwartete Reiſe unternommen habe.

Sie lächelte ihm mühſam zu, dann öffnete ſie ſelbſt die ſchweren Meſſinggriffe des Wagens. Als ſie aber nun verſuchen wollte, mit Hilfe von Clemens, der aus einem benachbarten Coupé herbei eilte, dem Major beim Ausſteigen behilflich zu ſein, winkte er ihr ab:

„Nein, nein, Kind, Unſinn. Der Schaffner ſoll kommen. Dieſe Trittbretter ſind Satanserfindungen, über die ein Menſch mit halbwegs maroden Knochen ſich eventuell den Hals brechen kann.“

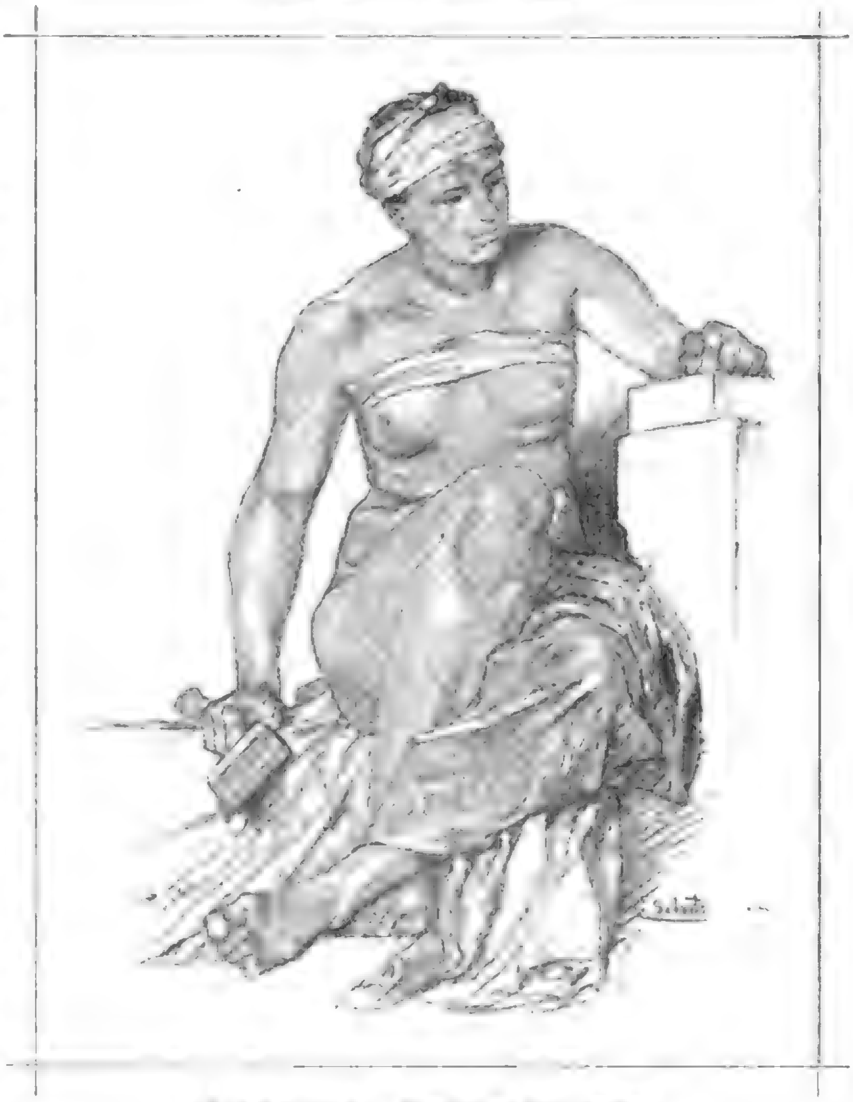
Der Schaffner erſchien, auch der Zugführer, auch der Stationsvorſteher, der ſich überzeugen wollte, aus welchem Grunde der Herr nicht ausſtieg und infolgedeſſen eine Verzögerung der Abfahrtszeit veranlaßte, — — dann mit Hilfe oder zum wenigſten unter Aſſiſtenz aller dieſer Herren gelang es, Schwerin aus dem Coupé auf den Bahnſteig zu ſchaffen.

Die ganze Szene war ſo ſeltſam, daß Lena lächeln mußte, und als Schwerin, der ſich ſchwer auf ihren Arm ſtützte, merkte, daß er, ohne es zu beabſichtigen, die erſte Begrüßung in einer leidlich heiteren Weiſe bewerkſtelligt hatte, wurde ihm leichter ums Herz.

Er ging ganz langſam neben ihr her durch die Anlagen am Bahnhof, dann rechts ab den kleinen Weg, der über den Kirchhof direkt nach der Stadt führt.

Sie ſprachen zunächſt über gleichgültige Dinge, und als Lena ängſtlich nach ihrem Vater fragte, half der Major ſich zunächſt mit allgemeinen Redensarten über die Be-

Aus unserer Studienmappe:



Die Skulptur. Studie von Carl Gehrts.

antwortung hinweg. Es war merkwürdig, daß er im Fuße nicht das geringſte Stechen ſpürte, während er ſeit Wochen und ſpeziell heute während der Eiſenbahnfahrt vor Schmerz geſtöhnt hatte, — die Wahrnehmung ſetzte ihn ſo in Staunen, daß ſeine Gedanken zwiſchen dieſer unerklärlichen Beobachtung und der ſchweren Aufgabe, die ſeiner harrte, hin und her pendelten.

Dann plötzlich hatte er einen ſeltſamen Einfall: wenn er dieſe beiden Dinge verknüpfen und das eine als Ausgangspunkt für das andere wählen würde?! Von einem zum andern ließ ſich vielleicht eine Brücke ſchlagen?!

„Du haſt keine Ahnung, mein Kind,“ ſagte er, „was ich in den letzten Wochen gelitten habe. Es ſind Schmerzen, von denen jeder, der ſie nicht ſelbſt durchgemacht hat, keinen Begriff hat. Ich will nicht übertreiben, aber man kommt da oft zu einer Art von Verzweiflung, und by Jove, ich will verdammt ſein, aber es iſt wahr, bei Gott im Himmel, Lenachen, ich wollte oft, ich wäre tot.“

Sie ſuchte ihn zu tröſten, und ſie unterbrach ihn mit kleinen Fragen nach dieſem und jenem, aber der Major blieb zäh bei ſeinem Thema und mit einer Deutlichkeit, die ſchließlich anfing, Lena in Erſtaunen zu ſetzen, kam er immer wieder darauf zurück: „Ich wollte, ich wäre tot. Wie viele andere Leute, die ich gekannt habe. Wer die Schmerzen des Lebens hinter ſich hat, iſt im Grunde der Allerglücklichſte.“

Lena widerlegte ihn mit einem Lächeln, aber dieſes Lächeln erſtarb, als ſie in ſein Geſicht blickte. Es war, als ob der Major aus den wenigen Predigten, die er in ſeinem Leben gehört hatte, alle ſalbungsvollen Worte zuſammenſuchte, ſeine Stimme wurde düſter, bisweilen von einer grotesken Übertreibung, dann wieder von einer echten Traurigkeit.

Aber Lena hörte nur immer den Tonfall und das Stichwort, auf das der Major beſtändig zurückkam: „Glücklich, wer allen Schmerz des Lebens hinter ſich hat.“

Der kleine Kirchhof mit der Kapelle und den Kreuzen und den Grabdenkmälern begann ſich vor ihr im Kreiſe zu drehen, ihr Atem ging ſchwer, dann mit Aufgebot aller Kraft ließ ſie ſeinen Arm los und ſtarrte ihn mit ſchneeweißem Geſichte an: „Was iſt geſchehen — —?“

Er war vielleicht auf die Frage noch nicht vorbereitet, er hatte ſie vielleicht erſt ſpäter erwartet, wenn er mit noch deutlicheren Farben gemalt haben würde, — nun fand er nicht gleich die entſcheidende Antwort.

Er öffnete nur den Mund, er ſchloß ihn wieder, er wollte etwas ſagen und konnte nicht.

Da ſchrie ſie laut auf:

„Papa —?!! Er iſt tot —?!! — —“

— — Und ſo hatte Schwerin in ſeiner diplomatiſchen Weiſe die traurige Nachricht überbracht. — — — — — — — —

In der Mitte des kleinen Kirchhofes neben der alten Kapelle, die ſeit hundert Jahren nicht mehr gebraucht wird und in der die Gärtner ihr Handwerkszeug aufbewahren, ſtand eine Bank, auf der Schwerin nun ſchon eine Stunde oder länger neben Lena ſaß.

Was er in dieſer Stunde geſprochen und wie er es verſucht hatte, Lena zu tröſten, wußte er ſelbſt nicht mehr.

Eine Zeit lang hatte er nur immer geſagt: „Lena — kleine Lena — ja, ja — ja — —“

Und: „— Der liebe Gott hat ihn nun bei ſich, — was das beſte iſt — er ſieht jetzt auf uns beide und auf dich insbeſondere hernieder — ja, ja — —“

Und dies und Ähnliches, was man in ſolchen Stunden ſagt, wenn man das ſichere Bewußtſein hat, daß der andere nichts ſieht und hört und keinesfalls die Worte auf die Goldwage legt.

Er war ſehr traurig, der alte Major, und ſein Herz ſo beklommen, daß ihm das Atmen ſchwer wurde.

Er begann nach einer Weile auch Worte praktiſchen Troſtes einzuflechten, daß Lena ſich um ihre Zukunft nicht zu ſorgen brauche, und daß er, Schwerin, es für ſeine ſelbſtverſtändliche Pflicht erachte, für Lena in jeder Weiſe einzutreten, — aber gleich darauf hatte er die unangenehme Empfindung, daß es unzart ſei, von alledem zu ſprechen. So brach er mitten im Satze ab und ſchwieg.

Immer ſaß Lena ſtumm, die Ellbogen auf die Kniee geſtützt und das Geſicht in den Händen vergraben, — es folgten lange Pauſen, aber ſchließlich konnte Schwerin dieſes totenſtille Schweigen nicht durchhalten. Er verſuchte von neuem zu ſprechen und immer von neuem, in dem unklaren Gefühl, daß Worte, und wenn es Worte der gleichgültigſten Art ſeien, allein imſtande ſein könnten, in die Verzweiflung hinein wie ein ſchwacher Troſt zu klingen.

„Wir wollen nun aufſtehen, Lena,“ ſagte er. „Ich werde dich nach Hauſe begleiten, — das wird das beſte ſein. — Soll ich —?“

Sie ließ ſich willenlos in die Höhe richten, als er aber noch einmal wiederholte, daß er ſie ſelbſt zur Generalin führen wolle, drängte ſie ihn ſtumm ſeitwärts in eine ganz andere Richtung.

So gingen ſie eine lange Weile, ohne auf den Weg zu achten, von der Stadt fort, immer weiter ins Feld hinein. Immer redete Schwerin, — vielleicht währte es wieder eine Stunde oder länger, bis er nichts mehr zu ſagen wußte. Er zermarterte ſeinen Kopf: ‚Was ſoll ich jetzt noch ſagen? Wovon ſoll ich reden?‘ — Aber er wußte wirklich nichts mehr.

Er war ſo müde und ſo zerſchlagen, wie in ſeinem ganzen Leben nicht, ſein Kopf war ganz hohl, und als die Spannung in ihm ſich nun langſam löſte, begann der Fuß wieder zu ſchmerzen. Er ſah ſich verſtohlen um und bemerkte zu ſeinem Schrecken, daß ſie irgendwo draußen im Felde waren, daß ganz links in der Ferne der Kirchturm von Oldeslo hervorſchaute, und daß von Clemens, wie man es nicht anders erwarten konnte, weit und breit nichts zu ſehen war.

‚Großer Gott,‘ dachte er, ‚was ſoll werden? Wie ſoll ich wieder zurückkommen? ich kann ohnehin kaum noch von der Stelle.‘

Und in all ſeiner Trauer und ſeinem innigen Mitleid erfaßte ihn ein leiſer Grimm.

„Wir werden jetzt zurückgehen, Lena,“ ſagte er mit einer Stimme, die ein ganz klein wenig ſchärfer klang als vorher. „Wir können unmöglich immer weiter ins Blaue wandern.“

Sie wandte um, ohne ein Wort zu ſagen, und wieder gingen ſie eine endloſe Stunde, in der Schwerin beſtändig den Verſuch machte, trotz des Brennens und Stechens im Fuße zu Lena von Troſt zu reden oder von ſonſt irgend etwas.

Als ſie endlich dicht an die Stadt herangekommen waren, hatte er das Gefühl: du kommſt nicht mehr weiter, du brichſt auf dem erſten harten Pflaſterſtein zuſammen. Wenn du dieſe Wanderung fortſetzſt und ſollſt etwa noch mit zu der Generalin, durch die ganze Stadt, dann die Treppen hinauf ꝛc., ſo paſſiert dir ein Unglück. Und während er, ohne daß es Lena ſah, nur auf einem Beine ſtand und den kranken Fuß in der Luft ſchweben ließ, ſagte er:

„Du wirſt nun allein ſein wollen, Lena, nicht wahr? Ja, ſelbſtverſtändlich. Ich bleibe heute in Oldeslo, gegen Abend werde ich der Generalin meine Aufwartung machen. Wir ſehen uns dann wieder. Ja —? Soll ich —? Iſt dir das recht —?“

Sie nickte ſtumm —

Und ſo trennten ſie ſich.

Er wartete und blieb aufrecht ſtehen, bis Lena hinter der Biegung verſchwunden war, dann ließ er ſich behutſam nieder mit einem von Schmerz verzerrten Geſichte, — und ſo ſaß er ſtundenlang an dem Chauſſeegraben, ganz unfähig, wieder hochzukommen, in ſeiner Willenskraft ſo gelähmt, daß er nicht einmal den Wunſch hatte, fortzugelangen.

— — — — — — — — — — —

Lena ging geradeaus, in die Stadt hinein. Sie überlegte nicht, ob ſie rechts gehen müſſe oder links, ſie handelte ohne Bewußtſein, und ſie fand doch ihren Weg. Wie eine Nachtwandlerin.

Aber in dem Augenblick, als ſie die Thürklinke in die Hand nahm und die Thür öffnen wollte, um ins Haus hinein zu gehen, lief ein kaltes Zuſammenſchrecken über ſie hin.

Sie ließ den Griff wieder los und ſtrich ſich über die Stirn, als ob ſie erwache.

Dieſes Erwachen war nur ein ganz flüchtiges, — dann ging ſie die Straße weiter ohne Plan und Ziel, wieder wie ſchlafend.

Erſt ganz langſam kam ſie zu einem matten Denken: ‚Was ſollte nun werden? wo ſollte ſie hin? Sie hatte niemand mehr in der Welt, oder doch nur Schwerin, ſollte ſie zu ihm zurück?‘

Dann plötzlich durchzuckte ſie ein Gedanke: ‚— geh zu George!‘

Sie wandte um, ſie lief faſt, in ihren Ohren ſummte es mit dem Takt der haſtigen Schritte: ‚— geh zu George, — geh zu George.‘

Sie ſtand vor dem niedrigen Gartenzaun, die Gartenthür öffnete ſich, nun ging ſie den ſchmalen Kiesweg entlang, gerade auf das Haus zu.

Die Hausthür war offen, vor Lena lag der kleine niedrige Vorplatz mit der ſteilen Holztreppe, die in das erſte Stockwerk hinaufführt.

Rechts und links zwei niedrige weiß geſtrichene Thüren, über jeder eine vertrocknete Eichenlaubguirlande und dazwiſchen ein alter Stahlſtich mit braunen Roſtflecken und verwittertem Rahmen.

Sie atmete tief auf, alles ringsumher war ſtill, nur eine große alte Standuhr, die einen Platz neben der Treppe hatte, ließ ihr eintöniges Geräuſch vernehmen.

Lena ging nicht weiter. Sie lehnte mit dem Rücken an dem Holzpfoſten der Thür, — ein Friede kam über ſie.

‚Ich will hier warten, bis George kommt. Einmal wird er kommen. Ich will hier nicht fortgehen, bis George kommt.‘

So ſtand ſie eine Weile, ihr Atem wurde ganz ruhig.

Dann wurden polternde Schritte über ihr hörbar und kamen gleich darauf die Treppe hinab; ein kleines Dienſtmädchen erſchien in Holzſchuhen und mit aufgerafftem Kleide, die Lena verwundert anſchaute.

„Zu wem wollen Sie?“

„Wo iſt George?“

„Herr George?“ — Das Mädchen war erſtaunt, ſie fand keinen Reim für dieſe Situation, dann ſagte ſie zögernd: „Ich weiß nicht, ob der junge Herr zu Hauſe iſt, aber ich will nachſehen und ihn rufen.“

Sie wiſchte ſich die naſſen Hände in der blauen Schürze und öffnete die eine der weißen Thüren: „Kommen Sie herein.“

Sie ließ ihre Holzſchuhe im Flur vor der Thür ſtehen und ging auf den Strümpfen durch das Zimmer, um die Vorhänge aufzuziehen und das eine Fenſter zu ſchließen. Als ſie damit fertig war, wiſchte ſie mit der Schürze über einen Stuhl und ſagte: „Bitte,“ und noch einmal: „ich will ihn rufen.“ Dann ſchloß ſie die Thür hinter ſich, und Lena war allein.

Dicht vor ihr auf dem Tiſch lag ein weicher grauer Hut, Georges Hut. Sie nahm ihn in die Hände und ließ ihn nicht wieder los.

Ehe das Mädchen die Vorhänge aufgezogen hatte, war es im Zimmer dunkel geweſen, jetzt ſchien die Abendſonne auf die mächtige, ſchneeweiße Büſte der Juno, die auf einem Gipspoſtament an der Wand gegenüber den Fenſtern ſtand.

Lena blickte im Zimmer umher. Ihr war zu Mute, als ob Schwerin und ſeine traurige Botſchaft ſchon viele Tage entfernt ſeien, — eine dumpfe, ſtumpfe Abſpannung war gefolgt, — nur war es merkwürdig, daß bei dieſem matten Halbſchlaf der Seele die Augen alles ſahen, mit einer ſolchen Klarheit, daß ihr nichts hier im Zimmer entging.

In der Ecke ſtand ein Mahagonitiſch mit Schachfiguren aus Elfenbein, über dem Fußboden lag ein alter verblaßter Teppich, der vielleicht einmal hübſch geweſen war, aber ſicher nie einen beſonderen Wert gehabt hatte. In ſchmalen Holzrahmen hingen an den Wänden große Photographien: das Forum Romanum, Pompeji, Genf, Chillon, dann Michel Angelos Fresken aus der Sixtina. —

Lena hatte alle die Städte und Bilder ſelbſt geſehen, und die ganz leiſe Freude zog flüchtig durch ſie hin, die man empfindet, wenn man Bekanntes wiederſieht.

Die Wände entlang ſtanden große Regale mit zahlloſen Büchern.

Eine feierliche Ruhe lag über dem Zimmer, es war, als ob jemand das alles geſchaffen und zuſammengetragen und geſammelt habe, der längſt nicht mehr lebt, und als ob ſeitdem niemand mehr hier drinnen geweſen ſei.

Lena ſaß, ohne ſich zu rühren, und als immer noch niemand kam, ſchloß ſie die Augen, und ein flüchtiger Traum ging über ihr Herz: die Thür wird aufgehen und George hereintreten und ſagen: ‚du hatteſt nie eine Heimat, Lena; der Einzige, der dich ſchützte und lieb hatte, iſt tot. Nun bleib hier und geh nie mehr fort.‘ — Und zwei weiche Hände einer alten Frau würden über ihren Scheitel gleiten und ſie emporrichten, und die alte Frau würde ſagen:

‚Du haſt George von hier fortführen wollen in die große Welt, nun kommſt du ſelbſt und bitteſt um eine Heimat. Nun weißt du, daß die Welt draußen die Menſchen vernichtet, und wirſt hier bleiben immer und mit George glücklich ſein. — Komm mit, Lena, dein Zimmer oben iſt fertig und wartet auf dich.‘ — —

— — Da —!

Schritte draußen!

Lena ſprang auf.

Schritte, die ſchlürfend die Treppe herunter kamen, ganz langſam jetzt über die Steinflieſen des Vorplatzes — jetzt an die Thür —

Lenas Herz ſchlug zum Zerſpringen. — Dann öffnete ſich die Thür: — Georges Mutter —.

Die Augen der beiden begegneten ſich, ſekundenlang, Lenas Augen groß, weit aufgeriſſen, die der alten Frau etwas verwundert, faſt gleichgültig, ohne Verſtändnis — dann trat Lena vorwärts, ein, zwei Schritt, die rechte Hand flach gegen die rechte Bruſt gepreßt und die linke Hand flach gegen die linke Bruſt gepreßt — ſie ſuchte nach einem Wort, ſie ſagte auch etwas, aber es war nur ein Bewegen der Lippen und ein leiſer gurgelnder Ton, — dann trat ſie noch einen Schritt vor, ſie huſchte mit ihren Augen über das Geſicht der alten Frau: ‚Nicht wahr, du begreifſt? Du verſtehſt —?‘ — Dann ging ein Zittern über ſie hin, — dann faſſungslos, außer ſich, warf ſie ſich mit einem erſtickten Schrei vor ſie nieder. Sie umſchlang ihre Kniee, ſie vergrub das Geſicht in das ſchwarze Kleid.

— — Sie hörte über ſich Worte, — — Worte, — die vielleicht erſtaunt und geängſtigt klangen, — Worte ohne Verſtändnis und Worte in wachſender Erregung, — aber ſie ſchienen Lena ganz weit her zu kommen, aus einer Ferne.

Sie ließ nicht los, ſie umklammerte ſie feſter: ‚Nur ſo liegen bleiben, in das ſchwarze Kleid hineinſtarren, ſich feſthalten, feſthalten, feſthalten — —‘

Da!

George! Seine Stimme!

In den Knieen liegend, richtete ſie den Oberkörper in die Höhe, ließ ſie die Umklammerte frei, ſchaute ſie rückwärts — dann riß ſie ſich empor —

„George!“

Sie ſah ihm nur einen Moment ins Auge, als ſie ſagte: „— Mein Vater iſt tot, George, du mußt mich ſchützen —“, dann lag ſie in ſeinen Armen, den Kopf an ſeiner Schulter, die Augen feſt geſchloſſen.

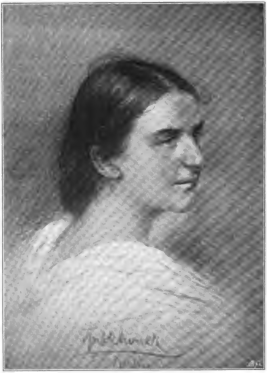
Nach einer Weile hörte ſie fragen: „Wer iſt das, George?“ —

Und antworten: „Meine Braut —“

Aber ſie ſah nicht dieſen unbeſchreiblichen Blick der alten Frau, in dem ſich alles zuſammendrängte: Frage, Staunen, Schmerz, Empörung, alle Enge einer kleinen Frauenſeele und alle Weite des Mutterherzens. —

Und ſie ſah nicht Georges Blick, der jenem antwortete, der zuerſt weich und flehend ſagte: ‚Verzeih mir, wenn ich dir nie von ihr erzählt habe, nimm ſie hin,

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf von Anton Schöner.

tröſte ſie, ſie iſt mein Liebſtes,' — und der langſam ſtarr wurde, kalt, eiſig, und dann matt, ſtumpf —

— zwei Blicke, die hin- und hergehend für zwei Menſchen vielleicht das Schickſal bedeuteten.

Sie fühlte nur, wie George ſie nach einiger Zeit ein paar Schritte ſeitwärts führte und ſie niederzog auf den Seſſel.

Es war totenſtill im Zimmer. Aber ſie hielt ſeine Hände und hörte ihn bisweilen, das Geſicht dicht an ihr Geſicht gelehnt, flüſtern: immer dieſelben weichen tröſtenden Worte.

Sie ſah nicht die alte Frau, die an der anderen Seite des Zimmers bewegungslos ſaß, ſie wußte vielleicht nicht einmal, daß dieſe Dritte noch im Zimmer war, ſie hatte ſie vergeſſen.

Und George, vor Lena in den Knieen liegend, einen Arm um ihre Taille geſchlungen, hatte vielleicht auch vergeſſen, daß eine Dritte im Zimmer war.

Die Herbſtſonne war längſt hinter den Büſchen des Gartens verſchwunden, es begann zu dunkeln, nur der rieſige Kopf der Juno blickte weiß aus dem dämmernden Zimmer.

Digitized by Google

Vergeſſen! Die alte Frau ſaß ganz ſtumm, den Kopf leicht vorgeneigt, die Hände im Schoß gekreuzt. Sie war vergeſſen. Die beiden drüben, deren Flüſtern wie ein Schatten über das Zimmer glitt, hatten ſie vergeſſen.

Sie begriff das alles erſt halb, es war zu raſch gekommen, zu plötzlich.

Der fremde Eindringling war ins Haus getreten und hatte George von ihr fort an ſich geriſſen, und George, der bisher niemandem in der Welt als ihr allein gehört hatte, lag drüben vor dem fremden Mädchen und ſchaute ſich nicht mehr um.

Es war kein rechter Schmerz, der ſie beherrſchte, ſie ſaß wie in einer Betäubung. Sie hatte jeden kleinſten Schritt in ihres Sohnes Leben bisher geleitet, und es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß das je anders werden könnte. Nun hatte man ſie beiſeite geſchoben wie etwas Gleichgültiges, deſſen Wille und Entſcheidung, wen'n ſie nicht alles gutheißen, nicht weiter in Betracht kommen.

— Ein Klopfen an der Thür — —

— Und als niemand antwortete, wurde die Thür geöffnet, und das kleine Dienſtmädchen trat herein, behutſam auf den Strümpfen gehend. Sie brachte die Lampe, die das Zimmer mit hellem Lichte füllte, dann verſchwand ſie wieder geräuſchlos, die Thür leiſe hinter ſich zuziehend.

George war aufgeſtanden, nun richtete er auch Lena in die Höhe:

„Komm, Lena.“

Sie öffnete die Augen und ſah geblendet in das Licht, in deſſen vollem Scheine die alte Frau drüben ſaß, totenblaß und ohne ſich zu bewegen, nur den Blick ſtarr auf die beiden geheftet.

Auch Georges Augen wehrten ſich mühſam gegen den grellen Schein.

Auch er ſah die Mutter, die regungslos herüberſchaute.

In einem überſtrömenden Gefühl, in einer letzten heißen Aufwallung zog er Lena mit ſich, dicht vor ſie hin: „Komm, Lena“, und beide Hände Lenas in den Schoß ſeiner Mutter legend, ſagte er nichts als:

„Mutter —? — Mutter — —?!“

Aber Lenas Hände lagen auf zwei eiskalten Händen, die ſich nicht bewegten, die ſich nicht erhoben.

Er ſagte noch einmal: „Mutter —“

Und dann noch einmal, mit einem Flehen, durch das es wie dumpfer Groll klang:

„— Mutter!!“

Dann riß er Lena empor: „Komm.“

Er öffnete die Thür und ſchloß ſie. Er geleitete Lena über den Vorplatz, in dem eine kleine Lampe matt brannte, ein eiſiger Herbſtwind ſchlug ihnen von draußen her ins Geſicht. Sie gingen durch den nächtlich dunklen Garten den ſchmalen Kiesweg entlang, dann lagen Haus und Garten hinter Lena.

— — — — — — — — — — —

— — Zum erſtenmale war Schwerin nach Oldeslo gekommen, als er Lena in den Frühlingstagen hergeleitete, — zum zweitenmale mit der ſchweren Todesnachricht, — und nun vierzehn Tage ſpäter, als der erſte frühe Winterſchnee über die Felder und Berge ein weißes Kleid gebreitet hatte, kam er zum dritten- und letztenmale, um Lena zu holen.

Er ſaß der Generalin gegenüber in dem engen Sofa hinter dem Mahagonitiſch, wo er ſich nicht nach rechts und links bewegen konnte, und während die Generalin, in ihrer Dozentenmanier auf und ab gehend, die Thatſachen erörterte, verſuchte Schwerin vergebens hin und her zu rücken. Das Zimmer war klein, niedrig, überheizt, und Schwerin ſaß in ſeinem Winterpelz, den abzunehmen niemand erſchienen war, in unangenehmer Nähe des Ofens. Er zerrte einen Handſchuh von den Fingern und zog ihn gleichfalls wieder an, — eine unbehagliche Situation, die durch die langatmigen und ſich immer im Kreiſe drehenden Auseinanderſetzungen der Generalin ins Endloſe erweitert wurde.

„Ich würde Ihnen, Herr Major, von der Angelegenheit ſofort Mitteilung gemacht haben, aber es war aus verſchiedenen Gründen nicht möglich. Denn erſtens konnte es mir wirklich nicht bekannt ſein, wer die Vormundſchaft für Lena übernehmen würde, und zweitens würde es gegen jeder Frau Empfinden verſtoßen haben, in Tagen ſo tiefer Trauer irgend einem Weſen gegenüber, — ſei es, welches es wolle, oder heiße es wie immer es mag, — gewiſſermaßen als Anklägerin aufzutreten.“

Breit, mit der ganzen ſchweren Betonung, die ein ſo ohne Beiſpiel daſtehender

Fall zu erfordern ſchien, wiederholte ſie noch einmal alle Einzelheiten, und als ſie den Hergang mit jedem Detail zweimal in derjenigen Faſſung erzählt hatte, in der Oldeslo noch heute — vierzehn Tage nach dem Geſchehnis — die Sache beſprach, begann ſie den Fall zu verallgemeinern, etwa wie ein Staatsanwalt, der zunächſt die nackten Thatſachen referiert um dasſelbe Bild dann in großem Rahmen plaſtiſch zur Anſchauung zu bringen.

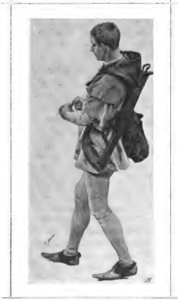
„Ein junges Mädchen, das einer Dame der beſten Geſellſchaft zur Erziehung anvertraut worden iſt und dem ſeit mehr als einem halben Jahre in dem Hauſe dieſer Dame, ich will nicht ſagen Liebe — (denn ich vermeide prinzipiell jeden Ausdruck, der auch nur den ſchwachen Schimmer einer Übertreibung bedeuten würde) — in jedem Fall aber nichts als Gutes und Freundliches zu teil geworden iſt, — ein ſolches Mädchen erfährt eines Tages die ſicherlich unendlich traurige Nachricht, daß die Vorſehung ihm das Teuerſte genommen hat. Dasſelbe junge Mädchen, ſechzehn Jahre alt, — (in dem Sinne alſo, von welchem hier die Rede iſt, noch ein Kind) — entſchließt ſich zu einem Schritt — (am ſelben Tage noch, bitte beachten Sie das, Herr Major) — der nicht nur mir, — (denn mein perſönliches Empfinden ſoll dabei gar nicht in Betracht kommen, weil ein einzelner Menſch in Fragen des Feingefühls und Takts ja immerhin irren kann oder vielleicht, ſeinem ſubjektiven Empfinden entſprechend, allzu ſtrenge Forderungen aufſtellt), — nein, Herr Major, der einer ganzen Stadt und jedem, der davon hört, als geradezu unfaßlich erſcheint. Sie geht in das Haus eines jungen Mannes, der in hieſiger Stadt anſäſſig iſt und ſetzt damit einem Verhältniſſe, das an und für ſich ſchon die ſchärfſte Mißbilligung verdient, ſozuſagen die Krone auf. — — Nichts, Herr Major, liegt mir ferner als die im übrigen durchaus natürliche Erwartung: Lena hätte zu mir kommen ſollen und bei dem einzigen weiblichen Weſen, das ihr hier naheſtand, Troſt ſuchen, — mein menſchliches Gefühl aber, Herr Major, und mein Gefühl als Frau und als Erzieherin und als Dame der Geſellſchaft und als ich weiß nicht was ſonſt noch, ſagt mir, daß ein Mädchen, das in ſolcher Stunde ſeinem — ich gebrauche das ſtärkſte Wort, weil ich kein anderes finde — ‚Liebſten‘ nachläuft, — daß ein ſolches Mädchen in meinem Hauſe und unter meinen Kindern ſchwerlich weiterhin den ſeinem Weſen entſprechenden Platz finden würde.“

Der Major ſaß ganz ſtumpf. Er regte ſich nicht mehr und hatte den Verſuch aufgegeben, ſich aus der Enge ſeines Platzes und ſeines Pelzes zu befreien. Der Wortſchwall betäubte ihn und begann ſein Denken zu verwirren.

„Ich habe,“ ſagte die Generalin, „die Angelegenheit ſelbſtverſtändlich nicht auf ſich beruhen laſſen, ſondern dieſelbe in alle Phaſen und alle Inſtanzen hinein verfolgt, — und ich gebe Ihnen die Verſicherung, Herr v. Schwerin, daß nicht nur in dieſem Hauſe, ſondern in ganz Oldeslo der Fall in durchaus gleichlautender Weiſe beſprochen wird. Ich habe, meinem innerſten Weſen zuwider, die Sache auch inſofern weiter verfolgt, als ich mit der Mutter des betreffenden jungen Menſchen Rückſprache zu nehmen mich verpflichtet fühlte, und ich kann Ihnen nur ſoviel ſagen, Herr Major, daß die Dame, — eine Dame der guten bürgerlichen Geſellſchaft, eine Witwe, die Frau eines früher hier anſäſſigen verſtorbenen Arztes, — meine Anſicht durchaus teilt. — Ich habe dann mit Fräulein v. Baggerſen, die ſeit vielen Jahren die treue Förderin meiner Beſtrebungen iſt, den Fall hin und her beſprochen; wir haben uns beide gefragt, ob es mit Rückſichtnahme auf die verwaiſte Lebensſtellung Lenas und mit Rückſichtnahme auf das für den Ruf eines jungen Mädchens vernichtende Urteil der Welt nicht doch noch möglich ſei, Lena bei uns zu behalten, — aber ſo ſchmerzlich es iſt, Ihnen, Herr Major, das rund heraus ſagen zu müſſen, wir ſind beide immer wieder zu demſelben Schluſſe gekommen: nein! es geht nicht! Es gibt eben Dinge, über die man als Frau und Dame und Erzieherin nicht fortkommt, und ein Liebesverhältnis, das — ohnehin ſchon unſtatthaft und im höchſten Maße verwerflich — derartige Konſequenzen angenommen hat, nämlich die Konſequenzen des Nachlaufens und direkt ins Haus des jungen Mannes Gehens, muß jede weitere Gemeinſchaft zwiſchen dem betreffenden Mädchen und uns ausſchließen.“

Sie deutete durch eine Handbewegung an, daß ſie alles geſagt habe, was dem

Aus unserer Studienmappe:



Ölſtudie von Prof. Peter Janſſen.

Major gegenüber zu ſagen ihre Pflicht ſei, und langſam mit beiden Händen den Mahagonitiſch vor ſich fortſtoßend, gelang es Schwerin ſich aus der Enge zu befreien. Große Schweißperlen liefen ihm über das Geſicht, und während die Generalin klingelte und dem hereintretenden Mädchen die Ordre gab: „Fräulein Lena ſoll zu mir kommen,“ gewann Schwerin das Fenſter, wo er die unklare Einbildung einer weniger intenſiven Hitze hatte.

Undeutlich, wie ferne böſe Schatten glitten die unzähligen Liebesſünden ſeines bewegten Lebens an ihm vorüber, und dieſer harte Richterſpruch, der da eben über die kleine Liebe eines Kindes gefällt war, ſchien ihm — aber auch das nur undeutlich — wie eine ins Rieſenhafte wachſende Anklage gegen ſein eigenes Leben.

Ganz ſchwach dämmerte ihm die Empfindung, daß die Dame da vor ihm als Repräſentantin einer Stadt, einer Geſellſchaftsklaſſe, ja mehr noch: einer ganzen Weltanſchauung, mit wuchtiger Hand etwas zerſtört habe, das ihm ſelbſt ſehr fein und duftig erſchien, aber er fand nicht die richtige Formulierung dieſer Gedanken.

Es klopfte draußen, dann ging die Thür auf, und Lena kam herein.

Sie zuckte leiſe zuſammen als ſie Schwerin ſah, von deſſen Ankunft ſie zu verſtändigen niemand für nötig gehalten hatte, aber ſo gewaltig war die große Würde, die von der Generalin ausging, und mit ſolchen Zentnerlaſten hatte man Lena in dieſen vierzehn Tagen zu Boden gedrückt, daß ſie ſcheu an der Thür ſtehen blieb und dem Major nur flüchtig zunickte.

In dem ſchwarzen Kleide, das ganz einfach und glatt nach einem uralten Schnitt angefertigt war und das ihre ſchlanke Geſtalt förmlich einzuengen ſchien, ſah ſie anders aus als früher, viel jünger, wie ein ſchmächtiges Kind. Das Geſicht war blaß, ſie ſtand mit geſenkten Augen, die Arme herabhängend, die ſchmalen weißen Finger ineinander gelegt.

„Ich habe mit deinem Vormunde geſprochen, Lena,“ ſagte die Generalin. „Du wirſt dementſprechend im Laufe des Nachmittags deine Koffer packen laſſen, und Herr v. Schwerin wird die Liebenswürdigkeit haben, dich morgen früh mit ſich zu nehmen. Oder wünſchen Sie die Reiſedispoſitionen in anderer Form, Herr Major?“

„Nein.“

„Dann iſt es gut. Du kannſt nun gehen, Lena.“

So ging ſie wieder.

Ein paar Worte ſprach die Generalin noch in gehaltenem Tone mit Schwerin, — dabei ſtreiften ſeine Augen immer über die Thür hin, als ob der kleine ſchwarze Schatten da noch ſtände.

„Es iſt mir ſchwer gefallen, Herr Major, Ihnen dieſe Stunde bereiten zu müſſen, aber ich hoffe, daß ein Mann Ihrer Erfahrung und Ihrer Grundſätze mir vollkommen recht geben wird. Ich habe eine Verantwortung, Herr Major, in vierfacher Hinſicht: meinen jungen Mädchen gegenüber, deren Eltern gegenüber, ferner vor mir ſelbſt und ſchließlich vor der Allgemeinheit. Verſetzen Sie ſich in meine Lage, — das iſt alles, was ich ſagen kann.“

Schwerin ging mühſam die Treppe hinunter, eine breite ſteile Holztreppe ohne

Teppiche. Er ſpähte aus nach Lena, um ihr im Vorübergehen tröſtend die Hand zu drücken, aber er ſah weder ſie noch ſonſt jemand, und ſo verließ er das Haus. Immer ſchwirrten ihm dieſe letzten Worte der Generalin im Kopfe herum: „Verſetzen Sie ſich in meine Lage," — als er aber eine Zeit lang das zu thun verſucht hatte, vergebens natürlich, blieb er plötzlich ſtehen, denn eine Erkenntnis kam ihm klarer und klarer zum Bewußtſein — —

— Seine Hände ballten ſich zur Fauſt, — und indem er ſie erhob und gegen irgend etwas drohend ſchüttelte: vielleicht nur gegen die Generalin, vielleicht aber auch gegen die ganze Stadt um ihn her, fand er endlich das befreiende Wort:

„Hol' euch der Satan alle zuſammen! — Zuſammen!!"

7. Kapitel.

Als im Klub die Rede darauf kam, daß Schwerin eine ältere Dame ſuche, die mit Lena zuſammenwohnen und an ihr gewiſſermaßen Mutterſtelle vertreten könne, zog ihn der alte Herzog von Sohrau beiſeite und empfahl ihm Frau v. Pauly: „Eine Dame, mein lieber, guter Schwerin, die viel Unglück gehabt hat. Ihr Gemahl ſtand als Arzt in Sohrau beim Regiment, ſie iſt anno 80 verwitwet und hat ſpäter ihr ganzes Vermögen verloren. Sie lebt hier in Schöneberg, und Sie würden, auf mein Wort, ein gutes Werk thun."

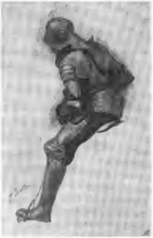
Der Major hatte keinen Anlaß, dieſen freundlichen und in jedem Falle gutgemeinten Hinweis des Herzogs außer acht zu laſſen, und ſo ließ er ſich von dem Diener im Schreibzimmer des Klubs Papier geben und verfertigte einen ſeiner mühſeligen Briefe, in dem er mit Hinweis auf Sr. Durchlaucht Empfehlung Frau Doktor v. Pauly um eine Unterredung bat.

Sie kam noch am ſelben Tage. Als ſie den Major, mit deſſen Lebensgewohnheiten natürlich unbekannt, zu Hauſe vergebens geſucht hatte, gab ſie ihre Karte im Klub ab, eine kleine altmodiſche Karte aus Glanzpapier, die der vornehme Portier von der kleinen, hageren, ſchwarz und gleichfalls altmodiſch gekleideten Dame mit einer herablaſſenden Handbewegung entgegennahm. — Er ſetzte ſeinen Kneifer auf und las die Inſchrift, dann wurde er höflicher, und nahm den Kneifer wieder ab und ſagte: „Nein, Herr v. Schwerin iſt nicht im Klub. Sie werden ihn," — er ſah nach ſeiner goldenen Uhr, — „um dieſe Zeit wahrſcheinlich im Hotel de Rome finden. Befehlen gnädige Frau eine Droſchke?"

Aber ſie winkte ängſtlich ab: „Nein, nein," — und ohne zu wiſſen, wo dieſes Hotel de Rome etwa liegen könnte, entfernte ſie ſich mit kleinen eiligen Schritten, die etwas Gleitendes, Schleifendes hatten, wie bei Damen, welche ſelten ausgehen und die meiſte Zeit ihres Lebens Pantoffeln ohne Abſätze tragen.

Sie lebte ſeit bald zwölf Jahren in Berlin oder vielmehr in Schöneberg vor dem ſüdlichen Thore, aber die große Stadt hatte für ſie etwas Furchterweckendes, und als ſie jetzt über die Linden huſchte, ſann ſie einen Moment darüber nach, ob ſie ſeit zwei, drei oder gar noch mehr Jahren nicht mehr hier geweſen ſei.

Aus unserer Studienmappe:



Ölſtudie von Prof. Peter Janſſen.

Natürlich traf ſie, wie es bei ſolchen ängſtlichen, ſchickſalbedeutenden Irrfahrten faſt immer der Fall iſt, Schwerin weder im Hotel de Rome noch in zwei anderen Häuſern gleichen Ranges, in die man ſie weiter ſchickte, aber mit der zähen Ausdauer jemandes, der endlich einmal einen ganz kleinen Hoffnungsſtern leuchten ſieht, ſetzte ſie ihren Rundgang fort, bis ſie ſpät abends, — es war faſt zehn und ſie hatte keinen Hausſchlüſſel und erwog bereits die Eventualität, daß ſie dieſe Nacht im Freien werde kampieren müſſen, — wieder im Klub landete und dann wirklich endlich die Mitteilung erhielt:

„Ja, Herr v. Schwerin iſt anweſend; er ſitzt oben; er ſpielt Karten. Ob Herr Major freilich gerade jetzt geſtört ſein will — ?“

Aber ſie ließ nicht nach, und mit einem bittenden, angſtvollen Tone ſagte ſie: „Ich muß ihn ſprechen, auf jeden Fall.“

Man führte ſie die breite Marmortreppe hinauf, deren Stufen mit purpurrotem Sammet bedeckt ſind, man ließ ſie in ein Empfangszimmer treten, das ebenfalls in purpurroten Farben leuchtete, und ſie ſaß in dem roten Sammetſeſſel zwiſchen den roten Wänden, roten Teppichen, roten Vorhängen, in all dieſer unerhörten roten Pracht wie ein ſchwarzes verſchüchtertes Nichts.

Nach einer Weile trat ein Herr herein in dunklem Gehrock mit einem Monocle im Auge, ſteif, etwas eingefroren, nach Anzug und Ausſehen der Typ eines ſehr vornehmen, älteren, penſionierten, ſehr gut geſtellten hohen Militärs, vielleicht Generals.

Das war Schwerin.

Sie hatte ſofort die Empfindung: alle Hoffnungen ſind vergebens geweſen, — aber dieſe Empfindung erwies ſich in den nächſten zehn Minuten als durchaus irrtümlich, Schwerin war von großer Liebenswürdigkeit, und ſie wurden, — wenn das Wort zu verwenden erlaubt iſt — außerordentlich ſchnell handelseinig.

Dann erhob ſich der Major in ſeiner chevaleresken Art:

„Sie werden keinesfalls bereits zur Nacht geſpeiſt haben, meine Gnädige, geſtatten Sie —“ und er klingelte, — aber der Gedanke, hier, jetzt, in dem roten Zimmer und Schwerins Anweſenheit, irgend etwas verzehren zu müſſen, hatte für die kleine Frau etwas Erſchreckendes, und haſtig wehrte ſie ab: „Nein wirklich nicht, wirklich nicht, — o nein, wirklich nicht!“

Er ſetzte ihr in ſeiner weit ausholenden Art die Verhältniſſe auseinander: daß er für Lena eine mütterliche Freundin ſuche, die für das elternloſe, heimatloſe Mädchen ein Heim begründen könne, — und ſie ihrerſeits verlor ihre Befangenheit und erzählte, wie es die Situation erforderte, die kleine, ziemlich kümmerliche Geſchichte ihres Lebens.

Es war elf Uhr abends, als ſie ſich trennten. Schwerin ging ſelbſt ohne Hut und Paletot die große Treppe mit hinunter und gab, in dem offenen, zugigen Portal ſtehend, allen widerſprechenden Bitten der Dame entgegen, Ordre, eine Droſchke erſter Klaſſe herbeizuholen.

„Auf Wiederſehen, morgen, meine Gnädige!“

Sie hatte ihm gefallen, in der That. Sie trug das Haar mit Waſſer glatt geſtrichen, was er für gewöhnlich nicht leiden konnte, — ſie war klein, hager, mit einem trübſeligen Munde, was er alles dreies gleichfalls gemeinhin nicht leiden konnte, — aber für dieſen beſonderen Fall ſchien ſie vortrefflich zu paſſen. Sie zählte nach Schwerins Taxe mindeſtens fünfzig Jahre, aber die Augen blickten im Widerſpruch zu allen Geſichtszügen bisweilen ganz heiter, und die Stimme hatte den weichen, gutlautenden Ton, der auf ein liebenswürdiges und friedfertiges Weſen ſchließen läßt. Und vor allem, ſie war eine Dame!

In derſelben Nacht ſpielte Schwerin bis zwei Uhr mit dem Herzog Piquet. Er verlor dabei eine runde Summe, aber er blieb guter Laune und ſchüttelte beim Abſchiede dem alten Herzog die Hand: „Ich glaube, ich habe da einen guten Griff gethan. Dieſe Sache mit dem Engagement hat mir viel Sorgen gemacht.“

— Und ſo kam es, daß „die Dame, die viel Unglück gehabt hatte“, in Schwerins Leben trat und dasſelbe fortan in einer Weiſe beeinflußte, an die Schwerin nicht im Traume gedacht hatte.

— — — — — — — — — — —

Es gab in den nächſten Tagen für den Major außerordentlich viel zu thun. Man beſichtigte Wohnungen, was in der Art geſchah, daß Frau v. Pauly aus der Wohnungszeitung eine lange Liſte zuſammenſtellte, daß man von Haus zu Haus fuhr und daß Schwerin ſo lange in der Droſchke ſitzen blieb, bis die „gnädige Frau“ die betreffenden Zimmer oben angeſehen hatte. Kam ſie herunter und ſagte: „Es iſt nichts,“ ſo fuhr man weiter, — hielt ſie aber die Wohnung aus irgend einem Grunde für beſichtigenswert, ſo half Clemens ſeinem Herrn aus der Droſchke und ſchob ihn mit Aufwendung einer nicht geringen Mühe die Treppen hinauf.

Alle Stufen zuſammenaddiert, die Schwerin an dieſem erſten Tage emporſtieg, hätten vielleicht die Höhe des Eiffelturmes ergeben, und einzig die Rückſicht auf ſeine unermüdlich eifrige Begleiterin hielt ihn ab, ſeiner ſchließlich ſehr ſchlechten Stimmung Ausdruck zu geben.

Sie fuhren noch einen zweiten und einen dritten Tag, und als es der Zufall einmal wollte, daß ſie am Nollendorfplatz wieder eine Treppe erſtiegen hatten und eine übertrieben große, acht Zimmer umfaſſende Wohnung mit bemerkenswert ſchöner Ausſicht betrachteten, benutzte die „gnädige Frau“ Schwerins große Ermattung zu einer ganz eigenmächtigen Attacke, die vielleicht lange vorher ſtrategiſch vorbereitet war, vielleicht aber auch nur einer augenblicklichen Eingebung entſprang:

„Wäre es nicht das Beſte, Herr Major, wenn Sie ſich um Lenas willen zu einem großen und wirklich entſcheidenden Schritt entſchließen wollten? Stellen Sie ſich vor, Sie würden Ihre kleine Junggeſellenwohnung inmitten der großen geräuſchvollen Stadt aufgeben und mit Lena hierher ziehen. Sie wären dann immer in Lenas Nähe, dann erſt könnten ſie wirklich an ihr Vaterſtelle vertreten. Wie glücklich würde Lena ſein, und wie lieb würde ſie alles daran wenden, Ihnen das Leben zu verſchönen! Eine ſolche Wohnung! Acht Zimmer! Wie könnte man das alles einrichten! Hier die beiden Zimmer für Sie, Herr Major, daneben ihr Schlafzimmer, drüben Lenas Zimmer und meines, dort der Salon, das letzte Zimmer rechts als Eßzimmer, — den ganzen Tag Lena bei Ihnen, um Sie beſorgt, wie ein Töchterchen, das wieder einen Vater hätte!“

Sie war aufgeregt, ſie ging hin und her, maß die Breite der Fenſter und die Höhe der Stuben, ſie deutete hinaus: „Dieſe Fernſicht, der blaue Himmel, und die friſche Luft von den Feldern draußen! Wie behaglich könnte man das alles einrichten! — und die Küche! Sie haben die Küche noch nicht geſehen, Herr Major!“

„Nein,“ ſagte Schwerin und wehrte matt ab, denn trübe, ängſtliche Zweifel ſtiegen in ihm auf, aber ſie führte ihn durch den Korridor in die große helle Küche mit dem breiten ſchneeweißen Herd, und die Phantaſie der kleinen Dame, die zwölf Jahre in Schöneberg mit einem Petroleumkocher hatte wirtſchaften müſſen, ſah über lichtem Feuer große eiſerne Töpfe brodeln, in denen des Majors Lieblingsſpeiſen zubereitet wurden.

Er wehrte ſich immer noch mit einer dunklen Ahnung kommenden Unheils, aber ſie malte in feinen und bewegten Farben, und als ſie darauf zu ſprechen kam, daß die verwaiſte kleine Lena zum erſtenmale eine Heimat finden und abends neben dem Major ſitzen und ihm vorleſen und mit ihm plaudern und ihm dann gute Nacht ſagen würde, wurden ihre Augen feucht, und eine Pauſe trat ein, und dieſer unglückliche Schwerin, der in dem leeren Zimmer auf dem einzigen dort befindlichen Rohrſtuhle ſaß, fühlte, daß ſeine Augen gleichfalls feucht wurden.

Er war beſiegt. Beſiegt vielleicht durch die rein äußerliche Erſchöpfung des endloſen Suchens. Er ſah wie der Wanderer in der Wüſte eine Fata Morgana aufſteigen, und ſchwach, widerſtandslos fand er nicht mehr die Kraft, das Wahngebilde mittelſt der Macht eines ruhig denkenden Verſtandes zu zerreißen.

— — — — — — — — — — —

Nichts wunderlicher als die dreifache Wohnungseinrichtung, die im Laufe der nächſten Wochen in den acht Zimmern am Nollendorfplatz zur Aufſtellung kam. Mit ſeiner opulenten Freigiebigkeit hatte Schwerin für Lena zwei ſehr reizende Zimmer gekauft, den kleinen Salon ganz in Blau, das Schlafzimmerchen in Weiß und Lila, — beide freilich nur in dem Geſchmacke eines erſtklaſſigen Tapezierers ohne irgend welchen individuellen Zug —, aber kein größerer Gegenſatz als zwiſchen dieſer Schmetterlingseinrichtung und den uralten, altmodiſchen, verbrauchten, geſchonten, geflickten Dingen, die in einem einſpännigen Möbelwagen von Schöneberg anlangten und die zwei für die

Frau Doktor v. Pauly reſervierten Zimmer füllten. Schwerin hatte beim erſten Anblick dieſer niederträchtigen, jeden künſtleriſchen Eindruck verpfuſchenden Möbel die Abſicht, ein Machtwort zu ſprechen, den ganzen Kram auf die Straße zu ſetzen und die Eigentümerin durch eine ſolide Einrichtung zu entſchädigen — aber er fand ſie mit ſolchem Eifer beſchäftigt, die miſerablen, verſchliſſenen Dinge gut zu plazieren, daß er es nicht über das Herz brachte, das Gerümpel ihr zu verleiden.

Und wieder im Gegenſatz zu der Frau Doktor Stuben und zu Lenas zierlichen Räumen ſtanden Schwerins drei Zimmer, in denen das ganze Raffinement einer vierzigjährigen Junggeſellenwirtſchaft ſich breit machte. Freilich blieben drei große Kiſten, die den Umzug aus der Dorotheenſtraße mitgemacht hatten, für alle Zeiten verſchloſſen, drei Kiſten mit Gegenſtänden gefüllt, die in der Dorotheenſtraße paradiert und Schwerins Wohnung vielleicht den eigentlichen Charakter gegeben hatten. Aber alle jene Dinge, Bilder, Statuetten, Bücher, hatten in dem neuen Familienheim keine Exiſtenzberechtigung.

Alles änderte ſich. Dieſer Clemens, der bisher ein angenehmes und behagliches Daſein geführt hatte, wurde notwendigerweiſe zu häuslichen Arbeiten herangezogen, — man mietete eine Köchin, — hundert Haushaltungsfragen mußten erwogen werden, deren Daſein bis dato dem Major unbekannt geweſen war. Es gab mit Umzug, Einrichtung 2c. ſoviel zu thun, daß Schwerin volle drei Wochen hindurch poſitiv keine Zeit fand, in den Klub zu gehen. Dann eines Tages beſann er ſich. Es war hübſch das alles, es gefiel ihm ſogar. Der Kontraſt gegen ſeine bisherige Lebensweiſe war ſo ſtark, daß er ihn förmlich jung machte.

Aber man kann ſchließlich nicht alle Fäden zerſchneiden, die man während der Dauer eines ganzen Lebens geknüpft hat, und ſo teilte Schwerin am Schluß der dritten Woche ſeinen Damen mit: „Morgen abend gehe ich in den Klub.“

Dieſer Abend im Klub war außerordentlich nett, vielleicht ſchon deshalb, weil er nach ſo langer Zeit wieder eine Abwechslung bedeutete. Es ſind immer die Gegenſätze, die das Leben heiter geſtalten. Schwerin wurde viel befragt, nach Lena, nach ſeinem neuen Haushalt, — man lobte ihn und fand den kompletten Wechſel ſeiner Lebensweiſe höchſt bemerkenswert. Er war doch ein Teufelskerl, der Schwerin, der mit ſechzig Jahren noch imſtande war, alle Traditionen umzuwerfen und wie ein ganz junger Menſch neue Wege zu wandeln! Und die alten Junggeſellen im Klub, die mittags mit gefüllter Cigarrentaſche kommen und ſpät nachts mit leerer Cigarrentaſche wieder in ihr einſames Quartier gehen, beneideten ihn. Dieſer alte Dragoner, der wie ſie alle ſeinerzeit den Anſchluß verpaßt hatte, war im Handumdrehen ein glücklicher, verſorgter Mann geworden, um den zwei Damen, eine junge und eine alte, ſich daheim mit einer Sorgfalt mühten, die ſonſt nur Familienvätern nach einem entſagungsreichen Daſein als ſpäter Lohn am Abend des Lebens zu teil wird.

Er trank eine Flaſche mehr als ſonſt und kam in ſo guter, angeheiterter Stimmung nach Hauſe wie ſelten zuvor.

Ganz leiſe öffnete er die Thüren und ſchloß ſie wieder, ganz leiſe auf den Zehen ging er über den Korridor in das Wohnzimmer, ein Streichholz in der Hand, — da fuhr er erſchreckt zuſammen! Dicht vor ihm im hellerleuchteten Zimmer ſaß die Frau Doktor, die ſogleich aufſtand und ihm liebenswürdig entgegenkam.

„Guten Abend, Herr Major.“

„Sie —, Sie haben gewartet —? —?“

„Das war doch ſelbſtverſtändlich, Herr Major.“

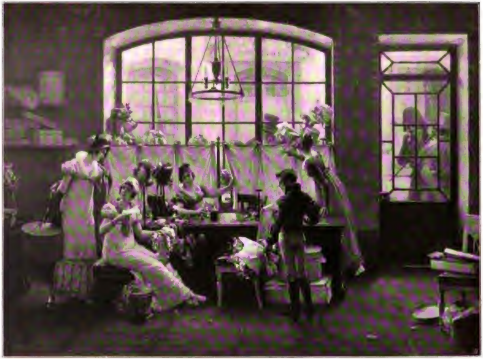
„Nein, das war wirklich nicht nötig,“ ſagte er, aber ſie nahm ihm ſeinen Mantel ab und ſagte herzlich, gütig: „O ich habe gern gewartet, das verſtand ſich ja ganz von ſelbſt. Ich habe ſo viele Nächte an meines armen Mannes Krankenlager gewacht. Ich bin es gewöhnt.“

Schwerin ſtammelte ein paar Worte, — ganz unklar hatte er die Empfindung, daß dieſer Vergleich mit dem Krankenlager eines längſt Verſtorbenen für ihn etwas Beängſtigendes hatte, dann ließ er ſich unſicher, taſtend auf einen Stuhl nieder.

„Sie werden gewiß noch eine Taſſe Thee trinken wollen, Herr Major?“

„Nein. Durchaus nicht, danke.“

Aber ſie ging trotzdem eilig in die Küche und brachte ihm nach einigen Minuten wirklich Thee.



Im Putzmacherladen. Nach dem Gemälde von Pierre Outin.

Digitized by Google

Das alles war wirklich ſehr nett, ſehr zuvorkommend, nur daß es ihn beklemmte, ängſtigte, und daß es ihm ganz deutlich auffiel, welche Mühe es ihm verurſachte, mit der ſchweren Zunge vernünftig zu reden.

Sie holte ſeine Pantoffeln und den ſeidenen Schlafrock, ſie ging ſelbſt in das behaglich durchwärmte Schlafzimmer und ſchloß das Fenſter, ſie war ſo aufmerkſam und beſorgt, daß er immerfort nur ſagen konnte: „O das iſt zu viel, das iſt wirklich zu gütig, da — das — —“

Dann kam ihm ein Gedanke: weshalb war dieſer Eſel von Clemens nicht anweſend?! Wie konnte ſich dieſer Schurke erlauben, zu Bett zu gehen und ſtatt ſeiner die Dame wachen zu laſſen —?!

Als er in einer gezwungen-höflichen Faſſung dieſem Gedanken Worte lieh, fiel ſie ihm in die Rede: „Aber ich bitte Sie, Herr Major, das iſt doch ſchließlich meine Pflicht. Wenn man müde nach Hauſe kommt, will man die kleinen Handreichungen nicht von einem bezahlten Diener entgegennehmen. Ich bin ganz glücklich, daß ich das thun darf. Ich bin Ihnen zu ſo großem und herzlichem Danke verpflichtet. Das wird immer, ſo oft Sie ausgehen, meine kleine Pflicht bleiben, die werde ich mir nie nehmen laſſen.“

‚Nie nehmen laſſen‘ — ging es Schwerin durch den Kopf. Mit dieſem ‚nie nehmen laſſen‘ verabſchiedete er ſich, und mit dieſem ‚nie nehmen laſſen‘ legte er ſich ſchlafen. Er löſchte das Licht aus, aber nach einer Weile zündete er es wieder an und ſah nach der Uhr: ‚$^1/_2$4‘.

Alſo bis $^1/_2$4 hatte ſie auf ihn gewartet, und würde in Zukunft warten, wenn es auch ſpäter würde, $^1/_2$5, — 5, — $^1/_2$6 — 6, oder eventuell noch ſpäter! Stets würde er im Klub den ganzen Abend hindurch an ſein Nachhauſekommen denken müſſen, immer würde er mit der Uhr in der Hand ſitzen und immer würde, und wenn es noch ſo ſpät werden ſollte, der Refrain der kleinen, hageren Dame, ‚die das viele Unglück gehabt hatte‘, lauten: „O ich habe gern gewartet. Ich bin es ja gewöhnt, ich habe ſo viele Nächte an meines Mannes Krankenlager gewacht.“

— — — — — — — — — — —

Lena und Frau v. Pauly blieben einander fremd. Die vielen kleinen Beziehungen, die ein gemeinſamer Haushalt mit ſich bringt, führten Schwerin und die Frau Doktor viel näher zuſammen, als die beiden Frauen. Vielleicht daß Lena in dieſer Zeit der Trauer und tiefſten ſeeliſchen Erſchütterung überhaupt nicht fähig war, ſich an irgend jemand, der ihren Weg kreuzte, anzuſchließen, aber auch ſonſt hatten beide in ihren Weſen ſo wenig Gemeinſames, daß eine intimere Annäherung ſchwerlich je zu erwarten war.

Schwerin äußerte irgend wann einmal den Wunſch, daß Lena ſich mit den häuslichen Pflichten vertraut machen möchte, ſie fügte ſich auch ohne Widerſpruch, aber nach einigen Tagen ſchlief der ſchüchterne Verſuch wieder ein.

Wenn Lena die tote Einſamkeit nicht mehr zu ertragen vermochte, ſo flüchtete ſie nie zu der fremden Frau, ſondern immer zu Schwerin. Sie duckte ſich auf ſeinem türkiſchen Divan zuſammen und unterhielt ſich mit ihm. Sie hatten ſo vieles Gemeinſame erlebt, daß es lange Zeit an einem Thema für ihre Geſpräche nicht mangelte.

Aber ſpäter ſtockte bisweilen die Unterhaltung; abends in der Dämmerung wurden die Pauſen länger und länger, und wenn der Major von ſeinem Platze am Fenſter aus nach dem Divan hinüberſchaute, auf dem Lena in der dunklen Ecke bewegungslos kauerte, ſo hatte er die Empfindung: ſie iſt eingeſchlafen. Ganz leiſe ging er dann näher, ſobald er aber dicht herangekommen war, ſchauten ihm Lenas Augen aus dem Dunkel groß und weit entgegen, ſo daß er regelmäßig eine Art von Schreck bekam. Er ſetzte ſich dann wohl neben ſie und nahm ihre Hand, und ohne daß er ſelbſt recht wußte weshalb, wurde er in dieſen Stunden ganz traurig und ſchwermütig.

Wie jemand, der in einer dumpfen Luft dicht vor dem Erſticken noch rechtzeitig ſich emporreißt und die Fenſter öffnet, ſo ſprang er dann auf und begann loszuwettern: „Zum Kuckuck, Lena, das geht ſo nicht länger! Man ſoll nichts übertreiben! Auch die Trauer nicht! Sei vernünftig! — — Du!!“

Sie ſtand auf und verſuchte zu lächeln.

„Dein Unglück iſt,“ ſagte er, „daß du nie in einer vernünftigen Schule warſt, nichts gelernt haſt. Wer in der Schule war, weiß ſich in allen Lebenslagen irgendwie zu beſchäftigen! Lies Bücher, anſtändige, vernünftige Bücher, die dich auf andere Gedanken bringen!“ — — und er, der zeitlebens ſich um die Litteratur ſehr wenig gekümmert hatte, kramte aus ſeiner Bibliothek die Klaſſiker hervor, die ganz zu unterſt in ſeinem Bücherſchrank unter einem Wuſt von Rennkalendern, Geſtütbüchern, dicken Jahrgängen eingebundener Sportzeitungen, Militärrangliſten und vielleicht auch Schriften weniger harmloſen Inhaltes begraben lagen.

Mit dem nervöſen Übereifer ihres Alters und ihrer trüben Stimmungen verſenkte ſich Lena in die Bücher. Sie las ganze Nächte hindurch, und als ſie in wenigen Wochen die langen Reihen von Bänden durchflogen hatte, begann ſie, — überladen, verwirrt, von einem Durſt nach Ausſprache gequält — jemand zu ſuchen, mit dem ſie über das Geleſene ſprechen könnte, der manches Unverſtandene erklären und für ihre übervolle Seele ein Verſtändnis haben würde.

Sie hatte keine Wahl, der Einzige war eben wieder Schwerin, — und wie der Zauberlehrling, der die Geiſter entfeſſelt hat, ſah der Major zuerſt erſtaunt, dann erſchreckt die ſchweren Brigaden der Klaſſiker drohend heranrücken. Sie verlangte nicht, daß er jedes Wort aus den großen Bücherreihen kenne, ſie wußte ſelbſt gut genug, daß ſich der Major zeitlebens mit anderen Dingen vorwiegend beſchäftigt hatte, aber ſie war doch ſchmerzlich enttäuſcht, als er ihr in rein nichts Rede und Antwort ſtehen konnte.

„Wie denkſt du über Hamlet, Onkel Schwerin?“ fragte ſie mit einem letzten ſchwachen Verſuch, und ſie war gewiß, daß er wenigſtens dieſen Hamlet, von dem alle Welt ſpricht und der alle vierzehn Tage einmal an irgend einer Berliner Bühne zur Aufführung gelangt, einigermaßen kennen würde.

„Ja, ja, Hamlet —,“ ſagte er und gab ſich einen verzweifelten Ruck, — „ſehr richtig, — ein klaſſiſches Werk, meine liebe Lena. Ein engliſches Drama, von Shakeſpeare, Englands berühmteſten Dichter. Ich habe das Stück anno 68 ſelbſt in London geſehen, ausgezeichnet. Ich kenne es nicht deutſch, nur engliſch — verſtehſt du — ich habe früher ſehr viel Engliſch geleſen: Bulwer, Scott, Cooper — ja, ja dieſe Engländer! Sie ſind in allem groß! In Pferden, im Reiten, in Gaunereien und — was natürlich nichts damit zu thun hat — in Litteratur!“

Aber er wußte ſich mit dem beſten Willen der Einzelheiten des Dramas nicht mehr zu entſinnen, und ſo ſchützte er eine Ausrede vor: daß er momentan keine Zeit habe, darüber zu reden, daß er aber morgen — jawohl morgen — auf das Thema zurückkommen werde.

Und als Lena das Zimmer verlaſſen hatte, mit dem Buche in der Hand, klingelte er haſtig dem Diener:

„Du gehſt ſofort zum Buchhändler und holſt Hamlet von Shakeſpeare. Du ſagſt niemanden etwas davon. Du bringſt das Buch hier in mein Zimmer und verſteckſt es, falls ich nicht anweſend ſein ſollte, dort in der Ecke. Verſtanden?“

„Ja,“ ſagte Clemens, aber Titel und Dichter waren ihm natürlich nicht geläufig, ſo ſetzte ſich der Major an den Schreibtiſch und ſchrieb auf einen großen Bogen weißes Papier die Beſtellung: ‚Hamlet von Shakeſpeare‘.

Es war Abend. Draußen auf dem Nollendorfplatz brannten ſchon die Laternen, und während der halben Stunde Wartens dachte Schwerin müde, in Erinnerung verloren, an die drei oder vier Hamlets, die ihm im Laufe der letzten vierzig Jahre zu Geſichte gekommen waren. Der eine von Orlando a. d. Lady Lucas gewann 1859 in Lincoln das große Frühlingshandicap, der andere war ein Grauſchimmel, der in Liverpool die Steeple-Chaſe landete und ſpäter bei einem elenden Meeting in Leopardstown das Bein brach. Der dritte Hamlet war anno 70 Schwerins eigener Charger geweſen, und der vierte — dieſen vierten konnte er nicht recht unterbringen, aber er glaubte ſich zu erinnern, daß er einmal in der Schwadron einen Gaul des Namens gehabt hatte.

Es war ſeine Abſicht geweſen, in den Klub zu gehen, ſtatt deſſen ſaß er nun bis über Mitternacht und las das Buch. Zuerſt mit einem verdroſſenen Ärger, dann aufmerkſamer und ſchließlich in einer Art von Selbſtachtung. Er verſtand aller Wahrſcheinlichkeit nach von den dichteriſchen Schönheiten und dem Tiefſinn des Dramas nur das Wenigſte, aber Hergang und Stoff wirkten auf ihn mit der Kraft, die nur eine naive Seele empfindet.

Auf ſolche Weiſe kam es, daß Schwerin — immer der gleichen Kriegsliſt folgend — über Winter eine beträchtliche Anzahl von Dramen las, und es gelang ihm gelegentlich einmal im Klub den langen Kleiſt bei deſſen Unkenntnis von ſeines großen Oheims Werken ſo gründlich aufs Trockene zu ſetzen, ſo an die Wand zu drücken und dermaßen feſtzunageln, daß alle Anweſenden mit erſtaunten, ängſtlichen Geſichtern Schwerin beobachteten.

„Es iſt ein Skandal,“ ſagte er, — „ein Skandal —“, und ohne daß er es ſich ſelbſt eingeſtand, erfüllte ihn dieſer Triumph ſeines klaſſiſchen Wiſſens mit einer vielleicht größeren Genugthuung, als alle Rennbahnſiege, die er einſt erfochten hatte. — —

So ging es den Winter hindurch; als aber der Frühling kam und die Sonne an jedem Tage ein paar Minuten ſpäter unterging, wurde Schwerin unruhig, aufgeregt, und am Oſtermontag erklärte er ſeine Abſicht, heute nachmittag zum Rennen gehen zu wollen.

Die kleine Frau v. Pauly war außer ſich vor Schreck: „Bei dem Oſtwind, Herr Major!! Wo Sie kaum eben den Huſten überſtanden haben —!! — Aufs Rennen!!“

Einen Moment zögerte er ſelbſt, — es war vielleicht wirklich ein nicht zu billigender Leichtſinn, — aber es ging ihm wie den altgewordenen Remonten, denen die Trompete ins Ohr klingt, und die dann die Überzeugung gewinnen, daß ſie unbedingt dabei ſein müſſen.

„Nein, nein, ich muß,“ — ſagte er, — „ich, ich —“ und er begann zu lügen, — „ich habe da Verpflichtungen, ſehr wichtige, es iſt unmöglich — abſolut —“

Und ſo ging er wirklich.

Es war Oſtwind, allerdings, in allem übrigen aber der allerſchönſte Frühlingstag, und als Schwerin nun in ſeiner Droſchke in dem ſchwarzen Menſchenſtrom fuhr, der nach Charlottenburg hinauspilgerte — und als er dann draußen ſtand in dieſem tollen, luſtigen Wind, der über die Höhen von Weſtend und das junge Frühlingsgras fegte, da war es ihm, als ob er aus einem wüſten Traum erwache.

‚Ich habe mich einſperren laſſen‘, dachte er, ‚total! Ich war in dieſem Winter nahe daran, einzuſchlafen. Weiß dieſer und der, was in mich gefahren iſt, aber ich glaube wirklich, es hätte nicht viel gefehlt und ich ſäße heute zu Hauſe in Filzpantoffeln!‘

Er ſah wieder die düſteren Winterabende in der Wohnung am Nollendorfplatz, Lena in Trauerkleidern, die kleine Dame des Hauſes gleichfalls in Schwarz, — er dachte an Hamlet und die Angſt vor dem Ertapptwerden irgend welcher Unkenntniſſe, — er erinnerte ſich ſeiner ſpärlichen Verſuche, den Beſuch im Klub allwöchentlich wenigſtens einmal aufrecht zu erhalten, und er ſah wieder die Lampe, den Thee, die Pantoffeln, das hagere, kleine Geſicht, die alle vereint bei jedem Nachhauſekommen ihn wie einen hilfloſen alten Herrn ſorglich erwartet hatten.

Pferde wieherten, allenthalben flatterten Fahnen; da ſchob der Major wie ein Junge beide Hände in die Hoſentaſchen und verſuchte ein paar Töne zu pfeifen.

„Ich pfeife auf alles! Auf alles! Das muß alles ganz anders werden. Das muß alles wieder ſo werden wie früher. Schließlich auch mit Lena. Das Mädel geht zu Hauſe zu Grunde, genau wie ich ſelbſt.“

Er ſchüttelte hundert Bekannten die Hand und trank ein Glas Sekt und wettete und gewann und trank noch ein Glas Sekt und gewann wieder und fuhr abends mit Otto Oettingen in deſſen Dogcart via Charlottenburg nach Berlin. Er ſpeiſte wieder im Hotel, er ging mit Otto in den Wintergarten, er war bis Mitternacht und darüber hinaus der luſtige Schwerin, der, wie alle Leute verſicherten, bei vernünftiger und heiterer Lebensweiſe nie alt werden würde.

Dann fuhr er in offener Droſchke nachts zwei Uhr durch den Tiergarten nach Hauſe und trällerte ein Lied und kam mit ganz feſten Schritten in die Wohnung und ſagte zu der verdutzten, wartenden, mit Pantoffeln kommenden Frau Doktor:

„Wenn wir nicht ernſtliche Feinde werden wollen, meine verehrte gnädige Frau, dann muß das jetzt aufhören! Nie mehr Pantoffeln, nie mehr Thee, nie mehr dieſes Gewarte! Weiß der Kuckuck, ich kann das nicht leiden! Ich bin kein Greis, meine verehrte Gnädige, ich bin ein Mann, der mit dem Leben keineswegs ſchon abgeſchloſſen hat. Wenn es Ihnen recht iſt, wollen wir noch eine Flaſche Sekt trinken, denn es iſt noch früh am Tage.“ Und als ſie erſchreckt, ganz ſtarr vor Staunen und total kopflos hinausgegangen war, um die erwähnte Flaſche zu holen, fand ſie ihn zurückkommend am offenen Fenſter ſtehen.

„Es iſt Frühling draußen, und hier drin herrſcht eine Luft wie um Weihnachten! Das muß alles anders werden, meine verehrte Gnädige, — dieſer ganze Haushalt muß umgekrempelt werden, — ohne Ihnen zunahetreten zu wollen. Sind wir auf der Welt, um alte verdroſſene Leute zu ſein?! Weiß der Teufel, nein!!“

Er öffnete ſelbſt die Flaſche und goß den Wein ein, nicht in die dünnen Kelche, die ſie mit zitternder Hand herbeigeholt hatte, ſondern in zwei große Waſſergläſer:

„Auf Ihr Wohl, meine Gnädige, und auf unſer aller Wohl! Das iſt das letzte Glas, das wir beide miteinander zu nachtſchlafender Zeit trinken, denn von jetzt an möchte ich, — hol mich dieſer und der! das iſt mein feſter Entſchluß! — vom Klub nach Hauſe kommen ohne Empfang.“

Zwei große Thränen ſtanden ihr in den Augen, aber der Major legte ihr mit Hintenanſetzung jeglicher Feierlichkeit die Hand auf die Schulter und ſtieß derb mit den Gläſern an:

„Darum keine Feindſchaft. Immer heitere Geſichter. Das iſt die Hauptſache! Immer jung bleiben! Luſtig!“

— — — — — — — — — — — —

Das war für lange Zeit Schwerins letzter heiterer Tag. Er hatte ſich in der offenen Nachtdroſchke oder bei dem am Fenſter ſtehen oder irgend wann in dem tückiſchen Oſtwind einen Knacks geholt, der nach Anſicht des Arztes vielleicht nie wieder ganz und gar zu reparieren ſein würde. Es wurde zunächſt einmal ein wochenlanges Imbettbleiben als Baſis aller künftigen mediziniſchen Maßnahmen verordnet, und während draußen der Oſtwind in einen linden Weſt umſprang und nun wirklich der Frühling einzog, der mit dem hinterliſtigen Talmi-Frühling vom Oſtermontag nichts mehr zu thun hatte, — und während dieſer ſonnigen Apriltage, die in einen wunderſchönen Mai hinüberleiteten, lag der Major hinter verſchloſſenen Fenſtern, in dicke Tücher verpackt, unter denen ſich unangenehme, kalte Umſchläge verbargen. Er durfte nicht rauchen, er durfte nicht trinken, — er bekam morgens eine Bouillon, mittags eine Bouillon, abends eine Bouillon, alle drei mit eingeweichten Semmeln, — er wurde nahezu vier Wochen lang nicht raſiert, — und als der Doktor mit zufriedenem Lächeln nach etwa einem Monat Schwerin geſtattete, zum erſtenmale ein Stündchen aufzuſtehen, war der Major ſo ſchwach, daß er in den Beinen zuſammenknickte und ohne Clemens' und der gnädigen Frau Unterſtützung unfehlbar vornüber gefallen wäre.

Er blickte in den Spiegel und ſah einen alten Herrn mit eingefallenem Geſicht und grauen ſcheußlichen Bartſtoppeln, dem man um den Hals ein dickes Tuch gewickelt hatte, und der ohne Monocle ausſah wie — — es war wirklich ſchwer zu ſagen wie was. Bis ihm ein ſchauderhafter Vergleich einfiel:

„Ich ſehe aus wie ein Verbrecher!“

Alle lachten, ſogar Clemens mit einem reſpektwidrigen, tönenden Gewieher, ſogar Lena, die zärtlich ihre Arme um des Majors Hals legte und ſagte: „Du mußt dich nur ſchonen, Onkel Schwerin, dann wird alles bald wieder beſſer.“

Aber Schwerin lachte nicht.

Eine Stunde ſpäter, als man ihn raſiert, friſiert, zurechtgemacht hatte, als das graue Tuch entfernt und ſtatt deſſen ein ſeidener Shawl ihm um den Hals gelegt war, als er in der Fenſterniſche ſaß in ſeinem bequemen Stuhl und das Monocle ins Auge geklemmt hatte, da endlich hatte er wieder ein menſchliches Ausſehen, und der fatale Vergleich von vorhin war hinfällig geworden.

Aber wenn auch kein Verbrecher, ſo war der arme Schwerin doch ein alter, verfallener Mann geworden, das ſpürte er ſelbſt am allerbeſten. Man erlaubte ihm, eine ganz leichte „Henri Clay“, aber ſie ſchmeckte abſcheulich, und er legte ſie nach ein paar Zügen wieder fort. An jedem Tage brachte Lena von ihren Spaziergängen große Blumenſträuße mit heim, über die er ſich zu freuen vorgab, die ihm in Wahrheit aber immer einen Stich ins Herz verſetzten.

Er las nicht mehr Hamlet und die Klaſſiker, denn es gibt Stadien im menſchlichen Leben, in denen man auf die kleinen Heucheleien vergangener Zeiten verzichtet. Seine Lektüre waren wieder wie zu aller früheren Lebenszeit die Sportzeitungen, aber ſie hatten auch nichts Heiteres für ihn, im Gegenteil, denn wenn draußen die Sonne ſchien und er ſich ſagen mußte: jetzt fahren ſie hinaus nach Hoppegarten, morgen beginnt das Meeting zu Leipzig, — und er nachſann: ich bin nicht dabei und werde vielleicht nie wieder dabei ſein, — dann kam ihm ſeine Lage eigentlich erſt recht zum Bewußtſein.

Ganz langſam begannen ſeine Kräfte wieder zu erſtarken, in den letzten Tagen des Mai durfte er zum erſtenmale einen Spaziergang machen, zweimal um den Nollendorfplatz herum, — ſo oft er indeſſen die ſchüchterne Behauptung aufſtellte, er fühle ſich wieder ganz wohl und werde eventuell das alte Leben demnächſt wieder aufnehmen, geriet ſeine Pflegerin in eine faſt hyſteriſche Erregung. Sie deutete an, daß ſie lieber alles: Stellung, Wohlleben und die freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Major verlieren wolle, als je wieder dulden, daß Schwerin vorzeitig auf ſeinen Ruin ausginge. Wenn er huſtete, begann ſie vor Schreck zu zittern, und obwohl Schwerin mit eiſerner Energie und in banger Furcht vor ſolcher Wirkung gegen jeden Huſtenreiz ankämpfte, ſo ließ ſich natürlich dieſer Tyrann kranker Leute nicht immer unterdrücken. Dann wurden alle Thüren geſchloſſen, alle Fenſter verſtopft, und die Angſt vor dem Zugwind wurde in ſo tauſend Ausrufen variiert, daß der Major ſchließlich ſelbſt dieſen Zugwind als ſeinen größten Feind und künftigen Mörder zu betrachten begann.

Sie beſaß aus ihres Gatten Nachlaß eine ganze Anzahl von Krankenbüchern, die ſie aus einem uralten, mottenzerfreſſenen Seehundskoffer hervorſuchte und Schwerin dringend zu leſen empfahl. Lange Zeit weigerte er ſich mit dem guten Inſtinkt einer von Haus aus geſunden Natur auf dieſe Lektüre ſich einzulaſſen, aber die Bücher lagen vor ihm, grinſten ihn an, bis er ſie ſchließlich öffnete, um dann aus ihnen mit immer wachſendem Schrecken zu erfahren, daß der Menſch nichts als ein Wanderer zwiſchen zehntauſend Krankheiten iſt, deren irgend eine ihn über kurz oder lang mit tödlicher Sicherheit zu Falle bringen wird.

Er führte im übrigen ein ziemlich behagliches Leben, kein Menſch konnte mit mehr Liebe und Sorgfalt verhätſchelt werden, und dieſes Wohlleben ohne alle Sorgen und Aufregungen mit ſpätem Aufſtehen und zeitigem Zubettgehen hatte etwas Erſchlaffendes, Einlullendes, bis Schwerin in ſeinem Capua langſam die Welt draußen zu vergeſſen begann.

Abends nach Tiſch legte er Patience, die ſeine Pflegerin ihn gelehrt hatte, — ein toller Gegenſatz zu Schwerins früheren Kartenſpielen! Bisweilen ſpielten ſie auch ſechsundſechzig, die Partie um zehn Pfennig, was aber Frau v. Pauly ſo ſehr aufregte, daß ſie, namentlich wenn ſie im Verluſt war, des Herzklopfens wegen aufhören mußte.

Lena ſaß ſtumm dabei, ohne je mitzuſpielen. Es war eine Lethargie über ſie gekommen. Sie fühlte ſich nicht unglücklich, nur eingeengt und müde. Sie dachte an Oldeslo und daß es dort eigentlich ſehr fröhlich geweſen ſei, — ſie hatte da Freundinnen gehabt, — George, — aber ſie fühlte nicht einmal eine rechte Kraft der Sehnſucht. Faſt an jedem Tage kamen Briefe von George, in denen von ſeinen Arbeiten und dem gut beſtandenen Doktorexamen die Rede war. Sie ſehnte ſich nach ihm, gewiß, aber auch das ohne eine leidenſchaftliche Kraft. Auf die junge Liebe war der Meltau gefallen, zu ſehr, — ſie hatte oft den Eindruck, als ob ſie beide, George ſo gut wie ſie ſelbſt, ſich in ihren Briefen Mühe geben müßten, im Beginne und am Schluſſe warme Worte zu finden.

— — An einem Sommerabend traf ſie von einem Spaziergang heimkehrend Schwerin auf dem Balkon, wo er die Blumen begoß, — er ſtellte, ſobald er Lena ſah, die Blechkanne beiſeite, ging mit Lena in das Zimmer zurück, ſchloß die Thüren und begann in einer ſonderbaren Erregung auf ſie einzureden:

„Übermorgen iſt in Harzburg die große Auktion! Da lies, es werden achtzehn Jährlinge verſteigert. Lena, ich war jedes Jahr in Harzburg, du weißt, es war immer einer der luſtigſten Tage im ganzen Jahre, und weißt du, ich möchte, — ich möchte wirklich noch einmal hin.“

Sie ſah ihn etwas erſtaunt an: „Ja, weshalb nicht?“

„Es iſt,“ ſagte er, — „ja, wie ſoll ich mich ausdrücken, — es iſt, — weißt du, Lena, wenn du mich begleiten würdeſt, dann ginge es vielleicht. Sie wird mich nicht ſo allein reiſen laſſen wollen, das heißt — und natürlich hat ſie auch vielleicht recht — denn es iſt immerhin eine Reiſe, eine ganze Ecke, und natürlich muß ich mich noch ſchonen, — aber wenn du mitreiſen würdeſt, dann wäre alles anders, das iſt klar, — und deshalb, Lena, du thäteſt mir einen großen Gefallen, wenn du ſelbſt mit ihr das — wenn du es mit ihr beſprechen wollteſt, jetzt gleich."

Lena verſtand vielleicht nicht ganz ſein ſehnſüchtiges Verlangen, ſie war ſo müde und gleichgültig, daß Schwerins plötzliches Projekt ſie mehr überraſchte als erfreute, — als er aber aus ihren Mienen die Teilnahmloſigkeit las, verdoppelte ſich ſein Eifer. Und wie aus der Piſtole geſchoſſen kam ihm ein rettender Gedanke:

„Du könnteſt dann an — an George ſchreiben, daß er auch hinkäme, daß er dich — uns — in Harzburg träfe." —

Sie ſah ihn völlig verdutzt an, zum erſtenmale war dieſes Wort „George" zwiſchen ihnen gefallen, nie hatte Schwerin ſeiner Erwähnung gethan, — es zuckte in ihrem Herzen, als ob ein feiner Stich ſie verwundet hätte.

Er merkte, daß er in ſeiner Attacke wieder einmal unſinnig raſch draufgegangen war, daß mit dieſem vehement ins Treffen gebrachten „George" wahrſcheinlich der ganze Plan vernichtet ſei, und ſeine Züge nahmen einen ſo ängſtlichen Ausdruck an, ſo hoffnungslos, daß Lena — von tauſend Gefühlen durchſtürmt und erwachend aus einem dumpfen Hindämmern — ſich plötzlich an ſeine Bruſt warf und ihr Geſicht verbarg.

Schwerin war erſchreckt, er deutete dieſe Erregung wiederum falſch, und in dem Schuldbewußtſein, Lena gekränkt, beleidigt, verwundet zu haben, ſagte er haſtig:

„Nein, Lena, wir wollen ja auch nicht hin, ich will ja gar nicht, es iſt ja alles Unſinn."

Da beugte ſie den Kopf zurück und ſah ihn an:

„Doch! Doch!!"

Ihr Geſicht ſtrahlte: „Wann werden wir fahren? Erſt morgen?! Nein, heute ſchon! Ich werde George depeſchieren." — Ganz außer ſich vor Glück that ſie ein paar Schritte, als gelte es ſchon, die Sachen zuſammen zu ſuchen, und ſtrich über das Kleid mit dieſem erſten Gedanken: ‚Was werde ich anziehen —?' — dann lief ſie mit ausgebreiteten Armen wieder zu ihm: „Lieber, lieber Onkel Schwerin!"

— Stark, gewaltig trat der Major in den Vorplatz und rief mit ſeiner alten, lange nicht mehr gehörten Donnerſtimme:

„Clemens! Die Koffer her! Wir packen! Wir fahren nach Harzburg!"

Clemens ſtürzte herein, die Frau Doktor ſtürzte herein, — ſie ſahen, wie Schwerin den rechten Pantoffel vom Fuß weg gegen den Ofen ſchleuderte: „Meine Stiefel her! Ich bin noch nicht altes Eiſen! Noch lange nicht rheumatiſches, verroſtetes Eiſen!" — Und als Clemens ihn ungläubig anſchaute und ganz dumm, hoffnungsvoll, entzückt fragte:

„Werden Herr Major in Harzburg — Herr Major wieder Pferde kaufen —?" ſchlug Schwerin ihn auf die Schulter, jugendfriſch, luſtig:

„Das wird ſich finden, Clemens! Sich finden!!"

8. Kapitel.

Lena hielt Georges Hand in der ihrigen, ſo zog ſie ihn mit ſich durch die hin- und herdrängenden Menſchen bis zu Schwerin, dicht vor ihn hin:

„Das iſt George."

„Freut mich," ſagte Schwerin und ſchüttelte Georges Hand, „freut mich aufrichtig." — — Aber er war nervös erregt, weil Lena ihn fünf Minuten lang hier hatte allein ſtehen laſſen. Sie waren von Braunſchweig aus mit dem Extrazuge gefahren, der eigens der Harzburger Jährlingsauktion wegen von Hannover kam, und als Lena bei der Ankunft in Harzburg aus dem Fenſter des Coupés geſpäht hatte und George aller Verabredung, allen Eilbriefen, allen Telegrammen zuwider in dem Gedränge wartender Leute nicht ſofort fand, hatte ſie rückſichtslos den Major ſtehen gelaſſen und war mit ängſtlich ſuchender Miene in dieſes Gewühl untergetaucht, haſtig rechts und links blickend, mit ihrer ſchmächtigen Figur ſich hindurchwindend, immer rückſichtsloſer, immer erregter, bis ſie endlich mit einem leiſen Aufſchrei in Georges Arme fiel.

„Du! Du! Endlich!"

Dann hatte ſie ihn an der Hand ergriffen und ihn mit ſich gezerrt, den ganzen Weg zurück, wieder durch das Gewühl, oft ſich umſchauend und ihm zunickend, dann wieder ausſpähend nach Schwerin und die Wogen vor ſich zerteilend wie ein kleiner Schleppdampfer, der einen der großen Ozeanfahrer in den Strom bugſiert.

„Das iſt alles vortrefflich,“ ſagte Schwerin, „aber du haſt mich unverantwortlich warten laſſen. Es iſt die allerhöchſte Zeit, wir finden ſchließlich keinen Wagen, ich werde ſchließlich noch zu Fuße laufen müſſen.“

Eine Wagenburg hatte ſich vor Ankunft des Zuges am Bahnhofe aufgeſtaut, Jagdwagen, Equipagen, Halbchaiſen, alle vortrefflich beſpannt und mit Kutſchern in der herzoglichen Livree. Auf dieſe Wagenburg hatte ſeitens der angekommenen Herren ein Sturm ſtattgefunden, und nun die Wagen gefüllt waren, ſuchte jeder der Kutſcher möglichſt raſch aus dem Gedränge hinauszukommen.

„Wir bekommen richtig keinen Platz mehr,“ ſagte Schwerin, aber gerade zur rechten Zeit noch, um das aufſteigende Gewitter ſeines Zorns zu zerſtreuen, kam vom Geſtüt her ein gutes Schimmelgeſpann, deſſen Kutſcher die erſte kurze Fahrt bereits beendet hatte und nun zurückgeſchickt war, um Nachzügler aufzuleſen.

„Heda Sie!“ ſchrie Schwerin, aber ſein Winken und Rufen wäre nicht einmal nötig geweſen, — eine halbe Minute ſpäter ſaß er mit Lena und George wohlgeborgen und aufatmend in dem gelben Jagdwagen hinter den Schimmeln. Die Pferde liefen, was ſie laufen konnten, der Wagen ſauſte auf und nieder, und bei einer ſcharfen Biegung ſprang er, über einen Stein rollend, ſo derb empor, daß Lena dem gegenüberſitzenden George geradewegs in die Arme flog.

Sie lachte ſo laut und herzlich, wie Schwerin ſie ſeit undenklicher Zeit nicht mehr lachen gehört hatte und ganz unmotiviert, der Situation abſolut nicht entſprechend, nur um ſeiner nunmehr glänzenden Stimmung irgendwie Ausdruck zu geben, holte er ſeine Cigarrentaſche hervor und klopfte George auf die Schulter: „Nehmen Sie eine Cigarre, lieber Freund.“

Es war mittags elf Uhr, ein ſonniger Julitag. Sie ſahen vor ſich die lange Wagenreihe, — von den Hecken rechts und links nickten die wilden Roſen.

George begriff das alles nicht. Er hatte mit Lena noch kein einziges, vernünftiges Wort geſprochen, von Liebesworten ganz zu ſchweigen. Sie hatten ihn ohne weiteres zwiſchen ſich genommen, man war in den Wagen geſtiegen, man jagte mit den zwei Dutzend anderen Wagen vorwärts, und er hatte keine Ahnung wohin. Aber zum Fragen fand er nicht Zeit, denn drei Minuten ſpäter war die Fahrt beendet. Sie ſtiegen aus und befanden ſich in einem Kreiſe von mindeſtens hundert Herren, die zwiſchen zwei langen Mauern vor einer verſchloſſenen Thür auf Einlaß zu warten ſchienen.

Jeder begrüßte jeden, jeder ſchien jeden zu kennen, aber kaum war Lena aus dem Wagen geſprungen, als ſie auch ſchon den Mittelpunkt dieſes großen Kreiſes bildete. Dutzende drängten heran, Dutzende ſchüttelten ihr die Hand, und immer dieſelben Ausrufe und Fragen:

Wie groß ſie geworden war! Wie lange hatte man ſie nicht geſehen! Faſt zwei Jahre! Ja, wo war ſie denn geweſen?!

Man hatte ſie halb vergeſſen gehabt, wie dieſe raſch lebende Welt ihren Vater ſchon halb vergeſſen hatte.

Nun war Lena Stennsberg auf einmal wieder da, kein Kind mehr, ſondern ein großes, ſchlankes Mädchen, noch halb in Trauer, aber bildhübſch, viel hübſcher noch, als ſie einſt zu werden verſprochen hatte.

Dem einen oder andern wollten ſich vielleicht bei der Begrüßung einige verſpätete Worte von Beileid auf die Lippen drängen, — aber dieſer Todesfall lag ja ſchon ſo weit zurück, — es hatte wirklich keinen Sinn, jetzt in dieſer lachenden, heiteren Menge und in der Sommerſtimmung der Harzberge daran zu erinnern.

George ſtand einige Schritte beiſeite, Schwerin ſprach mit ihm, irgend etwas, vielleicht ſehr Freundliches, aber George hörte nur mechaniſch und antwortete nur mechaniſch, denn ſein Blick war auf Lena geheftet, die da dicht neben ihm ſtand, allen Herren die Hand reichte, — lächelte, ſprach, — — anderen die Hand reichte, — — und immer wieder hörte er erſtaunte Ausrufe rechts und links und vor und hinter ſich: die kleine Lena! Lena Stennsberg! Sie iſt wieder da! Wo kommt ſie her?!

Die Holzthür in der Mauer öffnete ſich,

dann drängte der ganze Strom von Herren hinein. Eine langgeſtreckte, eingefriedigte Wieſe lag vor ihnen, und den Eintretenden gegenüber an der anderen Seite der Holzbarriere ſtand ein Pferd, ſchlank, zierlich, das erſtaunt und etwas ängſtlich die hereinflutende Menſchenmenge anſtarrte. Es war einer der Vollblutjährlinge, ein junges Tier, deſſen ganze Figur aber auf einen flüchtigen Blick hin an alles eher als an ein Füllen denken ließ. Zwei der Geſtütswärter begannen die Stute zu ſcheuchen, und nun galoppierte ſie in der großartigen, weitausgreifenden Aktion des Vollblutpferdes die Mauer entlang. Immer wieder wurde ſie weiter geſcheucht, ſie hieb mit den Hinterhufen in die Luft, wieherte laut auf und flog in ihrem glänzenden Haarkleide wie ein Ball die Wieſe entlang, mitten zwiſchen den Herren hindurch, von denen einige erſchreckt zurückwichen, haarſcharf an George vorbei.

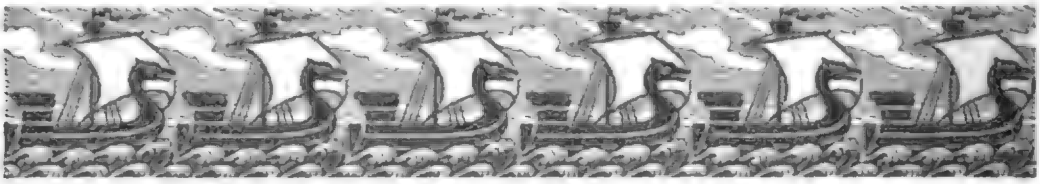
Er war erſtaunt, er hatte ein ſolches Pferd nie geſehen. Als er ſich umſchaute, war er von Lena getrennt, aber er fand ſie gleich darauf wieder, und ſie gingen nun mit den anderen nach der Ecke in den Stall, in die der Jährling ſich geflüchtet hatte. Man ſchloß einen Kreis um das Pferd, ganz dicht, und einige der Herren traten heran und muſterten die Muskulatur und die Formation aus nächſter Nähe. Die Stute ließ ſich alles gefallen. Sie ſtand ganz ſtill und blickte nur erſtaunt auf die vielen Menſchen, deren Augen ſämtlich auf ſie gerichtet waren. Lena beugte ſich nieder, riß ein Büſchel aus der Wieſe und reichte ihr das Gras, und zutraulich neigte die kleine Stute den ſchmalen Kopf vor, neugierig, ſchnuppernd.

Der Oberlandſtallmeiſter trat lächelnd neben die beiden:

„A very fine little filly, Miss Lena, — eh —?“

Und ſie nickte ernſthaft: „Yes. A very good horse.“

Dann ging man weiter, durch immer andere Holzthüren und immer neue Paddocks, mehr als ein Dutzend Mal wiederholte ſich das gleiche Schauſpiel. Einige der Herren machten ſich jedesmal Notizen, den meiſten ſchien die Sache aber auf die Dauer unter dieſer brütenden Julihitze langweilig zu werden. (Schluß folgt.)



Nordischer Kreuzfahrer.

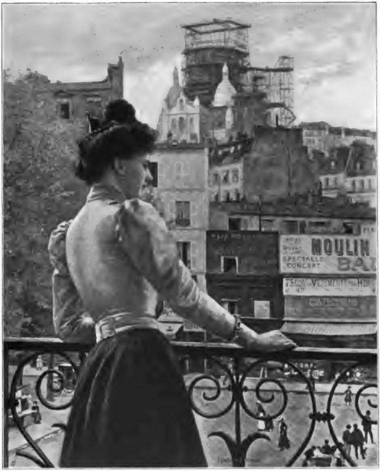
Von

Ed. Heyck.

Des Meeres Vögel flattern her
Mit rauhem Schrei vom Riff,
Und in die Wogenwüste stampft
Mein kleines morsches Schiff.
Wie trübes Dämmern hängt der Tag
Auf seiner Stunden Höh,
Und graue Flocken taumeln durch
Die kalte Regenbö.

Noch gestern hört ich Saitenklang
Und hatte Gunst zu viel,
Jetzt greift der Sturm im Takelwerk
Ein sausend Harfenspiel.
Von Luvbord fegt es spitz und salz
Mir in Gesicht und Bart,
Das Segel füllt der nasse Nord
Der jähen Abschiedsfahrt.

Noch einmal, du verhülltes Land,
Grüss' ich dich durch den Wind
Mit König Halfdans hohem Saal
Und seinem blonden Kind
— — — — — — — — — —
Ein Skalde sang von Jönsala
Und Sarazenenstreit:
Hilf, heil'ges Grab und Kreuz des Herrn
Auch mir vom letzten Leid!


MOULIN
SPECTACLE
CONCERT
BAL

Montmartre. Nach dem Gemälde von H. Fenner-Behmer.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1902.)

Digitized by Google

Die Krupphalle.

Momentbilder von der Ausſtellung zu Düſſeldorf.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

Mit zwei Porträts und fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von Wilhelm Otto in Düsseldorf.

(Abdruck verboten.)

Man ſagt, die Zeit der großen Weltausſtellungen ſei vorüber. Die letzte Pariſer Weltſchau habe den endgültigen Beweis erbracht, daß ſie ſich völlig überlebt hätten.

Geh. Kommerzienrat H. Lueg. (Aufnahme von Conſtantin Luck in Düſſeldorf.)

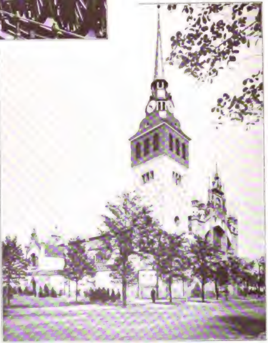
Profeſſor Fritz Röber. (Aufnahme von W. Höffert Nachf. in Düſſeldorf.)

Ich ſtehe ſolchen Behauptungen recht ſkeptiſch gegenüber. Es iſt ſchon ein bedenkliches Zeichen, daß die gleiche Anſicht nach allen großen Ausſtellungen ſeit 1873, ſeit Wien die Völker des Erdballs zu ſich geladen hatte, immer wieder mit dem gleichen Ernſt und derſelben Überzeugungsgewißheit verfochten wurde — und daß ſie niemals zutraf. Von Zeit zu Zeit — freilich vielleicht in längeren Zwiſchenräumen als bisher — wird irgend ein Staat, irgend ein

Glockengeläute des Bochumer Vereins.

Fürſt, irgend eine Großſtadt doch wieder das unwiderſtehliche Bedürfnis empfinden, einen neuen Wettbewerb der Induſtrien heraufzubeſchwören, noch größer, noch gewaltiger, noch mannigfacher als alle vorigen — — — und die verehrten Unternehmer müßten es ſchon ſehr ungeſchickt anfangen, oder von einer ausgeſuchten Zeitungunſt verfolgt ſein, wenn die Induſtriellen und die Beſucherſcharen ihren Lockungen nicht folgten. So war's bis jetzt immer, ſo wird's wohl auch bleiben.

Das andere aber ſcheint mir auch feſtzuſtehen, daß kleinere, mehr Spezialgebieten dienende, geſchloſſenere und überſichtlichere Ausſtellungen viel inſtruktiver und daher in mancher Beziehung ungleich intereſſanter ſind, als jene großen Weltjahrmärkte, in denen nicht nur der einzelne Gegenſtand, ſondern oft ganze Branchen unter dem allgemeinen Wuſt gleichſam verſchwinden, untertauchen, in denen die geiſtigen, wie die körperlichen Kräfte des Beſchauers nach kurzer Zeit ermüden, die Eindrucksfähigkeit erliſcht. Für deren Beſuch erfahrungsmäßig auch das Vergnügen — und wäre es nur das Vergnügen, dabei geweſen zu ſein — mehr beſtimmend iſt, als der ernſtere Zweck vergleichender Studien.



Pavillon des Bochumer Vereins.

Digitized by Google

Es war mir vergönnt, vor zwei Jahren lange Wochen hindurch täglich die Pariſer Ausſtellung beſuchen zu können, um in dieſen Heften über ſie zu berichten. Ich habe ſie ehrlich und aufrichtig bewundert, werde vieles, was ich damals ſah, nie in meinem Leben vergeſſen. Trotzdem will es mir heute vorkommen, als ob die Eindrücke, die ich in den letzten Tagen auf der kleineren Düſſeldorfer Ausſtellung empfing, feſter in mir haften bleiben werden, weil ſie vorherrſchend aus ganz beſtimmten Gebieten ſtammen, innerhalb derer ſie außerordentlich kräftig und wirkungsvoll vorgetragen ſind.

Hörder Bergwerks- und Hüttenverein.

Ich ſprach von der „kleinen“ Düſſeldorfer Ausſtellung. Klein und groß aber ſind recht relative Begriffe. Die Düſſeldorfer Ausſtellung iſt jedenfalls die größte, welche Deutſchland jemals ſah. Das Areal, das für ſie eingerichtet wurde, iſt um das Zweiundeinhalbfache größer als das der letzten Berliner Ausſtellung, und es ſteht nur wenig gegen dasjenige zurück, auf dem 1873 im Wiener Prater die erſte und einzige öſterreichiſche Weltausſtellung ſtattfand. Auch der ganze Zuſchnitt der Düſſeldorfer Ausſtellung, Dimenſionen und Ausſtattung der einzelnen Bauten, die Art der Vorführung der einzelnen Hauptteile ragt weit, weit über den Rahmen aller ſonſtigen Provinzausſtellungen heraus. Es geht ein breiter, großartiger Zug durch das Ganze.

Hinzu kommt die unvergleichlich ſchöne Lage. Unmittelbar am Geſtade Vater Rheins ſtreckt ſie ſich hin, von einem grünen Park zum großen Teil umrahmt. Ein Hauch von Romantik umweht ſie, die ſo ernſte zielbewußte Arbeit zeigt, wie wenige andere Ausſtellungen vor ihr. Und daß ſie in einer Kunſtſtadt erſtand, in der über allen Wandel des Zeitgeſchmacks hinweg doch immer ein friſcher künſtleriſcher Geiſt lebendig blieb, gibt ihr noch einen ganz beſonderen Reiz. Keineswegs nur dadurch, daß eine große „deutſch-nationale“ Kunſtausſtellung ſich der Gewerbeſchau angliederte — das haben wir ja anderswo auch gehabt; es will mir vielmehr ſcheinen, als trüge die ganze Art der Ausſtellung mehr künſtleriſches Gepräge, als es ſonſt Gebrauch iſt. Guten Geſchmack bei allen oder faſt allen Einzelbauten; reizvolle architektoniſche Einzelheiten; feinſinnige Gliederung der großen Hallen; hübſche Anordnung ſehr vieler Sonderausſtellungen, auch da, wo ſcheinbar die Wucht des Materials das verhindern ſollte; eine friſche, oft wagemutige Farbenfreudigkeit im Geſamtbilde: das ſind ſo Momente, die mir das verfeinerte Kunſtempfinden der Düſſeldorfer Herren immer wieder in Erinnerung brachten. Ich könnte noch weiter gehen, denn ſelbſt an mancherlei Kleinigkeiten gewann ich die gleichen Eindrücke. So trägt z. B. die Innendekoration, die Ausſtattung der unvermeidlichen Erfriſchungskioske, Cafés, Reſtaurationen faſt durchweg einen künſtleriſchen Charakter, der vielfach mit den einfachſten Mitteln geprägt, aber für den feiner Empfindenden deſto wirkungsvoller iſt. Man kann hier ſehr wohl lernen, wie die Wände derartiger proviſoriſcher Räume ohne entſetzliche Malereien entſprechend zu ſchmücken ſind, wie auch ein billiger Reſtaurations-

Digitized by Google

Gebäude der Rheiniſchen Metallwaren- und Maſchinenfabrik.

ſtuhl bequem und geſchmackvoll herzuſtellen iſt.

Die Düſſeldorfer Ausſtellung iſt im weſentlichen das Werk nur zweier, allerdings der induſtriereichſten und wohlhabendſten preußiſchen Provinzen. Beide, Rheinland und Weſtfalen, ſind gerade in den letzten zwanzig Jahren mächtig emporgeblüht; ihre Bevölkerung ſtieg in dieſer Zeit von etwa 5,7 auf über 8 Millionen, die Einwohnerzahl ihrer großen Centren hat ſich um 75 bis 137 Prozent vermehrt. Wenn etwas böſe Statiſtik erlaubt iſt: Bergbau und Hüttenweſen beſchäftigte in ihnen ſchon 1895 — und gerade die Jahre ſeither brachten noch immer ganz gewaltigen Aufſchwung — 323 272 Pferdekräfte, die Textilinduſtrie 95 510, Metallverarbeitung 35 887, Maſchinenbau 23 496, die Induſtrie der Steine und Erden 22 409, die Papierinduſtrie 17 567, die chemiſche Induſtrie 13 256 Pferdekräfte! Derartige Zahlen bringen ſelbſt dem Laien, der nur eine ganz allgemeine Anſicht über die Bedeutung der Dampfmaſchine für die Induſtrie hat, einen imponierenden Beweis für die gewaltige Entwickelung der Schweſterprovinzen.

Dieſe ganze Großinduſtrie hatte die Pariſer Ausſtellung faſt gar nicht beſchickt. Als ich letztere im April 1900 zum erſten Male von der Alexanderbrücke bis zum Marsfeld durchquerte, war einer meiner erſten Eindrücke — und wie mir ging es vielen, nicht nur deutſchen Beſuchern: warum

Gebirgsbatterie der Rheiniſchen Metallwaren- und Maſchinenfabrik.

Digitized by Google

fehlt hier der größte Induſtrielle Europas, ja wohl der Welt, warum fehlt Krupp? Man hatte ihm einfach keinen genügenden Raum zur Verfügung geſtellt, und viele andere traf das gleiche Los; dieſe Induſtrien aber können nach der ganzen Art ihrer Produktion, wenn ſie ihre Erzeugniſſe auch nur einigermaßen anſchaulich vorführen wollen, nicht in engem Rahmen ausſtellen!

So entſtand denn der Gedanke, Induſtrie und Gewerbe beider Provinzen in einer ſelbſtändigen heimiſchen Ausſtellung zu vereinigen, und ſeit 1898 wurde an der Verwirklichung und Durchführung des Planes mit unermüdlichem Eifer gearbeitet. Ich brauche hier nicht die einzelnen Etappen des langen Weges aufzuzählen oder die Namen aller der Männer, die mitthaten; nur des Geheimen Kommerzienrats H. Lueg als des Vorſitzenden des Arbeitsausſchuſſes, des Profeſſors Fritz Roeber als des Vertreters der Düſſeldorfer Künſtler in ihm und endlich des leitenden, leider mitten in ſeiner Thätigkeit verſtorbenen Architekten der Ausſtellung G. Thielen ſei hier kurz gedacht. Und dann fügte es ſich, wie eine glückhafte Vorbedeutung fröhlichen Gelingens, daß der jugendliche Erbe der deutſchen Kaiſerkrone, der ſoeben im Begriff ſtand, die alte rheiniſche Alma mater, die Univerſität Bonn, zu beziehen, das Protektorat übernahm.

Pavillon der Gute Hoffnungshütte.

* * *

In dem Schoße der Erde beider Provinzen ruhen in reichſter Fülle zwei Schätze, Kohle und Eiſen. Ich kann nicht umhin, noch einmal mit dem ſchweren Geſchütz der Statiſtik anzufahren: Die Bergwerke ganz Preußens produzierten 1900 an Kohlen und Erzen Werte in Höhe von 1086 Millionen Mark — davon aber entfielen auf Rheinland-Weſtfalen allein gegen 700 Millionen Mark. Nur in den Steinkohlengruben beider Provinzen arbeiteten im gleichen Jahre täglich rund 280 000 Mann, in ganz Preußen 376 000!

Wo aber Kohle und Erze in ſo unerſchöpflicher Fülle im Boden lagern, mußte ſich die Großinduſtrie entwickeln. Die Kohle verwandelte ſich zu den Kräften, die die Umformung der Erze von ihrer erſten Aufbereitung durch alle Verfeinerungs- und Veredlungsprozeſſe ermöglichte. Nur die erſten gröberen dieſer Umwandlungsprozeſſe in Gußeiſen, Schweißeiſen, Flußeiſen und die verſchiedenen Stahlſorten ſchafften 1900 in beiden Provinzen Werte von rund 950 Millionen Mark.

Die großen Bergwerke und Hütten, die gewaltigen Walzwerke, die rieſigen Etabliſſements zur weiteren Verarbeitung von Stahl und Eiſen, Geſchützgießereien, Röhrenwerke, Maſchinenfabriken, die alle auf jenen beiden Grundſtoffen, auf Kohle und Eiſen, ſich aufbauen — ſie ſind es, die in Düſſeldorf den Ton angeben. Und man darf mit vollem Rechte ſagen: es gab noch nie eine Ausſtellung, auf der Kohle und Eiſen uns in ſo überwältigender Weiſe vorgeführt wurden. Bergmann und Eiſenarbeiter feiern hier ihren höchſten Triumph.

* * *

Faſt unmittelbar am Eingang erhebt ſich ein Rieſenbau, der für den ganzen Charakter der Ausſtellung in gewiſſer Weiſe bezeichnend iſt, wie auch ſchon der Name

Alt Trierſches Weinhaus.

deſſen, der ihn errichten ließ: die Krupp-Halle.

Ein dicker Mann mit wallenden Künſtlerlocken ſtand neben mir, ſchüttelte den Kopf und meinte mißbilligend: „Ein verrückt gewordenes Panzerſchiff!“ Ich mußte unwillkürlich lachen und konnte dem Braven zuerſt nicht ganz unrecht geben. Merkwürdig genug iſt der Bau, deſſen Architekt, wenn ich nicht irre, Profeſſor Hoffacker iſt: maſſig, wuchtig, von zwei Türmen bekrönt, die in Kuppeln, Panzerdrehtürmen zum Verwechſeln ähnlich, enden; anſchließend etwas wie der Achterteil eines Schiffes, darauf ein ungeheurer Gefechtsmaſt; über allem flatternde bunte Signalwimpel. Alſo, auch ich ſchüttelte mein Haupt — bis mir dann, bei näherem Zuſchauen, der einfache Satz Meiſter Sempers in den Sinn kam, daß jedes Bauwerk auch im Äußeren dem Charakter ſeiner Beſtimmung entſprechen, ihn zum Ausdruck bringen müſſe. Hat man ſich das erſt einmal vergegenwärtigt, dann kann man den genialen Griff des Baumeiſters nur bewundern, kann ſich auch an der ganz aufs Maleriſche geſtellten Geſamtwirkung und der überaus geſchickten Durchführung erfreuen. Das Ganze iſt in der That etwas wie ein ſtiliſiertes Panzerſchiff, aber es iſt ſo eigenartig und dabei ſo großartig gedacht, wie es die Kruppſchen Werke ſelbſt ſind.

Ich kenne zwei derſelben, die Eſſener Gußſtahlfabrik und das frühere Gruſonwerk in Buckau-Magdeburg, aus eigener Anſchauung; als drittes hat ſich ihnen neuerdings die Germania-Werft in Kiel hinzugeſellt, die wohl dereinſt, wenn ſie völlig ausgebaut iſt, eine der größten der Welt ſein wird. Alle drei haben hier das Beſte ausgeſtellt, was ſie bieten konnten, und dieſe Ausſtellung allein iſt es wert, daß man nach Düſſeldorf reiſt. Denn ich muß wieder ſagen: etwas ähnliches hat man noch nicht geſehen, auch nicht in Chicago, auch nicht in Paris.

Der alte Krupp, der Begründer des einzigartigen Unternehmens, hatte mit genialem Blick von vornherein erkannt, daß er dieſes nicht auf den Kriegsbedarf, der ihm längere Zeit den größten Gewinn brachte, allein beſchränken dürfe, daß er neben ſeinen Geſchützen, die ſich mehr und mehr alle Artillerien eroberten, auch der Friedensinduſtrie einen breiten Raum einräumen müſſe. An dieſem Prinzip hat man feſtgehalten, und es iſt nur wenig Übertreibung, wenn man heute einen Satz formuliert: Krupp fabriziert ſo ziemlich alles, was überhaupt aus Stahl und Eiſen gemacht werden kann — und ſo ziemlich von all dem iſt hier etwas ausgeſtellt.

Beſchreiben, dieſe Ausſtellung auch nur einigermaßen vollſtändig würdigen, würde den Umfang von drei dieſer Hefte bedingen, zumal die großen Schau- und Prunkſtücke, die durch ihre Abmeſſungen zuerſt in die Augen fallen, zwar dem Laien am meiſten imponieren, aber die enorme — faſt möchte man ſagen: abnorme Leiſtungsfähigkeit der Werke und die hohe Intelligenz ihrer Leitung keineswegs richtig charakteriſieren. Um ſie beurteilen zu wollen, muß man ſich in die Einzelheiten vertiefen, in die muſterhafte Ausführung oft von ſcheinbaren Kleinigkeiten. Dazu aber iſt hier nicht die rechte Stelle, das gehört in Fachblätter.

Alſo muß es doch mit dem Gigantiſchen ſein Bewenden haben: als da ſind in erſter Linie die rieſigen Panzerplatten, für die eigene Wagen gebaut werden mußten, um ſie hierher zu ſchaffen (an die größte, die 13 Meter lang, 3,40 Meter breit, 0,30 Meter dick iſt und das artige Gewicht von 106 000 Kilo hat, ſoll ein Spaßvogel geſchrieben haben „bitte, nicht zu ſtehlen“); als da iſt weiter die ungeheure, 45 Meter lange Schiffswelle, die bei einem Gewicht von 52 000 Kilo aus einem Stück geſchmiedet und dann hohl gebohrt iſt; als da ſind die Panzertürme aus Gruſonſchem Hartguß oder die 30,5 Centimeter-Kanonen und die 28 Centimeter-Haubitzen oder die unheimlichen Zuckerhüte für letztere; oder das Eiſenblech von 27 Metern Länge und 29 500 Kilo Gewicht oder —

Es gäbe der „Oders“ und „Unds“ noch ſo viele, daß ich abbrechen muß. Und wenn ich nun gar anfangen wollte, um nur einen kurzen kleinen Überblick über die Vielſeitigkeit der Werke zu geben, von den Radreiſen zu ſprechen und von den Weichenherzſtücken, den Keſſelboden und den Braupfannen, den Tunnelringen für Untergrundbahnen und den Dampfdomen, den Lafetten und Feilen, Sägeblättern, Pochmaſchinen, Mühlen, Bleiplattenwalzwerken, Pulvermaſchinen, Laufkranen — wo ſollte es hin!

* * *

Krupp iſt jedoch nur einer unter den Rieſenbetrieben Rheinland-Weſtfalens. Der größte freilich, wie ſein Bau der koloſſalſte iſt mit ſeiner faſt 140 Meter langen Front. Aber die „kleineren Großen“ haben ihm würdig nachgeſtrebt. Eine wahre Triumphſtraße deutſchen Fleißes, deutſcher Arbeit iſt's, die mit Krupp anhebt, eine wiederum ganz eigenartige Aneinanderreihung von einzelnen Bauten, deren jeder die Erzeugniſſe einer dieſer induſtriellen Rieſenunternehmungen in ſich birgt.

Architektoniſch ein buntes Bild, ein Vermiſchen aller möglichen Stilarten — auch einiger unmöglicher, wie ich nicht verſchweigen kann. Gotiſch, mit einer Art von Kirche, kommt uns der Bochumer Verein, um ſeinen berühmten Gußſtahlglocken ein entſprechendes Gehäuſe zu geben. Romaniſch-mauriſches und noch einiges erſcheint in den Motiven des großen Pavillons des Hörder Bergwerks- und Hütten-Vereins gemiſcht. Gefällig und hübſch iſt die Halle der Rheiniſchen Metallwaren- und Maſchinenfabrik (Düſſeldorf) mit ihrem ſchmucken, eigenartig angeordneten Treppenaufgang und den flankierenden Türmen.

Zweierlei ſcheint mir bedauerlich: einmal, daß nicht etwas mehr Einheitlichkeit in dieſen Bauten iſt, die ſich wohl auch ohne Eintönigkeit hätte erreichen laſſen. Der Geſamteindruck iſt doch ein wenig wirr geworden. Und dann, daß man zu wenig den eiſernen Charakter der Ausſtellung auch äußerlich zur Geltung brachte, zu viel ſteinerne Schein-Monumentalität ſchuf. Muſtergültig gerade nach dieſer Richtung hin will mir der Bau der Gute-Hoffnungshütte und der Deutzer-Gasmotoren-Fabrik erſcheinen, der faſt ganz aus Eiſen ausgeführt iſt und zwar, beſonders in ſeinen beiden ſchlanken feinen Türmen, in glücklichſter Anwendung des Materials. Wie aus leichtem Stabwerk zuſammengefügt, ſo recken ſich dieſe Türme in die Lüfte.

Auch die mächtige Maſchinenhalle iſt weſentlich ein lichter Eiſenbau, allerdings mit einem breiten Vorbau, der wieder eine Schein-Monumentalität aus Cementplatten vortäuſcht. Aber der Blick in die Halle ſelbſt gehört zu den ſchönſten der Ausſtellung; 280 Meter lang dehnt ſie ſich in einer Breite von 52 Metern, bei einer

Burg Rüdesheim. (Im Hintergrund Feſſelballon.)

Höhe von 22 Metern, eine Fläche von 24 532 Quadratmetern bedeckend. Die Ausführung iſt ein kleines techniſches Kunſtſtück der Aktiengeſellſchaft Hein, Lehmann & Co. in Düſſeldorf: dieſe hat nämlich die ganze Halle der Ausſtellung leihweiſe überlaſſen und den Bau daher derart angeordnet, daß er ſpäter auseinandergenommen und anderweitig aufgeſtellt werden kann, entweder im ganzen oder auch in Teilſtücken.

Was iſt in dieſen Einzelbauten nicht alles aufgeſpeichert! Alle Betriebe haben ihr Gemeinſames, ſtehen in vielfach ſcharfem Wettbewerb; alle haben auch wieder ihre Spezialitäten. Faſt alle haben gleich Krupp ihre großen, die Augen des Beſchauers ſofort auf ſich ziehenden Schauſtücke. Bei dem Bochumer Verein z. B., deſſen herrliche Gußſtahlglocken ich ſchon erwähnte — ihr Geläut klingt harmoniſch durch das ganze Gelände —, ein gewaltiger Schiffsſteven und eine ungeheure Schiffswelle, durch deren Durchbohrung man in allerliebſter, raffiniert geſchickter Anordnung auf eine elektriſche Lampe blickt. Bei der Rheiniſchen Metallwarenfabrik eigenartige Geſchütze, mit denen die Firma in neuerer Zeit in keineswegs erfolgloſe Konkurrenz mit Krupp trat, und dann vor allem Rieſenrohre für die verſchiedenſten Zwecke, nach ganz neuen Grundſätzen hergeſtellt. Entweder nämlich nahtlos, über einen Kern aus einem Stück gezogen, oder aus ſpiralförmigen Streifen elektriſch zuſammengeſchweißt; auch der Laie kann ſich dieſe intereſſante Methode vergegenwärtigen, wenn er ſich einen ſchmalen Papierſtreifen ſpiralartig um einen Bleiſtift gewickelt und zuſammengeklebt vorſtellt. In dem Bau der Guten-Hoffnungshütte bewundern wir die größte Fördermaſchine, die je erbaut wurde; in dem ſchönen ſtattlichen Gebäude des Bergbaulichen Vereins für den Oberbergamtsbezirk Dortmund werden uns die verſchiedenen Phaſen des Bergbaus vorgeführt; daneben reckt ſich ein rieſiger Eiſenbau — Eiſen, nur Eiſen! — wie ein Cyclopenarm in die Höhe, eine gewaltige oberirdiſche Förderanlage, ausgeführt vom Werk Humboldt in Kalk, die ſpäter auf der Zeche „Preußen II“ wieder errichtet werden ſoll. In der Maſchinenhalle endlich die unabſehbaren Reihen von Motoren, Werkzeugsmaſchinen aller Art! Hier befindet ſich auch die große Centrale, welche die ganze Ausſtellung mit Kraft und Licht verſorgt — 27 mächtige Dampfmaſchinen mit etwa 12 000 Pferdekräften und 29 Dynamos ſtehen in ihrem Dienſt. Noch nie vielleicht iſt eine Ausſtellung in ſo verſchwenderiſcher Weiſe mit elektriſchem Licht verſehen geweſen, wie die Düſſeldorfer, ſelbſt die große Pariſer Ausſtellung macht keine Ausnahme, wenn man die anderen Raumverhältniſſe berückſichtigt.

Eine kleine Zwiſchenbemerkung: im Jahre 1880 hatte Düſſeldorf ſchon einmal eine, und zwar eine recht bedeutende Ausſtellung. Damals wies dieſe „12 Bogenlampen und ein großes Centrallicht“ auf. Heute ſind über 1000 Bogenlampen und nicht weniger als 40 000 Glühlampen vorgeſehen. Die Beleuchtung iſt allerdings auch feenhaft. Am Abend leuchten die Frontlinien faſt aller Hauptgebäude in langen dichten Reihen von elektriſchen Birnen auf; jede Kontur zeichnet ſich ſcharf vom Nachthimmel ab: die Kruppſchen Panzerkuppeln, der Portal-

Weinreſtaurant Kons.

Das Zillerthal.

bau der Maſchinenhalle, die Dachfirſten der einzelnen Pavillons, die große Induſtriehalle, die Einfaſſungen der Waſſerbaſſins. Dazu ſpielt von der Höhe des Gefechtsmaſtes der Krupphalle ein rieſenſtarker Scheinwerfer, vor der Induſtriehalle rauſchen die Wunderfontainen —

Paris hatte ſein „Waſſerſchloß" mit den leuchtenden Kaskaden und den buntſchillernden Springquellen. Ich glaube, die ſoeben erwähnte Düſſeldorfer Anlage ſteht mindeſtens nicht hinter der Pariſer zurück. Sie bedeckt mit ihren Baſſins und Fontainen einen Raum von 7000 Quadratmetern und iſt nach ganz neuen Prinzipien konſtruiert, die an Eigenart der Lichtwirkung auf die Waſſermaſſen alles weit hinter ſich laſſen, was ich je ſah. Die Waſſergarben, die fortwährend Form und Richtung zu wechſeln ſcheinen, werden durch die ſogenannten Beckmannſchen „Waſſerſprungſtücke", deren 180 angebracht ſind, völlig zerſtäubt und zugleich von 60 elektriſchen Scheinwerfern, deren Strahlenbündel durch farbige Gläſer fallen, beleuchtet. Es iſt, als ob Millionen bunter Edelſteine in ewigem Wechſel emporgeſchleudert und hinabgezogen würden. Wunderbar ſchön —

Und ich ſtand dabei . . . und fror . . .

* * *

Der Wonnemonat Mai hat uns ja diesmal überall ſchmählich betrogen. Aber ſo gefroren wie in Düſſeldorf habe ich doch ſelten in meinem Leben.

Zum Glück gab es jedoch, auch außer dem mächtigen Keſſelhauſe, das ich allerdings mit Vorliebe aufſuchte, einige gemütliche Plätzchen, wo man ſich erkobern konnte, wenn Kälte und Regenſchauer gar zu arg wurden.

Ich ſchlage vor, wir ſchieben in unſerer ernſtere Wanderung auch eine kleine Pauſe, ein Zwiſchenſpiel ein und halten unter den Erfriſchungsſtätten, ſoweit ſie originell ſind, kurze Umſchau. Der Menſch lebt doch nicht vom Bewundern allein.

Laſſen wir das große Hauptreſtaurant, in dem, wie im Deutſchen Reſtaurant in Paris, Herr Kons vom Berliner Palaſthotel regiert, beiſeite liegen. Aber da das Alt-Trierſche Haus mit ſeinen feinen Möſelchen aus den letzten Prachtjahrgängen 1893, 95, 97 — das thut's uns wohl an? Oder wollen wir uns, da wir nun einmal am Rhein ſind, zum goldnen Rheinwein bekennen, obwohl am Rhein neuerdings faſt mehr Moſel getrunken wird als die eigenen Gewächſe? Ein Bacharacher Haus lädt uns ein, und in einer famoſen Nachbildung der alten Brömſer-Burg zu Rüdesheim bieten die dortigen Produzenten uns mehr oder minder edlen Rheinwein an. Aber auch der unvermeidliche Bols iſt da, mit einer holländiſchen Windmühle auf dem Dache ſeines Likörtempels, eine allerliebſte „Düſſelmühle" unmittelbar am Rheinufer und in dem weſtfäliſchen Bauernhaus gibt's den echten Steinhäger von W. Schlichte nebſt echten Produkten weſtfäliſcher Schweine. —

Digitized by Google

Die Düſſelmühle.

„De nich kümmt, brunkt ook nich wedder weg to gehn,“ ſteht über dem Eingang.

Ein Kairo mit Kamelen, Eſeln, Tänzern, Verkäufern fehlt natürlich nicht; eine wunderhübſche Fahrt ins Zillerthal kann man auch unternehmen, und der Feſſelballon nebſt den Marineſchauſpielen ſind ebenfalls da. Aber ſonſt — gottlob — hat man ſich von dem entſetzlichen Jahrmarktstrubel emanzipiert, mit dem leider alle unſere neueren Ausſtellungen garniert waren.

Die Düſſeldorfer Ausſtellung iſt wirklich eine echte, rechte Arbeitsausſtellung. —

* * *

Das zeigen die Einzelbauten, die wir vorher durchwanderten; das zeigt auch der gewaltige Bau der großen Induſtriehalle. In der Mitte des Geländes liegt ſie, die mehr als 400 Meter lange Front dem Rheine zugekehrt, ein mächtiger Bau mit nicht weniger als 662 Fenſtern.

Ich verzichte von vornherein wieder darauf, auch nur einen Überblick des Inhalts zu geben. Die Fülle iſt, trotz überſichtlichſter Anordnung, zu groß. Wieder klingt beim Durchſchreiten als Leitmotiv das Lied von „Kohle und Eiſen“ auf; dann aber kommen die anderen Großinduſtrien der beiden Schweſterprovinzen zur Sprache: die große chemiſche Induſtrie, die Papierinduſtrie, vor allem die grandioſe Textilinduſtrie, in der Crefeld, Aachen, Elberfeld-Barmen, Bielefeld hervorragend ausgeſtellt haben. Höchſt reizvoll iſt das Kunſtgewerbe, beſonders die Möbeltiſchlerei, vertreten; ausgezeichnet die Fabriken für Fahrrad- und Motorwagenbau. Das beſondere Entzücken unſerer Damen aber werden die ausgeſtellten Toiletten bilden. Die ſchönen Rheinländerinnen ſtehen ſeit lange in dem Ruf, daß ſie ſich vortrefflich anzuziehen wiſſen, ja man ſagt in Berlin nicht ganz mit Unrecht: in Köln und Düſſeldorf iſt man wie in Frankfurt a. M. uns immer um ein Jahr in der Mode voraus. Allen voran excelliert wohl H. Scheuer in Düſſeldorf — vielleicht darf ich indiskreterweiſe verraten, daß ſo manche Toilette, die unſere Kaiſerin trägt, aus ſeinen berühmten Ateliers ſtammt.

An die Große Induſtriehalle ſchließt ſich der Bau für Wohlfahrtseinrichtungen an. Aber mich intereſſierten mehr als die hier aufgeſtellten Modelle u. ſ. w. die Arbeiterwohnhäuſer, die wohl noch auf keiner Ausſtellung in ſo mannigfacher Art, ſo inſtruktiv vorgeführt wurden — ein Beweis, welche Aufmerkſamkeit die rheiniſchen Induſtriellen dieſer wichtigen Frage widmen.

Ein halbes Dutzend Arbeiterwohnhäuſer, vollſtändig eingerichtet und ausgeſtattet, ſind errichtet worden, teils Einfamilien-, teils

Digitized by Google

Doppelhäuſer, immer aber Bauten, die nicht ad hoc geſchaffen wurden, ſondern nach wirklich vorhandenen kopiert. Über Einzelheiten der inneren Raumgliederung kann man gewiß verſchiedener Meinung ſein; im allgemeinen wird man zugeben müſſen, daß ſie alle praktiſch und nach hygieniſch geſunden Grundſätzen gebaut ſind — ja daß ſie über die bare Notwendigkeit hinaus auch dem berechtigten Verlangen nach Behaglichkeit entſprechen.

Viel Mühe und Sorgfalt wurde auf die Möbelausſtattung verwendet. Schon vor einiger Zeit hatte Krupp in Verbindung mit dem Rheiniſchen Verein für Arbeiterwohnungsweſen ein bezügliches Konkurrenzausſchreiben erlaſſen, und die Einrichtungen ſind zum Teil nach den damals preisgekrönten Entwürfen gefertigt worden. Es iſt dabei mancherlei ſehr Gutes, einiges Vortreffliche herausgekommen. Vor allem iſt den elenden Surrogaten der Krieg erklärt worden, den Fournieren, den aufgeleimten Zierleiſten u. ſ. w. Man hat einfache heimiſche Hölzer gewählt und ſie hübſch gebeizt oder geſtrichen, hat auch möglichſte Einfachheit der Formen angeſtrebt. Trotzalledem — für ſo recht, für vollkommen gelungen kann ich auch nicht eine dieſer Muſtereinrichtungen anſehen, denn ich glaube nicht, daß ſie praktiſch genug ſind. Guter Geſchmack iſt eine ſchöne Sache; aber die Arbeiterfrau muß Raum haben, um ihren Hausrat, Kleider, Wäſche u. ſ. w. unterzubringen; ſie muß bequeme Sitzgelegenheiten haben, auf denen man nach der Arbeit wirklich ruhen kann, und ordentliche Bettſtellen nicht nur für den Mann und für ſich, ſondern auch für die Kinder. Daran und an manchem anderen hapert's noch vielfach. Dieſe Stuben ſind noch zu ſehr artige Puppenheime, und ich glaube, unſere Möbelzeichner werden es auch kaum beſſer machen können, ſolange ſie ſelbſt konſtruieren, erfinden wollen. Wenn ſie in die beſſeren alten Bauernwohnungen, etwa Schleswig-Holſteins, hineinſehen wollten, da könnten ſie geeignete Motive finden. Am beſten ſcheinen mir noch die Möbel in dem Kruppſchen Doppelhauſe (nach Entwürfen der Architekten Mieritz und Stehn) und die des Remſcheider Hauſes (von Küppersbuſch in Schalke) gelungen; beſonders hübſch und paſſend iſt der Bilderſchmuck des Kruppſchen Hauſes: ſchlichte Holzſchnitte nach Dürer und Richter, bunte geſchmackvoll ausgewählte Poſtkarten, einige gute Dreifarbendrucke, alles in ganz einfachen Rahmen, wie ſie jeder einigermaßen geſchickte Arbeiter ſich ſelbſt anfertigen kann.

* * *

Die Ausſtellung hat es endlich zuwege gebracht, daß die Künſtler Düſſeldorfs eigene

Die Haupt-Induſtriehalle.

Digitized by Google

Der Kunſtausſtellungspalaſt.

größere Ausſtellungsräume erhielten, wie ſie alle anderen deutſchen Kunſtcentren längſt beſitzen. Der „Kunſtausſtellungspalaſt“ iſt als dauernder Bau ausgeführt. Stattlich, in Anlehnung an die Formen des niederrheiniſchen Barock, freilich ein wenig nüchtern, wendet er ſeine 132 Meter lange Front dem Rheine zu. Sehr hübſch iſt der von einer mächtigen Kuppel überdachte Empfangsraum, äußerſt gelungen der Ehrenhof mit ſeinen Säulen; gut beleuchtet erſchienen mir faſt alle Innenräume.

Dieſe bergen zur Zeit zwei verſchiedene Ausſtellungen.

Die eine, die kunſthiſtoriſche, gehört zu dem Schönſten, Intereſſanteſten, was man heuer in Düſſeldorf überhaupt zu ſehen bekommt. Sie allein lohnt die Reiſe. Nicht ſo ſehr deshalb, weil viele der großen rheiniſchen Privatſammler hier und zwar zum Teil ganz köſtliche Sachen ausgeſtellt haben; ähnliches bekommt man ſchließlich auch anderswo, beſonders in den größeren Kunſtgewerbemuſeen zu ſehen. Was aber in auch nur annähernd gleicher Mannigfaltigkeit und Fülle noch nie an einem Orte zuſammenkam, ſind die hier vereinten Werke der frühen weſtdeutſchen kirchlichen Kunſt. Dieſe hier im Original ausgeſtellten großen koſtbaren Reliquienſchreine, die juwelenbeſäeten Reliquienarme, die Monſtranzen, Kreuze, Kelche; die Tragaltärchen, Rauchfäſſer, Leuchter, Biſchofsſtäbe; dieſe Elfenbeinſchnitzereien, getriebenen Silberfiguren; dieſe Antipendien und Teppiche, die ſonſt in den Schatzkammern der Kirchen oft ganz unzugänglich waren, müſſen jeden Kunſtfreund bezaubern. Für den Edelſchmied bietet ſich aber hier eine geradezu erſtaunlich reiche Gelegenheit zu Studien, die hoffentlich von unſeren deutſchen Meiſtern recht fleißig benutzt wird. Ich glaube, auch die Modernſten unter ihnen werden ſich ſagen: Alle Wetter — was waren dieſe alten Herren, die dies ſchaffen konnten, doch für gewaltige Kerle!

Die zweite Abteilung des Kunſtpalaſtes umfaßt die „deutſch-nationale“ Ausſtellung, moderne Arbeiten, unter denen natürlich, der Zahl nach, die Düſſeldorfer Schule dominiert. Wir finden da allein 5 Gemälde der beiden Achenbachs, 37 Bilder und Studien von Gregor v. Bochmann, 6 Gebhardts, mehr als ein Dutzend Arbeiten von Peter Janſſen, eine ſtattliche Anzahl Kröners; viele treffliche Landſchaften von Mühlig, allerlei intereſſante Erinnerungen an Verſtorbene, wie Carl Gehrts. Ich kann nicht verſchweigen, daß mir der allgemeinere Teil der Ausſtellung — abgeſehen von manchen intereſſanten Landſchaften — einen, ich möchte ſagen: etwas retroſpektiven Eindruck machte. Ich habe immer die Anſicht vertreten, daß keine Kunſtrichtung die alleinſeligmachende iſt, daß ſie alle nebeneinander ihre Berechtigung haben. Aber jede Richtung — und man kann auch heute, allgemeiner aufgefaßt, noch von einer Düſſeldorfer Richtung ſprechen — bedarf, um ihre Berechtigung zu behaupten, friſcher Impulſe in ihrem eigenen Kreiſe. Und die ſcheinen mir hier doch nicht in genügender Stärke zur Geltung zu kommen.

Vielleicht wirkt jedoch gerade dieſe Ausſtellung anregend und befruchtend, denn ſie bietet den Düſſeldorfer Herren, die ſoviel poſitives Können, einen ſo regen Fleiß beſitzen, Gelegenheit, das eigene Schaffen mit dem aller anderen deutſchen Kunſtſtädte, von Königsberg bis Weimar, von Berlin und Dresden bis München, Karlsruhe und Wien, recht unmitelbar zu vergleichen. Vieles von dem, was die ſchönen neuen Säle in erfreulich geſchmackvoller Aufhängung füllt, und gerade das Beſte war mir perſönlich ja ſchon von anderen Ausſtellungen bekannt; es fehlt wohl kein namhafter deutſcher Meiſter. Aber in dieſer Zuſammenſtellung wirkte doch auch auf mich wieder vieles neu. Neu freilich vor allem die Wiener Seceſſioniſten, mit ihrem vielberufenen Herrn Guſtav Klimt an der Spitze. Etwas Extravaganteres als deſſen Bild „Goldfiſche“ erinnere ich mich kaum je geſehen zu haben. Eins aber muß man den Herren von der Wiener Seceſſion und dem dortigen Künſtlerbund Hagen laſſen: ſie haben ihre paar Zimmerchen überaus reizvoll auszuſtatten verſtanden. Die einfach gehaltenen Wandbekleidungen, die Decken, ein kleiner Aufbau buntſchillernder Kacheln hier, einige ſchöne Möbelſtücke, einen herrlichen Teppich dort — das ſtimmt alles, bei aller Abwechſelung, ſeltſam harmoniſch zuſammen. Ebenſo vollendet in Entwurf und Ausführung ſind die meiſten kleineren kunſtgewerblichen Gegenſtände, die ſie ausſtellten.

* * *

Was bliebe mir nicht noch alles zu ſchildern, zu beſchreiben! Die polygraphiſche Ausſtellung, in der auch unſere Monatshefte mit dem übrigen Verlag von Velhagen & Klaſing (Bielefeld) würdig vertreten ſind, die überraſchend große Sonderausſtellung der Waggon- und Lokomotivfabriken, die ſchönen weitausgedehnten Anlagen der Düſſeldorfer Betonfabriken, den reizenden Pavillon für Kayſerzinn, die Ausſtellung von Villeroy & Boch, das Panorama des Blücherſchen Rheinübergangs — genug! Dieſe Zeilen ſollen ja keinen Führer bilden, ſie wollen nur auf Einzelzüge des großen Ganzen hinweiſen.

Die Düſſeldorfer Ausſtellung iſt entſtanden in einer Zeit, in der auf eine lange Periode des Aufſchwunges für unſere geſamte Induſtrie und nicht zuletzt die der beiden Schweſterprovinzen Rheinland-Weſtfalen eine Epoche des Stillſtandes, für leider recht viele Zweige ſogar des Niederganges folgte. Was hier aber geleiſtet worden iſt, uns vorgeführt wird, zeigt, auf welch feſten Säulen die Induſtrie dieſer Provinzen ruht, wie ſtark und innerlich geſund ſie iſt — daß ſie ganz gewiß aus dem Schatten der Gegenwart bald wieder in den hellen Sonnenglanz frohen Gedeihens gelangen wird: durch eigene Kraft. Ihr und dieſer Ausſtellung erklinge der alte Bergmannsſpruch, der gerade hier an der rechten Stelle iſt: Glück auf!

Pavillon Kayſerzinn.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wer an einem ſtillen Sommerabend durch den Dichterhain der Modernen wandelt, der hört es von allen Seiten zwitſchern und kreiſchen und quaken: Der neue Menſch — das neue Weib — der neue Mann. In wildem und wirrem Durcheinander immer derſelbe Laut, dasſelbe Feldgeſchrei. Niemand aber kann dir klar und beſtimmt vermelden, was der Neuheitsruf bedeuten ſoll. Lyriker Froſch, Dramatiker Star, Erzählerin Gans, — ſie ſind einig im Verzücktſein ob der Entdeckung des neumännlichen und neuweiblichen Erdenweſens. Einig auch darin, daß ſie nur in ſtammelnden Phraſen von Art, Ausſehen und Lebensweiſe des neuen Menſchen zu berichten wiſſen. Und uneinig nur darin, ob der neue Typ bereits in lebenden Individuen Straße und Kaffeehaus unſicher macht, oder ob er erſt dem Schoße der Zukunft leuchtend entſteigen wird. Die Mehrzahl im Dichterhain ſcheint der Anſicht zu ſein, daß er ein Kommender iſt, der Erſehnte; ſie huldigt dieſem Glauben um ſo lieber, als er der Bequemlichkeit entſpricht. Man kann ſo von dem Neuen ſchwärmen, ohne böſen Zweiflern gegenüber allzu genaue Merkmale angeben zu müſſen, und man kann auf die Zukunft vertröſten, ohne ſich ſelbſt mit Erneuerung des eigenen Seins in Unkoſten zu ſtürzen. In gutgeſpielter Entſagung begnügt man ſich, als Übergangsmenſch zu paradieren, der das Neue ahnungsvoll erträumt, inzwiſchen aber in behaglicher Ergebung auf den alten, trauten Bahnen weiter ſchlendert. So im allgemeinen iſt der Übermenſch nichts anderes, als das, was in Vor-Nietzſcheſchen Tagen als problematiſche Natur durch die Litteratur ging. Weſentliche Eigenſchaften: Der Übergangsmenſch iſt in bänglicher Unklarheit, was er eigentlich will und ſoll, er läuft beſtändig umher als Hamlet en miniature, von Gedanken-, Empfindungs- und Willensbläſſe angekränkelt, beſtändig zupft er an allen Saisſchleiern und lüftet keinen, beſtändig quält er ſich mit der Poſe einer überfein beſaiteten, übernervöſen, pſychopathiſchen Zwitternatur, und ein inbrünſtiger Abſcheu erfüllt ihn gegen alles, was ernſthaft Arbeit, Schaffen und Handeln heißt. Im übrigen gebärdet er ſich, wie ſich von jeher das Gros der Menſchheit, insbeſondere das verachtete Philiſtertum, gebärdet hat: er ſchwankt in einem fort zwiſchen Begeiſterung und Ernüchterung, Rauſch und Katzenjammer, Begier und Reſignation, Skepſis und Schwärmerei, und Wille und Können ſtehen in betrübſamem Mißverhältnis zu einander.

Eine Abart dieſes Zwitterweſens, — das Übergangsweib hat ſich Hedwig Dohm als litterariſche Spezialität erkieſt und erkoren. Gleich ihr erſter Roman „Sibilla Dagmar“ offenbarte das moderne Weib, das ſich mit Nietzſche nährt, ohne ihn irgendwie verdauen zu können, in ſeiner ganzen Pracht. Die Heldin des neueſten Romans „Chriſta Ruland“ (Berlin, S. Fiſcher) iſt nur eine blaſſe Kopie, ein matter Schemen der holden Sibille. Und das Buch ſelbſt iſt äſthetiſch und geiſtig gleichfalls nichts als ein ſchwächerer Aufguß auf die Ingredienzien des älteren Werks. Wie hier, ſo auch dort eine loſe Reihe geiſtreicher und geiſtreichelnder Feuilletons, aber keine epiſche Dichtung. Lauter Gerede und Geplauder, aber ſo gut wie nirgends ein Geſchehen. Allerlei Steine zuſammengetragen, aber kein Bau. Die Verfaſſerin verſteht zu ſchildern und zu mediſieren, doch ſie geſtaltet nicht; das Dichten im eigentlichen Sinne, das Verdichten, Konzentrieren eines Stoffes zur Einheit liegt ihr weltenfern. Als Ganzes wirkt ihre Erzählung einfach langweilig, nicht in jenem erhabenen Sinne langweilig, wie es manchmal Werke ſind, die ihren Stoff aufs erſchöpfendſte ausbeuten und in alle Tiefen dringen, ſondern langweilig durch die bunte Wirre kleinlicher Einzelzüge, durch die Überlaſtung mit weſenloſem Detail. Das Amüſante und Anregende ertrinkt in einem Schwall von Gleichgültigkeit. Ein ganzer Schwarm von „Übergangsweibern“ tollt vor den Augen des Leſers dahin. Anſelma Sartorius, die malende Zigeunerin, die in Farbenträumen ſchwelgt, aber vergeblich ringt, ihre Träume auf die Leinwand zu zaubern; Clariſſa, die ſchlanke Engelsgleiche, frei nach Botticelli vom Schöpfer in die Welt geſetzt, in Ohnmachten und Hallucinationen friedlich dahindämmernd; Julia König, die Bacchantin, die in der Emanzipation des Fleiſches alles Heil ſieht, genau ſo wie die Damen, die dereinſt das Junge Deutſchland als Muſter und Trägerinnen des neuen Geiſtes in Szene ſetzte. Keine dieſer Heldinnen und Dämoninnen vermag auch nur das geringſte Intereſſe zu erregen; wie Schatten huſchen ſie herauf und verſinken ſchattenhaft. Es gehört Mut dazu, in Hinſicht auf dieſe thörichten Perſönchen, die an menſchlicher Nichtigkeit das Mögliche leiſten, das große Wort hinzuſchreiben: „Wir begabten Frauen von heute, wir ſtehen alle auf einer ſchwankenden Brücke ohne Geländer; wer nicht ſchwindelfrei iſt, ſtürzt leicht hinab . . . Wir haben die Nerven der alten Generation und die Intelligenz und das Wollen der neuen. Die neuen Ideen ſind ſchon lebendig, die alten in uns noch nicht tot. Und gleich dem Moſes werden wir an der Schwelle des gelobten

Landes ſterben.“ Vor ihren Mitſchweſtern hat die Heldin des Romans, Chriſta Ruland, nur den einen Vorzug, daß ſie nicht einmal den Anſpruch erhebt, irgend etwas zu ſein und zu leiſten. Ein paſſiveres Weſen hat ſchwerlich jemals ein Dichter in den Mittelpunkt ſeines Werkes geſtellt. Jeder ihrer Gedanken entſtammt der Lektüre, die ihr gerade in die Hände gerät, jede ihrer Empfindungen iſt dem Männlein nachempfunden, das gerade ihr Herz in Anſpruch nimmt. Und wie oft ſie auch Nietzſche, Tolſtoi und Stirner zitieren mag, dieſe Blume des Berliner Weſtens iſt weder ein Übergangs- noch ein Normalweib, ſie iſt nichts als eine Puppe, die von der Verfaſſerin mit einem Sprechapparat verſehen iſt, um Hedwig Dohms Anſichten über die moderne Welt und einiges andere geſchwätzig an den Mann zu bringen. Wie eine Puppe gleitet Fräulein Chriſta aus einer Hand in die andere; aus den Händen der Eltern in die des Gatten, aus den Händen des Gatten in die des Liebhabers. Mit gelaſſener Ruhe erfährt der Leſer, wie ſie ſich verheiratet und wieder trennt, wie ſie bald für den einen, bald für den anderen Ritter von der traurigen Geſtalt erglüht. Sie verheiratet ſich, ohne daß ſie ſelbſt weiß, wie ſie dazu kommt, ſie läßt ſich dann von einem guten Freunde, dem großen Kritiker Frank, in ein bißchen Ehebruch verſtricken, und als ſie mit Kritik geſättigt iſt, verſucht ſie es mit einer Doſis Schwärmerei; ſie verfällt willenlos, wie magnetiſiert dem großen Propheten Daniel Römer. Mitten auf dem Potsdamer Platz, aus einer „goldroſigen“ Staubſäule taucht der moderne Heilige vor ihr auf. „Ein direkter unverfälſchter Chriſtusjünger — zur Hälfte. Die andere Hälfte hält er geheim. (!) Halb Prieſter, halb Erzengel, in jedem Fall Uebermenſch.“ All dieſe ſchätzenswerten Eigenſchaften dichtet Hedwig Dohm dem jungen Männlein an — in Worten. In Wahrheit hält er all ſeine Hälften geheim, man merkt weder etwas von dem Erzengel noch von dem Übermenſchen, es ſei denn, jeder Kloſterbruder müßte als Übermenſch gelten. Das ganze Kerlchen iſt nichts als Titel, hinter dem kein Inhalt ſteckt. Und ſo inhaltsleer das Verhältnis ſich entwickelt, ſo nebelhaft löſt es ſich wieder auf. Und als es zu Ende, da entſchließt ſich zu guterletzt die Blume des Weſtens, wirklich mal einen eigenen Gedanken zu haben. Sie rafft ſich zu der Abſicht auf, ein Kinderheim zu begründen, eine Idee offenbar von ſolcher Eigenart, wie ſie nur ein Übergangsweib empfangen kann. Ob ſie die Abſicht ausführt, wer weiß? Allzu feurig tritt ſie an die Sache nicht heran. Es läßt ſich aber nicht gut vom Leſer verlangen, daß er all dieſen Dingen: Heirat, Ehebruch, Schwärmerei, Nietzſcherei, Stirnerei, Kinderheim ernſtere Teilnahme entgegenbringt, als die phlegmatiſche Heldin ſelbſt daran verſchwendet. Kühl bis ans Herz hinan wird er über dies Übergangsweib zur Tagesordnung übergehen. Anſprechender jedoch als der poſitive Teil des Buches — wenn dieſe Verkündigung neuen Menſchentums überhaupt die Bezeichnung poſitiv verdient —, nimmt ſich der negative Teil, die Schilderung jener Typen aus, die gar keinen Anſpruch darauf machen, Über- und Übergangsmenſchen vorzuſtellen. In der Satire leiſtet die Verfaſſerin unendlich mehr, als in neuer Glaubensbotſchaft. Was ſie an niedlichen Spitzen, an ſprühenden Aperçüs über die Geſellſchaft des Berliner Weſtens zum Beſten gibt, das zeugt ebenſo von feiner Beobachtung, wie von angeborener Bosheit. Wenn, wie ich vermute, Hedwig Dohm die Tochter des Kladderadatſch-Dohms iſt, ſo hat ſie ein gut Stück Talent vom Vater geerbt.

Als Regentin eines Kinderheims hofft Chriſta Ruland ihr neumenſchliches Sehnen befriedigen zu können. Raſcher und leichter hätte ſie dies Ziel durch — anhaltendes Radeln erreicht. Wem das unglaublich erſcheint, der laſſe ſich durch Michel Angelo, Freiherrn von Zois eines Beſſeren belehren. In ſeinem Rennfahrerroman „Der Vollmenſch“ (Dresden, Carl Reißner) legt er das Rezept des Langen und Breiten dar, wie man ſich durch Radeln am ſicherſten zum Höhenmenſchen entwickeln kann. Fünfundzwanzig Jahre iſt Heini von Stein alt geworden, als er zur Romanfähigkeit herangereift iſt. Was immer die Welt an Genüſſen zu bieten vermag, das hat der junge Herr in den paar Jahren ſeines Erdendaſeins bereits ausgekoſtet. Er hat in Auſtern geſchlemmt und in Sekt, er hat den Inhalt von zehntauſend Büchern ſich zu eigen gemacht, er hat die Pyramiden Ägyptens erklettert und die Weisheit Indiens an der Quelle ſtudiert, er hat in Freundſchaft geſchwelgt und einhalbtauſend Nächte in Weiberarmen geruht, immer in anderen. Es bedarf keines weiteren Wortes, um klar zu machen, daß ſein Geiſt nachgerade zu der ſalomoniſchen Erkenntnis gelangt iſt: „Alles iſt eitel“, und ſein Leib nur noch ein Bündel ſchlapper Nerven iſt. „Er lebt nur mehr mit den Nerven, und die peitſcht er durch ſchwarzen Kaffee, ſtarke Zigarren, Abſinth und Haſchiſch zu den tollſten Sprüngen.“ Endlich eines Nachts ſieht er ein, daß es ſo nicht weiter geht. Und er geht zu ſeinem Freunde Max, dem Arzt, und ſpricht zu ihm: Des Grabens ſcheue ich mich und für den Selbſtmord bin ich mir zu ſchade. Was ſoll ich thun? Schlicht und einfach erwidert Freund Max: Radle! Heini ſpottet des Rates, aber er befolgt ihn. Und ſiehe da, ſein Körper ſtählt ſich, wie Eiſen im Feuer, ſeine Seele wird leicht und frei. Die Begeiſterung aber für das rettende Rad ergreift den Jüngling derart, daß er beſchließt, er, der Millionär, Rennfahrer zu werden. Und ſein guter Stern bleibt ihm treu. Von Triumph zu Triumph trägt ihn ſein Racer, alle Matadoren werden zunichte vor Heini von Stein, und ſchließlich ſiegt er ſelbſt im Vierundzwanzigſtundenrennen. Unter der Anſtrengung aber bricht er wie tot zuſammen. Ein langes Krankſein zwingt ihn nachzudenken, und da erkennt er, daß es nicht gut iſt, den Körper allein zu bilden und den Geiſt ganz zu vernachläſſigen. Von nun an wird die „ebenmäßige Ausbildung des Körpers und des Geiſtes“, die griechiſche Kalokagathia, ſein Ideal. Und in harmoniſchem Einklang widmet er ſich fürderhin der Kunſt, den Büchern und dem Rade . . . Einleitung und Schluß des Romans mit ihrer dick aufgetragenen Tendenz ſind künſtleriſch ohne Belang. Die Szenen aus dem Radfahrerleben aber ſind mit einer Verve, mit einer

Digitized by Google

hinreißenden Kraft erzählt, ſo lebendig, ſo packend und anſchaulich, daß man von dem Talent des Dichters noch Bedeutendes erwarten darf. Offenbar hegt er den Ehrgeiz, den Namen Michel Angelo und Zeus, die er mit auf den Lebensweg bekommen, durch litterariſche Kraft und Saftigkeit Ehre zu machen. Bisher war der Sportroman zumeiſt eine Domäne litterariſcher Macher und Fabrikanten; wie es ſcheint, wenden ſich ihm mehr und mehr auch Poeten zu, die ernſt zu nehmen ſind. Die Bedeutung, die der Sport in jüngſter Zeit in Deutſchland gewonnen hat, kommt, wie vorauszuſehen war, auch in der Kunſt zur Geltung. Das war in Griechenland ſo, und wird auch im neuen Deutſchland ſein. Schon hat John Henry Mackay mit ſeinem „Schwimmer“ einen verheißungsvollen Anfang gemacht; der Rennfahrer als „Vollmenſch“ reiht ſich würdig an. Auf die Romane „Lawn Tennis“, „Der Fußballſpieler“, „Kricket und Krocket“ werden wir nicht lange zu warten haben.

Weder von Übermenſchen noch von Vollmenſchen verkündet **Klara Viebigs** neueſter Roman **„Die Wacht am Rhein“** (Berlin, F. Fontane & Co.). Sie hat ſich wieder einmal Menſchen zu Helden gewählt, die ganz normal, ganz Durchſchnitt ſind, deren Schickſale typiſch ſind für Millionen und Hunderttauſende, deren Leben die Bahnen des Hergebrachten kaum irgendwo verläßt, deren Seele nichts von Überſchwenglichkeit und Überreiztheit weiß. Und doch iſt der Roman ein größeres Kunſtwerk, als all die Erzeugniſſe der geſpreizten Modernität, der phraſenſeligen Macher, die ſo groß in Worten und ſo klein im Geſtalten ſind. Er bezeugt wieder einmal in ſeiner Weiſe, wie reich auch ein Leben in der Enge ſein kann, wie viel Tragik, wie viel Erregung auch in den Niederungen zum Ausbruch kommt, eine Tragik freilich, die ohne Pathos, eine Erregung, die ohne Überhitzung zu Tage tritt. Ihre Meiſterſchaft aber zeigt Klara Viebig darin, wie ſie es verſteht, das Gefühl einer allzu bedrückenden Enge nicht aufkommen zu laſſen. Mit einer Kunſt, die nicht ernſt genug zu würdigen iſt, hält ſie das Einzelne in ſtändigem Zuſammenhang mit dem Leben der Geſamtheit, das perſönliche Schickſal erſcheint wie geweiht und verklärt von dem bedeutſamen Hintergrund, von dem es ſich abhebt. Saft und Farbe aber gewinnt das Werk durch die ſcharfen Gegenſätze, die es gegeneinander ſtellt: Soldaten- und Bürgertum, preußiſche Strammheit und altrheiniſche Leichtlebigkeit, Kleinſtädterei und Nationalſinn, Familie und Staat, Individuum und Volk. Daß die Dichterin auch in dieſem Werke von neuem ihre ungemeine Geſtaltungskraft, ihre Sprachgewalt und ihren Sprachreichtum, ihre lebendige Schilderungsgabe aufs wirkungsvollſte bethätigt, das mag nur nebenbei hervorgehoben werden. Auf dieſe Vorzüge habe ich oft genug an dieſer Stelle hingewieſen. Gegen die früheren Schöpfungen aber zeichnet ſich dieſe jüngſte durch noch größere Schlichtheit aus; das Leidenſchaftliche ſchlägt nirgends ins Kraſſe um, die Konflikte ſind nirgends bis ins Peinigende geſteigert. Es liegt wie ein Hauch von Reife und Abgeklärtheit über dem Werke. Eine Heldin, eine wirkliche Heldin hat auch diesmal Klara Viebig in den Mittelpunkt geſtellt. Sie weiß überall, unter den Dienſtboten, im Bauernhof, unter den Litteraten — ich hätte beinah geſagt: ſelbſt unter den Litteraten — Helden zu entdecken. Warum ſoll nicht einmal eine Feldwebeltochter eine Heldin ſein? Und was für eine iſt Finchen Rinke, die Düſſeldorferin! Vom Vater, dem preußiſchen Feldwebel, hat ſie den Sinn für des „Lebens ernſtes Führen“, vom Mütterchen, der muntren Rheinländerin, die „Frohnatur“, die ſich nicht unterkriegen läßt. In der Kaſerne wächſt ſie auf als ein rechtes Soldatenkind, vom Vater gedrillt, von der Mutter verzogen. Als ſie zur ſchmucken Dirne aufgeblüht, verliebt ſie ſich in einen ſchmucken Leutnant, aber ſie nimmt keinen Schaden an ihrer jungfräulichen Ehre. Und als ſie ſieht, daß ſie notwendig dem Glück, von dem ſie träumt, entſagen muß, entſagt ſie tapfer und ohne Mucken und heiratet ergeben den braven Gensdarm, den ſie achten muß, wenn ſie ihn auch nicht lieben kann. Die Ehe iſt nicht von langer Dauer, und Joſefine muß ſich weiterhin als Witwe, die ihren Unterhalt ſich mühſam zu verdienen hat, durchs Leben ſchlagen. Freudige Hoffnungen knüpft ſie an die Begabung ihres Sohnes, der ſchon früh mit Bleiſtift und Farben fröhlich hantiert. Aber der Krieg von 1870 bricht aus, und Joſefine muß den Sohn dem Vaterlande opfern; bei Spicheren fällt er als einer der Erſten. Tieferſchüttert, aber ohne Murren erträgt ſie ihr Geſchick; ſie arbeitet weiter, nie verzagt, überall hilfreich, mit weitem Herzen, ſo beſchränkt auch ihr äußerer Umkreis iſt. Verquickt aber iſt dies kleine Leben mit all den großen Geſchehniſſen, die Deutſchland in den vierziger, ſechziger und ſiebziger Jahren bewegt und erregt haben. Die Revolution entreißt der Heldin den Vater, wie der Krieg den Sohn. Den maleriſchen Hintergrund zu alledem bildet das aufblühende Düſſeldorf mit ſeinem Alltagstreiben und ſeinem Faſchingstrubel, mit ſeiner weiland Krähwinkelei und ſeiner modernen Malkaſtenſeligkeit. Eine Stadt, die der poetiſchen Verherrlichung ſo würdig iſt wie nur irgend eine, die aber hoffentlich auch ihre Poetin würdig anzuerkennen weiß. Das Ehrenbürgerrecht hat ſich Klara Viebig unbedingt um Düſſeldorf verdient.

An Schlichtheit der Handlung und Darſtellung wetteifert mit Klara Viebigs Werk der Roman **„Das graue Leben“**, den Franz Adam **Beyerlein** im Verlage von Albert Langen, München, veröffentlicht hat. Beyerlein ſcheint von Zola angeregt und beeinflußt zu ſein, aber er hat ſich durchaus ſeine Selbſtändigkeit gewahrt; ſein Werk iſt im Empfinden, im Stil, in den Geſtalten deutſch bis ins Mark. Mit der Treue und faſt mit den prunkloſen Worten eines Chroniſten zeichnet der Dichter ſeine Bilder aus dem Leben des „vierten Standes“, und dieſe Darſtellungsweiſe, der es bei alledem keineswegs an innerer Poeſie fehlt, ſteht mit dem Stoff in einem Einklang, wie ihn nur echte Künſtlerſchaft ſo ſicher treffen kann. Beyerlein ſchildert das Leben, das Empfinden und Denken jener Klaſſen, die durch eine niedere Schranke vom Proletariat, durch eine weit höhere vom wohlhabenden Mittelſtand getrennt ſind. Ein Leben, das von beſtändiger

Sorge erfüllt iſt, das in ödem Gleichmaß verläuft, und wenn es einmal ein Rauſch unterbricht, ſo folgt der böſeſte Katzenjammer unbedingt. Alltäglichkeit überall, Alltäglichkeit im Sinnen und Fühlen, im Streben und Wollen, in den Freuden wie in den Leiden. Kraft regt ſich auch hier, ſo lange die Leute noch jung ſind; aber die Kraft erlahmt bald unter dem Druck des Alltags, unter der Laſt der Arbeit und in der Enge der Häuslichkeit. Der Einzige, der den Mut hat, den Bann zu durchbrechen, ſich emporzuringen über das gewohnte Strebensmaß, ſinkt ſchließlich doch wieder in die Tiefe hinab. Seine Sinnlichkeit, die er nicht harmoniſch ausleben kann, ſpielt ihm einen verhängnisvollen Streich, der Mangel an tieferem Wiſſen, an feſtem Bildungsgehalt hindert ihn, ſeine Begabung auf das rechte Ziel zu richten. Künſtleriſch iſt das Werk, von ein paar Kleinigkeiten abgeſehen, ohne Fehl und Tadel, vollendet in jedem Zug. Die Geſtalten ſind mit einer Schärfe und Deutlichkeit geſehen, die nichts zu wünſchen übrig läßt; an den Lebensbildern iſt kein Strich zu wenig noch zu viel. Mit großer Feinheit veranſchaulicht Beyerlein die Scheu dieſer einfachen Naturen vor allem, was nach Prahlerei und Phraſentum ausſieht. Als Reinhold, eine der Hauptperſonen, ſich anſchickt, ein Kind aus den lodernden Flammen zu retten, wird er plötzlich von der Angſt gequält, man könnte in ſeinem Vorhaben irgend etwas Sonderliches, Erſtaunliches, Heldenhaftes ſehen. Sein etwaiger Tod könnte ihn als Märtyrer der Pflichttreue und Menſchenliebe erſcheinen laſſen. Infolgedeſſen verſichert er mit aller Lebhaftigkeit, daß er ſich aus keinem anderen Grunde opfere, als weil's ihm Spaß mache . . . Gegenüber all den Symboliſten, Phantaſten, Übermännern und Überweibern, die ſich in der Litteratur breit machen, kann nichts erwünſchter ſein, als daß wir auch noch Dichter haben von dem Schlage: Beyerlein und Klara Viebig. In ihrer Schlichtheit ſteckt mehr Zukunftskraft und Zukunftsſamen, als in dem Schwulſt und dem Phraſenprunk der — Vielzuvielen.

Heidemärchen.

Von

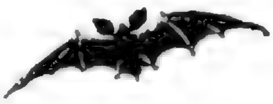
Hans Benzmann.

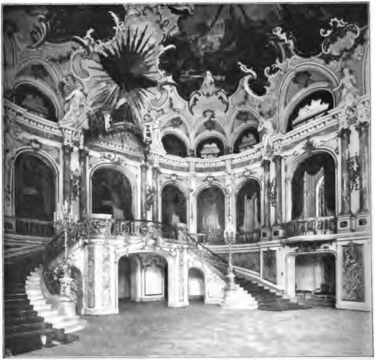
Nun naht ein Prinz im Purpurkleide,
Der Sommerabend meiner Heide,
Und legt dem braunen Bettelweib
Den Königspurpur um den Leib.

Sie glüht im goldnen Brautgeschmeide,
Und alles glänzt in Samt und Seide;
Die Grille geigt das Hochzeitslied,
Die Frösche dudeln fern im Ried.

Die Sterne in die Höhe steigen,
Sie tanzen einen Fackelreigen;
Der Mond glotzt um den grauen Berg
Neugierig auf das Feuerwerk.

Bis aus dem königlichen Schlosse
Frau Nacht erscheint auf schwarzem Rosse
Und all das süsse Spiel verscheucht,
Und meine Heide still erbleicht.





Das neue Foyer im Königl. Theater zu Wiesbaden. (Aufnahme von J. Jacob in Wiesbaden.)

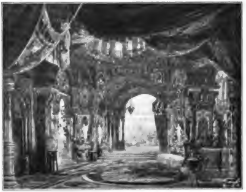
Illuſtrierte Rundſchau.

Das neue Foyer und Dekorationen von den Festspielen in Wiesbaden. — Von der Grossen Berliner Kunstausstellung. — Von der Jubiläumskunstausstellung in Karlsruhe. — Das Denkmal für Arnold Böcklin. — Elisabethstatue und neue Mosaiken in der Wartburg. — Moderne kleine Hausgeräte. — Wiener Terrakotten.

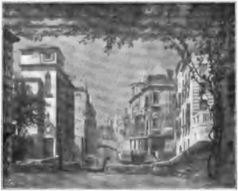
Die Feſtſpiele in Wiesbaden, die nun zum fünftenmal im Mai in Anweſenheit des deutſchen Kaiſers eine erleſene Geſellſchaft Schauluſtiger in dem prächtigen Bühnenhaus der anmutigen Taunusſtadt vereinten, haben diesmal eine beſondere Anziehungskraft gehabt trotz des unerhört ſchlechten Wetters, das ſelbſt dieſe mildgelegene Kurſtätte diesmal zu einem ungemütlichen Aufenthaltsorte machte. Wie vor zwei Jahren Webers „Oberon", ſo hat jetzt in Wiesbaden ein anderes Werk der klaſſiſchen Opernmuſik, Glucks „Armide", in neuer, verjüngter Geſtalt die erſte Aufführung erlebt. War es damals der Dramaturg der dortigen Hofbühne, Joſeph Lauff, ſo diesmal deren Leiter, der Intendant Georg v. Hülſen, der ſich an das ſchwierige Werk gemacht hat, durch eine völlige Umarbeitung des alten Textes die Oper dem heutigen Geſchmack annehmbarer zu machen. Und dies Unternehmen iſt von beſtem Erfolg gekrönt worden. Herr v. Hülſen hat es verſtanden, mit großem Geſchick die zopfigen Zuthaten, banalen Konvenienzen und Äußerlichkeiten zu entfernen, die den pſychologiſch intereſſanten Kern der „Armide" überwucherten; er hat die Oper in ihrer Handlung konzentriert, ſie dramatiſch geſteigert und damit auch dem herrlichen muſikaliſchen Teil erſt voll zu ſeiner Wirkung verholfen. Von ſtarkem Einfluß war aber auch hierbei die muſtergültige ſceniſche Ausſtattung der Oper, namentlich der Dekorationen, die, ein Werk der Theatermaler Gebr. Kautzky und Rottonara, in ihrer künſtleriſchen Vollendung das Auge wirk-

Digitized by Google

lich entzückten. Wir ſtellen außer dem Foyer des Hoftheaters die Dekorationen des achten Bildes der „Armide“ und des dritten Bildes des „Kaufmanns von Venedig“ dar, der gleichfalls in vollendeter Darſtellung diesmal zur Aufführung gelangte.

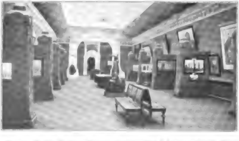


Von den Wiesbadener Feſtſpielen: Bühnendekoration zu „Armide“. (Aufnahme von J. Jacob in Wiesbaden.)



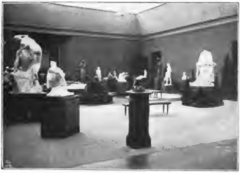
Von den Wiesbadener Feſtſpielen: Bühnendekoration zum „Kaufmann von Venedig“. (Aufnahme von J. Jacob in Wiesbaden.)

Die **Große Berliner Kunſtausſtellung** von 1902 beſtätigt von neuem die Richtigkeit der Empfindung, daß die Grenzen zwiſchen der ſogenannten alten Richtung und der Seceſſion ſich immer mehr verwiſchen. Man könnte ſo mit Leichtigkeit aus den auf der Großen Berliner Kunſtausſtellung ausgeſtellten Bildern wohl zwei Säle füllen, die ſich in nichts von dem Eindruck der Seceſſion in der Kantſtraße unterſcheiden würden. Man wird alſo daraus ſowohl das eine folgern dürfen, daß die moderne Bewegung bis tief in die Reihen der Alten hinein ihre Kreiſe gezogen hat, wie das andere, daß die gegneriſche Stellungnahme ſelbſt bei den ausſchlaggebenden Perſönlichkeiten dieſer Kreiſe keineswegs ſolche Engherzigkeit erzeugt hat, daß man nicht auch dem neu ſich regenden Leben reichlichen Spielraum im eigenen Hauſe gewährte. Verdient ſchon um deſſenwillen die diesjährige Ausſtellung im Glaspalaſt am Lehrter Bahnhof beſonderes Intereſſe, ſo noch mehr deswegen, weil diesmal dort eine wohlthuende Beſchränkung in der Zahl des Gebotenen äußerſt angenehm auffällt. Nicht mehr die Unruhe und Abſpannung erzeugende Überfülle der mit den verſchiedenartigſten Bildern planlos vollgehängten Wände iſt die Signatur der Ausſtellung, ſondern das Auge findet diesmal veritable ruhige Wandflächen vor, auf denen die in angemeſſenen Abſtänden hängenden Bilder den Blick zu ungeſtörtem, vertieftem Schauen einladen. Wohl möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß nur ein Zufall, nämlich das gleichzeitige Zuſammenfallen der Ausſtellungen in Berlin, München, Düſſeldorf und Karlsruhe dieſe Abdämmung des Stroms von Kunſtwerken bewirkt hat, aber



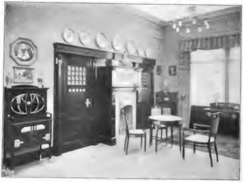
Von der Großen Berliner Kunſtausſtellung: Blick in den neuen Saal der Architekten.

Digitized by Google

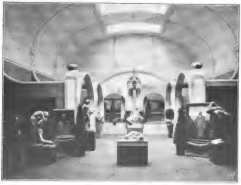


Von der Großen Berliner Ausſtellung: Der neue Skulpturenſaal.

man ſoll ſich trotzdem ſeiner freuen. Und vielleicht bewirkt die bei dieſer Gelegenheit gemachte gute Erfahrung, daß man in Zukunft lieber etwas wähleriſcher bei der Annahme der Bilder verfährt, auf Koſten der nur ermüdenden, breiten Mittelmäßigkeit ſowohl wie einzelner Künſtler, die in den letzten Jahren gern mit einer förmlichen Sonderausſtellung anderen den Platz wegnahmen. Dazu iſt dort denn auch wohl nicht der Ort. Ferner iſt noch bemerkenswert die Umwandlung des letzten großen Saals der Mittelflucht in eine Skulpturenhalle, nach dem Muſter von Paris und Dresden. Unſere Bilder geben den Blick in dieſen recht künſtleriſch wirkenden Raum wieder, wie auch in den gleichfalls neu ausgebauten Seitenſaal für die Architekturabteilung. Des weiteren bringen wir noch ein in der kunſtgewerblichen Abteilung ausgeſtelltes Salon-Mobiliar in afrikaniſchem Rotholz nach einem Entwurfe von Georg Hanold in Berlin, das durch ſeine ſchlichten und doch feinen geſchmackvollen Formen ohne jede hypermoderne Verzerrung der Linien anſpricht.



Von der Großen Berliner Kunſtausſtellung: Empfangszimmer aus afrikaniſchem Rotholz. Von Georg Hanold.



Von der Jubiläumskunſtausſtellung zu Karlsruhe: Mittelſaal. (Aufnahme von Gebr. Hirſch in Karlsruhe.)

Die in Karlsruhe anläßlich des Regierungsjubiläums des Großherzogs veranſtaltete Kunſtausſtellung intereſſiert ſchon durch ihr Heim, den vom Hofbaumeiſter Ratzel entworfene Ausſtellungsbau. Er weiſt einfache moderne Formen mit gewiſſen Anklängen an Antike und Empire auf und zeigt als Geſamteindruck einen weißen Ton; nur das architektoniſch etwas reicher gehaltene Portal und die Eingangsfront tragen leichte Vergoldung und plaſtiſchen Schmuck. Das Innere dieſes Baues, das eine feinfühlige, ſtimmungsvolle Anpaſſung an ſeinen Zweck verrät, umfaßt 32 einzelne Räume, von denen wir den Kuppelſaal wiedergeben, der u. a. Lambeaux' „Ringergruppe", Otto Gußmanns „Jugend" und „Alter", Segantinis Triptychon „Werden" — „Sein" — „Vergehen" und Frederics „Bach" enthält; des weiteren zeigen wir

Digitized by Google

Kuppelſaal der Jubiläumskunſtausſtellung zu Karlsruhe.
(Aufnahme von Gebr. Hirſch in Karlsruhe.)

den Mittelſaal mit meiſt deutſchen (außerbadiſchen) Kunſtwerken, darunter links ein Porträt des Kaiſers, rechts das des badiſchen Landesfürſten, ſowie mehrere vortreffliche plaſtiſche Werke. Die Ausſtellung iſt überhaupt ſehr ſehenswert und intereſſant, weil ſie die Abſicht verfolgt und z. T. auch mit beſtem Erfolg verwirklicht hat, in einer beſchränkten Auswahl von etwa 1000 Werken die Elite der modernen Kunſt des Inlands und Auslands zu vereinen. So ſind u. a. eine ganze Reihe von Bildern Böcklins, Segantinis, Leibls und Thomas ausgeſtellt, die natürlich Hauptanziehungspunkte der Ausſtellung bilden.

An der letzten Ruheſtätte des großen Schweizer Meiſters Arnold Böcklin, auf dem Kirchhof ſeiner zweiten Heimat zu Florenz, erhebt ſich jetzt das ihm von ſeinem Sohn, dem Bildhauer Carlo Böcklin errichtete Denkmal. Einfach und ſtreng, aber würdig und vom Vergänglichen in der Form ſich freimachend, iſt der Schmuck dieſer Grabſtätte, der von dem Sohn ſelbſt entworfen wurde; und am Sockel der ſchlichten Säule ſteht mit Recht das ſtolze, inhaltsvolle Wort des Horaz: „Non omnis moriar“, dem Fremdling ſagend, daß hier ein Fürſt der Kunſt ſeine letzte Ruhe gefunden hat.

Neben der ſchmuckloſen Grabplatte mit dem Namen Arnold Böcklin und den Zahlen ſeiner Geburt und ſeines Todes liegt eine zweite, noch der Aufſchrift bar. Unter ihr ſoll dereinſt die treue Lebensgefährtin des Heimgegangenen ihre Stätte wieder an ſeiner Seite erhalten.

Der künſtleriſche Schmuck des Landgrafenhauſes auf der Wartburg, und zwar der Kemenate der heiligen Eliſabeth, iſt durch

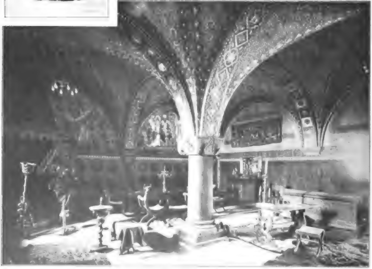
Das Jubiläums-Kunſtausſtellungsgebäude zu Karlsruhe. (Aufnahme von Gebr. Hirſch in Karlsruhe.)

Digitized by Google

eine Schenkung des Kaiſers an den jungen Großherzog von Weimar, deſſen Gaſt er jüngſt geweſen, bereichert worden. Es ſind wahrhaft vollendet ausgeführte Moſaiken an den Bogenfeldern des weihevoll wirkenden Raumes, der noch aus der Zeit des Staufenkaiſers Friedrichs II. ſtammt. Die Moſaiken ſind Ornamente, Rankengewinde und phantaſtiſche Blätter und Blüten, die mit ihren ſtrahlenden Farben, namentlich dem tiefen Rubinrot und Lapislazuli-Blau, in den dämmernden Raum hineinleuchten. Der Künſtler, der die Zeichnungen hierzu entworfen hat, iſt der Berliner Maler Auguſt Oetken; die Moſaiken ſelbſt entſtammen den bekannten Kunſtwerkſtätten der Moſaikfabrik Puhl & Wagner in Rixdorf bei Berlin. In demſelben Raum befindet ſich auch die Statuette der hl. Eliſabeth, die wir gleichfalls im Bilde zeigen.

Arnold Böcklins Grab zu Florenz.
(Aufnahme der Photographiſchen Union in München.)

Als ein beſonders charakteriſtiſches Beiſpiel für das Beſtreben, auch den einfachſten wohlfeilen Hausgeräten eine künſtleriſch veredelte Form zu geben, bringen wir heute einige aus Metall her-

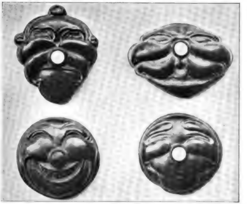


Statuette der hl. Eliſabeth und die Eliſabeth-Kemenate der Wartburg.
(Aufnahme von von Cranach-Wartburg.)

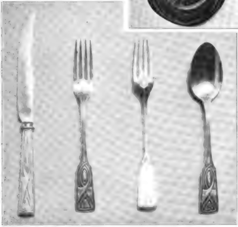
Digitized by Google

geſtellte Druckknöpfe für elektriſche Klingeln, die Prof. Chriſtianſen in Darmſtadt entworfen hat und welche das kunſtgewerbliche Magazin von Gg. Leykauf in Nürnberg zu einem ganz geringen Preis liefert, der jedem die Beſchaffung ermöglicht.

Auch auf dem Gebiete des Tafelſchmucks macht ſich die moderne Bewegung jetzt bemerkbar. Man kann ſagen: Endlich! Denn es herrſchte gerade hier eine ſtarre Tradition an Stelle eines perſönlichen Neuſchaffens. Wie lange iſt es nicht ſchon her, daß der Rokokoſtil über die Vogeſen zu uns herüber kam! Man werfe einen Blick auf unſere Tafelſervice und auf den Silberſchmuck: noch immer herrſchte hier bisher gebieteriſch und einſeitig der Rokokoſtil vor. Deſto erfreulicher iſt es zu begrüßen, daß nun endlich auch die Gold- und Silberſchmiede ſich von der neuen Kunſtſtrömung berühren laſſen und ſtatt eines blinden Waltens ſtarrer Tradition neuen Kunſtformen ſich zugänglich zeigen. Profeſſor Behrens, welcher auf den verſchiedenſten Zweigen des Kunſtgewerbes wirkſame Anregungen gegeben hat, hat ſeine Kraft auch dem vorſtehenden Gebiete zugewandt. Wir geben nebenſtehend die Abbildungen ſeiner neueſten Entwürfe zu künſtleriſchen **Beſteckformen**. — Des Weiteren zeigen wir einige Proben der Erzeugniſſe der außerordentlich



Moderne elektriſche Druckknöpfe, entworfen von Prof. Chriſtianſen, ausgeführt von Gg. Leykauf in Nürnberg.



Neues Beſteck.
Entworfen von Prof. H. Behrens

Die Nacht. Geſichtsmaske in Steinzeug. K. K. priv. Keramiſche Werke „Amphora“ in Turn-Teplitz.

Vaſe in Steinzeug.
Ausgeführt von Fr. Goldſcheider in Wien.

leiſtungsfähigen öſterreichiſchen keramiſchen Kunſtwerkſtätten von Friedr. Goldſcheider in Wien und „Amphora" in Taro-Teplitz. Es ſind vollendet modellierte und ausgeführte Terrakotten von Moulin und Louger, die zu den beſten ihrer Art gehören.

Tafelaufſatz in Hartfayence der K. K. priv. Werke „Amphora" in Taro-Teplitz.

Die Muſik. Entworfen von Moulin, ausgeführt von Fr. Goldſcheider-Wien.

Mädchenbüſte. Entworfen von Louger, ausgeführt von Fr. Goldſcheider-Wien.

Von unſeren Bildern bringen wir diesmal an erſter Stelle eine meiſterlich modellierte Medaille „Waſchermadl" von dem Wiener Anton Scharff als Titelbild. Zwiſchen S. 512 u. S. 513 findet ſich die Reproduktion des mit der ganzen Meiſterſchaft Böcklinſcher Kunſt gemalten „Sommertags", eines Bildes, das ſo ganz die erhaben heitere Stimmung der groß aufgefaßten und mit antikem Sinn geſchauten Natur offenbart. In das moderne Leben, und zwar in das ſo ſchnell pulſierende leichtflüſſige Leben des Pariſer Quartier Latin, führt uns H. Fenner-Behmer mit ſeinem aus der Manſardenperſpektive erhaſchten Ausſchnitt des „Montmartre" (zw. S. 568 u. S. 569), während die ſtill-ſonnige Freude des Mutterglücks über George Hitchcocks Bild „Lilien" (zw. S. 544 u. S. 545) ausgebreitet liegt. Zwei anmutige Scenen aus vergangenen Tagen ſchildern uns L. R. Garrido in ſeinem „Pas de quatre" (zw. S. 536 u. S. 537) und Pierre Outin in ſeinem anheimelnden „Putzmacherladen" aus der Directoirezeit (zw. S. 560 u. S. 561). Das heimlich-ſtille Glück zweier Liebender, und doch jedes in einer eigenen Auffaſſung, ſtellen Hans v. Bartels in ſeinen „Flitterwochen in der Kajüte" (zw. S. 496 u. S. 497) und Stephan Sinding in ſeiner plaſtiſchen Gruppe „Zwei Menſchen" (zw. S. 528 u. S. 529) dar; der deutſche Meiſter mit der Schilderung des traulichen Hauſens in der behaglichen Enge, der Däne in der allegoriſierenden Loslöſung von allem Milieu, bloß das beſeligende inſtinktive Aneinanderſchmiegen der erſten holden Liebe veranſchaulichend. Aus unſerer Studienmappe legen wir den Leſern Handzeichnungen und Ölſtudien des alten Meiſters Perino del Vaga (S. 533) und der modernen Maler M. Röbbecke (S. 541), C. Gehrts (S. 549), A. Schöner (S. 553) und P. Janſſen (S. 556 u. 557) vor. **P. G.**

Sirenenſpiel. Entworfen von Moulin, ausgeführt von Fr. Goldſcheider-Wien.

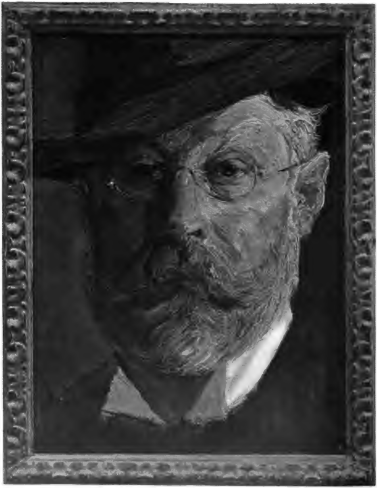
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in **Berlin W.** Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google



Selbstbildnis. Nach dem Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVI. Jahrgang 1901/1902. Heft 12, August 1902.

Lena S.

Roman von

Wilhelm Meyer-Förster.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Was Schwerin betrifft, ſo gab er nach der fünften oder ſechſten Beſichtigung das Weitergehen auf, weil ſein Bein dieſes ſtundenlange Umherſtehen nicht vertragen konnte; in Lena aber ſchien die feine Erregung nur zu wachſen. Sie ſuchte mehr als einmal nach Georges Hand und zog ihn aus der zweiten Reihe vor, um mit ihm ganz nahe an die jungen Tiere heranzutreten: „Sind ſie nicht wunderſchön? Gibt es auf der ganzen Welt ein prachtvolleres Tier als dieſe jungen engliſchen Pferde?“

Mit wunderlichen Ausdrücken, die George nur zum geringſten Teile verſtand, nannte ſie ihm die Vorzüge dieſes und jenes Pferdes, immer raſch beobachtend und immer irgend einen entſcheidenden Vorzug oder einen entſcheidenden Nachteil ſchnell ſehend. Sie war wie in einem Rauſch, alles erinnerte ſie an die vergangene Zeit und an ihren Vater, mit dem ſie oft als Kind in Julitagen dieſen Rundgang durch das Harzburger Geſtüt gemacht hatte. Aber heute zum erſtenmale lag in der Erinnerung an ihn nichts Wehmütiges mehr.

Wieder dann drückte ſie ſeine Hand und ſagte ganz leiſe: „Ich bin ſo glücklich, George, nun habe ich dich endlich einmal wieder. Du biſt auch glücklich? Ja?“

Ja, er war glücklich. Sie ſah ganz anders aus als früher, größer geworden, das Geſicht noch blaß, aber die Augen ſtrahlend. Er hatte ſie immer nur in dem grauen Kleid geſehen, wie es die anderen Mädchen im Hauſe der Generalin trugen, heute zum erſtenmal erſchien ihm Lena auch in der Kleidung als Dame.

Über den alten Schloßhof trat man unter der epheubewachſenen Mauer des Schloſſes in eine kleine Turmthür, ging eine ſteile Wendeltreppe empor und gelangte in die Zimmer und Säle, wo der Oberlandſtallmeiſter ſeine Gäſte willkommen hieß.

Da oben war es kühl in vollem Gegenſatze zu der Julihitze draußen auf den Wieſen.

Schwerin war ſchon anweſend und nahm George und Lena ſogleich in Beſchlag.

„Ich habe einen Platz reſerviert, kommt nur mit,“ und zwiſchen den mit Silbergeſchirr beladenen langen Tiſchreihen hindurch führte er ſie in das letzte kleine Zimmer.

„So, da werden wir ſpeiſen. Ich habe einen verteufelten Hunger, das iſt das Beſte, was man nach Harzburg mitbringt.“

Die Herren ließen ſich in bunter, ungezwungener Reihe an den Tiſchen nieder, — Reden, Lachen füllte die Zimmer, und die Lakaien aus dem herzoglichen Schloſſe zu Braunſchweig begannen die Schüſſeln umherzureichen.

„Fräulein Lena als die einzige Dame an den Ehrenplatz,“ ſagte der Oberlandſtallmeiſter, dann hob ſich Schwerin, der ſeine Serviette ſchon entfaltet hatte, ein wenig aus ſeinem Stuhl in die Höhe und ſtellte den übrigen Herren, die hier am „Honoratiorentiſche“ Platz genommen, George vor:

„Geſtatten die Herren: mein junger Freund, der Doktor Dufour, Se. Durchlaucht der Herzog von Sohrau, Herr v. Cleve, Se. Durchlaucht der Fürſt von Langenberg, Graf Bernſtorff, Oberſt v. Maſſow — und nun, meine Herren, geſegnete Mahlzeit.“

„Wo haſt du die letzte Zeit geſteckt, Schwerin?“ — fragte Maſſow, aber der Major brummte eine unverſtändliche Antwort: „Was trinkſt du, Lena, rot oder weiß —?“

Es war George, als ob er verirrt ſei, oder als ob er träume. Was bedeutete das alles? Niemand hatte ihn zu Tiſch geladen, und nun ſaß er hier, ſah vor und hinter ſich die Lakaien, hörte den Herrn, der als der Herzog von Sohrau bezeichnet war und links neben ihm ſaß, ihn irgend etwas fragen und hörte ſich antworten und hatte die Empfindung, daß alles ſich im Kreiſe zu drehen begann.

Es wurden Speiſen gebracht, die er nicht kannte, von denen er mechaniſch nahm, — man füllte die Gläſer vor ihm mit Wein, zuerſt mit gelbem, dann mit rotem, dann mit weißem, ſchließlich mit Champagner, — er trank, aß, — Schwerin ſtieß mit ihm an, — der Herzog hielt eine Art von Toaſt, in dem er davon ſprach, daß man Lena zwei Jahre nicht geſehen habe und ſie nun in aller Zukunft nicht wieder zu verlieren wünſche, — die Gläſer klirrten, man ſtieß mit Lena an, — aus allen Zimmern klang lautes Reden und Lachen, — George war nahe daran, die Haltung zu verlieren.

Aber mit der Zeit wurde er ruhiger. Er hatte zuerſt geglaubt, jeder hier müſſe ihn anſtarren wie einen Fremden, der ſich unerhörterweiſe in eine Geſellſchaft gedrängt habe. Aber nun ſah er, daß kein Menſch ihn beſonders beachtete, daß höchſtens dann und wann ſein Nachbar ein freundliches Wort mit ihm ſprach oder der Oberſt vis à vis ihn anredete:

„Sind Sie ſchon häufiger in Harzburg geweſen?“

„Haben die Jährlinge Ihnen gefallen? Welcher am beſten?“

„Werden Sie kaufen?“

Und langſam begriff er, daß alle die Anweſenden Gäſte des herzoglichen Geſtüts ſeien, daß ſie ohne weitere Einladung gekommen waren, und daß man dieſes fürſtliche Diner nur deshalb ſervierte, weil man von jedem einzelnen hoffte, daß er nachmittags an der großen Auktion der Vollblutpferde ſich aktiv beteiligen werde.

Man unterhielt ſich, man lachte lauter, die Stimmung wurde immer ungezwungener, niemand kümmerte ſich um den anderen; da plötzlich fühlte George, wie Lena ſeine Hand ſuchte und dieſe Hand drückte. Ganz leiſe ſagte ſie:

„George, ich bin ſo glücklich.“

Sie erhob ihr Glas, nickte ihm lächelnd zu und ſetzte es an die Lippen.

Dann fragte ſie nach Oldeslo, nach der Generalin und den Mädchen, von denen die meiſten nun wohl auch ſchon von Oldeslo fort waren. Sie begannen ihre Erinnerungen auszutauſchen, ſie rückten mit ihren Stühlen näher aneinander, und während ringsumher von den Pferden die Rede war, von „Savernake“ und den Vorzügen des „Stockwell-Blutes“, während Schwerin für „Chamant“ eine Lanze einlegte und dieſerhalb mit dem Herzog in einen ernſtlichen Streit geriet, — ſaßen Lena und George nebeneinander und vergaßen alles um ſich her.

Sie preßte ſeine Hand: „Du verſprichſt es mir, George, du kommſt nach Berlin,“ und als er zögerte, wurde ſie erregter: „Wenn du mich lieb haſt, George, kannſt du mich nicht länger allein laſſen. Du wirſt in Berlin ebenſo gut arbeiten wie zu Hauſe, oder vielleicht noch viel beſſer. Wir würden uns immer nur eine Stunde jeden Tag treffen, und wenn du die Stadt erſt kennſt, wirſt du nie wieder fort wollen.“

Er ſann vor ſich hin und antwortete nicht. Dann, ganz unvermittelt, ſchaute er auf: — — „Lena —?“

„Was?“

Er begann zu ſprechen mit einer halblauten Stimme. Ganz ruhig und ſo klar, daß er ſich ſelbſt darüber wunderte, ſetzte er ihr auseinander, daß für ſie und ihn ſelbſt die Entſcheidung nahe ſei.

„Wir müſſen wiſſen, was wir wollen, Lena. Wenn ich für uns beide eine Zukunft begründen ſoll, dann iſt jeder Tag verloren, an dem ich nicht geradeaus auf das Ziel losmarſchiere. Ich kann da nicht experimentieren, Lena, am allerwenigſten in Berlin, wo die jungen Ärzte verhungern. Eine ſichere Zukunft finden wir beide nur in Oldeslo. Wenn ich allein ſtände und für niemand zu ſorgen hätte, könnte ich gehen, wohin ich Luſt hätte, aber ſo — — —“

Lena ſaß in ihrem Stuhl zurückgelehnt, die Hände ineinander verſchränkt. Rings um ſie her die Kavaliere mit den großen Namen und reichſtem Beſitz — und neben ihr George, der von Sorgen redete und ſeiner kleinen dürftigen Zukunft.

Aber er ſprach weiter, mit dieſer Stimme, die ſie ſo lange nicht gehört und nach deren Klang ſie ſich geſehnt hatte. Seit ſie ihn heute wieder geſehen und dieſe Stimme gehört hatte, hielt der Zauber von einſt ihr Herz von neuem gefangen, ſtärker als je.

Nein, ſie würde nie mehr von ihm laſſen können, nie mehr glücklich ſein ohne ihn! —

Er erzählte, er malte mit warmen Farben die künftigen Tage ihres gemeinſamen Glücks, er erinnerte an die Sommertage im Hardisberge, — und da ſtieg vor ihr die vergangene ſchönſte Zeit wieder herauf, und wieder ſchimmerte um die kleine Stadt ein Glanz jener Märchenſtimmung, die ſie einſt ſelbſt gewebt hatte. Durch das geöffnete Fenſter ſah ſie die Harzberge, davor die grünen Wieſen. Das alles war in Oldeslo faſt ebenſo. Nichts von dem grauen Dunſt, der an heißen Abenden über Berlin lag, alles weite Natur, in die man, ſo oft Oldeslo zu klein und zu eng werden würde, hinausflüchten konnte. Sie rang mit einem Entſchluſſe, dann plötzlich beugte ſie ſich zu ihm hinüber: „George, du ſollſt nachgeben, denn — denn — ich will auch nachgeben. Komm nach Berlin, komm nur dieſes eine Jahr, weil ich dann, wenn es vorüber iſt — ich verſpreche es dir — weil ich dann alles thue, was du willſt, — und zu dir komme nach Oldeslo.“

Er fuhr auf: „Lena, iſt das wahr —?“

„Zu dir, George, — für immer.“

Schweratmend blickte ſie über die ſilberglänzenden Tafeln, auf dieſen Kreis Menſchen, in den ſie nach langer Trennung heute zum erſtenmal zurückgekehrt war, der ſie mit offenen Armen aufgenommen hatte, wie jemanden, der von Kindheit an zu ihm gehört hatte.

Beide hatte ſie heute wiedergefunden: George und die große, glänzende Welt, — einen von beiden konnte ſie nur feſthalten, einen von beiden mußte ſie wieder verlieren. Nun hatte ſie gewählt.

Aber als ſie das entſcheidende Wort geſprochen hatte, lief es einen Moment kalt über ſie hin, und ſie begann haſtig zu reden, als ob ſie das entflohene Wort halb wieder zurückholen, oder halb wenigſtens einſchränken wollte.

„Aber du ſollſt mir Zeit laſſen, George, zum allerwenigſten noch ein Jahr. Deine Mutter wird ohnehin keine Eile haben, mich zu empfangen.“

Bei dieſem Wort Mutter, das in allen ihren Briefen nie erwähnt worden war, glitt ein harter Zug um ihren Mund.

„Was ſagt ſie von mir? Hat ſie je wieder von mir geredet?“ Sie trank das Kelchglas mit einem Zuge leer und lehnte in ihren Stuhl zurück. Ohne George anzuſehen, die Augen irgend wohin über den Tiſch in die Ferne gerichtet, ſagte ſie:

„Ich bin kein Kind mehr, George, ich bin einmal zu deiner Mutter gekommen, ich komme kein zweites Mal. Dieſes zweite Mal wird ſie zu mir kommen. Oldeslo iſt nur klein, aber man braucht auch in Oldeslo nicht zu ſehen, wenn man nicht Luſt hat.“

— — „Es gibt kein größeres Hazardgeſchäft auf der Erde,“ ſagte Schwerin, „als Jährlinge zu kaufen.“ Und er erörterte dieſes für den Gaſtgeber ſehr glücklich gewählte Thema mit dem hitzigen Eifer, den er nur nach dem Genuß beträchtlicher Quantitäten Wein zu entwickeln pflegte.

George und Lena ſaßen ſchweigend, ſie hörten die hin und her gehenden Reden, aber ihre Gedanken waren weit entfernt.

Erſt nach einer langen Weile neigte ſich Lena wieder zu ihm. Ihre Stimme hatte den alten, weichen Klang: „Ich war zu heftig, George, verzeih.“ Und ſie begann auf ihn einzureden, innig, eindringlich: „Wenn du mich lieb haſt, George, dann beweiſe es auch, dann reiß dich ein Jahr los und komm nach Berlin, und zeig mir dies eine Mal, daß du auch für mich ein Opfer bringen kannſt.“ Sie ſchilderte in zärtlichen Worten: wie ſie zuſammen ſein und George das große Berlin mit allem Farbenglanz an ihrer Hand kennen lernen würde, dieſes ganze bunte Leben, das ſie ſpäter in Oldeslo nie wieder finden und auf das ſie dann für immer verzichten würden: „Wir ſind noch ſo jung, George, laß uns dieſes eine Jahr noch draußen bleiben.“

Die Sonne flimmerte über den Tiſchen, die Gläſer klangen, immer neu ſchenkten die Diener ein, — ganz nahe vor ſich ſah George die fragenden, bittenden Augen, und dann nickte er:

„Ja, ja, ich werde kommen.“

„Wann?“

„Bald.“

„Nein, wann? In der nächſten Woche! Verſprich es mir, George.“

— — Er verſprach es.

Einen Moment ſah er einen Schatten aufſteigen, der flehend die Arme nach ihm ausbreitete: ‚Thu es nicht, George, bleib bei mir! Du brichſt mir das Herz und dir ſelbſt —‘

Aber er fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, als ob er etwas fortwiſche, und in ſein Ohr drangen Lenas dankbare Worte.

— — Ein Stuhlrücken. Der Oberlandſtallmeiſter hatte ſich erhoben: „Wenn es Ihnen recht iſt, meine Herren, gehen wir in den Garten.“

In dem Gedränge der aufbrechenden und hinausgehenden Geſellſchaft lehnte ſich Lena dicht an George: „George, wir werden ſo glücklich ſein.“

Im großen Halbkreis ſaß man unter den alten Bäumen des Schloßhofes, die Diener reichten den Kaffee, — nun begann die Auktion, deren wenige Stunden Aufſchluß darüber geben ſollten, ob das große herzogliche Vollblutgeſtüt mit ſeiner jüngſten Aufzucht nach Anſicht der Fachleute immer noch auf der alten glänzenden Höhe ſtand.

Schwerin ſaß in der vorderſten Reihe, faſt ganz in der Mitte, neben ihm Lena, während George in der Reihe hinter ihnen Platz gefunden hatte.

Die Jährlinge wurden einzeln vorgeführt, das Pedigree verleſen, und dann nahmen die Gebote ihren Anfang, mit 50 Doppelkronen beginnend und in Abſätzen von mindeſtens 5 Doppelkronen aufwärts ſteigend.

Der „Rapina“-Hengſt war einer der erſten, der in den Ring geführt wurde, um zehn Minuten ſpäter mit dem auch für Harzburger Verhältniſſe immenſen Zuſchlag von 20000 Mark in den Beſitz des Herzogs von Sohrau überzugehen.

„Du hätteſt ihn kaufen ſollen, Onkel Schwerin,“ ſagte Lena; aber er lachte und zündete eine ſeiner großen Havannacigarren an: „Wenn man ſechzig Jahre alt iſt, kauft man keine Gäule mehr, meine liebe Lena.“

„Aber wenn man ſiebzehn iſt.“

Er ſah ſie etwas erſtaunt an: „Du möchteſt wohl Pferde kaufen, kleine Lena? Was? Das wäre ein netter Spaß.“

Sie antwortete nicht, aber ein ſonderbarer Gedanke war ihr durch den Kopf gegangen. Nun ſaß ſie leicht vornüber geneigt, das rechte Bein über das linke geſchlagen, den einen Arm auf das Knie geſtützt und das Kinn leicht auf die Hand gelehnt. Mit großen aufmerkſamen Augen ſah ſie die Jährlinge einen nach dem andern in den Ring kommen, im Schritt und Trab vorbeigehen, ſie muſterte die Linien der Tiere, und immer durchkreuzte dieſer ſelbe Gedanke ihren Kopf.

Plötzlich wandte ſie ſich um zu George:

„Gib acht.“

„Was?“

„Das Pferd da! Erinnerſt du dich?“

Er blickte nach dem Pferde, das an der Hand des Stallburſchen hereingeführt wurde, und wußte nicht, was Lena meinte.

„Erinnerſt du dich nicht?“

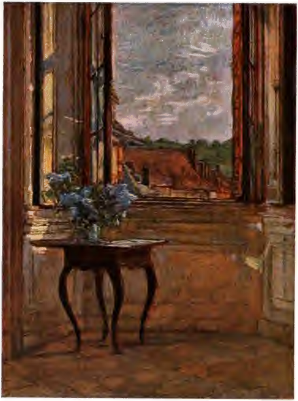
„Nein. Was denn? Ich weiß nicht.“

„Es iſt die Stute, die wir ganz zuerſt ſahen, vorhin, heute morgen, erinnerſt du dich nicht?“

Er betrachtete das Pferd, das jetzt nahe vorbei geführt wurde, und wunderte ſich über Lenas Gedächtnis. Vielleicht war es wirklich die ſchöne Stute, die ſie ganz zuerſt heute vormittag geſehen und der Lena das Büſchel Gras gereicht hatte. Aber ſchließlich ſchienen alle dieſe Tiere einander zum Verwechſeln ähnlich, und er begriff nicht, wie Lena imſtande war, aus den zwei Dutzend juſt das eine herauszufinden.

Flüſternd, als ob es ſich um ein Geheimnis handle, das ſie nicht laut erörtern

Aus unserer Bildermappe:



Interieur aus Schloß Bruchſal. Nach dem Ölgemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

dürfe, beugte ſie ſich zu ihm rückwärts: „Sieh ſie dir an, genau. Ich habe im Leben keinen beſſer gemachten Jährling geſehen. Sie iſt etwas überbaut, das ſieht jeder, aber das ſchadet nichts. Erſtens gleicht ſich das aus, wenn ſie wächſt und dann —“

Die Stute begann vorbei zu traben, und Lena war ſo erregt, daß ſie auf George nicht mehr achtete, ſondern ſich weit vorbeugte, um keine der Bewegungen des Tieres aus den Augen zu verlieren.

„Fuchsſtute von Savernake a. d. Maid of Killarney v. Roſicrucian a. d. Kenegie v. Albert Edward,“ rief der Auktionator, und als die erſten paar Sekunden niemand auf die Stute reflektieren zu wollen ſchien, begannen plötzlich die Gebote von allen Seiten ſo raſch zu folgen, daß der Auktionator Mühe hatte, das jeweilig höchſte Gebot heraus zu finden.

„200 — — 250 — — 270 — — 300 — — 305 — — 350 — —“

Man war erſtaunt. Niemand hatte bei dem Rundgang am Vormittage und niemand nachher bei dem Diner von der Killarneyſtute viel Weſens gemacht. Nun ſahen ſich die einzelnen Bieter überraſcht an, wie die Auguren.

„350 Doppelkronen zum erſten,“ rief der Auktionator, „350 Doppelkronen zum zweiten, — niemand mehr?“

Eine helle Stimme aus der Mitte des Kreiſes antwortete: „360!“

Aller Augen wandten ſich erſtaunt um, das Geſicht des Auktionators ſelbſt nahm einen verblüfften Ausdruck an, und wie von der Tarantel geſtochen, drehte ſich Schwerin zu Lena:

„Biſt du toll, Lena?“

Sie wollte etwas entgegnen, aber im ſelben Augenblicke ertönte aus der fernſten Ecke ein neuer Ruf: „370!“

„380,“ ſagte Lena.

Schwerin ſtotterte ein paar Worte, er kam zu keinem zuſammenhängenden Satze, und nun begann dieſes Duell, dem man bei derartigen Gelegenheiten ſo oft beiwohnt, dem man immer mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit folgt, das aber vielleicht niemals eine ſolche Senſation hervorgerufen hatte wie in dieſen wenigen Minuten.

„390,“ ſagte eine Stimme im Hintergrund, und kaltblütig, das Geſicht etwas blaß geworden, aber ſo ruhig wie kein Menſch auf dem ganzen Platze, ſagte Lena: „400!“

George ſaß ſtumm. Er verſtand den Vorgang nicht recht, aus den Zwiſchenrufen vor und hinter ihm und Schwerins ſteigender nervöſer Erregung begriff er indeſſen, daß da irgend etwas Merkwürdiges vor ſich ging.

Der Major neigte ſich ganz dicht zu Lena, mit gedämpfter Stimme, die vor Überraſchung nnd Zorn zitterte, ſagte er: „Du hörſt auf! Das ſind keine Spielereien mehr! Wer ſoll das Pferd bezahlen?! Etwa du?!“

Sie blickte ihn gleichgültig an: „Ja, ich.“

Es ging ihm wirr durch den Kopf: ‚Mach ihr die Sache klar. Daß die 50000 Mark, die du für ſie deponiert haſt, im Grunde genommen ihr gar nicht gehören. Daß ſie dein eigenes Geld ſind, das du ihr — ja, zum Kuckuck was denn — gutgeſchrieben oder — ja — geſchenkt haſt. Von dem du ihr nur vorgeredet haſt, daß es aus ihres Vaters Erbſchaft ſtamme, daß dieſes Geld ihr freilich gehören ſoll, aber zum Teufel nicht zu ſolchen Verrücktheiten!‘

Er ſetzte an, er brachte ein paar unzuſammenhängende Worte hervor, aber wie ließ ſich dieſe ganze lange Geſchichte auseinanderſetzen?! Während alle Nachbarn ihre Köpfe herüberbeugten und auf Lena ſahen und jedes Wort hören mußten?! Eine Auseinanderſetzung, zu der man drei Stunden nötig hatte, aber nicht drei Minuten, — die man nicht im Flüſtertone abmachen konnte und die Lena unmöglich klar werden würde, ſolange die verdammte Stimme im Hintergrunde und die brüllenden Ausrufe des Auktionators Lena fortwährend weiter hetzten.

„450!“ rief die Stimme, und „460!“ ſagte Lena.

Wie mit einer Eiſenklammer griff Schwerin um Lenas Handgelenk: „Du hörſt auf!!“ — aber ſie ſah ihn mit einem erſt erſtaunten und dann kalten Blicke an: „Laß los, du thuſt mir weh.“

„490!“ rief es im Hintergrund, — eine unerklärliche Angſt legte ſich um Georges Herz. Er beugte ſich dicht zu Lena vor:

„Hör' auf, Lena, ich bitte dich!“ — und Schwerin, dieſen einzigen Bundesgenoſſen in der höchſten Not findend, ergriff noch einmal Lenas Hand: „Du hörſt es, er bittet dich auch!“

„500!“ ſagte Lena.

Ein Händeklatſchen den ganzen Halbkreis entlang.

„500 Doppelkronen zum erſten,“ rief der Mann auf der Auktionatortribüne, „500 Doppelkronen zum zweiten — niemand mehr? —“ dann hob er bedächtig, noch ein wenig wartend, ſeinen Hammer und ließ ihn langſam niederfallen: „500 Doppelkronen zum dritten und letzten. 10000 Mark.“

„Bravo, bravo!“ rief irgend jemand, und „bravo, bravo!“ ging es im Widerhall über den Platz.

Die Stute, vielleicht etwas erſchreckt, wieherte auf, — dann kam mit ſeinen langen, bedächtigen Schritten der alte Herzog von Sohrau in die Mitte auf Lena zu:

„Meine Herren! Wir haben wieder eine

Sport-Lady im Lande! Noch dazu die allerjüngſte auf dem Kontinent! Meine Herren, ein Bravo für unſere jüngſte Sport-Lady!“

Jeder war aufgeſprungen, jeder drängte heran, die ganze Auktion war für Minuten unterbrochen.

Und inmitten dieſes Kreiſes ſtand neben dem Mädchen Schwerin mit einem unglücklichen Geſichte, das zu lächeln verſuchte; denn der Herzog ſchlug ihm auf die Schulter: „Bravo auch für dich, alter Schwerin! Lena ſoll ſich bei dir bedanken. Wer einen ſolchen Lehrmeiſter wie Schwerin hat, muß auch als Mädel auf dem Turf was gelernt haben!“

George ſah Lena nicht mehr. Sie ſtand zwiſchen den um ſie herdrängenden Herren die alle aufgeregt lachten, redeten, gratulierten, er ſelbſt ſtand abſeits und das Gefühl durchzuckte ihn: ‚ſie gehört dir nicht mehr. Sie wird dir nie mehr gehören!‘

„Wie ſoll die kleine Stute heißen, Lena?“ fragte der Herzog. „Wir wollen ſie taufen, ſofort. Sie muß den ſchönſten Namen bekommen.“

Lena ſchaute einen Moment in die blaue Luft, als wollte ſie einen Namen da oben irgendwo herholen, dann ging ein Lachen um ihren Mund:

„Sie ſoll meinen eigenen Namen haben, Durchlaucht.“

„Welchen —?“

„Lena S.“

„Lena — —?“

„Lena S.“

„Lena S. Bravo!“ — Er ſchüttelte ihre Hände.

Und „Lena S.! Bravo!“ ging es durch den ganzen Kreis. Nur Lena S. konnte die ſchlanke kleine Stute heißen, ſelbſtverſtändlich! Nur Lena S.! Wenn man den ſchönſten Namen für ſie haben wollte, ſo hatte Lena ihn ſelbſt gefunden!

Alle Welt war über die Epiſode entzückt, enthuſiasmiert. In das etwas alltägliche und eintönige Getriebe des Rennſports war plötzlich etwas hineingekommen von Jugend, von Schönheit, ein aufſteigender Funke von Poeſie, — ſie drängten um das Mädchen, — und Herren, die Lena nie gekannt oder nur flüchtig geſehen hatten, ſchüttelten ihre Hände, wie jeder Lenas Hände ſchüttelte. — —

Erſt nach geraumer Weile nahm die Auktion ihren Fortgang. Wieder ſaß Schwerin in der Mitte und George hinter ihm, aber Lena war fort.

„Ich will mir das Pferd anſehen,“ hatte ſie geſagt, und Schwerin, verdroſſen und auf das tiefſte verſtimmt, hatte ihr ſeine Begleitung nicht angeboten.

Er hörte und ſah nichts mehr von der Auktion, ſeine Cigarre war erloſchen. Einen ſolchen Streich hatte man ihm in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſpielt. Als er aber anfing ruhiger darüber nachzudenken, ſagte er ſich: ‚Im Grunde genommen haſt du die Sache ſelbſt verſchuldet. Hätteſt du Lena von vornherein klaren Wein eingeſchenkt, ſo hätte ſie nie auf dieſe Idee kommen können.‘

Es fiel ihm auch ein, daß er in ſeiner Eigenſchaft als Vormund den Kauf für null und nichtig erklären könne, aber natürlich war daran nicht zu denken. Seine Bekannten und Freunde würden ein Donnerwetter über ihn entladen, und es würden daraufhin ſo viele Weiterungen, langwierige Auseinanderſetzungen und ein ſolcher Hagel von Mißbilligung folgen, daß — — nein, unmöglich! Und als er eine Weile ſpäter noch ruhiger geworden war, ging ein Lächeln über ſein gutmütiges Geſicht: aus dieſer kleinen Lena war trotz Oldeslo und der Wohnung am Nollendorfplatze, trotz der Generalin und Frau v. Pauly ein ganzes Mädchen geworden, das ſeinen eigenen Willen hatte und ſeinen eigenen Weg finden würde.

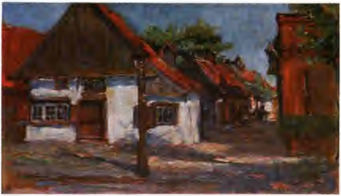
‚Ja, ſie wird ihren eigenen Weg finden,‘ ſagte er vor ſich hin, aber dann zog wieder ein Schatten über ſein Geſicht: ‚Was wird das für ein Weg ſein?!‘

— — Der Lärm verklang hinter Lena immer ferner. Nun ging ſie um das Schloß herum in der Richtung nach den Geſtütsſtällen. Es war alles ganz ſtill, niemand zu ſehen — jeder aus Haus und Hof, der nicht ſonſtwie beſchäftigt war, ſtand drüben als neugieriger Zuſchauer bei dem Verkauf der Jährlinge.

Als ſie über den Hof ſchritt, traf ſie den alten engliſchen Geſtütsmeiſter, der einen Stalljungen herbeipfiff und eben Ordre gab, ein neues Pferd zur Auktion hinauszuführen.

„Ich möchte die Killarneyſtute ſehen,“ ſagte ſie, „ich habe das Pferd gekauft, ich

Aus unſerer Bildermappe:



Straße in Travemünde. Nach dem Ölgemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

möchte es noch einmal beſichtigen. Wo iſt der Stall?"

Er griff an den Hut und ſie fügte hinzu, um ſich zu legitimieren: „Mein Name iſt Stennsberg — Lena Stennsberg."

„O ich kenne," ſagte er, „ich habe Fräulein oft geſehen, ſchon als ſie noch ſo klein war, als Fräulein herkam jedes Jahr mit dem Papa."

Sie gab ihm die Hand und lächelte: „Habe ich einen guten Kauf gemacht?"

Er dämpfte ſeine Stimme, als ob es ſich immer noch um ein Geheimnis handle: „Sie iſt the beſt von allen, kein Pferd in in Harzburg beſſer. Sie wird mehr Rennen gewinnen als die zwanzig andern."

Er gab einem Stalljungen ſeine Ordre und begleitete Lena ſelbſt durch die weitläufigen Gebäude bis zu dem Stalle. Dann bot er ihr ſeine harte ſchwielige Hand noch einmal: „Ich wünſche viel Glück, Miß Stennsberg. The little filly ſoll winnen das Derby, ſoll winnen alle großen Rennen. She is a very fine Galoppierer, und Sie wiſſen, Miß Stennsberg, the little horſes ſind oft die beſt."

Dann ging er, und Lena war allein. Die langgeſtreckte Wieſe, die der Killarneyſtute als Tummelplatz gedient hatte, und die ſie nun bald vertauſchen würde mit der Galoppierbahn bei Berlin, lag ganz ſtill in der Nachmittagsſonne. Von dem Pferde war nichts zu ſehen, aber als Lena in die offene Thür des Stalles trat, blickten die großen ſchwarzen Augen aus der Dunkelheit ihr entgegen. Die Stute ſtand ganz frei ohne Halfter, — Lena ging ohne eine Spur von Aengſtlichkeit nahe zu ihr heran, und ohne zu erſchrecken, beugte das Pferd ſeinen ſchmalen Kopf vorwärts und kam ihr einen Schritt entgegen.

Lena zog die Handſchuhe ab und ſtreichelte zärtlich den Kopf und die Mähne:

‚Lena S.,' ſie lächelte. ‚Lena S.,' wie ſich das ſeltſam anhörte, ihr eigener Name, — und ſie nahm von neuem den Kopf der Stute und zog ihn zu ſich nieder und liebkoſte ihn:

‚Lena S. Wir werden gute Freunde werden. Du ſollſt flinker ſein als alle anderen, wir werden beide in die große Welt hinauskommen, weit hinaus, vielleicht ſogar übers Meer, und ſie ſollen alle dir zujubeln und mir zujubeln: Lena S.!'

Man vernahm keinen Laut, nicht einmal das Zirpen der Grillen, das über die Wieſe tönte.

Ein Traum ging über Lena hin: wie

dieſes Pferd, das ihren Namen trug, Siege an Sieg draußen reihen werde, ſie reich machen, und für George und ſie ſelbſt — — — wenn das möglich wäre! Wenn Lena das Glück erkämpfen und George und ſich ſelbſt vor dieſem drohenden Schickſal bewahren könnte, wenn ſie beide ſich nicht mehr ſorgen müßten und aller Zwang aufhörte! Wenn ſie mit Siegen und Erfolgen George den Boden ebnen würde, daß er nie mehr um der kümmerlichen Sorge willen in die kleine Stadt zurückzukehren brauchte und neben ihr, mit ihr, in der großen Welt leben könnte!!

Das alte Spielerblut, dieſe einzige Erbſchaft ihres Vaters, war in ihr erwacht, lebendig geworden: das Glück erzwingen! Nicht warten, bis es ſpät einmal herbeikommt, ſondern es ſelbſt heranziehen, mit dem Glücke kämpfen und das Glück beſiegen!

Die Sonnenlichter, die durch die offene Thür hereinzitterten, verſchwanden plötzlich, — ein dunkler Schatten war in die Thür getreten. Sie blickte ſich um, aber ſie erkannte nicht recht, wer der Fremde ſei. Dann zuckte ſie leicht zuſammen: Szatek!

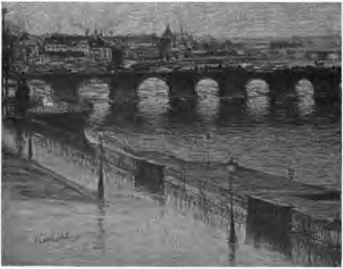
Er ſchien mit den Augen zu ſuchen, er kam aus dem grellen Lichte draußen und fand ſich nicht zurecht.

„Fräulein Lena,“ ſagte er, — dann trat er einen Schritt vorwärts. „Ich wünſche Ihnen Glück, Fräulein Lena. Sie haben das beſte Pferd gekauft, das heute zu haben war. Wir haben da vorhin einen zähen Kampf ausgefochten, wir beiden.“

Sie antwortete nicht gleich. An dem ganzen Vormittage hatte ſie um ſich geſpäht mit einem Gefühl von Angſt: war Szatek nicht da? — aber ſie hatte ihn nicht geſehen, und ſie hatte aufgeatmet.

Nun erinnerte ſie ſich jener Stimme, die aus dem Hintergrunde des Kreiſes gegen ſie auf die Killarneyſtute geboten hatte. Dieſer Stimme, die trotz der kurzen Zahlenausrufe ihr bekannt erſchienen war, aber von

Aus unserer Bildermappe:



Die Auguſtusbrücke zu Dresden. Nach einer farbigen Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl.

der ſie nicht gewußt hatte und ſich nicht hatte beſinnen können, wem ſie gehörte.

„Ich würde keinem anderen die Stute gelaſſen haben,“ ſagte er, „nicht für 500 Doppelkronen und nicht für 1000, und nicht für noch mehr. Ihnen habe ich ſie gelaſſen, Fräulein Lena.“

Eine Zornröte ſtieg ihr zu Geſicht, aber ſie biß ſich auf die Lippen, und indem ſie den linken Handſchuh über die Hand ſtreifte, wollte ſie an ihm vorübergehen.

Er wich ihr nicht aus.

„Machen Sie Platz,“ ſagte ſie.

„Wir haben uns zwei Jahre lang nicht geſehen, Fräulein Lena, aber Sie haben nicht vergeſſen, was ich Ihnen damals geſagt habe. Ich habe auf Sie gewartet, Lena, ich komme heute, mir meine Antwort zu holen.“

„Machen Sie Platz,“ ſagte ſie.

Sein Ton veränderte ſich, er wurde weich, faſt flehend. Er begann alles wieder zu ſagen wie damals, ihr aufzuzählen, was er ihr bieten konnte, einen der größten Beſitze Europas, eine Stellung in der Welt, die nur von der einer Fürſtin überboten werden konnte.

„Ich lege Ihnen alles zu Füßen, Lena, alles, und mich ſelbſt.“

„Machen Sie Platz,“ ſagte ſie.

Mit einer faſt rohen Bewegung ſtemmte er beide Hände gegen die Thürpfoſten, ſo daß er den Eingang breit verſperrte, ſeine Stimme nahm einen heiſeren Klang an:

„Sie ſtehen allein, Fräulein Lena. Sie beſitzen nichts. Ihre Zukunft ruht auf der Gnade des Herrn v. Schwerin, oder wenn Sie ſo wollen“ — er lachte — „auf den vier Füßen dieſes Gauls.“ Dann ſchlug ſeine Stimme um in eine erregte Leidenſchaft: „Machen Sie mich nicht unglücklich, Lena! Ich habe auf Sie gewartet, ich habe mich jede Stunde nach Ihnen geſehnt, ich habe dieſes Leben nur ertragen, weil Sie wiederkommen würden. Weil Sie dann kein Kind mehr ſein würden und wiſſen, was es heißt, wenn ich — wenn, — wenn ich Ihnen ſage, Lena, daß ich Sie liebe, wie ich nie einen Menſchen geliebt habe!“

Sie hatte auch den rechten Handſchuh über die Hand gezogen. Nun richtete ſie ſich plötzlich auf:

„Laſſen Sie mich gehen.“

Er ſelbſt ſtand im Schatten, auf Lena fiel das Licht durch die Thüröffnung groß und grell, unwillkürlich wich er vor ihrem Blick beiſeite.

Aber in dem Augenblick, als ſie an ihm vorüberſchritt und den Eingang bereits gewonnen hatte, riß er ſie in einem Ausbruch verzweifelter Leidenſchaft rückwärts.

Mit erſticktem Aufſchrei ſuchte ſie ſich frei zu machen, dann fühlte ſie ſeine Küſſe, die in wilder Glut ihr den Atem nahmen.

— — — — — — — — — — —

Sie ſchritt über den Raſen, beſinnungslos geradeaus. Die Wieſe endete, eine hohe Hecke verſperrte das Weitergehen, und nirgends war ein Ausgang. So ging ſie zurück in einer Angſt, die ihr die Kehle zuſchnürte, und wieder zurück, ganz dicht an der niedrigen einzigen Thür vorbei, ohne ſie zu ſehen, wie blind.

Immer Szatek neben ihr.

Seine Stimme war tonlos geworden:

„Vergeben Sie mir, Lena. Ich war wahnſinnig, — ich — es gibt ein Verhängnis, dem niemand entrinnt.“

Hoch oben über den Wieſen zwitſcherte eine Lerche, ſonſt war alles ringsum ſtill.

Als ſie zum zweitenmal an der Thür vorbeikamen, ſah Lena die niedrige Pforte und ging haſtig darauf zu.

Nun ſchritt ſie über den Hof, eine Weile ging Szatek noch neben ihr.

„Sagen Sie nur das eine Wort, Lena, daß Sie mir verzeihen.“

Und als ſie immer ſchwieg, das Geſicht geradeaus gerichtet in der bebenden Angſt, ſie könne den Weg verfehlen und neben ihm weiter gehen müſſen, nahmen ſeine Mienen wieder den leidenſchaftlichen, wilden Ausdruck an:

„Mag kommen, was will, Lena, ich laſſe Sie keinem anderen! Ich kann ohne Sie nicht leben! Ich wüßte nicht, was ich thäte!“

— Dann blieb er langſam zurück. Seine Schritte verhallten auf den Pflaſterſteinen des Hofes hinter ihr.

Sie ſtrich mit den Händen über Augen und Geſicht und ſah ſich um:

Ja, das war Harzburg, — ganz recht. Da ſtand noch der Leiterwagen im Hof — vielleicht war es derſelbe wie damals — auf dem ſie als kleines Mädchen entzückt hin- und hergeklettert war, während die Herren drinnen in den Ställen die Pferde beſichtigten.

Von den Steinſtufen der Treppe war ſie heruntergeſprungen, ganz allein, immer wieder, vielleicht eine Stunde lang, — erſt von zwei Stufen, dann von drei, dann von vier, — bis ſie aufgeregt, ſtolz, ganz glücklich ihren Vater herbeigeholt hatte:

„Papa, ich ſpringe fünf Stufen herunter!“

— Sie wunderte ſich nicht über dieſe gleichgültigen, nichtsſagenden Erinnerungen — ihr Blick ging leer nach beiden Seiten.

— — — — — — — — — — —

9. Kapitel.

Die Fahrt nach Harzburg blieb Schwerins letzte Reiſe. Es dauerte noch eine geraume Weile von Jahren, ehe er die große und allerletzte Reiſe antrat, — in dieſem irdiſchen Jammerthal aber gab der Major Kutſchern, Eiſenbahnen und allen Leuten, die ſich mit der Beförderung von Paſſagieren beſchäftigen, nie mehr etwas zu verdienen.

Als er im Laufe des Herbſtes im Klub nicht mehr erſchien, und als der Winter ins Land zog und Schwerin immer noch unſichtbar blieb, kam eines Tages der Herzog ſelbſt mit dem grün gekleideten Jäger auf dem Bock am Nollendorfplatz vorgefahren, um ſich nach dem Major zu erkundigen. Er war betrübt, den Freund in einem Zuſtande anzutreffen, der Schwerins Klub-Mitgliedſchaft für alle Zukunft nur noch als leere Formel erſcheinen ließ, — er verabſäumte es nicht, im Laufe des Winters und Frühjahrs noch einigemal ſich perſönlich nach des Majors ‚Wohlergehen‘ zu erkundigen, — aber derartige Beſuche werden, wie die Erfahrung lehrt, immer ſpärlicher, bis ſie eines Tages ganz aufhören und die Leute anfangen, den Mann im Hintergrunde zu vergeſſen. Wenn ſie nach einer Reihe von Jahren in den Zeitungen leſen, daß der alte Freund geſtorben ſei, machen ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ihn ſo lange vernachläſſigten, und reden ſich ein, ſie hätten geglaubt, er ſei ſchon lange aus dem großen Regiſter der Lebenden geſtrichen.

Der einzige, der in dem ganzen langen Jahre Schwerins Einſamkeit teilte, war George. Er kam freilich in erſter Linie um Lenas willen, aber der Major hatte doch den Vorteil davon, und als es im Laufe des Jahres um den alten Herrn einſamer wurde, ſaß Schwerin mittags bisweilen mit der Uhr in der Hand und wurde ungeduldig, wenn George ſich verſpätete.

An dem Sommertage, an dem ‚Lena S.‘ gegen die zweijährigen Altersgenoſſen draußen in Hoppegarten ihr erſtes, von Lena mit fieberhafter Spannung erwartetes Rennen beſtreiten ſollte, kam George ſchon zeitig vormittags, um Lena und Frau v. Pauly abzuholen. Aber er traf ſie nicht mehr zu Hauſe.

„Und wenn du eine Stunde eher gekommen wärſt,“ ſagte Schwerin, „ſo würdeſt du ſie auch nicht mehr vorgefunden haben. Die beiden Frauenzimmer waren nicht mehr im Hauſe zu halten. Du wirſt ſie draußen auf der Rennbahn treffen. Setz dich, mein Junge, du haſt noch Zeit.“

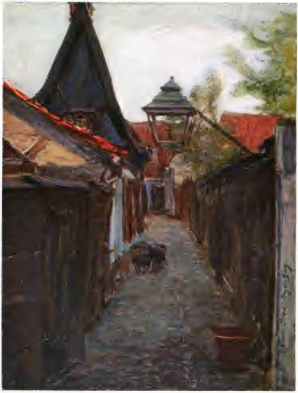
Er nannte ihn ‚du‘, und wenn zwiſchen zwei Menſchen von ſo verſchiedenem Alter noch von Freundſchaft die Rede ſein konnte, ſo waren die beiden in ihrer Art wirkliche Freunde geworden:

„Nimm eine Cigarre, mein Junge, nicht die, — die, — die auch nicht, nimm eine von dieſen.“

Er hatte einen kleinen Berg von Cigarrenkiſten um ſeinen Lehnſeſſel aufgeſtapelt, flache, breite Kiſten, in denen alle großen Sorten von ‚Garcia‘, ‚Clay‘ ꝛc. zu finden waren. Das war jetzt ſein einziger Luxus. Man hatte ihm ungefähr alles verboten, was dem Major vierzig Jahre hindurch das Leben ſchön und angenehm geſtaltet hatte, und vielleicht war es nur ein Zufall, daß der Doktor in die Liſte verbotener Genüſſe nicht auch die Cigarren einbezogen hatte. Die dunklen ſchweren Tabake konnten ihm unmöglich zuträglich ſein, aber mit einer peinlichen Angſt vermied es Schwerin, jemals dem Doktor gegenüber die Cigarrenfrage zu berühren. Es war höchſt wahrſcheinlich, daß bei der leiſeſten Andeutung ihm auch dieſer Genuß entzogen werden würde, und ſo wurde der Doktor ſtets in dem friſch ausgelüfteten Wohnzimmer empfangen, wo nichts an die ungeheuren Rauchwolken erinnerte, die jenſeits der Thür Schwerins Zimmer füllten.

„Rauch die Cigarre nicht zu Ende, mein Junge,“ ſagte er, „die erſte Hälfte iſt immer die beſte, nimm jetzt dieſe,“ und George,

Aus unserer Bildermappe:



Meyers Gang in Lübeck. Nach dem Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

der wußte, daß er mit einem beſcheidenen Widerſpruch den Major ärgern würde, ließ ſich den Wechſel gefallen.

Sie ſprachen ein paar Worte, dann ſaßen ſie ſtumm nebeneinander und rauchten. So ging es immer. Eine Weile ſuchten beide das Geſpräch im Gange zu halten, dann ſchlief es ein, ohne daß ſie ſich beſondere Mühe gaben, es neu zu beginnen. Es lag ein Behagen über dieſen verrauchten, verträumten Stunden, zum wenigſten für Schwerin.

Er ſah heimlich nach der Uhr und dachte: ‚Es wäre jetzt Zeit, daß der Junge aufbräche, er kommt ſchließlich noch zu ſpät zum Rennen, und Lena wäre außer ſich,‘ — aber in ſeinem Egoismus gab er dieſem Gedanken eine Stunde und länger keinen

Digitized by Google

Ausdruck. Bis er ſchließlich doch ſagte: „Es wird Zeit, mein Sohn, du mußt gehen.“

Aber George ging nicht. Er hatte immer in ſeinem Weſen etwas Schwerfälliges gehabt, etwas Unentſchloſſenes, — das trat jetzt ſtärker hervor denn je. Die große Stadt, in der er nun ſeit einem Jahre lebte, hatte ſein Blut nicht leichtflüſſiger gemacht, und das kam nie ſo deutlich zum Ausdruck, als in dieſen langen Stunden bei Schwerin, wo er in den Seſſel zurückgelehnt ſaß, bisweilen ein paar Worte mit dem Major wechſelte, bisweilen eine neue Cigarre nahm und dann wieder vor ſich hin dämmerte.

Zwei- oder dreimal war er mit Lena draußen beim Rennen geweſen, er hatte ſich Mühe gegeben, ihren Auseinanderſetzungen zu folgen, ein Intereſſe zu zeigen, aber das alles ließ ihn im Grunde genommen gleichgültig. In dieſem buntfarbigen Getriebe, in dem Lena jedesmal aufglänzte und aufblühte, ging er teilnahmslos, ohne Verſtändnis.

Schließlich wurde Schwerin beſorgt: „Es iſt die höchſte Zeit, mein Junge, es geht nicht länger, du mußt fort.“

Er nahm eine Fauſt voll der großen ‚Garcias‘ aus der Kiſte und ſchob ſie ihm in die Hand: „Da nimm mit,“ als ob dieſe Cigarren für George auf der Fahrt zum Rennen eine Art Troſt- und Beruhigungsmittel ſein würden.

So ging George.

Er kam zu dem Extrazuge zu ſpät und mußte faſt eine Stunde warten, bis der Vorortzug eintraf, mit dem er hinausfahren konnte. Als er endlich anlangte, waren die erſten zwei Rennen bereits vorüber.

Er traf Lena neben Frau v. Pauly in der Loge auf der Tribüne. Er entſchuldigte ſich: „Verzeih, Lena, daß es ſo ſpät geworden iſt, ich hatte, — ich kam zu ſpät zu dem Zuge.“

Sie gab ihm ihre kleine Hand: „Du wirſt immer zu ſpät kommen, George. Das wird nie anders werden,“ aber ſie war nicht böſe, ſie lachte nur, dann beugte ſie ſich wieder vor über die Brüſtung, um mit Frau v. Roſtotſchin und den anderen Damen, die ſich vor der Loge drängten, zu plaudern. Immer neue Damen und Herren kamen vorbei und hielten einen Moment an, um ein paar Fragen auszutauſchen:

„Wird ‚Lena S.‘ gewinnen? Wer reitet ſie?“

Und Lena aufgeregt, allen antwortend, mit allen lachend, hatte zahlloſe Händedrücke zu wechſeln.

Es war ihr großer Tag.

„Lenas Debut,“ ſagte der Herzog.

George ſaß auf dem Stuhl hinter den beiden Damen, er neigte ſich vor und gab ſich Mühe, mit den anderen zu lachen, wenigſtens den Anſchein zu erwecken, als ſei er bei der Sache und höre aufmerkſam zu.

Der Herzog hielt eine Rede, einen förmlichen Vortrag:

„Meine Damen, denken Sie an die Ducheß of Montroſe, die mit ſiebzig Jahren noch einen der größten Rennſtälle Englands beſaß! Sie war jeden Morgen im Stall, in hohen Schaftſtiefeln, mein Wort darauf, ich habe ſie ſelbſt in Newmarket auf ihrem Pony geſehen, — oder denken Sie an die Königin von Neapel, deren Pferde voriges Jahr in Baden-Baden die großen Rennen gewannen! Meine Damen! Das ſind Vorbilder, denen little Lena nacheifert!“

Alle Welt war darüber einig, daß ‚Lena S.‘ das Rennen gewinnen werde. Die Trainer ſchworen darauf, die Sportzeitungen gleichfalls, und als die Schar der Damen und Herren vor der Loge ſich einen Augenblick gelichtet hatte, beugte ſich Lena rückwärts zu George: „Stell dir vor, George, ſie haben mir vorhin 25 000 Mark für die Stute geboten! Aber natürlich, ich habe nicht angenommen,“ — und ganz glücklich preßte ſie ſeine Hand: „Mach doch ein heiteres Geſicht, George. Heute begründen wir beide unſer Glück!“

Er neſtelte an ſeinem Rock und holte aus der Taſche ein Papier hervor:

„Da iſt ein Brief für dich, Lena.“

Etwas erſtaunt, neugierig lächelnd ſah ſie auf ſeine Hand: „Was für ein Brief?“

„Da.“

Sie nahm den Brief und las die Überſchrift, dann flog ein Schatten über ihr Geſicht:

„Von deiner Mutter — —?“

„Ja.“

Sie faltete den langen dünnen Briefbogen auseinander und begann zu leſen:

„Meine liebe Lena! Ich will Dich ſo nennen, obwohl ich Dir noch nie geſchrieben und Dich noch nie ſo genannt habe. Es iſt jetzt ein Jahr her, daß George von mir fort iſt: Du haſt ihn mitgenommen — — Er ſagte damals, als er ging: es ſei nur für ein Jahr und nicht für länger, Du ſelbſt hätteſt es verſprochen — Nun iſt das Jahr herum! Mein liebes Kind, Du warſt nur einmal bei mir, ich verſtand Dich damals nicht und war ſo aufgeregt, daß ich Dir nicht ſo begegnet bin, wie es eine Mutter ſollte — Ich habe nicht gewußt, damals, wie lieb George Dich hat. Jetzt habe ich's erkennen gelernt. Damals hatte George nur mich — —

Meine liebe Lena, ſo will ich Dir ſagen, daß ich Dich um Verzeihung bitte, wegen damals. Ich will Dir eine gute Mutter werden, und nun iſt das Jahr herum, und Ihr müßt kommen. Denn ich kann nicht länger ohne meinen Jungen leben. Er hat nur dies eine Jahr fortbleiben wollen, und Du haſt es ihm ja auch verſprochen, daß es nicht länger dauern ſollte. Lena, ſchreibe ein einziges Wort, dann will ich das Haus herrichten laſſen und Euch die Hochzeit richten. Denn da es ſo ſein ſoll, wollen wir uns lieb gewinnen. — Liebe Lena, ich wollte Dir dieſen Brief ſchon lange ſchreiben, aber ich habe es nie gethan. Aber nun iſt das Jahr herum. — — —"

Mit matten Augen las Lena den Brief zum zweitenmal, — dann, als ſie geendet hatte, hielt ſie ihn noch immer vor ihr Geſicht, unfähig, ſich zu George umzuwenden und zu ihm zu ſprechen.

Nach einer langen Weile beugte er ſich über ihre Schulter: „Lena —?"

Eine ſeltſame Empfindung ſtieg in ihr auf, etwas wie Haß. Wie kam er dazu, ihr dieſen Brief jetzt zu geben?! — — In dieſer Stunde — —? Es war eine Taktloſigkeit, die ihr Blut in Wallung brachte.

Schroff reichte ſie ihm das Blatt: „Da iſt der Brief. Steck ihn ein." Sie wandte ſich wieder ab und ſah ſtarren Blickes geradeaus auf das weite Feld der Rennbahn.

Die Muſik ſpielte, — allenthalben Lachen — luſtige Geſichter.

‚Meine liebe Lena' — — es ſummte ihr im Ohr, — — ja, jetzt war ſie die ‚liebe Lena', ja jetzt! Nun man endlich einzuſehen gelernt hatte, wem George gehörte! Daß George nie heimkommen würde, wenn die ‚liebe Lena' nicht wollte!

Aber da war das ‚verzeih mir', das gequält und geängſtigt aus jeder Zeile des Briefes klang, dieſes ‚verzeih mir', das die alte Frau dem jungen Mädchen ſchrieb — zwei Worte, gegen die es keinen Widerſtand gab — — — — — — — — — —

‚Nun iſt das Jahr herum — — —'

Ja, nun war das Jahr herum.

Ganz recht.

Das eine Jahr, das ſie ſich ausbedungen hatte.

Zeit, die Koffer zu packen.

Zurück nach Oldeslo.

Dem allen hier Lebewohl ſagen. Auf Nimmerwiederſehen.

Wenn George auf ſeinen Schein beſtand, ſo war er im Recht, ſelbſtverſtändlich. Er hatte lange genug gewartet, er hatte ſich ja nie Mühe gegeben, ihr zu zeigen, wie er ſich heimſehnte.

Vielleicht hatte er ſeiner Mutter das alles geſchrieben, und dieſer herzliche Brief mit ‚meine liebe Lena' war wohl nur das Echo, das gehorſam antwortete.

George begriff, was in ihr vorging. Er beugte ſich vor und leiſe, — ſo leiſe, daß Frau v. Pauly, die dicht neben ihr ſaß, kein Wort hörte, — begann er zu ſprechen. Immer auf die weite grüne Fläche blickend und auf die weißen Wolken, die ſich am blauen Himmel vorbeiſchoben, hörte Lena zu. — — —

— Es war lange her, daß er nicht mehr ſo mit ihr geredet hatte. Er fand alle die Worte wieder von einſt, die lieben, klingenden Worte, die Lena glücklich gemacht hatten. Er ſprach von Oldeslo, von der Hochzeit, von dem kleinen Hauſe und dem Garten, — von dem Hardisberge. — —

— Dicht vor der Tribüne in einem Kreiſe von Damen lehnte Szatek an der Barriere.

Während Georges Worte in ihr Ohr tönten, heftete ſich Lenas Blick auf dieſen Kreis. Man drängte zu Szatek heran, man huldigte ihm, immer noch ſtand er im Zenith ſeiner Erfolge. Aber er ſah blaß aus, verfallen, und während George weiter ſprach, irrten Lenas Gedanken ſeitab. Etwas wie ein triumphierendes Lächeln glitt über ihren Mund: ‚da ſtand Szatek, beneidet! Und ging doch zu Grunde! An ihr!' Wo immer und wann ſie ihn ſah, bohrten ſich ſeine Blicke in ihr Geſicht!

Wie ſie ſich um ihn her drängten, und wie gleichgültig er zwiſchen ihnen ſtand! Als ob er alles, was geſprochen wurde, nur halb höre. —

Er machte eine Wendung und blickte hinüber zu der Tribüne. Er ließ ſeinen Blick apathiſch die Reihen entlang gehen, bis er plötzlich auf ihr haften blieb und im ſelben Moment Leben gewann.

Zum erſtenmale hielt ſie dieſen Blick aus, wandte ſie ihre Augen nicht ab.

Über ſein Geſicht ging ein Staunen, faſt ein Erſchrecken, er ſtarrte ſie an, als ob er nicht begriff, was ſie wollte — dann war es, als ob er zuſammenzitterte, — er trat mitten aus dem Kreiſe heraus einen Schritt vorwärts, — und in dieſem Moment erſt hob ſie langſam den Blick und ſah über ihn fort.

— — — — — — — — — — —

Im Nu waren die Pferde heran, im Nu vorbei, und aufgeregt, wie in ihrem Leben nicht, fiel Frau v. Pauly Lena um den Hals:

„Sie hat gewonnen! Grün-weiß war die allererſte!“

Auch George war erregt: „Sie hat gewonnen, Lena! Sie hat gewonnen!“

Aber Lena ſah mit glanzloſen Augen hinter den Pferden her: „— Nein.“

Ihre Stimme hatte einen heiſeren Klang, ſie ſtand aufrecht in der Loge, das Geſicht ſchneeweiß, beide Hände auf die Brüſtung geſtützt. Sie blickte wie alle anderen rings um ſie her nach der Richterloge hinüber, wo eine kleine ſchwarze Nummer an dem Ziffernbrett, das den Sieger verkündet, in die Höhe flog.

„Nummer 18.“

Jeder auf den Tribünen und jeder auf dem Sattelplatz wiederholte die Nummer und rief ſie ſeinem Nachbar zu, jeder war erſtaunt, faſt jeder enttäuſcht.

„Nummer 18.“ Man ſuchte auf dem Programm: Wer war das? und man las einander vor: „Nr. 18. Georgette, Herrn Reinhards Georgette.“ Ein Pferd, an das niemand gedacht hatte!

Alle Welt war außer ſich, man wollte darauf ſchwören, daß ‚Lena S.‘, die Favoritin, den Kopf vorn gehabt habe, aber niemand war ſo außer ſich und ſo aufgeregt, wie die kleine Frau v. Pauly: „Grün-weiß war die erſte, ich habe es deutlich geſehen. — Ich habe es deutlich geſehen, — mein Gott, ich habe es doch deutlich geſehen!!“

Auch George war empört, er glaubte an ein Mißverſtändnis, an eine der betrügeriſchen Manipulationen, die der Laie allenthalben auf dem Rennplatz wittert, — nur Lena ſagte kein Wort, ſie hatte mit ihrem geübten Blick beſſer geſehen als die anderen, und in dieſem Augenblick, wo die Entſcheidung des Richters ihr ſagte, daß ihr Blick ſie nicht getäuſcht habe und ‚Lena S.‘ geſchlagen ſei, kam eine wunderliche Ruhe über ſie.

Das Publikum ſtrömte von den Tribünen hinab zum Sattelplatz, und dieſelben Leute, die ſich vorhin ſo eifrig mit Lena unterhalten hatten, eilten vorbei mit einem flüchtigen Gruß und einem flüchtigen Nicken:

„Schade! Wer das gedacht hätte! So knapp geſchlagen!“

Lena lächelte — „Man muß ſich darein finden.“

Auch der Herzog kam heran und drückte ihr die Hand: „Nicht den Mut verlieren, Lena. Sie wird ein anderes Mal gewinnen. Daß die kleine Stute laufen kann, hat ſie gezeigt. Alſo kein trauriges Geſicht.“

— — „Wir wollen hinuntergehen,“ ſagte Lena zu George und ihrer Begleiterin. Sie wunderte ſich über ſich ſelbſt, wie ruhig ſie das ſagte, und mit wie gleichgültigen Schritten ſie jetzt unten auf dem Platze durch die Leute ging.

Sie traf Mr. Calder, den Trainer, und wandte ſich flüchtig zu George: „Verzeih ein paar Minuten, ich möchte mit ihm ſprechen.“

Sie ging neben dem Engländer her, der ihr den Verlauf des Rennens kurz auseinander ſetzte, genau ſo, wie ſie ſelbſt dieſen Verlauf beobachtet hatte: „Die Stute hatte einen guten Start, Miß Lena, es gibt da gar keine Entſchuldigung. Sie hätte gewinnen müſſen, und über tauſend Meter hatte ſie auch wirklich gewonnen. Über die letzten zweihundert Meter fiel ſie dann ab. Die andere kam und ſchlug ſie ſehr ſicher. Die Leute reden dummes Zeug, wenn ſie behaupten, unſere Stute hätte gewonnen. Sayres gewann auf Georgette mit zehn Pfund in der Hand.“

Lena nickte nur, und der Engländer, in der dunklen Empfindung, daß er nach dieſer geſchäftsmäßig kalten Darſtellung die Pflicht habe, dem Mädchen ein paar Troſtworte zu ſagen, fügte hinzu:

„Übrigens, Miß Lena, man kann immerhin zufrieden ſein; ſie lief nicht ſchlecht und wird kleinere Rennen ſicher gewinnen.“

Der Stallburſche kam mit der Stute hinter ihnen her, ein zweiter Junge lief mit Eimer und Bürſten herbei, nun begann der Trainer die Stute abzureiben und ihr die Decken aufzulegen. Lena lehnte an der Holzeinfriedigung vor den offenen Stallungen und ſchaute zu. — — —

— Die Hoffnungen waren nun zu Ende. Kein ſchlechtes Pferd, ſicher nicht, ſogar ein leidlich gutes Pferd, mit deſſen Beſitz mancher zufrieden ſein würde, und das wohl immer noch ein hübſches Stück Geld wert war, — aber auch nicht mehr. Keine Heldin der Rennbahn, die, wie Lena erhofft und wie ſie noch eine Viertelſtunde vorher beſtimmt erwartet hatte, von Sieg zu Sieg eilen und ihre Herrin reich und frei machen würde. —

— Frei! — — —

— — Sie wird ihre Rennen gewinnen, gewiß. Ein paar leidliche Erfolge, die das Pferd und die Futterkoſten und die Trainingkoſten bezahlt machen, — aber weiter auch nichts.

„Lena S.“

Das Pferd trug ihren Namen und hatte ihr Schickſal getragen und war, — wenn man ſo wollte — das Bild ihrer eigenen Vergangenheit und Zukunft. Alle Welt hatte das ſchöne Pferd bisher angeſtaunt und bewundert, und in dem erſten großen Moment, wo es etwas leiſten ſollte, hatte ſein Können verſagt.

Der kurze Ruhm vor vorbei, wie Lenas eigener kurzer Ruhm vorbei war.

Der gute alte Herzog würde ſich hüten, in Zukunft vor Herren und Damen phantaſtiſche Vergleiche anzuſtellen mit den großen Sportladies von Epſon und Chantilly, und die Herren und Damen würden fortan etwas geringſchätzig lächeln: „Dieſe Lena, die ſich vordrängen und etwas ganz Beſonderes erreichen wollte!“

Die kleine Stute, die dicht vor ihr ſtand, ſchmiegte ihr den Kopf entgegen mit einer faſt zärtlichen Bewegung, und Lena ſtrich leicht über das feuchte Haar des Kopfes und die feinen Nüſtern, die ſich immer noch nach dem Rennen haſtig bewegten.

Ein Jahr, und vielleicht noch ein Jahr wird die Stute ihr Brot auf der Rennbahn verdienen, dann wird ſie irgendwo in Vergeſſenheit untertauchen, vielleicht in die behagliche Weltferne eines kleinen Geſtüts, vielleicht auch in die jammervolle Laufbahn eines ausrangierten Rennpferdes, das ſein Brot in harter Arbeit und in rohen Händen kümmerlich verdienen muß.

Wie alle, die nicht zur rechten Zeit imſtande ſind, den Platz in der vorderſten Reihe zu erkämpfen.

— Sie ſuchte in der Taſche nach dem Briefe und fand ihn nicht, dann erinnerte ſie ſich, daß ſie ihn George wiedergegeben hatte.

Ja, Oldeslo. Der Brief war heute zur rechten Zeit gekommen. — — — — —

— — Jemand trat neben ſie, und als ſie gleichgültig nach ihm hinſchaute, ſah ſie Szatek. Einen Moment trafen ſich ihre Augen, dann wandte ſie ſich wieder ab und blickte nach dem Pferde.

Er öffnete den Mund, um etwas zu ſagen, aber er biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

So lehnten ſie nebeneinander an den Holzbalken wie zwei Fremde, die nichts voneinander wiſſen.

In nervöſer Haſt ſann er nach über irgend ein einleitendes Wort, — vielleicht konnte er zunächſt über das Rennen ſprechen und daß Lenas Mißgeſchick ihm leid thue — oder —

— Es war das erſte Mal ſeit einem Jahre, daß er ſie allein traf —, wenn er dieſe Gelegenheit verpaßte — —

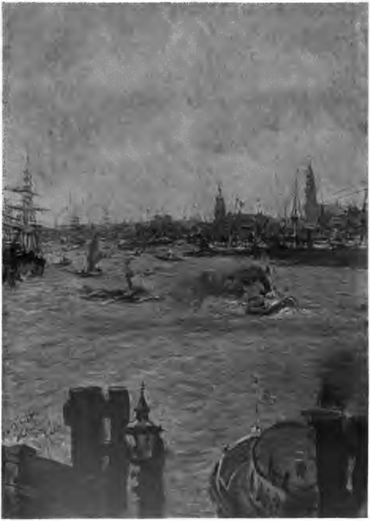
Schließlich begann er mit einem erzwungenen Lachen und einer banalen Wendung:

„Fräulein Lena, wie wäre es, wenn wir tauſchten —?“

Sie antwortete nicht.

„Siebzig Pferde für eins —? Alle meine Pferde für dieſes eine?“

Er verſuchte wieder zu lächeln, aber er empfand deutlich die ganze Albernheit ſeiner Redensarten, und nur um keine Pauſe eintreten zu laſſen, fuhr er in demſelben Tone fort: „Man ſagt, man ſoll auf der Rennbahn alle ſieben Jahre die Farben wechſeln.



Blick von Afrikahöft auf den Hamburger Hafen. Nach dem Gemälde von Prof. **Gotthard Kuehl.**

Digitized by Google

Es iſt Aberglaube, aber wir ſind alle abergläubiſch. Grün-weiß iſt hübſcher als Blau-rot, — ich möchte Grün-weiß als künftige Farbe."

Sie atmete erregt und ſtarrte immer geradeaus auf das Pferd. Sie fühlte, wie er nach ihrer Hand taſtete, willenlos ließ ſie ihm die Hand.

Dann hörte ſie andere Worte, flüſternde Worte, die er ſchon damals geſprochen hatte, die aber anders klangen als damals, — Worte aus einem vertrockneten Gaumen, der ſich verdurſtend nach der Quelle beugte.

Wie durch einen Nebel ſah ſie drüben auf der Wieſe Menſchen gehen, ſie unterſchied den einen und anderen —: da ſpazierte Bernſtorff mit der Prinzeſſin von Wartenberg — da John Cannon im blauen Dreß — da ſtanden ganz fern drüben an der Eiche zwei Offiziere und geſtikulierten lachend — — —

Und da!

Sie zuckte zuſammen — — —

Ja, da kam George!

Gerade auf ſie zu. Mit ſeinem breiten, ſchweren Gange.

Immer näher — — —

Er ging in demſelben Nebel, der vor ihren Augen flimmerte, und wurde im Näherkommen größer — größer —

Nun ſtand er vor ihr — breitſchultrig —

Er lächelte: „Lena —?"

Er ſah auf Szatek, der zuſammengezuckt war und ſich aufrichtete —

Und ſah wieder auf Lena und lächelte immer noch —

„Was — was heißt das — Lena —?!"

— In dieſem Moment hatte er begriffen. Er ſah dicht vor ſich den anderen, der jetzt neben Lena trat, als ob er Lena ſchützen wollte — als ob er ein Anrecht auf Lena hätte — in deſſen Geſicht die ſpöttiſche Frage lag: ‚Wer iſt der Menſch —?'

— Dann zog er Szatek am Rock über der Bruſt dicht zu ſich heran und ſchmetterte ihn rückwärts gegen die Holzbalken.

Sie ſchrie auf: „George!!"

Sie warf ſich gegen Szatek und umklammerte ſeine Arme:

„Nein! Nein!! —"

Er wollte ſich losmachen, einen Moment rang er mit ihr, — dann glitt über ſeine blutunterlaufenen Augen ein Schatten.

Er beugte ſich nieder und hob den Hut vom Boden auf.

Ganz langſam wendete er und ſah auf ſeinen Gegner mit einem ſeltſamen Blick, in dem keine Erregung mehr lag, ſondern nur noch eine eiſige Kälte.

Er ging. — —

Lenas Augen irrten nach den Seiten: — niemand hatte die Scene geſehen. Drüben ſtanden Gruppen von Leuten, von denen niemand herſchaute. Nur die zwei Stallburſchen blickten mit aufgeſperrtem Munde George an. Und mit kreideweißem Geſicht ſtand die kleine Frau v. Pauly neben ihr.

— Sie gingen zum Thore der Rennbahn hinaus, Lena zwiſchen den beiden, — der Lärm der Menſchen blieb langſam hinter ihnen zurück, nur ein verlorener Ton der Muſik kam noch einmal herüber.

Es war Lena, ob hinter ihr die Welt verhallte, verſank.

10. Kapitel.

In den nächſten Monaten hatte der Major die unklare Empfindung, daß George auf ſeinem Krankenlager nichts ſo ſehr entbehre als die ‚Clays' und ‚Garcias'.

Wenn der Medizinalrat durch dieſes tägliche unſinnige Gefrage Schwerins aufgebracht grob wurde:

„Zum Kuckuck, Herr Major, das iſt doch nur Scherz! Wie kann jemand mit einem Schuß in der Lunge Cigarren rauchen?!"

— ſo winkte Schwerin etwas eingeſchüchtert ab:

„Ich ſage ja nichts. Ich frage ja nur. Ich frage nur: wann —? Ungefähr wann —? — wann er wieder darf."

Statt aller Antwort nahm dann der Rat eine der mächtigen Cigarren, die in Schwerins Zimmer in zwanzig Kiſten umher ſtanden: ‚damit ſie nicht umkommen' — und ſetzte ſich in den großen Seſſel, in dem George immer geſeſſen hatte, und ſagte: „Ich werde Ihnen eine halbe Stunde Geſellſchaft leiſten, für eine ſolche Cigarre kann man ſchon was thun."

Schwerin war froh, daß er jemand bei ſich hatte, der rauchte und mit ihm ſprach, — aber ſo wie mit George ſaß es ſich nicht, obwohl der Doktor erzählte und redete, während George eigentlich nie erzählt und geredet hatte.

Das große helle Eßzimmer mit der

Ausſicht auf die Bülowſtraße war als Krankenſtube eingerichtet, und in des Majors kleinem Bibliothekzimmer nebenan hatte man für Georges Mutter eine Bettſtelle aufgeſchlagen.

Als der Geneſende zum erſtenmal in einem Seſſel ans Fenſter getragen wurde, brachte Schwerin ihm eine der koſtbaren Cigarren aus der 94er Ernte:

„Du ſollſt ſie nur in den Mund nehmen, mein Junge, ſo, ohne Feuer, — wenn man lange nicht geraucht hat, iſt das genau ſo, als ob man wirklich rauchte. Ich kenne das von Orleans her, probier es mal.“

Von der Zeit an war der Major wieder zufrieden. Sie ſaßen bei einander, Stunde um Stunde, — Schwerin that von Zeit zu Zeit einen ſchwachen Zug aus der Cigarre, gerade nur ſoviel, um ſie im Gang zu halten, — ſie ſprachen ein paar Worte — und bisweilen ſchlief er ein.

— — Einen Tag und zwei Nächte hatte Lena an dem Krankenlager gewacht. Georges Hand in der ihrigen war ſie todmüde vornüber geſunken, und als Schwerin ſelbſt behutſam die Thür geöffnet und die fremde alte Frau in das Zimmer geführt hatte, hielten ſie beide in der Thür an: — — zwei blaſſe ſchlafende Geſichter lagen auf dem weißen Kiſſen dicht aneinander geſchmiegt.

„Wecken Sie ſie nicht — —“

Aber Schwerin weckte ſie:

„Lena, wach auf!“

Lena war aufgefahren mit weit geöffneten Augen, und zwei Arme hatten ſich um ſie geſchloſſen: „Kind! Kind!“ — — — — — — — — — — — — — —

Es kam die Rede darauf, daß George nirgendwo beſſer geſunden könne als in Oldeslo, daß man Schwerins Gaſtfreundſchaft unmöglich länger acceptieren könne, und daß der Major in dieſer Hinſicht ohnehin ſchon über alles Maß in Anſpruch genommen ſei, — aber Schwerin litt es nicht, daß man dergleichen Reden in ſeiner Gegenwart wiederholte. Er ſah der Trennungsſtunde, die ſchließlich einmal kommen mußte, ängſtlich und traurig entgegen, denn daß Lena George begleiten würde, war ja ganz ſelbſtverſtändlich, und ungefähr ebenſo ſelbſtverſtändlich war es, daß ſie beide nie wiederkommen würden.

Die Wunde war verheilt. Noch ein paar Monate, dann hatte Georges Natur die alte robuſte Kraft wieder erlangt, und dann — ja dann ſtand nichts mehr im Wege, daß George und Lena Hochzeit hielten.

Irgendwann ſpäter einmal mochte Lena vielleicht kommen, um Schwerin zu beſuchen, aber das lag in einer unbeſtimmten Ferne, — und nach des Majors unausgeſprochener Überzeugung waren die Chancen ſehr gering, daß Lena ihn dann noch lebend vorfinden würde.

Er erwog den Gedanken, ob es nicht das Beſte wäre, wenn er ſelbſt ſeine Zelte abbrechen und ſie in Oldeslo neu aufſchlagen würde, — er wäre dann immer bei Lena und könnte mit George tagein tagaus Cigarren rauchen, — er trat indeſſen dieſem Plane nie näher. Bei Lichte betrachtet, war der Major in ſeinen acht Zimmern am Nollendorfplatz nicht viel mehr als ein Gefangener, — aber es hatte doch immerhin etwas Beruhigendes, daß dieſer Nollendorfplatz in Berlin lag, und daß der Major allem dem, was den Inhalt ſeines Lebens ausgemacht hatte, räumlich wenigſtens nahe blieb. Er hörte die Pferdebahn klingeln, Droſchen vorüberfahren, den etwas abgeſchwächten und hier an der weſtlichen Grenze verfeinerten Lärm der Großſtadt, — und alle dieſe Details, jedes für ſich betrachtet, ſtörend und unangenehm, vereinigten ſich zu einem Ganzen, dem zu entſagen Schwerin nicht die Kraft in ſich fühlte. Hier am Nollendorfplatz konnte er aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Reihe von Jahren noch hinvegetieren, während er in Oldeslo, das war ganz klar, nach kurzer Zeit eingehen würde. Und ſo bizarr ihm der Gedanke auch erſchien, ſo hatte er doch die undeutliche Empfindung, daß er ſeinen letzten Schlummer lieber auf irgend einem dieſer Berliner Kirchhöfe ſchlafen möchte, über die der Atem der Weltſtadt geht, als auf dem kleinen einſamen Friedhofe zu Oldeslo, wo er damals mit Lena geſeſſen und die ſchwierigſte Stunde ſeines Daſeins verlebt hatte.

— Georges Mutter und die kleine Frau v. Pauly waren in ihrer Art Freundinnen geworden. In den letzten Wochen vor der Abreiſe begannen ſie mit Lena Einkäufe zu machen, und während George neben Schwerin auf dem Balkon ſaß, ſah ſich Lena von den beiden Frauen ganze Nachmittage durch die Stadt geführt, von Geſchäft zu Geſchäft. Sie ſollte prüfen: gefiel ihr dies und gefiel ihr das? Sie nickte: ‚ja‘, — und wenn man ſie bat, ihre Anſicht zu äußern, ſo hatte ſie nur ein paar flüchtige Worte ohne Verſtändnis und ohne Anteilnahme. Man kaufte Berge von Wäſche, alles, was zur Ausſteuer erforderlich ſchien, alles in einer ſoliden Auswahl, die der Schönheit weniger Konzeſſionen machte als der Dauerhaftigkeit. Bisweilen wollte Lena widerſprechen, aber ſie kam nicht dazu, ſie ſchwieg.

Sie ſchwieg auch, als man ihr das Hochzeitskleid kaufte, einen weißſeidenen, gemuſterten Stoff. Sie legte nur die ſchmale Hand unter die wuchtigen Seidenfalten auf den Ladentiſch und wog den Stoff in der Hand. Er ſchien ihr ſo ſchwer, als würde ſie am Hochzeitstage unter ſeiner Laſt niedergedrückt werden.

Zu verſchiedenen Malen erwogen beide Damen die Frage, ob Lena jetzt ſchon in Oldeslo, in der Zeit vor der Hochzeit, in demſelben Hauſe wohnen könnte wie George. Sie waren einig, daß man in Oldeslo darüber den Kopf ſchütteln würde, und zwar mit einer gewiſſen Berechtigung, — aber ſie legten als Milderungsgrund den Umſtand in die Wagſchale, daß George noch immer Rekonvaleszent ſein, und daß jeder billig denkende Menſch die Angelegenheit als einen Ausnahmefall beurteilen würde.

Ein flüchtiges Lächeln ging bei dieſen Auseinanderſetzungen um Lenas Mund — aber das Lächeln verſchwand wieder und ihr Geſicht nahm einen faſt noch ſtarreren Ausdruck an.

Eines Morgens, — zwei Tage vor der Abreiſe, — begann man Lenas Sachen in Koffer und große Reiſekörbe zu packen. Alles, was Lena gehörte, auch die wenigen Gegenſtände, die ſie von ihrem Vater geerbt hatte, ihren ganzen kleinen Beſitz.

Sie ſtand dabei, ohne viel zu helfen. Das eine oder andere Ding nahm ſie wieder heraus und betrachtete es noch einmal und legte es dann doch wieder in den Koffer, wie man etwas einſchließt, was man bisher ſehr gern hatte und nun fortgibt. — —

— — Wie Schwerin es fertig brachte, die Treppen hinunterzukommen, in die Droſchke zu ſteigen und die Treppen des Bahnhofs hinauf zu gelangen, blieb ihm im weiteren Verlauf ſeines Lebens, ſo oft er auch darüber nachſann, ein Rätſel. Es war das definitiv letzte Mal, daß er in ſeinem Leben die Potsdamerſtraße, den Potsdamer Platz, den Potsdamer Bahnhof und das große lärmende Berlin außerhalb des Nollendorfplatzes zu ſehen bekam.

Als der Zug aus der Halle hinaus gefahren war und man das weiße Taſchentuch, das aus einem Fenſter des Zuges wehte, nicht mehr erkennen konnte, verließ der Major, auf Clemens und einen der Gepäckträger geſtützt, den Bahnhof. Er ſah durch ſein Monocle noch einmal den Schalter, an dem er ſeit vierzig Jahren alle wichtigen Billets für ſeine zahlloſen Reiſen gekauft hatte: nach Baden-Baden, nach Italieſt, nach Paris, nach London, — und wo er heute zum letzten Male drei Billets gefordert hatte: nach Oldeslo.

„Wir werden dem Mann da drin nichts mehr zu verdienen geben, Clemens,“ ſagte er.

Am Bahnhofsausgang ſtand ein kleines Mädchen mit Veilchen, das Schwerin, als er ſchon in der Droſchke ſaß, heranwinkte, um ihr für ein Silberſtück ein kleines ſchmächtiges Bouquet abzukaufen.

Er ſteckte die Blumen, wie er es zeitlebens gethan hatte, in das Knopfloch und trug ſie die ganze nächſte Woche.

Er gehörte nicht zu den ſentimentalen Leuten, aber dieſe paar Veilchen bewahrte er noch auf, als ſie längſt verdorrt und halb ſchon vermodert waren.

— — — — — — — — — — —

Über der Hausthür hingen Guirlanden; eine ältere Dame, die Lena nicht kannte und die ihr nachträglich als eine ihrer künftigen Verwandten vorgeſtellt wurde, machte die Honneurs. Auf dem Tiſch im Wohnzimmer ſtand ein Topfkuchen, ganz mit Blumen ausgefüllt und mit einem etwas dünnen Kranze umgeben. Man geleitete Lena die enge Treppe hinauf, die friſch geſcheuert und mit weißem Sande beſtreut war. Auch oben gab es Guirlanden, und vor einer kleinen weißen Thür ſah man ein Pappſchild mit einem grünen Eichenkranze bedruckt, in deſſen Mitte in roten Buchſtaben ‚Willkommen‘ ſtand.

Man öffnete ihr die Thür, ſie blickte in ein kleines helles Zimmer mit weißen Gardinen und weißem Bett, über dem feierlich und traurig Raffaels „Kreuztragung“ hing.

Die Thür hinter ihr ſchloß ſich, unwillkürlich wandte ſie ſich um, — ſie ſah ſich mit George allein.

Mit einem müden Lächeln ſtreckte er ihr die Hände entgegen, das Geſicht ſchmal und blaß, und mit einem Aufſchluchzen fiel ſie in ſeine Arme.

— — — — — — — — — — —

In dieſen erſten Tagen ſchien beider Liebe noch einmal aufzuflammen. Sie wußten beide, daß ſie nahe daran geweſen waren, ſich zu verlieren, und wenn das ſchwere Ereignis, das über ſie hingegangen war, ſie wieder enger zu einander geführt hatte, ſo weckten der Hardisberg und die Erinnerungen ihre Liebe zu neuem Leben.

Als aber dieſe erſten feinen Stimmungen des Wiederfindens alter Erinnerungen verrauſcht waren und nüchterne Ausblicke vor ihnen ſich öffneten, ſank das Feuer wieder in ſich zuſammen. Es war nur eine flackernde Flamme geweſen, die noch einmal die vergangene Zeit beleuchtet hatte, und nun langſam erloſch.

Vielleicht hätte alles anders ſein können, wenn George und Lena ſich allein gegenüber geſtanden hätten. Aber die kleine, zerbrechliche Liebe, die, nur ihrer beider Obhut anvertraut, ſicherlich unverletzt durch alle Fährniſſe hindurch getragen wäre, war der Gegenſtand neugieriger Betrachtung geworden, den jeder mit plumpen Fingern betaſtete.

Man ſtarrte Lena auf der Straße an als die Heldin eines Zweikampfes, den die Leute draußen in der Welt ſchon wieder vergeſſen hatten, der hier aber in Oldeslo noch nach einem Menſchenalter beſprochen werden würde. Neugierige Geſichter, die unter anderen Umſtänden hier im Hauſe ſich nie gezeigt hätten, erſchienen unter dem Vorwande, ſich nach George und ſeinem Befinden erkundigen zu wollen. In der Enge des Hauſes konnte Lena ihnen nicht ausweichen, man ſprach mit ihr, man muſterte ſie.

Gelegentlich einmal traf ſie die Generalin, die an ihr vorübergehen wollte, aber dann doch, wohl von derſelben Neugier geleitet, ſtehen blieb, um mit Lena ein paar Worte zu wechſeln. Ihr Ton war anders als früher, höflicher und zugleich herablaſſender. Als ob Lena zwar ihre Schülerin, aber doch geſellſchaftlich ihr gleich geſtellt geweſen ſei, während jetzt ein Abgrund künftigen Klaſſenunterſchiedes ſie weit voneinander trennte.

Täglich ſah Lena das Penſionat vorüber gehen, fremde Geſichter, von denen ſie keines mehr kannte, die aber alle ſie neugierig anblickten. Und Lena hatte die Empfindung, daß das Kinder ſeien, denen gegenüber ſie ſelbſt ſich müde und gealtert vorkam.

— — — — — — — — — — —

— — Im Auftrage Schwerins ſchrieb Frau v. Pauly lange Briefe, und eines Tages ſandte ſie des Majors Sportzeitung, in der mit Blauſtift unterſtrichen der Bericht der Frankfurter Rennen ſtand:

„Lena S. Siegerin des Ehrenpreiſes Sr. K. Hoheit des hochſel. Landgrafen Friedrich Wilhelm von Heſſen. Staatspreis 5000 Mark!“

Sie las den ausführlichen Bericht der Zeitung, in dem der Verlauf des Rennens genau geſchildert war, — und ſie las ihn noch einmal — und ein drittes Mal.

Ein Zittern der Freude war über ſie hingegangen, — nun legte ſie das Blatt gleichgültig aus der Hand. — Ein Gewinn, der die Unkoſten deckte, weiter nichts. — Ihr erſter Sieg und vielleicht auch ihr letzter. —

Aber ſie griff noch einmal nach der Zeitung: irgendwo hatte ſie Szateks Namen geleſen — — — ſie ſuchte — dann fand ſie: „Graf Johann Szateks Fuchshengſt ‚Van Tromp‘ gewann geſtern den Grand Prix de Deauville. Der Graf war bei dem Siege ſeines Pferdes perſönlich anweſend.“

Ja Szatek!

Er blieb Sieger, wohin er ging und was immer er unternahm!

Wie er gegen George im Zweikampf Sieger geblieben war. Der Szateks Bahn kreuzte, und den dieſer mitleidlos aus ſeinem Wege geräumt hatte.

Sie ſuchte den Gedanken an Szatek fortzuſtreifen, aber es gelang ihr nicht, er kam immer von neuem. Und der banale Erfolg ſeiner Treffſicherheit, den er vielleicht einzig einer von Jugend auf geübten Fertigkeit verdankte, bereitete ihm, ſo ſehr ſie auch mit dem Verſtande dagegen anzukämpfen ſuchte, eine Art von Glorie.

Schließlich: für wen hatte er das gethan?

Für ſie!

Er hatte um ihretwillen dem Tod ins Geſicht geſehen!

Dasſelbe hatte George gethan — —

— — ja — —

— Aber Szatek war Sieger geblieben!

Sieger — —

— — — Wieder ging ein Sommer zu Ende.

Man ſchrieb an Schwerin, er möge die Güte haben, Lenas Taufſchein und alle die Papiere zu beſorgen, die für das kirchliche Aufgebot notwendig ſind.

Der Herbſt kam, und die erſten Zugvögel verließen die Weſerberge und gingen ſüdwärts.

In dieſer Zeit war es, als ob in Georges Mutter eine Angſt emporſtieg. Eine Angſt um George, der ſtummer und einſilbiger wurde, — und eine Angſt um Lena. Als ob ſie fühlte, was in Lena vorging.

Sie ſtarrte ihn an: es war ja nicht möglich?!!

Er hatte ihre Liebe immer entgegengenommen wie etwas Selbſtverſtändliches, das ihm gehörte und immer gehören würde, trotz jener Tage in Berlin, trotz Szatek, trotz allem, was zwiſchen ſie getreten war —

Nun plötzlich ſchien er unſicher zu werden!

Er ſuchte nach Worten, die er nie gebraucht hatte, — fand zärtliche Aufmerkſamkeiten, die etwas Aengſtliches hatten und zu ſeiner ſchwerfälligen aufrichtigen Art in wunderlichem, faſt traurigem Gegenſatze ſtanden.

Aus unserer Studienmappe:

Erntezeit. Liebhaberaufnahme von Ernſt Krieg.

Sie verdoppelte ihre Anſtrengungen, dem Mädchen in allem die Hände unterzulegen, ſie begegnete ihr mit einer Herzlichkeit, die erzwungen war, und die ſelbſt George bisweilen wie etwas Übertriebenes empfand, deſſen Zweck er nicht begriff.

Lena wehrte ſich nicht dagegen, ſie war machtlos; man wollte ſie feſthalten, und ſie hatte nur ein dumpfes Empfinden des Erſticktwerdens.

Sie kämpfte gegen ſich ſelbſt: Aushalten! Um jeden Preis!

— bis zu dem Tage, —

— zu dem Tage, an dem George ſeine Haltung verlor!

Es ſchnürte ihr das Herz zuſammen. Sie wollte ſich in ſeine Arme werfen und ſeinen Hals umklammern und ſagen:

‚George, laß das! Das iſt ja alles nicht nötig! Ich gehe nie von dir! Nur bleib, wie du warſt: mein guter großer George mit deinem Kinderherzen, das nichts von ſolchen gemachten Worten weiß! — —‘

Aber ſie ſprach es nicht aus.

Am erſten Tage nicht, — und am zweiten nicht, und dann nie mehr. — —

An einem der letzten Septemberabende ging ſie mit George im Garten. Sie beugte ſich nieder und brach ein paar Aſtern ab, dann ſagte ſie unvermittelt:

„Ich möchte am Montag in Berlin ſein. Lena S. wird im ‚Renard-Rennen‘ laufen. Es iſt das größte und wertvollſte Herbſtrennen. Sie wird es nicht gewinnen, es iſt faſt unmöglich, aber immerhin, ich möchte dabei ſein.“

„Du willſt hinfahren —?“

„Ja.“

Sie ging neben ihm und ſah ihn nicht an, — ſie ſprachen nicht, aber ſie fühlte, wie George mit ſeiner Erregung kämpfte.

Als ſie ins Haus treten wollten und er einen Schritt ſeitwärts ausbog, um Lena vorangehen zu laſſen, wandte ſie ſich zu ihm um:

„Haſt du etwas dagegen, George?“

Er ſagte nichts als: „Wann kommſt du wieder?“

Sie bewegte die Lippen, aber ſie antwortete nicht gleich. Es ging ihr haſtig durch den Sinn: ‚Sag ihm die Unwahrheit; — — ſag, du kämeſt in ein paar Tagen zurück,‘ aber ſie blickte in ſein Geſicht, das angſtvoll zu ihr niederſchaute. Zögernd, langſam, mit einer Stimme, die alles verriet, was in ihr vorging, ſagte ſie:

„Ich — George — ich — weiß es nicht.“

Er that einen Schritt vorwärts: „— — Lena —?“

Dann endlich fand ſie die Offenheit, mit der ſie ihm immer begegnet war:

„Hierher — George — nein, nicht wieder.“

Ein Nebel legte ſich vor ſeine Augen, er ſah Lena ganz ruhig, hörte ſie dieſe Worte ganz ruhig ſagen, — da riß er ſie an ſich und preßte ihre Arme zuſammen und ſchüttelte ſie in maßloſem Grimm: „Du haſt mich zu Grunde gerichtet!!“

Sie wehrte ſich nicht, ſie ließ ſich hin und her rütteln, ohne eine Hand zu bewegen, ohne auch nur den ſchwachſten Verſuch zu machen, ſich aus dem ſchmerzenden Griff ſeiner Hände zu befreien, — ihre Geſtalt lag in dieſem Griff wie leblos, nur die Augen waren aus dem blaſſen Geſicht immer auf ihn gerichtet.

Dann außer ſich, warf er ſich vor ihr nieder: „Verzeih mir, Lena!! Vergib mir!!“ — er begann zu flehen, nach verzweifelten Worten zu ſuchen, haltlos, wie vernichtet. Lenas Hände bedeckten ſich mit ſeinen Thränen, aber während ihr Herz zuckte, blieben ihre Augen trocken. Und mitten in ſeine Ausbrüche von Schmerz hinein gingen ihre Gedanken ſeitab. Sie dachte daran, daß ſie ſeit ihrer Kinderzeit nicht mehr geweint hatte, auch damals nicht, als Schwerin ihr die Todesnachricht brachte. Und ſie ſann nach, wie ſie das erklären ſollte.

Draußen im Garten begann es zu dämmern. In dieſem Hausflur an derſelben Stelle hatte ſie vor einem Jahre geſtanden, als ſie verzweifelt gekommen war, um bei George ein Heim zu ſuchen.

Er lag immer noch vor ihr, den Kopf an ſie gepreßt, und während Lena die Augen über den kleinen Flur gehen ließ, über die Holztreppen und über die weißen Thüren, — und während immer leiſe ihre rechte Hand über Georges Kopf glitt, wie man thut, wenn man ein Kind beruhigen will, wurde ſein Weinen leiſer und leiſer.

11. Kapitel.

Am 28. September kam auf der Rennbahn zu Hoppegarten das Renardrennen zur Entſcheidung. Graf Johannes Renard, Schleſiens größtem Züchter, zur Ehre und zum Andenken.

Schwerin ſaß einſam zu Hauſe.

„Sobald das Rennen vorbei iſt, telephoniere ich,“ hatte Lena mittags beim Gehen geſagt, „einerlei, ob Lena S. dann gewonnen oder verloren hat.“

Nun ſaß Schwerin ſeit nachmittags um drei Uhr und wartete.

Um zwei Uhr hatte er zu Mittag geſpeiſt, um halb drei war er von Clemens auf das Sofa gebettet worden, um den Nachmittagsſchlaf zu erledigen, aber die Aufregung hatte ihn am Schlaf und Schlummer verhindert, und er ſaß und wartete.

Das Telephon befand ſich unten beim Hauswirt, der, gegen ſeinen Mieter Schwerin immer von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, ſich bereit erklärt hatte, den Apparat an dieſem Nachmittage ſo lange für Clemens zu reſervieren, bis die erwartete Nachricht eingetroffen ſein würde.

So gute Qualitäten Clemens in ſeiner vieljährigen Dienſtzeit ſich angeeignet hatte, ſo war ihm doch ſpeciell der Gebrauch des Telephons nie recht geläufig geworden, und als er um drei, um halb vier, um vier, um halb fünf, um fünf hinauf kam, um dem Major jedesmal zu rapportieren, daß immer noch keine Nachricht eingetroffen ſei, begann Schwerin in ſeiner Einſamkeit und in der folternden Ungewißheit alle Schuld auf Clemens zu entladen:

Er hatte nicht aufgepaßt, — er hatte das Telephon falſch gehandhabt, — was das Wahrſcheinlichſte war; er war beim Warten unten in dem engen Telephonkaſten eingeſchlafen!!

Der Diener beteuerte das Gegenteil, und in der That war dieſer im Leben phlegmatiſche Clemens dem Telephon gegenüber und dem ſtundenlangen Warten gegenüber von einer ſolchen Nervoſität befallen, daß die Behauptung, er wäre dabei eingeſchlafen, ſelbſt ſeine friedfertige Seele in Aufregung verſetzte.

Zum erſtenmal ſeit vielen Jahren erlaubte er ſich einen Widerſpruch:

„Ich bin nicht eingeſchlafen.“

„Wohl!“ ſchrie Schwerin.

„Nein, Herr Major.“

„Wohl.“

„Nein, Herr Major.“

Schwerin ließ vor Staunen ſeine Cigarre auf den Teppich fallen, dann ſagte er mit einer ganz veränderten und faſt dünn gewordenen Stimme:

„Alſo ſoweit iſt es gekommen. Dieſer Menſch ſtraft mich Lügen in meinem eigenen Hauſe.“

Und als Clemens erſchreckt, ernüchtert und wieder ganz zum Bewußtſein gekommen, den Vorwurf entkräften wollte, fand Schwerin nur ein Wort: „Geh.“

So begab ſich Clemens von neuem an das Telephon, und der Major war wieder allein.

Er kam eine Zeit lang zu gar keinem rechten Nachdenken. ‚Es bricht alles zuſammen,‘ ging ihm durch den Sinn, ‚es lohnt ſich bald wirklich nicht mehr weiter zu vegetieren. Sie kümmern ſich einfach nicht mehr um mich. Mein Wille iſt gleich null. Bei Lena, bei Clemens, bei jedem.‘

Ja, dieſe Lena! — Nun war ſie wieder da. — —

Was aus dem allen noch werden ſollte, er, Schwerin, wußte es wirklich nicht.

Heute vor drei Tagen, ungefähr um dieſelbe Zeit, als die Herbſtdämmerung durch die Fenſter hereinſchaute, hatte ſich die Thür aufgethan und jemand in Hut und Jacke war auf Schwerin zugeeilt und hatte die Arme um ihn geſchlungen.

Er war außer ſich geweſen: „Lena, wo kommſt du her?! Lena, was ſoll das?! Lena, was willſt du hier!?“ Aber ſie hatte kaum geantwortet und hielt nur immer die Arme um ſeinen Hals.

Bis er nach zahlloſen Hin- und Herfragen den Sachverhalt ſo feſtgeſtellt hatte, wie er ihn bei Lenas Anblick ſofort in der erſten Sekunde vermutet hatte.

Sie hatte dann gebeten: „Ich konnte nicht anders, Onkel Schwerin, verzeih mir!“ — und Schwerin hatte ſchließlich mit dem Kopfe genickt: „Ja, ja, Lena, es iſt ja gut“, — aber verzeihen, was man wirklich verzeihen nennt, — — nein, — — das würde er ihr nie können.

Er hatte in den drei Tagen ſich alle Mühe gegeben, den alten Ton wieder zu finden — — es war ihm nicht gelungen und würde ihm nie mehr gelingen.

Er erinnerte ſich an die vielen Stunden, die George da drüben im Seſſel bei ihm verträumt hatte, wie ſie lange Abende zuſammen ſeinen Rheinwein getrunken und ſeine Cigarren probiert hatten. Nun war das alles zu Ende. Nein, nicht das, denn das war ſchon lange zu Ende, aber alles andere, das Glück dieſes armen George und ſeine Zukunft.

Es dämmerte in ihm auf: Lena iſt das geworden, was ihr Vater und wir alle aus ihr gemacht haben: eine Zigeunerin, die nie eine Heimat gehabt hat und nie eine Heimat haben wird; ein Mädchen, das zu Grunde geht an ſeinen Kinderjahren! — —

— — In der Nacht darauf hatte er einen Plan gefaßt, der in ſeiner Einfachheit ihn ſelbſt überraſchte: man mußte Lena klaren Wein einſchenken, ihr die Verhältniſſe in aller Ruhe auseinanderſetzen, ihr ſagen, daß ſie im Grunde genommen nichts war als eine Bettlerin. Das würde ſie zur Vernunft bringen. —

— Aber es brachte Lena nicht zur Vernunft.

Im Gegenteil.

Sie hatte ihn mit einem ſeltſamen Geſichtsausdruck angeſchaut: „Wer weiß, ob ich eine Bettlerin bin. Einſtweilen habe ich noch das Pferd. Es gibt ja Wunder, und das Wunder will es vielleicht, daß die kleine Lena S. am Montag ſiegt. Wenn ſie ſiegt, iſt ſie das beſte Pferd im Lande. Und ich bin reich.“

Schwerin war aufgefahren mit einem empörten Lachen:

„Halt mich nicht zum Narren! Es gibt keine Wunder! Am allerwenigſten auf dem Rennplatz! Das weißt du genau ſo gut wie ich! Willſt du mir ſagen, daß du dieſen unglücklichen George nur heiraten wirſt, wenn ſolche Wunder eintreten?! Willſt du das ſagen, du?!“

„Ich will nichts ſagen.“

„Aber du ſollſt ſagen! Du ſollſt nicht ſtillſchweigen und aus dem Fenſter gucken und mir nicht antworten! Ich will wiſſen, wie das mit George wird! Ich will das wiſſen!!“

Mit einem müden, gleichgültigen Ausdruck kam ſie immer auf ihre eintönige Rede zurück:

„Ich kann nicht in Oldeslo leben, — ich kann in ſolch kleinlichen Verhältniſſen nicht leben, — ich kann es nicht.“

Er hatte alle Regiſter der Schulmoral aufgezogen, alle banalen Weisheiten hervorgeſucht, die er in ſeinen ſechzig Jahren aufgeleſen hatte, und deren jeder Menſch für ſolche Fälle eine beträchtliche Anzahl auf Lager hat, — er hatte gedroht, gewarnt, düſtere Zukunftsbilder vor ihr aufgerollt, — aber Lena blieb bei ihren wenigen Worten:

„Ich kann es nicht.“

Ohne Clemens' Hilfe, ohne die Hilfe irgend eines Menſchen hatte er es mühſelig fertig gebracht, aus ſeinem Stuhl ſich aufzurichten und mit einer großen drohenden Geſte ſich vor ſie hinzuſtellen:

„Und was willſt du dann thun, wenn dieſes alberne — wenn dieſes Wunder nicht eintritt?! — Was wird dann aus George?!! — aus dir?!! —“

Sie hatte nur die Achſeln gezuckt.

— — — — — — — — — — — —

Um ſechs kam Clemens mit ſeinem Rapport noch einmal und um halb ſieben zum letztenmal, — gleich darauf klingelte es draußen, und Schwerin hörte im Vorplatze die Stimmen ſeiner Damen.

Die Thür öffnete ſich, die kleine Frau v. Pauly kam herein.

Sie fand ſich in der Dunkelheit nicht zurecht, ſie ſuchte mit den Augen, aber ſofort ſcholl ihr Schwerins Stimme entgegen, die ſie mit Fragen überſchüttete:

„Warum hat Lena nicht telephoniert? Wie iſt das Rennen ausgefallen? Warum kommt Lena nicht herein? Hat ſie gewonnen? Was iſt nun?! Warum wurde ich hier mit Warten zu Tode gequält —?!!“

— Und durch die nervenzerrüttenden Ereigniſſe dieſes Nachmittages erregt, durch des Majors durcheinander wirbelnde Fragen um dem letzten Reſt von Faſſung gebracht, berichtete die kleine Frau verworrenes Zeug, vermengte Fragen und Antworten und verſetzte durch ihre hilfloſe Ängſtlichkeit den Major in einen ſolchen Grimm, daß er zum erſtenmal in ſeinem Leben ihr gegenüber ſeine große Höflichkeit außer acht ließ:

„Ich will wiſſen, wer das Rennen gewonnen hat!“

Sie blickte ihn mit einem völlig erſtarrten Ausdruck an, die herausgeſchrieene Frage donnerte in ihrem Kopf herum und ſchlug an alle ſeine Wände:

„Wer hat das Rennen gewonnen?“ —

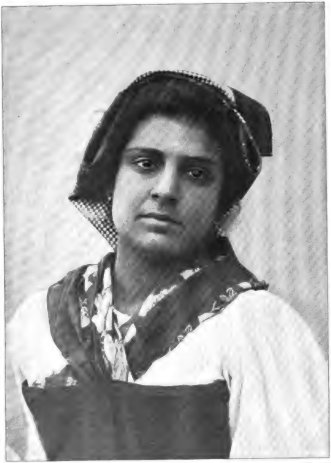
Nein, ſie wußte es wirklich nicht! Man hatte ihr draußen auf der Rennbahn den Namen des Pferdes geſagt, das weit vor den anderen Pferden und weit vor Lena S. als Sieger das Ziel paſſiert hatte, — aber unmöglich, dieſen Namen wieder zu finden!

„Wer das Rennen gewonnen hat, Madame,“ ſagte Schwerin mit einer unheimlichen Ruhe, hinter der ein Ungewitter lauerte. Die Sache ging ihm über den Spaß. Seit vier Stunden wartete er auf die Nachricht, und nun da jemand vor ihm ſtand, der das Rennen ſelbſt geſehen hatte, weigerte ſich dieſer jemand, ihm Auskunft zu geben!

Es gibt ein arabiſches Märchen, in dem jemand in einen Berg eingeſchloſſen iſt, deſſen Ausgang er nur wieder finden kann, wenn er ſich auf den Namen des Berges beſinnt. Angſt und Verzweiflung lähmen in dieſer Lage alle ſeine Sinne und Denkfähigkeit. Genau ſo oder wenigſtens ähnlich ſo erging es der kleinen Frau v. Pauly. Sie erinnerte ſich undeutlich, daß der Name des ſiegreichen Pferdes ein ſeltſames, verrücktes Wort war, mit dem man nie und nirgendwo ſonſt in der Welt Pferde benennt, — und als ſie noch ein oder zwei Sekunden nachgeſonnen hatte und zu der Überzeugung gelangt war, daß ſie dieſen Namen nie finden würde, flüchtete ſie zu der letzten Zuflucht ſchwacher Seelen und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus.

‚Alſo ich werde richtig hier ſitzen bleiben und niemand wird kommen, um mir Aus-

Aus unserer Studienmappe:



Sizilianiſche Bäuerin. Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

kunft zu geben,‘ dachte der Major. ‚Gut ſo, nur weiter. Ein hilfloſer Menſch, der ſich nicht mehr bewegen kann, in einer Umgebung von Schlafmützen lebt und am beſten thut, ſelber einzuſchlafen.‘

Es war ganz dunkel im Zimmer geworden.

‚Es bringt auch niemand eine Lampe,‘ dachte er. ‚Gut ſo, nur weiter.‘

Aus einer Ecke des Zimmers klang das unterdrückte Weinen der Frau v. Pauly, und als Schwerin eine Weile das angehört hatte, verſuchte er ſein Heil noch einmal. Mit einer ganz zarten und höflichen Stimme ſagte er:

„Beſinnen Sie ſich einmal ganz in Ruhe, liebe Frau v. Pauly, — wer hat das Rennen wohl gewonnen?“

Aber keine Antwort erfolgte.

— Eine Weile ſpäter kam Clemens herein, um ſchweigend die beiden Lampen anzuzünden und ſich dann ſchweigend zu entfernen. — —

— Wieder eine Zeit ſpäter ſah der Major die kleine Frau v. Pauly von ihrem Stuhl in der Ecke ſich vorſichtig erheben und leiſe hinausgehen, — dann war er wieder allein.

Er hatte einen Augenblick die Empfindung, in einer Art von Irrenhaus zu ſein. Er nahm eine Cigarre, brannte ſie an, that zwei Züge und legte ſie wieder fort.

‚Wenigſtens weiß man jetzt ſoviel,‘ dachte er, ‚daß Lena S. nicht gewonnen hat. Hätte Lena S. das Rennen gewonnen, ſo würde die Frau den Namen gewußt haben. Sie hat ihn nicht gewußt, ergo hat Lena S. das Rennen nicht gewonnen. Wie es vorauszuſehen war. Wie es ganz ſelbſtverſtändlich war. Was nun werden ſoll, weiß ich nicht.‘

— — Die Thür ging auf, Lena kam herein.

Ganz ruhig ging ſie auf ihn zu und gab ihm die Hand: „Guten Abend. Verzeih, daß wir nicht telephoniert haben. Ich habe es vergeſſen. Ich war ſehr erregt, ich habe nicht daran gedacht.“

Sie trug noch das Kleid, in dem ſie heute draußen geweſen war, — das erſte helle Kleid ſeit ihrer Trauerzeit.

Sie ging an einen der großen Seſſel, rollte ihn über den Teppich neben Schwerins Stuhl und ſetzte ſich neben ihn:

„Ich habe dir Grüße zu beſtellen. Alle fragten nach dir, wie es dir geht. Der Herzog wird nächſter Tage einmal kommen, dich zu beſuchen. Auch Bernſtorff will kommen.“

Er blickte ſie erſtaunt an. Sie war ſo gefaßt und gleichmütig, als ob nichts paſſiert wäre.

„Erzähl mir von dem Rennen,“ ſagte er.

„Valérien hat gewonnen.“

„Wer war zweiter?“

„Kirawedda.“

„Und Lena S.?“

Sie zuckte leicht die Achſeln: „Sie war an der Diſtanz geſchlagen.“

„Sie war nicht unter den drei erſten?“

„Nein.“

Und als Schwerin ſie mit großen fragenden Augen anſchaute, als ob er das alles nicht begriffe, begann ſie zu erzählen:

„Der Sieg in Frankfurt im Landgrafenrennen war wohl nur ein Zufall. Lena S. iſt ein ſchlechtes Pferd, ganz ohne Frage. Es iſt merkwürdig, wie man ſich in Jährlingen täuſchen kann, ich hätte in Harzburg darauf geſchworen, daß ſie allererſte Klaſſe werden würde. Sie kam ſchlecht vom Start, das iſt eine gewiſſe Entſchuldigung, und Dockeray ritt ſie auch nicht gut, denn er nahm ſoviel aus ihr heraus, um das verlorene Terrain wieder gut zu machen, daß die Stute nach einer halben engliſchen Meile ganz ausſichtslos im Rudel galoppierte. Nachher nahm er die Peitſche, es war lächerlich. Wenn ein Jockey nicht fühlt, daß ſein Pferd geſchlagen iſt, und nimmt ohne jeden Grund dann noch die Peitſche, das iſt einfach lächerlich. Solche Burſchen ſetzt man bei uns in Deutſchland immer noch auf die Rennpferde!“

Sie ſtützte den Arm auf die Lehne des Seſſels und legte den Kopf in die Hand. Sie ſchien nachzuſinnen, aber ganz gleichmütig, und ihre Augen gingen langſam über die langen Linien des Teppichs.

Nach einer langen Pauſe, in der Schwerin ſie immer anblickte und ſich immer nur fragte: ‚Was heißt das alles? Was iſt geſchehen?‘ — beugte er ſich vor und legte ſeine Hand auf ihr Knie:

„Lena —?“

„Ja —?“

„Was — was ſoll nun werden —?“

„Graf Johann Szatek hat um meine Hand angehalten.“

Er wollte emporfahren, aber er war wie gelähmt. Es wirbelte ihm durch den Kopf: George, — das Rennen, — Lena, — Szatek, — und wieder Lena, — und wieder George, — — das war ja unmöglich!! Sie konnte George nicht beiſeite werfen, wie man einen verbrauchten Handſchuh abſtreift!! Mit heiſerer Stimme ſagte er:

„Weißt du, wer dieſer Graf Szatek iſt? Weißt du, wer deinen Vater ruiniert hat?“

„Wer?“

„Szatek.“

— Und als ſie nicht antwortete und ihn nur anſtarrte, erzählte er ihr mit einer Stimme, die immer heiſerer wurde, in abgeriſſenen Sätzen alles, was er von jener Affaire wußte. Daß Szatek es geweſen war, der in Hamburg dem Rittmeiſter den Todesſtreich verſetzte, als er ihn im Spiel ruiniert und auf die Bezahlung der Schuld beſtanden hatte.

Lena war in ihrem Seſſel zuſammengeſunken, die Arme ſchlaff vor ſich auf die Kniee gelegt und den Kopf geſenkt. — —

— — Der Major hatte ſchon lange geendet. Sie ſaß immer noch und gab kein Zeichen von ſich. Da beugte er ſich noch einmal vor und berührte ihre Hand:

„Haſt du gehört, was ich geſagt habe, — er hat deinen Vater ruiniert.“

Sie richtete den Kopf in die Höhe und ſah ihn mit einem wunderlichen Blicke an: „Ja, ich höre es.“

Etwas wie ein Lächeln ging um ihren Mund, vor dem Schwerin zurückfuhr, — leiſe, unhörbar ſagte ſie vor ſich hin: „Und ich werde ihn ruinieren.“

Sie träumte. Über dem ſchmalen blaſſen Geſicht lag ein grauſamer Zug, der nur langſam wich. Sie dachte an George: ‚Armer George‘ —, dann ſann ſie wieder vor ſich hin: ‚Wer mich nimmt, wird zu Grunde gehen, — beſſer er als du. Du haſt nicht Schritt neben mir gehalten, George, aber er wird auch nicht Schritt halten. Er noch weniger als du.‘ — Wieder glitt das wunderliche Lächeln um ihren Mund: ſie ſah Zukunftsbilder, Glanz, Verſchwendung. Sie war die Gräfin Szatek, vor der alle Welt ſich beugen und der alle Welt huldigen würde. Während er ſelbſt, Szatek, im Nebel hinter ihr verſchwand, weil er nicht Schritt halten konnte, weil er vernichtet war. Sie ging ganz allein die große, glänzende Straße, ganz allein — —

— — Sie wußte nicht, wie lange ſie vor ſich hingeträumt hatte, vielleicht ſtundenlang.

Jemand berührte ihre Schulter, und ſie ſchaute ſich haſtig um: „Was wollen Sie?“

Es war Clemens. „Der Herr Major muß ſchlafen gehen, gnädiges Fräulein, es geht auf Mitternacht.“

Sie ſah auf die Uhr: wirklich elf Uhr vorbei. Dann blickte ſie nach Schwerin, er ſchlief.

„Ja, es iſt gut. Beſorgen Sie alles, er ſoll ſchlafen gehen.“

Clemens öffnete die Thür zu dem Schlafzimmer und ging leiſe auf den Zehen hinein, um alles zu ordnen.

Lena ſtand auf, ſie trat neben Schwerin und betrachtete ihn, dann nahm ſie ſeine welke Hand:

„Denn ich bin jung und ihr anderen ſeid alt, ihr alle zuſammen! Auch George. — — — Ja, George, auch du. —“

Sie ſtrich ſich über die Stirn und ging an das Fenſter. Sie ſchlug die Vorhänge auseinander.

Der Platz mit ſeinen Lichtern lag vor ihr; darüber hinaus dehnten ſich im Lichterglanz die langen, breiten Straßenzüge nach Weſten.

Mit müden, glanzloſen Augen blickte ſie hinaus und wiederholte die Worte:

„Denn ich bin jung — — — denn ich bin — — jung.“

12. Kapitel.

Man hatte Frau v. Pauly zu der Hochzeit eingeladen, ſelbſtverſtändlich. Sie ließ das Kleid aus lila Seide, das ſie ſeit Jahrzehnten beſaß, eigens dieſer Hochzeit wegen ändern, — und als dann alles fertig geſtellt und weiße Handſchuhe und der ganze Tand angeſchafft war, deſſen man bei ſolchen Feſten als Dame bedarf, — ließ ſie in letzter Stunde den Plan fallen.

Angeblich Schwerins wegen. Um ihn nicht allein zu laſſen.

In Wahrheit aber wohl nur, weil in den ſchlafloſen Nächten der Gedanke ſich immer klarer in ihr feſtgeſetzt hatte, daß alle Änderungen und der neue Beſatz dem lila

Kleid keine Lebensfähigkeit mehr zu verleihen imſtande geweſen waren.

Sie zog es an und zeigte es Schwerin, — ſie zog es noch zu zwei anderen Malen an und zeigte es wiederum dem Major, — Schwerin hatte indeſſen neuerdings eine ſonderbare Art angenommen, zu allem zu nicken und bei den ernſteſten Fragen einzuſchlafen, — auf ſein Ja oder Nein konnte man mithin bei ſolcher Angelegenheit keinen Wert legen.

Aber erſt als ſie in dem Kirchenſtuhle ſaß und der lange Zug glänzender Toiletten an ihr vorbei defilierte, kam es ihr zum Bewußtſein, welcher Gefahr ſie durch die Verzichtleiſtung entgangen war! Unmöglich, ſich vorzuſtellen, welche Disharmonie der lila Fleck in das leuchtende Bild gebracht hätte, das ſich wie ein Frühlingskranz von Licht und Blüten rings um den Altar wand!

Ein Angſtſchweiß brach ihr aus allen Poren, und obwohl ſie in dieſem Kirchenſtuhl ſicher ſaß wie in Abrahams Schoß und keine Macht der Welt ſie und das lila Kleid in den Kreis da vorn hinauszerren durfte, ſo flößte doch der bloße Gedanke, etwas Unfaßliches gewollt zu haben, ihr ſolchen Schrecken ein, daß ſie eine Zeit lang ganz bewegungslos ſaß und nichts von den Vorgängen merkte. — — —

— — Alle Kirchenſtühle, alle Sitze, alle Emporen der Matthäikirche füllten ſich mit Zuſchauern, — dieſe Hochzeit war das Ereignis der Saiſon, — und während die Orgel ſchon leiſe präludierte, hörte man draußen immer noch Wagen auf Wagen rollend vorfahren.

Ein Kirchendiener lief eilig durch die mittelſte Reihe und kam gleich darauf zurück mit einem vergeſſenen Bouquet, — man ſah vor dem Altar Uniformen, Lorbeerbäume, Orangenbäume, Orden, Seide, Blumen, Herren im Frack — man hätte, um alles ſehen zu können, ſeine Augen verdoppeln müſſen und würde vielleicht ſelbſt dann keinen alles erſchöpfenden Eindruck gewonnen haben.

Allmählich vergaß Frau v. Pauly ihr Kleid und das, was dieſes Kleid hätte herbeiführen können, — ihr Kopf ging hin und her, bald rechts, bald links, ſie konnte nicht folgen, es gab ſoviel zu ſehen, man wurde verwirrt und verlor jeden klaren Überblick.

Dann ganz plötzlich ſah ſie Lena!

Sie hatte, nach der Hauptthür gewendet, den wichtigſten Moment: das Hereintreten des Brautpaares, verpaßt.

War das Lena —?

Ja ſelbſtverſtändlich, — wer ſonſt —?

Sie ſah ganz anders aus als je zuvor! So groß und ſchlank und gerade aufgerichtet — — —

„— Sie iſt es wirklich —,“ ſagte Frau von Pauly vor ſich hin, — „wirklich.“

Die Orgel ließ brauſend ihre Stimmen durch den weiten Raum erſchallen — tauſend Blicke richteten ſich auf die einzige Geſtalt in weißer Seide, die jetzt auf dem roten Sammet niederkniete.

Da begann die kleine Frau v. Pauly zu ſchluchzen. Sie wußte ſelbſt nicht weshalb.

Es war kein rechter Anlaß zum Weinen, und alles in allem genommen hatte ſie Lena und was Lena anging, eigentlich immer fremd gegenüber geſtanden, — — aber ſie mußte weinen, ſie konnte nicht anders. Ihr war ſo feierlich und ſo weh, ſie dachte an vieles und an nichts. Dieſe Orgeltöne bei Hochzeiten hatten Zeit ihres Lebens für ſie etwas Erſchütterndes gehabt.

Irgend jemand dicht neben ihr begann gleichfalls zu ſchluchzen, und als ſie mit dem Taſchentuch vor dem Mund ſich umſchaute, ſah ſie, daß dieſer jemand ihre Nachbarin war, eine ältere Dame ganz in Schwarz, die ihr zunickte und ihr ſchweigend die Hand drückte.

„Eine ſchöne Braut,“ flüſterte die Dame, und Frau v. Pauly beſtätigte es: „Sehr!“

„Eine ſehr junge Braut.“

„Sehr.“

Es erwies ſich, daß die Dame in Schwarz imſtande war, alle Glieder dieſer glänzenden Geſellſchaft, die ſich dicht vor ihnen um den Altar gruppierte, einzeln mit Namen zu bezeichnen, und da ſie eine ſolche Fülle von Wiſſen nicht ungenutzt ſchlummern laſſen konnte, beugte ſie ſich während der Rede des Paſtors zu ihrer Nachbarin und flüſterte ihr die Namen ins Ohr.

„Da rechts die Kleine in Blau, das iſt die Gräfin Bernſtorff, — dann neben ihr der Oberſt v. Maſſow — — —“

„Der Lange —?“

„Nein doch! Der rechts! Der, ganz an der Ecke.“

„Der mit den Orden —?“

„Orden — na ja — Orden haben alle — aber Sie meinen den richtigen.“

Eine dramatiſche Wendung nahm das Flüſtergeſpräch erſt in dem Augenblick, als nach der Aufzählung Frau von Pauly tiefaufatmend ſagte:

„O Gott ſei Dank, daß ich nicht zu dieſer Hochzeit gegangen bin!“

„Wie ſo nicht gegangen?“ fragte die andere. „Sie ſind doch augenblicklich da, meine Liebe.“

„Ich meine zu der Hochzeit ſelbſt, ich meine da vorne hin, unter die anderen. Ich meine zu der Hochzeit ſelbſt.“

Einen Augenblick hatte die Dame in Schwarz das ſchreckhafte Empfinden, neben jemand zu ſitzen, deſſen Geiſteskräfte nicht ganz intakt ſind, dann ſagte ſie gütig belehrend:

„Da hätten Sie eingeladen ſein müſſen, meine Liebe, nicht wahr? Das iſt klar, Sie hätten eingeladen ſein müſſen.“

„Das war ich auch,“ ſagte Frau v. Pauly.

Aus unserer Studienmappe:

Liebhaberaufnahme von R. Ludin.

Sie öffnete ihr Geſangbuch und zeigte der anderen die ſchwere, goldgeränderte Karte mit der Einladung.

Die Dame ſtarrte ſie an, — ſie machte den Mund auf, um etwas zu ſagen, — ſie blickte wieder auf die Karte — und dann — aber das Wort erſtarb ihr im Munde, weil voll und brauſend in dieſem Augenblicke die Orgel neu einſetzte.

Man reckte die Köpfe. Einige in den Bänken ſtanden auf — andere — ſchließlich alle — —

Denn das Brautpaar hatte ſich erhoben, und die Gräfin Szatek begann am Arme ihres Gemahls den Rundgang.

Man ſchüttelte ihr die Hand, man drängte ſich um ſie, — ſie kam dicht an den Kirchenſtühlen der beiden Damen vorbei, den Kopf leicht in den Nacken gelegt, das Geſicht etwas blaß, aber die großen Augen ganz ruhig und kühl.

Und ſo ging ſie hinaus. — — — —

— — — — — — — — — — —

— — Um drei war die kirchliche Ceremonie beendet geweſen, aber erſt kurz vor fünf Uhr kam Frau v. Pauly nach Hauſe. Die Dame in Schwarz hatte ſie um keinen Preis eher losgelaſſen.

Nun ſaß ſie und erſtattete Schwerin Bericht.

Auf die Rückſeite der Einladungskarte hatte ihre neue Freundin alle Namen aufgeſchrieben, deren Träger bei der Hochzeit anweſend geweſen waren. So konnte ſie mühelos dem Major die Gäſte vorzählen.

Schwerin ſaß und hörte zu. Er hatte auch heute warten müſſen, ſtundenlang, wie er jetzt oft warten mußte, aber in ſeinem Geſicht lag nichts mehr von dem alten choleriſchen Ärger. Es war, als ob dieſes Geſicht in den letzten Monaten kleiner geworden war. Der Schnurrbart ſchimmerte faſt weiß, und das Monocle lag auf dem im Seſſel zurückgelehnten Geſichte zwiſchen vielen Falten eingebettet wie ein kaltes, weißes Glas, das höhniſch alle Wechſel überdauert hat.

Frau v. Pauly hatte den natürlichen Wunſch, daß er wenigſtens einige Fragen ſtellen möchte: nach Lena, nach dem Paſtor, nach der Rede, nach den Gäſten, — aber Schwerin fragte nicht. Wenn ſie aufhörte zu erzählen, ſo entſtand eine Pauſe, die nicht eher zu Ende ging, bis ſie ſelbſt das Wort von neuem ergriff. Nur einmal ſagte er: „Ja, ja, das iſt nun ſo.“

— Und eine Zeit nachher klingelte er:

„Clemens ſoll kommen.“

Er war ſeit Monaten aus ſeinem großen Seſſel nicht mehr aufgeſtanden, außer abends, um ſich ins Bett ſchaffen zu laſſen, — nun gab er zu verſtehen, daß man ihn in die Höhe richten ſollte. Sie thaten es verwundert. Und ohne daß einer von den dreien etwas ſprach, ließ er ſich in die Zimmer nebenan führen, — in Lenas Zimmer.

Er ging in das eine und darauf in das andere und ſtand in der Mitte und ließ ſeinen Blick über die Gegenſtände gehen: das Bett, den kleinen Schreibtiſch —

— Dann beim Hinausgehen ſchloß er, ohne ein Wort zu ſprechen, den Schlüſſel an der Thür und ſchob ihn in die Taſche.

Seine Begleiterin brach in Thränen aus, — er muſterte ſie erſtaunt, als ob er nicht begriffe, weshalb, — aber dann nickte er:

„Ja, ja, — es iſt wahr.“

— Er ſaß wieder in ſeinem Seſſel, die Augen geſchloſſen, — bis er ſich unerwartet einen Ruck gab: „Wir müſſen über das alles ſprechen. Es gibt nun niemand mehr, für den ich zu ſorgen habe. Wenn ich abgerufen werde, dann ſoll das alles hier und das übrige Ihnen gehören.“

Sie fuhr auf: „O Gott, Herr Major!“

— Und ſie wollte noch mehr ſagen, alles das, was man in einer ſolchen Überraſchung und Rührung hervorzubringen pflegt, — aber mit einem Reſt ſeiner alten Heftigkeit winkte er ab: „Ich will das nicht, laſſen Sie das, entweder — oder!“

Er nahm aus der Taſche einen Bund Schlüſſel — „ſchließen Sie, bitte, auf, da die Schatulle, geben Sie her.“

Er kramte eine Weile in dem eiſernen Kaſten, nahm Schriftſtücke heraus und legte ſie wieder hinein, — alles etwas ſtumpf, ohne rechte Überlegung — und ſo mitten im Kramen und Suchen fielen ihm die Augen zu.

Ängſtlich, erwartungsvoll hatte Frau v. Pauly ſeine Bewegungen verfolgt, nun berührte ſie leiſe ſeinen Arm: „Herr Major —?“

Er öffnete die Augen und zwinkerte unſicher: „Ja, ja, was denn?“

Dann erinnerte er ſich und beugte ſich wieder über die Schatulle und kramte weiter.

Er nahm ſeine Brille; als er aber eine Zeit lang die Aufſchriften auf den einzelnen Schriftſtücken ſtudiert hatte, legte er die Brille wieder beiſeite, ganz gedankenabweſend.

Ein langes gelbes Couvert mit Siegeln hatte er in der Hand behalten, nun brachte er es dicht vor die Augen und verſuchte zu leſen. „Was ſteht darauf?“ fragte er.

Sie beugte ſich über ſeine Schulter und las: „Mein Teſtament.“

„Ja, ja, mein Teſtament. Das war es, was ich ſuchte. Wir können es nun zerreißen, nicht wahr. Die Frau Gräfin Szatek hat ſolche Bagatellen nicht nötig.“

Und langſam riß er mit der zitternden rechten Hand die Papiere der Länge nach auseinander.

Sie ſagte nichts. Sie war erregt, wie es jedem in ihrer Lage ergangen wäre, aber ſie war nie eine Frau geweſen, die mit Geld umzugehen verſtanden oder den Beſitz höher als notwendig geſchätzt hatte. Der alte Schwerin würde eines Tages ſterben und ſie ſeine Erbin ſein, aber dieſer Gedanke hatte für ſie nur etwas Trauriges.

Er nahm wieder ſeine Brille und ſuchte wieder unter den Papieren, aber alles ohne rechtes Nachdenken, wie ein Kind, das in ſeinem Spielzeugkaſten kramt.

Ein Bild fiel ihm in die Hand, Lenas Bild, das ſie darſtellte, als ſie noch ein kleines Mädchen war.

Langſam zerriß er das Bild, — dann, verwirrt, hielt er die beiden Teile aneinander. Das gab wieder das ganze Bild, aber ein langer häßlicher Riß ging hindurch.

Er ſah ſich um, als ſuchte er jemand, und als er Frau v. Pauly fand, die noch immer hinter ſeinem Seſſel ſtand, nickte er und deutete auf das Bild:

„Sie war doch das liebſte kleine Mädchen.“

— — — — — — — — — — —

Es war Abend. Schwerin ſaß immer noch in ſeinem Seſſel.

Die Schatulle war wieder zugeſchloſſen und fortgeſtellt, Clemens hatte die Lampe neben ihm auf den Tiſch gerückt und dem Major die Abendzeitung in die Hand gegeben.

Die Thür wurde zögernd geöffnet und Frau v. Pauly ſchaute herein:

„Herr George iſt da.“

„Wer?“

George trat ins Zimmer. Er ging zu Schwerin und gab ihm die Hand. Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich neben ihn.

„Ja, ja,“ ſagte der Major, „ganz recht, ganz richtig.“

Und mechaniſch, wie er das immer gethan hatte, holte er eine ſeiner Kiſten vom Boden: „Nimm eine Cigarre, mein Junge. Da ſtehen Streichhölzer. Gib mir auch eine. Schneid ſie ab.“

Es fiel ihm ein, daß er George lange nicht mehr geſehen hatte, aber er wußte nicht recht, wann zum letztenmal. Bis er ſich erinnerte, daß es damals geweſen war auf dem Bahnhof, als George mit Lena abreiſte nach — wie hieß doch der Ort — Oldeslo, — richtig.

„Biſt du ſchon lange hier, mein Junge? Ich meine in Berlin? Du warſt doch fort?“

George nickte.

„Wie lange biſt du wieder hier?“

„Seit drei Monaten.“

„Wo —? Hier in Berlin —?“

„Ja.“

Eine Zeit lang ſprachen ſie nicht, und Schwerin ſann über das alles nach. Er konnte ſich das nicht recht zuſammenreimen. Namentlich das, weshalb George nie bei ihm geweſen war. „Warum haſt du dich nie ſehen laſſen, mein Junge?“

— Aber George antwortete nicht.

Wieder nach einer Weile, in der Schwerin ſich von neuem bemüht hatte, in ſeine etwas unklaren Gedankenreihen Ordnung zu bringen, fragte er plötzlich:

„Warſt du in der Kirche, George?“

Und dann, als George nur nickte und wieder vor ſich hinſtarrte, bekam Schwerin ſeine widerſpenſtigen Gedanken endlich in Reih und Glied. Es dämmerte in ihm auf, daß er George tröſten müſſe, und weit ausholend, begann er ihm eine Geſchichte zu erzählen von einer Liebe, die vor vierzig Jahren geſpielt hatte und bei der es dem Leutnant Schwerin genau ebenſo ergangen war wie heute dem armen George.

„Sie hat auch einen anderen geheiratet, mein Junge, und ich bin doch 67 Jahre alt geworden. Oder bin ich ſchon älter? Ich weiß es ſelbſt nicht mehr, aber es kommt ja auf eins heraus.“

Er bot George die Hand, und ſie blickten ſich an. — — —

— — „Du wirſt ein Glas Wein trinken wollen, mein Junge?“

„Nein. Danke.“

„Bleibſt du in Berlin?“

„Nein.“

„Wann reiſt du ab?“

„Heute.“

„Nach Oldeslo?“

„Ja.“

Der Major taſtete nach ſeiner Hand: „Du biſt wohl gekommen, George, um mir Adieu zu ſagen?“

„Ja.“

„Hm. — Komm, ſchenk mir ein. Da das Glas.“

Er trank es auf einen Zug leer, dann ſchien das Denken in ihm aufzuwachen, lebhafter zu werden.

„Gib mir noch mal deine Hand. Ich will dir etwas ſagen: Du wärſt mit ihr nicht glücklich geworden. Glaub mir das. Zu einer Doktorsfrau in eurem Oldeslo iſt Lena nicht geboren. Glaub mir das. Vielleicht geboren, ja, geboren ſind wir alle zu allem Möglichen, — aber nicht erzogen! Das iſt der Kaſus, mein Junge, bedenke das! Sie war wie eine kleine Prinzeß, und wir haben damals immer geſagt, halb im Scherz: ſie wird einen Prinzen heiraten.“

Neben ihm auf dem Tiſch lag das zerriſſene Bild. Er nahm es und legte es zuſammen: „Sieh mal her.“

George trat neben ihn, er blickte auf das Bild, — da zum erſtenmal verlor er ſeine Faſſung. Er preßte die Hand vor das Geſicht und wandte ſich ab. Er nahm ſeinen Hut, — dann, die Thränen niederkämpfend, trat er noch einmal zu Schwerin:

„Adieu.“

„Mein Junge,“ ſagte Schwerin und ſuchte vergebens aus ſeinem Seſſel in die Höhe zu kommen, „Gott mit dir!“

Als George ſeine Hand frei machen wollte, beugte ſich der Major noch einmal zur Seite, nahm eine große Kiſte Cigarren vom Boden und ſchob ſie ihm in den Arm:

„Da, nimm mit, für unterwegs.“

Und als George etwas erſtaunt abwehrte, ſagte Schwerin:

„Zum Andenken an mich, mein Junge. Rauch ſie und denke, wenn du die letzte geraucht haſt, nun iſt der alte Schwerin auch verraucht, in die Luft verweht. Wie etwas, weißt du, an das ſich niemand mehr erinnert. Vielleicht Lena ausgenommen. Und wenn ſie an mich denkt, ſag' ſelbſt, an was ſoll ſie da groß denken? Sie wird lächeln: „Ja, ja, Schwerin, richtig. Der mich leſen und ſchreiben gelehrt hat. Voilà tout — — —.“

Deutſchlands Eckehart.

Von

Joſeph Lauff.

Kein Laut im schrägdurchsonnten Walde,
Schon halb im Traume spricht der Born,
Und ob der sommerlichen Halde
In lichten Wogen geht das Korn.
Und dort, wo rosig, wie auf Daunen
Schon lind die Abendwölkchen ziehn,
Umspielt geheimnisvolles Raunen
Das grüne Banner von Wettin.

Verhaltnes Schluchzen, stilles Weinen,
Ein Bitten und ein stummes Flehn . . .
Es will, umgeben von den Seinen,
Ein lieber Geist von hinnen gehn.
Und sieh — in matter Dämmerhelle,
Aufs Herz die weisse Hand geschmiegt,
Erscheint ein Seraph auf der Schwelle,
Wo bleich der wunde König liegt.

Im blauen Auge heisse Zähren,
Das Haupt vom Eichenbruch umzweigt,
In Haaren, golden wie die Ähren,
Hat er zum König sich geneigt:
„Ich küsse die gefaltnen Hände,
Die stets den heil'gen Brand geschürt
Und über die Jahrhundertwende
Das treue Sachsenvolk geführt.

Ich küsse auf geweihtem Boden
Dir deine Stirne, schmerzbewegt,
Um die mit ewiggrünen Loden
Der Schlachtenlorbeer sich gelegt.

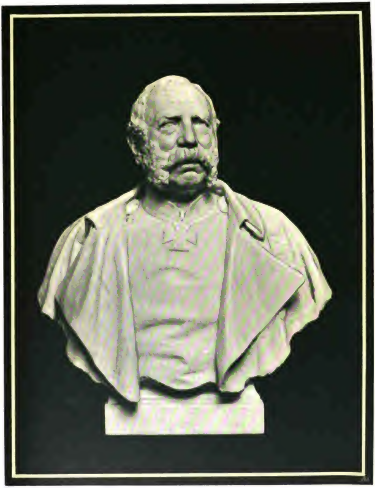
Die Augen, die schon halbgebrochen,
Die Lippe küss' ich bleich und kalt,
Die treu wie Eckehart gesprochen,
Wo immer es dem Reiche galt."

Er beugt sich unter Thränen nieder,
Das Herz ans müde Herz sich drängt;
Der greise König hebt die Lider,
Wie er den ersten Kuss empfängt:
„Wer bist du, lichtumstrahltes Wesen,
Dass Liebe du auf Liebe häufst,
Und, wie zum ewigen Genesen,
Mir Balsam in die Seele träufst . . .?!"

„Du findest mich am trauten Herde,
Wo deutsch die deutsche Zunge klingt —
Ich bin der Geist der deutschen Erde,
Der Deutschlands letzte Grüsse bringt.
Und so in feierlicher Stunde,
Den Deinen nah, am stillen Ort,
Küss' ich von deinem teuren Munde
Den letzten Hauch, das letzte Wort . . ."

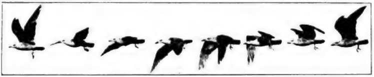
Verhaltnes Schluchzen, leises Weinen,
Ein Bitten und ein leises Flehn . . .
Es will, umgeben von den Seinen,
Ein lieber Geist von hinnen gehn. —
Es steht die Welt im Abendglaste,
Umtönt von sel'gen Melodien,
Da — — — langsam sinkt vom hohen Maste
Das grüne Banner von Wettin.

Digitized by Google



König Albert von Sachsen †. Büste von Prof. Carl Seffner.

Digitized by Google



Fliegende Möwe. (Nach Aufnahmen von Ottomar Anſchütz in Berlin.)

Das Problem des menſchlichen Fluges.

Eine technische Studie von

Ingenieur Wilhelm Freyer.

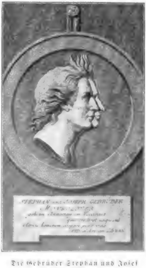
Mit fünfundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

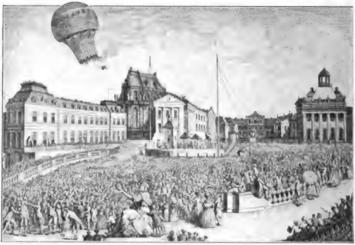
Die mehr oder minder warmen Nachrufe, welche anläßlich der Jahrhundertwende dem hinabgeſunkenen Neunzehnten gewidmet worden ſind, und die ihrer Mehrzahl nach voll heimlicher Selbſtbewunderung unſerer Tüchtigkeit auf den Ton geſtimmt waren, „wie wir es doch ſo herrlich weit gebracht“ in den Errungenſchaften unſerer vielgerühmten materiellen Kultur, haben vor allem anderen lobpreiſend hervorgehoben, welche gewaltigen Umwälzungen, unter den übrigen ja gewiß nicht geringen Fortſchritten der Technik und Induſtrie, namentlich ſolche des Verkehrsweſens im ganzen Kulturbilde hervorgerufen haben.

Die Schaffung des modernen Schnellverkehrs mittels Dampfſchiff und Eiſenbahn rührt ja in ihren erſten Anfängen noch von dem XVIII. Jahrhundert her; da jedoch auch dieſes nicht die erſten Keime gezeitigt hat — die bis in das klaſſiſche Altertum ſich zurück verfolgen laſſen — und die ganze Entwickelung und ungemein ſchnelle Ausbreitung über die ganze Erdoberfläche in dem „eiſernen Jahrhundert“ geſchehen iſt, ſo betrachtet man mit Recht dieſe Entwickelung als ihm allein zugehörig.

Wie aber heute ſchon der Lokomotivbetrieb einen hippokratiſchen Zug aufweiſt und ſein Erſatz durch die weit vollkommenere elektriſche Kraft nahe erſcheint, die an Stelle der ſchweren langen Wagenzüge einzelne, in kurzen Abſtänden mit großer Fahrgeſchwindigkeit verkehrende Fahrzeuge ſetzen wird, ſo ſcheint die ganze Entwickelung der Verkehrstechnik über ihr bisheriges Gebiet hinaus zu wachſen und ganz neue Kräfte der Natur in ihren Dienſt ſtellen zu wollen. War das vergangene Jahrhundert das der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, ſo wird vielleicht das XX. Jahrhundert das der Unterſeeboote und Flugſchiffe werden; ſelbſtverſtändlich ohne jene beiden damit aus der Welt zu ſchaffen, ebenſowenig wie ſie ſelber das Segelſchiff und das Straßenfuhrwerk überflüſſig gemacht haben. Allerdings — wenn Prophezeien im allgemeinen ſchon mißlich iſt, ſo war es das noch immer ganz beſonders in techniſchen Dingen! Gewöhnlich kommt es ganz anders

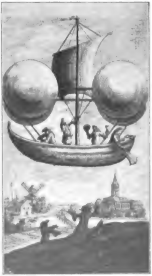


Die Gebrüder Stephan und Joſef Montgolfier.
Stich von T. Berger vom Jahre 1784.



Aufſtieg der Gebr. Montgolfier zu Verſailles am 19. Sept. 1783 in Gegenwart der Königlichen Familie und von mehr als 130000 Zuſchauern. (Zeitgenöſſiſcher Stich.)

als man vorherſagt, und ſo iſt es denn ja auch möglich, daß bei der nächſten Jahrhundertwende, die wir nicht mehr erleben, nicht die herrlichen Errungenſchaften des freien Verkehrs in beliebiger Höhe und Tiefe durch Waſſer und Luft hindurch geprieſen werden, ſondern ganz andere Dinge; aber der Anſchein dafür iſt doch vorhanden, und es regt ſich ſchon hie und da mit ziemlichem Erfolge. Freilich, nicht jeder glaubt an dieſe Erfolge. Und wie die Regierungen mancher Seemächte noch über die franzöſiſche Unterſeebootflottille lächeln, die bereits auf einige dreißig Fahrzeuge angewachſen iſt, ſo erklären andere die Beſtrebungen unſerer Flugtechniker für hirnverbrannte Utopien.

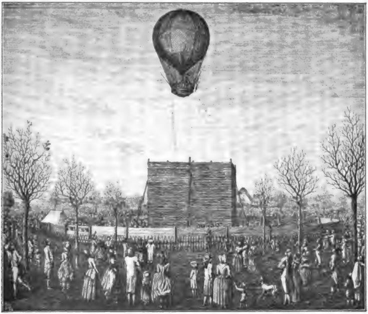


Projektierter Aufſtieg vermittelſt metallener Kugeln.
Stich aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Das beweiſt jedoch nicht viel, denn genau ſo ging es ſchon vor hundert Jahren zu. Als bei Napoleons Vorbereitungen zu ſeinem geplanten Kriegszuge nach England in die ſorgenvollen Erwägungen hinein: wie man das Heer über das Ärmelmeer ſchaffen ſolle, Fulton mit ſeiner Erfindung des Dampfſchiffes kam, das er auf der Seine bei Paris ſchon luſtig Probefahrten machen ließ, fragte der große Korſe ihn höhniſch, ob er wirklich im Ernſt glaube, vermöge eines Keſſels heißen Waſſers nach England fahren zu können. Und als ſpäter Georg Stephenſon ſeine Lokomotive in England ſchon längſt erfolgreich fahren ließ, nachdem auch er anfangs geglaubt hatte,

Digitized by Google

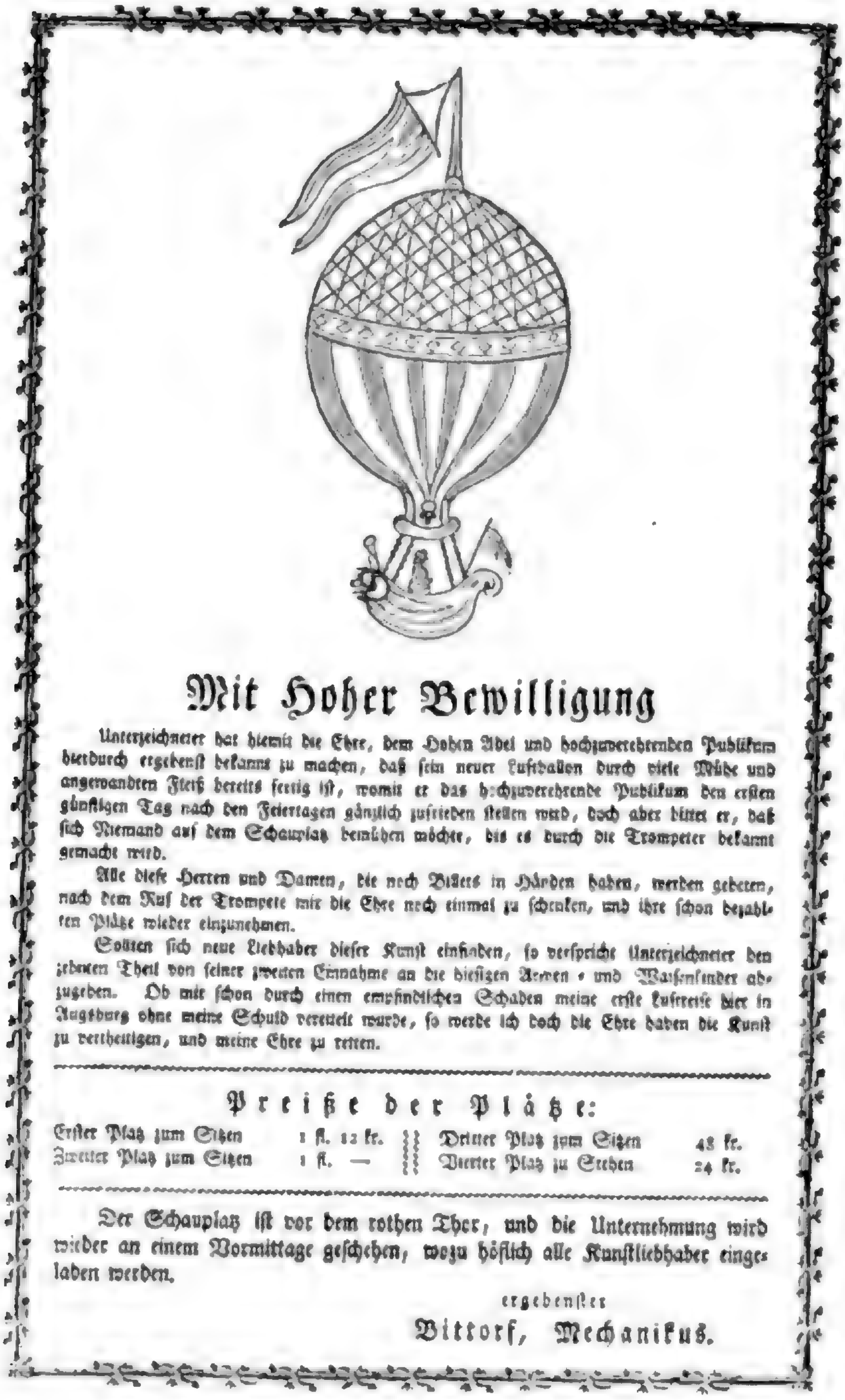
verzahnte Schienen anwenden zu müſſen, wurde in Deutſchland noch theoretiſch „bewieſen“, daß eine Vorwärtsbewegung der Räder auf den glatten Schienen unmöglich ſei. Und ſo wird es ja immer bleiben. — „Nun gut,“ ſagen die einen, mit dem Unterſeeboot, das wollen wir wohl zugeben, dieſe Möglichkeit hat ja ſchon vor dreißig Jahren Jules Verne uns ſo hinreißend geſchildert, daß man an der Möglichkeit kaum zweifeln kann; aber das lenkbare Luftſchiff iſt denn doch ein himmelweit verſchiedenes Ding.“ Mit Verlaub! Der Laie kann ſich vielleicht kaum größere Gegenſätze denken, als es das Hinaufſchweben, dem Vogel gleich, in die ſonnigen Höhen des Äthers und das Hinabtauchen mit den ſtummen Fiſchen in die dunkle, ſchweigende, eiskalte Tiefe des Weltmeeres iſt. Für den Phyſiker aber und den konſtruierenden Ingenieur verſchwindet dieſer Unterſchied, der oberflächliche Betrachtung fand! Vielmehr haben die beiden Probleme in Wirklichkeit außerordentlich viel Verwandtes: bei beiden handelt es ſich darum, den ſicheren Boden unter unſeren Füßen aufzugeben, welchen nicht nur die feſte Erdoberfläche, ſondern auch der Waſſerſpiegel den auf ihm ſo ſtabil gelagerten Schwimmkörpern bietet. Bei beiden Problemen ſchwimmt unſer Schifflein frei in einem ringsherum gleich dichten Medium in höchſt labiler Gleichgewichtslage, außerordentlich empfindlich gegen Gewichts- und Schwerpunktsänderungen nach der Höhe und nach der Seite hin; darum iſt hier ſchon nur das bloße unthätige Verweilen ſchwer, noch ohne jede aktive freigewollte Ortsveränderung, da die natürlichen Eigenſchaften des menſchlichen Körpers allzuweit von den hier erforderlichen abweichen. Schwer iſt die Erreichung ſelbſt nur beſcheidener Steuerfähigkeit —



Auffahrt des Herrn Blancharts zur 28. Luftreiſe auf dem Judenbühl bei Nürnberg am 12. November 1787. (Stich von F. A. Annert.)

Digitized by Google

im Waſſer wegen der für ein menſchliches Auge undurchſichtigen Beſchaffenheit desſelben, alſo wegen ſeiner Dichte; in der leichten, dünnen Luft hinwiederum infolge ihrer großen Beweglichkeit. Groß iſt die Zahl der ferner hinzukommenden Schwierigkeiten, die bald bei dem einen, bald bei dem anderen beider Probleme größer ſind und von denen nur noch die genannt werden mögen, daß beim Unterwaſſerſchiff die Schwere des Waſſers und der hierdurch hervorgerufene gewaltig wachſende Druck der Tiefe der Feſtigkeit unſerer Bauten bald eine Grenze ſetzt, ſo daß ſie nicht mehr maſſiv genug gehalten werden können; während umgekehrt in der dünnen Luft kaum ein Bauſtoff leicht genug iſt, um in ihr überhaupt ſich erheben zu können. Die einzige Rettung hierbei ſcheint uns noch der Ausweg zu bieten, daß wir möglichſt leichte ſeidene Säcke mit dem leichteſten der uns bekannten Gaſe, dem Waſſerſtoff, füllen und den Gewichtsunterſchied zwiſchen ihm und der zwölfmal ſo ſchweren Luft zum Heben unſeres Körpers benutzen. Aber was haben wir damit erreicht? Können wir auch aufwärts ſtreben (im buchſtäblichſten Sinne des Wortes!) gleich einer Seifenblaſe, ſo können wir doch nicht fahren, wohin wir wollen, ſondern ſind gleich ihr jeder Laune des Windes anheim gegeben — und dieſe iſt unberechenbar. Von ſolcher unbeholfenen Gasblaſe bis zu dem Flugſchiffe, das in gerader Richtung durch Wind und Wolken hoch über alle Hinderniſſe hinweg ſeinen Kurs auf ein beſtimmtes Ziel nimmt, iſt es ein weiter Weg der Arbeit. Viele Generationen von Menſchen mit allmählich zunehmender Naturerkenntnis und wachſendem Verſtändnis für die hierher gehörigen Erforderniſſe mußten aufeinander folgen, ſo heiß auch das Sehnen danach war und ſo uralt die Sage von dem hinaufſtürmenden — aber elend ſcheiternden Ikaros!



Mit Hoher Bewilligung

Unterzeichneter hat hiemit die Ehre, dem Hohen Adel und hochzuverehrenden Publikum hierdurch ergebenſt bekannt zu machen, daß ſein neuer Luftballon durch viele Mühe und angewandten Fleiß bereits fertig iſt, womit er das hochzuverehrende Publikum den erſten günſtigen Tag nach den Feiertagen gänzlich zufrieden ſtellen wird, doch aber bittet er, daß ſich Niemand auf dem Schauplatz bemühen möchte, bis es durch die Trompeter bekannt gemacht wird.

Alle dieſe Herren und Damen, die noch Billets in Händen haben, werden gebeten, nach dem Ruf der Trompete mir die Ehre noch einmal zu ſchenken, und ihre ſchon bezahlten Plätze wieder einzunehmen.

Sollten ſich neue Liebhaber dieſer Kunſt einfinden, ſo verſpricht Unterzeichneter den zehnten Theil von ſeiner zweiten Einnahme an die hieſigen Armen- und Waiſenkinder abzugeben. Ob mir ſchon durch einen empfindlichen Schaden meine erſte Luftreiſe hier in Augsburg ohne meine Schuld vereitelt wurde, ſo werde ich doch die Ehre haben die Kunſt zu vertheidigen, und meine Ehre zu retten.

Preiße der Plätze:

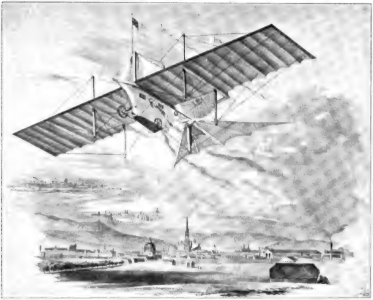
Erſter Platz zum Sitzen	1 fl. 12 kr.	Dritter Platz zum Sitzen	48 kr.
Zweiter Platz zum Sitzen	1 fl. —	Vierter Platz zu Stehen	24 kr.

Der Schauplatz iſt vor dem rothen Thor, und die Unternehmung wird wieder an einem Vormittage geſchehen, wozu höflich alle Kunſtliebhaber eingeladen werden.

ergebenſter
Bittorf, Mechanikus.

Ankündigung eines Aufſtieges etwa vom Jahre 1810.

Dieſer flog allerdings mit Vogelflügeln, die er ſich ſelber geklebt, aber leider bleibt immer

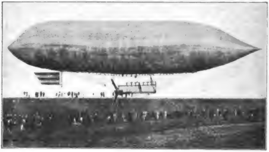


Der Luftdampfwagen. Erfunden von Henſon, in England durch eine Parlamentsakte patentiert. (Die Maſchine, obgleich von 20 Pferdekräften, ſollte mit dem nötigen Waſſer bloß 600 Pfund wiegen.)

die Wirklichkeit hinter der naiven Phantaſie ſo gar weit zurück. Welche gewaltigen Fittiche tragen den ſchmächtigen Leib des Adlers; wie groß muß hiernach zu urteilen die Tragfläche ſein, die den ſchweren Menſchenleib in die Luft zu erheben vermag. Allerdings dürfte es kaum falſch ſein, auch hier den Schluß zu ziehen, der ſo oft als richtig ſich erwieſen hat: „Naturam si sequemur ducem, nunquam aberrabimus“: wie die Natur ihre Kräfte auf das ökonomiſchſte verwertet und am beſten deren ungewollte Wirkungen bekämpft, ſo wird es auch für uns das Beſte ſein, ihr nachzueifern.

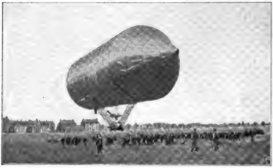
Doch wir ſtehen hier vor großen Schwierigkeiten, und leichter faſt ſcheint es, die Gasblaſe, unſeren Luftballon, mit Eigenbewegung zu verſehen, als die Bewegung der Vögel und Inſekten durch Flugmaſchinen nachzuahmen. Beide Wege haben ihre Vertreter. Mit ermutigenden Fortſchritten hat man die Weiterentwickelung des ſeit dem Jahre 1783 angewandten Aeroſtaten begonnen, indem man den das Flugſchiff tragenden Ballon die Steigbewegung allein beſorgen läßt, nachdem man zur Verkleinerung der Widerſtandsfläche in der Fahrtrichtung ſeine bisherige Kugelform (die kein Gerippe und am wenigſten Stoff benötigte) in eine länglich zugeſpitzte verwandelte, und daneben die Fahrbewegung und Seitenſteuerung durch Motoren mit Treibelementen und durch Steuerungsorgane nach dem Vorbilde der gewöhnlichen Schiffe bewirkte. Die Vertreter dieſer aeroſtatiſchen Richtung dürfen den Vorzug für ſich beanſpruchen, daß ihr Ballonflieger bei etwaigem Verſagen des Motors oder unter plötzlichen Windſtößen immer noch Aeroſtat bleibt, alſo nicht ohne weiteres abſtürzt; auch iſt unleugbar, daß ihre Verſuchsfahrzeuge mit wenigen Ausnahmen bisher heil wieder gelandet ſind, was auf der anderen Seite leider nicht berichtet werden kann.

Die Vorkämpfer der anderen Richtung, der dynamiſchen oder vogelartigen („aviatiſchen“) Flugſchiffahrt bauen auf den Verhältniſſen und Geſetzen des Vogelfluges auf, ſoweit es uns möglich iſt, die höchſt ſchwierigen ſtatiſchen und dynamiſchen Vorausſetzungen desſelben zu erkennen. Nur durch Kraftäußerung, alſo dynamiſch, hebt ſich der Vogel in die Luft, ſtreichen er und das geflügelte Inſekt mit großer Schnelligkeit durch ſie hin, obwohl, oder vielmehr gerade weil er ſchwerer iſt als die Luft. Der Vogel kennt keine umfangreiche Gasblaſe, die ihn hebt, und kein weiteres Hilfsmittel braucht er zum Fluge, als ſeine Muskelkraft und ſeine Steuerkunſt vermöge eines augenſcheinlich aufs höchſte entwickelten Feingefühls für das Gleichgewicht der in jedem Augenblicke veränderten Kräfte der Erdanziehung und des Druckes der bewegten Luft, unter deren Einwirkung er fliegt.



Das Flugſchiff von Haenlein vor dem Aufſtieg zu Brünn im Jahre 1872.

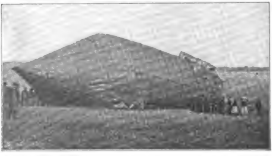
Der Gedanke des Luftballons mußte ſo lange unmöglich bleiben, als man keine zutreffende Vorſtellung über die Natur der Luft hatte, die ja ohne weiteres nicht ſinnlich wahrzunehmen war. Die Erkenntnis, daß die Luft körperhaft und mit Eigengewicht behaftet ſei in gleicher Weiſe wie die tropfbarflüſſigen und feſten Körper, ward erſt durch die Torricelliſche Erfindung des Barometers im Jahre 1643 geſchaffen; bis dahin war ſie ſelbſt den erleuchtetſten Geiſtern unbekannt geweſen; noch der große Galilei hatte die Urſache der Saugwirkung einer Pumpe durch den ſogenannten „horror vacui“ aller Naturſtoffe erklärt, ſo daß ihm, der ſich lebhaft mit dem Flugprobleme beſchäftigt hatte, nur der Gedanke des dynamiſchen Aufſtieges mittels der Luftſchraube hatte kommen können. Otto von Guericke hatte dann die Thatſache des Luftdruckes und damit auch das denſelben hervorrufende Eigengewicht der Luft durch ſeine luftleer gepumpten „Magdeburger Halbkugeln“ auf das anſchaulichſte dargelegt, und es lag nun, wenn man ſo ſagen darf, „in der Luft“, daß der erſte Vorläufer des Luftballons erfunden werden mußte: Ein Hohlgefäß, luftleer gepumpt und dadurch leichter gemacht, von ſolcher Größe, daß ſein Eigengewicht den gewonnenen Auftrieb nicht übertraf. Der gelehrte Jeſuitenpater Lana (1670) wollte kupferne Hohlkugeln von $7^{1}/_{2}$ Meter Durchmeſſer und $^{1}/_{9}$ Millimeter Wandſtärke zum Aufſtiege in die Luft benutzen. Der Gedanke war an ſich nicht übel, da der Luftinhalt der Kugel ein Gewicht von 285 Kilogramm hat, während ihr Eigengewicht ſich nur auf 180 Kilogramm berechnet, ſo daß die Kugel durch ihren Auftrieb noch fähig war, 100 Kilogramm zu tragen; aber $^{1}/_{9}$ Millimeter Wandſtärke! Schreibpapierſtärke bei $7^{1}/_{2}$ Meter Durchmeſſer! Das war praktiſch unausführbar, denn der äußere Luftüberdruck von insgeſamt $1^{3}/_{4}$ Millionen Kilogramm auf die Kugel mußte ſie ja platt drücken! Das Luftgewicht war allerdings aus den Kugeln herauszuſchaffen, wenn ſie aufſchweben ſollten, aber gleichzeitig war zum Druckausgleich die Füllung des Innern mit einem anderen Gaſe von gleicher Spannung, aber möglichſt geringem Gewicht nötig. Solches gelang bekanntlich erſt im Jahre 1783 den Gebrüdern Montgolfier zu Paris — ſie füllten den Ballon mit erwärmter Luft, — und ſchnell verbeſſerte ihre Erfindung der Profeſſor Charles durch Anwendung des kurz vorher entdeckten Waſſerſtoffgaſes. Im Beiſein des Königs Louis XVI. ſtiegen die erſten Menſchen frei in die Luft empor, um erſt 40 Kilometer von Paris wieder zu landen, und ſchon zwei Jahre ſpäter gelang der Flug von London über das



Der Schwarzſche Aluminium-Ballon kurz vor dem Aufſtieg in Berlin im Jahre 1897.

Ärmelmeer nach Frankreich. Jetzt glaubte man nicht anders, als binnen wenigen Jahren die Luft mit beliebig lenkbaren Fahrzeugen erfüllt ſehen zu können; denn da die Lenkung auf der Land- und Waſſeroberfläche ja ſo leicht war, ſo erſchien die Anwendung von Segeln und Rudern in der Luft nur eine Kleinigkeit. Man erkannte nicht, daß Segel an einem in der Luftſtrömung getragenen, eigenbewegungsloſen Körper infolge ſeiner auch bei ſtärkſtem Winde relativen Ruhe zu der umgebenden Luftmaſſe vollkommen wirkungslos ſein müſſen. Und leider müſſen wir nach dem Abſchluß des an techniſchen Errungenſchaften ſo überreichen, durch gewaltige Fortſchritte des Verkehrsweſens jeder Art wie keines vorher ausgezeichneten XIX. Jahrhunderts bekennen, daß es die Frage der Flugſchiffahrt trotz heißer Bemühungen bis auf ſchwache Anläufe in demſelben Stande an das XX. abgeben mußte, in dem es ſie vom XVIII. empfangen hatte!

Die Lenkbarmachung hat zur Vorausſetzung die Erteilung hinreichender Eigengeſchwindigkeit. Da wir bei der beträchtlichen Größe der vorkommenden Windgeſchwindigkeiten nicht daran denken können, ſie abſolut überwinden zu wollen, ſondern uns eine praktiſch ausreichende, mit den vorhandenen Mitteln erreichbare Eigengeſchwindigkeit zum Ziele ſetzen müſſen, ſo liegt ſchon hierin ein ſtarkes Moment der Hoffnungsloſigkeit. Das Maſchinengewicht und ſeine Tragbarkeit bei hinreichender Kraftleiſtung iſt die ſchwierigſte Lebensfrage des Ballonfliegers. Solange ihm ſein Gasinhalt tragfähig bleibt, ſolange muß er auch Treibarbeit ſchaffen können, ſonſt nützt ihm der erſtere nichts, und er muß ihn freigeben, um wieder hinab zu können. Mitnahme eines ausreichenden Energievorrates iſt daher die eine Hauptbedingung der Maſchinenanlagen; die andere lautet: ausreichende Leiſtung. Die Frage der ausreichenden Leiſtung iſt der ſpringende Punkt bei allen hierhergehörigen Beſtrebungen. Vermöge ſeines Auftriebes ſchwimmt der Ballonflieger in beſtimmter Höhe in der Luft und wird von ihr, falls ſie in Strömung iſt, mit gleicher Geſchwindigkeit mitgenommen. Seine freie Steuerbarkeit, relativ zu der umgebenen Luftmaſſe, iſt daher ſchon bei der geringſten Eigenbewegung möglich, und die Frage der Steuerbarkeit von einem beliebigen Ort der Erdoberfläche zum anderen wäre ſchon gelöſt, wenn man mit Windſtille



Der Schwarzſche Aluminium-Ballon nach dem Abſturz.

rechnen könnte. Da dieſe aber ſelten vorhanden iſt, ſo hat die freie Steuerbarkeit zur Vorausſetzung, daß die erreichbare Eigengeſchwindigkeit des Flugſchiffes größer iſt als die herrſchende Windgeſchwindigkeit; ſind beide Geſchwindigkeiten gerade gleich groß, ſo iſt ein Fahren in der Richtung gegen den Wind nicht mehr möglich, wohl aber noch bei voller Maſchinenkraft ein Stehenbleiben über derſelben Stelle. Sobald aber die Windgeſchwindigkeit größer iſt, erfolgt auch beim Gegenankämpfen ein Zurückſetzen mit einer wirklichen Geſchwindigkeit gleich dem Unterſchiede von der des Windes und der des Schiffes, und es iſt Steuerfähigkeit nur innerhalb eines Winkels vorhanden, deſſen Größe ſich für alle Geſchwindigkeitsunterſchiede durch Verzeichnung des Parallelogramms der Geſchwindigkeiten für alle Richtungen ergibt. Jedem Winde gewachſen zu ſein, alſo auch einem Sturme von 180 Kilometer ſtündlicher Geſchwindigkeit, iſt glücklicherweiſe ja nicht nötig. Auch die Seeſchiffahrt wird ja, ohne deshalb unpraktikabel zu ſein, oft genug durch Nebel in den Flußmündungen, im Winter ſogar längere Zeit hintereinander durch Vereiſung, unterbrochen, und da man in Europa an 300 Tagen jährlich auf eine Windſtärke von 4—7 Meter ſekundlicher Geſchwindigkeit im Mittel rechnen kann, ſo dürfte eine Eigengeſchwindigkeit von 10 Meter in der Sekunde vollauf genügend ſein. Allerdings ſtellen uns die Vögel darin ſehr in den Schatten; denn 18 Meter ſekundlich gleich 65 Kilometer ſtündlich fliegt die Brieftaube und legt bei leichtem Winde von 4 Meter ſekundlich mit demſelben 80 Kilometer in der Stunde zurück.

Flug des Andréſchen Ballons kurz nach dem Aufſtieg vor dem Überſchreiten der Bergkette.

Bei der Eigenbewegung iſt der Luftwiderſtand zu überwinden, deſſen Größe weſentlich abhängt von Form und Größe des bewegten Körpers ſenkrecht zu ſeiner Richtung. Aus dieſem Grunde ſind ja längſt die alten runden Kanonenkugeln durch die modernen ſchlanken Geſchoſſe mit langer wölbkegelförmiger Spitze erſetzt. Der fliegende Körper muß den Luftinhalt des Raumes verdrängen, den er während ſeines Fluges durcheilt; nach allen Seiten drückt er die Luftmaſſe auseinander, wobei ſie ſelber wieder andere Luft verdrängen muß, und dieſe erſt ſtürzt pfeifend hinter ihm zuſammen, in den ſoeben frei gegebenen Raum hinein. Je ſchneller nun der Körper fliegt, um ſo größer iſt die Längenausdehnung des Luftkörpers, den er in jeder Sekunde beſeitigen muß, und da die Arbeitsmenge zur Überwindung dieſes Widerſtandes verhältnisgleich dem Quadrate der Geſchwindigkeit wächſt, ſo wächſt die nötige Maſchinenleiſtung mit der dritten Potenz der verlangten Geſchwindigkeit! Ein Körper, der für die Geſchwindigkeit des langſamen Fußgängers von 1 Meter ſekundlich nur $^{1}/_{10}$ Pferdeſtärke benötigte, braucht für 2 Meter ſekundlich ſchon $^{8}/_{10}$ Pferdeſtärken, für 3 Meter ſekundlich 2,7 Pferdeſtärken, für 5 Meter ſekundlich $12^{1}/_{2}$, ja für 10 Meter ſekundlich 100 Pferdeſtärken, und für die Geſchwindigkeit der Taube faſt 600 Pferdeſtärken! Man ſieht hieraus: die Frage der Erbauung befriedigender Ballonflieger iſt die Frage der Erbauung von Motoren mit gewaltiger Leiſtung bei geringem Eigengewicht; aber ſolche Maſchinenleiſtungen zu ermöglichen, fängt unſere Technik erſt ſoeben an.

An der Unzulänglichkeit in dieſer Hinſicht ſcheiterten alle kühnen Pioniere von Hopkinſon an über den unermüdlichen Giffard, Dupuy de Lôme, Tiſſandier, Haenlein bis Renard-Krebs und Zeppelin. Hinſichtlich der Bauart zeigten alle ihre Luftſchiffe nur geringe Verſchiedenheit. Ein weicher Gasſack, länglich zugeſpitzt, der durch die innere Gasſpannung mit Hilfe eines luftgefüllten „Ballonets“ prall gehalten werden ſollte; an ihm, mit Stricken

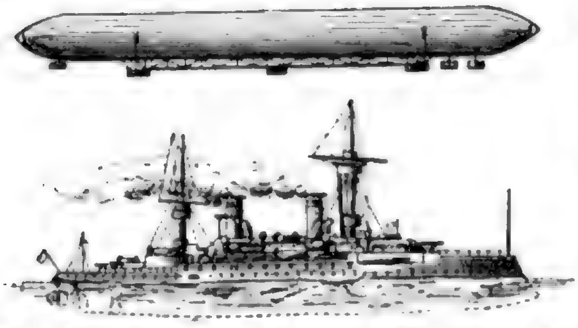
Graf Zeppelin.
(Aufnahme von H. Brandſeph in Stuttgart.)

loſe aufgehängt, Triebapparat und Gondel. Eine halbwegs ausreichende Geſchwindigkeit zu erreichen vermochten zuerſt die als erſte mit größeren Mitteln, nämlich denen der franzöſiſchen Regierung, arbeitenden Ingenieurhauptleute Renard und Krebs, deren Ballon für kurze Zeit die Geſchwindigkeit von 6 Metern ſekundlich erreichte, bei 56 Kilogramm Motorgewicht für eine Pferdekraftſtunde gegenüber 290 Kilogramm bei ſeinem erſten Vorgänger Giffard.

Ein wirklicher Erfolg aber war auch dies nicht, und die Entwickelung trat nach achtjähriger Pauſe erſt wieder in ein neues Stadium, als ſich im Jahre 1892 ein geſcheiter Mann, David Schwarz aus Agram, an die Fabrik wandte, welche in der Verarbeitung des Aluminiums und ſeiner Legierungen als die leiſtungsfähigſte bekannt war, und von ihr die Berechnung und Konſtruktion eines Flugſchiffes nach ſeinen Ideen ausführen ließ. Das fertige Luftſchiff nahm er mit ins Ausland, ein zweites, verbeſſertes aber wurde auf dem Übungsplatze der königlichen Militärluftſchifferabteilung zu Berlin im Jahre 1897 erprobt. Es zeigte ein ganz anderes Ausſehen, als alle bisherigen einander außerordentlich ähnlichen Flugſchiffe. Der ganze Ballon von 47 Meter Länge und 12 Meter und 14 Meter Durchmeſſer ſeines elliptiſchen Querſchnittes beſtand aus ſpiegelblankem, ſilberglänzendem Aluminiumblech, hatte alſo eine vollkommen ſtarre Hülle und war hiermit weit beſſer geeignet, die Luft zu durchdringen, als die bisherigen mehr oder minder formloſen Gasſäcke. Eine Zelleneinteilung des ganzen Körpers bewirkte ganz ähnlich dem Schottenſyſtem der eiſernen Schiffe, daß auch bei Verletzung einer Zelle doch nicht

Graf Zeppelin mit ſeinem Ballon kurz vor dem Aufſtieg vom Bodenſee aus.

Digitized by Google

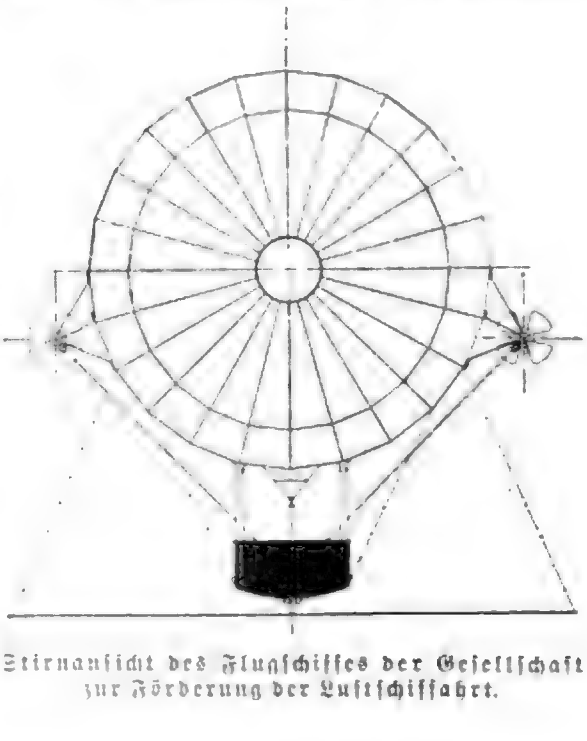


Flugſchiff der Geſellſchaft zur Förderung der Luftſchiffahrt und Linienſchiff „Kaiſer Wilhelm II.“ in ihrem Größenverhältnis zueinander.

der ganze Gasinhalt entweichen konnte. Bewundernswert iſt das Dichthalten der Nietnähte gegenüber dem höchſt flüchtigen Gaſe, da das 0,2 Millimeter ſtarke Aluminiumblech doch nur die Dicke von ſtarkem Papier hatte. Aber freilich mußte die Starrheit und Unnachgiebigkeit der Hülle dem Ballon verderblich werden, ſobald er ernſtliche Stöße auszuhalten hatte, und ſeine leichte Verletzbarkeit war der ſchwerſte — vielleicht der einzige ernſtliche Mangel des Flugſchiffes. Da Aluminium als Metall ein guter Wärmeleiter iſt, ſo mußte auch die Erwärmung des Gaſes unter dem Einfluſſe der Sonnenbeſtrahlung ſchnell eine Ausdehnung des Gaſes zur Folge haben, und die hierdurch bedingten Druckſchwankungen im Innern beanſpruchten die Feſtigkeit des Baues. Die Konſtruktion des Gerippes und der Gondel aus Aluminiumgitterwerk und Bambusrohr, die Anordnung der beiden Propellerſchrauben des 12pferdigen Benzinmotors und der Steuervorrichtungen iſt als ein Meiſterwerk des Fabrikanten, Kommerzienrat Karl Berg in Lüdenſcheid, und ſeiner Ingenieure Weißpfennig und v. Watzeſch zu bezeichnen. Die ſtarre Verbindung zwiſchen Ballon und Gondel, eine Höhenlage der Propeller in der Nähe des Luftwiderſtandsmittelpunktes und die ſehr ausreichend bemeſſene Motorſtärke, ſowie der große mitzunehmende Energievorrat ſchienen dem Flugſchiffe die beſten Ausſichten zu ſichern, und es iſt ſehr zu beklagen, daß ein unglücklicher Zufall es vermochte, das mit ſolcher Sorgfalt geplante Werk zu zertrümmern und die Erbauer um den Preis ihrer Mühe zu bringen. Der Fahrer des Ballons bei der erſten Probefahrt im November 1897 nämlich hatte wegen einer Maſchinenhavarie landen wollen und dabei zuviel Gas ausgelaſſen; der Ballon fiel ſchnell herab und ſtieß auf den Erdboden auf, woſelbſt der böige Wind ihn ganz in der Gewalt hatte und den umfangreichen leicht verletzlichen Körper unaufhörlich an einer Berglehne aufſtieß, ſo daß hierdurch und unter freundlicher Mitwirkung der herbeigeſtrömten Zuſchauer bis zum nächſten Tage die Blechhülle vollſtändig zerſtört war. Auch ein geübter Luftſchiffer hat ſchon mit dem weichen elaſtiſchen Ballon der gebräuchlichen Aeroſtaten Not genug, um ihn unverſehrt zu landen, wie ſollte da nicht dieſer Ballon unter ſo ungünſtigen Umſtänden bei der erſten Handhabung ſeines neuartigen Baues Schaden leiden? Für den auf den Grund der Sache gehenden Kritiker iſt unter den einſchlägigen Nebenumſtänden trotz des üblen Ausganges der Beweis für die Lebensfähigkeit des Gedankens geliefert.

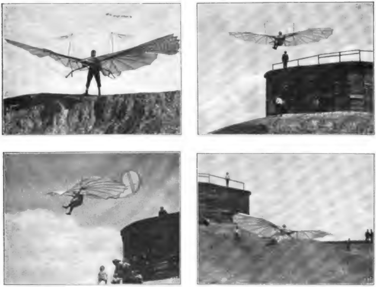
Schon aber war ein noch großartigerer Verſuch in der Entwickelung begriffen.

In der Mitte der neunziger Jahre hatte der Generalleutnant Graf Zeppelin ein Patent auf einen „Luftfahrzug“ genommen, der gewiſſermaßen aus einer Luftlokomotive mit daran gehängtem Luftwagenzug beſtand und durch ſeine gewaltigen Größenverhältniſſe in Erſtaunen ſetzte. Getragen von einem ganz aus Aluminiumrohren zuſammengeſetzten Gerippe, zeigte das Projekt eine äußere glatte Hülle, aber nicht aus ſtarrem Blech, ſondern aus geſchmeidigem Seidenſtoff, der ſich mittels eines leichten, aber feſten Netzes aus Chinafaſer gegen das metallene

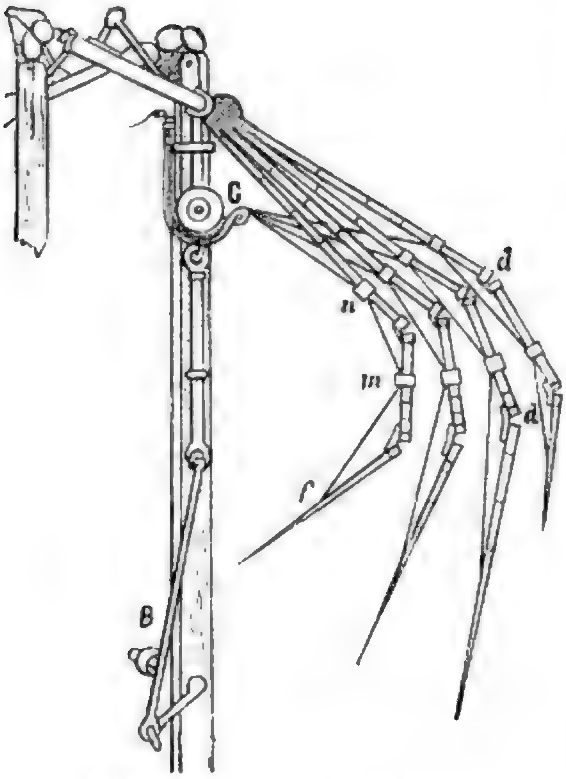


Stirnanſicht des Flugſchiffes der Geſellſchaft zur Förderung der Luftſchiffahrt.

Gerippe ſtützte. Innerhalb dieſer Hülle lagen, gleichfalls durch Netze gegen das Gerippe geſtützt und voneinander getrennt, 17 ſeidene Gasſäcke, unabhängig voneinander mit Waſſerſtoffgas gefüllt. Zwiſchen Außenhaut und Gasträgern verblieb ein Zwiſchenraum, deſſen ſinnreich angeordnete Durchlüftung jede ſchädliche Wirkung der Sonnenbeſtrahlung hintanhielt, und innerhalb deſſen das ſich ausdehnende und wieder zuſammenziehende Gas mit ſeiner Hülle, gleichſam wie die tieriſche Lunge im Bruſtkorbe, frei atmen konnte. Dieſes Syſtem ſtellt den goldenen Mittelweg dar zwiſchen den gerippeloſen älteren und dem ganz ſtarren Schwarzſchen Flugſchiffe. Das Schottenſyſtem verhinderte ein Hin- und Herſchwanken des Gasinhaltes und gewährte eine ſo große Sicherheit gegen Abſturz bei einer Gasausſtrömung, daß ſpäter, als bei einer Probefahrt infolge Verfangens einer Manöverierventilleine eine ganze Zelle von 8 Meter Länge und 12 Meter Durchmeſſer, alſo 800 Kubikmetern Inhalt, ſich plötzlich von Gas entleert hatte, das Fahrzeug zwar in gewaltigem Schwunge herniederrauſchte, aber ohne ſich auch nur zu beſchädigen gleich einer Seemöve glatt auf den Waſſerſpiegel des Bodenſees aufſetzte und unverſehrt zum Stillſtand kam. Seitens der zu dieſem Zwecke gebildeten „Geſellſchaft zur Förderung der Luftſchifffahrt" wurde mit einem Aufwande von alles in allem mehr als 1000000 Mark das Flugſchiff durch den bewährten Erbauer des Schwarzſchen Ballons, der als zweiter Hauptteilhaber der Geſellſchaft beigetreten war, erbaut. Jedoch nicht nach dem urſprünglich durchgerechneten Plane in Aluminiumröhrenkonſtruktion, da die Herſtellung hinreichend langer Röhren ſchwer, ihre ſolide Verbindung untereinander aber kaum erreichbar iſt. Das ungeheure Fahrzeug wurde vielmehr nach dem bewährten Gitterträgerſyſtem als ein 24-Eck von 12 Meter Durchmeſſer und 128 Meter Länge ausgeführt, beſitzt alſo ziemlich genau die Größe eines der Linienſchiffe unſerer „Kaiſerklaſſe". Die vorher außerordentlich ſorgfältig angeſtellten, einen ſtattlichen Druckband füllenden Berechnungen ergaben als zu erwartende Dauer



Flugverſuche Lilienthals. (Nach Momentaufnahmen von Ottomar Anſchütz in Berlin.)



Künſtlicher Flügel eines Vogels.
Nach Leonardo da Vinci.

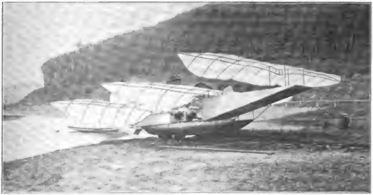
einer ungedämpften Längsſchwingung des ungeheuer langen labilen Körpers volle 18 Minuten und den Ausſchlagwinkel für die Änderung der Gleichgewichtslage, wenn ein Mann der Beſatzung während der Fahrt aus einer Gondel in die andere ging, zu nur $4^{1}/_{2}$ Grad; mittels einer Waſſerwage und eines Pendels konnte dies am Kommandotiſch der vorderen Gondel gemeſſen werden. Sorgfältige Schutzvorrichtungen gegen Feuersgefahr durch die Exploſionsmotoren ſicherten die 11 300 Kubikmeter Waſſerſtoffgas und den zu vierzehntagelanger Fahrt ausreichenden Benzinvorrat der Motoren. Von den 14 600 Kilogramm Auftrieb der gewaltigen Gasfüllung wurden faſt 10 000 Kilogramm durch das Eigengewicht, ohne Sicherheitsballaſt und nutzbarem Auftrieb, eingenommen, davon allein 8000 Kilogramm Aluminium, obwohl das Einheitsgewicht des gewaltigen Körpers ſich nur auf 2 Kilogramm für jeden Quadratmeter der Oberfläche beläuft und das der Motoren auf nur 1200 Kilogramm. Die vorzüglich durchdachte Füllvorrichtung ermöglichte es, in 6 Stunden die 10 000 Kilogramm Waſſerſtoffgas gleichzeitig in die 17 Gasbehälter einzufüllen.

Ein ungeheuer großes Fahrzeug! Und wie man ſchon nach den erſten Erprobungen vollſtändig einig war, ein ganz unnötig großes. Hätte man ſich auf ein Fahrzeug von der halben Länge beſchränkt, mit einer Tragfähigkeit für zwei Perſonen anſtatt für fünf, ſo hätte man an Baukoſten mehrere Hunderttauſende geſpart, die berüchtigten 10 000 Mark einer einzigen Gasfüllung wären erheblich zuſammengeſchrumpft — ſogar auf den zehnten Teil, wenn man anſtatt der unnötigen ſchwimmenden rieſigen Ballonhalle eine eigene kleine Gasanſtalt gebaut hätte; man hätte dann genug Mittel behalten, um die trotz alles unvermeidbaren anfänglichen Mißgeſchickes doch ſehr hoffnungsvollen Verſuche fortzuſetzen, bis in der öffentlichen Meinung das Eis gebrochen war — etwa durch eine Fahrt zum Tempelhofer Felde nach Berlin —, und nun die Mittel überreich zuſammengeſtrömt wären. Aber freilich iſt man nachher immer klüger als vorher, und es darf dem Grafen Zeppelin und ſeiner Geſellſchaft niemals vergeſſen werden, welche großen Fortſchritte, allerdings nur für den Fachmann klar erkennbar, das Problem durch ſie erfahren hat. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß der nächſte Nachfolger, der junge Braſilianer Santos-Dumont, ſich auch ſo garnichts hiervon zu nutze gemacht hat. Weiter nichts, als ein höchſt ehrgeiziger und waghalſiger Sportsmann, vergeudet er ſeine überreichen Mittel zu allerlei ſportlichen Verſuchen mit immer neuen Ballons, die techniſch nicht die geringſten Fortſchritte bedeuten und, abgeſehen von den modernen kräftigen Motoren, auf dem unvollkommenen Standpunkte von Haenlein, ja, Giffard, vor einem halben Jahrhundert, ſtehen, von Renard-Krebs aber und namentlich Zeppelin weit übertroffen ſind.

So ſieht es heute mit den Beſtrebungen der ſtatiſchen Flugſchiffahrt mit Hilfe eines Ballons aus. Die dynamiſche Flugſchiffahrt, welche auch als Flugtechnik bezeichnet zu werden pflegt, iſt noch weniger weit gekommen, denn obwohl ſchon eine große Anzahl der verſchiedenſten Konſtruktionen von den einfachſten bis zu den phantaſtiſchſten Formen in teilweiſe höchſt ſinnreicher Anordnung ausgeführt worden ſind, ſo kann doch der gewiſſenhafte Chroniſt zu ſeinem Bedauern nicht vermelden, daß bisher auch nur eine einzige von dieſen Maſchinen den erſten Aufflug überſtanden hat; vielmehr ſind ſie ſamt und ſonders bei ihrer erſten Wiederherabkunft geſcheitert. Man ſieht, es iſt dem Menſchen nicht leicht, auch nicht unter Aufwand all ſeines Scharfſinnes, es zum Fliegen zu bringen! Dennoch braucht er darum noch nicht zu verzagen; denn wenn auch die größeren, ſeinem Körperbau ähnlichen Tiere nicht zu fliegen vermögen, auch der geflügelte Hippogryph leider nur in der Phantaſie der Dichter vorhanden iſt, und ſelbſt bei dieſer Menſchengattung heutzutage leider immer ſeltener wird, ſo iſt doch ſchon ein Säugetier erfolgreich zur Flugſchiffahrt übergegangen, nämlich die ſo nützliche Fledermaus.

Von allen uns bekannten 420 000 Tierarten können 260 000 fliegen; das ſind 62 vom Hundert aller lebenden Weſen! Von den nicht fliegenden leben aber noch 160 000 Arten im Waſſer und haben in dieſem eine ebenſo freie, unbehinderte Beweglichkeit wie ſie die Flugtiere in der Luft zeigen. Es bleiben ſomit von den Landtieren als flugfähig volle 76 vom Hundert, darunter faſt alle Gliederfüßler und 64 vom Hundert der Wirbeltiere. Zwölf verſchiedene Gruppen der letzteren beſitzen dieſe Fertigkeit; und wenn es auch bei vielen von ihnen nur das des fallſchirmartigen Segelfluges von einem erhöhten Standpunkte herab iſt, den ſie mit Hilfe ihrer Füße vorher erreichen mußten, ſo würden wir ja gewiß für den Anfang auch hiermit ganz zufrieden ſein, um uns von da aus weiter bis zur Flugtechnik der Fledermäuſe und Inſekten, endlich zu der vollendeten Fliegekunſt der Vögel weiter zu entwickeln. — Bisher hat nur ein Menſch, nicht der mythiſche Ikaros, ſondern der der Wirklichkeit noch vor wenigen Jahren angehörende Ingenieur Otto Lilienthal die Kunſt eines ſolchen Herabſchwebens beſeſſen; leider aber teilte er mit jenem das Geſchick, bei dem Fluge das Leben einzubüßen. Konnte er aber auch nicht, wie er gehofft hatte, durch ſeine unermüdlichen aufopferungsvollen Studien es bis zur Kunſt des freien Schwebefluges weiter bringen, ſo hat er doch unſere Kenntniſſe von den phyſikaliſchen Vorausſetzungen und Bedingungen des tieriſchen Fluges weſentlich bereichert.

Woher kommt es, daß der Vogel und das Inſekt ſich in die Luft erheben und in ihr ſich ſo ſchnell und leicht fortbewegen können, da ſie doch ſoviel ſchwerer ſind als die Luft? Welches ſind die dieſer Erſcheinung zu Grunde liegenden dynamiſchen Geſetze, da ja doch, ſtatiſch betrachtet, der Vogel fallen muß und thatſächlich ja auch, z. B.: wenn im Fluge geſchoſſen, mit einer durch den Luftwiderſtand wenig verminderten Fallbeſchleunigung herabſtürzt? Betrachten wir einmal aufmerkſam den Vogelflug! Mit lebhaftem Flügelſchwirren rauſcht ſoeben eine Spatzenfamilie vom Straßendamm auf das nächſte Dach; ſo ſchnell iſt die Aufeinanderfolge der Flügelſchläge, daß es unmöglich iſt, den Flügel überhaupt wahrzunehmen. In gleicher Art ſchwirrt die Lerche über



Luftſchiff von Wilhelm Kreß in Ruhe auf den Schienen.

Digitized by Google

unſeren Häuptern, wenn wir im Frühling auf dem Felde an ihrem Geſange unſer Herz erfriſchen. Ein ganz anderes Bild dagegen bietet ein hoch oben im blauen Äther kreiſender Raubvogel. Kein Flügelſchlag, keine Körperbewegung, und doch ſchraubt er ſich in formvollendeten Spiralen immer höher hinauf; nur wenn er in die gerade Linie übergeht, ſchießt er mit wenigen ſchnellen Flügelſchlägen dahin. Wir beobachten alſo zwei gänzlich voneinander verſchiedene Bewegungsarten. Die eine iſt der Ruderflug; die andere der Schwebeflug, je nach der Form ſeiner Anwendung auch als Wellenflug, Schraubenflug, Segelflug bezeichnet.

Beim Ruderfluge übt der Vogel offenbar vermittels ſeiner Flügelſchläge einen Druck auf die elaſtiſche Luftmaſſe aus, die nicht momentan auszuweichen vermag. Sie äußert daher einen gleich großen nach oben gerichteten Gegendruck auf die Flügel und damit auf den ganzen Vogel, und dieſer Gegendruck muß ebenſo groß ſein, wie die nach unten gerichtete Erdanziehung, alſo wie das Gewicht des Vogels, — ſoweit er nämlich den Vogel ſchwebend erhalten ſoll. Er ſoll indeſſen noch mehr, er ſoll den Vogel gegen den Luftwiderſtand vorwärts bewegen. Der Druck muß daher ſo groß ſein, wie die Mittelkraft aus dem Eigengewichte und dem Bewegungswiderſtande des Vogels. Den Antriebseffekt liefert dabei ausſchließlich die Muskelkraft des Vogelkörpers; dieſelbe iſt ſehr groß, und ein Ruderflieger kann ſich nicht ſo lange ohne Ruhepauſen in der Luft erhalten als ein Segelflieger, obwohl gerade bei ihm die die Flügel bewegenden Bruſtmuskeln gewaltig ſtark entwickelt ſind. So groß ſind ſie im Verhältnis zu dem übrigen Vogelkörper, daß ein Menſch unter gleichen Verhältniſſen eine Muskelmaſſe von 30 Kilogramm Gewicht an den Bruſtſeiten haben würde! Aber auch die Energie, deren dieſe im Verhältnis gewaltigen Muskeln des Vogelkörpers bei ihren Zuſammenziehungen fähig ſind, iſt bei weitem größer als die des Menſchen. Das Vogelherz ſchlägt raſcher und arbeitet mit verhältnismäßig weit größerer Kraft, die Blutwärme des Vogelleibes iſt höher und demgemäß natürlich auch die Verdauung ſtärker — gleichwie eine Dampfmaſchine, wenn ſie ſchnell laufen ſoll, höhere Dampfſpannung und größeren Kohlenverbrauch benötigt. Die Energieumſetzung im Vogelleibe iſt ſo groß, daß (die gleichen Verhältniſſe wieder auf unſeren Körper übertragen) ein ihm entſprechender Menſch in 24 Stunden 50 Kilogramm Nahrung aufnehmen müßte! Es ergibt ſich hieraus die Schlußfolgerung, daß wie für den Vogel ein ſtarkes Herz, ſo für eine Flugmaſchine ein ſehr kräftiger Treibmotor erſte und wichtigſte Lebensbedingung iſt.

Der Vogel ſoll bei ſeinen Flügelſchlägen gleichzeitig gegen den Luftwiderſtand vorwärts kommen; ſein Flügel iſt unter einem kleinen Winkel gegen die Flugrichtung geneigt, unter einem großen Winkel gegen die Schwerkraftrichtung, ſo daß die Flächenprojektion des Windwiderſtandes klein iſt, diejenige aber in ſenkrechter Richtung, auf welche die Schwere wirkt, ſehr groß und ſo den Körper gegen das Fallen gut zu ſtützen vermag. Damit der Flügel beim Wiederanheben nicht denſelben Widerſtand in entgegengeſetzter Richtung hervorbringt, iſt ſein Bau ſo beſchaffen, daß die Federn beim Anheben ſich falten und gleich einem Gitter die Luft hindurchlaſſen, beim Niederdrücken aber luftdicht aneinander geſchmiegt als vollkommene Flächen wirken. Jeder Vogelflügel iſt vorn ſteif, hinten aber ſehr elaſtiſch, und hierdurch entſteht die weiche nicht ſtoßende Bewegung beim Fliegen. Nun läßt ſich der erforderliche Flügeldruck mit Flügeln verſchiedener Größe erzielen, nur muß die kleinere Fläche entſprechend häufiger geſchwungen werden, und in der That ſchwirren auch die Vögel, deren Flügel in Bezug auf ihr Körpergewicht klein ſind, ſchnell, wie Hühner und Enten; ſolche aber mit großflächigen Flügeln in langſamen Schlägen, wie z. B. die Störche. Je ſchwerer ein Flieger iſt, um ſo leichter iſt er befähigt, gegen Wind anzukämpfen. Bei Sturm fliegen nur noch die ſchweren Albatroſſe und große Raubvögel; bei mäßigem Winde kommen ſchon die Singvögel ſchlecht vorwärts, eine Fliege oder Mücke bläſt ſchon der Hauch unſeres Mundes hinweg. Die Größe des Flügeldruckes iſt durch Lieth (ſiehe „Prometheus“ 1893) an Tauben experimentell gemeſſen worden als gerade doppelt ſo groß wie das Eigengewicht der Taube. Durch Drehung und Wendung der windſchief geformten Flügel, unterſtützt durch Drehung des Schweifes und Schwerpunktsverlegung mittels des ſchweren Kopfes und der Füße vermag ſchon der zweiflügelige Vogel elegant zu lenken. Ungleich größer aber wird die Steuerfähigkeit bei einem vierflügeligen Tiere; erſtaunlich iſt die Geſchicklichkeit, mit der die Libelle ihre Wendungen vollführen kann, ſo daß ſelbſt die doch ſo gewandte Schwalbe ſie nicht zu erjagen vermag.

Modell der Hoffmannſchen Flugmaſchine. (Aufnahme von Franz Kühn in Berlin.)

Beim Vorwärtsfliegen durch Ausübung des Ruderfluges beobachten wir aber noch einen Umſtand: die Lage des Vogelleibes. Dieſelbe iſt nämlich nicht etwa ſo, daß Schnabel, Hals und Bauch unten geradlinig in der Windrichtung und Kopf und Rücken ſchräg anſteigend liegen, vielmehr bilden ſtets Schnabel, Schädeldach und Rücken eine wagerechte gerade Decke, während Hals, Bruſt und Füße eine nach vorn ſchräg anſteigende Drachenfläche bilden. Damit kommen wir zu der anderen Art der Flugausübung: dem Segel- oder Gleitfluge. Er beruht auf nichts anderem als genau der nämlichen Wirkung des bewegten Windes, die auch den Drachen in die Lüfte hebt, mit dem die Kinder im friſchen Herbſtwinde auf den Stoppelfeldern ſich beluſtigen. Die Wirkung der Drachenfläche, ſo altbekannt und uns vertraut, iſt es denn auch, von der man zuerſt Anwendung bei dem Bau von Flugmaſchinen gemacht hat. Bei hinreichender Größe einer Drachenfläche iſt es möglich, das Gleichgewicht der Kräfte ſoweit herzuſtellen, daß im ſtrömenden Winde ein dauernder Schwebeflug möglich wird; allerdings iſt Vorbedingung dafür, daß der Wind gerade fließt oder doch nur nach oben geneigt iſt, nicht aber in der Richtung von oben her einfällt; denn in dieſem Falle wirkt der Wind beſchleunigend abwärts und vergrößert nur noch die Fallgeſchwindigkeit des Abſturzes, — eine Wirkung des Windes, der bei der Plötzlichkeit ſeiner Schwankungen ſehr ſchwer zu begegnen iſt, und die denn auch die unmittelbare Urſache des Todesſturzes Lilienthals wurde. Deshalb iſt an einen Flug nur in hinreichender Höhe über dem Erdboden zu denken, wo der Wind ruhiger geht als nahe am Boden. Aber auch hier fließt der Wind nicht gerade,

Santos Dumont
(Aufnahme von Jonon & Cie. in Paris.)

ſondern wellenförmig dahin und ſteigt mit einer Häufigkeit des Wechſels bis zu zwanzigmal in einer Minute, im Mittel unter 4 Grad von der Wagerechten nach oben hin an. Indem er ſtrömt, wird er ja an der Erdoberfläche durch Reibung und Formwiderſtand fortwährend verzögert; auf die ſo mehr und mehr zur Ruhe kommende Luftmaſſe ſchiebt ſich die mit friſcher Kraft nachdrängende gleichwie auf einen Hügel hinauf (daher kommt es offenbar auch, daß der Wind ſo gern Hüte abreißt und Regenſchirme umkippt!). Dieſe verſchiedenen Windwellen aber zu parieren und ihnen, noch ehe ſie wirken können, durch geeignete Flügelverſtellung zu begegnen, bildet den Kernpunkt aller Fliegekunſt, und da man den Wind nicht ſehen kann, ſo ſind uns die Vögel, die augenſcheinlich ein feines Gefühl dafür beſitzen, ſo ſehr überlegen.

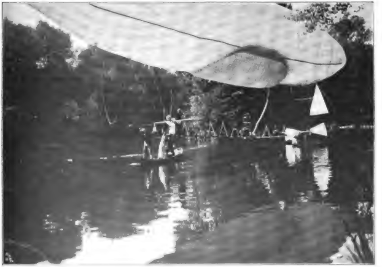
Die Geſchichte der ernſtlichen Bemühungen in Richtung der Flugtechnik reicht weit zurück. Leonardo da Vinci, dieſes große Univerſalgenie der Renaiſſance, hat neben anderen Spekulationen über die Möglichkeit von Flugbewegungen auch eine Luftſchraube erdacht und beſchrieben. Allerdings läßt die uns überlieferte Skizze Leonardos noch eine gröbliche Unkenntnis bezüglich der wirklich in Frage kommenden Kraftverhältniſſe erkennen; und ſo wenig wie ihm iſt es mehrere Jahrhunderte lang ſeinen Nachfolgern möglich geweſen, auch nur zu den beſcheidenſten praktiſchen Ergebniſſen zu gelangen. Erſt als man anfing, es zunächſt mit dem Herabgleiten von einer Höhe zu verſuchen, hatte man nach und nach die Genugthuung, wenigſtens auf kurze Augenblicke das beſeligende Gefühl des Schwebens empfinden zu können. Zweifellos hat das methodiſche Fortſchreiten im Wege der praktiſchen Erprobungen ungleich gewiſſere Ausſichten auf den Erfolg, als der Weg, mit einer rein nach der Phantaſie fertig konſtruierten umfangreichen Flugmaſchine auf den Plan zu treten, nach deren Zerbrechen bei der erſten Fahrt und dem Verluſt des koſtſpieligen Apparates man ebenſo klug iſt wie zuvor. Die grundlegenden Kenntniſſe in der Fliegepraxis, die die Vorbedingungen ſolchen Baues bilden, ſind nur in wirklichem Fluge zu ſammeln, beim Aufenthalt hoch in freier Luſt ohne tragenden Ballon. Vorbedingung aller wirklichen Verſuche mit dynamiſchen Flugmaſchinen iſt der perſönliche Segelflug mittels ſachgemäß erbauter und methodiſch vervollkommneter Flugapparate.

Es erübrigt ſich daher die Beſchreibung aller der bisher erprobten und teils im Modell teils auch ſchon in wirklicher großer Ausführung geſcheiterten Flugmaſchinen, ſo genial ihre Konſtruktion auch vielfach iſt und ſo feſſelnd das techniſche Intereſſe, welches ſie dem Fachmanne bieten. Von all den Schraubenfliegern, Flügelfliegern, Drachenfliegern haben zur Zeit und bis auf weiteres am eheſten noch ernſtliche Bedeutung die Drachenflieger, bei denen die motoriſche Antriebsvorrichtung mittels Propellerſchraube eine hinreichende Eigenbewegung in wagerechter Richtung erzeugt, worauf die Drachenfläche den Auftrieb vermittelt; was, wie wir wiſſen, leicht geſchieht. Was ihnen aber noch nicht geglückt iſt, das iſt die Vermittelung ſanften Wiederlandens und die Erzielung von Stabilität, ſelbſt auch nur bei gleichmäßigem Luftſtrome! Sehr ſchwierig iſt bei ihnen das Anfahren; gleich den ſchweren Flugvögeln müſſen ſie einen weiten Anlauf nehmen und können das nur auf beſonders hergerichteter Bahn. Was wollen ſie machen, wenn die Maſchine auch nur einen Augenblick ſtoppt? Sie ſtürzen herab! Was thun, wenn der Wind ſie von oben, von der Seite, oder gar von hinten erfaßt, wenn ſie in einen Wirbel, in Regenſchauer kommen? Und ſtille ſtehen können ſie in der Luft nicht einen Augenblick! Ein Überſchlagen in der Luft ferner muß ſie rettungslos zum Stürzen bringen; die Gefahr hierfür liegt aber ſehr nahe, und bei der ungünſtigen

Lage ihres Syſtemſchwerpunktes gegenüber dem Flächenmittelpunkte des Windangriffes gibt es hier kaum eine Abhilfe. Kann man doch ſogar bei den geborenen Fliegern, z. B. bei Krähen im Sturme wohl ein Überſchlagen beobachten — worauf ſie allerdings die Flügel einziehen und nach wenigen Metern blitzſchnellen Fallens ſich aufzurichten wiſſen, um mit ausgebreiteten Flügeln wieder in der Luft zu ſchwimmen. Wohl zeigen die Flugmaſchinen mit ihrem gewaltigen Auftriebe bei kleiner Drachenfläche und ihrer mühelos erreichbaren großen Geſchwindigkeit ſozuſagen ſchon die „Klaue des Löwen" gegenüber dem ſo mühevollen Kämpfen der Ballonflieger. Durch die Vereinigung beider Eigenſchaften beweiſen ſie, daß der dynamiſche Flug dem der Gasblaſe an ſich weit überlegen und die Nachahmung der Natur der richtige Weg zum Ziele iſt. Zur Zeit aber vermögen ſie mit den Ballonfliegern noch nicht zu konkurrieren.

Ernſtliche Beachtung verdienen immerhin die Vorverſuche von Horatio Philipps, der darauf fußende große 300 Pferdekräfte ſtarke Apparat von Maxim, die Verſuche von Profeſſor Langley, der reizende Vogelflieger „Avion" des Franzoſen Ader und das graziöſe „Automobilſchlittenboot Aeroveloce" des unermüdlichen Wilhelm Kreß, der ſeine erſte und letzte Probefahrt mit dem üblichen Ergebnis der vollſtändigen Zertrümmerung des koſtſpieligen Apparates auf einer Teichfläche im Wienthale unter eigener Lebensgefahr gemacht hat, obwohl ſein großes Modell, wie es bei ſeiner Vorführung in der Wiener Flugtechniſchen Geſellſchaft flott in dem Saale über unſeren Köpfen dahinflog, einen recht vertrauenswürdigen Eindruck machte.

Fragt man nach den praktiſchen Zielen der Flugſchiffahrt, ſo dürften ſie wohl zunächſt auf militäriſchem Gebiete liegen und werden auch für alle Zukunft nicht ſo allumfaſſend ſein, als der Laie zu träumen geneigt iſt. Hat aber ſchon der Aeroſtat in der primitiven Anwendung der Feſſelballons eine ſo große militäriſche Bedeutung errungen und iſt zu einem geradezu unentbehrlichen Hilfsmittel des Aufklärungsdienſtes geworden, ſo wird das in ungleich höherem Maße ein brauchbarer Ballonflieger thun. Seit dem lebhaften Verkehre der in Paris im Jahre 1870—71 eingeſchloſſenen franzö-



Santos Dumont erleidet Schiffbruch im Park des Herrn Edmond de Rothſchild im Bois de Boulogne am 6. Sept. 1901. Aufnahme von B. Gribayedoff in Paris.

ſiſchen Armee mit der in Bordeaux tagenden proviſoriſchen Regierung durch Ballons iſt heute ſchon jede Feſtung ausreichend mit Ballonmaterial verſehen, trotzdem man dieſelben einſtweilen völlig den Launen des Windes anvertranen muß! So wird nach Herſtellung brauchbarer Flugſchiffe ſofort ein gewaltig anwachſendes Bedürfnis nach ihnen vorhanden ſein. Trotz Maſchinengewehren, Schnellfeuergeſchützen, Scheinwerfern, Telegraphie mit und ohne Draht iſt ein bei Nacht auffliegendes Flugſchiff gänzlich unverfolgbar auch durch andere ſeinesgleichen. Zur ungefährdeten Überbringung einer unerſetzlichen Perſönlichkeit, zu wichtigen Benachrichtigungen wird das Flugſchiff nichts gleichwertiges haben. Bei ſeinen Erkundigungsfahrten kann nichts vor ſeinen ſpähenden Blicken verborgen bleiben, hoch über aller Schußweite zieht es in ſicherer Höhe ſeine Bahn und ſpottet der ohnmächtigen Gegner.

Der Beſitz eines praktikablen Flugſchiffes dürfte damit noch größere Bedeutung gewinnen als der eines überlegenen Infanteriegewehres. Auch die Forſchung wird ſich eines ſolchen bedienen und mit mehr Erfolg, als der tollkühne Andrée es konnte. Die polaren Eiswüſten, Central-Braſilien, die innerafiatiſchen Hochgebirge, die Hinterländer Chinas werden vor uns offen liegen, und wie heute Torpedoboote, ſo wird jedes Land auch eine Anzahl Flugſchiffe beſitzen müſſen. Ob dieſe Zeit nahe iſt oder nicht, darüber nachzugrübeln iſt müßig. Denkt man aber an die erſtaunlich ſchnelle Entwickelung der elektriſchen Energieverwendung, des Automobilweſens und ähnlicher Dinge, ſo kann man wohl die Möglichkeit ins Auge faſſen, daß wir dieſen Zeitpunkt noch erleben werden.

Die geringen Amortiſations- und Unterhaltungskoſten der Drachenflieger werden dieſe, ſoweit ſie Zwecken dienen, bei denen eine Verzögerung des Laufes durch zu ſtarke Winde nichts ausmacht, vielfach rentabel machen; bis dahin aber wird es wohl noch ein Weilchen dauern. Vorher wird der Ballonflieger praktikabel ſein, der auf Zeppelins Verſuchen weiter aufgebaut iſt. Möchte es einer deutſchen Geſellſchaft vergönnt ſein, den Bau aus den bewährten Händen der bisherigen Erbauer hervorgehen zu laſſen! Sein Betrieb aber wird ſtets teurer ſein, als der der Drachenflieger.

„Aus kleinem Keime erwachſen große Bäume", und das Flugſchiff iſt eins der dringendſten Probleme des jungen XX. Jahrhunderts! Der Ballonflieger allein iſt unhandlich und teuer, der Drachenflieger ohne Ballon mit ſeinem rein dynamiſchen Auftrieb zu gefährlich, eine Vereinigung beider hat heute nur beider Mängel. Aber die Wurzeln ſind geſund, und bis wir fliegen lernen, brauchen wir nicht nach Kurd Laßwitz, unſerem deutſchen Jules Verne, zu warten, bis wir die Wellengeſchwindigkeit der Erdanziehung und ihre Umformung entdeckt haben und durch deren beliebige Abſchwächung in der Reſultierenden aus ihr und dem Winde fliegen lernen. Ernſtes Wollen und beharrliches Streben führen langſam aber ſtetig auch ohne das zum Ziel.

Santos Dumont in ſeinem Ballon vor Umſegelung des Eifelturmes.
(Aufnahme von Jonon & Cie. in Paris.)

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Die Schwäbiſche Dichterſchule.

Erinnerungen von

Profeſſor Dr. O. Jäger.

(Abdruck verboten.)

Die vier Dichter, die unſere Litteraturgeſchichten unter der Bezeichnung „Schwäbiſche Dichterſchule“ zuſammenſtellen, Ludwig Uhland, Guſtav Schwab, Juſtinus Kerner, Eduard Mörike haben einſt mit der vollen Stärke nicht ihrer Dichtung allein, ſondern auch ihrer Perſönlichkeiten auf meine Jugendentwickelung und ſomit meine Lebensführung eingewirkt. Oft wo ich in Freundeskreiſen aus der Fülle dieſer Eindrücke Erinnerungen zum beſten gab, bin ich gemahnt worden, ehe es zu ſpät werde, auch einem weiteren Kreiſe von dieſen Dingen und Zeiten zu erzählen, und ich ſelbſt empfand das Bedürfnis, einiges davon niederzuſchreiben, weil ich mir ſagen mußte, daß unter den Jetztlebenden nur noch ſehr wenige ſind, denen es wie mir vergönnt war, längere Zeit und auf vielſeitige Weiſe unter dem Bann und Zauber dieſer Männer zu leben, die ſich, jeder auf ſeine Art und jeder in bedeutender Weiſe, das Recht des Fortlebens und Fortwirkens unter ihren Volksgenoſſen erworben haben. Gerne verſenkt ſich die Generation, die jetzt die Altersgrenze des Pſalmiſten erreicht oder überſchritten und den ungeheuren Umſchwung in allen Lebensverhältniſſen, in Staat und Haus, ſozuſagen an ihrem eignen Leibe erfahren hat, in jene harmloſe Zeit der dreißiger Jahre des jüngſtvergangenen Jahrhunderts, wo man auf deutſcher Erde noch nichts von Eiſenbahnen, elektriſchem Licht und Sozialdemokratie, nichts von großen Kämpfen in einem deutſchen Parlament, deutſchen Kolonien und europäiſchen Expeditionen nach China wußte.

Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten.
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Das äußere Leben in der erſten Hälfte des Jahrhunderts bewegte ſich in ſehr einfachen Formen, und von Vornehmheit der Lebenshaltung, die jetzt häufig wie eine Art Tugend angeprieſen wird, war bei keinem der vier Männer, die doch ſämtlich nach damaligen Verhältniſſen gut geſtellten Familien entſtammt waren, die Rede. „Prunkmahle“ gab es für jene Kreiſe nur in Dichtungen, für Götter und Könige; die Prunkmahle unſerer Knabenzeit waren gut zubereitete und nicht karg bemeſſene Hausmannskoſt, an der ſich die Kunſt der Hausfrau offenbarte, und die Abendgeſellſchaften bei meinem Oheim Guſtav Schwab in Stuttgart, wo mitunter ſehr bedeutende und berühmte Leute zuſprachen, oder die im Uhlandſchen Hauſe in Tübingen, zu denen das kinderloſe Ehepaar jeden Winter ein- oder zweimal die Söhne und Töchter befreundeter Familien zuſammenlud, hatten eine nach jetzigen Begriffen ſehr einfache materielle Grundlage. Es gab Thee mit „mürben Brezeln“, hierauf etwa ein Geſellſchaftsſpiel oder etwas Muſik, dann etwas kalten Aufſchnitt, „ein Rädle Wurſt“, wie man es beſcheiden nannte, und ein Glas beſſern Landweins, darauf etwa ein Tanzvergnügen mit Kuchen und, wenn ſehr luxuriös, einem Glaſe Punſch, das den Schluß bildete.

Und einfacher und darum geſunder war auch die geiſtige Koſt. Man hatte nicht wie jetzt Tag für Tag ein Buch in der Form einer Zeitung rieſigen Formats zu verſchlingen, die Zeitung, der Schwäbiſche Merkur, der ohne Leidenſchaft erwartet und ohne Aufregung geleſen wurde, bildete einen Beſtandteil des Morgenkaffees, den man — denn man hatte Zeit — nicht zu beſchleunigen brauchte; und die durch den Merkur vermittelte tägliche Orientierung über die Weltlage wurde weiterhin für ein Haus wie das Uhlandſche, Schwabſche und Kernerſche ergänzt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, die man — ſie war für den einzelnen Württemberger unerſchwinglich teuer — mit drei, vier, fünf und mehr Familien zuſammen hielt, und die namentlich durch ihre vielgeſchätzte Beilage mit wiſſenſchaftlichen und andern allgemeinen Fragen ſtete Fühlung brachte. Sie bot weſentlich den Stoff für die Unterhaltung der Männer akademiſchen Bildungsgrads untereinander und mit den Frauen, deren Bildungseifer in dieſen Kreiſen um ſo größer und dauernder war, je weniger ihm in ſchultechniſcher Beziehung, wo man noch nichts von dem Empreſſement und den großen Worten unſerer Tage wußte, Genüge geleiſtet wurde.

Dieſe geiſtig-litterariſchen Intereſſen waren durch die große Umwälzung, die ſeit 1748 eine ganz neue Bildung ins Leben rief, in Schwung gekommen, Schiller und Goethe noch nahe Vergangenheit oder noch unmittelbare Gegenwart: noch lange war es eine wertgehaltene Familientradition, daß Goethe — es muß im Jahre 1797 geweſen ſein — im Hauſe von Schwabs mütterlichem Großvater H. G. Rapp, mit dem er auch bis 1802 Briefe wechſelte, an einem Abend aus Hermann und Dorothea vorgeleſen habe. Indes war durch die franzöſiſche Revolution und die ihr folgenden Kataſtrophen in Deutſchland, die Umwälzung der europäiſchen Verhältniſſe und zuletzt den Befreiungskrieg dafür geſorgt, daß die litterariſche Thätigkeit und äſthetiſche Liebhaberei nicht zum bloßen Träumen und Genießen wurde. Uhland wie Schwab hatten die ernſtliche Abſicht gehegt, als Freiwillige den Krieg von 1813 mitzumachen, und ſind nur durch den Druck der Verhältniſſe, wie ſie durch den heilloſen Sultanismus des Königs Friedrich I. ſich geſtaltet hatten, daran gehindert worden.

Es iſt bekannt, wie Uhland in dem bald nach der Abwerfung der Fremdherrſchaft entbrennenden württembergiſchen Verfaſſungskampf eine Rolle ſpielte und durch ſeine vaterländiſchen Lieder vom alten guten Recht das viel mißbrauchte Wort Goethes „Ein garſtig Lied pfui ein politiſch Lied“ widerlegte und mit Stellen wie

erharret's ruhig und bedenket,
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf:
Ein Gott iſt's der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf —

den Menſchen der zwei folgenden Generationen ein Troſtwort mitgab, deſſen ſie bis 1871 noch mehr als einmal bedürftig waren. Der Kampf endete unter Friedrichs beſſerem Nachfolger Wilhelm I. mit einer Verſtändigung, die auch Uhland in dem Prolog zu ſeinem Trauerſpiel Herzog Ernſt von Schwaben feierte, und noch in den dreißiger Jahren, in denen meine Kindheitserinnerungen beginnen, herrſchte eine verhältnismäßig zufriedene Stimmung: namentlich bildete die Politik nicht das alles verſchlingende Element wie ſeit Mitte der vierziger Jahre und dann im Jahre 1848, das der alten Harmloſigkeit deutſchen Dahinlebens endgültig ein Ziel ſetzte. Mein Vater, Arzt und Naturforſcher, war von der gemeinſam verlebten Studienzeit her ein Freund Uhlands und Kerners, und dieſe Verbindung trennte erſt der Tod: mit Schwab war er verbunden als Gatte ſeiner Schweſter Charlotte, meiner Mutter: mit ganzem Eifer ſeinem ärztlichen Beruf und paläontologiſchen Forſchungen hingegeben, ſtand er dem dichteriſchen und litterariſchen Thun und Treiben verhältnismäßig fern, wenn er auch gelegentlich wie jedermann in Schwaben bei Hochzeitsfeiern oder wenn ihm ein Stammbuch präſentiert wurde, ſeinen halb ernſten halb ſcherzenden Vers zu ſchmieden wußte, ſo gut wie einer. Das Verhältnis der beiden Schwäger war durchaus freundlich und herzlich, ſie achteten ſich, jeder ſeines Berufs und ſeiner Bedeutung ſicher, und hatten ſich gern, offene Naturen beide, waren aber doch zu verſchieden, um ſich völlig zu verſtehen: mein Vater, alles beſonnen und ehrlich mit den offenen Augen und dem unerbittlichen Wirklichkeitsſinn des Arztes und Naturforſchers prüfend, ohne engere Fühlung mit dem kirchlichen Glauben, den ihm eine tiefe Begeiſterung für den Herderſchen Humanitätsgedanken erſetzte, — Schwab, der nirgends den Dichter verleugnete, unkritiſch, frommgläubig, und wo etwas ſeine ſtets rege und ſtark optimiſtiſche Phantaſie in Wallung brachte, leichtgläubig. Dagegen ſympathiſierte mein Vater ſehr mit Uhland, der als Juriſt ebenſo unbeſtechlich nur die Thatſache gelten ließ wie mein Vater als Arzt, ohne daß übrigens beide Männer bei der Verſchiedenheit ihrer Lebensberufe und Intereſſen ſich viel zu ſagen gehabt hätten; Uhland verſäumte aber nie, bei ſeinem gelegentlichen meiſt kurzen Aufenthalt in Stuttgart mein elterliches Haus zu beſuchen. Er imponierte uns Kindern zunächſt nur durch ſeinen Namen, den man ſo oft im Geſpräch der Alten zu hören bekam, nicht durch ſeine äußere Erſcheinung, die immer ganz korrekt aber ſehr einfach war. Aber ſein Genius beherrſchte das Haus, und eine Menge Stellen aus ſeinen Gedichten kannten ich und ein Teil meiner Geſchwiſter auswendig, ehe wir ſie verſtanden. Beſonders die Eberhardromanzen machten uns Eindruck. Jenes in Tönen meiſterhaft malende:

Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang —

oder der Anfang der Döffinger Schlacht:

Am Ruheplatz der Toten da pflegt es ſtill zu ſein,
Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein —

ſchmeichelten den Ohren, und ich habe mich Uhlands Muſe mein Lebenlang zu Danke verpflichtet gefühlt für die Freude an der Muſik unſerer Sprache, am Wohlklang der Verſe — in Goethes Fauſt etwa oder den Chören in Schillers Braut von Meſſina oder wo immer es ſein mochte. Dieſer Wohlklang, der ja natürlich nicht losgelöſt ſein kann vom Gedanken- und Gefühlsinhalt der Stelle, beglückte mich, der ich mich nicht rühmen kann, muſikaliſch zu ſein im landläufigen Sinne, wenn ich einſam vor mich hin Gedichte recitierte oder ſie im engſten Kreiſe oder ſpäter vor meinen Schülern vortrug, ebenſo wie etwa meine ſämtlichen muſikaliſch veranlagten Geſchwiſter ihr eigenes oder fremdes Klavierſpiel; ich habe häufig gefunden, wie ich beiläufig bemerken möchte, daß Leute, die als muſikaliſch vortrefflich beleumundet ſind, für dieſe der Sprache als ſolcher, unſerer Sprache insbeſondere, immanente Muſik ſehr wenig übrig haben. Auch von den vier Dichtern, von denen hier die Rede iſt, ließe ſich, ſo viel mir bekannt — ſelbſt Mörike nicht ausgenommen —, keiner als eigentlich muſikaliſch bezeichnen, wie denn keiner ein Inſtrument ſpielte, es wäre denn J. Kerner, der ſich in ſeiner Weiſe rühmte, auf einem jetzt längſt verſchollenen Organon, der Maultrommel, Virtuos zu ſein, auf der er, ehe er eines ſeiner Schattenſpiele zum Beſten gab und der Vorhang über der aufgeſpannten papiernen Scene aufging, eine ſehr einfache „Ouvertüre“ zu ſpielen pflegte. Im Schwabſchen Hauſe wurde ziemlich viel, von renommierten Dilettanten und auch manchmal von wirklichen Künſtlern, muſiziert, nicht immer zu voller Begeiſterung des Dichters; man erzählte ſich, wie bei einer ſolchen Abend-

Digitized by Google

geſellſchaft, bei der ein von befreundeter Seite dem Hauſe geſtifteter Auerhahn für den Abendtiſch in Ausſicht ſtand und der Virtuoſe am Klavier des Spielens kein Ende finden konnte, Schwab ſeinem gepreßten Herzen in den nach ſeiner Weiſe halblaut gemurmelten Verſen Luft machte:

Ich dacht, es wär' der Auerhahn,
Doch ach es war ein Trauerwahn,
Ich dacht', er wär' gebraten:
Da rauſchten die Sonaten!

und man tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß auch Goethe und Schiller nicht eigentlich muſikaliſch geweſen ſeien und dieſer einmal geäußert habe, daß die Muſik zwar ſtark, aber doch nur dunkel auf ihn wirke.

Später, als Student und Sohn eines befreundeten Hauſes, kam ich nicht ſelten in das Uhlandſche Haus, das an belebter Stelle am Fuße des Öſterberges, faſt vom vorüberrauſchenden Neckar beſpült, wie Stauffachers Haus „von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich hell“ am offenen Heerweg ſtehend ſich nicht verbarg und ſehr gemütlich war. Durch beide Ehegatten und namentlich durch die Frau, die von offenem, klarem, beſtimmtem und doch gütigem Weſen und dabei etwas lebhafter und geſprächiger war als der Dichter. Statt der fehlenden eigenen Kinder hatten ſie den uns gleichalterigen Sohn eines verſtorbenen Freundes an Kindesſtatt im Hauſe. Uhland war nach dem Scheitern des großen Anlaufs zur Begründung des deutſchen Staates in den Jahren 1848 und 49, bei dem er ja auch ſeinen Mann geſtellt hatte, nach Tübingen zurückgekehrt und hatte ſich aus der noch „in trüben Maſſen gärenden Welt“ auf ſein Gelehrtenleben, ſeine Lebensarbeit, die deutſchen Volkslieder, zurückgezogen. Selbſt wir Studenten in unſerer grünen Weisheit hatten den Eindruck, daß er nicht zum Politiker in großem Stil gemacht ſei, und ſeinen Freunden von der erbkaiſerlichen Partei, wie den beiden Pfizer, hatte er es durch ſeine Rede bei der Frage der Kaiſerwahl in Frankfurt — von dem Dombau der deutſchen Einheit mit den zwei großen Türmen Öſterreich und Preußen und mit den vielen kleinen und kleinſten Türmen und Türmchen — zum Überfluſſe bewieſen. Er hatte ſich die harten Gegenſätze in der Nation und den Ernſt der großen Machtfrage Öſterreich-Preußen nicht klar gemacht: ganz ein eigenſinniger Mann des Rechts wie einſt in dem Verfaſſungskampfe ſeines Kleinſtaates hielt er in dem großen Schiffbruch noch bis zum Letzten aus und machte ſo auch die trübſelige Scene des 18. Juni 1849 mit, wo der Rumpf des deutſchen Parlaments in Stuttgart auf ſeinem Zug nach ſeinem letzten gemieteten Lokale durch die von der württembergiſchen Regierung, die aus den liberalen Freunden Uhlands beſtand, aufgebotenen Truppen gehemmt und der Verſammlung ein zwar unblutiges, aber dennoch tieftrauriges Ende gemacht wurde. Eigentliche Verbitterung war — ſo war unſer Eindruck — bei Uhland nicht zurückgeblieben. Er tröſtete ſich, wie ſich ſo viele charaktervolle Männer in jenen trüben Tagen tröſten mußten, mit dem Bewußtſein erfüllter Pflicht und auch mit dem, was die ſchönen Zeilen andeuten, mit denen er von dem gaſtlichen Hauſe, das ihn in Frankfurt beherbergt hatte, Abſchied nahm:

In dieſen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu ſchlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unſterbliche Geſänge.

Seinem Charakter blieb er treu, indem er, wie bekannt, den ihm dargebotenen preußiſchen Orden pour le mérite und den bayriſchen Maximiliansorden in würdigen Schreiben ablehnte; ſie kannten den Mann ſchlecht, den ſie zu ehren meinten und der doch dem Hofe ſein Lebenlang völlig ſpröde gegenüber ſtand, der aber auch nicht minder, ein Volksmann im hohen Sinn, den Huldigungen der Bevölkerungen in Städten und Städtchen, durch die ihn ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen führten, ſoweit es irgend möglich war auswich. Sein König Wilhelm kannte ihn beſſer, der ihm niemals einen Orden anbot, den Uhland zwar nicht zurückgeſchickt, aber — „legt's zu dem übrigen“ — niemals getragen haben würde. Dabei war gar nichts von Ziererei: wer ihn kannte und ihn ſo ſah wie wir Studenten bei unſeren Dankesviſiten, konnte es nur natürlich finden. Die Rolle des Verlegenen, Schüchternen, die von Gottes- und Rechtswegen uns armen Schächern aus dem Tübinger Stift, dem theologiſchen Seminar, deſſen Zöglingen ein linkiſches Weſen als character indelebilis nachgeſagt wurde, zukam, übernahm hier der hochberühmte Dichter, wie übrigens in gleichem Falle andere ſchwäbiſche Geiſtesgewaltige jener Zeit, z. B. der große Theologe und Hiſtoriker Chr. F. Baur. Faſt ſchüchtern beteiligte er ſich an unſerem Geſpräch und dreiſtem Geſchwätz, warf zuweilen ein gutes Wort und entſchiedenes Urteil dazwiſchen. Er hatte die in unſeren Tagen, wie ich glaube in geſelliger Unterhaltung ziemlich ſelten gewordene Gabe des teilnehmenden, geduldigen, nachſichtigen Hörers. Seine reine Seele aber empfand jugendlich, er konnte ſich entrüſten, ernſtlich haſſen konnte er nicht, und an jenen Abenden erfreute er ſich harmlos an dem dürftigen Witz unſerer Charadenaufführungen und verſchmähte es nicht, der gute, unſchöne, liebe ſechzigjährige Mann, auch beim Tanz ſich mit einem Walzer altfränkiſcher Façon zu beteiligen.

Uhland ſchied aus dem Leben 1862, alſo ehe die große Kriſis im Leben unſerer Nation eintrat, und der Anblick des Kampfes Deutſcher mit Deutſchen auf deutſcher Erde, der ihm vor anderen peinlich und ſchmerzlich geweſen ſein würde, blieb ihm erſpart. Seine Witwe, ſtets gewohnt, ruhig und gediegen wie ſie war, ihre Pflicht zu thun, ſammelte alsbald die wichtigſten Materialien zu einer würdigen Lebensgeſchichte, und an litterariſchen Denkmälern hat es denn auch ſeither dieſem Manne von beſcheidener aber um ſo echterer Größe nicht gefehlt; jetzt ſteht ein ehernes Standbild des mindeſtens bis auf weiteres volkstümlichſten aller deutſchen Dichter auf einem Platz in dem neuen, rechts vom Neckar gelegenen Teile ſeiner Heimatſtadt Tübingen. Es war für den Künſtler keine lohnende Aufgabe, da Uhland im Äußeren in der That nichts Charakteriſtiſches hatte, als eben das Schlichtgewöhnliche ſeiner Erſcheinung. „So kann jeder ausſehen,“ ſagte mir enttäuſcht ein norddeutſcher Kommilitone, als er zum erſtenmal des Dichters anſichtig und von uns auf ihn aufmerkſam gemacht wurde, als wir Uhland mit Chriſtian Ferdinand Baur und einigen andern auf dem Wege nach dem nahen Dorfe Luſtnau begegneten, wo dieſe in der That ſehr auserleſene Geſellſchaft an einem beſtimmten Abend der Woche im Sommer ihr Kränzchen hatten. Und als man nach der Enthüllung des Denkmals, das allerdings keine Lyra und keine Göttin, keine der neun Muſen und keinen Lorbeerkranz, ſondern nur den Mann im ſchlichten Rock des XIX. Jahrhunderts darſtellte, das Kunſtwerk ſeinem Schneider wies, ſprach dieſer, wie mir bald nachher glaubwürdig in Tübingen erzählt wurde, in die Betrachtung verſunken nur die gewichtigen Worte: „Ja, ja, das iſt der Rock, den ich dem Herrn Doktor zuletzt gemacht hab’.“

Von Schwab dagegen hätte niemand, der ihn ſah, ſagen können: „So kann jeder ausſehen.“ Der prächtige Kopf mit kaſtanienbraunem und ziemlich früh ergrauendem Haupthaar und Backenbart, die blühende Geſichtsfarbe, die geſunden roten Wangen, der zu lebhaftem Geſpräch ſtets bereite und geöffnete Mund mit den ſchönen weißen Zähnen, das feurige braune Auge, der freundliche oder in raſchverfliegendem Zorn oder plötzlichem Enthuſiasmus aufflammende Blick, der bewegliche Körper von mäßiger Größe — wer ihn einmal geſehen und ſprechen gehört hatte, kannte ihn für immer. Auch abgeſehen davon, daß er in der Regel der geiſtreichſte und in jedem Fall der lebhafteſte in jeder Geſellſchaft war, gab er jedem Kreiſe ohne es zu wiſſen oder zu wollen, den Mittelpunkt und der Unterhaltung ihren Charakter. Seine Unterhaltungsgabe war in der That erſtaunlich, Langeweile da, wo er mit dabei war, ſo gut wie unmöglich; leicht und natürlich bewegte ſich ſeine Rede in raſchem Wechſel vom harmloſen Scherz zu den höchſten Gegenſtänden menſchlichen Denkens und Empfindens. So noch am Abend vor ſeinem beneidenswert ſchönen Ende, wo ſich in einem kleinen Kreiſe jüngerer Verwandter das Geſpräch noch auf ſolche höchſte Beziehungen des menſchlichen Geiſtes zur Gottheit gerichtet hatte; wenige Stunden ſpäter aus dem Schlaf erwachend ward er abgerufen. Noch hatte er Zeit, der auf ſeinen ängſtlichen Ruf herbeieilenden Frau und Tochter ein Lebewohl zuzurufen; mit einem „Herr Jeſu Chriſt, erbarme dich meiner“ verſchied er, ohne Todeskampf, ſchmerzlos, wie um jenes uralte Weisheitswort Solons wahrzumachen, daß man nicht eher einen Menſchen als einen allerglücklichſten preiſen könne, als bis er ein ſchönes Leben auch ſchön geendet habe.

Als einen ſolchen allerglücklichſten war man wirklich verſucht, dieſen Mann zu preiſen. Guſtav Schwab war in der That ein Sonntagskind. In wohlgeordnetem Hauſe mit drei wohlbegabten Geſchwiſtern als jüngſter Sohn eines Mannes von tiefer wiſſenſchaftlicher wie weltmänniſcher Bildung, der auch einer der Lehrer Schillers an der Karlsakademie geweſen, und einer Mutter aus dem kunſtſinnigen wie erwähnt auch Goethe befreundeten Hauſe Rapp wächſt er heran; alle Not der Schuljahre bleibt dem ungemein leicht lernenden Knaben erſpart, wie ihm denn auch ſpäter jede Art von Arbeit leicht wurde; auf der Univerſität ſtudiert er fleißig Theologie und alte Klaſſiker und genießt dabei ſeine Jugend im Verkehr mit begabten Altersgenoſſen und in gebildeten Familien, in denen der friſche, jedem Eindruck offene und ihn mit lebhaftem Geiſte zurückſtrahlende Jüngling ein ſtets gern geſehener Gaſt war. Die Pein des Zwieſpalts zwiſchen Glauben und Wiſſen, die zwanzig Jahre ſpäter ſich den nächſten Generationen mit ganzer Schwere auf die Seele legte, blieb ihm erſpart oder zog nur wie ein leichter Wolkenſchatten über ſein ſonniges Gemüt. Ohne beſonderes Examen mit ſechsundzwanzig Jahren findet er die ihm gemäße Stelle als Lehrer der alten Sprachen am oberen Gymnaſium in ſeiner Heimatſtadt Stuttgart, mit dem für damalige Zeiten (1818) ſehr anſehnlichen Gehalt von 1200 Gulden, führt die Geliebte heim, die anfangs ſeine Neigung nicht erwidert hatte, aber durch ſein feuriges und zugleich geduldiges Werben gewonnen ward. Er wirft ſich nun mit dem ganzen Feuer ſeines Temperaments und von einer vortrefflichen Geſundheit unterſtützt, in die Arbeit ſeines Berufs, die mit dem früheſten Morgen beginnt, und in mannigfache litterariſche Unternehmungen, die ihn zugleich mit nicht wenigen bedeutenden Männern, Rückert, Chamiſſo, Fouqué, ſelbſt mit Goethe in Verbindung bringen, ſo daß ſein Haus bald zu einem litterariſchen Sammelpunkt und Mittelpunkt gaſtlichen Verkehrs bedeutender Männer wird. Meine Kindheitserinnerungen fallen in die Zeit, wo dieſer Verkehr auf ſeiner Höhe ſtand, die Mitte der dreißiger Jahre. Das jüngſte ſeiner Kinder, Ludwig, ein vielverſprechender Knabe, der aber früh ſtarb — der einzige ſchneidende Schmerz dieſer Art, den Schwab in ſeinem Leben durchzumachen hatte —, war in meinem Alter; noch nicht ſchulpflichtig ſpielten wir zuſammen neben Schwabs Studierzimmer, deſſen Thür nach unſerem Kinderzimmer weit geöffnet war, wie er denn auch ſpäter ſein Zimmer am liebſten ſo legte, daß der Verkehr im Hauſe, das Getümmel einer Abendgeſellſchaft etwa an ihm vorübertrieb, während er am Pult ſtehend in Akten arbeitete. Als wäre es geſtern — es ſind 65 Jahre her — ſehe ich ihn vor mir: lebhaft auf- und abgehend, murmelte oder ſprach oder recitierte er vor ſich hin, und aus einem hängengebliebenen Wort „der Alpen Herr, der Bär“ muß ich ſchließen, daß es ſein „Appenzeller Krieg“ war, der ihn beſchäftigte:

„Und hervor aus ſieben Thälern
Stürzt der Alpen Herr, der Bär,

Läßt das Hausrecht ſich nicht ſchmälern —“

dann warf er raſch etwas aufs Papier, kam dann wohl zu uns heraus, griff ſich einen von uns beiden, legte ihn über und wichſte ihn zu unſerem höchſten Gaudium zum Spaße durch, um alsbald, nachdem er auf dieſem naturaliſtiſch-einfachen Wege ſeine innere Aufregung beſchwichtigt und ſein ſeeliſches Gleichgewicht hergeſtellt hatte, zu ſeiner Dichtung zurückzukehren. Eine Tugend hatten wir etwas ſpäter zu verſpüren, die in Deutſchland eigentlich ſehr ſelten iſt — einen Erzähler wie Schwab habe ich nie wieder kennen gelernt. Die ganze Jugend unſerer höheren Schulen lieſt noch heute die „Schönſten Sagen des klaſſiſchen Altertums“ in der Faſſung, wie ſie Schwab einſt ſeinen Kindern erzählte und nachmals ſeiner Tochter in die Feder diktierte; und ſie ſind in der That von niemand mit ſo feinem Verſtändnis ihrer Poeſie und in ſo ſchlichter ſchöner Sprache wiedergegeben worden; ſie waren das Entzücken, ich darf ſagen das Glück unſerer Knabenjahre. Aber ihn ſelbſt erzählen zu hören, wenn er mit dem Feuer des Mannes und der Schlichtheit des Kindes von den Helden der alten Geſchichte, von Themiſtokles oder Hannibal zu uns ſprach, war ein Hochgenuß, und auch im Geſpräch der Erwachſenen hörte man mit Wonne zu, wenn er etwa von den Erlebniſſen ſeiner jüngſten Reiſe ſprach oder einen ſeiner originellen Träume erzählte: wie er in den „Anlagen“, dem Park zwiſchen dem Stuttgarter Schloſſe und Cannſtatt, auf einem weißen harten Körper geſeſſen habe: dieſer Körper fing an ſich zu bewegen, ſpaltete ſich, und aus ihm entwickelte ſich ein koſtbarer Shawl, der ſich langſam vor ſeinen ſtaunenden Augen in die Luft erhob; während er noch mit Staunen dem fortfliegenden Shawl nachſieht, kommt händeringend einer der rotbefrackten Hoflakaien gelaufen: „Um Gotteswillen, Herr Konſiſtorialrat, was haben Sie gemacht! Sie haben auf einem Shawl-Ei geſeſſen und einen Shawl ausgebrütet; nun fliegt er fort, und ich komme um meinen Dienſt.“

Noch ein anderes Talent beſaß Schwab in hohem Grade, das der Mehrzahl unſerer Zeitgenoſſen durch Bädeker überflüſſig geworden zu ſein ſcheint: das Talent des Reiſens. Er reiſte ſehr gern. Eines ſeiner früheſten Werke war eine Art Vorläufer der jetzigen Reiſehandbücher, „Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alp“ (1823), und da er vermöge ſeiner freundlichen Art und großen Lebhaftigkeit leicht mit jedermann ins Geſpräch kam und die köſtliche Gabe beſaß, jedem, auch dem kleinſten Ereignis oder Begegnis gleichſam ſeine Poeſie abzugewinnen — eine ſinnige Beziehung oder ſymboliſche Deutung hineinzulegen —, ſo kam er immer mit gefülltem Horne zurück, das er dann mit erneuter Freude vor den Seinigen ausſchüttete. Er hatte aber auch, was damals noch nötiger war als heute, ein unter ſeinen Freunden ſprichwörtliches Reiſeglück. Wir beſaßen in der Familie einen wackeren Geiſtlichen, der uns als das wahre Urbild eines Wetterpechvogels galt. Der heiterſte Sonnenſchein lachte über dem traubenſchweren Stuttgarter Thal, aber ſobald unſer trefflicher Verwandter ſeinen ſpärlichen Urlaub benutzen wollte, um etwa ſeine alte Mutter in ihrem fünf Stunden entfernten Dorfe auf ein paar Tage zu beſuchen, und das Weichbild der Stadt überſchritten hatte, umzog ſich der Himmel und hörte nicht eher zu regnen auf, als bis der Gute wieder in ſeinem beſcheidenen Pfarrhauſe angelangt war. Umgekehrt war es bei Schwab: ſobald er zum Thore hinaus war, verzogen ſich die Wolken und der ſchönſte Sonnenſchein begleitete ihn die drei oder vier Wochen bis zum vorausbeſtimmten Termin der Rückkehr; eine Reiſe wie die, welche Schwab Ende März bis Anfang Mai 1827 nach Frankreich machte, wird wenigen beſchieden ſein. Es war, wie wenn neben dem Wetter auch die intereſſanteſten Kammerſitzungen, die ſchönſten Revüen, die bedeutendſten Bekanntſchaften, Capodiſtria, Royer Collard, Lafayette, Thiers, Sidney Smith, Abbé Grégoire, Chateaubriand in Geſellſchaften oder mit Reden in der Deputiertenkammer wie eigens für ihn beſtellt geweſen wären. Er hatte nach Beendigung ſeiner Studienzeit auch ſeine Reiſe nach Norddeutſchland gemacht, mit welcher der normale Stiftler damals und noch lange ſeine Studien zu krönen pflegte, und von der die meiſten, abgeſehen von etwaigem Ertrag für ihr etwaiges Specialſtudium wieder zurückkamen wie ſie gegangen, ja meiſt noch mit einiger Verſtärkung ihres ſchwäbiſchen Selbſtbewußtſeins und ihrer Abneigung gegen das, was ſie das norddeutſche Weſen nannten, einer Abneigung, die ſelbſt bei Männern wie Fr. Th. Viſcher mitunter den Charakter eines kindiſchen Vorurteils annahm. Von dieſem kindiſchen Partikularismus, der ſelbſt heute noch in Württemberg ſein Weſen treibt, war Schwab vollkommen frei. Er hatte etwas von dem kosmopolitiſchen Geiſt der revolutionären und vorrevolutionären Periode in ſich, und vom Vater her eine gewiſſe Sympathie mit dem franzöſiſchen Genius; ſeine Reiſen, ſeine erfolgreichen litterariſchen Arbeiten und ſein wachſender Ruf, die ſich anknüpfenden Familienverbindungen mit Bremen und allerlei Freundſchaften auch mit norddeutſchen Theologen hoben ihn über die Kleinlichkeit dieſes Partikularismus hinweg, und bald im Frühling 1848 brach die große Flut herein' die auf Augenblicke über alle die künſtlichen Schranken und Dämme, welche die deutſchen Stämme und Landſchaften trennte, hinwegſpülte. Die Politik, die jetzt auf lange in den Vordergrund trat, war nicht Schwabs eigentliche Domäne. Er war freilich zu beweglichen Geiſtes, um ſich ihr und ihren wechſelnden Eindrücken zu entziehen. Mit einer Art ſchauerlichen Behagens ließ er ſich von den hochgehenden Wogen der ſo plötzlich eingetretenen Springflut ſchaukeln; ich höre ſeine Stimme noch, mit der der aufgeregte Mann die große Neuigkeit des Tages: „Uhland iſt Bundestagsgeſandter“ uns ins Zimmer rief, aber zum eigentlichen Politiker war er zu unruhig, und bei ſeiner, verſchiedenen Eindrücken von entgegengeſetzten Seiten leicht zugänglichen Art hätte er ſich keiner Parteidisciplin, ohne die es ja leider nicht geht, unterwerfen können. Ein lebhaftes Intereſſe für die Politik und namentlich ein ſehr feuriges patriotiſches Empfinden ſchließt dies nicht aus; noch wenige Tage vor ſeinem Tode ſprach es ſich in dem ſchönen Prolog aus, den er für ein Konzert zum Beſten der Schleswig-Holſteiner verfaßt hatte (2. November 1850) und noch mit ungebrochener Kraft und Begeiſterung vortrug.

Es iſt möglich, daß die Beſorgnis, mehr in politiſche Beziehungen hineingezogen zu werden und ſich dadurch mißliebig zu machen oder es ſchon zu ſein, ihn im Jahre 1837 zu dem Entſchluſſe bewog oder mitbeſtimmte, der vielen unbegreiflich war, das ihm gemäße Amt am Gymnaſium zu Stuttgart mit einer ländlichen Pfarrei in der Nähe von Tübingen, Gomaringen, zu vertauſchen. Er befand ſich aber längere Zeit wohl bei dem Tauſche, freute ſich der Muße und der geräumigen Wohnung und Gärten in dem einſtigen Ritterſchloß, und benutzte ſie gut und fleißig wie immer. Das Pfarramt ſelbſt ſagte ihm zu und es brachte ihn zu ſeiner großen Genugthuung in nahe Berührung mit dem Volke, für das er ein warmes Herz und ein feines Verſtändnis beſaß; gern hörte er von ſeinem Küſter gelegentliche Urteile ſeiner Bauern über ſeine Predigten und freute ſich, wenn ihre Kritik etwa über einen für die Kanzel ungewöhnlichen Ausdruck, der ihm entſchlüpft war, wie nicht ſelten, das Richtige traf. Ihr Chriſtentum aber war auch das ſeine. Er hatte allerdings im Tübinger Stift einſt Theologie ſtudiert, einen Theologen aber konnte man ihn kaum im vollen Sinne nennen. Er empfand, ſo viel ich mich entſinnen kann, kein tieferes Bedürfnis, ſich mit der Hegelſchen Schule wiſſenſchaftlich auseinanderzuſetzen, und der große Streit, der ſich an Strauß' Leben Jeſu ſeit 1835 entzündet hatte, beunruhigte ihn allerdings, er wurde aber leicht damit fertig und konnte, als er ſeinem Freunde, dem Heidelberger Theologen Ullmann, das verhängnisvolle Buch zurückſandte,

Nimm Freund zurück dein großes Straußenei

das Sonnet mit den aufrichtigen Worten ſchließen:

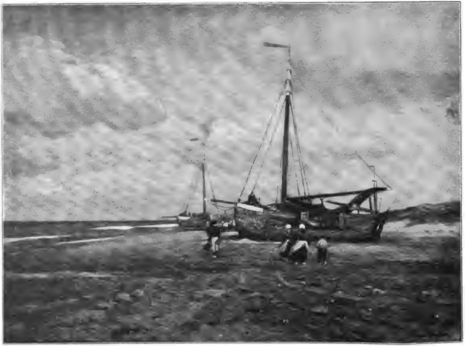
Ich ungelehrter Chriſt unus multorum
Behalt' in meiner Bibel Gottes Wort
Und leſ' in ihr des Heil'gen Geiſtes Zeugnis.

Der Tod ſeines jüngſten Sohnes, auch wohl das Bedürfnis nach reichlicherem Verkehr, als ihn die zwar häufigen aber doch nur gelegentlichen Beſuche in ſeinem ländlichen Aufenthalt bildeten, beſtimmte ihn, im Jahre 1840 nach Stuttgart zurückzukehren, zunächſt als „Stadtpfarrer und Amtsdekan“ — von welchem Amt er bald in die Kirchen- und Schulregierung berufen wurde. Hier habe ich ihn noch einige Male predigen hören und erinnere mich dieſer wenigen Predigten gerne; ſie waren fein, durchdacht, originell; mit dem ihm eigenen natürlichen Feuer, ohne das ſo häufig unwahre Kanzelpathos, vorgetragen, warm empfunden, doch für die Maſſe etwas zu hoch und dem pietiſtiſchen Element, das damals ſehr ſtark war und ſehr hochmütig auftrat, nicht draſtiſch, nicht ſchriftmäßig wie ihr Hochmut ſich ausdrückte, nicht poſitiv genug. Als Konſiſtorial- und Studienrat kehrte er in gewiſſem Sinne zur erſten Stätte ſeiner Thätigkeit zurück, und hier habe ich als Gymnaſiaſt der oberſten Klaſſe noch unter ihm geſtanden. Hier hatte nicht bloß ich, ſondern jeder den Eindruck, daß ſeine amtliche Stellung ſeinen Untergebenen ſehr wenig zum Bewußtſein kam gegenüber ſeiner Perſönlichkeit, die, thätig, freundlich, geiſtvoll, ſich zugleich in dieſer amtlichen Stellung, die naturgemäß auch viel außeramtliche, rein menſchliche Beziehungen in ſich ſchloß, voll ausleben konnte. Dazu kamen ſeine glückliche, wohlgeordnete Häuslichkeit, ſeine Kinder in guter, zukunftsvoller oder ſorgenfreier Stellung, heranblühende Enkel, eine Gattin, die durch eine unerſchütterliche gleichmäßige Ruhe ſein ſtürmiſches Temperament beſchwichtigte und gleichſam berichtigte und regulierte. Den kleinen Ärger, der, wie manche unſerer Weiſen glauben, zur Geſundheit ſtarker Naturen notwendig iſt, der aber den Frieden ſeines Hauſes niemals, ſein eigenes Gleichgewicht nur in raſch vorübergehender Weiſe ſtörte, mußte er ſich ſelbſt ſchaffen. Bei der Maſſe von Papier, die durch ſeine Hände ging, ſeiner ſehr anſehnlichen Bibliothek und Korreſpondenz, widerfuhr ihm einmal, obgleich er ſonſt gute Ordnung hielt, daß er ein größeres Stück Manuſkript verlegt hatte und mit keiner Liebe wieder finden konnte. Seine rege Phantaſie ſpiegelte ihm alsbald einen Dieb oder Neider vor, der ihm den Ertrag vierwöchentlichen Fleißes geſtohlen habe; unterdeſſen gab ſich ſeine Frau mit ihrer gewohnten Seelenruhe an ein methodiſches Durchforſchen der einſchlägigen Möglichkeiten, ſuchte und fand nach einigen Minuten und reichte mit einem ſanftverweiſenden „Aber, Guſtav —!“ dem aufgeregten Manne das wiedergefundene Heft.

II.

Man hat wohl im Gedränge bei der ſchwierigen Aufgabe, menſchliche Perſönlichkeiten mit knappem Wort zu ſchildern, ſich die bequeme Auskunft geſchaffen, Naturen und Charaktere zu unterſcheiden, je nachdem in ihrem Thun und Weſen ihre urſprüngliche Anlage und Temperamentsbeſtimmtheit oder dasjenige, was Willensenergie und Leben aus ihnen gemacht haben, den Ausſchlag gibt, und man würde dann etwa Uhland als einen Charakter und Schwab als eine Natur bezeichnen. Die warme Freundſchaft, welche die beiden verband und bei der Schwab insbeſondere auf den älteren Freund mit einer Verehrung ohne Grenzen ſah, beruhte zum Teil auf dieſer Verſchiedenheit und mithin Ergänzungsbedürftigkeit.

Darauf nun, Charaktere in jenem beſonderen und hervorragenden Sinne zu ſein oder zu heißen, hätten weder Juſtinus Kerner noch Eduard Mörike Anſpruch gemacht, ja ſie hätten kaum verſtanden, was damit ſo eigentlich gemeint ſei. Weder im Leben des einen noch des anderen haben die politiſchen und religiöſen Kämpfe, welche ihre Zeitgenoſſen umtrieben — Kerner iſt 1862, Mörike 1875 geſtorben —, irgendwelche tiefere Wirkung geäußert. Mörike war in Wahrheit nichts als Dichter, und Kerner war freilich noch Arzt dabei, ſich aber tiefer als dieſer Beruf von ſelbſt mit ſich bringt, in die Wirklichkeiten, die Kämpfe und Konflikte der Menſchen auf politiſchem oder religiöſem Gebiete einzulaſſen, lag ihm ſehr ferne, und ſein ganzer weiter Bekanntenkreis lachte nicht wenig über die Geſchichte von einem Ludwigsburger Kriegsſchüler, der bei einer Prüfung die als Aufſatzthema geſtellte Frage: „Wen halte ich für den größten Dichter?“ in ſehr lakoniſcher Weiſe mit dem einzeiligen Aufſatz beantwortete: „Juſtinus Körner, denn er iſt für die Freiheit geſtorben“; wie ihm auch nach der Erzählung ſeines Sohnes Theobald in dem jüngſt erſchienenen „Kernerhaus und ſeine Gäſte“ einmal ein Liederkranz Theodor Körners „Lützows wilde, verwegene Jagd“ als eines ſeiner, Juſtinus Kerners, ſchönſten Lieder geſungen hat. Kerner war



Am Strande von Katwyk. Nach dem Gemälde von Eugen Kampf.

Digitized by Google

durchaus ein Original und iſt dem jetzt lebenden Geſchlecht ſchwer verſtändlich zu machen. Die eigentümliche Art ebenſo ausgedehnter und origineller wie nach der materiellen Seite ſchlichter und einfacher Gaſtfreundſchaft, die jahraus jahrein Dichter, vornehme Herren und Damen, Berühmtheiten der Muſik und des Tanzes in nieverſiegendem Strome nach dem idylliſchen Hauſe am Fuße der Weibertreu führte, intereſſierte und verblüffte die Geſellſchaft des kleinen Landes, die damals weniger reich an Geſprächsſtoff war als heute; ſpäter, nach 1848, als die Gegenſätze härter und bewußter wurden, mußte er ſich gelegentlich von Uhland und anderen Freunden von minder weichem Holze über ſeine Vorliebe für vornehme Bekanntſchaften ein ſtrenges Wort ſagen laſſen. Ihm fielen Poeſie und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung, in eins zuſammen, und wo ihm eine Situation Stoff für ſeinen mit einer tiefen poetiſchen Empfindung und ſchöner Geſtaltungsgabe gepaarten Humor gab, bildete er ſie mit freieſter dichteriſcher Willkür ohne weitere Rückſicht um. Das originellſte, ihn am beſten bezeichnende, unſerer Anſicht nach auch für unſere nationale Litteratur bedeutſamſte Erzeugnis einer Romantik, die freilich Zeitſtrömung war, aber doch in ihm eine ganz eigenartige Geſtalt gewann, ſind ſeine „Reiſeſchatten“ — ſo reiſt im Zeitalter der Eiſenbahnen und Telegraphen kein Menſch, auch kein Dichter mehr.

Eine ſolche Anlage iſt dem Wahrheitsſinn gefährlich und verträgt ſich ſchwer mit ehrlicher Wiſſenſchaft. Guter und gewiſſenhafter Arzt für gewöhnliche Fälle verſetzte Kerner mit ſeinen magnetiſchen Kuren, ſeinem Geiſter-, Dämonen- und Somnambulenweſen die nüchternen Forſcher unter ſeinen Freunden nicht ſelten in Verlegenheit oder Entrüſtung. Mein Vater erzählte oft, wie Kerner bald, nachdem ſie ihre Praxis begonnen, ſchon auf jenem verhängnisvollen Wege der Geiſterſeherei und des ſomnambulen Orakelweſens geweſen ſei und eine Weibsperſon in Behandlung gehabt habe, von der er behauptete, daß ſie von einem Dämon in Geſtalt eines Puters beſeſſen ſei, der, ſo oft man der Perſon ein Gericht von welſchem Hahn vorſetze, wie ein ſolcher zu kollern anfange. Es fanden ſich bald Gläubige genug, die den beiden dies willkommene Speiſeopfer darbrachten, für das der Dämon auch nie ermangelte, mit lebhaftem Kollern zu quittieren. Mein Vater und ein anderer Kollege machten Kerner über den Schwindel Vorſtellungen; er erwiderte in ſeiner trockenen Art, die in ſehr wirkungsvollem Kontraſt zu ſeinen Phantaſtereien ſtand: „Ihr könnt's ja probieren.“ Das nahmen die beiden an, brachten der Perſon die erfreuliche Ausſicht auf ihr oder ihres Dämons Leibgericht bei, unterſchoben aber heimlich ein Stück Kalbfleiſch, das ſie in der Weiſe eines Puterbratens hatten zubereiten und garnieren laſſen, und ſetzten es ihr vor, worauf der Dämon ſeinen Dank fürs Genoſſene in der üblichen Weiſe abſtattete. Die beiden Kollegen triumphierten, und etwas beſchämt, aber nicht bekehrt, ſchlich Kerner ſich mit den Worten weg: „Die Gans hätt's auch wohl merken können.“

Was bei dem ganzen Geiſterſchwindel ernſthafte Beobachtung ſeltſamer Nervenzuſtände und wirklicher Glaube, was Bedürfnis und Schöpfung einer gern ausſchweifenden Phantaſie, was Humor und poetiſches Spiel, was reine Erfindung geweſen, wäre ſchwer zu entſcheiden, es war von allem etwas. Es entſchuldigt ihn und klagt ihn an, daß ſchon vor ihm in jener Zeit Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten auch in den ſonſt verſtandesmäßig gerichteten und gebildeten Kreiſen die Würze des geſellſchaftlichen Geſprächs bildeten und wir Jüngeren dabei ſehr gründlich das Gruſeln lernten, was vielen lange nachging. Die wenig glücklichen Verſuche, die auch er machte, dieſes „Hereinragen der Geiſterwelt“ mit dem Chriſtentum zu verkoppeln, hinderten ihn nicht, mit ſo kritiſchen und verſtandesklaren Männern wie D. Fr. Strauß und ſeinem edlen Freunde Chr. Märklin, die in dem nahen Heilbronn lebten, aufs freundſchaftlichſte zu verkehren. Allmählich verdrängten die Mächte einer neuen Zeitperiode der Politik, der Erfindungen, des Erwerbslebens jenes Hereinragen der Geiſterwelt aus Geſpräch und Intereſſe der gebildeten Geſellſchaft, wo dieſes Zauberweſen nur einmal auf kurze Zeit in dem inſipiden Tiſchrücken und Geiſterklopfen ſich wieder breit machte, und auch bei Kerner erhielt bei ſeinem Geiſterturm und den anderen Geſchichten mehr und mehr der Humor und die Freude am Myſtifizieren den Löwenanteil. Eines Tages, in den Flitterwochen der 1848er Revolution, erhielten wir, beim Frühſtück ſitzend, einen Brief von Kerners wohlbekannter Hand, in dem mit der ernſthafteſten Miene von der Welt erzählt war, wie der Fürſt Metternich ſeit einigen Tagen bei ihm eingetroffen, von ihm in den Geiſterturm einlogiert worden ſei, hier ſich mit Vorliebe dem Geigenſpiel ergebe, unaufhörlich die Republik leben laſſe und ähnliches tolle Zeug; auch Lola Montez, die damals noch vielgenannte, jetzt verſchollene ſpaniſche Tänzerin ſei gegenwärtig bei ihm untergebracht. Es war aber ſo lebhaft erzählt, daß man bis zur dritten Seite brauchte, um ſich klar zu machen, daß man lediglich eine Kerneriſche Eulenſpiegelei vor ſich habe. Sie gefiel ihm ſelbſt ſo gut, daß er ſie, wie ich aus dem jetzt veröffentlichten Kernerſchen Briefwechſel ſehe, auch an andere Befreundete in derſelben Weiſe ſchrieb, und ſie war wirklich in ſo lebhaften Farben geſchildert und ſo treuherzig vorgetragen, daß bei Erſcheinen dieſes Briefwechſels nicht wenige und ſehr namhafte Tagesblätter in ihren Beſprechungen des Buches ganz ernſthaft den Unſinn geglaubt und als einen wertvollen Beitrag zur Geſchichte jener Zeit und zur Charakteriſtik des Fürſten Metternich behandelt haben.

Ein ganz eigentümlicher Zug an dem originellen Mann war der raſche Übergang von Trübſinn und Trauer zum Burlesken. Eines Tages ſaß er, wie häufig der ſtets willkommene alte Freund des Hauſes, bei uns zu Tiſche; an deſſen unterem Ende unter uns mittlerweile herangewachſenen Kindern ein halbwüchſiges Mädchen, ſeine Enkelin, die damals ein geſchätztes Penſionat in Stuttgart, das Katharinenſtift, beſuchte, deſſen Inſaſſinnen ſeit lange ihrer grünen Penſionstracht wegen in der ganzen Stadt die Laubfröſche genannt wurden. Meine Mutter fragte Kerner nach dem Ergehen ſeiner Tochter, die damals von einem ſehr ſchmerzhaften, von den Ärzten noch nicht erkannten und noch nicht gebändigten oder gelinderten Leiden heimgeſucht war. Kerner gab Bericht, weinte dabei wie ein Kind, wie er denn nie ſeine Empfindungen beherrſchte; um die Pein dieſer Scene abzulenken, fragten wir unten das junge Mädchen nach dem Leben im Penſionat und auch worin die Koſt beſtehe. Kerner, dem noch die Thränen über die Backen liefen, hatte die Frage gehört und rief mit ſeiner leicht näſelnden Stimme: „Was werden ſie zu freſſen kriegen, die Laubfröſch'? Eingemachten Froſchlaich natürlich!“ wozu man denn mit widerwilligen Backen lachen mußte. Bald nach dem Tode ſeiner Frau, an der er mit einer unendlichen Liebe und Verehrung hing und die dies auch in vollem Maße verdiente, glaubte ſich eine gefühlvolle vornehme Freundin, die ſich auch unter angenommenem Namen als empfindſame Schriftſtellerin bethätigt hatte und die nicht ſelten bei Kerners zum Beſuch war, verpflichtet, auf Flügeln der Freundſchaft herbeizueilen, um Kerner zu tröſten, der nach ſeiner Art aber einige Linderung nur fand, indem er ſeinem Schmerze leidenſchaftlich und rückſichtslos ſich hingab. Er entrann ihren Tröſtungen in den Garten, ſetzte ſich in eine abgelegene Laube und ließ ſeine Thränen fließen. Nicht lange, ſo fühlte er einen ſanften Schlag auf ſeiner Schulter, die gefühlvolle Tröſterin hatte ihr Opfer ſchon wieder aufgefunden. „Ja, lieber, guter Kerner,“ fing ſie an, „wir haben einen ſchweren Verluſt erlitten“, erhielt aber nun von ihm ein ſo ſchwergewichtiges Kraftwort der Ablehnung, daß ſie entſetzt von dannen floh und den Weinenden ſich ſelbſt überließ.

Die letzten Lebensjahre verfloſſen ihm unter zunehmender Blindheit, und jenes Ineinanderfließen von Poeſie und Wirklichkeit wirkt bei Greiſen, denen das Leben Klarheit und Weisheit gebracht haben ſoll, nicht mehr ſo anziehend wie in den Jahren der Kraft, wo man es bei ſo geiſtvollen Menſchen, wie Kerner war, als Originalität und Genialität empfindet und genießt. Auch der halb originelle halb poſſenhafte Zeitvertreib, den er ſich ausgedacht, aus Tintenklecksſen, wie er es nannte, auf kleckſographiſchem Wege Bilder herzuſtellen, verlor bald ſein Pikantes und erſchien anderen kindiſch; auf der anderen Seite traten aber in dieſer Zeit des Alters die edlen Seiten ſeines Weſens, ſeine treue Freundesliebe, ſeine Gutherzigkeit, das Tiefpoetiſche und zugleich Kindliche ſeines Gemüts noch oft zwiſchen den Wolken rein und ſchön hervor — auch die Ehrlichkeit, die beſcheidene Schätzung ſeines eigenen Werts, die aufrichtige Anerkennung ſeiner Schwächen gegenüber den Vorzügen ſeiner Freunde, und in ſehr rührenden weil aufrichtigen Worten ſagt es die Inſchrift, die er einem durch einen glücklichen Zufall aus ſeinem kleckſographiſchen Inſtitut hervorgegangenen Schmetterlingsbild mitgab:

Aus Tintenklecksſen ganz gering
Entſtand der ſchöne Schmetterling:
Zu ſolcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Mit Mörike bin ich zum erſtenmal in meinem fünfzehnten Jahre bekannt geworden. Seine Gedichte kannte ich ſchon länger, denn er beſaß ſchon damals zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen noch nicht ſehr großen Kreis eifriger Verehrer, und auch ſein Roman „Maler Nolten“ wurde viel genannt, indes ſo viel ich mich irgend entſinne, noch wenig geleſen. Aber man intereſſierte ſich für ihn in unſerem kleinen Lande, das ſich ſeiner Berühmtheiten freute, und unter den vierzig Jünglingsknaben, mit denen ich eines der württembergiſchen ſogenannten niederen Seminarien — in ihrem 4jährigen Kurſus der Sekunda und Prima unſerer Gymnaſien entſprechend — Schönthal an der Jagſt beſuchte, befand ſich einer, der ihn näher kannte, weil ſein Vater, Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium zu Heilbronn und genialer Muſiker, Kauffmann, eine Anzahl von Mörikes Liedern „Der Feuerreiter“, „Ich hör' meinen Schatz“, „Ach wenn's nur der König auch wüßt'“ u. a. komponiert hatte, die nunmehr durch dieſen meinen Freund, der über eine ſchöne Baritonſtimme verfügte, in unſeren Kloſtermauern wiederklangen und unſere Aufmerkſamkeit auf den Dichter lenkten, von dem man wußte, daß er krank oder kränkelnd in dem von Schönthal nicht allzu weit entfernten Bade Mergentheim lebe. Ebendorthin richtete ſich einmal der uns in jedem Sommer von unſerer Schulbehörde zugeſtandene gemeinſame Zweitagesausflug, und dort angelangt, beſchloſſen wir dem Dichter ein Ständchen zu bringen, was unſere Mittel uns reichlich erlaubten, da wir über muſikaliſche Kräfte genugſam verfügten. Wir ſangen alſo einige ſeiner Lieder, was ihn offenbar ſehr erfreute, da er keineswegs durch Huldigungen verwöhnt war. Er erſchien am Fenſter, dankte in einigen warmen Worten mit einer Stimme, die durch ihren Wohlklang überraſchte, und am folgenden Morgen ging ich mit meinem Freunde K. zu ihm hinauf. Wir trafen ihn im Bette ſitzend; ſo ſehr krank fand ich ihn nicht. Ich war betroffen von dem geiſtvollen Ausdruck ſeines Geſichts, ſeine Kopfbildung erinnerte mich ſchon damals und ſpäter beſtimmter an die Bilder, die wir von Goethe kannten. Der Unterhaltung, die ſich um die Kauffmannſchen Kompoſitionen ſeiner Lieder und um ſeine Heilbronner Freunde D. Fr. Strauß und Chr. Märklin drehte, erinnere ich mich im einzelnen nicht mehr, nur noch des ſehr anſprechenden Geſamteindrucks und ſeiner wohlklingenden Stimme. Im Garten der Badeanſtalt, in der er wohnte, fanden wir auf einem der Tiſche mit Bleiſtift die Verſe eingekritzelt:

Iſt dir auch die Krankheit bitter,
Hoffe nur — verzage nicht,
Oft ja folgt auf Ungewitter
Warmer Regen, Sonnenlicht!

und wir kombinierten nun, da wir freilich weit und breit keinen anderen Dichter ſahen, ſchnell, daß ſie notwendig von Mörike oder zum mindeſten von ſeiner ihn pflegenden Schweſter herrühren müßten. Ein Rätſel war es damals und iſt es mir auch geblieben, womit dieſer gottbegnadete Mann, deſſen ſprachlichen Schönheitsſinn wir allmählich mit dem beſten Maßſtab, dem griechiſchen, meſſen lernten, die 24 Stunden des Tages hinbrachte, und Mißgünſtige oder ſolche, die nur ein thätiges Leben begreifen, wollten wiſſen, daß ſeine Krankheit weſentlich in dem beſtehe, was man jetzt Neuraſthenie nennt, was man aber damals mit einem weit weniger vornehmen Namen gröblich als Trägheit oder Faulheit bezeichnete, wie er ſie ſelbſt einer ſeiner Perſonen im Maler Nolten, einem Pfarrer „von faſt abſcheulich zu nennender Trägheit“ zugeſchrieben habe. Die kleine Pfarrei in Cleverſulzbach, die er ſeit 1834 bekleidete und die ſicherlich keine unerſchwinglichen Arbeitslaſten aufbürdete, ſei ihm ſchon zu viel geweſen, und doch, ging die Sage weiter, habe er ſein Pfarramt nicht allzu ſchwer genommen. Die Predigt habe er zwei Stunden vor der feſtgeſetzten Zeit, zur Sommerszeit im nahen Walde ſitzend, ſtudiert, ſei ſie zuweilen wohl auch über dem ſchönen Waldmorgen in jener Stimmung, die er in dem ſchönen Sonnett:

Am Waldſaum kann ich lange Nachmittage
Dem Kuckuck lauſchend in dem Graſe liegen

beſchreibt, ſeiner harrenden Gemeinde gänzlich ſchuldig geblieben. Auch im Stift zu Tübingen, wo die Tradition ſo manchen Zug aus dem Leben der bedeutenden Menſchen, die aus ſeinen Mauern hervorgegangen ſind, Hegel, Schelling, Strauß u. ſ. w. bewahrt, lebten noch allerlei Erinnerungen an das phantaſtiſche Leben, das er mit ſeinem gleich ihm romantiſch geſtimmten aber doch erheblich fleißigeren Freunde Ludwig Bauer geführt habe. Daß die Theologie ihn nicht beſonders anzog, iſt anzunehmen, und das ſchöne umſchreibende Wort, mit dem mein verewigter Freund Julius Klaiber Mörikes Studienzeit ſchildert, „auch die Arbeit kam zu ihrem Recht. Freilich ein ſyſtematiſches Studium war Mörikes Sache nicht“ — bedeutete in die amtliche Sprache überſetzt, die hochbedenkliche Note III b im Schlußexamen, zu der niemand ſich gern bekannte und die wohlgeſinnte Verwandte gern verleugneten. Auch als großen Prediger wird man ihn ſich nicht denken dürfen; man konnte ſich ihn nicht recht als Sprecher vor einer zahlreichen Verſammlung vorſtellen. Im Tübinger Stift hatte man noch zu meiner Zeit (1850) eine Erzählung von einem ſeiner Stubengenoſſen Namens Flat oder Flaat, der trotz ſeines jugendlichen Alters von 21 Jahren ſchon ein mächtiger Prediger war — er predigt wie ein Alter, pflegten wir von ſolchen frühgereiften Kanzelrednern zu ſagen, deren jede Generation einen oder zwei aufzuweiſen hatte. Als dieſer einſt an einem Sonntag nach eben abgelegter Predigt aus unſerer Verſuchs- und Kandidatenkirche den Schloßberg herab nach dem Stift zurückkam, habe ihn Mörike an der Schwelle des gemeinſamen Zimmers komiſch-feierlich mit dem Verſe begrüßt, der mir zufällig im Gedächtnis hängen geblieben und nicht gedruckt iſt:

Es iſt doch ein Staat
Wie der Herr Flaat
Prediget:
Und zum Guten
Gleichſam nötiget.
Er bekehrt euch Heiden und Juden.
Auf meine Ehr':
Wenn ich doch der Herr Flaat wär'.

Er war nach jenen Mergentheimer Tagen längere Zeit wie verſchollen, man hörte nichts von ihm, bis im Jahre 1846 die Kunde ſich verbreitete, daß demnächſt eine neue Dichtung von ihm erſcheinen werde; es war die Idylle vom Bodenſee, nach Goethes Hermann und Dorothea wohl das Beſte, was der deutſche Genius auf dieſem Gebiete geſchaffen hat, und mindeſtens in der Handhabung des antiken Metrums und des ganzen Tons dieſer Dichtungsart nie zu übertreffen. Mörike ſollte, wie man hörte, unter der Form einer Anſtellung als Vorleſer beim Kronprinzen, ſpäteren König Karl I., eine kleine Penſion beziehen; denn wovon der allerdings außerordentlich anſpruchsloſe Mann eigentlich lebte, war ein Rätſel. Man freute ſich, daß das württembergiſche Haus, das ſich bis dahin für die deutſche Litteratur noch nicht in große Koſten geſtürzt hatte, ſich des beſcheidenen Dichters annahm; genug, er erſchien in Stuttgart, und die dortigen Freunde und Freundinnen ſannen auf Mittel und Wege, ſeine beſcheidenen Revenuen zu vermehren, ohne ihn zu überbürden. Man wußte, daß er ein Meiſter in der Kunſt des Vorleſens war, der echten, nicht der der Wandervirtuoſen, die ſich bekanntlich mitunter der der Bauchredner nähert, und ſo hat er denn auch einen Winter lang auf dem Stuttgarter Muſeum Shakeſpearevorleſungen — Vorleſung Shakeſpeareſcher Stücke — gehalten. Nur einmal, ſo ſehr er ſeine Hörer immer befriedigte; jede regelmäßige, nach der Uhr geregelte Thätigkeit war ihm, der auch Monate vergehen laſſen konnte, ohne zu einem ſehr einfachen oder ſehr dringenden Briefe „die Stimmung“ finden zu können, auf die Dauer unerträglich. Es wurde ihm an dem K. Katharinenſtift, der vornehmſten höheren Töchterſchule im damaligen Stuttgart, eine Profeſſur übertragen, mit der nicht ſehr drückenden Verpflichtung, einmal wöchentlich den Mädchen der oberſten Klaſſe Litteratur zu leſen. Seine Schülerinnen, ſo viele ich danach gefragt, gerieten noch in ſpäteren Jahren in Verzückung, wenn darauf die Rede kam, und das iſt glaublich genug, da man dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit, dem Wohllaut ſeines Organs, dem ſcheinbar Abgewogenen und doch in Wahrheit ungeſucht Treffenden ſeiner Ausdrucksweiſe auch ſonſt gern ſich hingab; ſie geſtanden aber freilich, daß dieſer Stunden nicht allzu viele geweſen, daß ſie oftmals ausgefallen ſeien. In dieſer Zeit, 1850 etwa, hatte ich einmal das Glück, das wenigen zu teil wurde, da Mörike keine Geſellſchaften beſuchte, und es, wie er in einem Sonnett es ausdrückt, als ſeine ſchlimmſte Plage anſah, „den Fratzen der Geſellſchaft ſich zu fügen“, einen Abend mit ihm in ganz engem und vertrautem Kreiſe zuzubringen. Es war im Hauſe der Schweſter des früh verſtorbenen Dichters und Novelliſten Wilhelm Hauff, der Mutter eines Studiengenoſſen, ſpäteren Studienrats und Profeſſors Julius Klaiber, der nach Mörikes Tod die zweite Ausgabe ſeines Maler Nolten mit dem ihm eigenen feinen Tak beſorgt hat, und nur fünf Perſonen, mich und meinen Bruder eingeſchloſſen, waren zugegen. Hier war ihm wohl und neben viel ernſtem Geſpräch und Erinnerungen an das reiche Geiſtesleben unſeres kleinen Landes entfaltete er hier auch ſeinen prächtigen Humor und ſeine vielberühmte Virtuoſität, fremde Stimmen nachzuahmen. Man erzählte ſich, wie er als Student manchmal eine köſtliche Schnurre zum beſten gegeben, einen Mimus mit vier verſchiedenen Stimmen aufgeführt habe, in welchem er zwei fromme Theologen des damaligen Tübingens, Männer ſolideſten und erbaulichſten Lebenswandels, auftreten ließ, wie ſie vom Satan geſichtet und verführt, nach mehreren über Durſt getrunkenen Gläſern unter leichtfertigen Reden und Liedern nach Hauſe taumelten, und daneben zwei Nachbarsweiber, die über die Straße und ihre Köpfe weg über das ſchreckliche Ärgernis, das die beiden Frommen gaben und über die Verderbnis der Welt im allgemeinen in unverfälſchtem Tübinger Deutſch ſchimpften.

Ein Phänomen iſt und gibt zu denken, daß dieſer Dichter von Gottes Gnaden, der uns einige der ſchönſten Liebeslieder, die in deutſcher Sprache gedichtet ſind, geſchenkt und die Allgewalt der Liebe, ihre dämoniſche und ihre beſeligende Macht im Maler Nolten und ſonſt bald mit hinreißender Kraft, bald mit den zarteſten und weichſten Tönen zu ſchildern gewußt hat, niemals, ſo weit mein und meiner Freunde Erinnern reicht, ihre Macht an ſich ſelbſt erfahren hat. Man war erſtaunt, als er, ſchon ſtand er im ſiebenundvierzigſten Jahre, eine Heirat ſchloß, bei der, obgleich ſeine Wahl Beifall fand und auch verdiente, die Liebe jedenfalls weniger Anteil hatte als vernünftiges Erwägen. Auch iſt, ſoviel ich weiß, nicht viel Glück dabei geweſen. Zu einer glücklichen Ehe gehört vor allem, daß jeder Teil vom eigenen hergibt und opfert, daß man ſich gegenſeitig fügt und bequemt, Stimmung und Laune bezwingt; das letztere aber war dieſes Mannes Sache nicht, der vielmehr, mehr und mehr, ſeiner Stimmung die Zügel überließ. Auch kränkelte er ſeit lange und brachte ſeine letzten Lebensjahre fern von Stuttgart in einem Landſtädtchen zu, wo er die zur Hälfte vollendete Umgeſtaltung ſeines Romans abſchließen wollte. Dazu iſt es aber doch nicht ganz gekommen, einer ſeiner aufrichtigſten und feinſinnigſten Freunde und Verehrer, Julius Klaiber, hat das dann, nach einigen Notizen von des Dichters Handſchrift, mit ſeiner pietätvollen und ſanften Hand bewerkſtelligt; ihm ſelbſt, dem Dichter, verrann nach Dichterweiſe, die in eminentem Sinne die ſeinige war, ein Tag nach dem andern, und man vernahm wohl, und die ihn kannten vernahmen es ohne Erſtaunen, daß er ſich die Zeit mit Töpferarbeit und ähnlichem vertreibe. Am 4. Juni 1875, im einundſiebenzigſten Lebensjahre iſt er geſtorben. Ob ihn und wie ihn die großen vaterländiſchen Dinge berührt haben, weiß ich nicht, und ich habe es von niemand erfahren und erfragen können; vermutlich noch weniger als Goethe einſt der große Kampf von 1813. Manche waren geneigt, mit ihm noch nach ſeinem Tode zu rechten und unwillig im Hinblick auf den dem Umfang nach ſo äußerſt mäßigen litterariſchen Nachlaß zu fragen, was denn dieſer Mann mit den 71 Jahren ſeines Lebens angefangen, wo er ſie hingebracht habe. Mit Erlaubnis: das geht uns eigentlich nichts an. Es iſt wahr, daß ſeine dichteriſche Hinterlaſſenſchaft nur in vier ſehr mäßigen Bänden beſteht, und da er ein ſehr ſäumiger Briefſchreiber war, hat auch das Nachſuchen nach Briefen ſeiner Hand nur eine ſehr beſcheidene Ausbeute ergeben. Zwei von jenen vier Bänden enthalten den Roman, einer die ſämtlichen lyriſchen Gedichte und die Idylle vom Bodenſee, einer die kleinen Erzählungen, von denen die letzte „Mozart auf der Reiſe nach Prag“ wohl die ſchönſte iſt. Eine Biographie von ihm zu geben, iſt kaum möglich, er hat nichts erlebt als ſeine Dichtung; dieſer Mann wollte nun einmal nichts anderes ſein, oder vielleicht ſagen wir beſſer, er konnte nichts anderes ſein als ein Dichter, und da er vom Publikum oder vornehmer geſagt, von der Nation auch nichts Beſonderes begehrte, ſo ſtehen wir uns immer noch ſehr gut mit jenen vier Bänden dieſer klaren, ſchönen, klaſſiſchen Proſa und dieſer goldreinen Lyrik ohne Schlacken. Auch hat die Nation dies wohl gefühlt —, hat man ihn ſozuſagen ohne ihn durch geräuſchvolles Lob in ſeinem ſtillen Walten zu ſtören, gewähren laſſen, und erſt ſeit ſeinem Tode oder zu einer Zeit nicht lange vor ſeinem Tode begann ſein Ruhm zu wachſen, — mit den Worten eines alten Dichters zu ſprechen, wie ein Baum im geheimnisvollen Schoße der Zeit

> crescit occulto velut arbor aevo
> fama.

Manche haben ihn herabzuſetzen gemeint, indem ſie in ihm ein nachahmendes Talent, einen Nachahmer der Goetheſchen Art ſehen wollten. Gewiß, bei vielen ſeiner Gedichte fühlt man ſich lebhaft an Goetheſche Art erinnert, und der Maler Nolten iſt ohne das Voraufgehen des Wilhelm Meiſter nicht denkbar; aber wie man bei den Werken der Malerei zuweilen Werke von Schülern findet, die die Kunſt und Art des Meiſter reiner, wirkſamer, verſtändlicher zeigen als manches Werk des Meiſters ſelbſt, ſo iſt es auch hier, und wir ſagen es vielmehr dem Manne zum Ruhme, wie wir z. B. bei der zuletzt erwähnten Erzählung mit reiner Freude bekennen: es iſt Goetheſche Schule.

* * *

Dies ſind einige noch nicht verblaßte Eindrücke aus guter alter Zeit. Und dürften wir dieſe beſcheidenen Blätter mit einem guten Wunſche für unſere Leſer ſchließen, ſo wäre es der, daß es ihnen beſchieden ſein möchte, in unſerer kritiſchen und überall nach Formeln und Etiketten ſuchenden Zeit, dann und wann ohne weitere kritiſche und kunſttheoretiſche Nebengedanken, edle Dichtung rein und ſchlicht hinzunehmen und auf ſich wirken zu laſſen wie Gottes Sonne und Gottes Regen: was unſere Väter in der That, glaub' ich, beſſer verſtanden haben als wir.

Napoleon und die Napoleoniden auf der Bühne.

Von

Dr. Georg Schneider.

(Abdruck verboten.)

Unter den mannigfachen Erſcheinungsformen, in denen ſich die Heroenverehrung alter und neuer Zeit geäußert hat, iſt der der Perſon Napoleons I. gewidmete Kultus wegen der Dauer und Stärke ſeines Auftretens wie vor allem wegen ſeiner Wirkung als die eigenartigſte anzuſehen. Nicht als letztes Zeugnis ſeiner gewaltigen Kraft wird man die Thatſache zu betrachten haben, daß ihm gelungen iſt, was in dieſem Grade noch niemals die Heroenverehrung zuſtande gebracht hat, nämlich ſeinem Helden die Bühne in einem Umfange zu erobern, daß die Litteraturgeſchichte geradezu von einer beſonderen Gattung „Napoleondramen“ reden darf.

Es iſt dieſe Erſcheinung um ſo erſtaunlicher, als das Drama von allen Zweigen der Dichtkunſt am wenigſten dazu geſchaffen iſt, Ausdruck des Heroenkultes zu ſein. Im Gegenſatz zu Epos und Lyrik iſt es im innerſten Kern ſeines Weſens objektiv und hat noch jedesmal einen Mißerfolg aufgewieſen, ſo oft es dem Haß und Zorn einerſeits, dem Enthuſiasmus andererſeits ſeine Stimme lieh. Aber auch aus Gründen der Technik hat der Satz, daß des Helden Ruhm in Erz und Marmor ſo wohl nicht aufbewahrt ſei als in des Dichters Lied, für das Drama keine Geltung. Mag es nämlich an ſich auch erläßlich ſein, hiſtoriſche Charaktere auf der Bühne mit abſoluter Treue wiederzugeben, ſo erhebt ſich dieſe Forderung dennoch gebieteriſch, wenn es ſich um einen Heros der Weltgeſchichte handelt, der in ſeiner Eigenart nur einmal vorkommt. Wenigſtens den Grundzug ſeines Weſens, dem er die Unſterblichkeit verdankt, das Geniale in ihm, wünſchen wir in greifbarer Lebendigkeit vor uns zu ſehen.

Nun ſind aber einmal oft, wie Nietzſche ſagt, die ſtillſten Stunden unſere größten, und leider ſind gerade dieſe für die Bühne ſo unbrauchbar wie nur irgend möglich, weil ſie völlig undramatiſch ſind. Verkündet dagegen der Genius der Welt ſeine Anweſenheit in weithin vernehmbaren Erſchütterungen, vielleicht in Schlachten, ſo iſt die Bühne räumlich nicht in der Lage, ihrer Aufgabe völlig gerecht zu werden. Die Größe in engem Raum zu beſchränken, um einen Ausdruck Shakeſpeares zu gebrauchen, iſt die Klippe, an der ſo mancher Dramatiker geſcheitert, der die Mehrzahl inſtinktiv ausgewichen iſt, die im „Wallenſtein“ und „Julius Cäſar“ weniger bezwungen als umgangen wurde. Natürlich hat ſie auch für die Napoleondramen ihre ganze Gefahr behalten, und die folgende Unterſuchung wird zeigen, daß die meiſten von ihnen kaum den Namen Poeſie, geſchweige den eines Dramas verdienen, daß ſie ohne die gewaltige Macht der ſogenannten „Legende“ nie geſchrieben und nie aufgeführt worden wären! Dies iſt die Signatur faſt aller franzöſiſchen Napoleondramen. Die deutſchen dagegen, weit geringer an Zahl, die, ohne direkt dem Kultus zu dienen, lediglich das Genie zur Darſtellung bringen wollen, leiden ſämtlich entweder an dem Übelſtande, daß vor dem gewaltigen Inhalt die Form zerbricht, und daß ſie keine bühnengerechten Dramen ſind, oder aber, ſie genügen den Anforderungen des Theaters und verzichten auf die volle Wiedergabe des Genius. Dieſes Verhängnis, das über der Dramatiſierung Napoleons waltet, ſcheint ſich auch ſeiner Dynaſtie mitgeteilt zu haben, obwohl hier weſentlich andere Gründe im Spiele ſind. Die Napoleoniden bieten der Bühne deshalb keine geeigneten Objekte, weil ſie viel zu ſehr Marionetten in der Hand des einen waren, deſſen Titanentum alle Feſſeln des Theaters ſprengt. Sie haben im Leben zu wenig eignen Willen beſeſſen, und gerade das Wollen ſoll der Lebensnerv jedes Dramas ſein. Der Herzog von Reichsſtadt aber, der nur zu dulden verſteht, iſt erſt recht das Gegenteil eines dramatiſchen Helden! Mehr oder weniger ſind ſie alle auch auf der Bühne lediglich dank dem Größten aus ihrer Mitte zur Geltung gelangt, und es iſt deshalb wohl angebracht, ſie gleichfalls in den Kreis dieſer Betrachtung zu ziehen.

Bereits die erſten Napoleondramen, denen wir überhaupt begegnen, tragen typiſche Züge an ſich. Sie ſetzen nämlich faſt mit dem Augenblicke ein, wo Napoleon der faktiſche Herrſcher Frankreichs wird. Die Vaudevilles: Les Mariniers de Saint-Cloud, la Girouette de Saint-Cloud und la Journée de Saint-Cloud, die wenige Tage nach dem Staatsſtreich des 18. Brumaire auftauchen, wollen weiter nichts als eine Huldigung an die Adreſſe des Retters Frankreichs ſein. So blieb es das ganze Kaiſerreich hindurch. Schon damals finden wir nur Dichter mittleren Ranges mit der Abfaſſung ſolcher Dramen beſchäftigt. Désaugiers, der ewig heitere Sänger des Volks, und Barré, ein ſpekulierender Theaterdirektor, waren die bekannteſten Autoren. Nur die Vorſtadttheater durften ihren Geiſteskindern Aufnahme gewähren. Da konnten die Maſſen den Kaiſer leibhaftig vor ſich ſehen, von Chevalier unnachahmlich kopiert. Auf den größeren Bühnen dagegen, denen jede Bezugnahme auf die Politik unterſagt war, wollte er höchſtens unter der Maske des Cyrus und des Trajan bewundert ſein.

Mit ſeinem Sturze erloſch natürlich die dramatiſche Apotheoſe für geraume Zeit völlig, und die Welt ſtand noch zu ſehr unter dem Eindruck ſeiner Perſönlichkeit, als daß dieſe ſchon als Problem an ſich einen Dramatiker zur Darſtellung gelockt hätte. Rückerts politiſche Komödie „Napoleon“ (1816) iſt aus weſentlich anderen Beweggründen heraus geſchrieben; ſie will ein patriotiſches Tendenzſtück bieten. Aber unter dem immer ſtärker werdenden Drucke der Reaktion verſchwand allmählich der wahre Napoleon aus dem Gedächtnis der Welt, und an ſeiner Stelle erhob ſich das Bild der Legende von dem freiheitsliebenden Volksbeherrſcher. Wie aber der Kultus immer mächtiger anſchwoll, wandten ſich auch die Dramatiker wieder dem zum Gotte erhobenen Helden zu. Schon vor dem Jahre 1830, doch beſonders ſeit der Thronbeſteigung Ludwig Philipps, ergoß ſich eine wahre Hochflut von Napoleondramen über die franzöſiſchen Bühnen.

„Savez-vous ce qu'on va jouer au Vaudeville?“ . . .
„Bonaparte.“ . . . „Aux Nouveautés?“ „Bonaparte.“ . . .
„Aux Variétés?“ . . . „Napoléon.“
Le Luxembourg promet „Quatorze ans de sa vie.“
Le Gymnase reprend „Le Retour de Russie.“
Qu'est-ce que la Gaité jouera cette saison?
„Le Cocher de Napoléon.“ — „La Malmaison.“
Un jeune auteur vient de terminer: „Sainte-Hélène.“
La Porte Saint-Martin commence à mettre en scène: „Napoléon.“
À l'Ambigu: „Murat“; au Cirque „L'Empereur.“

So ſchildert ſie Roſtand im „L'Aiglon“ in draſtiſcher, wenn auch hinſichtlich der Titel nicht immer ganz zutreffender Weiſe. Das waren aber alles keine wirklichen Dramen, ſondern dürftig dramatiſierte Anekdoten, oder, was öfters der Fall war, eine Reihe lebender Bilder mit begleitendem Text. Nun frage man einmal nach der Grundidee und dem Aufbau eines „Dramas“, das mit Napoleon unter dem Direktorium einſetzt, ihn dann bei den Pyramiden und bei Marengo zeigt, uns das Attentat mit der Höllenmaſchine ebenſowenig erſpart wie die Salbung in Notre-Dame und die Scheidung in Malmaiſon, und das nach mannigfachem weiteren Scenenwechſel mit der Überführung der Aſche von Sankt Helena nach dem Invalidendom und einer Apotheoſe des Kaiſers ſchließt! Aber nach einer wirklich poetiſch wertvollen Dramatiſierung ihres Heldenzeitalters haben die Franzoſen ebenſowenig Verlangen gezeigt wie nach einer lebensvollen Zeichnung ihres größten Mannes. Nur in den Äußerlichkeiten durfte ſich der Napoleon der Bühne von dem wirklichen in nichts unterſcheiden, und der Dichter hatte mit der Perſönlichkeit des Kaiſers viel weniger zu thun als der Schauſpieler. Gobert und Edmond galten als die beſten Napoleondarſteller. Heine ſchildert in lebhaften Farben die Ekſtaſe des Publikums, wenn der kleine Korporal mit Dreiſpitz und grauem Mantel zum Vorſchein kam, meiſt ſchweigſam, die Hände auf dem Rücken, bis zu den Bewegungen der Doſe und Lorgnette die getreue Nachahmung des großen Vorbildes. Weit über ein Vierteljahrhundert blieb ſo der Kaiſer die populärſte Geſtalt der franzöſiſchen Bühne, während die Helden Scribes, Dumas', Ponſards und Augiers nur auftauchten, um meiſt raſch genug zu verſchwinden.

Nun wurden auch die Napoleoniden allmählich bühnenfähig, allen voran Joſephine und der Herzog von Reichsſtadt. Die erſtere wurde noch 1830 die Heldin einer komiſchen Oper, und gleichzeitig verſuchte eine ganze Schar von Dramatikern, den unglücklichen Prinzen auf die Bühne zu bringen. Beim „Vaudeville“ allein wurden drei ſolcher Stücke — abgelehnt, und dem dramatiſchen Denkmal, das dann Arago und Lucien dem eben Entſchlafenen ſetzten, erging es nicht beſſer. Dagegen hatte Eugen Sue mit dem „Fils de l'Homme,“ dem früheſten aller dieſer Dramen, großen Erfolg. Der Titelheld, ganz in Schwarz erſcheinend, wie Hamlet, wurde von einer Dame, Mademoiſelle Déjazet, geſpielt, einer bekannten Vertreterin der Hoſenrollen, die auch als Bonaparte in „Napoléon à Brienne“ wahre Stürme von Enthuſiasmus entfeſſelte. Unter dem zweiten Kaiſerreich iſt ſie, eine Fünfzigjährige, noch einmal in der Rolle des trotzigen, kleinen Kadetten aufgetreten; aber die Zeit des Kultes war vorüber, und das Publikum blieb völlig kalt.

Es iſt bezeichnend, daß, Sue und den gleich zu erwähnenden Dumas ausgenommen, keine der litterariſchen Berühmtheiten des Julikönigtums den Napoleonſtoff dramatiſch behandelt hat. Standen ſie zu ſehr im Banne des Romanticismus, der überhaupt wenig von der antiken Geſchmacksrichtung des Kaiſerreichs hielt? Oder erkannten ſie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihnen hier drohten? Der gewaltigſte Dramatiker und vielleicht glühendſte Napoleonverehrer unter ihnen, Viktor Hugo, hat die herrlichſten Hymnen zum Preiſe ſeines Idols geſungen, aber es niemals auf die weltbedeutenden Bretter gebracht. Einzig der ältere Dumas glaubte die Gelegenheit nicht verſäumen zu dürfen, wieder einmal einen ſenſationellen Stoff auszubeuten. Aber ſo ſkrupellos er auch ſonſt hierin war, ſo ſoll es doch in dieſem Falle der Liſt Harels bedurft haben, um ihn ſchließlich zur Abfaſſung ſeines Napoleondramas zu veranlaſſen. Es heißt, der gewandte Manager des „Odeons“ habe den Dichter nach einem üppigen Gelage mit ſanfter Gewalt einer mehrtägigen Einzelhaft unterworfen und ſo gezwungen, ſein altes Verſprechen wahr zu machen. Die Frucht dieſer Einſamkeit, das ſechsaktige Drama „Napoléon Bonaparte ou Trente ans de l'histoire de France“ iſt mit ſeinen dreiundzwanzig Bildern der vollendete Typus faſt aller Napoleonſtücke. Es war fünfmal ſo lang' als Racines „Iphigenie“ und übertraf Voltaires „Mérope“ ſechsmal an Umfang. Die Titelrolle allein zählte viertauſend Verſe. Auch inhaltlich erhob es ſich nicht über den Durchſchnitt, und ſelbſt Lemaître, der größte Schauſpieler des Bürgerkönigtums, der den Napoleon ſpielte, vermochte es nicht auf dem Theater zu halten. Mit der Zeit ſanken die Napoleondramen mehr und mehr zu bloßen Spektakel- und Ausſtattungsſtücken herab, und als das zweite Kaiſerreich, ſtatt die Erfüllung des Traums der Legende zu bringen, immer deutlicher nur die Schattenſeiten des Bonapartiſtiſchen Syſtems enthüllte, verloren ſie, bei langſamem Zurückgehen des Kultes, die Stütze, die ſie ſo lange gehalten hatte. Schließlich blieb das Théâtre Impérial du Cirque, das als Théâtre Impérial du Châtelet auf den Boulevard du Temple überſiedelte, beinahe das einzige, wo ſie noch aufgeführt wurden; doch Sedan räumte auch mit dieſen Reſten auf, und von ihrer unermeßlichen Menge blieb keines der Nachwelt. Auch unter dem Kaiſerreich hatte ſich kein echter Dichter mit ihnen befaßt. Ponſard z. B. war der Dramatiſierung Napoleons beinahe gefliſſentlich aus dem Wege gegangen.

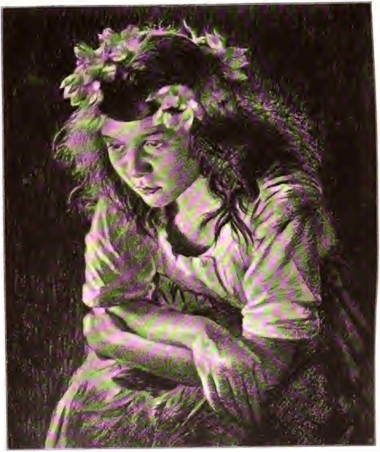
Faſt das gleiche Bild bietet die dritte Hochflut des Napoleonkultes in den neunziger Jahren. Abermals tauchten eine Menge Dramen auf, aber bis auf eins, von dem ſpäter die Rede ſein ſoll, ſind ſie kaum der Erwähnung wert, und haben nur aufs neue bewieſen, daß der Heroenkult zwar ſeinem Helden die Pforten der Bühne eröffnen kann, aber die dramaturgiſchen Geſetze niemals meiſtert.

Gänzlich anders iſt es um die deutſchen Napoleondramen beſtellt. Im allgemeinen übertreffen ſie die franzöſiſchen an Gehalt. Aber da ihnen kein Kultus ſchützend zur Seite ſtand, haben ſie, mit wenigen Ausnahmen, nie das Licht der Lampen erblickt, ſondern ein ſtilles Daſein als Buchdramen führen müſſen, und ſind faſt ebenſo der Vergeſſenheit anheimgefallen wie die franzöſiſchen, die zwar aufgeführt wurden, aber viel weniger wert waren. So iſt es Gelpkes breit angelegtem Schauſpiel ergangen, ſo Griepenkerls ſentimentaler Dichtung und

Otto Harnacks nüchternem Jambendrama. Wird der jüngſte Dichter auf dieſem Gebiete, Oskar Myſing, ein beſſeres Los haben? Wer weiß heute noch, um einige Napoleonidendramen zu erwähnen, daß Lorm einen „Hieronymus Napoleon“ geſchrieben hat, und Eckardt eine „Joſephine“? Wer kennt noch Kleins „Schützling“? Vielfach herrſchte infolgedeſſen eine Abneigung vor ſolchen Stoffen, und wen die Geſtalt des Kaiſers dennoch anzog, ſuchte ſie lieber in einer Einkleidung auf die Bühne zu bringen. Grillparzer hat wohl ein Napoleondrama geplant, und es iſt bekannt, daß er an Bonaparte dachte, als er im „König Ottokar“ eines Gewaltigen Glück und Ende beſchrieb. Oder man verzichtete auf ſein perſönliches Erſcheinen und ließ uns nur ſeinen Dunſtkreis atmen. Hierauf beruht z. B. ein weſentlicher Reiz von Karl Wartenburgs „Schauſpielern des Kaiſers“. Andererſeits hat jedoch das gewaltigſte Napoleondrama, das die Litteratur überhaupt beſitzt, einen Deutſchen zum Verfaſſer. Im gleichen Jahre, als jenſeits des Rheins die Legende ihren Siegeszug begann, erſchienen „Die hundert Tage“ von Grabbe. Das Werk teilt mit ſo manchem franzöſiſchen den rieſigen Umfang, mit allen deutſchen das Geſchick, nie dauernd die Bühne behaupten zu können. Aber ſo groß auch ſeine techniſchen Mängel ſind, in der Charakteriſtik des Helden ſteht es einzig da; denn mit dem Seherblick des echten Dichters hat Grabbe den wirklichen Bonaparte gezeichnet, gleich wahr in Fehlern und Vorzügen, ein Gemiſch von rückſichtsloſer Selbſtſucht und grauſamer Härte, von genialem Schaffensdrange und dämoniſcher Anziehungskraft. Im dritten Akte iſt ihm vielleicht der größte Wurf gelungen, der einem Dramatiker auf dieſem Felde beſchieden iſt: Hier ſehen wir wirklich, im engen Raum einer Scene, das Genie in Thätigkeit vor uns. Sind wir doch Zeugen davon, wie Napoleon, kaum in die Tuilerien zurückgekehrt, mit Windeseile ſein zertrümmertes Reich von neuem gründet.

Kein ſpäterer Dichter hat ſich auf dieſe Höhe erheben können. Erſt in der Mitte der achtziger Jahre ſtoßen wir in Karl Bleibtreus „Schickſal“ auf ein freilich nicht völlig ebenbürtiges Gegenſtück. Gewiß war Bleibtreu, ein feuriger Poet und zugleich ein begeiſterter Bewunderer des großen Schlachtenkaiſers, vor andern dazu berufen, ſich an einen ſolchen Stoff zu wagen, und der erſte Teil ſeines Werkes darf ſich getroſt neben Grabbe ſehen laſſen; aber dann erlahmt ſeine dramatiſche Kraft. Außerdem zerfällt das Drama, trotz der die Einheit bildenden Grundidee, nach Art der alten Napoleonſtücke in eine Reihe zeitlich zu weit getrennter Bilder, ein Übelſtand, den Grabbe, ſo zerriſſen auch ſonſt ſeine Handlung iſt, durch Wahl des einen Jahres 1815, das beinahe das ganze Leben Napoleons noch einmal in verkürztem Maßſtabe wiedergibt, geſchickt vermeidet.

Nicht um weltbewegende Perſpektiven wie dem Dichter des „Schickſals“ war es dem düſtern Richard Voß zu thun, als er Napoleon zum techniſchen Mittelpunkt ſeines Schauſpiels „Wehe den Beſiegten“ machte (1889). Sein Stück hält ſich durchaus in den Grenzen des Bühnenmöglichen. Ihn lockte ein ſeeliſches Problem. Er wollte den Zauber der Perſönlichkeit Napoleons an einem konkreten Falle darſtellen, und der Inhalt ſeines Stückes, das zu Beginn und Ende der hundert Tage ſpielt, beſteht kurz darin, daß der Kaiſer dank ſeinem dämoniſchen Weſen ſeinen natürlichen Sohn, den Grafen Mario de Saint-Aubonne, aus einem begeiſterten Royaliſten in einen ſeiner glühendſten Anhänger verwandelt, wofür der junge Mann nach der Schlacht bei Waterloo mit dem Tode zu büßen hat. Indem aber Voß die eine Seite im Charakter des Kaiſers vor allen andern betont, vernachläſſigt er gerade die Eigentümlichkeiten, die das Dämoniſche in letzter Linie erſt erklären. Wir hören nur von der Größe des Kaiſers, aber wir ſehen nichts davon, und ſo erſcheint er uns in den Hauptſcenen beinahe wie ein idealiſtiſcher Träumer — am Vorabend des letzten Kampfes um die Kaiſerkrone! Eine nur in bedingtem Maße günſtig zu nennende Fügung hat uns ſchließlich auch einen Napoleon der „Moderne“ beſchert, und zwar in Hermann Bahrs „Joſephine“. Die Titelheldin iſt unleugbar mit großem Geſchick gezeichnet, anders der General Bonaparte. Bahr verzichtet von vornherein darauf, das Genie zu ſchildern; er will uns den Menſchen zeigen. Dagegen könnte man ſchon einwenden, daß ſich die Trennung von Menſchlichem und Übermenſchlichem nicht abſolut durchführen läßt. Aber nicht allein, daß er uns nur den halben



Rautendelein. Zeichnung von Walter Firle.

Digitized by Google

Napoleon zeigt; ſelbſt dieſes Bruchſtück iſt falſch gezeichnet. Auch in den Tagen, wo ihn verzehrende Sehnſucht nach Joſephine quälte, war Napoleon in erſter Linie Feldherr und Staatsmann, nun und nimmer ein liebegirrender Troubadour.

So müſſen wir ſchließlich doch zu einem Franzoſen zurückkehren, um einen wenigſtens annähernd getroffenen Napoleon in einem wirklich bühnenfähigen Drama zu finden. Natürlich iſt der Kaiſer in Sardous „Madame Sans-Gêne“ nicht entfernt mit Grabbes Helden zu vergleichen. Aber wenn uns dieſer etwa an die Charakterzeichnung gemahnt, die Taines Meiſterhand entworfen hat, ſo finden wir bei Sardou den „Napoléon intime“ von Maſſon wieder, und in den Scenen, wo ſich der frühere Artillerieleutnant und nunmehrige Kaiſer bei ſeiner ehemaligen Wäſcherin, jetzigen Herzogin von Danzig, nach einer alten Schuld erkundigt: „Combien vous doit Bonaparte?“ — „Trois napoléons, Sire!“, wo er mit ſeinen Schweſtern in Disput gerät oder die Kaiſerin belauſcht, werden wir mit einigen Eigentümlichkeiten des wahren Napoleon bekannt gemacht. Freilich ſehen wir ihn verkleinert, aber nur ſo paßte er in den Rahmen der Bühne und vor allem eines Luſtſpiels.

Das Ende des Jahrhunderts hat uns dann noch in Roſtands „L'Aiglon“ eine Verherrlichung des unglücklichſten Napoleoniden, des Herzogs von Reichsſtadt, gebracht. Das Drama hat einen lauten, aber ſehr zweifelhaften Erfolg gehabt. Sicher iſt, daß es ihn weder dem völlig undramatiſchen Helden noch der mühſam ausgeſponnenen Handlung verdankt; eher ſchon Sarah Bernhardt, die die Titelrolle ſpielte, noch mehr freilich dem alten Ruhme des Dichters, der uns einſt mit dem geiſtſprühendſten modernen franzöſiſchen Drama, mit „Cyrano de Bergerac“, beſchenkt hat. So iſt auch den Napoleoniden bis auf den heutigen Tag kein ungetrübter Erfolg auf dem Theater beſchert geweſen.

Dies hat allerdings wohl niemand erwartet. Wohl aber hatte Heine hoffnungsfroh den Ausſpruch gethan: „Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſein wird, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jetzt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevilles oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigentum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſondern Geſchenk für ihre Couſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen.“

Bis heute hat ſich dieſe Prophezeiung, wie wir ſehen, höchſtens inſofern erfüllt, als zahlreiche Verſuche gemacht worden ſind, den Napoleonſtoff zu dramatiſieren. Sie haben aber alle die alte Erfahrung, daß dem Genie Drama und Bühne ſo gut wie verſchloſſen ſind, nur aufs neue beſtätigt, und wir können Heine, dem niemals ein richtiges Bühnenwerk gelungen iſt und dem ſeine ausgeſprochene Vorliebe für Napoleon die Einſicht trübte, als keinen maßgebenden Beurteiler anſehen. Es iſt freilich unzweifelhaft, daß dieſes Gebiet immer und immer wieder den Poeten zur Bearbeitung verlocken wird. Am erfolgreichſten dürfte hier wohl der Epiker ſein. Doch auch dies iſt natürlich nicht ausgeſchloſſen, daß eines Tages ein zweiter Shakeſpeare oder Schiller erſteht, ein Genius, der ſich ſelbſt Geſetz iſt, und, allen Regeln zum Spott, Napoleon und die Seinen unter die unſterblichen Geſtalten der Bühne erhebt.

Wie ich abends ...

Wie ich abends über Land
Ging auf breiten Wegen,
Kamen Kinder Hand in Hand
Mir vom Dorf entgegen.

Waren müde, abendfroh,
Kamen stumm gegangen,
Sangen leise la und lo
Als die Glocken klangen.

Zogen meinen Weg hinan,
Blieben oben ſtehen
Unterm Nussbaum, wo ſie dann
Vater, Mutter kommen ſehen.

Alfons Paquet.

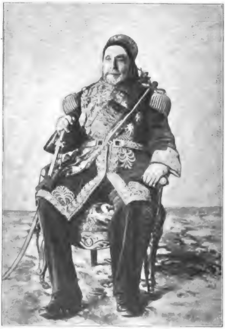
Sidi Ali, Bey von Tunis.

Von

* * *

Mit zwei Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)



Der verſtorbene Sidi Ali, Bey von Tunis.

Zu ſeinen Lebzeiten wenig gekannt und außerhalb ſeiner nächſten Umgebung wenig beachtet, iſt der im Juni d. J. verſtorbene „Bey und Eigentümer des Königreichs Tuneſien“ Sidi (unſer Herr) Ali nach ſeinem Tode unter die Glücklichen gerückt worden, die keine Feinde und um ſo zahlreichere Lobredner hinterlaſſen haben. Die dem alten Herrn gewidmeten poſthumen Anerkennungen gehen erheblich über das Maß deſſen hinaus, was auf Rechnung des bekannten „de mortuis nil nisi bene“ zu ſetzen iſt. Der frühere franzöſiſche Generalreſident in Tunis, Herr Millet, hat von dem Verſtorbenen gerühmt, „derſelbe habe keinen Tag vergehen laſſen, ohne an demſelben Beweiſe ſeiner Loyalität und ſeiner Liebe zu Frankreich“ abzugeben; arabiſche Zeitungen nennen den tuneſiſchen Bey der Jahre 1882 bis 1902 einen echten Muſelmann und gelehrten Moraltheologen, der zugleich wohlmeinender Landesvater, ſparſamer und gewiſſenhafter Haus- und Familienherr geweſen ſei. Und ſelbſt da, wo man die von Sidi Ali befolgte Politik grundſätzlich und aus naheliegenden Gründen mißbilligt hat, in Italien, hat man anerkannt, daß der Freund Frankreichs ein galantuomo geweſen ſei, der es anders gemacht hätte, wenn ihm dazu irgend welche Möglichkeit geboten geweſen wäre. — Orientaliſche Herrſcher, denen nach ihrem Ableben ſo uneingeſchränkte Anerkennungen zu teil geworden wären, hat es, wenn überhaupt, nur ſelten gegeben, — zumal in Tunis nicht, deſſen Gebieter jahrhundertelang für Typen altväteriſchen Despotismus gegolten haben und deſſen voriger Bey, Mohamed Zadok, nicht ohne Grund unter die Totengräber der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes gezählt worden iſt.

Zu den despotiſchen Gewaltherrſchern, an welche der Große Kurfürſt des Kleiſtſchen Stücks dachte, als er ſein oft wiederholtes „Wenn ich der Bey von Tunis wäre“, ſprach — zu dieſen hat Sidi Ali allerdings niemals gehört. Als der fünfundſechzigjährige Herr am 27. Oktober 1882 den Thron ſeines Bruders beſtieg, war der weiland

Sidi Mohamed al Hadi, der neue Bey von Tunis.

gefürchtetſte der nordafrikaniſchen Barbareskenſtaaten bereits ſeit Jahr und Tag unter die Abhängigkeit Frankreichs geraten und ein pays de protection der Republik von 1870 geworden. Die Geſchichte dieſer Staatsveränderung iſt zu lang und zu kompliziert, um im einzelnen erzählt zu werden. Sie bildet den Schlußakt eines franzöſiſch-italieniſchen Intriguenſtücks, das ein reichliches Jahrzehnt geſpielt und bei dem es ſich darum gehandelt hatte, ob der durch die thörichte Verſchwendung und die moraliſche Haltloſigkeit Mohamed Zadok-Beys (1858 bis 1882) an den Rand des Verderbens geführte Staat den Herren des benachbarten Algerien oder den Erben der Karthago-Beſieger, dem Könige von Italien, in den Schoß fallen werde. Wie im Morgenlande bei dergleichen Fällen herkömmlich, ſind über die bezüglichen Hergänge ſehr verſchiedene Verſionen im Schwange. Mit orientaliſcher Naivität erzählen alte Tuneſer noch heute, die Kataſtrophe ſei weſentlich dadurch herbeigeführt worden, daß der franzöſiſche Reſident der 80er Jahre, Herr Rouſtan, einer Liebesgeſchichte wegen mit dem italieniſchen Generalkonſul Maccio in perſönliche Feindſchaft geraten ſei und daß Frankreich zum Kampf über die Herrſchaft Tuneſiens herausgefordert worden ſei, weil der erſte Dragoman des italieniſchen Konſulats ſeine Gemahlin an ihrem ehemaligen Verlobten, den Herrn Rouſtan, habe rächen wollen. In Wahrheit iſt es bei der tuneſiſchen Kriſis der 80er Jahre ganz ſo romantiſch nicht zugegangen, wie das Hiſtörchen von der Rivalität der Damen Elias und Peſtalozza wiſſen wollte. Am 7. Juli 1880 war die von einem engliſchen Spekulanten erbaute, etwa 30 Kilometer umfaſſende Eiſenbahnlinie Tunis-El Marſa-Goletto zum öffentlichen Ausverkauf gebracht und von der italieniſchen Dampferkompanie Florio-Rubattino um den exorbitant hohen Preis von 4 125 000 Francs erſtanden worden. Alle Welt wußte, daß der eigentliche Käufer der italieniſche Staat geweſen war und daß dieſer die in Mitbewerbung getretene franzöſiſche Eiſenbahngeſellſchaft Bona-Qualma hatte aus dem Felde ſchlagen wollen. Das genügte, um die vieljährige, durch eine längere Reihe anderweitiger italieniſcher Erfolge genährte Rivalität der Regierungen von Rom und Paris in helle Flammen zu ſetzen und aus den Repräſentanten der genannten beiden Kabinette unverſöhnliche Gegner zu machen. Die Gelegenheit zu einer Revanche ſollte ſich früher finden, als der ehrgeizige, durch ſeinen Erfolg in der Eiſenbahnſache allzu zuverſichtlich gewordene Generalkonſul Maccio ſich hatte träumen laſſen. Wenige Monate, nachdem die damals einzige Eiſenbahnlinie Tuneſiens italieniſches Eigentum geworden war, im Februar 1881, war der tuneſiſche Stamm der Krumirs in algeriſches Gebiet eingefallen und mit franzöſiſchen Truppen handgemein geworden. An dieſem an und für ſich geringfügigen, nicht zum erſten Male paſſierten Zwiſchenfall wurde zur Abſendung eines franzöſiſchen Expeditionscorps in das öſtliche Tuneſien Veranlaſſung genommen. Noch bevor dasſelbe gelandet war, entſandte der erſchreckte Bey eine mit der Züchtigung der Räuber beauftragte Truppenabteilung in das Krumirgebiet, — Frankreichs Entſchließungen ließen ſich indeſſen nicht mehr aufhalten und nahmen um ſo drohendere Geſtalt an, als die tuneſiſche Regierung ſich durch Maccio zu einem an die europäiſchen Großmächte und an die Pforte gerichteten völlig unwirkſamen Cirkular-Notſchrei hatte beſtimmen laſſen.

Mit dem am 14. April 1881 erfolgten Ausmarſch der tuneſiſchen Truppen an die algeriſche Grenze beginnt die öffentliche Rolle Sidi Alis, der als Befehlshaber der bewaffneten Macht den Titel eines „Bey de Camp“ erhielt. Bis zu dieſem Zeitpunkt hatten er und ſein jüngerer Bruder Tajeb in der Verborgenheit gelebt, zu welcher Verwandte und präſumtive Erben orientaliſcher Herrſcher ein- für allemal verurteilt ſind, wenn ſie ihres Lebens ſicher ſein wollen. Für Sidi Ali hatte zu ſolcher Vorſicht um ſo reichlicherer Grund vorgelegen, als ſein älterer Bruder, Sidi Adel, den Beſorgniſſen, welche ſeine Popularität dem haltungsloſen Mohamed Zadok eingeflößt hatte, bereits im Jahre 1867 zum Opfer gefallen war, und als der Hauptratgeber des Bey, der verhaßte Muſtafa ben Jsmaïl, das Mißtrauen des Herrſchers gegen ſeine Verwandten gefliſſentlich nährte. — Alis neue Stellung war die denkbar ungünſtigſte und ſchwierigſte, denn bei ſeinem Erſcheinen auf dem Schauplatz der Ereigniſſe fand er eine 30 000 Mann ſtarke franzöſiſche Truppenabteilung vor, die allen tuneſiſchen Proteſten zum Trotz am 24. April die Grenzen überſchritten und die Krumire mühelos bewältigt hatte. Ließ Ali es zu einem gewaltſamen Zuſammenſtoß mit den franzöſiſchen Truppen kommen, ſo lief er Gefahr, für die Konſequenzen eines ſolchen Unterfangens verantwortlich gemacht zu werden und ſein Thronfolgerecht einzubüßen, — entſprach er der Aufforderung des franzöſiſchen kommandierenden Generals Forgemol, ſich zurückzuziehen, ſo konnte es ihm den Kopf koſten. Um ſich nach beiden Seiten zu decken, trat der beſorgliche Herr den Rückmarſch erſt nach einem unbedeutenden Vorpoſtengefecht an, indem er gleichzeitig einen patriotiſch gehaltenen Bericht über angeblich oder wirklich von den Franzoſen begangene Grauſamkeiten nach Tunis ſendete, wo derſelbe in den Moſcheen öffentlich verleſen wurde.

Wenige Tage ſpäter waren die Geſchicke Tuneſiens indeſſen ſo endgültig entſchieden, daß dieſer Zwiſchenfall nicht mehr in Betracht kam. Am 11. Mai erſchien eine vom General Bréard geführte franzöſiſche Brigade vor den Thoren der Landeshauptſtadt, am folgenden Tage ſchloß dieſe Truppe das vor den Thoren von Tunis belegene Reſidenzſchloß Bardo ein und ſtellte Herr Rouſtan dem erſchreckten Bey die Wahl zwiſchen Unterzeichnung eines Vertrages, der die Anerkennung der Oberhoheit Frankreichs über Tuneſien ausſprach — und Thronentſetzung: Mohamed Zadoks jüngſter Bruder Tajeb, deſſen die Franzoſen ſich zu verſichern gewußt hatten, war bereits dazu auserſehen, unter Übergehung Alis den erledigten Thron zu beſteigen. — Für den mattherzigen Mohamed Zadok gab es unter ſolchen Umſtänden keine Wahl. Nachdem Rouſtan ihm die Verſicherung gegeben hatte, „das vom General Bréard vorgeſchlagene Abkommen ſichere die Aufrechterhaltung Sr. Hoheit und ihrer Dynaſtie und thue der Integrität des Landes keinen Eintrag“, unterzeichnete der Bey die ihm vorgelegte Urkunde, ohne irgend welchen Widerſtand verſucht zu haben.

Auf den Inhalt des ſogen. Bardo-Vertrages, genauer des Vertrages von Kaſſr-Saïd und auf die Auslegung, welche derſelbe durch das einige Monate ſpäter (22. April 1882) erlaſſene Ausführungsdekret erhielt, gehen wir nicht ein. Genug, daß der jedesmalige franzöſiſche Geſandte (General-Reſident) als „Premierminiſter Sr. Hoheit“ thatſächlicher Träger der Regierungsgewalt wurde, daß die einzelnen Verwaltungszweige der Oberaufſicht franzöſiſcher Beamteten unterſtellt wurden, daß der kommandierende General in die Stellung eines Kriegsminiſters trat und daß die namens des Beys geführte Herrſchaft thatſächlich an die Regierung Frankreichs überging. Dem Bey verblieben die Ehrenrechte, in deren Beſitz er ſich bisher befunden hatte, die Leitung der islamitiſchen Kultusangelegenheiten und eines Teils der Rechtspflege (ſoweit dieſelbe ſich auf Einheimiſche bezieht), das Kommando über die ihm belaſſene Ehrengarde, die Aufſicht über die Angehörigen ſeines Hauſes und der Genuß der auf 1³/₄ Mill. Francs bemeſſenen Civilliſte. Die im Namen des Bey erlaſſenen Geſetze und Verordnungen, das Budget, die Ernennungen, Beförderungen ꝛc. werden Sr. Hoheit vorgängig zur Kenntnis gebracht und von ihm bezw. von dem ihm belaſſenen arabiſchen Hausminiſter unterzeichnet; — auf den Inhalt derſelben hat er höchſtens in Ausnahmefällen Einfluß.

Mit dieſen beſcheidenen Überreſten ſeiner ehemaligen Herrlichkeit gab Mohamed-Zadok ſich bis an das Ende ſeiner Tage zufrieden. Regungslos ließ er geſchehen, daß ein zur Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes entzündeter Militäraufſtand in ſeinem Namen niedergeſchlagen und der Grund derſelben, die Stadt Suſa, von einem franzöſiſchen Geſchwader beſchoſſen wurde. Ohne eine Miene zu verziehen, willigte er in die Entlaſſung derjenigen ſeiner Hofbeamten, die für Parteigänger Italiens gegolten hatten, und in die Ernennung neuer, den franzöſiſchen Machthabern genehmer Dragomans, Leibärzte, Adjutanten, Kammerherren ꝛc. — für ihn kam allein in Betracht, daß er den gewohnten Gang ſeiner Exiſtenz fortſetzen und über ein Einkommen verfügen konnte, das, wenn nicht reichlicher, ſo doch unvergleichlich ſicherer und regelmäßiger einging, als der Steuerertrag, den er bis zum Jahre 1881 von ſeinen Unterthanen erpreßt hatte. Franzöſiſcherſeits war man klug genug, dem ungefährlich gewordenen Mann jede mit dem eigenen Intereſſe vereinbare Rückſicht zu erweiſen, über das früher Geſchehene den Mantel der Vergeſſenheit zu decken und die während der Kriſis der Jahre 1880/81 kompromittiert geweſenen Staats- und Hoffiguren unbehelligt zu laſſen, — höchſtens daß man einen Teil der Beſitzungen wieder einzog, die der übelberüchtigte Muſtafa ben Ismaïl und deſſen Günſtlinge ſich widerrechtlich angeeignet hatten.

Achtzehn Monate, nachdem er den verhängnisvollen Vertrag vom 12. Mai 1881 unterzeichnet hatte, am 28. Oktober 1882 wurde Mohamed Zadok zu ſeinen Vätern verſammelt und noch am nämlichen Tage die Thronbeſteigung Sidi Alis proklamiert. Mit dem ihm eigentümlichen Scharfblick hatte Rouſtans Nachfolger, der General-Reſident Cambre, erkannt, daß der allgemein geachtete und zudem erſtberechtigte ältere Bruder dem in den Augen der Bevölkerung ſeit dem 12. Mai 1881 kompromittierten Sidi Tajeb vorzuziehen ſei und daß es keinen Sinn habe, dem ehemaligen Bey de Camp die Haltung nachzutragen, die derſelbe während des Krumirfeldzuges hatte beobachten müſſen. Mit gutem Grunde nahm er an, der als rechtſchaffen, ſparſam und einſichtig bekannte, fünfundſechzig Jahre alte Herr werde klug genug ſein, ſich in das unvermeidlich Gewordene mit Anſtand zu ſchicken.

Der Erfolg hat gelehrt, daß dieſe Rechnung eine richtige geweſen. Ohne ſeiner Würde jemals zu vergeben und wegen ſeiner zugleich liebenswürdigen und einfach-vornehmen Formen bei Fremden und Einheimiſchen beliebt und geachtet, wußte Sidi Ali das unbedingte Vertrauen Cambres und ſeiner Amtsnachfolger zu gewinnen und allem fern zu bleiben, was nach Umtrieben gegen die beſtehende Ordnung der Dinge geſchmeckt hätte. Dem Verdacht, italieniſche Sympathien zu nähren, brach er mit dem gelegentlich gethanen Ausſpruch: „Ich weiß, daß die Italiener hungriger ſind als die Franzoſen“ die Spitze ab, — in Fragen der inneren Verwaltung aber wußte er ſo richtig zu urteilen, daß man den von ihm gelegentlich erteilten guten Rat zu ſchätzen wußte. Einen günſtigen Eindruck machte es von Hauſe aus, daß er den ungebührlich großen Haushalt ſeines Vorgängers einſchränkte, mit ſeiner Civilliſte auskam, durch kluge Sparſamkeit ein Privatvermögen zuſammenbrachte und daß er ſich zur Verwunderung ſeiner Unterthanen mit zwei Frauen begnügte.

Entſprechend dem Landesbrauch ließ der neue Bey ſich außerhalb der Stadt und in einem anderen, als dem von ſeinem Vorgänger bewohnten Luſtſchloß nieder. Das weitläufige und ſchlecht erhaltene Bardo-Palais wurde nur zu gewiſſen feierlichen Gelegenheiten und auch dann nur für wenige Stunden in Gebrauch genommen und ein Teil der ſtädtiſchen Reſidenz, das ſogenannte Dar el Bey, Verwaltungszwecken eingeräumt. Während in früherer Zeit üblich geweſen war, daß der neue Landesherr eine neue Reſidenz erbauen und prächtig genug ausſtatten ließ, um die Haushaltungen ſeiner Vorgänger zu übertreffen, brach Ali Bey mit dieſem thörichten Brauch, um ſich an einem einfachen aber geſchmackvollen Schlößchen genügen zu laſſen. Er ſiedelte nach El-Marſa über, wo er während der geſamten Zeit ſeiner Regierung verblieb, um allwöchentlich einmal die Stadt und zu gewiſſen Haupt- und Staatsaktionen den erwähnten Prunkſitz ſeines verſtorbenen Bruders aufzuſuchen.

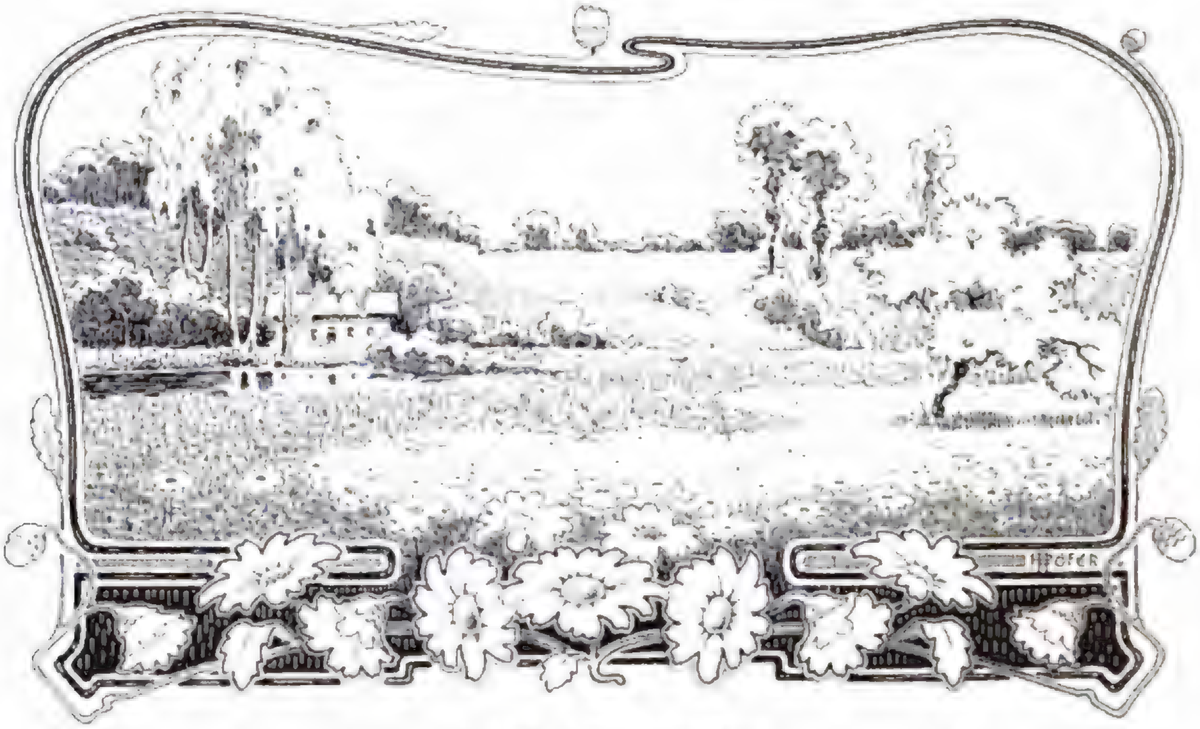
Das von einem Kranz von Villen umgebene Luſtſchloß El-Marſa liegt auf dem Boden der altkarthagiſchen Vorſtadt Megara, etwa zwei Meilen nordweſtlich von Tunis, und zwei Kilometer von dem ſteilabfallenden Meeresufer entfernt. An ein Olivengehölz gelehnt und von Gartenanlagen umgeben, bildet dieſer Sommerſitz des beylialen Hofes eine Oaſe innerhalb des weiten Trümmerfeldes der alten Hauptſtadt des nordweſtlichen Africa. Seine Einwohnerſchaft ſetzt ſich faſt ausſchließlich aus eingeborenen Villenbewohnern und aus Kleinhändlern zuſammen, die ſich von der Verproviantierung des Hofes und ſeiner Nachbarſchaft ernähren. Abgeſehen von den Landhäuſern des franzöſiſchen Generalreſidenten, des engliſchen Generalkonſuls, ſowie zweier dem Orte benachbarter Palais des Cardinals Huſſiderin ſind auf dem Boden El-Marſas nirgends Europäer anzutreffen; die Niederlaſſung fremder Handwerker und Wirtſchaften war bis in die neueſte Zeit auf den Wunſch des Bey ausgeſchloſſen und der Ortſchaft dadurch die bewegungsloſe Stille erhalten geblieben, die dem orientaliſchen Leben den charakteriſtiſchen Reiz verleiht und um die es geſchehen iſt, wo immer „Römer“ (der Araber bezeichnet die chriſtlichen Abendländer noch heute als rumo) ihr geſchäftiges Weſen treiben. Früh, wenn die Sonne ihre verſengenden Strahlen auf die verbrannte Landſchaft zu ſenden begonnen hat, ſieht man eine Anzahl Reiter und Fußgänger ſtill und bedächtig dem kleinen Bahnhof zuſteuern, der ſeinen Frühzug in die Hauptſtadt abſendet, — um dieſelbe Stunde kehrt der von vier langgeſpannten Maultieren gezogene Wagen, in welchem Se. Hoheit die Morgenſpazierfahrt gemacht hat, in den Schloßhof zurück und verläßt Si Tajeb den Sitz am Thor der Nachbarvilla, auf welchem er ſeit Sonnenaufgang dageſeſſen, in die Landſchaft geſtarrt hat und halben Ohres den Berichten ſeines Schwiegerſohnes, des langen General Zacharias, zugehört hat, — dann veröden Plätze und Landſtraßen ſo vollſtändig, daß die einzelnen weißgekleideten Männer und Frauen, die ſich in die Sonnenglut wagen, den Eindruck von Geſpenſtern machen. Nirgend das Geräuſch einer Hantierung, die außerhalb ihres Sitzes vernehmbar würde; nirgend menſchliche oder tieriſche Stimmen, die die lautloſe Stille unterbrächen. Selbſt das Knarren des von einem geduldigen Kamel getriebenen Schöpfrades am Schloßbrunnen iſt allmählich verſtummt und das Geſpräch der in das Kaffeehaus geflüchteten ſchweißtriefenden Laſtträger und Kameltreiber zum Flüſterton herabgeſunken. „Der große Pan ſchläft“, niemand wagt ſeine Ruhe zu ſtören: der Europäer, den das Geſchick in dieſe Erdgegend verſchlagen hat, glaubt in eine Traumwelt verſunken zu ſein.

So vergehen Stunden über Stunden in bewegungsloſer Stille. Erſt wenn der glühende Sonnenball den Hauptteil ſeines Tageslaufes zurückgelegt hat und dem Weſtrande der rings ausgebreiteten grauen Wüſte näher rückt, — wenn von der See her eine leichte Briſe die ſtaubatmende Atmoſphäre in Bewegung ſetzt und die über das weite Land verſtreuten grünen Karubenbäume, die kurzſtämmigen Oliven und die vereinzelten Palmen längere Schatten zu werfen beginnen, erſt wenn der Gebetsrufer das Herannahen der ſechſten Stunde verkündet hat, — ſcheint das ſtockende Leben ſich wieder regen zu wollen. Vor dem Bahnhof ſammeln ſich Eſel- und Maultiertreiber und die Lenker kleiner verſtaubter Gefährte, die ihre mit dem Nachmittagszuge aus Tunis zurückkehrenden Herren abwarten, — über die zur Meeresküſte führende Straße rollen die dicht verſchloſſenen Wagen, in denen die Damen des fürſtlichen Harems die Abendpromenade halten, — vor den Thüren der Häuſer werden buntgekleidete Männergeſtalten, auf den Dächern verſchleierte Frauen ſichtbar, die ſich der wiederkehrenden Kühle erfreuen. Si Tajeb hat wiederum den Sitz vor dem Thore eingenommen, General Zacharias neben ihm Poſto gefaßt und den einen oder anderen Bekannten herangewinkt, um ſich von den Vergnügungen in der Hauptſtadt berichten zu laſſen. Dieſer Wechſel der Scene iſt indeſſen von kurzer Dauer. Sobald die Sonne geſunken iſt und das nächtliche Dunkel ſich ankündigt, kehrt der Muſelman unter das Dach ſeines Hauſes zurück, um dem jähen Temperaturwechſel auszuweichen und zu der Hauptmahlzeit des Tages zu rüſten. Iſt die Nacht hereingebrochen und am hohen Himmelsbogen eine Welt von Sternen ſichtbar geworden, die an Zahl und Glanz alles übertrifft, was der nordiſche Himmel zu bieten vermag, ſo tritt man für ein halbes Stündchen vor die Thür, um die balſamiſche Nachtluft zu ſchlürfen. Um die neunte Stunde iſt alles wieder verſchwunden: wer das Lager bei Sonnenaufgang zu verlaſſen gewohnt iſt, ſucht es ſo zeitig wie immer möglich auf. Um dieſelbe Zeit verſtummt auch die Abendmuſik, mit der die Kapelle der beylialen Garde die Damen des Harems ergötzt oder den Abendgang begleitet hat, den der Herrſcher durch ſeinen Garten nimmt und auf welchem ihn, wenn es einen Tag von beſonderer Bedeutung gegeben, der greiſe Siegelbewahrer Mohamed el Agiz bu Atur und der mit jugendlicher Elaſtizität einherſchreitende erſte Dragoman General Gabriel Valenſi haben begleiten dürfen. Zu dem feierlichen Ernſt und der Stille des Abends ſtimmen die ſchwermütigen Akkorde dieſer für europäiſche Ohren unverſtändlichen, wenngleich nicht mißlautenden Tonkunſt, deren beſcheidenes Repertoire dem aus der Ferne lauſchenden Zuhörer längſt geläufig geworden iſt. Unveränderliche Wiederkehr des Gewohnten und Beſcheidung bei einer beſchränkten Zahl feſt ausgeprägter Formen bildet auf dieſem, wie auf anderen Gebieten die entſcheidende Signatur orientaliſchen Lebens.

Zwanzig Jahre lang hat die äußere Exiſtenz Sidi Alis ſich innerhalb dieſer Schranken bewegt. Ausnahmen haben allein die Freitagsbeſuche der Hauptſtadt gebildet, an denen zur Erledigung kleiner Geſchäfte und zum Empfang von Bittſtellern Veranlaſſung genommen wurde, die feierlichen Empfänge neu accreditierter Konſuln und von dieſen vorgeſtellter „illuſtrer“ Fremden und gewiſſe durch das Herkommen gebotene feſtliche Gelegenheiten. Zum „Feſt des Stammes“ iſt Se. Hoheit im großen Saale des Bardo erſchienen, um die Glückwünſche der Konſuln entgegenzunehmen, mit einigen gnädigen Worten zu beantworten und ſich im Kreiſe eines glänzenden, an die Herrlichkeiten vergangener Zeiten erinnernden Hofhalts zu bewegen. Einige Wochen ſpäter wird die Stille El-Marſas durch das Erſcheinen langer Züge ſingender Eſſauia unterbrochen, die unter Führung ihrer Bannerträger in den Schloßhof ziehen, inmitten desſelben dem Landesherrn und der von dieſem geladenen Geſellſchaft ihre furchtbaren Künſte zu produzieren. Jedes der Mitglieder dieſer fanatiſchen Brüderſchaft ſtellt ein wildes Tier dar, das je nach ſeiner Eigentümlichkeit ſtachligen Kaktus, Glasſcherben oder glühende Kohlen verſchlingt, Schafe und Hammel zerreißt und roh verzehrt, oder Meſſer und Spieße in den Leib treibt — das alles Allah zu Ehren und in ſo wahnwitzigem, von wilder Muſik begleitetem Taumel, daß die Thore des Schloßhofs geſchloſſen gehalten und die Zuſchauer ſo placiert werden müſſen, daß ſie vor Ausſchreitungen der raſenden Künſtler geſichert ſind. — Den Abſchluß der ſommerlichen Feſtzeit bildet eine Feier friedlicherer Art, dem Se. Hoheit nur aus der Ferne zuſieht. Nach uraltem, von den römiſchen Saturnalien übernommenem Brauch werden an einem gewiſſen Tage des Spätſommers die vornehmlichſten Haustiere des Landes, als Pferde, Eſel, Rinder, Hammel ꝛc., mit Kränzen geſchmückt, um in feierlicher Prozeſſion an das Meeresufer geführt und zu erquickendem Bade in die blaue Flut getrieben zu werden — eine Übung, die zu der ſonſtigen grauſamen Behandlung der Tierwelt in merkwürdigem Gegenſatz ſteht.

Gleich dem Dulder Hiob iſt Sidi Ali „alt und lebensſatt“ verſtorben. Auf fünfundachtzig Jahre hatte er ſeine Lebenszeit gebracht, ſeinen Bruder Tajeb, ſeinen älteſten Sohn, eine ganze Anzahl von Enkeln und faſt ſämtliche Genoſſen ſeiner Jugend- und Mannesjahre überlebt. Er iſt der letzte, wenn nicht ſeines Stammes, ſo doch ſeiner Art geweſen — ein orientaliſcher Fürſt alten Stils, ausgezeichnet durch Stattlichkeit der äußeren Erſcheinung, Würde der

Lebensführung und Herrſchaft über den Bildungsbeſitz ſeines Volkes, ſowie durch eine Abgeſchloſſenheit gegen abendländiſches Weſen, die mit kluger Unterordnung unter die Forderungen der Zeit eigentümlich gepaart war. Im Gegenſatz zu ſeinem Vater iſt der neue Beherrſcher Tuneſiens ein Mann, der Frankreich wiederholt beſucht, Sprache und Sitten desſelben kennen gelernt und Gefügigkeit gegen die Pariſer Machthaber mit der Muttermilch eingeſogen hat. Vor ſeinem Vorgänger hat Sidi Mohamed indeſſen eines voraus, das ihm in den Augen ſeines Volkes beſonderen Vorzug verleiht. Er iſt Hedj, d. h. Mekkapilger, der am Grabe des Propheten gebetet hat.



Lied am Fenſter.

Von

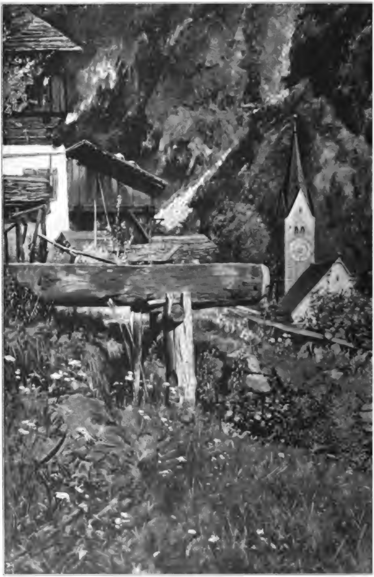
Hugo Salus.

Wie oft find' ich mich am Fenſter ſtehn
Und voller Sehnſucht ins Grüne ſehn,
Und hält mich doch niemand hinauszugehn!

Doch iſt mir aber ums Herz ſo ſchwer,
Und meine Seele ſehnt ſich ſo ſehr,
Als ob ich in Ketten gefangen wär'!

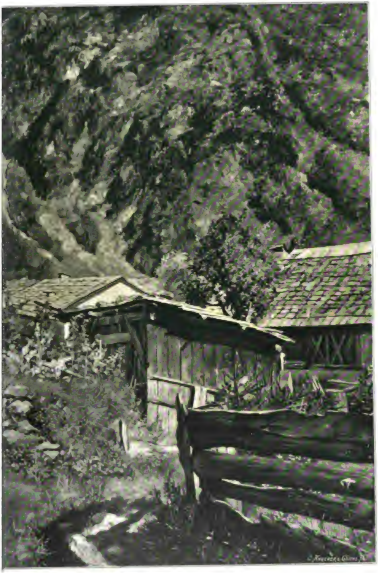
„So geh doch, der Lenz liegt drauſs auf den Au'n,
Und Mägdlein luſtwandeln und blühende Fraun,
Oder freut's dich nur, ſehnend hinauszuſchaun?“

Ach, laſst mich nur ruhig am Fenſter ſtehn
Und ſehnend hinaus ins Grüne ſehn!
Es ſehnt ſich ja niemand, mit mir zu gehn . . .



St. Moritz bei Taufers in Tirol.

Google



Nach dem Gemälde von Frank Kirchbach.

Digitized by Google

Die Frau in der venezianiſchen Kunſt.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit neunzehn Abbildungen nach Gemälden alter Meiſter.

(Abdruck verboten.)

Venedigs Kunſt geht denſelben Weg wie ſeine Geſchichte. Der Weg dieſer Entwickelung wird bezeichnet durch uralten Zuſammenhang mit dem byzantiniſchen Reiche, durch relativ ſpäte Emancipation von deſſen Einflüſſen und durch entſprechend ſpäte Annäherung an das übrige italiſche, überhaupt das weſtliche Kulturgebiet.

So wendet die ganze ältere Geſchichte der Markusſtadt ihr Antlitz dem Oſten und dem Orient zu. Dogenpalaſt und Piazzetta blicken zur Adria hinaus; noch heute hat, wer von der terra ferma, dem italieniſchen Feſtlande, mit der Bahn ankommt, das Gefühl, die Stadt gewiſſermaßen auf der Hintertreppe zu betreten. Nur derjenige Reiſende, der mit der modernen Galeere, dem raſchen Dampfboot, durch die Lidoeinfahrt über die Waſſer hinweg den Fahnenmaſten am althiſtoriſchen Landeplatz entgegenrauſcht, der vermag ſchon durch die Ankunft ſelber die volle Größe der geſchichtlichen Empfindung in ſich zu erwecken. Sämtliche alte Intereſſen Venedigs haben ihren Schwerpunkt in Byzanz, welches dementſprechend auch die Architektur und Kunſt der Markusſtadt um viele Jahrhunderte länger maßgeblich beeinflußt hat als das übrige Abendland. Mit der Kultur des übrigen Italien hat es bis etwa ums Jahr 1500 nur dürftige Beziehung. Seine Staatskunſt und ſeine Intereſſen bleiben in den Oſten gewandt, auch nachdem das dortige oſtrömiſche Kaiſertum in Schwäche und Palaſtintriguen ſeine alte imponierende Macht verloren hat; die Kreuzzugsbewegung und die Erſchließung des direkten Handels mit Syrien und Aegypten benutzt Venedig mit realſter Politik im Sinne dieſer ſeiner öſtlichen Intereſſenſphäre.

Franzöſiſche Kreuzfahrer des „vierten" Kreuzzuges müſſen ſeinen durch kühne Dogen geſteigerten Anſprüchen Byzanz erobern und ein lateiniſches Kaiſertum am Bosporus als Vaſallenſtaat der venezianiſchen Finanzmacht begründen. Die Seeſtadt errichtet als neue Oberherrin ihr Markusbanner auf Kreta, auf dem Peloponnes, auf den wichtigeren Inſeln des ägeiſchen und des joniſchen Meeres, ſie unterwirſt ſich in früh begonnenen Kämpfen die dalmatiniſche Küſte, erwirbt Cypern. Von den Osmanen, welche Oſtrom ſtückweiſe vernichten, ebenfalls viel bedrängt, ſteht ſie dennoch mit ihnen wie kein anderer abendländiſcher Staat in Verkehr und Austauſch. Ein Maler von Venedig wird nach Stambul berufen, um das Porträt des Großherrn zu ſchaffen, der durch die Eroberung der Konſtantinſtadt die Feſtſetzung der Türken im Umkreiſe des alten Byzantinerreiches gekrönt hat. Zwar ſoll ſich der Islam kein Bildnis machen, aber man will eine Ausnahme machen und wendet ſich an Venedig.

Allen chriſtlich-abendländiſchen Anſchauungen und Verboten zum Trotz blüht in Venedig ein ſchwunghafter Handel mit Sklaven und Sklavinnen. Noch im Cinquecento geht es dort in dieſer Beziehung nicht anders zu, als im alten Byzanz und im türkiſch gewordenen Iſtambul. Und genau wie hier ſtellt auch dort der Geſchmack die ſchönen Kaukaſierinnen, die Mädchen der Georgier und der Tſcherkeſſen oder Cirkaſſier am höchſten im Geldwert. Es iſt das häusliche Luxusbedürfnis, das dieſen Handel aufrecht erhält. Doch werden ſolche Sklavinnen auch für manche mehr praktiſche Zwecke bevorzugt, und z. B. aſiatiſch-kaukaſiſche Ammen zu verwenden, echte oder angebliche, war gerade ſo ſtil- und modegemäß, wie heute in Berlin die Spreewälderin oder in

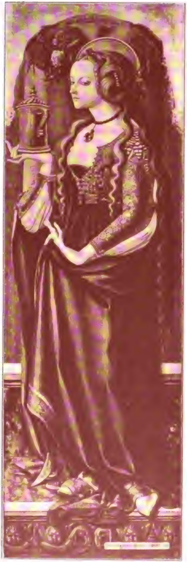


Abb. 1. Crivelli: Heilige Barbara.

Wien die ſüdſlawiſche Amme in ihrem nationalen Feſttagsputz. — Schade nur, daß wir nicht feſtſtellen können, wie weit bei den Modellen der ſchönſten venezianiſchen Phantaſiegemälde etwa mit derartigem fremden Blut zu rechnen iſt. Das venezianiſche Archivio notarile enthält unter ſeinen Urkunden zahlloſe Rechtsgeſchäfte dieſes Menſchenhandels. Recht ergötzlich iſt u. a. der Fall, wo ein Prieſter von einem Amtsbruder eine junge Sklavin kauft, aber am nächſten Tage Einſpruch gegen den Preis erhebt, weil er eine künftige Seele mehr gekauft hat, als ihm von dem redlichen Verkäufer beteuert worden war.

Auf ſeiner beherrſchenden Stellung im öſtlichen Mittelmeer beruhte Venedigs Vorzug im Abendland, ſeine Macht, ſein Reichtum und ſein Glanz. Dann aber hat die langgeſuchte, endliche Erreichung Indiens auf direkter Fahrt, die That der Portugieſen, jener gewaltigen und faſt monopolartigen merkantilen Stellung Venedigs die Wurzeln abgeſchnitten. Von Liſſabon um Afrika herum direkt nach Oſtaſien fahrend, dem reichſten Produktionsgebiet und Handelscentrum der geſamten Welt, bedurfte das Abendland der levantiniſchen Zwiſchenſtation, der Vermittelung von Arabern und Venezianern nicht mehr. Nun ward vielmehr, zumal der Genueſe Kolumbus obendrein Amerika entdeckte, der Atlantiſche Ocean zum neuen Mittelmeer der bekannten Welt und des Großverkehrs. Liſſabon und Cadix traten in die Rolle von Venedig. Die Königin an der Adria ſah ſich entthronen, aber Abſchied nehmend von ihrer Größe zeigte ſie noch einmal und nun erſt recht der Welt die gleißenden Reichtümer, die ſie durch jahrhundertelangen Vorrang in ihre Schatztruhen geſammelt hatte. Die Zeit des beginnenden politiſchen Rückganges ward zugleich die Periode ihrer höchſten Prunkentfaltung im täglichen Daſein, ihrer glänzendſten Feſte, neuer marmorſchimmernder Prachtbauten und ihrer das Entzücken der Welt erobernden großen Malerei. Und eben um dieſe Zeit begannen auch die „Frauen Venedigs“ in der Neugierde und der Bewunderung des Abendlandes jenen eigentümlichen Rang einzunehmen, welcher die Republik von S. Marco noch überdauert und bis ins XIX. Jahrhundert hinein gewährt hat. Einer Be-

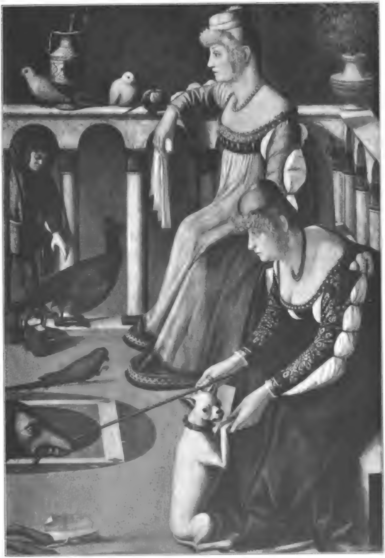


Abb. 2. Carpaccio: Zwei venezianiſche Damen.

Digitized by Google

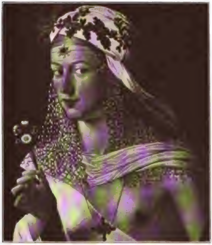


Abb 3. Bartolommeo da Venezia: Weibliches Bildnis. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Union in München.)

ihnen hörte und erblickte, und zu der relativen Dürftigkeit und geiſtigen Minderwertigkeit deſſen, was nach dem Zeugnis der zuſtändigſten Forſcher und heimiſchen Kenner, z. B. Molmentis, kulturgeſchichtlich feſtzuſtellen iſt.

Venedig hat das ringende Neuwerden der Kunſt, welches im übrigen Italien in einer Stufenfolge wichtiger Problemſtellungen und äſthetiſcher Wandlungen vor ſich geht, überhaupt nicht mitgemacht. Für das herbe realiſtiſche Streben eines Maſaccio und des nachfolgenden mittleren Quattrocento, für die ernſte Wucht und Kraft eines Michelangelo wäre in der lebensluſtigen und reichtumsfrohen Stadt, deren ganzer Ernſt ſich auf das merkantile und politiſche Weſen konzentrierte, kein Platz geweſen. Das alte Venedig hat niemals aufgehört, von ſeiner Malerei weſentlich eine wunderung, die ſich mehr als auf den wirklichen Thatbeſtand begründet auf das halborientaliſche Geheimnis, welches alle venezianiſche Staatsgeſchichte und Patrizierkultur umſchwebt. Ferner auf die allerdings wohlfundierten Nachrichten von einem ungeheuren Luxus in Kleidern und Koſtbarkeiten, woran die ganze europäiſche Geſellſchaft ihr Herz in Neid und Staunen entzündete. Und dieſe ſpontane Bewunderung der Venezianerin fand in den ſchönheitskundigen, koſtüm- und farbenprächtigen Schöpfungen der venezianiſchen Maler ihre am leichteſten zugänglichen Anſchauungsquellen. Ein freiwilliger europäiſcher Kultus der Frauen Venedigs entſteht, der ſich in eigentümlichem Gegenſatz erhält zu dem, was der Außenſtehende in Wirklichkeit von

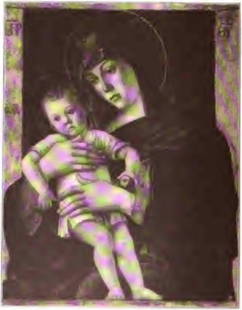


Abb. 4. Giovanni Bellini: Madonna mit Kind.

Digitized by Google

liebenswürdige Führung zu konventioneller Andacht, zu feſttäglicher Erhebung und in allem eine wohlthuende Anmut zu begehren. Der byzantiniſche Urſprung dieſer Kunſtweiſe liegt bereits fernerab, aber ihre Geſchicklichkeit bleibt ziemlich erhalten. Die charakteriſtiſchen Regeln ſind in ihrer Strenge verblaßt, aber man erkennt ſie noch in Zeichnung und Kontur, ſo ſehr ſie längſt von einer bloßen techniſchen Routine gehandhabt werden. Erſt um diejenige Zeit, da Venedig veranlaßt war, ſich aufmerkſamer auf die terra ferma, die italieniſchen Staaten, die abendländiſche Politik zu richten, erlangte nun auch die Malerei Paduas einen Einfluß auf Venedig und brachte Anregungen. Aus dieſer Zeit intereſſiert hier vor allen Carlo Crivelli († 1493) mit ſeinen Frauen, die uns freilich ein Künſtler dieſer Zeit nur erſt als Madonnen und Heiligengeſtalten zu zeigen vermag. Venezianerinnen aus der Geſellſchaft, aus dem wirklichen Leben der höheren Stände ſind dies übrigens kaum. Denn, ſagen wir es ohne viel Umſchweiſe: die wirklichen Damen Venedigs ſind durchweg auffällig ſtark und zwar werden ſie es ſchon in jungen Jahren mit unheimlicher Geſchwindigkeit. Man verfolge dies nur einmal an Tizians Tochter Lavinia, deren Stationen ſich aus den Gemälden des Vaters zuſammenſtellen laſſen, oder an ſonſtigen wiederkehrenden Modellen, die der Sphäre bequemerer Lebensführung angehören. Offenbar aus letzterer, aus der ortsüblichen Nichtsthuerei der Frauen, ſoweit ſie nicht den unteren, ſich redlich plagenden Schichten angehörten, aus der ſtundenlangen Hockerei am Putztiſch, dem läſſigen Verbringen der dann noch „frei“ bleibenden Zeit auf dem Altan oder in den Zimmern, aus der Gondelfahrerei ohne Gelegenheit zum Gehen, der Vorliebe für Tafelfreuden und weibliche Süßigkeitennäſcherei, deren Befriedigung in Venedig ein früher Gewerbezweig wurde, haben wir dieſe durch lange Jahrzehnte durchgehende und auch litterariſch angedeutete Erſcheinung zu erklären: die ſchweren Körper, die weichen, lagernden Flächen, die geringe Modellierung, die aus den Bildniſſen ſich aufdrängende eigentümliche Ideenverbindung zwiſchen dieſen Blondinen und reifen, ſchwellenden Weizenähren oder Bäckerlädenduft. Nicht, daß die venezianiſche Kunſt unter allen Umſtänden die Frauen ſo geſchildert hätte. Im Gegenteil, auch ſie kennt das ſtrengere oder doch das maßvolle Ideal, und eben in der Geſtaltung und Schilderhebung des letzteren, der blühenden goldenen Mitte, hat ſie ihren weltläufigen Ruhm als Frauenſchilderin begründet. Crivelli nun ſteht jedoch noch inmitten der ſtrengeren Überlieferung, mit ſeinen zarten Madonnen von ſchmalem Geſichtsoval, mit ihren regungsloſen Blicken, ihren eckigen Bewegungen, ihren zierlichen oder jedenfalls

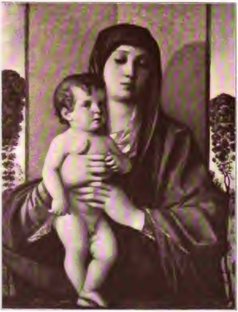
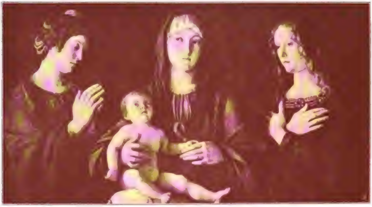


Abb. 5. Giovanni Bellini: Madonna.



Giovanni Bellini: Madonna mit weiblichen Heiligen.

nicht ſtarken Körpern, die er in wundervolle venezianiſche Prachtgewänder hüllt und auf brokatbezogene Throne ſetzt.

Seit der Zeit, da das moderne Prärafaelitentum erobernd das Feſtland überzog und der neue Modegeſchmack nach weiteren kunſtgeſchichtlichen Erſcheinungen ausſchaute, die man gleichfalls wiederentdecken und neben Botticellis lieblich-ungeſunden, nervöſen Geſtalten wichtig machen könnte, da hat ſich der ſtöbernde Wetteifer auch nach Venedig gewandt und den guten Crivelli hervorgezerrt, wobei man ſich denn in gewaltſamer Anempfindung überbot. So ſollen denn nun ſeine Madonnen „fin-de-siècle“ ſein, ihre Mienen Perverſität ausſtrömen, die Edelſteine ihres Schmucks von Blutstropfen erzählen; „wir ſagen uns auch, daß dieſe Kultur, die uns betäubt wie fremder Duft aus ſeltenen Blumen, ſchon überreif, dem Welken nahe ſein muß. Carlo Crivelli . . . iſt ein Hoherprieſter jener ſchauerlichen und verruchten Schönheit, vor der man Heiliges und Unheiliges zugleich denken muß, an weiße Meßgewönder, das kalte Leuchten der Monſtranz und alte lateiniſche Hymnen, aber auch an heißbrennende Lippen, duftende Nächte im Frühſommer und an tutte le cose impure. Es bedurfte einer vielhundertjährigen Kultur, um Carlo Crivelli hervorzubringen, er kündet das Vornehmſte und Sublimſte, — ein Schritt weiter hieße Parodie.“ Vor dieſen aus befangener Konvention der Mienen überhaupt noch nicht gelöſten religiöſen Frauendarſtellungen mit ihrer möglichſt gut gemeinten Koſtbarkeit in Gewand und Ausſteuer, und mit den Guirlanden aus Äpfeln, Birnen, Zuckergurken, die der brave Maler nach ſeiner beſonderen Vorliebe um ſie herumhängt, da iſt dergleichen perverſe und flunkernde Phraſe, worin ſich heute leider mehr als ein

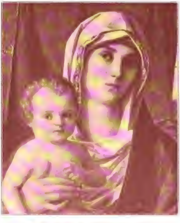


Abb. 7. Giov. Bellini: Madonna.

Digitized by Google

Autor gefällt, allerdings, auch ohne einen Schritt weiter, ſchon Parodie.

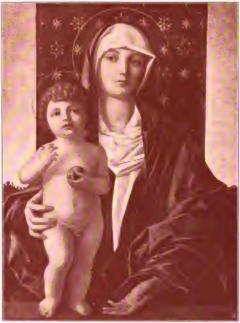


Abb. 8. Giov. Bellini: Madonna.

Um die Zeit Crivellis haben Gentile Bellini († 1507) und der jüngere Vittore Carpaccio († um 1522) reizvolle Bilder aus dem venezianiſchen Leben geſchaffen, teils unter dem Anlaß der von ihnen zu erzählenden kirchlichen Legenden, teils auch ſchon vorwandlos im Nachbilden der realen Wirklichkeit, und es wimmelt auf ihren Gemälden von Porträts, ganz ebenſo wie dies etwa zu Florenz bei Benozzo Gozzoli und bei Ghirlandajo der Fall war. Höchſt bezeichnend führt uns ein Bild des Carpaccio zwei Venezianerinnen des Quattrocento vor. Ich kann mich wiederum nicht entſchließen, ſo bereitwillig, wie es die jüngern Kunſthiſtoriker thun, in den Frauenſchilderungen der Venezianer möglichſt oft die Courtiſane zu erkennen. In dieſem Falle ſpricht, trotz der Bezeichnung des Muſeumskatalogs, der Kopfputz direkt dagegen, das Koſtüm nicht dafür. Denn im Quattrocento Venedigs war nach öffentlich anerkannter Sitte ein äußerliches Erkennungszeichen der verſchiedenen Stufen des Frauenlebens vorhanden. Die jungen Mädchen trugen eine Art feines weißes Kopftuch, was den Nichtjungfrauen und der Halbwelt bei ſchwerer Ahndung verboten war; die ehrbaren Frauen trugen kleine Sammetkappen oder Hauben, die in der Mode nur die Form wechſelten und die mehr oder minder kunſtvolle Herrichtung der Haare nicht verhüllten. Zur Schlafenszeit wurden naturgemäß beiderlei Arten der Kopfbedeckung abgelegt und die Haare zweckmäßig, meiſtens wohl in Zöpfen aufgeſteckt, befeſtigt. Die Dekolletierung der Frauen auf unſerem Bilde entſpricht nur allgemein venezianiſcher Sitte und war etwas von dem, was im Wechſel der Mode, ſogar für das ſchwarze Trauergewand der Witwe, ſtabil blieb. Zeitgenöſſiſchen Reiſenden, die die Lagunenſtadt ſchildern, erſcheint der ſtarke Ausſchnitt der Venezianerinnen bemerkenswert genug, um des öfteren davon zu ſprechen, und ſie behaupten, ſich gewundert zu haben, daß den Damen der Nobili, in deren Familien ſie eingeführt worden, die Kleider nicht von den Schultern herabgeglitten ſeien. Das Kennzeichen der Courtiſane iſt nun weiter das Paradieren im Fenſter an der Straße, welches die weltweiſe Signorie ihnen ſogar befahl, eingeſtandenermaßen um durch ihre Augenfälligkeit ärgeren Übeln und Verirrungen vorzubeugen. Bei jenem Bilde dagegen haben wir mit zwei Damen, offenbar Schweſtern zu thun, die mit der Toilette und daher mit aller Beſchäftigung ihres täglichen Daſeins fertig ſind, aber nun keineswegs für Männeraugen poſieren wollen, ſondern ganz mit ſich allein ſind. Kaum etwas kann die

Inhaltsarmut des venezianiſchen Frauenlebens troſtloſer wiederſpiegeln, als die Mienen dieſer Beiden und ihr leeres Herumhocken auf dem weltentrückten Altan, ihr zweckloſes Spielen mit allerlei Getier, welches in Venedig, zumal das weiße Hündchen, neben dem dienenden Zwerg das beliebte Zubehör der Damenwelt war. Im linken Hintergrunde des Altans ſtehen auch die Calcagnetti, die Stelzſchuhe, die man urſprünglich des Straßenſchmutzes wegen verwendete, dann aber zur Modeſache machte und im Laufe der Zeit immer unſinniger, bis zu einem halben Meter erhöhte. Wenn ſie, vom Gewand verborgen, den Frauen in der älteren Zeit nicht unvorteilhaft eine verlängerte Unterfigur gaben, ſo wurden ſie doch gegen das Jahr 1600 durch ihre übertriebene Höhe abſolut unbequem. Ihre Trägerinnen mußten daher auf dem kurzen Wege von oder zu der Gondel von Dienerinnen oder von dem zeitüblichen Cicisbeo, dem vom Hausherrn zugelaſſenen galanten Kurmacher, der in Venedig einigermaßen die Stelle des orientaliſchen Tugendwächters vertritt, geſtützt und gehalten werden. — Voller Rätſel für uns bleibt hingegen ein anderes, in den friſchen Farbenkontraſten des Originals überaus reizvolles Bild, welches im Städelſchen Muſeum aufbewahrt und neuerdings dem Bartolommeo da Venezia zugeſchrieben wird. Wirkt in dieſem Falle die Enthüllung des vom Miederpanzer ruinierten Körperchens peinlich und paßt ſie ſeltſam zu dem weißen Kopftuch, das dem anſtändigen Bürgermädchen gebührt, ſo weiſen wiederum die in blondem Goldſchimmer leuchtenden Haare mit ihrer Auflöſung in Spiralen die ganze Künſtlichkeit auf, welche Brennſchere und Geduld der extremen Modedamen hervorzubringen imſtande waren. Der dunkelgrüne Kranz auf dem Weiß, die Rubinen im Schmuck, das kindliche, zierliche Gänſeblumenſträußchen in der etwas befangen erhobenen Hand fügen dem allen eine eigentümliche Phantaſtik hinzu. Vielleicht iſt lediglich ein Einfall ſpielender Laune oder ein maleriſches Experiment die ganze Logik geweſen, die den Schöpfer des feinen Bildchens geleitet hat.

Mit dem dreifaltigen Namen der Bellini treten wir, ſchon vor Carpaccios Hauptwirkſamkeit, in die Zeit einer engeren Fühlung der venezianiſchen mit der übrigen italieniſchen Kunſt ein, während gleichzeitig die 1473 nach Venedig gebrachte burgundiſch-

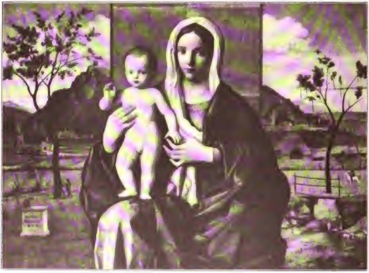


Abb. 9. Giov. Bellini: Knieende Madonna.

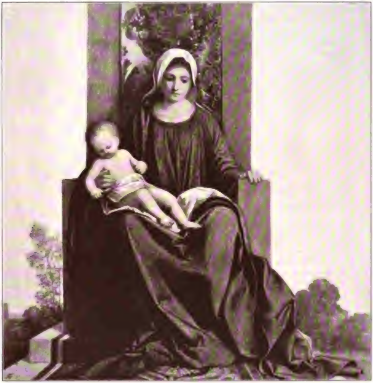


Abb. 10. Giorgione: Madonna von Caſtelfranco.

niederländiſche Technik der Ölmalerei ſich rapide in Italien weiter ausbreitet. Der Vater Gentiles und Giovannis, Jacopo Bellini, war jahrelang in Florenz geweſen, und Andrea Mantegna zu Padua hatte ſeine Tochter Nicoloſia geheiratet, alſo die Schweſter jener beiden, die das Verdienſt und den Ruhm des Vaters weit hinter ſich ließen. Giovanni Bellini († 1516) iſt derjenige, der kühn und freibewußt die venezianiſche Kunſt vollends hinausleitet aus der ſakralen Sphäre in das Reich des weltlich Selbſtberechtigten und Heiter-Schönen. Seit ſeiner Zeit wird Venedig die Stadt der großen Porträtiſten; er ſelber hat ſchon eine Anzahl berühmter Perſönlichkeiten in Einzelbildniſſen feſtgehalten, darunter auch Iſabella von Eſte, die kunſtſinnige Herzogin von Mantua.

Und in ſeinen Madonnen gibt er uns wundervolle Schöpfungen eines nun auch hier erſtrebten, durch künſtleriſche Naturbeherrſchung und veredelnde Kunſt gewonnenen Frauenideals. Das letztere deckt ſich mit dem florentiniſchen nicht. Dieſe Madonnen kennen jenes naive, von Andacht unbekümmerte Spielen junger ſeliger Mütter mit ihrem Knaben nicht, das Raffael in ſeiner Florentiner Zeit ſo gerne ſchildert, und ſie haben auch nichts von der ſicheren, innigen Ruhe der Madonna della Sedia. Ihr Blick bleibt ein ſcheues, leiſe melancholiſches Staunen, das doch wieder in nichts heranreicht an das überirdiſche Verwundern

Digitized by Google

der in des Himmels lichte Räume einſchwebenden ſixtiniſchen Maria. Eher noch erinnern ſie durch ihr Weſen, durch dasjenige, was dem Modell abzugewinnen iſt, an Peruginos in frommer Einfachheit anmutige Geſtalten, ohne doch künſtleriſch mit ihnen verwandt zu ſein oder ihnen äußerlich zu gleichen.

Andere Künſtler, zumeiſt ſeine Schüler, folgen dem Giovanni Bellini nach, nicht größere Pfadweiſer im Reiche des Schönen, aber kühnere Stürmer und Erfinder. Und ſie gelangen unter anderem dazu, den venezianiſchen Frauendarſtellungen den jungfräulichen Kopfſchleier der Madonna oder das Brokatgewand des höchſten irdiſchen und himmliſchen Feſtſchmucks hinwegzureißen. Die Bella, die ſchöne Venezianerin, früher nur taſtend und halbverſchämt gewagt, wird jetzt zu einem wichtigen Selbſtzweck der Kunſt. Und mit der Bella alsbald die Ignuda. Das Mittelalter hatte Eva gebildet und ſie ohne ſondere Abſicht und daher auch ohne Widerſpruch mit ihrer gotiſchen Unſinnlichkeit zwiſchen die bibliſch-plaſtiſchen Geſtaltenſerien der Kirchenportale eingereiht. Dann hatten Botticelli und Zeitgenoſſen von ihm, von poetiſch-litterariſchen Ausgängen in der Idee beſtimmt, ihre teils in argem Realismus befangenen, teils durch liebliche, etwas ſchmerzlich angehauchte Unſchuld rührenden antiken Schönheitsgöttinnen gemalt. Freier und ſchönheitskundiger als jene hatte Signorelli das Weib in der hüllenloſen Reinheit der Auferſtehung oder in der Naturfreude antik-idylliſcher Scenen gemalt, und in ſtetiger Größe der Auffaſſung war von Florenz aus der Weg der Lionardo, Soddoma, Michelangelo, Raffael frei geworden.

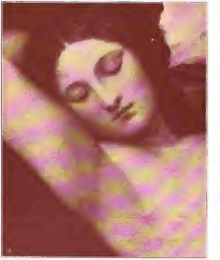


Abb. 11. Giorgione: Kopf der ſchlummernden Venus.
(Aufnahme von F. O. Brockmanns Nachf. R. Tamme in Dresden.)

Nun tritt um 1508 von Venedig aus das herrliche Adam- und Eva-Bild der Braunſchweiger Galerie in ſeinem Schönheitsſtolz vor die Öffentlichkeit. Bezüglich ſeiner Autorſchaft hat man viel um Palma vecchio (um 1480—1528) und Giorgione (1470—1511) hin- und hergeſtritten, um ſchließlich im Kompromiſſe zu enden, welcher es beiden gönnen will. Giorgione aber, wo er für uns der unbezweifelte Urheber iſt, taucht in ſatte goldige Glut der Farben ſeine edelſchönen Madonnen, ſeine reichen Landſchaften mit Fels, mit Raſen und prächtigen Bäumen, mit fernen Städten und nahen Brunnen, Gewittern und Sonnenſchein, mit Lautenſpielern im Grün, mit gewaffneten Beſchützern der Schönheit und blühenden, in freien Künſtlerphantaſien ſich enthüllenden Frauen. Und Giorgione auch gibt die vielleicht früheſte, jedenfalls die wichtigſte der frei in ihrer Schönheit vor ſtimmungsvoller Landſchaft hingeſtreckten Ignuden, das weltberühmte Dresdener, früher auf Tizian zurückgeführte und doch niemals von Tizian erreichte Frauenbild.

Wie viel Schönes und wie viele Schönen hat Palma gemalt! Eine in der Landſchaft lagernde Schönheitshuldin befindet ſich ebenfalls zu Dresden. Denn eifrig hat der ſächſiſche ſtarke Auguſt nach ſolchen Bildern für ſeine Sammlung fahnden laſſen und ſeinen Kindermann, ſo hieß der vermittelnde

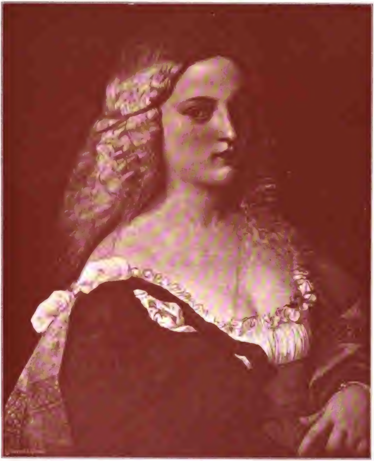


Abb. 12. Palma vecchio: Weibliches Bildnis. (Violante.

Aufkäuſer, mit reichlichen Geldern ausgeſtattet. Dieſe Palmaſche Venus verdankt der Giorgioneſchen alles und iſt doch ſo ſehr viel weniger einfach. Sie wirkt wie lauter Abſicht, und man empfindet eine gezwungen unbequeme Situation des Modells in der Künſtlerwerkſtatt, während Giorgiones Vorbild wie von ſelbſt mit einem Lächeln in die ſchönſte und natürlichſte Ruhe geſunken iſt. Auch die Landſchaft bleibt weit hinter der machtvollen Schönheit der Giorgioneſchen zurück. Ferner, wie oft müſſen wir in Palmas porträthaften Bildern und Frauengruppen erſt den wiedergegebenen Puder- und Farbenauftrag auf dem lebenden Geſicht und das Übermaß der venezianiſch ſchwellenden Fülle überwinden!

Einer Fülle, zu der allerdings das Blond dieſer Mädchen und Frauen gewiſſermaßen geſtimmt iſt, dieſes hellgoldige oder rötlichblonde ſchimmernde Haar, welches doch eine Unnatur und keine ſchöne Wirklichkeit

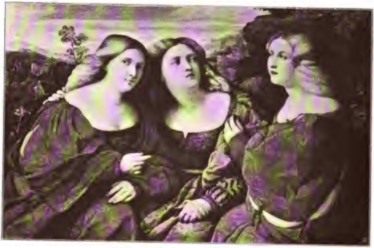


Abb. 13. Palma vecchio: Drei Schweſtern.
(Aufnahme von F. O. Brockmanns Nachf. R. Tamme in Dresden.)

war. Seit den flachsblonden Miniaturen des Mittelalters hatte ſich eine Vorliebe für die lichtere Haarfarbe auch in Italien erhalten und war durch das Quattrocento nicht ausgetilgt worden. Zu ihr bekennt ſich daher auch der meiſtcitierte der litterariſchen Schönheitstheoretiker der Hochrenaiſſance, der Toskaner Firenzuola, und desgleichen thut es ſein venezianiſcher Kollege aus Udine, Federigo Luigini, in ſeinem „Libro della bella donna“.

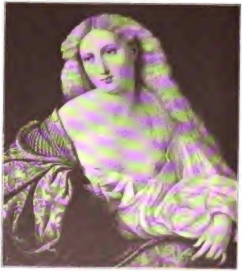


Abb. 14. Palma vecchio: Weibliche Halbfigur.

Glänzend und golden, ſo lautet kurzgefaßt ſeine Forderung hinſichtlich des Haars der ſchönen Frau. Dieſes Geſchmackspoſtulat ſteigert ſich dann durch das Cinquecento hindurch noch mehr und mit ſolcher verbindlichen Gültigkeit, daß die Venezianerinnen ihre ganze zum Glück reichlich verfügbare freie Zeit darauf verwendet haben, ihm gerecht zu werden. Unabläſſig wurden die Haare mit Eſſenzen gebadet, deren Zuſammenſetzung nicht

Digitized by Google

weiter intereſſiert, zumal die Neuzeit offenbar wirkſamere beſitzt. Dazwiſchen wurden ſie an der Sonne getrocknet, ſorgfältig über einen breiten Strohhutrand ohne Kopf, die solana, ausgebreitet, um, ſobald ſie trocken waren, aufs neue mit dem eingetauchten Schwamm befeuchtet zu werden. Zeitgenöſſiſche Kupferſtiche führen uns ſolche mehr oder minder behäbige Damen bei dieſer Beſchäftigung vor; Schriftſteller beſchreiben ſie, wie ſie auf den kleinen Belvederen der Hausdächer, umhüllt vom leichten ſeidenen Friſiermantel, in der Sonne ſitzen, ihre Haare und ſich ſelber „bratend“, was dann wieder der Puder auszugleichen hatte. Des weiteren erzählen hiervon die Fremden nebſt den ehrſamen Pilgern, die zahlreich durch Venedig kamen, um dort zu Schiffe zu gehen; und wer's nicht ſelbſt geſehen hatte, erzählte es den anderen nach, da es nun einmal das ungefähr Wichtigſte blieb, was man von den geheimnisvoll intereſſanten ſchönen Venezianerinnen erfuhr.

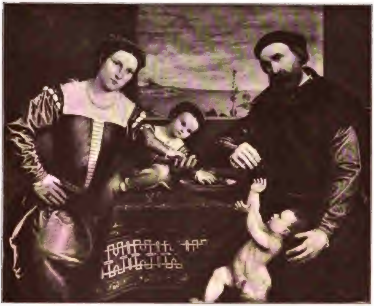


Abb. 15 Lorenzo Lotto: Familienbildnis.

Zwiſchen dieſen Zeitgenoſſen ſteht Lorenzo Lotto (um 1480 bis um 1550), als gebürtiger Venezianer faſt eine Ausnahmeerſcheinung. Ein ernſter, religiös und ſittlich ſtreng angelegter Menſch, ebenſo ein denkender und ernſthaft ſtrebender Künſtler, der zu der Lehre Giovanni Bellinis und den Anregungen Giorgiones und des älteren Palma auch ſolche des Lionardo und des mailändiſchen Kreiſes ſuchte. Wir geben von ihm eine Porträtgruppe wieder, bei deren Betrachtung der Leſer mit beſonderem Intereſſe und Gefallen verweilen wird. Ein ſolches trauliches und ſchönes Familienbild ſtreicht ganze Kapitel der venezianiſchen Sittengeſchichte aus dem Vordergrunde der hiſtoriſchen Erinnerung hinweg, wo ſie ſich breit zu machen pflegen, und mahnt uns, über alledem, wovon die erzählenden Reiſenden und üblichen Sittenſchilderer am meiſten zu ſehen und hören bekommen haben, doch auch für Venedig nicht auf einen edleren Sinn, eine ſchöne häusliche und elterliche Richtung von Herz und Bildung zu verzichten.

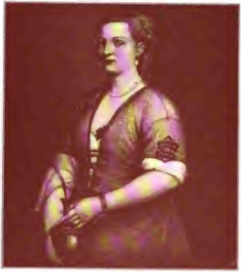


Abb. 16. Tizian: Bildnis eines jungen Mädchens.

nur durch eine gewiſſe Mache und ſelbſt durch Freundſchaften, wie die des Tizian mit Pietro Aretino war, an die richtige Stelle und zu derjenigen Anerkennung gelangt, die die volle Entfaltung ſeiner Gaben erlaubt. Tizian iſt der gerechte Haushalter des Erbes, das er antritt, und er häuft die köſtlichſten Zinſen hinzu. Neben allen den zahlreichen Porträts und großen Hiſtorienbildern, welche Fülle von Frauenreiz hat er verewigt und in das Bernſteingold ſeiner Farbenkunſt getaucht! Bald in Madonnen — ſei es, daß er in ihnen vornehme Edelfrauen oder anmutige, liebenswürdige Bürgerinnen wiedergibt — bald in den gliederüppigen, koketten Magdalenen des Modegeſchmacks, deren Kaſteiung lediglich in der Armut an Gewand beſteht,

Schließlich bleibt Tizian mit ſeinen neunundneunzig Lebensjahren allein aus den Schülern der großen Zeit übrig. Sein Ruhm erreicht den Gipfel, und er hat ſich das ehrlich errungen, dieſer große Augenerfreuer bis auf den heutigen Tag. Wir werden Tizian auch nicht verkleinern, wenn wir Schwächen des Künſtlers und Allzumenſchliches von ihm wiſſen. Wollte man alle feinere Streberei und Bemühung, Alle, die aus ihrem „Geſchäft“ etwas zu machen verſtanden, aus der Geſchichte der Kulturwerte ausſtreichen, es fiele allzu viel Bedeutendes und Wichtiges hinweg Wir werden vielleicht nicht mitthun mögen und den anders gearteten Egoismus vorziehen, frei uns ſelber zu leben, aber wir werden zugeſtehen, daß der tüchtige Mann zumeiſt

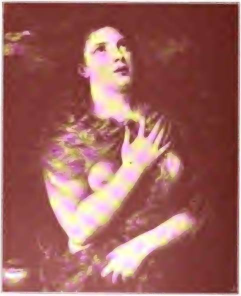


Abb. 17. Tizian: Magdalena.

Digitized by Google

das ſie mit raffiniert berechneter Ungleichmäßigkeit durch ihre blonde Haarflut erſetzen. Bald in decent oder auch indecent gewandeten muſikaliſchen Unterhaltungen junger Männer und Frauen, bald im einfachen, koſtümſchönen Bildnis; bald in mythologiſch-bacchantiſchen Genreſcenen, bald in Allegorien. Endlich in der Ignuda, ob ſie nun durch Attribute und Amorknaben als Danae, als Venus gekennzeichnet wird, oder ob ſie in läſſiger Gemütsruhe auf alle Mythologie verzichtet. Tizian iſt derjenige Maler, dem es auch richtiger dünkt, vornehmen Leuten künſtleriſch gefällig zu ſein, als auf einem ſtarren und trotzigen Künſtlerprinzip zu beharren. Wie lebensvoll hat er den König Franz I. von Frankreich bloß nach einer überſandten Medaille zu malen gewußt! Die fürſtlichen Zeitgenoſſen und Zeitgenoſſinnen, die ihm ſich anvertrauten, konnten ſicher ſein, in aller Ähnlichkeit und gleichzeitig ſchön und vorteilhaft auf die Nachwelt zu kommen. Und denen ſogar, die in ihrer Jugendblüte noch keine Gelegenheit gehabt hatten, von Tizian porträtiert zu werden, iſt er behilflich geweſen, dieſe Verſäumnis nachträglich zu erſetzen. So malt er das rekonſtruierte Jugendbild der Iſabella von Eſte und das Eleonorens von Urbino. Sie hat er mindeſtens dreimal gemalt: im lebenswahren Bildnis der alternden Dame, in der Jugendanmut der ſogenannten „Bella di Tiziano“, und ferner hat er auch ſie als Venus darzuſtellen den Auftrag gehabt, d. h. ihre Jugendſchönheit wie ein Zauberkünſtler neu zu fingieren. Denn davon muß man endlich zu reden aufhören, daß ſolche Damen ſich den Künſtlern als Modell geboten hätten, und in dieſem Falle widerſtreitet es aller Chronologie. Gewiß trägt die Venus, die einſt im intimen Palaſtgemach zu Urbino hing und ſpäter mit anderen derartigen Familienbildern nach Florenz kam, die Züge der Bella und der Herzogin, auch hat der Meiſter die Schmuckſachen und das Hündchen der Herzogin herübergenommen. Aber als Vorbild des ſchönen Körpers hat er einfach Giorgiones Venus abgeſchrieben. Nur daß die ſeine nicht ſchläft, ſondern auf ihrem kühlen Lager mit offenen Augen vor ſich hin träumt, da Tizian dieſe Augen nicht entbehren kann, aus denen er die ehemalige Jugend der hohen Dargeſtellten lieſt. Und ſtatt ſie in die Landſchaft zu betten, wird vorgezogen, daß ſie in der Abgeſchiedenheit des Palaſtes das Bad erwartet, zu welchem ihre Dienerinnen die Wäſche aus der Truhe nehmen und den Ärmel aufſtreifen. So wird Tizian zum Jungbrunnen für die vornehmen Damen, der ſie freundſchaftlich darüber wegtäuſcht, daß all ihre Fürſtlichkeit und aller Schönheitsſinn ihnen die fliehenden Jahre nicht aufzuhalten vermögen. So hat er auch Catarina Cornaro für die Familie lange nach ihrem 1510 erfolgten

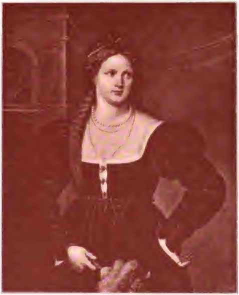


Abb. 18. Paris Bordone: Weibliches Bildnis.

Tode als junge Frau dargeſtellt: die Gemahlin und Witwe König Jakobs II. von Cypern, welche durch ihre Vaterſtadt zur Abtretung des Herrſchaftsrechts genötigt ward (1489) und ſeitdem zu Aſolo bei Baſſano am Fuße der Alpen ihren ſtillen, vornehmen Privathofhalt führte. Was Tizian an ſich lieber gemalt haben möge, die vornehme Damenerſcheinung im reichen und geſchmackvollen venezianiſchen Gewande oder die reife Pracht der ſogenannten Venusgeſtalten, das iſt ein müßiger Streit. Er hat aber bereits in einem ſeiner Jugendbilder beide Vorwürfe zu einem Gemälde zuſammengeſtellt: in anmutiger Landſchaft am Brunnen, und in einer ähnlichen Schöpfung freier, etwas geheimnisvoller Einbildungskraft, wie ſein Jugendgenoſſe Giorgione es gern hatte, der damals noch lebte. Wir meinen jenes herrliche Bild der Galerie Borgheſe, um deſſen Sinn als Amore sacro e profano, himmliſche und irdiſche Liebe, die nach Titeln und Unterſchriften begehrende Nachwelt ſeit Jahrhunderten herumrät. — Paris Bordone iſt Tizians früher und rechter Schüler, Tintoretto und andere wandeln gleichfalls auf Tizianiſchen Wegen, aber wir empfinden doch ſchon eine andere Generation und ein nahendes Herabſteigen von der Höhe vollendeter Kunſt. Noch einmal geht ein glänzender Malerruhm über Venedig auf, und von Venedig aus in die Welt, durch Paolo Veroneſe. Er wäre freilich ſchon ohne die ganze reſpektable Höhe ſeines Könnens der von der Fama getragene Künſtler geworden. Denn Veroneſe malt unmittelbarer als Alle den Prunk der Feſte und Koſtüme, worin Venedig zu ſeiner Zeit, um die Mitte des Cincequento herum, den Gipfel erreichte. Er malt die Seide, die Spitzen, den Sammt, den Damaſt und Brokat, die weiten ſchönen Hallen, die feſtlichen Tafeln mit ſchimmerndem Goldgerät, mit neu eingekleideten Dienerſchaften und vornehm prächtigen Feſtgenoſſen zu Gaſtmahl und Hochzeit, malt Schönes und Herrliches genug mit reichem Verdienſt — und dennoch, wir wenden uns mit leichter Ermüdung von all dieſen Patriziern und ihren Frauen, die nur zu ſehr die inhaltsleeren, geſchminkten Damen der Zeit ſind, von all der Dekorationsfülle mit dem Text der Bibel und dem Prunk des Venezianertums. Und von Veroneſes feinem Silbergrau, ſeinem Blau und Violett, ſeiner kühlen weltmänniſchen Vornehmheit hinweg ergreift uns eine Art Sehnſucht nach der Sonnenwärme, die in Bellinis edlen Schöpfungen, in Giorgiones Phantaſien, in Tizians Mythologien pulſiert und das Wangenrot ihrer Frauen wie mit bräunlichem Golde durchflutet.

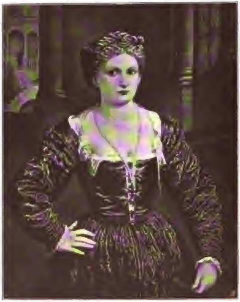
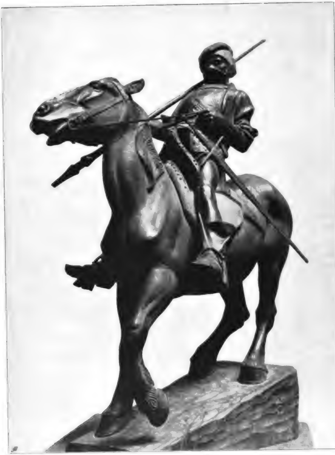
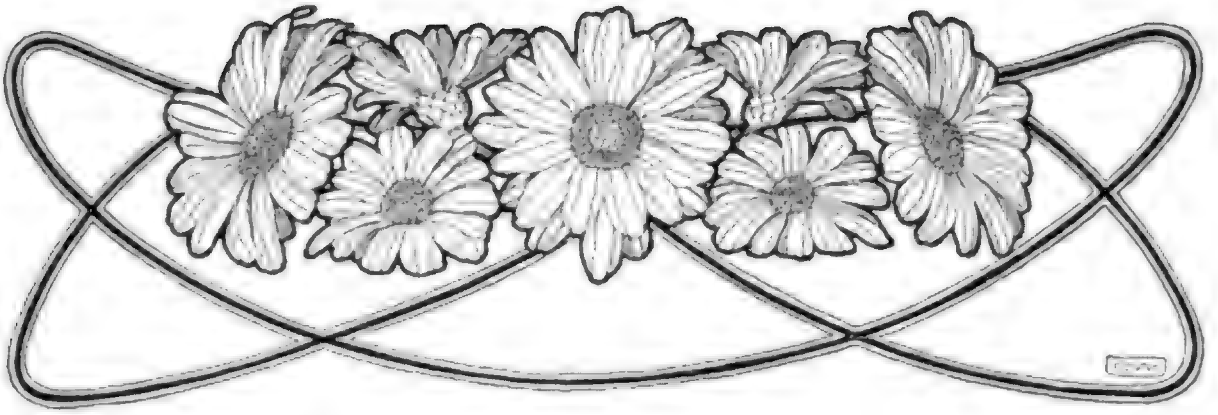


Abb. 19. Paris Bordone: Weibliches Bildnis.



Strauchritter Holzstatuette von Ignatius Taschner.

Digitized by Google



Die Schweſtern Weng.

Eine novelliſtiſche Studie von

Balduin Groller.

(Abdruck verboten.)

Zwei Uhr nach Mitternacht. Die große Schlacht war geſchlagen, und wieder — Sieg auf der ganzen Linie.

Die Herren vom Ball-Komitee der „Concordia“ — man weiß, daß der große Verein der Journaliſten und Schriftſteller Wiens ſo heißt — hatten ſich ins Künſtlerzimmer zurückgezogen, um in dem gehobenen Bewußtſein der geglückten That das Ereignis noch bei einem Glaſe Wein entſprechend zu würdigen. Natürlich nur die älteren Herren; denn die jüngeren hatten draußen im Saale noch nützliche Arbeit zu verrichten.

Jawohl, wieder ein voller Erfolg. Soviel war nämlich jetzt ſchon klar, daß das materielle Erträgnis hinter keinem der früheren Jahre zurückbleiben werde. So auf fünfundzwanzigtauſend Kronen war mit Beſtimmtheit zu rechnen, und das iſt doch ſchon etwas. Wieder ein erfreulicher Zuſchuß zu dem Fonds, mit welchem kranken und bedürftigen Berufsgenoſſen und den Witwen und Waiſen verſtorbener Kameraden geholfen werden ſoll und thatſächlich auch erfolgreich geholfen wird.

Als das finanzielle Ergebnis zur Genüge beſprochen war, wurde der Ball als geſellſchaftliches Ereignis einer kritiſchen Würdigung unterzogen. Auch da gab es eigentlich nichts auszuſetzen. Alle Botſchaften und Geſandtſchaften, das Herrenhaus, die Abgeordneten des Reichsrates und des Landtages, alle Miniſterien und hohen Ämter der Kunſtwelt, Induſtrie und Handel, Ariſtokratie und Bürgerſchaft waren durch ihre vornehmſten Würdenträger vertreten, und auch darüber herrſchte nur eine Stimme: ſo viele ſchöne Frauen hatte man überhaupt noch niemals beiſammen geſehen.

Unter ſolchen Umſtänden war der Streit darüber natürlich ein ſehr hitziger, wer wohl die Ballkönigin geweſen ſei. Die Meinungen gingen ſehr auseinander. Der eine wollte die Palme der Gattin eines Botſchafters zuerkannt wiſſen, während ein anderer ſich nicht durch politiſche Erwägungen beeinfluſſen laſſen zu wollen erklärte und für die Gemahlin eines proteſtantiſchen Paſtors ſtimmte.

„Ich laſſe mich auch durch moraliſche Rückſichten nicht beſtimmen,“ meinte ein dritter, „wo es ſich um eine rein äſthetiſche Frage handelt. Darum bin ich für die Jendraſſek.“

Das war eine kleine Choriſtin vom Carltheater, die gerade viel Furore machte, nicht als Künſtlerin, und von der es hieß, daß der Prinz Soundſo ſie demnächſt zum Altare führen werde. Andere meinten wieder, daß der berühmten Tragödin des Burgtheaters doch noch immer der Preis gebühre. Andere nannten andere; es wurde geſtritten über Schönheit an ſich und die Bedeutung der Diamanten und Toilette für dieſe, aber eine Einigung wurde nicht erzielt.

„Hätte ich die Krone zu vergeben,“ ließ ſich endlich Doktor Klaus vom ‚Morgenblatt‘ vernehmen, „ich reichte ſie den Schweſtern Weng.“

„Und ſo 'was macht Kunſtkritik,“ höhnte

Fridolin Bartſch, der Schatzmeiſter des Ball-Komitees. Doktor Klaus hatte tatſächlich das Referat für bildende Kunſt bei ſeinem Blatt. „Sie vergeſſen, daß es nicht die Ehren des Alterspräſidiums ſind, die hier verteilt werden ſollen.“

„Die beiden Damen ſind gar nicht ſo alt!“ erwiderte Doktor Klaus, ſtandhaft weiterkämpfend.

„O, durchaus nicht; nur ſo zwiſchen fünfzig und ſechzig, und ſchneeweiße Haare haben ſie auch!“

„Nun und?“

„Und?! Ein halbes Jahrhundert — es iſt, wie die Metternich ſagt, die ſich übrigens heute auch wieder fein herausgemacht hat, es iſt nicht viel für eine Kathedrale, aber doch immerhin ſchon etwas für eine Frau.“

„Und doch, wenn ich ein Maler wäre, ich könnte mir unter all den tauſenden draußen keine intereſſanteren und dankbareren Modelle herausſuchen, als die Schweſtern Weng.“

„Es iſt aber auch jammerſchade, daß Sie nicht Maler geworden ſind. Die Leſer des ‚Morgenblatt‘ haben alle Urſache, dies tief zu beklagen, aber noch eine kleine Anſtrengung — vielleicht ließe ſich der Lieblingswunſch Ihrer lieben Leſer doch noch erfüllen!?“

„Na, wiſſen Sie, lieber Fridolin, ſo intereſſant, wie Ihre glanzvollen Improviſationen vom Schlachtviehmarkt oder Ihre tiefſinnigen Dichtungen über die Wandelbarkeit der Spirituspreiſe ſind meine Kunſtberichte immer noch!“

„Ich habe nie behauptet, daß ich ein großer Schriftſteller bin,“ entgegnete der leichtgekränkte Fridolin, und in der allerdings vergeblichen Hoffnung, lebhaften Widerſpruch zu erwecken, fügte er hinzu: „Ich bin nur ein Laſttier.“

„Das ſind wir alle. Was aber die Schweſtern Weng betrifft, ſo halte ich meine Behauptung aufrecht. Sie ſind nicht nur die intereſſanteſten, ſondern geradezu die ſchönſten Erſcheinungen auf dem Balle. Das ſilbergraue, tief hereingeſcheitelte Haar, dazu die ſilbergrauen Seidenkleider, die königlichen Geſtalten, bei beiden das vornehme Profil, — das alles iſt ſo nobel gezeichnet und ſtimmt koloriſtiſch ſo fein —“

„Kinder, thut mir den einzigen Gefallen und ſchmeißt ihn ’raus, — er ſchwärmt! Und — überhaupt! Was haben Sie Ihre Beine unter unſeren Tiſch zu ſtecken, junger Mann? Es ſind zwei Tanzbeine, und es iſt Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, ſie draußen mit aller erforderlichen Emſigkeit und dem durch die große Sache bedingten Ernſt zu ſchwingen.“

„Ich berichtige auf Grund des § 19. Es iſt unwahr, daß das meine Pflicht und Schuldigkeit iſt, wahr iſt vielmehr, daß ich dazu nicht aufgenommen wurde. Ich wurde aufgenommen, den jungen Damen beim Eintritt die Damenſpende zu überreichen. Dieſer Aufgabe habe ich voll und ganz, ja wohl — voll und ganz und unentwegt entſprochen, für die Arbeit im Saale war ich aber nicht aufgenommen.“

„Sie haben es gehört, meine Herren! Es war ein Geſtändnis. Er war aufgenommen, den jungen Damen die Damenſpende zu überreichen. Er war der Mann Ihres Vertrauens, und nach zwei Richtungen hin hatte er Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Sie haben ihn erwählt, erſtlich einmal, weil er der ſchöne Mann des Ball-Komitees iſt —“

„War ich Ihnen vielleicht nicht ſchön genug?“

„Weiter möchte ich mich nicht äußern. Mein Reſſort iſt, wie Sie ja ſo treffend bemerkt haben, der Schlachtviehmarkt. Dann aber haben Sie ihn erwählt, weil Sie gewiſſe moraliſche Eigenſchaften, etwas wie Feſtigkeit des Charakters und Unbeſtechlichkeit bei ihm vorausſetzen zu dürfen geglaubt haben.“

„Ich möchte beantragen, daß dieſe Unbeſtechlichkeit auch auf dem Schlachtviehmarkt eingeführt werde!“

„Julius Landmann, wehren Sie ſich! Er möchte auch Witze machen, — ſind aber auch danach! Alſo — daß ich in meiner Anklage fortfahre. Er hatte die Spenden den jungen Damen zu überreichen, die, wie wir morgen in den Berichten leſen werden, ausnahmslos ſchön waren. Dabei galt die Vorausſetzung, daß er genügend Charakterfeſtigkeit aufbringen werde, den Verführungskünſten der alten Weiber erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen.“

Das wurde allſeitig zugeſtanden, und Fridolin fuhr fort:

„Nicht ohne Grund wird eine ſolche

Charakterſtärke verlangt. Unſere Damenſpenden ſind immer kleine Kunſtwerke, und alljährlich wiederholt ſich das große Geriß um ſie. Uns ſelbſt koſtet das Stück vier Kronen, und da wäre ich denn ein ſchlechter Schatzmeiſter, wenn ich nicht auf jedes Stück aus wäre, wie der Geier oder wie der Teufel auf eine arme Seele. Es muß alſo ſtreng darauf gehalten werden, daß nur die Kombattantinnen, alſo nur die Tänzerinnen, alſo nur die jungen Damen mit Spenden zu bedenken, die Angriffe des Trains aber, der begleitenden Damen, der alten Garde überhaupt, mit unerſchütterlicher Konſequenz abzuſchlagen ſeien.“

Alles war einig, daß Fridolin ganz vorzüglich ſpreche, und er perorierte weiter:

„Die Konſequenz iſt notwendig, weil ihre Liſten und Anſchläge unerſchöpflich ſind und mit nie erlahmender Standhaftigkeit ins Werk geſetzt werden. Und nun frage ich Sie: Haben Sie die Schweſtern Weng tanzen geſehen? Ich nicht! Was ich aber geſehen habe, das iſt, daß dieſer junge Mann, als die Damen Weng antraten, beſeligt lächelnd, jeder von ihnen eine Spende überreichte! Ich glaube, mit dieſer Mitteilung die entſprechende Senſation hervorgerufen zu haben, und fordere den Angeklagten auf, ſich zu rechtfertigen.“

Doktor Klaus beteuerte, daß er ein ehrlicher Menſch ſei und ſich gleich vorgenommen habe, den Wert der beiden Spenden zu erſetzen, falls er erwiſcht werden ſollte.

„Alſo doch ein Ehrenmann, — wer hätte das geglaubt!“ rief Fridolin ſehr befriedigt. „Wieder zehn Kronen für die Kaſſe!“

„Woſo zehn, da ich nur acht bluten muß?“

„Das iſt ſehr einfach. Da ich Ihnen auf Ihr Zehnkronenſtück nicht herausgeben kann, — den Schatzmeiſter möchte ich ſehen, der das könnte; der müßte mit der Hacke erſchlagen werden, — ſo ſind es eben zehn. Ich kann mir nichts Einfacheres denken.“

Mehrere Herren rüſteten zum Aufbruch und, re bene gesta, ſchloß Doktor Klaus ſich ihnen an. Auf der Treppe zur Garderobe wurde er von Doktor Busbach, dem Ausland-Politiker eines großen Blattes angeſprochen, ob er mit ihm noch auf einen kleinen Schwarzen gehen wolle. Klaus ſagte mit Vergnügen zu. Er fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt, daß ſich der hochangeſehene und und weitaus ältere Kollege um ſeine Begleitung bewarb. Busbach war ſonſt nicht ſehr umgänglich und mitteilſam, und der jüngere Kollege hatte wohl Grund, es als Auszeichnung zu empfinden, daß er ſich nun ihm zugeſellte. Denn Busbach galt in Concordia-Kreiſen, und nicht nur in dieſen, für eine Reſpektsperſon. Klaus half ihm dienſtbefliſſen in den Biberpelz und als er ihm dann den Stock mit dem Goldknopf überreichte und ſich den Mann anſah mit dem ausdrucksvollen Kopf und dem ſtattlichen Bart, der einſt rot, nun aber zum guten Teil in Weiß übergegangen war, da regte ſich in ihm wieder der Kunſtkritiker. Er ſah da einen Studienkopf von kräftiger Charakteriſtik und ein intereſſantes koloriſtiſches Problem, wie ſich die Farben des Bartes und des ganzen Kopfes zu der Pelzumrahmung ſtellten und rief ſchließlich ſehr befriedigt: „Ein echter Holbein!“

Die beiden fuhren noch in das Café „Zum Fenſterguker“, für das ſie ſich nach einiger Ueberlegung entſchloſſen hatten, weil ſie von dort aus beide nicht mehr weit hatten nach ihren Wohnungen. Als ſie die kleinen Schwarzen vor ſich hatten, reichte Busbach dem jüngeren Genoſſen eine mächtige Cigarre mit einer ſehr achtunggebietenden Bauchbinde.

„Das iſt die Belohnung, daß Sie ſich ſo tapfer eingeſetzt haben für die Weng-Mädeln!“

„Mädel?!“

„Jawohl, was ſonſt?“

„Ich dachte, es ſeien Frauen, — Witwen.“

„Kennen Sie ſie denn nicht?“

„O ja. Ich habe aber beide immer nur als gnädige Frau angeſprochen, und alle Welt ſpricht ſie ſo an.“

„Ja, das haben ſie ſich ſo eingerichtet, als ſie fanden, daß ſie in die Jahre kämen. Ich finde, daß das gar nicht ſchlechter Geſchmack iſt.“

„Nein — ſo ’was! Nicht verheiratet! Nun ſagen Sie ’mal, Herr Doktor, iſt das nicht ein wahrer Jammer, daß ſolche Frauenzimmer nicht heiraten und weiter, daß auch ſolche Prachtfrauenzimmer altern müſſen?“

Digitized by Google

„Warum ſchwärmen denn Sie eigentlich ſo ſehr für ſie? Jede von beiden könnte, genau genommen, Ihre Mutter ſein.“

„Ich habe immer eine Schwäche für alte Frauen gehabt. Vielleicht hat das auch ſeine pſychologiſche Begründung. Ich habe nämlich von jeher phänomenales Glück gehabt bei allen alten Weibern!“

Busbach lachte; ihm machte es offenbar Vergnügen, den jungen Mann plaudern zu hören, und er ließ es ſich angelegen ſein, ihn im Schwung zu erhalten.

„Ich finde es auch für ſehr unrecht,“ ſagte er, „daß Meiſter Fridolin ſie ſo gewiſſermaßen geringſchätzig abgethan hat.“

„Nicht wahr?!“ fiel Klaus eifrig ein. „Und gerade er als Schatzmeiſter hätte am allerwenigſten Urſache dazu! Sehen wir uns doch einmal die Liſte der ‚Höchſtbeſteuerten‘ an. Da iſt zunächſt der gewiſſe exotiſche Potentat, der alljährlich ſeine Ballkarte mit einem kleinen Vermögen bezahlt. Der marſchiert an der Spitze der Civiliſation. Wahrſcheinlich glaubt er, die Concordia und vielleicht gerade Sie, Herr Doktor, gnädig zu ſtimmen für ſein Reich und ſeine ſtille Dynaſtie.“

„Hilft ihm nichts!“ knurrte Busbach.

„Gleich nach dieſem Souverän und der Spende des Kaiſers kommen aber die Schweſtern Weng mit ihrem jährlichen Beitrag für den Ball, und die wollen ſicher keine Reklame dafür! Da könnte alſo gerade der Schatzmeiſter doch ſchon etwas liebenswürdiger ſein. Habe ich nicht recht, Herr Doktor?“

„Natürlich haben Sie recht, — aber woher kennen Sie denn eigentlich die Damen?“

„O, das iſt eine ganze Geſchichte!“

„Erzählen Sie, Herr Kollege.“

„Ja, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht auszulachen!“

„Warum ſollte ich Sie denn auslachen?“

„Ja — Grund wäre ſchon vorhanden. Ich bin nämlich ein gewaltiger Vereinsmenſch vor dem Herrn. Gut ein Dutzend von Vereinen genießen die Ehre, mich zu ihrem Mitgliede zu zählen. Ich blaſe einfach alles, was mich nicht brennt.“

Nun lachte Busbach wirklich.

„Sehen Sie? Sie lachen jetzt ſchon, und Sie wiſſen noch nicht einmal alles. Das Schlimmſte iſt nämlich das: Kaum bin ich irgendwo eingetreten, ſo haben ſie mich auch ſchon beim Schlafittchen und machen mich feſt. Wo es 'was zu arbeiten gibt, das fällt ſofort mir zu. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, daß ich der prädeſtinierte Schriftführer ſei. Wo ich nur die Naſe hineinſtecke, danken die ergrauteſten Schriftführer ab, um für meine illuſtre Perſönlichkeit Platz zu ſchaffen, und dann darf ich das Protokoll führen und, wenn nur halbwegs 'was los iſt, tauſend Adreſſen ſchreiben. Sie haben mich feſtgemacht, und das iſt auch natürlich. Denn, wie eine Ausſchußdame zu bemerken ſo gütig war, ich ſchreibe gar ſo ‚ſchöne Stile‘.“

„Geſchieht Ihnen ganz recht.“

„O, das iſt noch nicht alles! Wenn die Tochter einer Ausſchußdame heiratet, und ſie heiraten viel, die Töchter der Ausſchußdamen, dann muß ich in Vertretung des Vereins den Blumenſtrauß hintragen, und ſtirbt ein Vereinsmitglied, dann muß ich mit dem Kranz auf den Centralfriedhof hinaus und eine ſchöne Grabrede halten. Ich muß die Hinterbliebenen tröſten und alle Jubilare hoch leben laſſen, und ein Stiftungsfeſt ohne Feſtrede von mir iſt einfach ein Ding der Unmöglichkeit.“

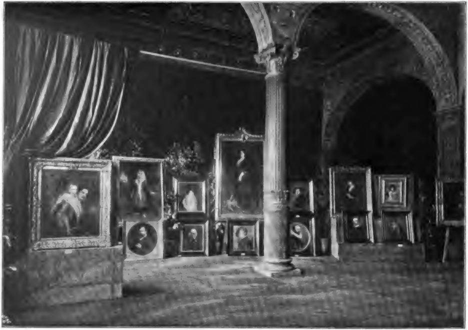
„Ich beſtelle mir die Grabrede, die mir die Concordia ſchuldig iſt, jetzt ſchon bei Ihnen.“

„Gemach. Ich ſichere Ihnen prompte Effektuierung zu, wenn ich es erlebe. Doch gehen wir weiter. So bin ich alſo auch in einen großen Wohlthätigkeitsverein hineingeraten. Dort hatten ſie etwas Apartes für mich. Die Schriftführerei hätte nämlich nicht genug zu thun gegeben. Sie machten mich zum ‚Almoſenier‘ des Vereins.“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß, wo in Wien ein Menſch, Mann oder Weib, Greis oder Kind, aufzutreiben war, der breſthaft, verkrüppelt, arbeits- und obdachlos war, der hungerte oder fror, er mir ins Haus geſchickt wurde. Ich habe drei Jahre lang meine Wohnung nicht betreten können, ohne in meinem Vorzimmer alle Formen des menſchlichen Elends verſammelt zu finden, die es auf der Welt überhaupt gibt, und das alles wartete auf mich. Da war die Tuberkuloſe und andere Krankheiten in ihren ſchrecklichſten Erſcheinungsformen und ihren grauenhaften Spuren der Verwüſtung, bitterer Mangel, Elend, Not, wohin ſich der Blick auch wandte, und

Aus unserer Bildermappe:



Blick in den Lenbachſaal der Münchener Jahres-Ausſtellung, Glaspalaſt 1902.

Digitized by Google

zwiſchendurch grinſte der Tod, Wahnſinn und Verbrechen.“

„Ich verſtehe vollkommen; ein Vergnügen muß der Menſch doch haben im Leben!“

„Machen Sie ſich nur luſtig, Herr Doktor! Mir war es wahrhaftig nicht fröhlich zu Mute, als ſich das täglich, wie der liebe Gott den Tag gegeben, vor meinen Augen abſpielte. Schließlich mußte ich die Sache auch aufgeben, ſonſt wäre ich trübſinnig geworden. Zu jener Zeit war es nun, daß ich die Schweſtern Weng kennen lernte.“

„Waren ſie auch bei jenem Verein?“

„Nein; das kam ſo: In meiner Praxis hatte ſich wieder einmal ein Fall ergeben, für den ich mir nicht klug genug war. Ein Volksſchullehrer, der bei ſeinen Oberen ziemlich mißliebig geweſen, hatte er doch zur Verbeſſerung ſeiner Lebensumſtände auch an einigen ſocialiſtiſchen Zeitungen mitgearbeitet, war plötzlich geſtorben. Seine junge Frau war mit vier kleinen Kindern völlig mittellos zurückgeblieben. Die Witwe hatte man zu mir geſchickt, und da war ich mit meinem Latein zu Ende. Die Spende, die ich für ſie bei unſerem Verein und wohl auch bei der Concordia hätte 'rausfechten können, hätte für einige Wochen, wenn's gut ging, für einige Monate gelangt, — was aber dann?! Das lag auf der Hand, mit einem Almoſen war es da nicht gethan; der Frau mußte eine Exiſtenz geſchaffen werden, und das war natürlich keine leichte Sache.“

„Was haben Sie alſo gethan?“

„Zunächſt ging ich zu unſerer Präſidentin und trug ihr den Fall vor. Sie wußte auch nicht gleich Rat, aber nach einigem Nachdenken ſagte ſie: ‚Sie müſſen die Wengs aufſuchen, das iſt ganz ein Fall für ſie.‘ Die Wengs? Was ſind denn das für Leute? frage ich. ‚Das ſind zwei Damen, Schweſtern, furchtbar reich; die werden ſicher etwas thun, wenn Sie ſie nur richtig zu nehmen wiſſen.‘ Soviel ich weiß, ſind ſie nicht einmal Mitglieder unſeres Vereins! ‚Das thut nichts. Beitreten wollten ſie nicht, aber ſie haben mich ausdrücklich gebeten, ihrer nicht zu vergeſſen, wenn ſie uns nützlich ſein könnten.‘ — Gut; ich gehe alſo hin und trage die Sache vor.“

„Hat es etwas genützt?“

„Ob es genützt hat? Hören Sie nur. Vorausſchicken muß ich, daß ich mich natürlich ſofort in beide Frauen verliebt hatte.“

„Gleich in beide?“

„Natürlich in beide! In welche hätte ich mich denn verlieben ſollen? Den möchte ich ſehen, der da einen Unterſchied machen könnte! Man muß ſich in beide verlieben; es geht gar nicht anders.“

„Was ſehen Sie mich denn ſo wütend an, Herr Kollege? Ich widerſpreche ja gar nicht.“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich dachte nur — ich meinte, Sie wollten mich wieder auslachen.“

„Denke nicht daran; ich verſtehe Sie vollkommen.“

„Sehen Sie, das iſt wieder zuviel geſagt. Sie können mich nicht verſtehen. Man muß die beiden Frauen kennen, um mich zu verſtehen. Aber — wo war ich nur ſtehen geblieben? Richtig! Alſo ich lege ihnen den Fall vor und rede mich dabei warm. Sie hören mich aufmerkſam an und laſſen mich ruhig ausreden, dann bedanken ſie ſich ſchön, daß ich ihnen Gelegenheit geboten hätte, bei einem guten Werke mitzuhelfen, und dann war ich, für vorläufig wenigſtens, in Gnaden entlaſſen.“

„Und hoffentlich haben ſie auch etwas gethan?“

„Da habe ich es erſt gelernt, wie Wohlthaten geübt werden ſollen. Freilich iſt es nicht jedermanns Sache, weil nicht bei jedem die materiellen Vorausſetzungen ſo zutreffen, aber wie viele Hunderte und Tauſende gibt es, die wohl das nötige Kleingeld hätten, nicht aber auch den Verſtand und das Herz dazu haben. Ich kann nur ſagen, daß ich die beiden Frauen bewundere! So haben ſie es angeſtellt: Zunächſt haben ſie ſich die Witwe einmal aufgeſucht, um ſie in perſönlichem Verkehr kennen zu lernen, und danach ein Urteil zu gewinnen, wie ihr am zweckmäßigſten zu helfen ſei. Die guten Werke ſind oft gar nicht ſo ſchwierig, wie man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt, wenn ſie nur vernünftig angepackt werden. Hier war mit ein paar hundert Gulden geholfen. Hätte man ſie der armen Frau in die Hand gegeben, dann hätte ſie das Geld in der kürzeſten Zeit aufgegeſſen, und die Kinderſchar hätte dabei wacker mitgeholfen. Die Schweſtern Weng haben ihr aber eine Erwerbsmöglichkeit geſchaffen und durch dieſe den Lebensunterhalt auf die Dauer geſichert. Nach ſorglicher Umſchau kauften ſie ihr ein kleines Geſchäft, eine Pfaidlerei, verbunden mit Vordruckerei und Putzerei für Kragen und Manſchetten. Nun konnte die Witwe ſich einige Mädchen halten, dem Geſchäft vorſtehen und dabei doch auf ihre Kinder ſchauen. Im Anfang thaten die Schweſtern noch ein übriges, um das kleine Unternehmen in Schwung zu bringen. Sie ſchickten an die Damen und Herren ihrer ausgebreiteten Bekanntſchaft in den vornehmſten Kreiſen Karten herum, in welchen ſie anzeigten, daß ſie in den erſten Wochen abwechſelnd immer an zwei beſtimmten Tagen ſelber die Kundſchaften in dem kleinen Geſchäfte bedienen würden. Sie können ſich denken, wie das gezogen hat! Der armen Frau iſt nun dauernd geholfen. Es gehört eben zu allem Verſtand und eine gewiſſe Technik, auch zum Wohlthun. Sie können lange ſuchen, bis Sie wieder ſo kluge, ſo praktiſche und ſo gute Frauenzimmer finden, wie die Schweſtern Weng!“

„Ich würdige Ihre Begeiſterung vollkommen, Herr Kollege, aber wenn Sie ſchon verliebt ſind, ſollten Sie ſich doch für die eine oder die andere entſcheiden.“

„Unmöglich! Ich verſichere — einfach unmöglich!“

Doktor Busbach lachte ſtill in ſeinen rotweißen Holbeinbart.

„Wiſſen Sie,“ ſagte er nach einer Weile, „daß ich Sie ganz gut begreife? Zufällig kenne ich auch den Roman der beiden Schweſtern und —“

„Was?! Die haben auch ihren Roman gehabt? Und Sie kennen ihn? Das müſſen Sie mir aber doch gleich erzählen!“

„Wenn Sie verſprechen, reinen Mund zu halten —“

„Ich ſchwöre!“

„Es iſt ſchon eine ziemlich alte Geſchichte; ſie ſpielte ſo ungefähr vor dreißig Jahren. Damals lebte der Generaldirektor Hofrat Ritter von Weng noch und machte ein großes Haus. Die Weng-Mädel waren die berühmten Schönheiten von Wien. Wenn ſie im Theater in ihrer Loge ſaßen, richteten ſich alle Gläſer auf ſie; wenn ſie auf der Straße aus der Equipage ſtiegen, blieben die Leute ſtehen; wo immer ſie ſich blicken ließen, bildeten ſie den Mittelpunkt bewundernder Aufmerkſamkeit.“

„Ich bewundere ſie heute noch!“

„Nun ja, Sie haben Ihre Spezialität, aber damals waren ſie jung, ſchön, elegant und immer wunderbar angezogen. Da begab es ſich, daß ein junger Profeſſor, Staatsrechtslehrer, von Greifswald weg an die Wiener Univerſität berufen wurde. Er wurde bei Wengs eingeführt und lernte dort die ältere Tochter Alexandra kennen; die um ein Jahr jüngere Daiſy war auf einige Wochen nach Dänemark zu einer Tante gefahren, deren Gatte dort Geſandter oder ſo etwas ähnliches war. Sie können ſich denken, wie der junge Profeſſor da Feuer fing!“

„Ja, das kann ich mir denken!“

„Das Merkwürdige aber war, daß auch Alexandra dem jungen Gelehrten gegenüber nicht unempfindlich blieb, obſchon er bei weitem nicht ſo brillant war, wie die meiſten der Kavaliere, die ſich um ſie bewarben. Die Sache begann mit ernſten ſocialwiſſenſchaftlichen Erörterungen — der deutſche Profeſſor that es nicht anders! — und gewann dann immer mehr einen perſönlichen Anſtrich, bis ſie eines Tages dahinter gekommen waren, daß ſie ſich eigentlich liebten. Sie ſagten es ſich auch und waren beglückt und feierten ein heimliches Verlöbnis.“

„Die Sache ſcheint ſich aber denn doch geſpießt zu haben. Denn geheiratet wurde ja nicht.“

„Sie hat ſich geſpießt. Es war in der berühmten Wengſchen Villa am Atterſee. Der Profeſſor war zum Beſuche ſeiner Braut hingefahren. Denn das war ſie, obſchon noch niemand etwas von dem heimlichen Verlöbnis wußte. Da beginnt nun der tückiſche Zufall ſein Spiel. Nennen Sie es Schickſal, nennen Sie es, wie Sie wollen, — es war ein Verhängnis. Alexandra hatte die Maſern bekommen, eine verſpätete Kinderkrankheit, und der Profeſſor durfte natürlich nicht zu ihr. Aber Daiſy war zurückgekehrt, und die lernte er nun kennen. Herrgott, war das ein Mädel! Im Äußeren der älteren Schweſter ſo ähnlich, daß die beiden auf den erſten Anblick gar nicht auseinanderzukennen waren. Aber das Temperament, die Laune, der Humor, dieſe kindliche Fröhlichkeit, dieſe Anmut! Das alles war einfach bezaubernd. Da fing es auch gar nicht erſt mit ſocialwiſſenſchaftlichen Erörterungen an; da brach unter Lachen und Scherzen und tauſend ſüßen Schauern gleich machtvoll der ſtarke Frühlingsſturm herein, und unter dem duftigen Fliederbuſch im Park war es, daß der entzückte, berauſchte, um ſein bißchen Verſtand gekommene Profeſſor das namenlos herzige Ding in ſeinen Arm ſchloß und küßte.“

„Eine ſehr bedenkliche Sache!“

„Äußerſt bedenklich. Als der Profeſſor halbwegs wieder zu ſich gekommen war und die nun geſchaffene Situation überblicken und verſtehen konnte, ſtürzte er entſetzt, verzweifelt davon. Daiſy aber ſtürmte hinein ins Haus, um der Schweſter ihr junges Glück zu erzählen.“

„Na, ich küſſ' die Hand, — eine ſchöne Beſcherung!“

„Was nun zunächſt zwiſchen den beiden Schweſtern vorgegangen iſt, das hat man natürlich mit unbedingter Sicherheit niemals erfahren, immerhin bieten aber einige durch die Kombination ergänzte, ſpärliche Mitteilungen hinreichende Anhaltspunkte. Danach ging es ungefähr folgendermaßen zu: Erſt kam es zu einer ungemein ſtürmiſchen Scene mit bitteren Vorwürfen und vielen, vielen Thränen. Und dann kam der edle Wettſtreit, ſich in Großmut zu überbieten. Jede wollte zu gunſten der anderen verzichten und gerne ihr Leben einſam vertrauern, wenn nur die andere glücklich würde. So war zu einer Einigung nicht zu kommen. Vergeblich machte die ältere und klügere Alexandra geltend, es ſei doch beſſer, daß nur eine unglücklich werde, als beide. Es ſei klar, daß er Daiſy mehr liebe, ſo ſolle ſie ihn denn in Gottes Namen nehmen. Für ſie werde es nur ein halbes Unglück ſein, wenn wenigſtens die jüngere Schweſter glücklich werden würde. Für ſie aber, entgegnete Daiſy, würde es auch nur ein halbes Glück ſein, und dafür danke ſie, davon wolle ſie nichts wiſſen. Und ſchließlich einigten ſie ſich dahin, daß ihn keine haben wolle.“

„Und der Profeſſor?“

„Der mußte natürlich noch einmal hin, um Gericht über ſich halten zu laſſen.“

„Da bin ich aber wirklich neugierig!“

„Die Schweſtern empfingen ihn Hand in Hand, lächelnd, ſtrahlend, und unterhielten ſich mit ihm auf das liebenswürdigſte über alles, wovon ſie vorausſetzen konnten, daß es ihn rieſig intereſſieren würde. Sie ließen ſich von ihm ſocialwiſſenſchaftlich belehren und waren Feuer und Flamme für ſeine ſtaatsrechtlichen Exkurſe. Es war äußerſt intereſſant. Sie ließen auch nicht locker, und wenn er von etwas anderem zu reden beginnen wollte, dann hielten ſie ihn feſt bei der Stange. Kurz — es war aus, definitiv aus! Über drei Menſchenſchickſale war entſchieden. Die beiden Schweſtern haben ſich niemals vermählt, und auch der arme Profeſſor iſt einſchichtig geblieben im Leben — —“

„Das iſt ja ſehr intereſſant. Und iſt die Geſchichte authentiſch, Herr Doktor?“

„Vollkommen authentiſch, lieber Kollega. Der Profeſſor, dem ſie paſſiert iſt, ſitzt an unſerem Tiſch; es iſt Ihr — echter Holbein.“

Nach dem Gewitter.

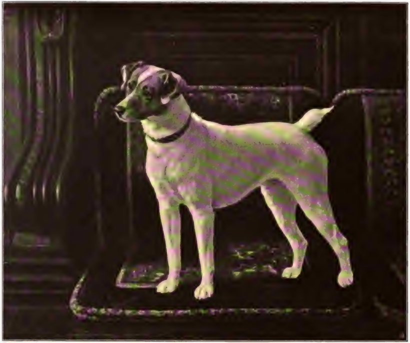
Von

Frida Schanz.

Es war wie Schwertgeblitz und Schwertgesplitter
Im Wolkenheer, das schwarz dahergezogen. —
Klarblauer Festglanz nun nach dem Gewitter,
Und doppeltthorig prangt der Friedensbogen!

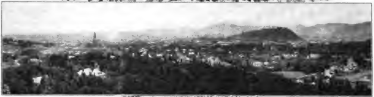
Ja Frieden! — Leise tönen Vogellieder. —
Die Abendsonne hat ihn rot besiegelt.
Aus Blumenaugen tropfen Thränen nieder,
In denen sich die Purpurwolke spiegelt.

Die Birken strählen ihre wirren Locken,
Beseligt, dass der wilde Kampf vorüber.
Die Stille reiht den Klang der Abendglocken
Von einem Dorf ins andere hinüber — —



Foxterrier. Nach dem Gemälde von H. Sperling.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google



Panorama von Graz vom Ausſichtsturm am Hilmteich.
(Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

Graz.

Von

Hans v. Zwiedineck-Prag.

Mit dreizehn Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

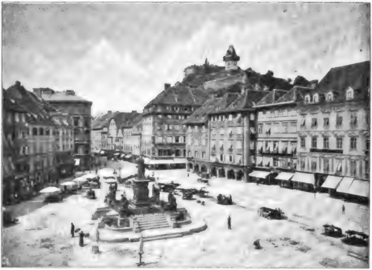
Sangluſtiges Deutſchland, du ziehſt in den letzten Julitagen nach Graz! Das ſechſte allgemeine deutſche Sänger-Bundesfeſt wird tauſende von Bundesmitgliedern und Pflegern deutſchen Männergeſangs auf fremder Erde in die Stadt führen, die zwiſchen bewaldete oder doch baumreiche Hügel eingebettet, beide Ufer der raſchfließenden Mur umſäumt. Sie werden den Zauber kennen lernen, den ſie an freundlichen, ſonnigen Tagen auf Fremde, wie auf Einheimiſche ausübt. Man kann dieſem Zauber kaum entrinnen, ſo nahe drängt er ſich an Wohnungen, Kanzleien und Werkſtätten heran. Hier vermögen ihm keine „engen, dumpfen Straßen“, keine Häuſerblöcke, keine Zinskaſernen Trotz zu bieten, überall hin dringt der goldene Glanz, die leichte, erfriſchende Luft von den nahen Bergen, vor keinem Auge verhüllt ſich der blaue Himmel in Rauchſchwaden. Hier läßt ſich's gemächlich wohnen, hier kann man verſuchen, geſund zu leben: hier braucht auch der Berufsſklave nicht ganz auf den Verkehr mit der Natur zu verzichten. Für den Rentner und Penſioniſten aber, dem ruhiger Lebensgenuß zur Pflicht gemacht iſt, bietet Graz trotz ſeines ſtetigen Wachstums und trotz ſeiner großſtädtiſchen Verkehrsanlagen noch immer die Gelegenheit zu einem wohlbegründeten beſchaulichen Daſein. Der breite Parkgürtel, der zwiſchen die alte befeſtigte Stadt und die neuen Vorſtädte eingelegt iſt, der zu einem einzigen großen Garten mit reizenden Ausblicken ausgeſtaltete Schloßberg, die Hilmteichanlagen, der Roſenberg und ſeine Verzweigungen laden zu Spaziergängen ein, die ſich jedem Bedürfnis, jedem Wunſche gemäß einrichten laſſen und eine Fülle von Abwechslung gewähren.

An die immer weiter ausgreifenden, in Villengruppen übergehenden äußeren Stadtteile ſchließt ſich eine Umgebung, die an Verſchiedenheit des Charakters und an Mannigfaltigkeit der Bodengeſtalt ihresgleichen ſucht. Gegen Norden und Weſten ſteigt das waldige Gelände in reicher Gliederung zu den Voralpenzügen auf, die ſich bis an die 2000 Meter erheben. Nicht ſchroffe Felſen, wie in Salzburg und Innsbruck, wo der Eindruck der Gebirgswelt gewiß mächtiger und überwältigender iſt, blicken in die Straßen von Graz. Aber man kann von ihnen aus auf die breiten Rücken des Urgebirges ſehen, auf denen ſich die weitausgedehnten, grünen „Almen“ erſtrecken, emporragend über die aus ſcharfeingeſchnittenen Thälern, den „Gräben“ aufſtrebenden hochſtämmigen Fichten-, Föhren- und Lärchenwälder. In wenigen Stunden ſind ſie zu erreichen, ein wohlausgenützter Tag genügt, um eine ſchöne, luſtige „Almpartie“ zu machen; wer aber den Samstag Nachmittag ſchon zur freien Verfügung hat und über den Unbilden eines meiſt ungenügenden Nachtlagers ſeine gute Laune nicht verliert, der kann am Sonntag Morgen die erſten Sonnenſtrahlen auf den Kalkfelſen des Oberlandes aufleuchten ſehen und ſtundenlange Wanderungen über grüne Matten und ſanfte Halden ausführen, ohne die Höhe von 1500 Meter verlaſſen zu müſſen. Er kann ohne beſondere Anſtrengung die Rax, die Vertſch, den Hochſchwab, den Zinken beſteigen oder im Eiſenerzer und Admonter Gebiet halsbrecheriſche Klettertouren veranſtalten, mit den letzten Abendzügen aber dem heimatlichen Bette zur wohlverdienten Raſt zuſtreben.

Im Oſten leitet ein mehrfach von kleinen Hochebenen unterbrochenes Hügelland allmählich abfallend in das ungariſche Flachland. In dieſem fruchtbaren Landſtriche ſtehen die ſchönſten Schlöſſer und Edelſitze des ſteieriſchen Adels; manche Familien, wie die Stubenberg, die Herberſtein, die Trauttmansdorff haben ihre Stammſitze ſeit ſechshundert Jahren inne, ſie und ihre jüngeren Nachbarn haben Jahrhunderte hindurch die vorgeſchobenen Poſten deutſchen Beſitzes gegen Magyaren und Türken verteidigen müſſen. Hier ragt die Bergfeſte Riegersburg, einſt der Sitz der Galler und Burgſtalle, jetzt den Fürſten von Liechtenſtein gehörig, weit über die Lande, ein trotziges Bauwerk mit ſieben Thoren und ſtarken Mauern, das den Beutezügen der ungebetenen Gäſte aus dem Oſten Halt gebot. Wenn der rüſtige Wanderer an hellen Nachmittagen auf den hochgelegenen Straßen und Wegen ſchreitet, welche die Waſſerſcheide zwiſchen Mur und Raab überſetzen, freut er ſich, ihre Türme und Zinnen hell beleuchtet zu ſehen, daneben die Gleichenberge, an deren Fuße das gleichnamige, heilkräftige Bad liegt, und weiter nordöſtlich den langgeſtreckten Rabenwald und die runden Kuppen des Wechſels, über welche die Grenze von Niederöſterreich zieht.

Nach Süden dehnt ſich das „Grazer Feld“ aus, eine Ausweitung des Murthales mit prächtigem Ackerboden, abgeſchloſſen von den „windiſchen Büheln“, wo ſeit vielen Jahrhunderten ein ergiebiger Weinbau betrieben wird. Die Weingärten, die bis ins Drauthal reichen, ſind zum großen Teil in deutſchen Händen; nicht nur die Stadt- und Marktbürger des Unterlandes, auch viele Grazer haben dort ihre niedlichen, behaglichen kleinen Landhäuſer, in denen man die fröhliche Leſezeit zubringt. Seitdem die Landplage der Reblaus und der Phylloxera eingedrungen iſt, mußte die Freude dieſer Tage allerdings ſehr herabgeſtimmt werden, und ſeltener hört man das luſtige Böllerſchießen, mit dem die guten Ernten gefeiert wurden. Die Weinbauer ſelbſt ſind faſt durchweg Slowenen, die vielfach als „Weinzierl“ und „Lohner“ in einer Art von Kolonenverhältnis zu ihren deutſchen Herren ſtehen. Sie befinden ſich dabei nicht ſchlecht, denn ſie erhalten nebſt der Nutzung von Haus, Stall, Feld und Wieſe auch baren Arbeitslohn und werden durch das deutſche Kapital in Mißjahren vor Hunger geſchützt; trotzdem gehorchen ſie blindlings den Geboten der ſlawiſchen Geiſtlichkeit, die ihre bevorzugte Stellung

Die Riegersburg



Der Hauptplatz mit dem Denkmal des Erzherzogs Johann.
(Nach einer Aufnahme von Stengel & Co. in Dresden.)

zum fanatiſchen Kampfe gegen das Deutſchtum ausbeutet.

Die Grenze des geſchloſſenen deutſchen Gebietes liegt nur vierzig Kilometer ſüdlich von Graz; ſie hat ſich ſeit langer Zeit nicht merklich verrückt. Es iſt dem Slowenentum nicht gelungen nach Norden vorzuſtoßen, der Erfolg einer dreißigjährigen Agitation, hat es nicht dahin gebracht, daß die Slowenen ihre Nationalität feſtzuhalten vermögen, wenn ſie ihre Dorfflur verlaſſen und in deutſchen Städten Arbeit und Verdienſt ſuchen. In Graz gibt es kein ſloweniſches Bevölkerungselement: man hört mehr italieniſch als ſlawiſch ſprechen, denn es beſuchen viele Küſtenländer, Görzer und Dalmatiner unſere Hochſchulen und außerdem ſuchen viele Trieſtiner Familien in den Sommermonaten Schutz vor Hitze und Staub in dem kühleren und reinlicheren Graz und ſchlagen ihr Hauptquartier im Stadtpark auf, wo man oft Gelegenheit findet, ſein Ohr an die regengußartig vorüberrauſchende Konverſation in der Sprache Dantes und Boccaccios zu gewöhnen. Darin, daß Graz — die größte Stadt im ganzen Alpengebiete, nicht nur im öſterreichiſchen, ſondern auf der ganzen Linie zwiſchen Lyon und Budapeſt — ein rein deutſches Gemeinweſen iſt, darin liegt ſeine nationalpolitiſche Bedeutung, die ganz unabhängig von der Geſtaltung des Parteilebens iſt. Sie wird beſtimmt durch die Macht der Kulturmittel, die hier zuſammengedrängt ſind, des wirtſchaftlichen und geiſtigen Kapitals, das von hier aus nicht nur die Steiermark, ſondern auch die Nachbarländer von den Tauern bis an die Adria befruchtet.

In einem Menſchenalter hat ſich die Einwohnerzahl von Graz nahezu verdoppelt, von 80 000 am Ende der ſechziger Jahre iſt ſie bis zu den 140 000 geſtiegen, die ſeit der letzten Volkszählung erreicht worden ſind; in dieſer Zuwanderung kommt — was gewiß zu den Seltenheiten gehört — den wohlhabenden Kreiſen die Mehrheit zu. Die Induſtrie hat einige Fortſchritte gemacht, größere Bedeutung für den öſterreichiſchen Markt hat ſie noch in keiner Richtung genommen, wenn auch der Export in Bier, gewalztem Eiſen, Fahrrädern, Zündhölzchen, Leder ganz ſtattliche Mengen aufweiſt. Sehen wir vom Eiſen-

Digitized by Google

handel ab, der in den letzten zwei Jahrzehnten einen großartigen Zug erlangt hat, ſo kann man von Handelshäuſern größeren Stils in Graz kaum ſprechen. Die Grazer Kaufmannſchaft ſorgt für den einheimiſchen Bedarf und die Provinzgeſchäfte, ſoweit dies nicht durch die „Reiſenden“ aus Wien und von großen Firmen des Auslandes direkt geſchieht.

Der Schloßberg. (Nach einer Aufnahme von Stengel & Co. in Dresden.)

Das Geſchäftsleben alſo iſt es nicht, das unſer ſchön gelegenes Graz auch wohlhabend und ſtattlich gemacht hat; dies hat die Anſiedelung jener Tauſenden von Familien bewirkt, die hier angenehme Lebensbedingungen ſuchen und, ohne koſtſpieligen Luxus zu treiben, ſich hier ein behagliches, durch reichlichen Natur- und beſcheidenen Kunſtgenuß verſchöntes Daſein begründen. Es ſind nicht mehr ausſchließlich die Militärpenſioniſten, denen Graz ſchon vor fünfzig Jahren, vor Wiesbaden und Görlitz, den Namen „Penſionopolis“ zu danken hatte, die ſich mit Vorliebe in der freundlichen Gartenſtadt niederlaſſen. Für die „Subalternen“ iſt das Leben hier ſchon zu teuer geworden, man muß breite Borten am Uniformkragen getragen oder noch einiges Kleingeld über die Kaution erfreit haben, um in Graz einigermaßen „ſtandesgemäß“ leben zu können. Neben den nach Hunderten zählenden hohen Militärperſonen, Oberſten, Generalmajoren, Feldmarſchalleutnanten, Feldzeugmeiſtern und Generalen der Kavallerie, die hier von den Anſtrengungen des Dienſtes ausruhen oder Zuflucht vor den Intrigen der Streber gefunden haben, ſind es Beamte aller Verwaltungszweige, ungezählte Excellenzen und Hofräte, aber auch Induſtrielle, Ingenieure, Unternehmer, die ſich ein ausreichendes Kapital zurückgelegt haben, geborene und gewordene Rentner und mäßig bemittelte Adelige feudalen und liberalen Gepräges, die ſich hier Villen und Familienhäuſer bauen oder Jahreswohnungen in den zahlloſen, immer reicher mit modernem Komfort ausgeſtatteten Neubauten mieten. Und ſie alle wirken als brave Steuerzahler mit an dem Aufblühen einer kräftigen deutſchen Gemeinde, ihre Kinder beſuchen die mit deutſchem Ernſte und deutſcher Gründlichkeit geleiteten Schulen, ſie erfreuen ſich an den Leiſtungen einer der

Der Franz Joſefbrunnen.
(Nach einer Aufnahme von Stengel & Co. in Dresden.)

beſten deutſchen Provinzbühnen in einem neuen, für unſere Verhältniſſe faſt zu glänzend ausgeſtatteten Theater, ſie treiben nahezu ausſchließlich gute, deutſche Muſik, zu deren Pflege die vortreffliche Unterrichtsanſtalt des ſteiermärkiſchen Muſik-Vereines die Anleitung gibt; ſie erbauen ſich an der Aufführung der edelſten klaſſiſchen und modernen Tonſchöpfungen für Inſtrumental- und Vokalmuſik, hören die Künſtler erſten Ranges, die zwiſchen ihren Konzerten in Wien gerne einen Beſuch in der ſteieriſchen Hauptſtadt einſchieben, ſie haben ſogar Gelegenheit, in einer ſtaatlichen Gewerbeſchule und in mehreren Künſtlerateliers die Vorkenntniſſe graphiſcher und plaſtiſcher Technik zu erwerben. Die Univerſität mit mehr als hundert Lehrkräften und 1600 Studenten hat einen Komplex der beſteingerichteten Inſtitute zur Verfügung, in denen die wiſſenſchaftliche Arbeit in allen Zweigen mit Erfolg gefördert wird; eine techniſche Hochſchule bildet Ingenieure und Maſchinenbauer aus, die weit über die Grenzen Öſterreichs hinaus den beſten Ruf genießen; alle Hörſäle ſtehen den Gäſten offen, die mit den Hörern gemeinſam den Vorträgen folgen wollen. Auch Frauen ſind von den meiſten Dozenten gerne geſehen. Außerdem werden volkstümliche Univerſitätsvorleſungen in den Abendſtunden vor Auditorien aus allen Ständen und Berufskreiſen gehalten.

Bildung und Arbeit, ſtille, geräuſchloſe aber fruchtbringende Arbeit ſind die verläßlichen Kampfmittel der Deutſchen in Öſterreich; Graz kann ſtolz ſein auf das Arſenal von geiſtigen Waffen, mit denen es die ehrlichen, unverdroſſenen, unbeſiegbaren Kämpfer für unſer Volkstum auszuſtatten vermag. Langſam aber ſicher wird ſich das alpenländiſche Deutſchtum nach den harten Rückſchlägen, die es erlitten, wieder zur Geltung bringen, auch der Bauer im Mittel- und Oberlande wird ſich von ihm nicht dauernd abwenden wollen, wenn man ihn wirtſchaftlich auf eigene Füße ſtellt und nicht durch Schulweisheit allein glücklich zu machen wähnt.

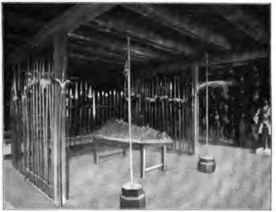
Unſer Graz mit ſeinen jegliche Arbeit fördernden und die Leiſtungsfähigkeit der Bevölkerung im weiten Umkreiſe ſteigernden Kulturſtätten und nicht zuletzt mit der Kapi-

Die Univerſität.

talskraft, die in ſeinen Sparkaſſen, Banken und auf Selbſthilfe und Wechſelſeitigkeit beruhenden Geldinſtituten aufgeſpeichert iſt, darf als ein unerſchütterliches Bollwerk für den nationalen Beſitzſtand der Deutſchen in Öſterreich angeſehen werden. Es wird eine nationale Schutzwehr bleiben, wie einſt „Feſtung und Hauptſchloß Graetz“ ſich gegen Türken und Franzoſen uneinnehmbar erwieſen hat.

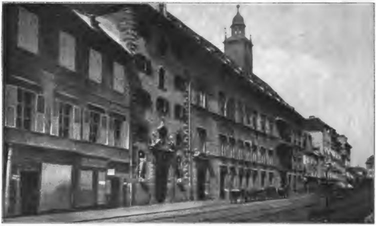
Mit ſeiner Wehrhaftigkeit, mit dem Schutze, den er gegen die Reichs- und Landesfeinde bot, hängt die Entwickelung dieſes Platzes zuſammen. Im früheren Mittelalter war er weder angeſehen, noch bedeutungsvoll für das öffentliche Leben des Landes, ja nicht einmal deſſen anerkannter Hauptort. Erſt ſeit dem Beginne des XIV. Jahrhunderts legten die habsburgiſchen Landesfürſten beſonderen Wert auf ihre Burg zu Graz (Graecz) als einen Stützpunkt ihrer Macht im Lande und bemühten ſich darum, daß auch die Bürger größere Aufwendungen für die Befeſtigung ihrer Stadt machten. Von da an ließ man ihnen auch gewiſſe Stapelrechte zukommen und ſuchte den Handel zu heben, der bis dahin dem von Judenburg oder Leoben nicht annähernd gleichkam. Selbſt in Radkersburg (an der ungariſchen Grenze) ſind damals noch ausgedehntere Geſchäftsverbindungen unterhalten worden und Pettau, das Poetovium der Römer, beſaß lange vor Graz ein vortrefflich ausgearbeitetes Stadtrecht. Die landesfürſtliche Macht reichte nicht hin, um dem Vorrange, den Graz vor den anderen Städten des Landes als zeitweilige Reſidenz der Erzherzoge und ſeit Friedrich III. auch der Kaiſer beanſpruchen konnte, eine wirtſchaftliche Grundlage zu gewähren. Das Herzogtum Steiermark war ein Herrenland, das Bürgertum hat keinen großen Anteil an der Entwickelung ſeiner Kultur; weder die Bodenbeſchaffenheit noch die Verteilung der Nationalitäten hat auf die Geſtaltung des Landes einen namhaften Einfluß genommen, es iſt aus einer Anzahl von Marken und Territorien entſtanden, über welche Biſtümer, Stifter und betriebſame Grundherren ihre Rechte ausgedehnt haben. Geiſtlichkeit und Adel verfügten über die reichen Erträgniſſe der wohlbebauten Thäler, die nicht in den Händen weniger Latifundienbeſitzer zuſammenfloſſen, ſondern Hun-

Rüſtkammer im Landzeughauſe.



Hiſtoriſche Hellebarden und das Modell des Schloßbergs im Landzeughauſe.

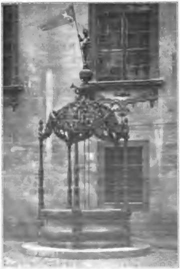
derten von freien oder lehenspflichtigen edlen Familien eine nicht glänzende, aber wohl anſtändige Exiſtenz gewährten. Ohne ihre Zuſtimmung konnte der Landesfürſt über keinen Mann und keinen Groſchen verfügen. Die Verteidigung des Landes mußten ſie größtenteils ſelbſt beſorgen; es bildete ſich daher, ſeitdem die Türken ihre Eroberungszüge in die Grenzlande des deutſchen Reiches verlegten, eine Landesverwaltung aus, die von der Verſammlung der Biſchöfe, Prälaten, Herren und Ritter ausging, denen auch Vertreter der Städte und Märkte zugezogen wurden. Dieſe Landtage wurden abwechſelnd in verſchiedene Orte einberufen; als ihre Geſchäfte jedoch ſich mehrten und „Verordnete“, ja ſelbſt Beamte beſtellt werden mußten, um auch dann für den Schutz des Landes durch Aufgebot und perſönlichen Zuzug das Nötige vorzukehren, wenn der Landtag nicht verſammelt war, da verlegten ſie ihre Kanzleien in die feſte Stadt Graz, und nun wetteiferten Stände und Fürſten darin, ſie gegen feindliche Angriffe immer beſſer zu ſichern, ſie wohnlich und zu einer Stätte der Bildung zu machen. Die „Landſchaft“ leiſtete dabei vermöge ihrer größeren Mittel weit mehr als der Kaiſer und Herzog. Sie ließ ſich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts (1558—1563) von dem italieniſchen Architekten Domenico de Lalio einen Palaſt bauen, in dem ihre Zuſammenkünfte ſtattfanden, die Hochzeiten der „Landleute“ ausgerichtet und wohl auch fürſtlichen Gäſten glänzende Feſte gegeben werden konnten. Sie füllte ihr „Zeughaus“ mit den beſten Waffen nicht nur aus einheimiſchen ſondern auch aus Augsburger und Brescianer Schmieden. Sie errichtete, nachdem faſt der ganze alte Adel evangeliſch geworden war, eine „Stiftsſchule“, an der tüchtige deutſche Schulmänner und Theologen aus Wittenberg und Tübingen wirkten, ſie beſtellte einen Johannes Kepler als „Landſchaftsmathematicus und Kalendermacher“, gab Buchdruckern und Formſchneidern Gelegenheit, ihre aufſtrebende Kunſt in Graz einzubürgern. Kein Beſucher von Graz unterlaſſe es, ſich in den prächtigen Höfen und Prunkſälen des Landhauſes umzuſehen, die jüngſt unter dem Landeshauptmanne Grafen Gundacker Wurmbrand mit Geſchmack und ſeltenem Stilverſtändnis ausgebaut und erneut worden ſind. Keiner verſäume es, die vier Stockwerke des Zeughauſes zu durchwandeln, das genau in dem Stande einer landſchaftlichen Rüſtkammer für das ſteieriſche Aufgebot erhalten iſt und Wehr und Waffen des XVI. und XVII. Jahrhundertes für 20 000 Mann enthält. Was aber ſonſt noch an Denkmälern jener für Graz ſo glücklichen Zeit erhalten iſt, in der deutſche und italieniſche Künſtler dauernde und lohnende Beſchäftigung fanden, das bewahrt unſer Landesmuſeum „Joanneum“ neben prähiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen, unter denen namentlich die mineralogiſche beſondere Schätze aufweiſt. Dort prangt auch in einer einbruchſicheren Vitrine der berühmte „Landſchadenbundbecher“, eines der koſtbarſten Erzeugniſſe Augsburger Goldſchmiedekunſt von höchſtem Werte. Es war der Ausdruck berechtigter Selbſtachtung und hiſtoriſcher Pietät, daß der ſteieriſche Landtag das großartige Angebot eines weltberühmten Sammlers von



Das Landhaus.

kunſtvollen „Goldſchätzen“ abgelehnt und das von den Vorfahren ſorgſam gehütete Kleinod dem Lande erhalten hat.

Die Gegenreformation hat Macht und Bedeutung der Stände gebrochen. Die beſten unſerer Grafen und Freiherren, die ihren Glauben nicht dem fanatiſchen Eigenſinn der bayeriſchen Maria und dem allen Vernunftgründen und Gemütsregungen unzugänglichen Eifer ihres Gatten Karl und ihres Sohnes Ferdinand, des nachmaligen Kaiſers, opfern wollten, zogen außer Landes. Der Reſt unterwarf ſich den Jeſuiten, mit deren Hilfe die erzherzogliche Familie die guten Grazer gründlich katholiſch zu machen verſtand. Während des XVII. Jahrhunderts bis tief in das achtzehnte hinein iſt Graz eine der bekannteſten Pflanzſchulen jeſuitiſcher Geſinnung, jeſuitiſcher Bildung, jeſuitiſcher Kunſtbeſtrebungen. Die 1586 gegründete Univerſität war ihre Domäne, hier verdarben ſie unſeren bis dahin tüchtigen und ſparſamen Adel, der im XVIII. Jahrhundert durch Unmäßigkeit und weit über ſein Vermögen reichenden Luxus tief verſchuldet wurde und auch ſeine wirtſchaftliche Stellung einbüßte, nachdem er während des Religionsſtreites durch die Unterwerfung unter die tyranniſche Handhabung eines uſurpierten Fürſtenrechtes die politiſche verloren hatte. Neue Familien, die ſich zu Vollſtreckern der von München und Ingolſtadt ausgehenden Anordnungen der ligiſtiſchen Partei her-



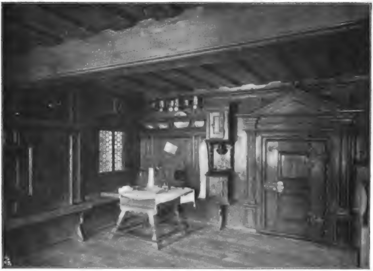
Brunnen im Landhaushof.

Digitized by Google

Die Domkirche.

gaben, kamen zu Einfluß und Reichtum, ſo die Eggenberge, die ſich nächſt Graz einen prächtigen Fürſtenſitz errichteten, und die aus Görz eingewanderten Attems, deren Stadtpalais noch heute neben dem Landhauſe als das edelſte Profanbauwerk von Graz angeſehen werden muß. Die ſchöne gotiſche Domkirche aus der Zeit Friedrichs III., deſſen Schlittenwagen mit dem A. E. J. O. U. im Muſeum ſteht, wurde in der Jeſuitenzeit vielfach durch unorganiſche Ein- und Zubauten und überladenen Altarſchmuck entſtellt. Dagegen erhielt ſie in den Elfenbeinſchreinen der Kaiſerin Eleonore, einer mantuaniſchen Prinzeſſin, einen Bildſchmuck von vollendeter Meiſterſchaft. Das neben der Domkirche errichtete Mauſoleum Ferdinands II. gilt als ein gutes Muſter der ſogenannten Prälaten-Architektur; Ilg hat es „die ſteinerne Lapidarletter der katholiſchen Reſtauration“ genannt.

Auf die Jeſuitenherrſchaft folgte in der Joſefiniſchen Zeit eine ziemlich kräftige, freigeiſtige Reaktion, die am Ende des XVIII. Jahrhunderts in einer für Litteratur und Theaterweſen begeiſterten Geſellſchaft ſich geltend machte. In ihr fand Erzherzog Johann, der jüngere Bruder des Kaiſers Franz, der ſchon in früher Jugend den Alpenländern die herzlichſte Sympathie entgegenbrachte, Geſinnungsgenoſſen und warme Anhänger. Der landſchaftliche Reiz der Stadt, wie die ernſten geiſtigen Beſtrebungen der gebildeten Kreiſe und die ſprichwörtliche „Biederkeit“ ihrer Bevölkerung beſtimmten den hochbegabten und von Humanität und Wiſſensdrang erfüllten Prinzen, bald nachdem die hartnäckige, tapfere Verteidigung des Schloßberges gegen die Franzoſen 1809 die öſterreichiſchen Patrioten mit freudiger Bewunderung erfüllt hatte, ihr ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken und endlich in ihr ſeinen bleibenden Wohnſitz zu nehmen, nachdem er die Auſſeer Poſtmeiſterstochter zur Frau genommen hatte. Eine Fülle des Segens ging vom „Prinzen Johann“, der volkstümlichſten Geſtalt des verjüngten Hauſes Habsburg, auf Steiermark und Graz aus. Das Landesmuſeum, die techniſchen Lehranſtalten, die Landesbibliothek, das Landesarchiv, die Landwirtſchafts-Geſellſchaft, die erſte Sparkaſſe, der Induſtrie- und Gewerbeverein und viele andere wichtige ökonomiſche Inſtitute ſind auf die Anregung des Erzherzogs zurückzuführen. Viele hat er mit



Bauernſtube vom Jahre 1568 im Landesmuſeum.

ſeinen Mitteln unterſtützt, viele bis an ſein Ende geleitet und überwacht. Auch die hiſtoriſche Forſchung hat durch ihn die eifrigſte Förderung erfahren. In ihr erblickte er die niemals verſiegende Quelle des Nationalgefühls, das lange in ihm lebendig wirkte, bevor er als Reichsverweſer nach Frankfurt zog. Die deutſchen Naturforſcher und die deutſchen Landwirte hat das hohe Intereſſe und die Verehrung für den erlauchten Förderer der Wiſſenſchaft in den vierziger Jahren nach Graz geführt. Er war der Mittelpunkt der erhebenden Feſtlichkeiten, bei welchen die Steierer ihrer Treue und Anhänglichkeit an das gemeinſame Vaterland den herzlichſten Ausdruck gaben.

Die nationale Stimmung, die ſich durch und um den großen Wohlthäter der Steiermark auch in Graz eingewurzelt hat, war innigſt verbunden mit jener jugendfriſchen Kraft, die damals auch die ſchaffenden Elemente, namentlich im Bergbau und Hüttenweſen, durchdrang. Man war des Fortſchrittes bewußt, den man durch Fleiß und Emſigkeit erreicht hatte, und freute ſich der Achtung, welche die alpenländiſchen Deutſchen um ihrer Tüchtigkeit willen nicht nur bei ihren Brüdern, ſondern auch bei anderen Nationen genoſſen. Die Vertreter der Stadt Graz haben auch hervorragenden Anteil an der Einführung freiheitlicher Einrichtungen genommen, als die erſten Verſuche parlamentariſcher Regierung in Öſterreich gemacht wurden, die Selbſtverwaltung hat ſich raſch und erfolgreich entwickelt, nachdem eine Reihe einſichtsvoller und uneigennütziger Männer ihr ſeine Dienſte hingebungsvoll gewidmet hatte. Neben dem Standbilde Anaſtaſius Grüns, der die letzten Jahrzehnte ſeines Lebens hier verbracht hat, blinkt heute das Marmorbild des Ritters von Franck durch die Laubwände des von ihm geſchaffenen Stadtparkes, des erſten freigewählten Bürgermeiſters dieſer Stadt, der es verſtanden hat, den edelſten Bürgerſinn zu pflegen und die Sorge für einen geordneten Haushalt mit idealen Beſtrebungen zu verbinden. Die Richtung, die das öffentliche Leben durch ihn erhielt, wurde von den ihm nachfolgenden Stadtvätergeſchlechtern im weſentlichen eingehalten, Graz iſt ein fortſchrittlich geleitetes Gemeinweſen mit einem trefflich beſtellten Schulweſen und einer nach dem Elberfelder Syſtem eingerichteten Armenpflege, der ſich viele Hunderte von hochherzigen Männern und Frauen ausdauernd hingeben.

Die idylliſche Ruhe, die man einſt hier gefunden hat, die Schubert bei ſeinen Beſuchen in Graz entzückt, Hamerling ſo ſehr angezogen, Holtei lange an dieſen Ort gefeſſelt hat, die ließ ſich nicht erhalten. Die nationalen und ſozialen Kämpfe der Gegenwart werden auch in Graz mitgefochten, freilich zu geringem Vergnügen jenes Teiles der Bevölkerung, der ſich zwar noch zur Kritik berufen glaubt, von der Arbeit, die der Tag mit ſich bringt, jedoch enthoben ſein will. Es iſt eine notwendige Folge der vielfachen geiſtigen Anregungen, die Graz bietet, daß es auch von den Bewegungen erfaßt wurde, die aus dem Widerſtreite der aller Feſſeln entledigten nationalen Begehrlichkeit in Öſterreich entſtanden ſind, ja kaum hintanzuhalten waren. Gerade die Anſammlung ſchaffender Kraft, in der wir den Vorzug der ſteiermärkiſchen Hauptſtadt erblicken müſſen, wird ſie davor bewahren, ſich in unfruchtbare Oppoſition zu verlieren und aus blindem Glauben an die Heilkraft brutaler Parteidogmen die Mitwirkung an der Löſung der unſer ſtaatliches Leben hemmenden Gegenſätze zu verſagen. Graz wird eine deutſche Burg und Hauptfeſte bleiben, wenn es ſich nicht nur in der Abwehr von Angriffen Genüge leiſtet, ſondern die Thatkraft ſeiner Bürger auch auf die ſtetige Entwicklung ihres Wohlſtandes und auf die Wiederherſtellung jener Zuſtände richtet, unter welchen die fruchtbringende Kulturarbeit allein gedeihen kann.

Denkmal des Dichters Anaſtaſius Grün
(Alexander Grafen von Auersperg) im Stadtpark.

Sie gehn im Licht —

Sie gehen Hand in Hand.
Erst wollte ihr Herz versagen,
Als konnten sie es nicht tragen:
Sie trugen es Hand in Hand.

Die Liebe hat sie verklärt.
Da musste der Kummer vergehen.
Sie fühlen nicht Nöte, nicht Wehen:
Die Liebe hat sie verklärt.

Franz Evers.

Digitized by Google

Der Buren Ende.

Von

Georg von Alten.

(Abdruck verboten.)

Mehr als zwei und ein halbes Jahr hat die Kriegsfurie in Südafrika gewütet, ehe das kleine Volk der Buren der britiſchen Weltmacht erlag. Nach der fieberhaften Spannung, mit der man in Europa den Nachrichten in der erſten Zeit des Krieges lauſchte, hatte man ſich faſt ſchon an den chroniſchen Kriegszuſtand im fernen Süden gewöhnt, wenn auch menſchliche Teilnahme mit den Leiden des ſchwer heimgeſuchten Volkes das Intereſſe der Welt rege hielt.

Nachdem nun der letzte Widerſtand der tapferen Verteidiger ihres Vaterlandes erlahmt iſt, ſcheint es angebracht, einen Rückblick auf das ergreifende Schauſpiel zu werfen und die Ergebniſſe des langen Kampfes zu erwägen.

Von geſchichtlicher Genauigkeit und Zuverläſſigkeit wird man abſehen müſſen, denn die Berichterſtattung beruht faſt ausſchließlich auf engliſchen Quellen, die keineswegs überall klar, vielfach ſogar abſichtlich getrübt ſind.

Die großen Züge des bedeutungsvollen Geſchichtsabſchnittes ſtehen jedoch feſt und werden durch Einzelberichte kaum weſentliche Änderung erleiden.

Nachdem 1814 durch den Pariſer Frieden die holländiſche Niederlaſſung am Kap der guten Hoffnung den Engländern zugeſprochen war, zogen die alten Beſitzer des Landes, die Buren, nicht gewillt, ſich unter das britiſche Joch zu beugen, in Scharen nordwärts und gründeten, fern vom Kap, neue Staaten. Das am Meere gelegene Natal wurde ſchon 1835 ebenfalls den Briten zur Beute. Im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ſchloſſen ſich jedoch die Anſiedelungen im Binnenlande zu zwei unabhängigen Gemeinweſen zuſammen, dem Oranje-Freiſtaat und der Republik Transvaal, letztere ſeit 1884 „ſüdafrikaniſche Republik“ genannt.

Das Gebiet beider Länder, als Ganzes betrachtet, iſt erheblich größer als das Königreich Preußen, die Einwohnerzahl beträgt aber wenig mehr als eine Million Menſchen, von denen etwa 350 000 Weiße und unter dieſen wieder nur etwa 250 000 Buren ſind.

In blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen mußten die Buren ihren Beſitz erſtreiten und mit der Büchſe in der Hand verteidigen. Der Bauer blieb Krieger ſein Leben lang, der Wildreichtum des Landes machte ihn zu einem vortrefflichen Jäger und Schützen, die weiten Strecken, die ihn vom Nachbar trennten, feſſelten ihn an den Sattel und gewöhnten das Pferd an den Reiter, dem es gehorſam wie ein Hund folgt. Von Gefahren umgeben und auf gegenſeitige Hilfe angewieſen, bildete ſich ein Geſchlecht zuverläſſiger, treuer Menſchen von zäher Ausdauer, ſittlichem Familienleben, chriſtlicher Geſinnung und einfachen, etwas rauhen Gewohnheiten, das fremdem Einfluß ſtarren Widerſtand entgegenſetzte und dem unterworfenen Schwarzen ein ſtrenger, oftmals harter Herr war. Über ſich aber mag der Bur in trotzigem Freiheitsgefühl keinen Herrſcher anerkennen, nur den ſelbſtgeſchaffenen, für die nächſten Lebensbedingungen ausreichenden Geſetzen beugt er ſich.

Lange Zeit hindurch blieben beide Staaten von England unbehelligt. Als aber die Mineralreichtümer von Kimberley und Johannisburg entdeckt wurden, erwachte deſſen Habgier. Transvaal wurde 1877 annektiert, erkämpfte ſich jedoch 1880/81 durch den Sieg am Majubaberge die Unabhängigkeit zurück.

Der engliſche Nationalſtolz hätte die

Niederlage vielleicht mit der Zeit verſchmerzt, die Gewinnſucht aber wollte die Goldgruben nicht miſſen, und die Weisheit des Präſidenten der ſüdafrikaniſchen Republik Paul Krüger rüſtete ſeitdem insgeheim für den Entſcheidungskampf.

Daß die Schweſterrepublik in dieſen Kampf verwickelt werden würde, daß ihr Schickſal mit dem Transvaals unlöslich verbunden ſei, überſah man mit klarem Blick. Der Oranjefreiſtaat trat deshalb an die Seite der Transvaalburen, um mit ihnen zu ſtehen oder zu fallen. Mit Treue haben die Oranjeburen das Bündnis gehalten, und ihr Präſident Steijn iſt einer der feſteſten Felſen in der Kriegsſtürme Brandung geweſen.

Die eigentümliche Miſchung von privaten und öffentlichen Intereſſen, welche je länger je mehr der engliſchen Politik die Wege weiſt, erklärt die überraſchende Erſcheinung, daß man zunächſt dem Unternehmungsgeiſt eines kühnen, weitblickenden Privatmannes, Cecil Rhodes, die Eroberung des Dorado überließ, ein Beweis ſowohl von erſtaunlicher Unkenntnis, als auch dafür, daß man in der That den ſchweren Schlag vom Majubahill faſt vergeſſen hatte.

Der von Rhodes ins Werk geſetzte Raubzug des Dr. Jameſon ſcheiterte kläglich, öffnete aber denjenigen Buren, die etwa noch gezweifelt hatten, die Augen für die drohende Gefahr und ſpornte die Freiſtaaten zu eifriger Fortſetzung ihrer Rüſtungen an.

Deren Unterwerfung war in England beſchloſſene Sache. Afrika ſoll vom Kap bis zum Nil engliſch werden, und das britiſche Machtbewußtſein, das ſich nicht ſcheute, den Franzoſen bei Faſchoda den Weg zu ſperren, glaubte mit den Buren leichtes Spiel zu haben. Den Vorwand zur Einmiſchung in die Angelegenheiten Transvaals boten die Eingaben aufgewiegelter Engländer, die, unter dem Schutze der Buren lebend, die Goldminen des Landes ausbeuteten und ſtaatliche Gleichberechtigung mit den Burghers verlangten. Vergebens waren die kluge Mäßigung und Nachgiebigkeit des Volksraads, der den Engländern weit entgegenkam. Man mußte in Pretoria und Bloemfontein, den Hauptſtädten der beiden Republiken, erkennen, daß man zum Schwerte greifen oder die Freiheit opfern müſſe.

Als trotz neuer Vermittelungsvorſchläge ſich die engliſchen Truppen im Kaplande und in Natal gegen die eigenen Grenzen zuſammenzogen, als in England und Indien Verſtärkungen für die afrikaniſchen Garniſonen mobil gemacht wurden, als die Forderung auf Einſtellung der Kriegsvorbereitungen am 11. Oktober 1899 vom Londoner Kabinett abgelehnt ward, blieb den Buren nur übrig, den Feldzug zu eröffnen, wenn ſie nicht abwarten wollten, bis der Aufmarſch der britiſchen Übermacht beendet war. Sie befanden ſich in derſelben Lage wie Friedrich der Große im Jahre 1756, als er von dem Angriffsbündnis ſeiner Feinde erfuhr und ihnen zuvorkommen mußte, wenn er nicht erdrückt werden wollte. Nur daß die Buren den Engländern zuvor kein Schleſien abgenommen hatten. Sehr aufrichtig handelt das britiſche Kabinett nicht, wenn es die Burenſtaaten als gewiſſenloſe Räuber darſtellt, die das unſchuldige England mitten im tiefſten Frieden überfielen, um es aus Afrika zu vertreiben.

Der kraftvolle Entſchluß der Freiſtaaten, die Fehler der Engländer, die eigene gute Rüſtung und ſchnelle Kriegsbereitſchaft gaben den Buren zu Beginn der Operationen große Vorteile in die Hand. Ihre Streitkräfte ſind zwar nur ſchätzungsweiſe anzugeben, werden aber wenig unter 50 000 Mann betragen haben, ſämtlich gut beritten, dadurch beweglicher als jedes europäiſche Heer und doch zum Infanteriegefecht ausgezeichnet befähigt. Auch mit guten Geſchützen war das buriſche Milizaufgebot hinreichend verſehen. Was an militäriſcher Schulung fehlte, erſetzte zum Teil die hohe Schießfertigkeit und die Gewöhnung an Entbehrungen und Anſtrengungen, die den Buren anſpruchslos macht und den Troß verringert.

Zunächſt ſtanden nur etwa 20 000 Engländer im Felde, ſorgloſerweiſe in weitgetrennte Gruppen geteilt.

Die ſtärkſte derſelben, die Natal Force, unter General White, etwa 14000 Mann mit 50 Geſchützen, wurde bei Ladyſmith in einem weit in das feindliche Gebiet vorſpringenden Winkel Natals verſammelt, während die übrigen ſchwachen Kräfte am Oranjefluß, bei den koſtbaren Diamantgruben von Kimberley und in dem fern gelegenen Mafeking verwandt wurden.

General White bei Ladyſmith bot den Buren das natürliche nächſte Operationsziel.

Ehe Verſtärkungen eintrafen, mußte er aller Vorausſicht nach der Übermacht erliegen.

Schon dieſer erſten Probe hielten jedoch das loſe Gefüge des Milizheeres der Buren, die mangelhafte Schulung und Befähigung ſeiner Führer nicht Stand. Die Unbeweglichkeit des engliſchen Generals, der ſich, vielleicht auf höhere Weiſung hin, von den bei Ladyſmith aufgehäuften Vorräten nicht trennen mochte, oder den trotziger Soldatenſtolz an den Platz bannte, bot den Buren die unerwartet günſtige Gelegenheit zu einem großen entſcheidenden Schlage. Vollkommen umzingelt, hätte er den Angriffen von allen Seiten nur kurze Zeit widerſtehen können und im freien Felde die Waffen ſtrecken müſſen, den Buren den Weg zur Küſte öffnend, wo ſie lange vor den britiſchen Verſtärkungen eintreffen und deren Landung verhindern konnten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Erfolg einen Maſſenaufſtand der Burenbevölkerung des Natalgebietes und des Kaplandes hervorgerufen und vielleicht das ganze Geſchick Südafrikas gewendet hätte.

Statt deſſen begnügten ſich die Buren mit der Einſchließung Whites und der Abwehr ſeiner Durchbruchsverſuche, ihm Zeit gewährend, die offene Stadt Ladyſmith in ein befeſtigtes Lager zu verwandeln. Die Erklärung der Buren, daß ein Angriff zu viel Blut gekoſtet und ihre Zahl zu ſtark vermindert haben würde, iſt nicht ſtichhaltig. Wieviel Menſchenleben hätte die frühe Beendigung des Krieges erſpart, wieviel Streiter hätte der Schlachterfolg der Burenſache zugeführt! — Schon damals (Ladyſmith wurde bereits am 30. Oktober 1899 eingeſchloſſen) ſcheinen Beurlaubung und eigenmächtige Entfernung die Zahl der Buren geſchwächt zu haben, denn ſonſt wäre es unbegreiflich, daß deren geſamte, auf 35000 Mann zu ſchätzende Streitmacht thatenlos vor Ladyſmith liegen blieb und den engliſchen Verſtärkungen die Landung bei Durban wie im tiefſten Frieden geſtattete. Nicht einmal die dorthin führenden Bahn- und Telegraphenlinien wurden zerſtört, ſo daß General White durch den Heliographen mit nahegelegenen Orten und von dieſen in unausgeſetzter Drahtverbindung mit Durban und der Heimat blieb und die gelandeten britiſchen Truppen auf Eiſenbahnzügen bis dicht an die Burenſtellung heranrollen konnten.

Hier wie im ganzen Verlauf der erſten Abſchnitte des Krieges ſteht man vor einem Rätſel. Man ſollte glauben, daß es den unermüdlichen Reitern, die jeden Schlupfwinkel des Landes kannten und von ihren Stammesgenoſſen vortreffliche Kundſchafternachrichten erhielten, ein Leichtes geweſen wäre, die empfindlichen Eiſenbahn- und Telegraphenverbindungen der Engländer, die ſchließlich Tauſende von Kilometern weit durch Feindesland führten, dauernd gebrauchsunfähig zu halten. Dem engliſchen Eroberungsheere, deſſen Ernährung, deſſen Ergänzung an Perſonal, Pferden, Munition und ſonſtigem Kriegsbedarf faſt ganz auf den Eiſenbahnen nachgeführt werden mußte, wäre damit der Lebensnerv abgeſchnitten worden. Nimmermehr hätte es ſpäterhin die weiten Strecken durch das dünn bevölkerte Land mit ſeinen klimatiſchen und Verkehrsſchwierigkeiten in ſchnellem Marſche durchmeſſen und deſſen Hauptſtädte beſetzen können, wenn die Eiſenbahnen den Dienſt verſagten. Unmöglich wäre es den engliſchen Führern geweſen, Übereinſtimmung in die Bewegung ihrer Kolonnen zu bringen ohne die raſche Verſtändigung durch den Telegraphen. Die wenigen Fälle, in denen es während dieſer Kriegsperiode glückte, die Eiſenbahn im Rücken der Engländer zu unterbrechen, verurſachten wochenlange Verzögerungen der Operationen und bedenkliche Zerſplitterung der engliſchen Streitkräfte. An techniſchen Zerſtörungsmitteln kann es den Buren, in deren Bergwerken täglich Dynamit gebraucht wurde, kaum gefehlt haben, und das Durchſchneiden von Telegraphendrähten, das Umwerfen von Telegraphenſtangen, das Vernichten telegraphiſcher Apparate iſt kein beſonderes Kunſtſtück. Trotzdem hat das Kriegsamt in London mit großer Regelmäßigkeit faſt täglich Telegramme vom Kriegsſchauplatz erhalten und dorthin ſenden können.

Rätſelhaft erſcheint auch die Wirkſamkeit der gepanzerten Eiſenbahnzüge, die von den Buren meiſt vergeblich mit Geſchütz- und Gewehrfeuer angegriffen wurden, während die Aufhebung einiger Schienen ſie hilf- und wehrlos hätte machen müſſen.

Leichtfertigerweiſe hatte man in England geglaubt, den Beginn des Krieges ſelbſt beſtimmen zu können. Nach dem Ultimatum Krügers wurde die Mobilmachung und

Abſendung des aus etwa 40 000 Mann, einſchließlich der Nichtſtreitbaren, beſtehenden Armeekorps beſchleunigt, mit dem man die Unternehmung durchführen wollte. Welch ungeheurer Troß die britiſchen Truppen belaſtet, ergibt ſich bereits aus der Zahl von 10 000 Pferden und 10 000 Maultieren, die organiſatoriſch zu dem Armeekorps gehörten. Auf dem Kriegsſchauplatze mußte dieſe Zahl noch erhöht und der Train durch unendliche Kolonnen von Ochſenwagen ergänzt worden. Der Erſatz an Pferden und Maultieren während der Kriegsjahre bei dem zeitweiſe auf eine Sollſtärke von 250 000 Mann vermehrten Heere war eine der größten Schwierigkeiten, mit denen die Leitung zu kämpfen hatte. Die Verbrauchsziffer an dieſen Tieren, die aus allen Ländern der Erde nach Afrika gebracht wurden, wird, wenn man ſie je erfährt, eine unerhörte ſein, denn die Meerfahrt und die unmittelbar darauf von den ermatteten Geſchöpfen geforderten Anſtrengungen waren derart verderblich, daß nur ein kleiner Teil die Truppen in der Front erreichte.

Welches Unheil mußte ſich einſtellen, wenn keine Eiſenbahn aushalf?

An die Spitze des Heeres wurde der populärſte General Englands geſtellt, Sir Redvers Buller, der ſchon manchen Strauß in Afrika rühmlich durchgefochten und vor kurzem bei den großen Manövern auf der Salisbury-Heide durch ſeine Friſche und Jovialität Soldaten und Zeitungsſchreiber entzückt hatte. Über ſeinen urſprünglichen Kriegsplan iſt nichts Sicheres bekannt. Jedenfalls wurde er durch die verzweifelte Lage des Generals White beeinflußt, und niemand wird dem Feldherrn einen Vorwurf daraus machen, daß er den bedrängten Kameraden in Ladyſmith zu Hilfe eilte. Nicht nur der Ehre wegen, denn deren Befreiung konnte auch der nüchternen Berechnung als das nächſte und wichtigſte Ziel gelten. Daß der General indeſſen nur die Hälfte ſeines Armeekorps zu dieſem Zweck verwendete, war ein Fehler, der ſich blutig rächen ſollte. Es iſt freilich leichter, nachträglich am Schreibtiſch Kritik zu üben als im Drange der Ereigniſſe, unter einer Flut widerſprechender Nachrichten, vielleicht auch unter dem Drucke höherer Weiſungen und politiſcher oder gar kommerzieller Rückſichten (Kimberley!) die Entſcheidung zu treffen. Weit muß man deshalb ein Verdammungsurteil abweiſen und man darf zu Bullers Entſchuldigung auf die ſchwere Verantwortlichkeit hindeuten, die er übernahm, wenn in der von Truppen entblößten Kapkolonie ein allgemeiner Aufſtand ausbrach. Stand ſolche Gewitterwolke überhaupt am Horizont, ſo war die Teilung des Heeres mehr der engliſchen Regierung Fehler, die den Krieg mit unzureichenden Kräften begann, als die Schuld des Heerführers. Ein Fehler aber bleibt es, der den Buren zu Gute kam.

Auch dieſe hatten den erſten Grundſatz der Feldherrnkunſt, der in dem Zuſammenfaſſen aller Kräfte auf das Hauptziel zu finden iſt, außer acht gelaſſen und einen erheblichen Teil ihrer Macht zu untergeordneten Zwecken, zum Angriff auf Mafeking und Kimberley und zur Deckung der Grenze am Oranjefluß verwendet. Die Zerſtörung der Eiſenbahnen auf dem engliſchen Grenzgebiet durch kleine Streifparteien und eine leichte Beobachtung am Oranjefluß hätten genügt. Um 15 000 Mann ſtärker hätte das Burenheer in Natal auftreten können.

An den Aufmarſch des engliſchen Armeekorps, der in der Zeit vom 20. November 1899 bis zum Ende des Monats mit Hilfe der Eiſenbahnen nahe an den feindlichen Stellungen ohne Störung ſtattfand, ſchloß ſich die dramatiſche Periode des Ringens der Maſſen in blutigen Schlachten und Gefechten. Zum Schutze der Einſchließung von Ladyſmith legte ſich der Oberfeldherr der Buren, der greiſe Joubert, am Tugela dem Bullerſchen Entſatzheere vor. Zur Deckung der Belagerung von Kimberley ſtellte ſich Cronje am Modderriver der Diviſion des Lords Methuen entgegen, während in der Mitte der Operationsfront die engliſchen Generale Gatacre und French unter herben Rückſchlägen das Vordringen der Buren über den Oranjefluß aufzuhalten ſuchten.

Auf beiden Flügeln des Kriegsſchauplatzes, am Tugela und am Modderfluß, zeigten die Gefechte eine überraſchende Ähnlichkeit. In geſchickt angelegten Verſchanzungen erwarteten die Buren den Feind, deſſen verſchwenderiſches und ziemlich unſchädliches Artilleriefeuer ſie kaum erwiderten und deſſen frontalen Infanterieangriff ſie dann blutig zurückwieſen. Hier wie dort keine Verfolgung des geſchlagenen Gegners, keine Ausnutzung des Sieges, die vermutlich deſſen Vernichtung herbeigeführt hätte, — hier wie dort unthätiges Abwarten der Buren, während die Engländer wie bei Friedensmanövern in die Ruhe des bequemen Lagers zurückkehren konnten, um nach einigen Tagen oder Wochen den Angriff in wenig veränderter Form aufs neue zu unternehmen und aufs neue zurückgeworfen zu werden. Dieſelbe tapfere Hartnäckigkeit, aber auch dieſelbe Schwerfälligkeit auf beiden Seiten. Konnten die Buren ſich nicht zur Verfolgung entſchließen, ſo die Engländer nicht zu freiem, kühnem und ſchnellem Manöver, um des Feindes verſchanzte Stellung von der Flanke zu faſſen. Die in dieſer Hinſicht von Sir Buller gemachten Verſuche führten nicht zum Ziele, da ſie nicht weit genug ausholten und nur von ſchwachen Nebenkolonnen ausgeführt wurden, die keine Entſcheidung bringen konnten.

Hinderlich war freilich der gewaltige Troß, ohne den man ſich nicht von der nährenden Eiſenbahn zu entfernen wagte, weil Tommy Atkins, der geworbene und recht empfindliche Soldat, großen Wert auf regelmäßiges Frühſtück legt und ſein Gepäck nicht ſelbſt zu tragen liebt. Dadurch wurden die Umgehungsmärſche übermäßig verlangſamt und verfehlten den Überraſchungszweck. Andererſeits verſagte auch die taktiſche Schulung des britiſchen Heeres, die ſich mit kurzem Wort als mißverſtandene, formale Anwendung der deutſchen Reglements bezeichnen läßt, und über die ernſten Schäden des britiſchen Heeresersatzes half der unbeſtreitbare Heldenmut der Offiziere, die in unverhältnismäßiger Zahl der feindlichen Kugel zum Opfer fielen, nicht völlig hinweg.

Einer ernſten Verfolgung wären die geſchlagenen engliſchen Truppen wahrſcheinlich erlegen. Der hohen Anforderung an Disziplin und Führergewandtheit aber, die eine nachdrückliche Verfolgung ſtellt, war bei aller Tapferkeit des einzelnen Mannes das Milizheer der Buren nicht gewachſen.

So rieben ſich die Kräfte beider Gegner in monatelangen harten Kämpfen auf, ohne eine Entſcheidung zu finden, bis Verſtärkungen aus England und das Eintreffen eines britiſchen Feldherrn von hoher Begabung das Schickſal wandten.

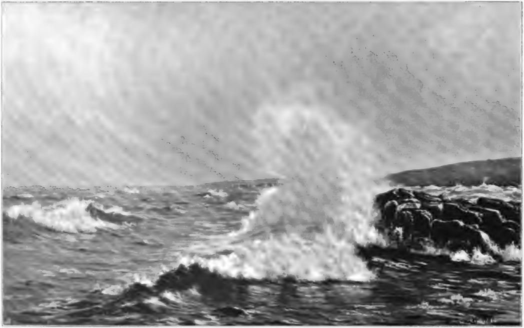
Schon Ende Oktober hatte das Londoner Kriegsamt die Mobilmachung einer fünften Diviſion*) und bis Mitte November einer ſechſten und ſiebenten Diviſion angeordnet, als der Verlauf des Feldzuges die Verkehrtheit der bisherigen ſanguiniſchen Auffaſſung erwies. Außerdem wurden die Anerbietungen der Kolonien zur Geſtellung von Truppen angenommen, die freilich weder an Zahl noch an Tüchtigkeit Bedeutung beanſpruchten, und es wurden, da die aktive Armee und deren Reſerve nahezu erſchöpft war, mit großem Geldaufwand Freiwillige in der engliſchen Miliz, der Yeomanry (berittene Miliz) und den Volunteers in England wie am Kap angeworben, ſowohl zum Erſatz der Verluſte wie zur Bildung neuer Truppenkörper. Konnten die letzteren auch ihrer mangelhaften Ausbildung wegen zunächſt nicht gegen den Feind geführt werden, ſo vertraute man ihnen doch den Schutz der Etappenſtraßen an und entlaſtete ſo die Feldarmee. Zu Anfang des Jahres 1900 ward mit Not und Mühe eine achte engliſche Diviſion aufgeſtellt, und am 1. Februar erklärte der Unterſtaatsſekretär des Kriegsamtes im Parlament, daß demnächſt 180 000 Mann mit mehr als 300 Geſchützen in Südafrika ſtehen würden. Dieſe Ziffer bedeutet wohl nur die Sollſtärke und iſt ſchwerlich in Wirklichkeit erreicht worden, denn die Verluſte an Toten und Verwundeten betrugen nach amtlichen Angaben bis zum April 23 000 Mann, an Kranken über 40 000 Mann, von denen mehr als 42 vom Hundert ſtarben. Auch die Verluſte an Pferden und Maultieren ſetzten die Schlagfertigkeit des Heeres herab. Diejenigen an Pferden wurden vom Kriegsamt anfänglich auf 5000, ſpäter auf 10 000 Stück monatlich veranſchlagt.

Immerhin verfügte der neue Oberfeldherr, Lord Roberts, als er anfangs Februar 1900 am Kap eintraf, über vier friſche Infanterie-Diviſionen, ſowie erhebliche Verſtärkungen an Kavallerie und berittener Infanterie, und brachte reichen Erſatz für die Verluſte mit.

Durch die Nachrichten über den traurigen Zuſtand der noch immer in Ladyſmith

---

*) Die 1. bis 3. Diviſion bildeten das Armeekorps Bullers, als 4. Diviſion wurden die ſchon vorher in Südafrika befindlichen Truppen bezeichnet.



Brandung bei Bornholm. Nach dem Gemälde von J. H. Brandt-Kopenhagen.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

eingeſchloſſenen Truppen Withes und den nicht viel beſſeren der Truppen Bullers ließ Lord Roberts ſich in ſeinem Plan nicht beirren, ſondern ſetzte ſeine ganze Kraft an der ſüdweſtlichſten Ecke des Kriegsſchauplatzes ein, wo Lord Methuen an Cronjes Front geſcheitert war. Dorthin war die Eiſenbahn frei, dort konnte die friſche Kraft am früheſten wirkſam werden und bald die Hauptſtadt des Orangefreiſtaates bedrohen. Der Erfolg hat dem engliſchen Feldherrn recht gegeben. Man kann ſich jedoch das Bedenkliche ſeines Entſchluſſes nicht verhehlen. Wenn in den nächſten Wochen Ladyſmith fiel und die Armee Bullers, die eben, am 25. Januar, den letzten vergeblichen und überaus verluſtreichen Angriff unternommen hatte, zu weiterem Widerſtande unfähig, auf Durban zurückgeworfen, vielleicht auf die Schiffe gedrängt wurde, ſo war ein Erfolg am Modderriver von geringer Bedeutung. Nichts hinderte dann die Hauptmacht der Buren zurückzukehren und ſich gegen Lord Roberts zu wenden. Je weiter der Lord inzwiſchen in den Oranjeſtaat eingedrungen war, um ſo mehr Truppen mußte er an der langen Etappenſtraße zurückgelaſſen und durch Strapazen verloren haben, um ſo ſchwerer wäre ſeinem Heeresteil der Sieg geworden. Auch Lord Roberts' Plan brachte eine gefährliche Teilung in zwei weit getrennte Gruppen. Daß er trotzdem gelang, lag weſentlich in der gekennzeichneten ſchwerfälligen, rein defenſiven Kriegführung der Buren und in der des weiteren Blickes und der großen Entſchlüſſe ermangelnden Führung durch den kränkelnden Joubert. Hat Lord Roberts dieſe Elemente mit in Rechnung gezogen, ſo war er im Recht, ſie gehören ebenſo wie Entfernungen und Stärkeziffern in die Kombinationen des Feldherrn.

Auf Frontalangriffe verzichtend, vielmehr die feindliche Flanke umfaſſend, gelang es der mehr als zehnfachen Überlegenheit der britiſchen Truppen unter Lord Roberts leicht den ſchwachen Heeresteil Cronjes, der nur noch 4—5000 Mann ſtark war, zu überwinden und ihn, den der Eigenſinn des Führers mißleitete, nach tapferer Gegenwehr gefangen zu nehmen. Da der Weg nach Bloemfontain nicht ſtreitig gemacht wurde, ſo erreichte Lord Roberts dieſe Stadt ſchon um die Mitte des März. Hier forderten die Nachſchubſchwierigkeiten und der Zuſtand des engliſchen Heeres einen mehrwöchentlichen Halt, der um ſo unbedenklicher gewährt werden konnte, als der Burenfeldherr Joubert unmittelbar nach Empfang der Nachricht von Cronjes Schickſal jede Hoffnung auf fernere Durchführung der Operationen in Natal aufgab, die Belagerung von Ladyſmith, das unmittelbar vor der Ergebung ſtand, abbrach und ſeine Truppen in der Richtung auf Kroonſtadt zurückmarſchieren ließ, vermutlich in dem kurzſichtigen Beſtreben, die Grenzen Transvaals zu verteidigen. Joubert ſelbſt begab ſich nach Pretoria, wo er am 27. März ſeinen Leiden erlag. An ſeiner Stelle übernahm der junge und thatkräftige Louis Botha den Oberbefehl, zu ſpät um das rollende Rad aufzuhalten.

Wie auf des Meſſers Schneide hatte in dieſen Tagen noch die Entſcheidung geſtanden. Das ergibt ſich klar aus dem Zuſtande, in dem ſich die Bullerſchen Truppen und die Garniſon von Ladyſmith befanden. Letztere war nicht nur zeitweiſe operationsunfähig, ſondern überhaupt nicht mehr verwendbar. Daß ihr Kommandeur, der General White, mit ſolch verbrauchten und niedergedrückten Truppen bis zur endlichen Befreiung ſtandgehalten, gereicht ihm zu hohem Ruhme. General Bullers Heer bedurfte, nachdem es in den Tagen vom 14. bis 25. Februar ſelbſt gegen die ſchwache Arrièregarde Jouberts nichts hatte ausrichten können, einer Ruhe von zwei und einem halben Monat.

Die Raſt des engliſchen Hauptheeres bei Bloemfontain wurde vielfach durch Unternehmungen der Buren geſtört, die nunmehr unter geſchickten und kühnen Führern wie De Wet, Delarey und Olivier den kleinen Krieg begannen. Es bedurfte umfaſſender Operationen der ermatteten engliſchen Truppen, denen es in dieſer Periode beſonders an Pferden mangelte, um unter mannigfachen Rückſchlägen und ſchweren Verluſten die Buren wenigſtens zeitweiſe aus Rücken und Flanke vor die Front zu drängen, und erſt am 30. April konnte Lord Roberts den Weitermarſch an der nach Pretoria führenden Eiſenbahn antreten.

Seine Hoffnung, die letzte noch im Felde ſtehende geſchloſſene Streitmacht der

der Buren unter Louis Botha, mit Hilfe geſchickter Flankenumfaſſungen entſcheidend zu ſchlagen oder in Pretoria einzuſchließen, erfüllte ſich nicht. Botha wußte einer Niederlage ebenſo geſchickt auszuweichen und ging über Pretoria zurück, jede Blöße, die ihm die engliſchen Unterführer gaben, zu kräftigem Schlage ausnutzend.

Am 5. Juni 1900 rückte Lord Roberts mit zwei Diviſionen in Pretoria ein, da die Unternehmungen der Streifparteien in ſeinem Rücken ihn zur Entſendung der übrigen Kräfte zwangen. Deren Übermacht gelang es im Laufe des Juni, Juli und Auguſt einige der kühnen Parteigänger unſchädlich zu machen. Olivier und Prinsloo wurden mit mehreren Tauſend Mann gefangen genommen, De Wet und Delarey aber entſchlüpften den engliſchen Schlingen.

Auch in Pretoria fand das Eroberungsheer noch keine Ruhe. Botha hielt ſich in der Nähe und brachte den engliſchen Vortruppen manche Niederlage bei, ſo daß der Oberbefehlshaber gezwungen wurde, die Offenſive fortzuſetzen. Unter ſteten Gefechten zog ſich Botha, der höchſtens noch 15000 Mann unter ſeinen Befehlen hatte, da immer mehr Mannſchaften pflichtwidrig die Truppe verließen, an der Delagoabahn nach Oſten zurück, zuletzt von Süden her auch durch den langſam anrückenden Buller bedroht, bis ſchließlich gegen Ende September die britiſchen Heerſäulen die portugieſiſche Grenze erreichten und Bothas Truppen in die nördlichen Gebirge Transvaals drängten. Pretoria und die Eiſenbahn nach Bloemfontain wurden freilich noch fortgeſetzt durch De Wet und Delarey beunruhigt.

Präſident Krüger verließ Mitte September das Land, nachdem zu Anfang des Monats Lord Roberts die Einverleibung der ſüdafrikaniſchen Republik in den engliſchen Staatsverband verkündet hatte, was hinſichtlich des Oranjefreiſtaates ſchon in Bloemfontain geſchehen war.

Hatten die ſchweren Niederlagen zu Beginn des Krieges in England Verblüffung und Schrecken erregt, ſo begleitete den Siegeszug des trotz ſeiner Jahre thatkräftigen und entſchloſſenen Lord Roberts überſchwenglicher Jubel. Nach der Einnahme von Pretoria und nach dem Vorrücken bis an die portugieſiſche Grenze hielt man den Feldzug im weſentlichen für beendet. Lord Roberts wurde zurückberufen, mit hohen Ehren und Belohnungen bedacht und zum Oberbefehlshaber des ganzen britiſchen Heeres ernannt. Sein Generalſtabschef, Lord Kitchener, der Eroberer des Sudan, trat Ende November 1900 an ſeine Stelle, und ſowohl Sir Redvers Buller als eine Reihe anderer Generale, die dem Patent nach älter waren als Lord Kitchener, verließen den Kriegsſchauplatz.

Auch Lord Kitchener täuſchte ſich anfangs über die Schwierigkeit der ihm verbliebenen Aufgabe, obgleich er von Anfang an die Lage richtiger als die leitenden Männer in London beurteilt hatte. Seine eiſerne Zähigkeit aber wußte die Hinderniſſe zu überwinden.

Er ſchätzte die Geſamtſtreitkräfte der Buren noch auf höchſtens 20000 Mann. Die Zahl ſeiner dauernd verſtärkten Truppen war auf etwa 210000 Mann angewachſen, einſchließlich der nicht Streitbaren. Auf europäiſchem Kriegstheater hätte dieſe zehnfache Überlegenheit jeden Gedanken an weiteren Widerſtand beſeitigt. Die Burenführer wußten jedoch, daß in den weiten Gebieten ihres unwegſamen Landes noch nicht alles verloren ſei, und beſchloſſen, den Parteigängerkrieg, der ihren kriegeriſchen Gewohnheiten am beſten entſprach, ſyſtematiſch fortzuſetzen.

Die Verluſte der Buren an Gefallenen und Verwundeten waren gering, ſehr hoch dagegen an Gefangenen. Die Zahl der letzteren belief ſich damals auf 15—16000 Mann und ſteigerte ſich bis zum Ende des Krieges auf 25000. Außerdem war der Abgang an Mannſchaften, die aus eigenem Entſchluß auf ihre Farmen zurückkehrten, recht bedeutend, doch traten manche von ihnen im weiteren Verlaufe des Krieges wieder in den Dienſt zurück.

Das engliſche Heer hatte weit ſchwerere Verluſte erlitten, die freilich leichter zu erſetzen waren. Sie wurden Ende Oktober amtlich auf 4000 Tote, 14000 Verwundete, 8000 Vermißte und Gefangene, 7000 an Krankheiten Geſtorbene und auf 35000 Invalide beziffert, die damals bereits nach der Heimat zurückgeſchickt waren. Außerdem füllten etwa 30000 Kranke die Lazarette des Kriegsſchauplatzes.

Mit der ausgewählten Mannſchaft, die

nun den Stamm des Burenheeres bildete, hofften ihre erfahrenen und umſichtigen Führer, die von jetzt ab auch ſtraffere Disziplin hielten, die Kräfte Englands allmählich zu erſchöpfen. An Waffen und Munition fehlte es nur ſtellenweiſe, und das Kapland lieferte mannigfachen Erſatz an Streitern und Pferden.

In der That ſtellte der mit Kühnheit und Geſchick geführte Kleinkrieg das engliſche Heer auf eine neue harte Probe. Die Schilderung der Ereigniſſe aber, die in zahlloſen, anſcheinend wirr durcheinander laufenden Unternehmungen und in deren Abwehr beſtanden, ſcheitert an der Unzulänglichkeit der Berichte.

Während Botha, De Wet, Delarey, Hertzog, Kruitzinger, Scheepers und andere Burenführer im Rücken der Engländer auftraten und zeitweiſe tief in das Gebiet der Kapkolonie eindrangen, mußte Lord Kitchener den größten Teil ſeiner Truppen, 90 bis 100 000 Mann, zur Sicherung der mehr als 3000 Kilometer langen Bahnſtrecken verwenden. Ein anderer Teil, der in kleinen Garniſonen über das Land verſtreut wurde, war den Überfällen des Feindes preisgegeben und mußte hier und da die Waffen ſtrecken. Zur Verfolgung und Einkreiſung der feindlichen Streifkommandos blieben dem engliſchen Heerführer kaum 50 000 Mann, die dem Bedarf bei weitem nicht genügten, ſo daß er zu ungewöhnlichen Mitteln griff, von denen einige mit den Grundſätzen der Menſchlichkeit nicht vereinbar ſind.

Durch Verſprechungen und Drohungen wußte er einen Teil der Buren auf ſeine Seite oder zur Ergebung zu bringen. Die Burenfamilien wurden zu Tauſenden in die Konzentrationslager gebracht und Entbehrungen unterworfen, die überaus zahlreiche Erkrankungen und Todesfälle, beſonders unter den Kindern herbeiführten. Große Strecken Landes wurden unter harter Behandlung der Bevölkerung verheert; den Militärzügen wurden, um ſie vor Angriffen zu ſchützen, angeſehene Burghers mitgegeben, an Gefangenen ward das Todesurteil vollſtreckt, und dem Kriegsgebrauch zuwider wurden zahlreiche Kaffern unter allerhand Vorwänden bewaffnet und im engliſchen Dienſt verwendet. Seit dem März 1901 begann der Bau von Blockhäuſern an den Eiſenbahnen und an einigen Linien mitten durch das weite Land, eine Maßregel, die den Abſperrungszweck nur unvollkommen erfüllte. Sie zerſplitterte die Kräfte noch mehr und hinderte doch die Streifzüge der Buren nicht, deren Tapferkeit immer wieder Erfolge errang und um ſo mehr anzuerkennen iſt, als die Rückſichtsloſigkeit des Feindes ſie aller Mittel zur Pflege der Verwundeten beraubte.

Der Raſtloſigkeit Kitcheners und dem Aufgebot unverhältnismäßiger Kräfte gelang es nicht, die kühnſten und gefährlichſten Burenführer, De Wet und Delarey, und den trotz ſchweren Leidens unermüdlichen Präſidenten des Oranjefreiſtaats, Steijn, zu fangen. Noch in den letzten Wochen des Krieges erlitten die Engländer Niederlagen, die nicht nur der mangelhaften Ausbildung des haſtig geworbenen und nachgeſandten Erſatzes und der traditionellen Unbeholfenheit des engliſchen Soldaten im Sicherheitsdienſte, ſondern auch der wachſenden Angriffsenergie der Buren zuzuſchreiben waren.

Dieſe Thatſache und das mit Macht hervorbrechende Friedensbedürfnis des engliſchen Volkes ließen die Hoffnung aufſteigen, daß die ſeit dem März 1902 ſchwebenden Verhandlungen zum Abſchluſſe eines Friedens führen könnten, der den tapferen Verteidigern ihres Vaterlandes den Lohn ihres Opfermutes verbürgte.

Das Geſchick hat es anders beſchloſſen. Der Friedensvertrag iſt eine wenig verhüllte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Die ſüdafrikaniſche Republik und der Oranjefreiſtaat ſind dem weiten britiſchen Kolonialreiche einverleibt, und dem engliſchen Parlamente ſteht es frei, die Verwaltungsgrundſätze zu beſtimmen, nach denen das überwundene Volk nunmehr zu leben hat. Ihren tapferen Mitſtreitern aus der Kapkolonie oder aus anderen Ländern haben die Burenführer nur das nackte Leben ſichern können. Dem Prozeß als Hochverräter entgehen ſie aber nicht. Selbſt die Burghers, die jetzt vertragsmäßig die Waffen geſtreckt haben, ſind vor dem peinlichen Gerichtsverfahren nicht geſchützt, wenn die engliſchen Behörden die Anklage auf Verletzung der Kriegsgebräuche erheben, obſchon anzunehmen iſt, daß politiſche Klugheit die Todesſtrafe verhindern wird. —

Mit einem ſchrillen Mißton klingt die

Tragödie aus. War dieſer Frieden des vergoſſenen Blutes, der jahrelangen, heldenmütigen Ausdauer wert? Stand es ſo ſchlecht um die Burenſache, daß das hohe Gut der Unabhängigkeit, um deſſentwillen man zum Schwerte gegriffen, ohne eine letzte tapfere That dahingegeben werden mußte? — Man darf nicht bezweifeln, daß die wackeren Führer, die dem Tode oft genug furchtlos ins Auge ſahen, auch ferner bereit waren, ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen. Wenn jemals banges Zagen ihr mutiges Herz beſchlich, ſo gewiß in dem Augenblick, wo ſie ihren ruhmvollen Namen unter das Todesurteil ihres Volkes ſetzten.

Woher die überraſchende Wendung, woher das plötzliche Gefühl der Ohnmacht, das ſo eilig zum Abſchluß drängte, daß nicht einmal der Rat des Präſidenten Krüger eingeholt werden konnte?

Die Berichte laſſen nur eine Erklärung zu.

Die noch unter den Waffen ſtehenden Burghers haben über Lord Kitcheners Friedensangebot abgeſtimmt, und der Wille der kriegsmüden Mehrheit, die nicht im ſtande war, die politiſche und die kriegeriſche Lage zu überſehen, führte den jammervollen Zuſammenbruch herbei.

Der eigenſinnige und unverſtändige, das Selbſtrecht des Einzelnen überſchätzende Freiheitsdrang der Buren, der ſelbſt in der Drangſal dieſer ſchweren Zeit die Unterordnung unter ein Oberhaupt verhinderte und den gemeinen Soldaten zum Herrn über Krieg und Frieden machte, hat den politiſchen Selbſtmord verſchuldet. Der ſteifnackige, tapfere Bur, deſſen mangelhaftes, der ſtrengen Zucht entbehrendes Wehrſyſtem die Entfaltung der ſtaatlichen Kraft lähmte, beugt ſich nun einem fremden Herrn, der den Willen und die Macht beſitzt, ſein Volkstum zu vernichten.

Hart aber nicht völlig unverdient wird die Geſchichte das Schickſal des Burenvolkes nennen, von dem mehrere tauſend Mann die Waffen für den Landesfeind ergriffen.

Gering nur iſt die Ausſicht, daß es ihm zu gelegener Zeit gelingen möchte, das Joch der Fremdherrſchaft wieder abzuſchütteln. An Aufſtandsverſuchen wird es nicht fehlen, und noch lange werden britiſche Truppen Wache halten müſſen im Burenlande, aber nur eine ganz ungewöhnliche Gunſt der Umſtände könnte ſeine Freiheit wiederherſtellen.

Die Freude der Engländer über den endlichen Erfolg ihres Unternehmens iſt berechtigt. Seit dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskampf hat Großbritannien keine größere Gefahr überſtanden. Nicht der Tüchtigkeit ſeines Heeres verdankt es den Sieg, ſondern trotz deſſen gewaltiger Übermacht und trotz der Unerſchöpflichkeit ſeiner Geldmittel der ſtaatlichen Unvollkommenheit ſeines Gegners und dem Glücke, das es während des Krieges vor jeder anderen politiſchen Verwickelung bewahrte.

Erleichtert kann England aufatmen. Es hat den ſo lange gefeſſelten Arm wieder frei zur weiteren Ausbreitung ſeiner Macht auf dem Erdball.

Niemals aber hätte, das muß die Gerechtigkeit anerkennen, der wagehalſige Eroberungszug gelingen können ohne die großartige, muſtergültige Zähigkeit, mit der das britiſche Volk trotz allen Mißgeſchickes und aller Mißgriffe zu ſeinen Staatsmännern ſtand, ohne ſeine tiefe politiſche Einſicht und Disziplin, die allen Widerſpruch bannten, der Hand und Fuß der leitenden Männer hätte lähmen können.

Unrast.

Von

Georg Buſſe-Palma.

— Heute hier und morgen dort,
Ohne Ruhn und ohne Rasten —
Ach, was soll das wilde Hasten
Und was treibt dich immer fort? — —

„— Suchen muss ich, gehn und suchen
Einen Hügel auf der Heide,
Der umrauscht von Silberbuchen
Mir erbaut zum Herzeleide.

Denn ich sah: Drei Engel huben
Dort die Schollen ohn' Ermüden.
Und sie schaufelten und gruben
Und begruben meinen Frieden.

Rastlos muss ich nun durchwandern
Fremdes Land und fremde Wege,
Bis ich dem begrabenen Andern
Lächelnd mich zur Seite lege ....

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Roman und Novelle. Es gibt ſelbſt unter den Belletriſten den und jenen, der vom Unterſchied der beiden Erzählungsgattungen nichts anderes zu ſagen weiß, als: Romane ſind länger, Novellen ſind kürzer. Oder: an einer Novelle ſchreib' ich ein bis vierzehn Tage, an einem Roman ein bis vierzehn Monate. Derartige Unklarheiten zeugen von einem äſthetiſchen Notſtand, den all unſere Geiſteskultur noch nicht gebannt hat. Wie weit ſie verbreitet ſind, das merkt man am deutlichſten, wenn man ſieht, was alles unter der Flagge Novelle in die große Litteraturſee hinausſteuert. Und doch iſt es ebenſo geſchmacklos, feuilletoniſtiſche Skizzen, aphoriſtiſche Studien, Plaudereien, Stimmungsbilder als Novellen auf den Markt zu bringen, wie es thöricht wäre, ein Epos Drama, ein ſchlichtes Volkslied Sonett zu nennen. Einmal geſchaffene äſthetiſche Rubriken, die geſchichtlich feſtgelegt ſind, wirft nur der Unwiſſende acht- und fühllos über den Haufen. Merkmale finden ſich genug, Roman und Novelle leicht zu unterſcheiden. Vor allem das eine, daß der Roman ein vielverſchlungenes Gewebe von Handlung gibt, ein umfaſſendes Geſamtbild, das entweder ein Einzelleben in ſeinem Steigen und Fallen, mit all ſeinen Beziehungen und Ausſtrahlungen, oder eine ganze Zeitepoche umſpannt. Der Roman iſt gleichſam ein Gebilde von koncentriſchen Kreiſen. Die Novelle aber iſt nur ein Einzelkreis mit einheitlichem Handlungskern, ſie bietet nur einen Einzelfall und ein Einzelproblem. Im Zuſammenhang damit ſteht es, daß dem Roman das Gebiet des Typiſchen und Allgemeinen, der Novelle das Abſonderliche, Ungewöhnliche und Seltſame näher liegt. In ihrer Hauptmaſſe laſſen ſich die Novellen aller Litteraturen in zwei Gruppen einordnen: entweder ſind ſie nichts als behaglich ausgeſponnene Anekdoten à la Boccaccio und Maupaſſant, — die Erfindung bildet hier den weſentlichen Reiz — oder ſie vertiefen ſich in irgend ein ethiſches, ſociales, pſychologiſches Problem, wie das bei der deutſchen Novelle von Tieck bis auf Heyſe vorzugsweiſe der Fall iſt.

Unter den Novellenbüchern, die mir zur Beſprechung vorliegen, — eine gewaltige Heerſchar, aus der ich aber nur ein paar berückſichtigen kann —, ſind nur wenige, in denen ſich nicht Geſchichtchen und Hiſtörchen, die halbwegs auf den Titel Novelle Anſpruch machen dürfen, mit allerlei Skizzen und Studien bunt vermengen. So auch bei Theodor Duimchen, deſſen Sammlung „Mittel und Wege“ (Berlin, Johannes Släde) allerdings im ganzen, ſowohl dem Stoff wie der Darſtellung nach, weit einheitlicher gehalten iſt, als die meiſten anderen dieſer Kraut- und Unkrautwerke. Moderne Sittenbilder nennt Duimchen ſeine Geſchichten; natürlich verſteht er, wie das ſo Brauch iſt bei Erzählern, unter Sittenbildern vorwiegend Unſittenbilder. Ihrer Mehrzahl nach ſind dieſe Geſchichten Momentbilder aus dem Leben und Treiben der heutigen Geſellſchaft, vielfach mit ſatiriſcher Tendenz. Maupaſſant iſt der Meiſter, dem Duimchen nachſtrebt; er hat nicht ganz die Grazie des Franzoſen und wagt ſich im Pikanten nicht ſo weit vor; aber er erſcheint friſcher und geſunder. Seine Erzählungsweiſe, die faſt durchweg auf einen gefälligen Unterhaltungston geſtimmt iſt, hat etwas Impreſſioniſtiſches und Improviſatoriſches; mit Schilderungen, poetiſchen Ergüſſen, Gedanken und Betrachtungen iſt das leichte Bauwerk nicht ſonderlich beſchwert. Duimchen erzählt ſchlankweg wie weiland Meſſer Boccaccio, und auch ſeine Stoffe ſucht er nicht allzu fern von der breiten Landſtraße des Lebens. Eine der Geſchichten, die dem Buche zu ſeinem Geſamttitel verholfen hat, gibt in ebenſo ſchlichter wie boshafter Weiſe darüber Aufſchluß, wie man am leichteſten Karriere macht. Daß es ſicherer iſt, ſich den Weg durch das Weib ſtatt durch Kenntniſſe zu ebnen, das hat Duimchen den Läſterern aller Zeiten und Völker nachentdeckt. Ganz neu iſt aber auch die andere Entdeckung nicht, daß das Weib nicht bloß das Glück ihres Freundes, ſondern den Mann auch zum Narren machen kann, wie das in „Rö Per“ und der „Büffetiere“ des Breiteren dargelegt wird. Seltener beſchäftigt ſich die Litteratur mit der umgekehrten Thatſache, daß der Mann die Frau dupiert. Duimchen erbringt zur Abwechslung in ſeinen „Erbſchaften“ ein Beiſpiel für dieſe Thatſache. Das arme Fräulein Laura läßt ſich von einem Halunken durch verlockende Vorſpiegelungen zur Teilnahme an einem Verbrechen verleiten; er aber erntet die Früchte allein, und ſie verkommt. Daß der Erzähler jedoch nicht nur für das Pikante Verſtändnis hat, ſondern auch für das Harmloſe, und wenn es ſelbſt dicht ans

Platte grenzt, das bezeugt die milde Geſchichte vom „Unglücksſegen“. Es iſt ein Unglück für Suſi Ferber, daß ihr lieber Papa plötzlich verarmt. Sie verliert infolgedeſſen den Bräutigam, der ſich ſchnöde von dannen ſchleicht, ſobald er das Verhängnis wittert. Zum Segen aber wird das Leid, weil nunmehr der Platz an Suſis Seite für Hänschen Ronneburg frei wird, für Hänschen, der ein viel netterer Kerl und ebenſo reich iſt, wie der weiland Bräutigam. Duimchen ſollte die Handlung dramatiſieren, als Volksſtück wird ſie edlen Menſchen Thränen ſeliger Rührung entlocken. Um ſo kerniger und erfriſchender wirkt die Geſchichte von der tapferen Wäſcherin Male, die ſeitab der Heerſtraße ihr Glück ſucht und ihren Weg allem Klatſch und Neid zum Trotz erhobenen Hauptes geht. Schade nur, daß die kleine Charakterſtudie ſo ſkizzenhaft gehalten iſt.

Nicht ſo impreſſioniſtiſch wie Duimchen, mehr ein gediegenes Litteraturdeutſch ſchreibt Heinz Tovote. Er hat eine Vorliebe für Probleme, die allenfalls auch einen Edgar Poe oder Otto Ludwig zur Behandlung hätten reizen können; aber er führt ſie zumeiſt in ſo gemütlicher Weiſe durch, daß jedes Schauer- und Peinlichkeitsempfinden gleich im Keime erſtickt wird. Ohne Zweifel iſt Tovote mehr Poet als Duimchen, er legt Wert auf Stimmungsmalerei, aber ſeinen Bildern fehlt es an tiefen, ſatten Farben, an kraftvollen Lichtern und Schatten, ſie ſind glatt und ohne ſonderliche Eigenart gemalt. Charakteriſtik, Schilderung, Darſtellungsweiſe, — alles recht nett und annehmbar, aber auch durchaus oberflächlich und leichthin; nur hier und da erhebt ſich das Feuilletoniſtiſche ins Poetiſche, ins wahrhaft Novelliſtiſche. Seine neueſte Sammlung (Berlin, Fontane & Co.) hat Tovote nach der Anfangsgeſchichte „Die Leichenmarie“ genannt; wie ich vermute, weniger deshalb, weil ſie unter den Erzählungen des Buches die am flüchtigſten hingeworfene iſt, ſondern wohl eher aus dem Grunde, weil der Titel ſo etwas ſiegreich Kolportagehaftes hat, ſo ſenſationell verführeriſch klingt. Welches Nähmädelherz erſchauert nicht ahnungsbebend ob ſo lockendem Ton? Aber es freut ſich umſonſt auf ein echtes und rechtes Gruſeln. Allerdings iſt die Leichenmarie eine Maid, die an nnd für ſich einen Platz in Caſtans Schreckenskammer redlich verdient. Von Kindheit auf empfindet die liebe Deern eine unbezwingliche Luſt, Leichen zu ſehen und zu berühren. Und als ihr eine Zeit lang der Genuß verſagt bleibt, macht ſie ſich einfach eine Leiche, d. h. ſie ermordet die Witwe, bei der ſie bedienſtet iſt. Nur, um mal wieder mit einer Leiche zuſammen zu ſein. Wie erſichtlich, leidet Marie Völker in höchſtem Grade an einer Manie, von der ich nicht weiß, ob die Ärzte ſie ſchon rubriziert und benamſet haben. Tovote berichtet von der Kranken in beſſerem Reporterſtil, der mit einigen prägnanten realiſtiſchen Wendungen durchſetzt iſt. Er gibt ein Feuilleton, aber keine Dichtung, die ſo eine ſeltſame Perſon lebendig anſchaulich macht, der Eigenart des Themas Farbe und Stimmung anpaßt und wenigſtens einen Strahl in das Dunkel wirft, in dem dergleichen Abnormitäten erwachſen und gedeihen. Faſt mit der gleichen Flüchtigkeit iſt das Thema, das in „Selbſtmord“ vorgeführt wird, behandelt; es zeugt von künſtleriſcher Leichtfertigkeit, ein ſeeliſches Problem dieſer Art in ſolcher Kürze, ſo obenhin zu erledigen. Eine Frau hat einen Selbſtmordverſuch gemacht, weil der Mann, den ſie ihrem Gatten vorgezogen, ihrer Liebe mit Gleichgültigkeit begegnet. Im Fieberparoxismus ſtöhnt ſie fortwährend den Namen des Geliebten und ruft nach ihm. Nach qualvollem Ringen überwindet ſich der Gatte und führt ſelbſt den treuloſen Freund an das Lager der Schwerverletzten. Die Kranke beruhigt ſich, und es gelingt den Ärzten, ſie dem Leben zurückzugeben. Kaum aber hört ſie, was der Gatte gethan, da ſteigert ſich ihre Abneigung gegen ihn zum Haß; ſie ſieht in ſeiner zarten Menſchlichkeit einen Mangel an leidenſchaftlicher Liebe, ſonſt hätte er unmöglich ihrer Sehnſucht nach dem Nebenbuhler Vorſchub leiſten können. Und ſo verläßt ſie ihn. Zweifellos liegt hier ein ſeeliſches Problem vor, das in tiefſte Gründe menſchlichen Weſens hinabreicht, aus dem ſich allerhand Feines über die Beziehungen zwiſchen Mann und Weib, über die Unterſchiede zwiſchen männlicher und weiblicher Empfindungsweiſe herausſpinnen läßt. Tovote macht aber das Thema mit ein paar dürftigen Umrißlinien ab, er huſcht darüber hinweg, ſtatt ſich hinein zu vertiefen. Reicher und lebendiger iſt in „Dübelsmoor“ die Geſchichte von dem Förſter durchgeführt, der in wilder Aufwallung einen tyranniſchen Vorgeſetzten erſchießt, ſeinen Drang aber, durch Selbſtanzeige das Verbrechen zu ſühnen, unterdrückt, um ſein Leben für Weib und Kind zu erhalten. Die Stimmung, die über dem Ganzen ruht, atmet keine hinreißende Kraft, nichts von dumpfer Schwüle, aber es iſt doch Stimmung und Farbe vorhanden. Auch „Das große Los“ behandelt einen Stoff, der möglicherweiſe Viktor Hugo, Edgar Poe oder auch Maupaſſant ſehr paſſend gelegen hätte. Ein roher Burſche hat um weniger Mark willen eine Frau erſchlagen und iſt zum Tode verurteilt worden. Im Gefängnis erfährt er, daß ein Los, das in ſeinem Beſitz iſt, mit einem Hauptgewinn herausgekommen iſt. Natürlich erboſt ſich der Todeskandidat über dieſe Schickſalstücke bis zur Verzweiflung. Auch hier wieder nur ein paar andeutende Striche, aber keine dichteriſche Ausgeſtaltung. Das Beſte, was in dem Buche ſteckt, ſind ein paar humoriſtiſche Alltagsgeſchichten, deren Stoff keine Anſprüche auf Empfindungstiefe und Stimmungsfeinheit erhebt. Tovote erzählt ſie in anſprechendem, flottem Plauderton und das genügt. So z. B. die Anekdote von dem Bauern, der um ſchweres Geld eine Wieſe mit Teich an eine Aktiengeſellſchaft verkauft. Die Geſellſchaft läßt auf Salz bohren, und da ihre Leute bei Nachforſchungen das Waſſer des Teiches ſehr ſalzhaltig gefunden haben, handelte ſie dem Eigentümer ſeinen Beſitz ab, obwohl er immer wieder erklärt, daß in ſeinem Grund und Boden unmöglich Salz vorhanden ſei. Der geriebene Kerl ſichert ſich dadurch vor der Einrede, die Geſellſchaft durch falſche Vorſpiegelungen verlockt zu haben. Daß er ſie in der That düpiert hat, indem er vor der Unterſuchung des Teiches einige Sack Salz hineingeſchüttet hat, verſchweigt er wohlweislich. Ähnliche Geſchichten tauchen dann und wann in den Zeitungen auf; Tovote berichtet dergleichen mit behaglicher Ausführlichkeit, ein weiteres Verdienſt beanſprucht er ſelbſt wohl nicht. Alles in allem leichte Unterhaltungslektüre, ohne eigentlichen Litteraturwert.

Vom Feuilletoniſtiſchen ins Dichteriſche führt Max Grad mit ſeinem Novellenbuch „Wenn Früchte reifen ...“ (Berlin, Fontane & Co.). Novellen gibt es freilich nur wenige in dem Buch, auch hier überwiegt die Skizze; immerhin erfreuen dieſe Kleinigkeiten faſt durchweg durch poetiſche Züge, durch feines Empfinden und Stimmungsreize. Im einzelnen überwuchert die Schilderung das bißchen Handlung, wie Lianengerank einen Tropenbaum, aber es iſt eine Leuchtkraft in dieſen Bildern, daß man ſich gern in ſie vertieft. In ſeinem Roman „Die Overbecks Mädchen“ hat Max Grad eine ſtarke Begabung, ein bedeutendes Können offenbart. Die Charaktere ſind aufs lebendigſte gezeichnet, die Sittenſchilderung wie die Tendenz hat einen Zug ins Große, und Tragik und Humor vereinigen ſich zu harmoniſcher Geſamtwirkung. An geiſtiger Bedeutung reicht das Novellenbuch an den Roman nicht heran. Den Reichtum aber ſeines Könnens bezeugt Max Grad auch in dieſem Werk, das in Stoff und Darſtellungsweiſe ein buntes und im weſentlichen reizvolles Gemenge bietet. Manches im Gefühlsausdruck, in der Stoffwahl, in der Charakteriſtik deutet darauf hin, daß der Verfaſſer eigentlich eine Verfaſſerin iſt. Jedenfalls bildet enge Beſchränktheit keinen Zug ſeines oder ihres Weſens, und wenn auch nicht alles in dem Buche gleichwertig erſcheint, ſo verliert es ſich doch nirgends ins Kleinliche und Nichtige. Max Grad hat offenbar ein gut Stück unſeres Erdenteils kennen gelernt und überall mit offenen Künſtleraugen beobachtet; ruſſiſche wie italieniſche Volkseigenart kennzeichnet er mit derſelben Schärfe und Beſtimmtheit. Auf das Buch in ſeinen einzelnen Stücken einzugehen, muß ich mir verſagen; die Zahl achtzehn erſchreckt mich; wollte ich auch nur einen Teil berückſichtigen, ſo wäre ich mit meinem Raum zu Ende.

Ein Dichter von ganz anderer Art, aber gleichfalls ein echter, feinempfindender Poet iſt F. von Vorbeck. Sein Erzählungsbuch „Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten“ (Wiesbaden, R. Bechtold & Co.) mutet künſtleriſch an, wie ein Bildwerk aus der Barockzeit, das in keckem Nebeneinander Derbes und Zierliches, Abſtruſes und Launiges, Tollheit und Empfindſamkeit vereinigt. Vorbeck ſchildert nicht das große, ſondern nur das Kleinleben des XVIII. Jahrhunderts an den Höfen, in den Schlöſſern, im Bürgerhaus und auf dem Lande, aber er macht in ſeiner Weiſe dieſe Zeit ebenſo neu lebendig, wie Konrad Ferdinand Meyer die Tage der Renaiſſance. Ein köſtlicher Zug reiht ſich an den anderen, die Geſtalten ſind mit einer Plaſtik hingeſtellt, für die es nichts Nebenſächliches gibt, die jeden Perſönlichkeitszug aufs anſchaulichſte herausarbeitet, und die Sprache thut das Ihre, die Illuſion der Wirklichkeit vollkommen zu machen. Tovote ſucht durch die Stoffwahl den Vergleich mit den großen Novelliſten der Weltlitteratur herauszufordern, Vorbeck gemahnt in der Behandlung und Stimmungskraft an ſie, und iſt doch ein Eigener durchaus für ſich. Wenn es ihm gelingt, über das bloß Genrebildliche hinauszukommen, wird er ſich vielleicht den Weg zur erſten Reihe unſerer Erzähler bahnen. Ein groteskes Nachtſtück „Schloß Oſtrczin“ eröffnet das Buch; die Geſchichte von dem polniſchen Grafen, der ſeine Geliebte in einer Art Gefangenſchaft hält und ſie ſchließlich in den Tod treibt, erinnert in Stil und Färbung an die ältere Romantik, vor allem an E. T. A. Hoffmann. Den Hang für das Groteske bekundet auch die Erzählung „Schöne Seelen“, aber es hat ſich hier nicht mit dem Schauerlichen und Peinlichen, ſondern mit dem Komiſchen verſchwiſtert. Karl Iſaak, der Tyrann von Landau, ein Tyrann en miniature, der im Grunde ſeines Weſens der gutmütigſte Zottelbär iſt, dieſe Prachtfigur lohnt allein ſchon die Stunde, die das kleine Buch in Anſpruch nimmt. Den Gegenſatz zu dieſem Bären bildet das zierliche Rokokofräulein, das in „Elyſium“ die Hauptrolle ſpielt. Wie ſich die Kleine ihren Kammerdirektor zum Mann gewinnt, trotzdem ſie ſelbſt die Hand kaum rührt, und trotzdem der Drachen von Tante alle Gegenminen ſpringen läßt, das hätte auch Gottfried Keller kaum vergnüglicher erzählen können. Nicht viel mehr als eine Anekdote aus dem Hofleben gibt, rein ſtofflich betrachtet, das Geſchichtchen „Der Pasquillant“, aber es iſt mit ebenſoviel Grazie wie Übermut hingeworfen, ſo daß es litterariſch über das Anekdotenhafte weit hinauswächſt. Irenäus XI., der ein biſſiges Epigramm auf ſich ſelbſt zum beſten gibt, um einen Höfling, der ihn mit anonymen Satiren ärgert, zu entlarven, verdient es durchaus, im Porträt feſtgehalten zu werden. Reicher und tiefer angelegt iſt die Erzählung von der „Tante Schardt“, die als Zugabe zu den Rokokogeſchichten gratis mitgeliefert wird; ſie gibt in Ernſt und Laune eine anſprechendes Bild von dem Empfindungs- und Stimmungsleben in der Zeit der Befreiungskriege. Bedauerlich iſt nur, daß der Verleger an das Buch nicht einige Mark mehr gewandt hat; die Ausſtattung iſt ſo nüchtern wie möglich, und doch hätte es ſicherlich dem Abſatz ſehr genützt, wenn dieſe Rokokobilder in paſſendem Rahmen an die Öffentlichkeit gebracht worden wären. Ein Inhalt dieſer Art fordert ja geradezu zu einem koketten Einband, zu einem graziöſen Aufputz heraus.

Zum Schluß das beſte. Eine Novelle von Georg Hirſchfeld. So ſchwächlich das jüngſte Drama des früh, allzufrüh in Mode gekommenen Poeten, der „Weg zum Licht“, erſcheint, ſo anziehend wirkt dieſe Erzählung „Freundſchaft“ (Berlin, S. Fiſcher). Ihr dichteriſcher Wert beruht freilich faſt einzig auf der Zeichnung der Heldin, auf der Wiedergabe ihres Fühlens und Sinnens, aber dies eine reicht hin, die Novelle über das litterariſche Durchſchnittsmaß um ein Beträchtliches hinauszuheben. Überall merkt man es der Erzählung an, daß Hirſchfeld von den neueren ſkandinaviſchen Dichtern in ſeinem Schaffen ſtark beeinflußt worden iſt, und doch hat der junge Poet ein Stück ſeiner Seele in das Buch hineingelegt, etwas von ſeiner innerſten Eigenart. In ſeiner Natur überwiegt das Zarte, Senſitive, es ſteckt etwas Mädchenhaftes in ihm, und ſo lag es ihm nahe, eine Geſtalt zu ſchaffen, die ſo rein und keuſch iſt, wie der Schnee der norwegiſchen Gletſcher. Aus Norwegen iſt Anna Friburg nach Berlin gekommen, erfüllt von dem Verlangen, den Dichter Brander kennen zu lernen, deſſen Verſe ſie bezaubert haben. Sie lernt ihn kennen, plaudert mit ihm, wandert mit ihm, und ſiehe, ſein Weſen entſpricht ganz dem Bilde, das ſie ſich von ihm gemacht. Was bei Dichtern bekanntlich nicht allzuoft der Fall iſt. Mit jedem Tage wird der Bund inniger, der die beiden Menſchen verbindet. Eines Tages aber verlangt der Mann mehr als Freundſchaft. Anna geht tiefverletzt von ihm. Mit der Zeit aber vernarbt die Wunde, eine neue und noch heißere Sehnſucht nach dem Manne wird wach in dem Mädchen, ſie ärgert ſich über ſich ſelbſt und tritt von neuem zu Brander in Beziehung. Aber ihn ganz für ſich zu gewinnen, iſt es zu ſpät. Brander hat mit einem niedlichen Alltagsperſönchen ein Verhältnis angeknüpft und macht die harmlos Nette zu ſeinem Weibe. Er entſchuldigt oder erklärt das mit einem Gleichnis: „Es war einmal ein Felſen im Meer, an welchem tagaus, tagein die Wogen anprallten, nur in ehrlichem Bemühen, ihn zu ſchmücken und zu kühlen, aber nicht, ihn zu überfluten. Der Felſen aber ſagte: ‚Ihr ſeid Waſſer und ich bin Stein. Zurück mit euch, ich bin in mir ſelbſt gegründet.‘ Da half nun das alte Meer den armen Wellen und öffnete ihnen ein geſundes, blühendes Flachland, das die Flut mit Wonne bei ſich aufnahm und ſich immer wieder von ihr küſſen und koſen ließ.“ Tiefbeſchämt, daß ſie in Gefahr war, mit ihren beſten Gefühlen ſich wegzuwerfen, flüchtet ſich Anna zum zweitenmal. Erſt in der Ferne begreift ſie die gegenſätzliche Art des Manns, die ihn trieb, ſo ganz anders zu fühlen und zu handeln, wie ſie es von ihm erwartet. Und ſie bewahrt ihm ihre Freundſchaft. Das Weſen einer reinen, noch ganz ungebrochenen Mädchennatur hat Hirſchfeld in ſeinem tiefſten Kern erfaßt. Sie ſucht den Mann, wie die Ranke den Stamm, aber ſie erſchrickt noch vor jeder Berührung mit dem Manne, die über das rein Seeliſche hinausgeht. Um ſo unklarer erſcheint das Verhalten des Mannes. Wenn in der That, — wie es die Auffaſſung des Dichters offenbar iſt, — alles das in ihm ſteckt, was das Mädchen in ihn hineinlegt, ſo müßte er dieſe Jungfräulichkeit nicht nur verſtehen, ſondern auch in ihrem vollen Werte ſchätzen. Er müßte dann nicht voreilig mit plumpem Berühren die Knoſpe zum Ausbruch zwingen wollen, ſondern verſtändnisvoll warten, bis ſie von ſelbſt ſich ſeinem Verlangen erſchließt. Und wenn ihn einen Augenblick lang Leidenſchaft hinreißt, mußte er, er allein der Tiefbeſchämte ſein. So aber klafft zwiſchen dem, was der Dichter von ihm behauptet, und dem, wie er ſelbſt durch ſein Handeln ſich hinſtellt, ein kaum zu überbrückender Widerſpruch. Das gekünſtelte Gleichnis vom Felſen erklärt im Grunde nichts. Der „verſöhnende“ Schluß aber macht dem Herzen der guten Anna alle Ehre, keineswegs jedoch der Pſychologie des Dichters. Im Gegenteil.

Der Abenteurer.

Mein Herz ist müd, mein Herz ist schwer;
Ich habe Sehnsucht nach dem Meer.
Ich habe Sehnsucht nach der Glut
Der violetten Abendstunde,
Die lodernd auf den Wellen ruht
In einem süditalischen Sunde.
Ich habe Sehnsucht nach dem blauen
Sternhimmeln der Lagunennacht,
Nach Gondelruf, Musik und Pracht
Und nach Venedigs schönen Frauen,
Nach welscher Schifferlieder Sang,
Nach frechen, dunklen, sturmbedrohten
Fahrten in schwanken Fischerbooten
Und nach der gellen Brandung Klang.
Deutsch und beklommen schwelt die Luft
Der Stadt um mich — o wieviel Tage
Und Jahre, die ich ohne Duft
Und Klang und Farbe hier verklage!
Indessen rollt und rollt die Zeit —
Wie einer fernen Warte Feuer
Glänzt mir herüber jahreweit
Die bunte Welt der Abenteuer,
Versunken ohne Wiederkehr
In Trauer, Traum und Dunkelheit.
Mein Herz ist müd, mein Herz ist schwer;
Ich habe Sehnsucht nach dem Meer.

Herm. Hesse.

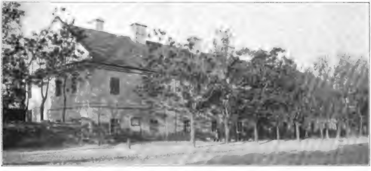
Illuſtrierte Rundſchau.

Nikolaus Lenau und sein Geburtshaus. Zum 100jährigen Geburtstag des Dichters. — Prof. Otto Eckmann †. — Benjamin Constant †. — Interieurs aus dem Münchener Glaspalast. — Die Münchener Secession. — Von der Ausstellung für dekorative Kunst in Turin. — Neue Ausgrabungen in Pergamon. — Zu unsern Bildern.

Nikolaus Lenau.
Zum 100jährigen Geburtstage.

Otto Eckmann †.
(Aufnahme der Hofphotographen Reichard & Lindner in Berlin.)

Am 13. Auguſt d. J. vollendet ſich ein Jahrhundert, ſeit **Nikolaus Lenau** (Nikolaus Niembſch, Edler v. Strehlenau) in dem Dorfe Cſatád unweit Temesvar das Licht der Welt erblickte. Sein ergreifendes Lebensſchickſal iſt bekannt. Er ſtudierte erſt Philoſophie, dann Rechtswiſſenſchaft, ging darauf zur Medizin über, ohne in irgend einem Fache innere Befriedigung zu finden. Schon über ſeinen Jugend- und Lehrjahren liegt ein Hauch tiefer Schwermut, zweifelvoller Unruhe. Sie trieb ihn nach Abſchluß ſeiner Studien, 1832, nach Amerika; ein Jahr weilte er dort und kam trotz mannigfacher Anregungen, die er gefunden und die ſich ihm zu wunderſchönen Gedichten verkörpert hatten, friedlos heim, wie er hinausgegangen war nach dem „Lande voll träumeriſchem Trug“. Seither lebte er abwechſelnd in Stuttgart und Wien. Seine unglückliche Liebe zu Frau Sophie Löwenthal, der Gattin des öſterreichiſchen Generalpoſtdirektors, begeiſterte ihn zu ſeinen herrlichſten Liedern („Wie ſehr ich dein, ſoll ich dir ſagen; ich weiß es nicht und will nicht fragen—“) und bereitete ihm tiefſtes Herzeleid. Schließlich mußte der Ärmſte in eine Heilanſtalt gebracht werden; noch ſechs Jahre des Elendes lebte er unter ärztlicher Aufſicht, erſt am 22. Auguſt 1850 erlöſte ihn im Irrenhaus zu Oberdöbling bei Wien der Tod. Seine lyriſchen Dichtungen, in denen er neben den Tönen unſtillbaren Schmerzgefühls doch auch oft einen wunderbar ſonnigen Klang findet, zumal wenn er ſeine Anregungen aus dem Volksleben und den landſchaftlichen Reizen ſeiner ungariſchen Heimat ſchöpft, ſtellen ihn in die erſte Reihe unſerer Dichter. Reich und ſchön in vielen Einzelheiten ſind auch ſeine poetiſchen Erzählungen („Die Werbung“ — „Miſchka“), ergreifend iſt das Fragment „Don Juan“, iſt ſein „Fauſt“, reich und kraftvoll ſind „Die Albigenſer“ und „Savonarola“. Aus ihnen allen leuchtet die Eigenart ſeiner hohen Begabung hervor, eine ſeltene Tiefe der Empfindung, wunderbare Anſchaulichkeit der farbenprächtigen Schilderung, feurige Be-

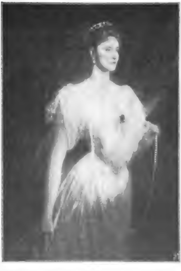


Geburtshaus von Nikolaus Lenau in Cſatád in Ungarn.
Aufnahme von Julius Bierbaum.)

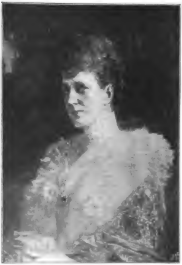
Google

Benjamin Conſtant †.
(Aufnahme von A. Anderſon in Paris.)

geiſterung neben ſchmerzvoller Melancholie, verträumter Weichheit und nervöſer Reizbarkeit. Seine Dichtungen ſind das echteſte Spiegelbild ſeiner Seele. — Allzufrüh für unſere dekorative Kunſt, der er ſo ſtarke Anregungen gegeben, ſtarb nach längerem Siechtum im kaum vollendeten 37. Lebensjahre am 11. Juni Profeſſor **Otto Eckmann**. Er war, ein Sohn Hamburgs, am 11. November 1865 geboren, ſtudierte in Münchener Ateliers, um dann, mitten aus kräftig einſetzenden Erfolgen als Maler heraus, mit einem — ja freilich nur ſcheinbar großen Schritt den Übergang zur dekorativen Kunſt, zum Kunſtgewerbe zu vollziehen. Hier knüpfte ſich an den Beginn faſt unmittelbar der Sieg an — er wurde einer der Führer, vielleicht der thatkräftigſte und zielbewußteſte der neuen Bewegung und zumal ſeit ſeiner Berufung an das Berliner Kunſtgewerbemuſeum ihr beſter Förderer. Eine ganz eigentümliche Begabung lag in ihm für — man darf es wohl ſagen — alle Zweige des Kunſtgewerbes; er hatte einen überaus treffſicheren Blick und ein ſtaunenswertes Gefühl dafür, wie Kunſt und Technik zuſammengehen ſollen und müſſen, für den Entwurf, für die Wahl der künſtleriſchen Mittel in deren Verhältnis zu dem zu bearbeitenden Stoff. Gleichviel ob er ein Plakat zeichnete, eine Tapete, ein Teppichmuſter, ein Möbelſtück oder eine Fayence entwarf — er griff nie fehl. Seine Erfindungsgabe war ſo friſch, wie ſein Können groß war; er wiederholte ſich eigentlich nie, er ſchöpfte ſtets aus dem Vollen. Überaus bedeutend ſind ſeine Verdienſte für den Buchſchmuck. Auch unſere Hefte haben dem Trefflichen ſo manche ſchöne Gabe zu verdanken gehabt, und wir waren die Erſten, die ſeine auf Anregung der Rudhardtſchen Schriftgießerei gezeichneten neuen kraftvollen Typen anwandten; noch heute benutzen wir ſie für die Überſchriften. — Es lag etwas tief Tragiſches darin, daß dieſer Mann, der des Schaffens nicht müde wurde, in deſſen Seele ein unſtillbarer Drang nach Bethätigung ruhte, ſeit Jahren nur unter ſchweren Leiden arbeiten konnte. Sie vermochten es nicht, den Schwung ſeiner Phan-



Bildnis der Großfürſtin Sergius von Rußland.
Nach dem Gemälde von Benjamin Conſtant.
Copyright by the Artist B. Constant, Aufnahme von A. Anderſon in Paris.



Bildnis der Königin Alexandra.
Nach dem Gemälde von Benjamin Conſtant.
Copyright by the Artist B. Constant, Aufnahme von A. Anderſon in Paris.

Das Veſtibül im Glaspalaſt mit dem Standbild des Prinzregenten Luitpold von Baiern. (Aufnahme von Alphons Bruckmann in München.)

taſie zu lähmen und ſeinen raſtloſen Fleiß. Aber der Körper, das morſche Gefäß, zerbrach. Rührend hat der Badenweiler Arzt, der ihn in den letzten Monaten behandelte, geſchildert, wie der dem Tode unrettbar Verfallene noch in der letzten Zeit dann und wann zu Papier und Bleiſtift griff und wie ſeine letzten Entwürfe wieder an die ſeiner erſten Künſtlerperiode anknüpften, landſchaftliche Motive bevorzugten.

Einer der gefeiertſten Maler Frankreichs, **Benjamin Conſtant**, iſt am 26. Juni zu Paris verſtorben. Die Anfänge ſeiner Erfolge reichen bis in die letzten Jahre des zweiten Kaiſerreichs zurück. Im Jahre 1869 ſtellte Conſtant, geboren am 10. Juni 1845, ein Schüler Cabanels, zum erſten Male im Salon aus und hatte das Glück, daß ſein „Hamlet“ vom Staate angekauft wurde. Er ging dann über Spanien nach Nordafrika und behandelte lange Zeit mit Vorliebe orientaliſche Vorwürfe: Janitſcharen, Eunuchen, Favoritinnen, Haremsſcenen aller Art, nicht ſelten mit einer damals ſehr beliebten Miſchung von Wolluſt und Grauſamkeit, im „genre féroce“, wie man wohl ſagte. Leuchtende Farben, glückliche Kompoſition ſind ſeinen meiſten Bildern nicht abzuſprechen,

Interieur aus dem Glaspalaſt. (Aufnahme von Alphons Bruckmann in München.)

Aus der Münchener Seceſſions-Ausſtellung. (In der Mitte das Selbſtbildnis Franz Stucks und Frau.)

auch nicht den ſpäteren, von denen hier „Chriſtus im Grabe“, „Beethovens Mondſcheinſonate“ und der Plafond im Pariſer Stadthauſe (Paris ladet die Völker der Erde zu ſeinen Feſten ein) erwähnt ſein möge. Am beſten war er wohl als Bildnismaler. Wir geben zwei ſeiner neueren Porträts wieder, die zeigen, wie trefflich er den Wünſchen ſeiner hohen und höchſten Auftraggeber zu entſprechen wußte. —

Ausſtellungen und kein Ende! Das iſt heuer, wie ſeit Jahren zur Sommerszeit, die Signatur des Tages. Berlin hat ſeine zwei Kunſtausſtellungen, Düſſeldorf, Karlsruhe fehlen nicht, nun hat auch München den Glaspalaſt ge-

Turin: Innenraum des Hauptausſtellungsgebäudes.

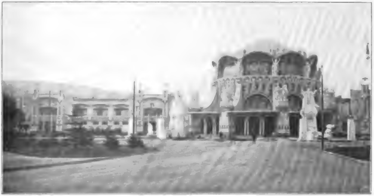
Digitized by Google

öffnet und die dortige Seceſſion wieder ihre Räume gegenüber der Glyptothek. Man muß es den Münchener Herren laſſen — den einen, wie den anderen —, daß ſie ihre Säle alljährlich neu und geſchmackvoll herzurichten wiſſen, und das allein geht uns heute an dieſer Stelle an. An der großen Eingangshalle des Glaspalaſtes haben ſich ſchon ſo oft alle dekorativen Künſte verſucht, daß es wirklich erſtaunlich iſt, wie hübſche Effekte wieder erzielt wurden. Reizvoll, wie immer, iſt der Lenbachſaal (ſiehe S. 685). Man mag ſagen, was man will: Lenbach weiß für ſeine Werke doch jedesmal eine beſondere, intime Stimmung zu ſchaffen.

Turiner Ausſtellung: Gruppe von der Hauptfaſſade: Reigen von Edoardo Rubino.

Inzwiſchen iſt auch in Turin die etwas laut angekündete und daher mit ſehr großen Erwartungen begrüßte Internationale Ausſtellung für dekorative Kunſt eröffnet worden. Es will jedoch faſt ſcheinen, als ob es an allerlei Enttäuſchungen nicht gefehlt hätte, trotzdem die Ausſtellung im einzelnen viel Intereſſantes, manches ſehr Schöne und einiges Ausgezeichnete bringt. Wir kommen noch des weiteren auf ſie zurück und beſchränken uns für heute auf die Architektur einiger Hauptbauten. Sie ſind, ſchreibt man uns, leider nicht hervorragend; faſt durchweg für den flüchtigen Eindruck eines Ausſtellungsſommers berechnet, leider ohne jeden lokal-italieniſchen Einſchlag. Der Einfluß Darmſtadts iſt unverkennbar, beſonders am Portal und einzelnen Kiosken, die in auffälliger Weiſe die bekannten Olbrichſchen Kreiſe und Kurven, ſeine Wellenlinien und das Schachbrettornament aufweiſen. Die Eiſenkonſtruktion der Empfangshalle im rieſigen Hauptgebäude iſt wundervoll durchdacht, leider dafür die Innendekoration ſehr ſchwach, flach und wirkungslos. Oeſterreich, das allein Einzelbauten errichtete, iſt durch zwei Bauten, einen Ausſtellungskiosk und eine Villa vertreten, die mancherlei hübſche Züge nach wohl engliſchen Anregungen aufweiſt. Reizvoll und eigenartig iſt das kleine graziöſe Häuschen der Fotografia artistica. —

Die Ausgrabungen in Pergamon hatten, nachdem ſie den köſtlichen Fries gehoben, dem heute in Berlin ein neues würdiges Heim bereitet iſt, einige Zeit geruht. Sie ſind nunmehr aber von den Profeſſoren Conze und Doerpfeld wieder aufgenommen worden und haben neue bedeutende Reſultate gezeitigt. Es handelt ſich hauptſächlich um die Aufdeckung der ſogenann-



Turin: Hauptgebäude der Ausſtellung.

Digitized by Google

Turin: Öſterreichiſche Villa.

Turin: Pavillon der künſtleriſchen Photographien.

ten Unterſtadt. Hier iſt zunächſt ein intereſſantes Hauptthor der großen Stadtmauer freigelegt worden und dann ein Marktplatz. Um deſſen offenen Hof von 100:200 Fuß Ausdehnung lagen auf allen Seiten doriſche Säulenhallen in zwei Stockwerken, an die ſich eine Flucht kleiner Zimmer und größerer Räume anſchloß, die teilweiſe trefflich erhalten geblieben ſind. Auch die Zahl der Einzelfunde iſt beträchtlich.

⁂

Unſer Heft bringt eine Reihe farbiger Reproduktionen nach Werken des Dresdener Meiſters Profeſſors G. Kuehl. Wir leiten damit eine Serie derartiger Reproduktionen ein. Der Entſchluß dazu war nicht ganz leicht. Ganz abgeſehen von den außergewöhnlich hohen Koſten derartiger farbiger Drucke, ſtand die Technik der farbigen Reproduktion bisher nicht recht auf der Höhe, die ihre reichere Verwendung angemeſſen erſcheinen ließ; ſie trug — gerade heraus geſagt — immer etwas vom Surrogatcharakter an ſich. Das hat ſich in letzter Zeit weſentlich geändert.

Pergamon: Ornament aus einem ioniſchen Tempel.
Aufnahme des Inſtitutsphotographen R. Rohrer in Athen.

Die Verfahren ſind bedeutend vervollkommnet worden, geben jetzt die Handſchrift des Künſtlers — wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt — unmittelbar wieder: unſere diesmaligen Abbildungen liefern den beſten Beweis dafür. Freilich eignen ſich gerade die Blätter Prof. Kuehls in hervorragender Weiſe für unſeren Zweck; ihr kräftiger Ton, der immer das Weſentliche des Eindrucks wiederſpiegelt, kommt der Reproduktion ſehr zur Hilfe. Gotthard Kuehl wurde 1851 in Lübeck geboren, ſtudierte in München unter W. Diez, dann in Holland und Paris. Im Jahre 1888 ließ er ſich in München nieder; ſeit 1893 entfaltet er eine reiche Thätigkeit an der Akademie zu Dresden. Ein ungemein und im beſten Sinne vielſeitiger Künſtler iſt er gleich ſtark als Landſchafter, wie als Figurenmaler, ſeine Interieurs haben den gleichen Reiz wie ſeine ſtillen Gärten und Höfe; Lübecker Waiſenmädchen malt er mit der gleichen Friſche und Natürlichkeit wie etwa eine holländiſche Bibelſtunde; ein Ausblick auf einen Hafen, ein paar alte Segelflicker, das Innere einer ſonnendurchſtrömten Rokokokirche — alles ſcheint ihm gleich gut zu liegen. Auch ſein Selbſtbildnis, das wir als Titelbild geben, wird in ſeiner virtuoſen Technik ſehr intereſſieren. Die deutſche Kunſt darf noch viel von G. Kuehl erwarten. —

Pergamon: Aus dem Grabe des L. Cuſpius Pactumeius Rufenus. Gefunden am Neuen Markt. (Aufnahme des Inſtitutsphotographen R. Rohrer in Athen.)

Unſer Heft bringt diesmal noch eine ganze Reihe beſonders intereſſanter Gaben. Da iſt einmal zwiſchen S. 664 u. 665 ein Gemälde von Frank Kirchbach, das eine Partie aus der Nähe von Taufers in Tirol darſtellt, in kräftigen Tönen, mit eigenartig ſtarker und wirkungsvoller Betonung des Vordergrundes. — Von Ignatius Taſchner, dem Münchener Plaſtiker, geben wir die originelle Statuette „Strauchdieb“ — prächtig iſt das gemacht, wie der edle Schnapphahn ſein Pferd im Lauf anhält, ſich weit zurücklehnend mit ſtraff angeſpanntem Zügel (zwiſchen S. 680 u. 681). — Walter Firle, den wohl die meiſten unſerer Leſer nur als Maler kennen werden, erlaubte uns, ſeine reizvolle Zeichnung „Rautendelein“ zu veröffentlichen — der Name

Pergamon: Neuer Markt Nordſeite, von Weſten her geſehen. (Aufnahme des Inſtitutsphot. R. Rohrer in Athen.)

Pergamon: Moſaik in der Nordweſtecke am Neuen Markt. (Aufn. des Inſtitutsphot. R. Rohrer in Athen.)

paßt gut zu dem träumeriſchen Geſicht des jungen Mädchens mit den Waſſerblumen im Haar; es iſt faſt, als ſpähe ſie hinab in den tiefen Brunnenſchacht, in dem der Nickelmann hauſt (zwiſchen S. 656 u. 657). — Die Virtuoſität Meiſter Sperlings als Hundemaler iſt zu bekannt, als daß man viel Worte über ſie machen dürfte: jeder ſeiner Vierfüßler iſt ein Porträt, an dem ſich — um in der Sprache der Kynologen zu ſprechen — alle „Points“ nachweiſen laſſen; das gilt ganz gewiß auch von unſerem Foxterrier (zwiſchen S. 688 u. 689). — Von Eugen Kampf, dem Düſſeldorfer Landſchafter, dürfen wir (zwiſchen S. 648 u. 649) ein ſchönes Strandbild veröffentlichen: den Blick auf einen kleinen holländiſchen Hafen. — In Schultes Kunſtſalon in Berlin erregte vor einigen Monaten das Gemälde „Brandung bei Bornholm“ von J. H. Brandt-Kopenhagen (zw. S. 704 u. 705) wohlverdientes Aufſehen: ich habe ſelten eine ſo gut gemalte See geſehen, zumal die Giſcht der Brandung iſt wunderbar duftig gegeben. In dieſer Zeit der Hundstage zieht ja das Meer alle Welt hinaus an den Strand — da werden beide Bilder ſicher intereſſieren. — Denen aber, die dem Binnenlande den Vorzug für die goldige Ferienzeit geben, ſei ein Blick auf das winzige Bild auf Seite 613 empfohlen — ein ſchlichtes Erntebildchen. Die Unterſchrift ſagt es: es iſt eine Photographie. Aber ſie beweiſt wieder, wie künſtleriſch eine gute, mit feinſinnigem Verſtändnis aufgenommene Photographie wirken kann. Wenn es nur nicht ſo viele ſchlechte geben möchte! H. v. Sp.

Pergamon: Runder Altar.
(Aufnahme des Inſtitutsphotographen R. Rohrer in Athen.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Velhagen & Klaſings

Roman-Bibliothek.

⁂

Zwölfter Band.

Die papierene Macht
von Fedor von Zobeltitz Seite 1—214 1—192 in v. 16
Ein unpraktiſcher Menſch
von Rudolf Hirſchberg-Jura „ 215—373

⁂

Beigabe zu Velhagen & Klaſings Monatsheften, XVI. Jahrgang 1901/1902.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klaſing.

„Willſt du — ſo bin ich fertig. Aber noch nicht ganz. Ich fahre nach Uttenhagen und nehme den Kleinen mit. Doch ich komme wieder, Hans, wenn du mich rufſt. Nur ruf mich nicht eher, eh' du nicht anders geworden biſt. Es iſt kein Geheimnis für mich, daß wir weit über unſre Verhältniſſe gelebt haben. Ich teile trockenes Brot mit dir und werde dich nicht weniger lieben. Ruf mich — aber erſt brich mit der Vergangenheit. Keinen Rennſtall mehr, keine Klubfreuden, keine freie Tafel für hundert Gleichgültige! Ruf mich, wenn du nicht nur mich, ſondern wenn auch ich dich wiederhaben kann wie in den erſten Monaten unſrer Ehe! ... Nun laß mich zur Reiſe rüſten ...“

„Noch nicht!“ rief Hans. „Du wirſt nicht reiſen, weder allein noch mit dem Kinde! Wollen ſehen, ob ich in meinem Hauſe nicht Herr bin!“

„Nicht Herr über mich. Hindre mich — wenn du es wagſt. Ich habe meinen Beſuch in Uttenhagen bereits telegraphiſch angemeldet. Papa iſt drüben und erwartet mich. Aber — ängſtige dich nicht. Ich werde den alten Mann nicht aufregen. Was wir miteinander auszukämpfen haben, geht uns allein an ... Du biſt Herr im Hauſe, lieber Hans; aber doch nicht Tyrann genug, um mir zu verbieten, meinem Vater einen Beſuch abzuſtatten. Ich nehme übrigens niemand von den Domeſtiken mit; deine Häuslichkeit bleibt dir alſo wie bisher ...“

Sie ging, den Kopf erhoben, ruhig und ſtolz. Es kochte in Hans. Er geriet leicht einmal in heftige Aufwallung — und ſeine Eigenliebe war bitter getroffen. Erſt Bertram, nun Gerda. Aber Bertram war immerhin noch ſchonend geweſen: ſein eignes Weib ſchonte ihn nicht ... Wütend ſtampfte er mit dem Fuße auf. War er denn ein Knabe — ein kindiſcher Tropf? Und ſollte er ſich gefallen laſſen, wie ein Schulbube gemaßregelt zu werden!? —

Er rief nach dem Diener.

„Hut und Paletot! Und melden Sie der gnädigen Frau, ich käme zum Eſſen nicht zurück. Ich hätte mit Herrn von Eckſtädt eine Verabredung wegen Ankauf eines neuen Reitpferdes und ginge dann in den Klub ...“

„So,“ ſagte er ſich, als er die Treppe hinabſtieg und ſeine Handſchuh anzog, „nun wollen wir doch wirklich mal ſehen, ob ich mich am Gängelbande leiten zu laſſen brauche. Himmeldonnerwetter — ich, der Hans Volcker! ...“

Aber bei all ſeinem kindiſchen Trotze kam er doch nicht über das Herzweh hinweg, das leiſe einſetzte und ſtärker und ſtärker wurde. Der große Täufer Schmerz blieb an ſeiner Seite. Gerda hatte ihn gerufen: er ſollte kommen.

XVIII.

Graf Vließen war vor dem Volckerſchen Hauſe wieder in ſein Coupé geſtiegen.

„Nach Hauſe!“ rief er dem Kutſcher zu.

Nach Hauſe — nein, weiter, weiter — meilenweit fort, über Meer und Land, in eine neue Welt, unter neue Menſchen, in eine neue Umgebung! ... Auf ſeiner Wange fühlte er noch den Schlag Gerdas. Ein Peitſchenhieb hätte nicht brennender treffen können ... Ein Schlag von der Hand Gerdas — und dann der Hilferuf, der den Herrn Grafen vor die Thür ſetzen ſollte! — Bließen drückte ſich tief in die Wagenecke, gleichſam als fürchte er, irgend ein Bekannter könne ſein gezeichnetes Antlitz ſehen. Er atmete ſchwer; es war wie ein Ächzen. Und dann lächelte er wieder — ein grimmiges Lächeln. Verfluchte Narrheit, die ihn an ein Weib glauben ließ! Was war das Weib in ſeinem Leben geweſen!? Immer nur eine Dirne. Und von den beiden Frauen von Ehre, die ihm näher getreten, von denen haßte er die eine, und die andre haßte ihn . . .

Der Wagen hielt. Etienne ſtieg aus. Seine Bewegungen hatten etwas Greiſenhaftes bekommen. Wie er langſam die Treppe zu ſeiner Wohnung hinaufſchritt, hätte man ihn für einen alten Mann oder einen Schwerkranken halten können. Er rief ſeinen Kammerdiener und fragte nach der gnädigen Frau. Die gnädige Frau lag noch immer zu Bett; auch die Zofe durfte nicht in das Schlafzimmer. Etienne befahl dem Diener, die Koffer zu packen. Das war nichts Verwunderliches; er hatte häufiger davon geſprochen, daß ſeine Abreiſe ſehr plötzlich erfolgen könne; die Hauptlaſt der Bagage war längſt unterwegs. Dann telephonierte er an das Schlafwagenbureau und ließ ſich einen Platz nach Verona ſichern.

Er hatte nur noch ein paar Briefe zu ſchreiben. Der erſte war an Huhnholtz adreſſiert und lautete kurz: „Mein lieber Doktor: meine Nervenſtimmung iſt nicht die beſte. Ich ſehne mich nach dem Süden, fahre heute abend ab und erwarte Sie in Neapel, Grand Hotel. Allerſchönſtens Ihr ergebenſter Bließen . . .“ Ein zweiter Brief war an Nathanſohn gerichtet und enthielt Geſchäftliches. Dann kam noch einer — ein Abſchiedswort an eine Tänzerin des Viktoriatheaters — und ſchließlich der letzte. Der wurde ihm ſchwer. Er überlegte lange. Schließlich glaubte er die rechte Form und Faſſung gefunden zu haben und ſchrieb:

„Liebe und verehrte Couſine!

Ich bin ſeit einiger Zeit nicht ſo recht bei Wege. Bin geiſtig und körperlich nicht auf der Höhe und will machen, daß ich fortkomme. Habe ich Euch ſchon Lebewohl geſagt? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Mein Gedächtnis wird lückenhaft. Aber auf die Gefahr einer Doublette hin: brieflich adieu. Ich hätte Dir gern noch die Hand geküßt; indeſſen die Zeit drängt. Sei herzlich gegrüßt und grüß mir auch Deinen lieben Hans, Vater und Bruder und alles ſonſtige Grüßbare. In alter Verehrung dein gehorſamſt ergebener Vetter Etienne Bließen.“

Famos! — Der Brief konnte ſich ſehen laſſen, konnte auf dem Schreibtiſche Gerdas offen liegen bleiben, und männiglich konnte ihn leſen. Er brach jedwedem Klatſch die Spitze ab.

Das war erledigt. Bließen zündete ſich eine Cigarre an und überwachte ſodann das Packen ſeiner Koffer. Er pflegte ſonſt ſeinen Diener mit auf Reiſen zu nehmen. Diesmal ſollte der treue Burſche daheim bleiben. Es war alles vorbereitet und in beſter Ordnung. Die beiden großen Koffer ſtanden fertig da; die Handtaſche mit dem Neceſſaire lag noch geöffnet auf dem Tiſche.

Jetzt kam der Abſchied von Nina. Etienne ſchickte die Zofe in das Schlafzimmer. Er bat, die gnädige Frau in dringlicher Angelegenheit ſprechen zu dürfen. Dann legte er die Cigarre fort und ſpritzte einige Tropfen Parfüm auf ſeinen Rock, um den Rauchgeruch zu vertreiben. Er war ſehr rückſichtsvoll . . .

Im Schlafzimmer der Gräfin war es faſt ganz dunkel. Die Fenſter waren dich verhängt.

Etienne war leiſe eingetreten.

„Liebe Nina,“ ſagte er halblaut, „vergieb, wenn ich dich ſtöre. Meine Abreiſe iſt plötzlich beſchleunigt worden. Ich wollte dir Lebewohl ſagen.“

Ein leichter Aufſchrei antwortete ihm. Man hörte ein Raſcheln und Knittern.

„Etienne — komm näher. Setz' dich zu mir. Ich bitte dich. Auf wenige Minuten... Wann willſt du reiſen?“

„Mit dem Römerzug, Kind — heut abend . . .

Ein Augenblick Stille. Ein mühſam unterdrückter Schluchzlaut . . . Bließen ſpürte, wie Nina nach ſeiner Hand haſchte. Er drückte die ihre.

„Es iſt ſo plötzlich gekommen, Nina. Du mußt ſchon verzeihen —“

„Ich verzeihe, Etienne. Ich war vorbereitet. Ich . . . du bleibſt diesmal lange — nicht wahr?“

„Ich werde häufig ſchreiben . . .“ Er verſuchte zu ſcherzen . . . „Ich werde dir lange Reiſebeſchreibungen ſchicken — weißt du: hebe ſie auf — vielleicht mache ich ein Buch daraus, wenn ich wieder zurück bin . . .“

Die Gräfin ſeufzte ſchmerzlich auf. „Etienne — wenn du wieder zurück biſt, wirſt du mich nicht mehr finden. Gewiß nicht. Da wirſt du erlöſt ſein. Ich fühle es — nein, ich weiß es . . .“

„Sei kein Kind, Nina. Du wirſt endlich einmal auf den Arzt hören. Wirſt den Sommer im Hochgebirge verleben, und die häßliche Migräne wird ſchwinden. Du wirſt geſund ſein, wenn ich wieder da bin. Wirſt auch geſund werden wollen, Nina . . .“

„Ich will es nicht und werde es nicht, Etienne. Ich kann es ja gar nicht werden . . . Die ſchreckliche Migräne iſt es nicht allein. Es iſt irgend etwas zerſtört in mir; das heilt kein Menſch . . .“

„Meine arme Nina . . .“

Sie richtete ſich im Bette auf. Bließen hörte das Raſcheln der Spitzen und ſah ihre weiße Geſtalt.

„Etienne, wie ſüß das klingt! ‚Meine arme Nina‘ — das haſt du zum erſtenmale geſagt. Bin ich deine ‚arme Nina‘? — Ach, ſag' es noch ein einziges — ein einziges Mal! . . . ‚Arme Nina‘ — — ja, Etienne, ſo arm bin ich, ſo arm bin ich, ſo arm . . . Laß mir deine Hand! Nein — ſteh nicht auf! Laß die Fenſter geſchloſſen. Es iſt gut, daß es dunkel iſt. Da — da ſiehſt du nicht mein häßliches, ſchmerzverzerrtes Geſicht . . .“

Er barg im tiefſten Herzen einen abſcheulichen Haß gegen dieſe Frau, die das Geſpenſt der Leere war in der troſtloſen Öde ſeines Lebens. Aber in dieſem Augenblick ſchmolz der Haß und machte einem aufrichtigen Mitleid Platz. Zwiſchen Himmel und Hölle, in hundert Gegenſätzen und Widerſprüchen, hatte ſich immer ſein Empfindungsleben bewegt.

„Nina, du mußt brav und vernünftig ſein,“ ſagte er weich, „mußt nicht ſo thöricht ſprechen. Mach' dir den Abſchied nicht ſchwer. Es iſt ja nicht das erſte

Mal, daß wir uns trennen. Vielleicht komme ich auch ſchneller wieder, als ich mir vorgenommen habe —"

„Nein, Etienne," fiel ſie ein, „du wirſt lange bleiben — — ewig für mich. Ewig, ewig — ich werde dich nie wiederſehen . . . Das iſt gut für dich. Für einen wie du, da paßte ich nicht. Ich konnte dir kein Glück geben. Ich bin häßlich, ungebildet, gewöhnlich — ich weiß das alles. Du konnteſt nie ſtolz auf mich ſein — nur Mitleid empfinden . . . Großer Gott, nur Mitleid — wie iſt das wenig für ein Herz voll Sehnſucht! Und doch klage ich nicht; auch für dein Mitleid danke ich dir . . . Etienne, ich habe dich ſehr geliebt. Ich liebe dich bis zum Tode. Ich liebe dich — liebe dich! — Und du —? Haſſeſt du mich? Wofür? — Oft kam ein Schauer über mich, wenn ich deinen Blick auffing. Da fröſtelte mich . . . Heut ſeh' ich dich kaum — ich fühle dich nur. Deine warme Hand — und deine Lippen . . ."

Sie umſchlang ihn plötzlich. Die Leidenſchaft gab ihr Kraft. Sie riß ihn an ihre Bruſt und küßte ihn. Das Weib ſchrie in ihr auf, das getretene und verachtete. Ein Jauchzen ging durch ihre Seele — und in der Wonne ihrer Liebe vernahm ſie ringsum einen tauſendfältigen Chor ſüßer Engelsſtimmen, die ſangen ein hohes Lied. In ihren Küſſen entſchwanden Erdenleid und Gegenwart. Sie durfte ihn küſſen — und küßte ihn . . .

Die kleine Rokokouhr auf dem Spiegelſims ſchlug an.

Vließen beugte ſich über ſeine Frau. „Leb wohl, Nina," ſagte er und berührte ihre Stirn mit ſeinen Lippen — flüchtig, wie widerſtrebend.

Sie antwortete nicht. Er hörte ſie leiſe und regelmäßig atmen, und als er ſich tiefer über ſie neigte, ſah er, daß ihre Augen geſchloſſen waren und daß ſie ſelig lächelte.

„Leb wohl, Nina," ſagte er noch einmal und ging. An der Thür war ihm, als vernehme er noch einen Laut: einen leiſen Ruf, vielleicht auch letztes Abſchiedswort. Einen Augenblick blieb er ſtehen, dann ſchloß er ſacht die Thür.

Er beeilte ſich. Der Diener ſollte mit dem Gepäck auf dem Bahnhof ſein. Er ſelbſt wollte im Klub ſoupieren; ihm lag daran, ſich noch vor der Abreiſe dieſem und jenem zu zeigen.

Er nahm ſich eine Droſchke. Das Wetter war ſchlecht geworden. Ein eiſiger Wind wehte und peitſchte eine Miſchung von Schnee und Regen durch die Luft. Etienne hatte ſich wieder eine Cigarre angeſteckt und hüllte ſich in ihre duftigen Rauchwolken. Er verſuchte an gar nichts zu denken, verſuchte zu träumen. Die Fenſter des Wagens waren hochgezogen. Der Regen ſchlug gegen die Scheiben und rieſelte in kleinen Bächen an dem Glas herab. Draußen raſte der Sturm. Die Menſchen auf den Straßen kämpften vornübergebeugt gegen den Wind an. Vließen amüſierte ſich darüber, wie ſich der Boreas in den Kleidern der Frauen verfing. Aus der Thür einer kleinen Konditorei trat ein junges Mädchen, daß vom Sturm faſt niedergeriſſen wurde. Ein hübſches Kind; Vließen wiſchte mit den zuſammengerollten Handſchuhen die Fenſterſcheibe ab, um beſſer ſehen zu können. Schau — war das nicht Hella Nathanſohn? — Und hinter ihr, der junge Herr, der ſie ſtützte und hielt und vergeblich nach allen Seiten Umſchau hielt, wohl nach einer rettenden Droſchke — war das nicht Dittmar Daſſel? —

Jawohl, es waren die beiden. So weit alſo ſchon. Man gab ſich Stelldicheins in entlegenen Lokalen, wo man ſich ungeſtört und ungeniert wähnte ... Bließen überlegte, ob er halten laſſen und der verliebten Kleinen ſeinen Wagen anbieten ſollte. Aber nein — wozu das? Mochte das Pärchen ſeine verſchwiegenen Wege wandeln; auch bei Sturm und Regen lachte über ihnen der Himmel der Liebe.

„Äh,“ ſtieß Bließen hervor, „— pfui Deibel! Liebe?! ...“ Er ſchüttelte ſich.

Im Klub fand er nur wenige Tiſche beſetzt. Im zweiten Zimmer ſaß Prinz Inningen mit Haſſo Hunding beim Piquet.

„Quart,“ ſagte er. „Haſſo, du biſt unaufmerkſam. Wer ſchreit denn nebenan ſo wahnſinnig?“

„Volcker. Er tempelt mit Oppeln, Wedel, Huhnholtz und Fabricius. Mir ſcheint, er kam ſchon etwas angeſäuſelt an.“

„Der ‚Sonnabend‘ iſt ihm eingegangen; da wird er ſich ſelber Troſt zugetrunken haben. Er ſollte ſeinen Milton ins Loch ſtecken laſſen. Ich traue dem Lümmel nicht. Hat dir dein Alter ſchon erzählt, daß das ‚Morgenblatt‘ abſchwenken will?“

„Nee. Wohin abſchwenken?“

„Nach links natürlich. Wohin ſonſt? Aber wir werden den Volckers die Eisbeine knicken. Adjee, Haſſo — es giebt keinen Stich mehr.“

Er warf ſeine Karten auf. Bließen trat ein.

„'n Abend, mon prince. 'n Abend, Hunding.“

„'n Abend, Bließen. Willſt du für mich weiter ſpielen?“

„Muß dankend bedauern. Will zu Abend eſſen und dann abſchwimmen.“

„Aha. ‚Viktoria‘!“

„Ex est Viktoria. Napoli heißt die Parole. Erſte Etappe auf dem Wege nach Afrika.“

Er lachte und horchte auf. „Die lärmen ja da nebenan, als ob ſie in einer Volksverſammlung wären,“ ſagte er.

„Jeuratten, Bließen. Aber ſeit die Ballotage läſſiger gehandhabt wird, iſt es auch mit der Nobleſſe beim Spiel vorbei.“

„Und immer Synagoge,“ fügte Inningen hinzu. „Warum nicht ein Rubber Whiſt oder eine Partie Piquet? Man müßte dem Präſidenten mal ſtecken, wie gegen Paragraph drei der Hausordnung geſündigt wird ...“

Bließen war in das Nebenzimmer getreten. Er begrüßte die Anweſenden, die den Spieltiſch umringten. Ein langer Gutsbeſitzer mit braunem Geſicht und ſchneeweißem Schnurrbart hielt die Bank. Neben ihm ſaß Hans Volcker; zwiſchen beiden ſtand ein Sektkühler.

Bließen reichte Hans über die Schulterſtücke eines kleinen Huſaren hinweg die Hand.

„Grüß Sie Gott, Beſter. Habe mir eben erlaubt, Ihrer Gattin ein Abſchiedswort zu ſchreiben. Hab' auch an Sie geſchrieben, lieber Doktor. Ich dampfe mit dem Elfuhrzug ab.“

„Glücklicher,“ antwortete Huhnholtz. „Alſo Grand Hotel, nicht wahr? In acht Tagen komme ich nach. Das Schiff geht ja erſt am ſiebenundzwanzigſten von Brindiſi ab. Da kann man immer noch ein paar Atemzüge kampaniſche Luft mitnehmen. Einen Augenblick, Herr von Oppeln. Der Bube reizt mich.“

Er ſchob ein Goldſtück auf die Karte. „Na —?“ fragte der Bankhalter. „Herrſchaften, das iſt ja ein Läpperſpiel. Keine Teilnahme, kein Intereſſe. Herr Volcker, Courage. Sie können Ihren Stallverluſt wieder einbringen.“

„Verſuchen wir's,“ entgegnete Hans. Er hatte in ſeiner Erregung ſchon mehr getrunken, als gut war.

Inzwiſchen hatte ſich Vließen von einem der Klubdiener die Speiſekarte reichen laſſen. Er wählte aus und befahl, den Tiſch am Fenſter zu decken. Währenddeſſen ſchaute er dem Spiel zu. Hin und wieder nahm er ein Goldſtück aus der Weſtentaſche und pointierte mit: läſſig und gleichgültig; er wollte pünktlich auf dem Bahnhof ſein und ſich nicht von der Leidenſchaft fortreißen laſſen.

Die Unterhaltung während des Spiels war laut und ungeniert. Herr von Hunding hatte nicht ſo unrecht mit ſeiner Bemerkung von vorhin: der Ton in dieſem Klub, dem vornehmſten Berlins, war läſſiger geworden, ſeit unter dem neuen Präſidium die Aufnahmebedingungen minder ſtreng gehandhabt wurden als früher.

Man ſprach von Hunderterlei, meiſt von Pferden und Weibern, wohl auch einmal von der Politik, vom Cirkus und vom Theater. Von Zeit zu Zeit wechſelte einer der Diener die leer gewordene Flaſche im Eiskühler gegen eine gefüllte aus. Das Gold klirrte über den Tiſch. Aber es war wirklich nur ein „Läpperſpiel“. Man blieb in ſoliden Grenzen.

Hans Volcker war der einzige, der dann und wann einen Hundertmarkſchein auf eine Karte legte. Als er ein paar hundert Mark gewonnen hatte, ließ er ſie ſtehen und verlor. Er ſpielte ohne Intereſſe. Aber er trank viel und haſtig. Er hatte ſeit dem Frühſtück nichts gegeſſen, war auch nicht bei Appetit. Seine Stimme klang laut und ſchallend. In ſeinen Augen lag ein eigentümlich fiebriger Glanz.

Unerwartet wurde von dem „Volksboten“ geſprochen. Hans ſchaute auf. Wer hatte davon angefangen? — Herr von Wedel von den zweiten Huſaren, zur Turnſchule kommandiert und noch nicht ſo recht eingeführt in Berlin, erzählte, er halte das Blatt: es ſei immer amüſant und bringe auch gute Sportnachrichten.

Hans lachte hell auf. Ein Klatſchblatt erſten Ranges, dieſer „Volksbote“. Man könne darauf ſchwören: von allem, was er bringe, ſei die Hälfte erlogen. Ein hundsgemeines Blatt.

Es fanden ſich Stimmen, die den „Volksboten“ verteidigten. Huhnholtz gefiel die ſchnelle Berichterſtattung der Zeitung; Herr von Fabricius meinte, auch der Klatſch müſſe ſeine Ventile haben. Hans wurde heftig und überlegte nicht mehr, was er ſprach; er fegte mit dem Arm ſein Glas zu Boden und ſchlug zuweilen mit der Hand auf den Tiſch.

„Attention,“ flüſterte Herr von Fabricius dem Dr. Huhnholtz zu; „Volcker iſt betrunken. Wir müſſen Obacht geben . . .“

„Ein hundsgemeines Blatt,“ wiederholte Hans in dieſem Augenblicke. „Herr von Oppeln, nehmen Sie noch einen Satz an? Einen Bläuling auf den König.

Meine Herren, ich verſtehe nicht, wie man mit ſolcher Preßmache ſympathiſieren kann. Es iſt gar zu elend. Klatſch und immer wieder nur Klatſch . . . Sapriſti, Herr von Wedel, Sie ſagen, Sie halten den ‚Volksboten‘? Oder ſagten Sie, Ihr Burſche halte ihn? Ach ja, Sie ſagten wohl, Ihr Burſche halte ihn? — Gewonnen, Herr von Oppeln! Bleibt ſtehen . . . Herr von Wedel, wiſſen Sie, wo der ‚Volksbote‘ ſeine Mitarbeiter zuſammen ſcharrt? . . .“

„Vorſicht, Volcker!“ rief Vließen vom Tiſche am Fenſter herüber. Er ſaß beim Souper und ließ ſich vom Diener ein Glas Pommery einſchenken. Das „Vorſicht, Volcker!“ klang gemächlich und freundſchaftlich. Vließen ſpeiſte weiter.

Aber Hans zuckte empor. Die Stimme Vließens erbitterte ihn. Er ſtierte nach dem Fenſter hinüber und ſchrie: „Was iſt los, lieber Vließen? Was iſt los, Herr Graf? Mahnten Sie mich? Riefen Sie nicht: Vorſicht?!“

„Das rief ich,“ entgegnete Etienne ruhig. Ein paar Hände legten ſich auf Arme und Schultern von Hans. „Aufpaſſen, Herr Volcker,“ ſagte der Bankhalter; „Sie haben wieder gewonnen. Noch mal ſtehen laſſen —?“

Hans ſchnellte empor und ſtieß mit dem Ellenbogen die Hände, die ihn feſthalten wollten, zurück. Er taumelte und griff nach der Stuhllehne.

„Vorſicht, Herr Graf!“ ſchrie er von neuem los. „Rufen Sie ſich das nur ſelber zu! Selber — jawohl! Wer Schmutz anfaßt, beſudelt ſich! . . .“

„Futſch, lieber Herr Volcker,“ ſagte der Bankhalter und zog ſeinen Gewinn vom König ab. Vließen legte ſeine Serviette auf den Tiſch und erhob ſich. Huhnholtz und der ſchwarze Huſar hatten Hans unter dem Arm genommen. „Kommen Sie, Alterchen,“ flüſterte Huhnholtz, „Sie ſind ein ganz klein biſſel beſchwippſt. Um Gottes willen keinen Skandal! . . .“

Aber die Warnung kam zu ſpät. Auch Vließen lag nichts an einem Skandal. Doch in Hans tobte der Wein. Er war nie ein ſtarker Zecher geweſen. Heut war er ſinnlos. Er riß ſich los und packte Vließen am Rock.

„Herrgott, es wird Ernſt!“ rief Herr von Fabricius. In der Thür zum Nebenzimmer erſchienen Inningen und Hunding.

Hans keuchte. „Graf Vließen!“ ſchrie er. „Seht einmal — das iſt der Graf Vließen! Treueſter Freund eines Düren! Ein Graf und ein Wortbrüchiger! Ein Graf mitten unter Halunken! Ein —“

Mit aller Gewalt riß man ihn zurück. Und da ſchrie Hans gellend auf. Vließen hatte ihm ein Glas Waſſer in das Geſicht gegoſſen. Es kam zu einer peinlichen Scene, wie dieſe Räume ſie noch nicht geſehen hatten. Man rang mit Hans. Der Wütende hieb mit den Fäuſten um ſich und ſtieß mit den Füßen. Schließlich brach er zuſammen. Man brachte ihn in das Billardzimmer. Hunding blieb bei ihm.

Im Spielſalon ſammelte Vließen die übrigen Herren um ſich.

„Ich bin der älteſte unter Ihnen, meine Herren,“ ſagte er, „auch wohl das älteſte Mitglied des Klubs. Ich möchte Sie zum Stillſchweigen über das eben Geſchehene verpflichten. Einverſtanden?“

Man war es. Vließen hatte ſich auf eine Tiſchecke geſetzt, rief die beiden Diener heran, ſchärfte ihnen gleichfalls Stillſchweigen ein und ſchickte ſie dann hinaus. Es war noch über die Beilegung der Zwiſtigkeit zu verhandeln.

„Mir iſt die Sache über alle Maßen unangenehm,“ fuhr Vließen fort. „Ich muß meine Abreiſe im letzten Augenblick aufſchieben. Was Volcker veranlaßt haben kann, ſo unerhört ausfallend gegen mich zu werden, iſt mir unklar —“

„Er war total betrunken,“ warf Herr von Wedel ein, und Fabricius fügte hinzu: „Er traf ſchon merkwürdig aufgeregt hier ein —“

„Richtig,“ ſagte Prinz Inningen, „es fiel mir auch auf. Er kam betrunken an. Herrſchaften, wenn man nicht viel verträgt, ſoll man gefälligſt vorſichtig ſein. Der Klub iſt doch um aller Welt willen keine Deſtillation.“

„Sicher nicht,“ erwiderte Huhnholtz. „Durchlaucht haben ganz recht. Aber Volcker ſchien mir eher verärgert und verſtimmt als angekneipt zu ſein. Das entwickelte ſich erſt hier. Ich taxiere, er wird geſchäftliche Unannehmlichkeiten gehabt haben.“

„Wir ſind nicht berechtigt, das zu unterſuchen,“ ſagte Vließen. „Jedenfalls iſt bei der Schwere und der Grundloſigkeit der mir zugefügten Beleidigungen ein Austrag durch Waffen unvermeidlich. Lieber Doktor Huhnholtz, würden Sie die Güte haben, mir ſekundieren zu wollen?“

Huhnholtz verbeugte ſich. „Selbſtverſtändlich, lieber Graf. Indeſſen — vielleicht iſt doch noch eine Beilegung möglich —“

„Möcht' wiſſen wie,“ fiel Herr von Oppeln ein. „Das Glas Waſſer iſt nicht zurückzunehmen —“

„Es war nur die Folge der erſten Beleidigung Volckers,“ ſagte Etienne finſter, „— die Antwort auf einen brutalern Angriff. Mir macht das in Ausſicht ſtehende Duell verdammt wenig Spaß. Aber es iſt unvermeidlich. Indeſſen, lieber Doktor Huhnholtz — beruhigen Sie ſich: ich ſchieße ſo ſicher, daß ich den guten Volcker beſtimmt — nicht treffen werde. Schon aus Rückſicht auf ſeine Frau, die meine Couſine iſt . . .“ Er ſtarrte einen Augenblick über die blanken Achſelſtücke des vor ihm ſtehenden kleinen Huſaren. Er ſah Hans Volcker tot in ſeinem Blute liegen. Das wäre die furchtbarſte Rache an Gerda geweſen. Vließen fühlte ein Brennen auf ſeiner linken Wange. Da hatte ihn Gerdas Hand getroffen. Und ein dämoniſcher Haß blitzte in ſeinem Auge auf . . .

Man beſprach die nötigen Vorbereitungen. Vließen wollte nicht mehr nach Hauſe zurück, ſondern in einem Hotel übernachten: ſeine Frau ſollte nicht beunruhigt werden. Huhnholtz erklärte, ſich mit Baron Hunding ins Einvernehmen ſetzen zu wollen; man vermutete, Hunding werde Hans Volcker ſekundieren. Das Duell ſollte nach Möglichkeit beſchleunigt werden. Während man noch die Einzelheiten näher erörterte, öffnete ſich die Thür zum Billardzimmer und Hans trat ein; an ſeiner Seite Haſſo Hunding.

Hans ſah furchtbar aus: das Geſicht kalkweiß, die Augen verſchleiert und wie gebrochen, einen unſäglich bittern Zug um den Mund. Er ſchleppte ſich mühſam vorwärts und ſtützte ſich ſchwer auf den Arm Hundings. Aber er war völlig nüchtern.

„Meine Herren,“ ſagte Hunding, „Herr Volcker hat eingeſehen, daß er in einem Augenblick der Sinnloſigkeit den Grafen Vließen ſchwer beleidigt hat und iſt bereit, zu revocieren. Sind Sie damit einverſtanden, Herr Graf?“

Aller Augen hefteten ſich auf Bließen. Der hatte einen ſchweren kurzen Kampf zu beſtehen. Die Schmach auf ſeiner Wange brannte weiter. Aber er ſah die fragenden Geſichter ringsum. Ein Nein würde in dieſem Falle ſein geſellſchaftlicher Tod geweſen ſein.

Er verneigte ſich flüchtig. „Selbſtverſtändlich,“ erwiderte er; „ein Wort der Entſchuldigung genügt mir.“

Nun ſprach Hans — tonlos, aber feſt. Jedes Wort war verſtändlich.

„Herr Graf,“ ſagte er, „ich bedaure, daß ich beim haſtigen Pokulieren die Selbſtbeherrſchung verloren habe. Ich weiß nicht mehr, wodurch und in welcher Form ich Sie beleidigt habe. Man ſagt mir, die Beleidigungen ſeien ſchwer geweſen. Ich bitte Sie um Verzeihung und nehme vor dieſen Zeugen jedes kränkende Wort ausdrücklich zurück. Wollen Sie mir die Hand reichen? —“

Bließen war wieder der vollkommene Kavalier. Er ſpürte wohl, daß die Hand Volckers ſchlaff wie die eines Toten in der ſeinen lag; um ſo herzlicher ſchüttelte er ſie.

„Ich freue mich, verehrter Herr Volcker, daß der einzig verſtändige und richtige Ausgleich gefunden worden iſt. Freue mich aufrichtig darüber. Meine Herren, die Scene von vorhin iſt vergeſſen: ſie iſt nicht geſchehen. Meinen Dank, Herr Volcker . . .“

Er ſchüttelte nochmals deſſen Hand. Hans war unbeweglich ſtehen geblieben. Von Zeit zu Zeit erzitterte er leiſe, als überlaufe ihn ein Fröſteln.

„Na, Gott ſei Dank — alſo alles in Ordnung!“ rief Huhnholtz.

„All right,“ fügte der Bankhalter von vorhin hinzu: „nun können wir unſer Jeu fortſetzen. Ich bin Ihnen für meinen letzten Gewinſt noch Revanche ſchuldig, Herr Volcker.“

Hans ſtarrte wie geiſtesabweſend um ſich. Auf einmal durchfuhr es ihn wie ein elektriſcher Schlag. Er zuckte heftig zuſammen und ſchaute dann Herrn von Oppeln mit leerem Lächeln an.

„Ich ſchenke Ihnen die Revanche, Herr von Oppeln,“ ſagte er. „Ich — ich erkläre meinen Austritt aus dem Klub und werde das morgen dem Herrn Präſidenten anzeigen . . .“ Er verneigte ſich und ging.

Niemand hielt ihn zurück.

„Beſſer ſo,“ meinte Prinz Inningen. „Über die Revocierung läßt ſich ſtreiten. Das Glas Waſſer bleibt hängen.“

„Ich ſage,“ lachte Herr von Oppeln, „der Suff iſt ein Laſter — aber ein ſchönes.“

„Wie kam Volcker zu dem Entſchluß der Revocierung?“ fragte Bließen. „Er benahm ſich doch kurz vorher noch wie ein Wahnſinniger.“

„Auch noch im Billardzimmer,“ berichtete Baron Hunding. „Aber ganz plötzlich wechſelte die Stimmung. Der Rauſch war auf einmal wie weggeblaſen. Die pſychiſche Erregung in Volcker war freilich noch immer gewaltig. Aber er ſprach verſtändig und ruhig. Und als ich ihm vorſchlug, allen weitern Skandalen durch ein Entſchuldigungswort vorzubeugen, war er auf der Stelle einverſtanden . . . Laſſen wir die Sache ruhen.“

Man nickte. Es war in der That ſo am beſten; war auch gut, daß Hans Volcker aus dem Klub austreten wollte.

„Er gehörte doch nicht ſo recht hierher,“ ſagte Inningen halblaut zu dem ſchwarzen Huſaren.

Der ſtimmte zu. „Man muß unter ſich bleiben, Durchlaucht . . .“

Zur ſelben Zeit, da Graf Vließen vom Klub aus nach dem Bahnhofe fuhr, betrat Hans ſeine Wohnung. Er fand auf ſeinem Schreibtiſche einen kurzen Brief von Gerda: „Lieber Hans; da Du heute doch nicht mehr heimkehren willſt, habe ich mich entſchloſſen, ſchon mit dem Abendzuge nach Uttenhagen zu fahren. Bitte gieb dorthin Nachricht Deiner Gerda . . .“

Hans ſank in den Schreibtiſchſeſſel. Es brannte nur ein einziges Licht auf dem Tiſche; das flackerte hin und her. Hans ſaß ſo, daß er ſein Geſicht dem Licht zuwandte. Er ſah wie ein Sterbender aus: die Augen ſchwarz umſchattet, die Wangen hohl. Seine Zähne ſchlugen aufeinander. Er fühlte ſich grenzenlos elend. Er dachte an nichts Beſtimmtes: ſeine Gedanken ſprangen. Er ſah Gerda vor ſich und Vließen und Bertram und zwanzig andre. Einmal trat die Scene im Klub mit lebhaften Farben in ſein Gedächtnis zurück — und ein ſchreckliches Übelfinden überſchlich ihn. Er ſprang auf, nahm das Licht und ging in ſein Schlafzimmer. Auf ſeinem Nachttiſch lag die letzte Nummer des „Morgenblatts“, die er zuweilen noch im Bett zu überfliegen pflegte. Er nahm das Blatt und las gedankenlos die Überſchrift des Leitartikels. Dann drehte er das elektriſche Licht auf. Nun wurde es plötzlich blendend hell. Da ſtand das Bett Gerdas: unberührt und ſauber zugedeckt. Die blaue Seide der Couvertüre ſchimmerte; auf den Waſchtiſchen blitzte das Kryſtall der Flaſchen: die drehbare Pſyche warf das Licht in vollen Wogen zurück.

Hans ſchaute in den Spiegel. Er ſah einen einſamen, verzweifelten Mann mit herzzerreißendem Elend im Blick. Er trat dicht an das Glas heran und ſchnitt ſich eine Fratze. Dieſe Fratze — das war ſein Leben. Und wieder verzerrte er ſein Geſicht. Aber er erſchrak vor ſich ſelbſt. War er denn verrückt? —

Er wandte ſich und ging in das anſtoßende Kinderzimmer. Eine Drehung — und auch hier ſtrahlte das elektriſche Licht auf. Und auch hier die gleiche froſtige Ordnung wie nebenan: das Spielzeug ſauber eingepackt, in zahlreichen Schachteln und Kiſtchen, die auf Simsbrettern ſtanden; das kleine Bett unberührt; der Spielteppich zuſammengerollt und daneben ein Netz mit Gummibällen . . . Auf der Erde, an der Ecke einer Kommode, ſah Hans etwas Glitzerndes. Er bückte ſich und hob eine farbige Glaskugel auf. Das Auge wurde ihm feucht. Der Kleine mochte noch zu guterletzt mit der Kugel geſpielt haben, und man hatte beim Aufräumen des Zimmers ihrer nicht geachtet.

Hans behielt die Kugel in der Hand. Eine unermeßliche Sehnſucht nach Weib und Kind packte ihn plötzlich. Er kehrte in das Schlafzimmer zurück und warf ſich vor dem Bette Gerdas in die Knie und drückte ſein heißes Geſicht in die Kiſſen. Er ſchluchzte laut. Er war nicht mehr das große Kind mit dem eitlen Herzen und den thörichten Neigungen. Ein erſter Schickſalsſturm hatte genügt, ihn Mann werden zu laſſen. Was nicht die Liebe vermocht, das hatte der Schmerz vollbracht.

XIX.

Graf Vließen hatte ſich auf der Fahrt nach dem Klub nicht getäuſcht: er hatte Hella und Dittmar geſehen.

Für beide war eine Zeit ſchweren Martyriums angebrochen. Die Forderung ſeines Vaters war für Dittmar ein nicht zu umgehender Befehl. Sie entſprach zudem ſeinem eignen Empfinden. Er war nur ein einziges Mal der Erlaubnis Nathanſohns gefolgt und hatte an einem Freitag nachmittag in der Villa der Tiergartenſtraße vorgeſprochen. Doch da war das Haus voll Beſucher, ſo daß ein Wort heimlicher Zwieſprache mit Hella unmöglich geweſen war.

Aber das verliebte Herz Hellas fand trotz der Aufſicht des Vaters den Weg zu Dittmar. Sie zog ihre Zofe in das Vertrauen. Das Mädchen vergötterte ſie und wäre für ſie durch Waſſer und Feuer gegangen. Es koſtete Hella Überwindung, ſich Mittel zu bedienen, die ihrem Feinempfinden wenig entſprachen. Doch noch lauter ſprach ihre Liebe. Dieſe heiße Liebe erfüllte ihr ganzes Sinnen. Jeder ihrer Gedanken gehörte Dittmar. Es war kein müßiges Spiel mit dem Tode, daß ſie in bangen Stunden daran dachte, ſterben zu müſſen, wenn man ihr jede Hoffnung rauben wolle, die ſeine werden zu können.

Die Zoſe vermittelte das erſte Rendezvous in jener kleinen, wenig beſuchten Konditorei, vor der Vließen die beiden geſehen hatte. Hier trafen ſie ſich einige wenige Male. Ein feſter Entſchluß mußte gefaßt werden. Er war nicht leicht. An ein Nachgeben Nathanſohns war nicht zu denken. Der evangeliſche Pfarrer, bei dem Hella heimlich Religionsunterricht genommen, hatte erklärt, die Taufe nur mit Einwilligung des Vaters vornehmen zu wollen. Er vertrat den Standpunkt, daß Hella zwar mündig ſei, aber noch unter väterlicher Obhut ſtehe. Ein zweiter, Dittmar befreundeter Geiſtlicher, den dieſer aufgeſucht hatte, war gegenteiliger Anſicht. Es handle ſich in keinem Falle um Gewiſſensbedenken, ſondern um eine einfache Rechtsfrage. Die Thatſache, daß Hella das mündige Alter erreicht, ſei maßgebend. Dennoch führte der Geiſtliche, ein warmherziger, menſchenfreundlicher Mann, auch theologiſche Momente zu Gunſten der Wünſche Hellas an. Nötigenfalls hätte Dittmar ſelbſt die heilige Handlung an ſeiner Braut vollziehen können.

An jenem Sturmtage, an dem Vließen Hella und Dittmar begegnet war, wurden die letzten Abmachungen zwiſchen den beiden Liebenden getroffen. Es war ein Mittwoch. Am Sonnabend ſollte die Taufe in der Wohnung des Dittmar befreundeten Pfarrers ſtattfinden. In Hella war alles leuchtende Liebe. Die große göttliche Gnade durchſtrömte ihr Herz und verſchönte ſie wunderbar. In ihren Augen lag ein hehrer Glanz, der ſprach beredter als Worte.

Noch ein herber Schmerz ſollte kommen: die Ausſprache mit ihrem Vater. Aber dann war Hella gewappnet. Es konnte kein Zurück mehr geben. Und die Hoffnung war mit ihr, daß der Segen der Liebe auch im Herzen des Vaters auf fruchtbaren Boden fallen würde.

Im Sturm und Regen wanderte ſie an jenem Mittwoch nach Hauſe. Der ſchneidende Wind ließ ſie fröſteln. Sie achtete nicht darauf. Sie war Glückes voll. Noch drei Tage — und das feſte Band, das ſie mit Dittmar verknüpfte, hatte heilige Weihe empfangen. Dann der Schlußkampf — dann Frieden . . .

Dittmar wollte Gerda und Bertram als Paten zu dem Taufakt bitten. Aber als er am Donnerstag nachmittag in der Rauchſtraße vorſprach, fand er Hans fiebernd im Bett vor und mußte von ihm hören, daß Gerda mit dem Kleinen auf kurze Zeit nach Uttenhagen gereiſt ſei.

Hans war nicht ſo krank, daß er nicht ein Viertelſtündchen mit Dittmar hätte plaudern können. Er ſprach von einer leichten Influenza; der Arzt habe ihm lediglich Ruhe und Schonung anbefohlen.

„Ich will nicht, daß Gerda davon erfährt,“ ſagte er, „— hörſt du, Ditt? Alſo ſchreibſt du etwa an ſie, ſo erwähne meine Bettfaulheit gar nicht. Bin ich wieder ganz auf dem Damm, ſo gönne ich mir vielleicht auch ein paar Tage Landluft. Mir iſt Berlin plötzlich überaus ekelhaft geworden; ich muß die Lungen mit Ozon füllen und mir die Seele in friſcherer Atmoſphäre rein baden . . .“

Dittmar hatte ſich kaum verabſchiedet, als der Diener im Schlafzimmer Hanſens erſchien, um zu melden, ein Herr ſei draußen, der ſich nicht abweiſen laſſen wolle: ein Herr Düren. Er bitte darum, Herr Volcker möge ihn nur auf eine Minute empfangen — im Bett oder im Schlafrock, es ſei gleichgültig.

Hans wurde unwillig. Aber er beſann ſich. Was ſuchte Düren bei ihm? Eine Ahnung dämmerte in ihm auf. Geſchäftliches führte den Mann ſicher nicht in des Gegners Haus. Alſo was war! . . . Und plötzlich fühlte Hans ſein Herz raſcher und lauter ſchlagen. Es war der Augenblick nahe, da es von einem Wort ſeiner Lippen abhing, zwei Menſchen glücklich zu machen.

Er empfing Düren und bat um Entſchuldigung, daß eine Erkältung ihn zwinge, das Bett zu hüten.

Düren hatte ſich an der Thür verbeugt.

„Nicht Sie haben ſich zu entſchuldigen, Herr Volcker,“ entgegnete er, „— ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie zu ſo wenig gelegener Stunde beläſtige . . .“ Er wehrte ab, als Hans auf einen Stuhl deutete . . . „Ich will nach Möglichkeit kurz ſein, Herr Volcker,“ fuhr er fort und trat einen Schritt näher an das Bett heran. „Ich ſtehe im Begriff, mich zu verloben. Sie kennen meine Braut — Olga Pawel —“

Hans nickte ruhig mit dem Kopfe. Er bemühte ſich ſichtlich, gelaſſen und gleichmütig zu bleiben. „Ja,“ ſagte er, „ich kenne ſie — und ich gratuliere Ihnen von Herzen, Herr Düren. Es giebt kaum einen zweiten Menſchen auf der Welt, dem ich ſo aus dem Tiefſten Glück und Sonne wünſche als dieſem Mädchen. Ich kenne Olga — und nun weiß ich auch, was Sie zu mir führt . . . Hören Sie mich an — aber ich bitte Sie, nehmen Sie ſich einen Stuhl . . .“ Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſchaute ernſt zu ſeinem Feinde herüber, der da blaß und wartend ſaß, mit Hoffnung und Sehnſucht in ſeine Hände gegeben — ein Gebundener. Aber Hans ſah ihn kaum; er ſah ein liebes kleines Geſicht mit blondem Gelock über der Stirn und zwei ängſtlich bittende Augen. Da wußte er, was er zu thun hatte . . . „Hören Sie mich an,“ wiederholte er aufatmend. „Wo ich ſie kennen lernte — ja wo? In einem Theater — richtig: im Schauſpielhauſe, im ‚Fauſt‘. Und ein paar Tage ſpäter führte der Zufall mich abermals mit ihr zuſammen — bei der Entgleiſung eines Eiſenbahnwagens — bei einer ganz proſaiſchen Gelegenheit, die aber doch . . .“

Er ſchwieg einen Augenblick, um dann raſcher fortzufahren: „Herr Düren, die Zeit meiner Bekanntſchaft mit Olga war eine wundervoll poetiſche Epiſode in meinem Leben, war ein holder Traum, an den ich gern zurückdenke. Wir waren beide frei — ſie wie ich — und wir hatten uns lieb. Aber ſehen Sie: es war keine Liebe, die zu ſinnloſer Leidenſchaft ſtieg — es war eine Zärtlichkeit, in der etwas Rührendes lag... Vielleicht hat gerade dies geſchwiſterliche Empfinden meine Neigung zu ihr geſteigert; es war eine Liebe, die nicht begehrte, ſondern ſich mit herzlicher Freundſchaft begnügte ... Herr Düren, wir waren wie zwei Kinder — und daß es ſo war, das giebt der Erinnerung an jene Tage eine Verklärung, die mir vor Ihnen jede Verlegenheit nimmt. Ja — ich habe Olga lieb gehabt — was weiter!? Iſt das ein Flecken auf ihrer Ehre? —“

Düren erhob ſich. „Ich danke Ihnen, Herr Volcker,“ ſagte er; „ich wollte hören, was ich gehört habe. Man iſt ein Thor. Ich danke Ihnen und bitte nochmals um Vergebung, daß ich Sie geſtört habe ...“ Er verbeugte ſich abermals tief und förmlich und ging.

Hans blieb mit unter dem Kopf verſchränkten Händen im Bette liegen. Ein frohes Lächeln glitt über ſein Geſicht, ein Reflex der Stimmung in ſeinem Innern. Er hatte einen Feind glücklich gemacht, ſtatt ihn niederzuſtrecken. Das löſchte manches aus ...

* *
*

Dittmar war inzwiſchen in ſeine Wohnung zurückgekehrt. Er fand eine beunruhigende Nachricht vor. Die Zofe Hellas hatte ein Billet für ihn abgegeben. Es war flüchtig mit Bleiſtift geſchrieben und enthielt nur wenige Zeilen: „Geliebter Ditt! Ich habe mich bei dem geſtrigen Sturm gründlich erkältet und darf nicht aus den Federn. Aber ich hoffe, morgen wird wieder alles in Ordnung ſein. Und übermorgen — und dann! Gruß und Kuß, mein Lieb — deine Hella ...“

Morgen und übermorgen und dann! ... Das Morgen kam und das Übermorgen und keine weitere Nachricht von Hella. Am Freitag abend wurde Dittmar von einer quälenden Unruhe gepackt. Er ſtürmte davon und durchquerte mit eilenden Schritten den Tiergarten. Der Wind brauſte in den Baumwipfeln und brach und knickte das dürre Geäſt; in den Regen miſchten ſich Schneetropfen. Es war faſt menſchenleer auf den Straßen. Hin und wieder ratterte eine geſchloſſene Droſchke über das ſchlüpfrige Pflaſter. Im Nebel ſchienen die Laternen trüber zu brennen. Es war ein Abend wie jener, da er ſich zum letztenmal mit Hella in der kleinen Konditorei getroffen hatte ...

Dittmars Unruhe wuchs. Gleichſam unvermutet ſah er ſich plötzlich der Villa Nathanſohn gegenüber. Nur zwei Fenſter waren im erſten Stockwerk erleuchtet. Das machte Dittmar von neuem ſtutzig. War heute nicht Freitag — nicht jour fixe im Hauſe Nathanſohns? Sonſt flammte Licht an Licht an der Front der Villa, und vor der Einfahrt leuchtete die elektriſche Girandole ... Dittmar lehnte ſich am Reitwege an den Stamm einer Linde. Daß der vom Baum rinnende Regen in ſchweren Tropfen ſein Geſicht netzte, ſpürte er nicht. Es lag gleich einer Rieſenlaſt auf ſeiner Bruſt; ſein Atmen war ein leiſes Röcheln geworden ...

Da klang drüben die Gartenpforte, und es huſchte etwas auf die Straße. Der Regen ſprühte Dittmar in die Augen. Wer war das? Dittmar wiſchte ſich mit der Hand über die Augen und ſprang über den Macadam. Er hatte Emma erkannt, die Zofe Hellas, den treuen Liebesboten.

„Emma! . . .“

Die Kleine zuckte erſchreckt zuſammen und wandte ſich um. Sie hatte ein Tuch über den Kopf geworfen, das auch Schultern und Büſte umhüllte.

„Herr Graf,“ keuchte ſie, „— Sie . . .? Ich wollte zu Ihnen. O das entſetzliche Unglück! . . .“

Ihr Geſicht war fahl, das Auge verweint und brennend. Ein Unglück?! Dittmar zog ſie mit ſich. Schon in dieſem Moment wußte er, was kommen würde. Er zitterte nicht; aber es hämmerten ſeine Pulſe wie ein gewaltiges Schlagwerk, und das Blut ſchoß ihm zu Hirn, ſo daß es dunkel um ihn zu werden ſchien.

„Erzählen! . . .“

Er führte Emma an der Hand mit ſich. Sie ſprach haſtig und leiſe, von Schluchzlauten unterbrochen und dabei wie von Krämpfen geſchüttelt. Es war ſo furchtbar. Vor einer Stunde war Hella geſtorben. Die Erkältung hatte ſich in eine ſchwere Lungenentzündung gewandelt . . .

Wie Dittmar nach Hauſe gekommen, das wußte er nicht. Er fand ſich mitten in ſeinem Zimmer, lang ausgeſtreckt auf dem Teppich wieder. Hella tot. Es war ſo unfaßbar und unbegreiflich, daß er an ſeinen Sinnen zu zweifeln begann. Seine Hella tot . . .

Die Nacht, die da folgte, war die ſchwerſte im Leben des jungen Mannes. Sie zählte nicht nach Stunden; ſie war eine unendliche Leidenszeit.

Dittmar hatte ſich nicht niedergelegt. Ruhelos ſchritt er auf und ab, warf ſich zuweilen im Übermaße der Qual laut weinend auf das Sofa und ſprang dann wieder empor wie aufgepeitſcht. Er ſtarrte vom Fenſter aus in die Nacht hinein. Da ging Hella draußen vorüber und nickte ihm zu. Er warf den Kopf auf den Tiſch und verbarg ſein Geſicht. Da hörte er Hellas Stimme. Er raſte wieder durch das Zimmer, mit tobendem Blut und fiebernden Pulſen. Da war Hella neben ihm . . .

Hella — Hella! Die erſte reine und heilige Flamme, die in ſeinem Herzen gelodert — der Tod hatte ſie gelöſcht . . . Es dämmerte der Morgen in das Zimmer; in ſeinem alltäglichen Grau, kalt, winterlich und öde. Da lag Dittmar vor dem Sofa auf den Knieen und ſprach mit ſeiner Toten. „Liebe, ſüße Hella — du, meine Hella, du hörſt mich! Ich habe dich über alles geliebt und liebe dich über Tod und Grab. Ich liebe dich immer und ewig. Ich liebe dich, du meine Hella. Ich will dein Andenken heilig halten, und du ſollſt mein Schutzgeiſt ſein — ſüße, ſüße Hella! . . .“ Er ſprach das laut und ſprach lange mit ihr. Und jedes Liebeswort wurde zu einem Stachel neuer Qual . . .

Am Vormittage fuhr er nach der Villa Nathanſohn. Er traf in allen Zimmern auf Verwandte und Bekannte des Hauſes, ſchwarz gekleidete ernſte Männer und Frauen, die ihn ſtumm und höflich grüßten. Eine Hand rührte von hinten an ſeiner Schulter. Nathanſohn winkte ihm und zog ihn in ſein Arbeitszimmer. Da war man allein. Der Bankier war in allen Tiefen erſchüttert; in dem grauen Geſicht zuckten die Muskeln; die Augen waren verſchwommen.

„Graf,“ ſagte er und preßte die Hände Dittmars, „hier auf dieſem Fleck ſtand ſie damals. Da ſprach ſie von ihrer Liebe. Meine Hella! —“ Es war wie ein Aufheulen ... Und wieder packte der Alte Dittmars Hand. „Kommen Sie — Sie haben ſie geliebt — Sie ſollen ſie noch einmal ſehen ... Ganz allein. Ich laſſe niemand zu ihr ... Nur Sie und ich ...“

Er führte Dittmar in das Schlafgemach Hellas. Das war das Totenzimmer. Die Spiegel waren verhängt und alle Fenſter; die Lichter brannten. Sie lag im Bett; ein ſeidenes Tuch war über ihr Antlitz gebreitet. Dittmar erſchauerte nicht. Er war mit ſeiner Toten allein. Er trat an das Bett und hob das Tuch und küßte die kalte Stirn ... Der Sturm in ſeiner Seele tobte nicht mehr. Dittmar fühlte eine große Ruhe über ſich kommen und eine ſtille Weihe. Sein ſchweigender Mund ſprach ein Gelöbnis. Die Tote war ſein geweſen und blieb es. Das heilige Waſſer hatte noch nicht ihre Stirn genetzt. Binnen kurzem würde draußen auf dem jüdiſchen Friedhofe ein prunkvoller Denkſtein die Stelle bezeichnen, da ſie ruhte. Doch wo immer man ſie auch beiſetzte: ſein war ſie geweſen und blieb es. Blieb es in ſtarker und ewiger Liebe ...

Als Dittmar das Totenzimmer verließ, ſah er dicht an der Thür einen blaſſen Mann, der nahm haſtig ſeine Hände und drückte ſie ſtark. Sagte kein Wort dabei; aber Dittmar verſtand den Druck der Hand. Es war der Doktor Heller. Nathanſohn hatte ihn nicht in das Zimmer gelaſſen. Da ſollte keiner hinein als er, der Vater, und der, den ſein Kind geliebt. Doktor Heller ſagte kein Wort; er drückte nur die Hand Dittmars, die die Tote berührt hatte. — — —

Drei Tage vor Weihnachten fuhren Dittmar und Hans Volcker nach Uttenhagen. Sie ſaßen allein im Coupé, jeder in einer Ecke, und plauderten miteinander.

„Du ſollteſt auf einige Monate nach dem Süden gehen, Ditt,“ ſagte Hans; „es reißt dich hinaus und bringt dich in andre Umgebung. Es wird dir auch geſundheitlich gut thun. Du ſiehſt ſchauderhaft aus.“

„Ich kann nicht behaupten, daß du vor Geſundheit ſtrotzeſt, Hans,“ erwiderte Dittmar, „könnte dir den guten Rat alſo wohl zurückgeben. Aber er nützt dir ſo wenig wie mir. Du brauchſt nicht die Sonne Italiens; du brauchſt deine Gerda und wirſt ſie dir wiederholen. Und ich —? Lieber Junge, ich brauche die Arbeit. Denke ich an frühere Tage zurück, ſo muß ich faſt lächeln bei dieſem Wort. Was war mir dereinſt die Arbeit! Im beſten Falle eine angenehme Abwechslung. Aber ſie iſt mir eine gute Freundin geworden — ein Gefährtin, die treuer iſt als das Glück. Ich rufe ſie — doch nicht an den Schreibtiſch. Vor der ſtillen Geiſtesarbeit fürchte ich mich. Kannſt du das verſtehen?“

„O ja, Ditt. Du ſcheuſt die Phantaſie. Es iſt Selbſterhaltungstrieb, daß du die Zeit für dich ſprechen laſſen willſt. Aber es wird dich doch bald wieder an den Schreibtiſch locken — und du wirſt der Lockung nachgeben.“

„Warum nicht? Dann und wann — ja —“ er ſeufzte auf — „doch, Hans, ſieh, wenn ich verdammt wäre, jetzt an eine größere Arbeit gehen zu müſſen, ich würde verzweifeln. Ich würde immer nur wieder mein Leid niederſchreiben können, und das will ich nicht. Das vermag ich nicht. Es wäre ein Vergehen und eine Auflöſung im Schmerz. Gewiß: ich denke an die Zeit: du haſt recht. Sie wird den Schmerz nicht aus meiner Seele fegen; aber den Stachel wird ſie ihm nehmen ... Der Papa ſchreibt hilfeflehend. Er weiß in Uttenhagen nicht mehr aus noch ein. So wie die Verhältniſſe liegen, iſt eine Weiterwirtſchaft unter der Hand meines guten Alten ein Ding der Unmöglichkeit. Ihn hält die Politik. Da iſt mir ein Gedanke gekommen, der ſich durchführen läßt. Wir werden die Rollen tauſchen. Papa iſt nicht nur ein famoſer Redner, er iſt auch der geborene Journaliſt. Mag er bei der Politik bleiben und meinetwegen noch tiefer in ihre Strudel tauchen. Vielleicht wird das auch eurem ‚Morgenblatt‘ dienlich ſein —“

„Ausgezeichnet!“ rief Hans einfallend. „Papa iſt uns ſchon heute unentbehrlich geworden; es wäre prächtig, wenn wir ihn noch feſter an unſer Blatt feſſeln könnten. Die Tadelloſigkeit ſeiner Perſönlichkeit giebt uns Folie; die Lauterkeit ſeiner Geſinnung erkennen auch die Gegner an. Und dann noch etwas. Der Papa iſt der einzige Politiker der Partei, der ſeine volle Unabhängigkeit bewahrt hat. Will man ihn der Gruppe der ‚Wilden‘ einreihen — was thut's? Er iſt ein parlamentariſches Genie, und ſchon um ſeinetwillen wird der Parteivorſtand das ‚Morgenblatt‘ nicht einfach an die Wand drücken können. Die Idee iſt vortrefflich. Was ſagt der Alte dazu?“

„Er ſchwankt noch. Aber ſeine Bedenken ſind nicht ernſthafter Art. Vor allem iſt er glücklich, daß ich ihm Uttenhagen abnehmen will. Ich ſtehe auf einmal hoch in Ehren bei ihm. Übrigens: ich bin langſam geſtiegen; es kam nicht über Nacht; er hat Rückfälle gefürchtet. Sie ſind ausgeſchloſſen: ich habe mich ſelbſt kennen gelernt. Ich bin durch eine doppelte Schule gegangen, Hans: der Schmach und des Schmerzes ...“

Hans nickte ſtumm. Er hörte eine verwandte Stimme in der eignen Seele.

Der Zug raſte durch die winterlich weiße Landſchaft. Aber es ſchneite nicht mehr. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, und die Sonne ſchien.

Dittmar wies aus dem Fenſter. „Aufgepaßt, Hans,“ ſagte er, „gleich wird die Lokomotive pfeifen. Wir kommen auf Uttenhagener Gebiet. Da iſt der Birkenwald — da der See — da tauchen die Dachsberge auf ...“

Hans ſchaute aus dem Fenſter. Der Zug glitt an der ſilbernen Pracht des Birkenhains vorüber. Die Bäume waren mit Eiskryſtallen bepackt. Zwiſchen die hellen Stämme hindurch ſah man den gefrorenen Spiegel des Sees leuchten. Auf jener Erhebung drüben hatte Hans einſt Gerda ſeine Liebe geſtanden. Da war der Humor der Gefährte ihrer Poeſie geweſen ...

Ein ſchriller Pfiff. Der Zug hielt vor der kleinen Station. Hinter dem Bahnhofsgebäude wartete auch ſchon der Schlitten; davor das ungezogene Ponypaar, und Fritz hielt die Zügel. Fritz war avanciert: kein Boy mehr, ſondern zweiter Diener, und zuweilen durfte er auch den Kutſcher vertreten.

Er grinſte, als Dittmar ihm lachend zunickte. Aber er ſaß bewegungslos auf ſeiner Pritſche, die Peitſche auf den Schenkel geſtemmt, und ſpielte den korrekten Kutſcher vornehmer Herrſchaft.

Es ging wie ein Schwalbenflug durch die Landſchaft. Die Schneedecken der Ponys blähten ſich auf wie Segel, und das Geläut der Schellen klang weithin. Hinab zum Seeufer, und dann in mächtigem Bogen dem Dorfe zu. Zuweilen berührten die farbigen Kopfſtutze der Pferde die tief hängenden Birkenzweige, und dann rieſelten die Eiskryſtalle herab; in den knirſchenden Schnee zogen die Kufen tiefe Furchen.

In der Parkallee ſprangen die Hunde den Ankömmlingen entgegen: alle fünf — Mac, Montez, Schnauzerl, Pitty und Waldmann. Dittmar rief ſie an, und ſie gebärdeten ſich wie unſinnig, überſchlugen ſich im Schnee und hüpften am Schlitten empor. Unter dem Portal aber ſtand der alte Leitholz und freute ſich . . .

So ſah man ſich wieder. Ein paar Tage waren ins Land gezogen, nur ein paar Tage. Aber die herben Erfahrungen, die ſie gezeitigt, hatten die Menſchen gewandelt. Nun konnte aus neuer Saat neue Frucht keimen.

Feſt aneinandergeſchmiegt ſtanden Hans und Gerda am Bett ihres Kleinen, der ſeelenruhig ſeinen Mittagsſchlaf hielt.

„Ich wollte dir ein Verſprechen geben, Gerda,“ ſagte Hans, „hier — angeſichts unſres Buben. Aber nicht die Worte thun es. Ich werde handeln in deinem Geiſte . . . Vielliebe Gerda, Einſicht ziemt dem verſtändig Gewordenen. Ich war ein dummer Kerl. Nicke ruhig — ich war es. Und daß ich es war: vielleicht lag es an meiner Erziehung, an einer allzu bequemen Jugend, an Einflüſſen von da und dort, denen ich nur gar zu gern nachgab — vielleicht. Es iſt gleichgültig. Meine Biographen können verſuchen, dieſe ſchwierige Frage zu löſen. Aber ſie dürfen das Wichtigſte nicht vergeſſen: dieſer Hans Volcker beſaß eine Frau, die war die liebſte und die klügſte zugleich. Es war eine Frau, die es wie keine verſtand, Herz und Vernunft ein Duo ſpielen zu laſſen. Es war ‚die‘ Frau . . . Gerda, du hörſt: meinen Humor habe ich wieder. Aber er ſpöttelt nicht: er lacht auch nicht nur: er hat ein thränendes Auge. Ich habe viel durchmachen müſſen: man hat den Narren in mir mit der eignen Pritſche geſchlagen und hat das thörichte Kind unſanft am Ohrläppchen genommen. Es — es hat mir gut gethan . . . Nun ja! — Weißt du, was du mir beim Abſchiede ſagteſt? Sagteſt: rufe mich, aber rufe mich erſt, wenn du ein andrer geworden biſt. Ich rief dich nicht: ich bin ſelber gekommen — doch als andrer, Gerda. Ich verſpreche nichts. Gieb mir die Hand — wir wollen ein neues Leben beginnen: ſei's nicht für uns, ſo für den da!“

Er wies auf das ſchlafende Kind . . .

Inzwiſchen ſchritten die beiden Daſſel, Vater und Sohn, durch Ställe und Scheunen; mit ihnen der Inſpektor. Es war nur ein erſter flüchtiger Rundgang, aber er klärte Dittmar über mancherlei auf. Viel war vernachläſſigt worden; doch das Inventar war leidlich im ſtande, und die Baulichkeiten bedurften nur leichter Reparaturen. Es fehlte in der Hauptſache nichts als die Hand des Herrn.

„Ich gebe nach, Ditt,“ ſagte der alte Daſſel nach beendetem Rundgang. „Ich trete ab, und du ſollſt hier Herr ſein. Möge es dir beſſer gelingen als mir, Uttenhagen auf ſeine alte Höhe zu bringen. Du haſt die Jugend für dich. Ich bin alt geworden, und dann — — du weißt, eine Hexe oder eine Fee, nenne ſie, wie du willſt, hat mir die Hände gebunden. Ich bin hier überflüſſig . . . Ditt, du biſt ein Mann geworden, lauter und feſt, ein ganzer Mann. Ich bin ſo ſtolz auf dich.

Und ich hoffe, daß Gott der Allmächtige dich männlich ertragen laſſen wird, was das Schickſal über dich verhängt hat. Nicht nur ertragen: du wirſt auch wieder geneſen und wirſt vergeſſen lernen und wirſt eines Tages wiſſen, für wen du auf der Scholle deiner Väter ſchaffſt und ſorgſt . . .“

Da aber warf Dittmar ſich an ſeines Vaters Bruſt.

„Vergeſſen, Vater,“ rief er, „nie wieder — nie! Nach einer Liebe, wie ich ſie empfunden, kann mein Herz nimmermehr lieben. Geneſen ja, Gott gebe es — aber mein Heiligtum bleibt und bleibt unentweiht. Das iſt mir Troſt, daß ſich die Erinnerung an meine Hella nicht verwiſchen kann, nicht in Jahren und nicht in Jahrzehnten — niemals, Vater . . . Laß mich für den Kleinen da oben ſchaffen und ſorgen. Daſſelſches Blut lebt ja auch in ſeinen Adern — und wenn auf Uttenhagen einſtmals das Geſchlecht der Volckers fröhlich aufblüht, ſo wird eine gewiß dem Herrgott dafür Dank wiſſen: unſre Gerda . . . Mich aber, Vater, laß bleiben, der ich bin . . .“

* *

Im Mai tagte die internationale Vereinigung der Preſſe aller Länder in der deutſchen Reichshauptſtadt. Man war vor drei Jahren in Madrid zuſammengekommen, dann in Paris, vorjährig in Rom, und nun war Berlin an der Reihe.

Bei ſolchen Gelegenheiten gab es immer eine Fülle glänzender Feſte. Auch Berlin hatte ſich nicht lumpen laſſen, obwohl man hier der internationalen Preſſe bedeutend weniger enthuſiaſtiſch entgegenkam als in den ſüdlichen Ländern. Trotzdem: die lokalen Preſſeverbände hatten im Verein mit der Stadtverwaltung, den Theatervorſtänden und einigen reichen Mäcenen alles gethan, die fremden Gäſte nach Gebühr zu empfangen. Es gab feierliche Anſprachen, Matinéen und Soiréen, ein Feſt im Zoologiſchen Garten, Muſtervorſtellungen in allen großen Theatern, Galaoper, Konzerte und ſchließlich ein Bankett im Rathaus, das der Magiſtrat zu Ehren der Preſſe veranſtaltete.

Es waren an fünfhundert Einladungen ergangen. Natürlich waren die Helden der Feder in der Überzahl. Aus aller Herren Ländern hatten ſie ſich zuſammengefunden: ſchwarze kleine Italiener und gelbhäutige Spanier, ein paar elegante Franzoſen, ſchon von weitem kenntlich an der roten Schleife der Ehrenlegion im Knopfloch — ſchnurrbärtige Magyaren und blonde Skandinavier, Rumänen, Griechen und Engländer, ein baumlanger, ſchattenhaft magerer Portugieſe mit einem abenteuerlich großen Orden um den Hals, zwei Türken in braunrotem Fez, auch ein Japaner und ein zigeunerhaft ausſehender Bulgare, der ſich zur Feier des Tages Escarpins und Schnallenſchuhe angezogen hatte und ein kleines Bukett im Knopfloch trug. Und dann in Maſſen die Vertreter der deutſch-öſterreichiſchen Journaliſtik. Alle politiſchen Richtungen und Fraktionen, alle Parteiſchattierungen und ſocialiſtiſchen Nuancen vereinten ſich im Bankettſaal. Aber in der Beurteilung der politiſchen Farbe nach dem Äußern der einzelnen konnte man ſich zuweilen täuſchen. Da war zum Beiſpiel ein ſchlanker, bildhübſcher Franzoſe in tadellos eleganter Toilette und mit keck aufgeſetztem Schnurrbart, den man ſehr wohl für den Sprößling einer alten Legitimiſtenfamilie hätte halten können. Und doch war er der Chefredakteur eines Pariſer Arbeiterblatts, das in jeder Nummer Blut und Mord predigte und in der

Aufreizung der Maſſen das Menſchenmögliche leiſtete. Und wiederum ein kleiner alter Herr mit verwüſtetem Geſicht, rot unterlaufenen Augen und borſtigem weißen Haar, ein Männchen, wie es Lombroſo als den pathologiſchen Typus des grauen Laſters ſchildern könnte — das war eine berühmte Stütze des politiſchen Feudalismus, ein großer Redner und eine vielgenannte Autorität auf dem Gebiete des Staatsrechts. Im allgemeinen machte die Verſammlung einen glänzenden Eindruck. Es fehlte nicht an ſtattlichen Erſcheinungen und ordengepanzerten Bruſtſeiten. Ein berüchtigtes Reptil, das ſich in der Konfliktszeit die Taſchen gefüllt und dann als Anhängſel an ſeinen recht ſchlicht klingenden bürgerlichen Namen einen romantiſchen Adelstitel in San Marino gekauft hatte, trug fünf Halsdekorationen übereinander: eine immer ſchöner und ſtrahlender als die andre und an farbigen Bändern, die die Iris des Regenbogens wiederzuſpiegeln ſchienen. Aber es gab auch gewichtigere Sterne. Neben dem zweiten Bürgermeiſter ſaß der Kultusminiſter; auch der Miniſter des Innern war anweſend, ferner der Generalintendant der Hoftheater und ein Flügeladjutant des Kaiſers; es wimmelte von Miniſterialräten: die Offiziöſen aus der Wilhelmsſtraße und von dem Continental-Telegraphenbureau ſchüttelten ſich die Hände: ein ſchriftſtellernder Präſident, den man die „Zeitungs-Excellenz“ zu nennen pflegte, unterhielt ſich angeregt mit einem ſocialdemokratiſchen Führer. Sozuſagen zur Ausſchmückung war auch eine große Garde von Berühmtheiten geladen worden, die der politiſchen Tagespreſſe ferner ſtand: Romanſchriftſteller und Dramatiker von Ruf und ein paar Schauſpieler von Namen, die zuweilen feuilletoniſtiſche Anwandlungen bekamen, wie der alte Lepus mit ſeinem feinen Diplomatengeſicht. Man ſah robuſte Erſcheinungen, die nicht ſo recht in ihren Frack paſſen wollten, neben geſchniegelten Dandys und paſtoralen Typen, rote Demokraten neben ſcharf umheräugenden Herren des Centrums, und zahlreiche Reporter, die mit ihren Notizbüchern und dem geſpitzten Bleiſtift in der Hand durch die Menge glitten, um Stoff zu ſammeln.

Natürlich waren auch die großen Zeitungsverleger anweſend. Die Volckers fehlten ebenſowenig wie Düren. Der „Volksbote“ hatte ſich rapide entwickelt; aber jetzt ſchien es, als ſtehe er auf einem Stillſtandspunkt. Er war trotz aller Anſtrengungen, einen litterariſchen Charakter anzunehmen, das Organ der untern Hunderttauſend geblieben. Düren gab ſich ſchließlich damit zufrieden; die Erträge, die die Zeitung abwarf, waren glänzend — da konnte man ihren geringfügigen politiſchen Einfluß ſchon verſchmerzen. Um ſo mehr hatte das „Morgenblatt“ an Bedeutung gewonnen. Seine ſelbſtändiger gewordene Tendenz ſchaffte ihm neue Freunde. Die Kalkulation Bertrams war richtig geweſen. Der Abonnentenkreis dehnte ſich nicht viel über eine beſtimmte Grenze aus; aber dieſe immerhin recht ſtattliche Gemeinde blieb treu, und auf ſie konnte man zählen. Ein „Geſchäft“ wie der „Volksbote“ war das Volckerſche Unternehmen nicht und konnte es nie werden. Immerhin hatte die Solidität der Firma auch in geſchäftlicher Beziehung Grundlagen geſchaffen, die gute Früchte verſprachen. Das „Morgenblatt“ war nicht mehr das „freſſende Kapital“, das Schreckgeſpenſt des Hauſes, das Steffens ehemals mit Vorliebe herauf zu beſchwören für nötig hielt. Auch Steffens hatte ſich ergeben müſſen. Er brummte zwar noch zuweilen, begann aber doch einzuſehen, daß die nunmehr feſt begründete und auf eignen Füßen ſtehende Zeitung das Anſehen und den Ruhm der alten Firma nur fördern und erhöhen konnte. Denn dies Blatt diente weder der Neuigkeitsluſt der Menge noch den einſeitigen Intereſſen einer beſtimmten poltitiſchen Fraktion: es diente dem Vaterlande „im Geiſte und in der Wahrheit“, unabhängig nach allen Seiten hin und mit jener maßvollen Freiheit der Kritik, von der Bismarck einſt ſagte, daß ſie das regulierende Medium zwiſchen Abſolutismus und Parlamentismus ſei . . .

Der große Saal füllte ſich mehr und mehr. Doktor Senſenſchmidt war wie immer der Apoll der Berliner Journaliſtik: in ſeinem prallen weißen Vorhemdchen blitzten zwei Brillanten; und wie ſaß ſein Frack! — Auch Graf Breeſen ſchlenkerte umher, zappelnd und brennende Neugier auf dem Geſicht. Als er den alten Daſſel in einem kleinen Kreiſe journaliſtiſcher Parlamentarier ſtehen ſah, warf er die Arme in die Luft, als ob er einen Fandango tanzen wollte. „Grüß Gott, lieber Graf!“ — „Grüß Gott, lieber Graf!“ — „Alſo auch Sie, lieber Graf?“ — „Gehöre doch ſozuſagen mit zum verfehlten Beruf. Na, und Sie, lieber Graf?“ — „Lieber Graf, ich muß ſchon dabei ſein. Ich bin dem Komitee beigetreten. Ei, verſteht ſich . . .“ Und dann zappelte Breeſen weiter, um den Kultusminiſter zu begrüßen.

Es war ein Bankett mit Damen. Die hellen Balltoiletten brachten eine freundliche Farbenſtimmung in das Ganze. Noch ſchwirrte alles umher. Man ſuchte nach ſeinen Plätzen. „Hier, Hans — hier, Gerda,“ rief Bertram Volcker; „wir ſitzen uns gegenüber . . .“ Er hatte Dorothee am Arm, die ein hellſeidenes Kleid trug, das in der Taille die unvermeidlichen Falten ſchlug. Aber ſie war guter Laune. Hauptmann Wenzel, der die Militaria-Rubrik des „Morgenblatts“ redigierte, war ihr linker Tiſchnachbar, und der machte ihr ſchon aus Subordinationsgefühl den Hof.

Gerda ſtrahlte vor Geſundheit, Glück und Intereſſe. Wie war das alles fabelhaft unterhaltend ringsum! Es hieß, am Morgen ſei Rochefort aus Paris eingetroffen. Aber der Mann, der ihm ähnlich ſah, war Redakteur eines bayriſchen ultramontanen Blatts. „Zeig' mir den Düren, Hans,“ wiſperte Gerda ganz aufgeregt; „man ſieht alle dieſe Leute nicht ſo bald wieder bei einander . . .“ „Da drüben ſteht er, der hübſche junge Menſch mit dem unbekümmert fröhlichen Geſicht . . .“ „Ach — der?! Ich hab' ihn mir ganz anders gedacht. Und die kleine Blondine neben ihm? Iſt das ſeine Frau?“ — „Braut, glaube ich — aber vielleicht auch ſchon ſeine Frau. O Gerda, was fragſt du alles! . . .“ Der kleine Haſe, Lokalredakteur des „Morgenblatts“, hatte Doktor Rempler gebeten, ihn der Gattin ſeines jüngern Chefs vorzuſtellen. Der Vorgang, den Doktor Rempler ſehr zeremoniös und feierlich auffaßte, dämmte für einige Minuten die Wißbegier Gerdas ein; dann aber begann ſie ſich von neuem für Düren zu intereſſieren. „Er ſieht ſo harmlos aus,“ ſagte ſie . . . „Hat's aber hinter den Ohren,“ antwortete Hans . . . „Iſt es wahr, daß Etienne ſeine Berichte aus Afrika im ‚Volksboten‘ veröffentlicht? . . .“ „Leider — Schande genug,“ brummte Hans . . . „Was mag denn die Nina Bließen machen?“ . . . „Weiß nicht, Kind. Sitzt in Tarasp oder da irgendwo im Hochgebirge; aber es ſoll ihr ſchlecht gehen . . .“ „Gott, die arme Frau. Hanſel, ſieh mal den kleinen Herrn mit dem großen Kopfe. Iſt das nicht ein berühmter Dichter? . . .“

Erſt in dieſem Augenblick hatte Olga Hans Volcker bemerkt. Sie verfärbte ſich leicht, und ihr Arm zuckte in dem Dürens. „Franz,“ flüſterte ſie, „da drüben ſteht Volcker …“ Düren wurde ernſt, als er in das Antlitz Olgas ſchaute. Aber es war nur wie ein vorüberhuſchender Schatten. Dann lächelte er wieder ſein unbekümmertes Lächeln und drückte Olgas Hand. „Laß ihn, mein Herz,“ entgegnete er leiſe, „und grüßt er dich, ſo grüße wieder. Man weicht ſich nicht aus, wenn man ſich nicht zu ſcheuen hat …“ Und wirklich: Volcker grüßte herüber, verbindlich und höflich — und Düren wie Olga grüßten ebenſo zurück. Ganz frohen Herzens aber war die kleine Ollinka erſt von dieſem Augenblick ab. Zach, ſanft und zärtlich ſtrich ihre Hand über die Rechte Dürens; ihn glücklich zu machen, das ſollte in Zukunft ihr eignes Glück bedeuten …

An der rieſenlangen, in Hufeiſenform aufgeſtellten Tafel hatte man begonnen, Platz zu nehmen. Nur noch vereinzelte Gruppen ſtanden umher, während die Diener bereits die Suppe ſervierten. Axel Pawel rannte beinahe einen Kellner um, weil er zu ſpät gekommen war und noch Düren und Olga begrüßen wollte. „'Tag, Franz — 'Tag, Olli! Kinder, 'wie geht's? …“ „Gut, Axel — und dir?“ …“ „Ganz famos. Herrſchaften, ich bin ſelig: das Schauſpielhaus hat mein Drama angenommen …“ Er ſtürmte weiter, zu der Gruppe des „Morgenblatts“ hinüber, wo ein Platz für ihn reſerviert worden war. Ein Klingelzeichen ertönte. Geräuſchvoll ließen auch die letzten noch ſtehen Gebliebenen ſich nieder. Stühlerücken und Kleiderrauſchen; das Klirren eines zerbrechenden Glaſes; dann wurde es ſtiller. Man ſah, wie ſich in der Mitte der Tafel der zweite Bürgermeiſter erhob. Ein paar Kellner blieben mit dampfenden Suppentellern hinter den Gaſtreihen ſtehen.

„Hochanſehnliche Feſtverſammlung …“

Gerda neigte ſich mit neugierigem Geſicht ſeitwärts zu Hans. „Wer iſt das, Männe? …“ „Der zweite Bürgermeiſter, Maus; der erſte liegt krank …“ „Ein pflichttreuer Beamter,“ ergänzte Doktor Haſe, „eine Säule der Kommune, aber kein Redner …“ „Quaſſelſtrippe,“ flüſterte gegenüber am Tiſch Doktor Senſenſchmidt ſeinem Nachbar ins Ohr: „paſſen Sie mal auf, was der wieder …“ „Pſt,“ machte eine Stimme in der Nähe. Der Bürgermeiſter warf einen raſchen Blick über die Verſammlung und fuhr ohne Unterbrechung in ſeiner Anſprache fort, indem er ſich mit dem Oberkörper weit über den Tiſch neigte und namentlich die fremden Redefloskeln betonte:

…„Man hat uns nicht verwöhnt. Lange iſt Berlin das Stiefkind unter den internationalen Großſtädten geweſen — un cendrillon. messieurs les Parisiens — — man hat hier nicht getagt, höchſtens einmal genächtet — auf flüchtiger Durchfahrt, auf einer Reiſe nach Norden oder Oſten. Freilich, ſelbſt wenn man zur Beratung ernſthafter Fragen zuſammenkommt — burning questions, gentlemen — man will ſich dabei immer ein klein bißchen amüſieren. Auch in dieſen Tagen — auch hier in Berlin …“ Heiterkeit und Zuſtimmung, beſonders von ſeiten der Inländer … „Meine Herren, daß die Internationale Vereinigung der Preſſe diesmal Berlin als Sitzungsort erwählt hat, erfüllt uns mit großer Freude und aufrichtigem Danke. Denn die Preſſe, dieſer maſſive Körper —“ er wölbte die Handflächen — „der ſich aus geiſtigen Subtilitäten zuſammenſetzt, drückt kraft ihrer Internationalität unſrer Arbeitsſtadt zugleich den Stempel einer Fremdenſtadt auf, in der — o ja wohl — in der man neben geiſtigen Genüſſen auch ganz hübſche materielle Vergnügungen findet —

den Stempel einer citta di piacere e piacevole …“ Erneute zuſtimmende Heiterkeit bei den Südländern. Der Bürgermeiſter verſtand zu reden. Er lächelte noch immer, um dann allgemach ernſter zu werden … „Mögen Sie, meine Herren, ſich bei uns nicht nur behaglich fühlen; möge ihr Behagen —“ jetzt ſuchte er nach einer ſpaniſchen Vokabel, fand ſie indeſſen nicht — „in der Erinnerung an Berlin auch anhalten und ſich mit der Entfernung quadratiſch vermehren; denn in Ihren Händen liegt es, uns bei unſern Nachbarn — im weiteſten Sinne geſprochen — beliebt zu machen oder zu verketzern …“ Zahlreiche Ohos, Abwehrrufe — „ma no!“ — „non!“ und ein halblautes „Evviva Berlino!“ — Einen Augenblick ſchwieg der Redner, um dann, ſich ſeines Eindrucks bewußt, lauter fortzufahren: „Ja, die Preſſe, die Großmacht Preſſe! Nicht nur die Politik und Induſtrie, die Kunſt und die Wiſſenſchaften ſind in gewiſſer Weiſe von ihr abhängig, ſei's unterm Strich, ſei es im Leitartikel, ſei's ſelbſt im Inſeratenteil — ah, les affiches, messieurs! — auch unſer intimes Leben begleitet ſie, von der Geburtsanzeige an bis zum Nachruf. Sie iſt der täglich neu erſtehende Phönix der öffentlichen Meinung, ſie iſt die erleuchtende Camera obscura des zeitgenöſſiſchen Lebens — ſie iſt eine furchtbare und auch ſegensreiche Kriegerin mit ihrem gewaltigen Rüſtzeuge an Druckerſchwärze und Bleilettern, an Originalgedanken und dem tauſendfachen Straßenwiederhall auf reinlich weißem Grunde. Sie dient der Welt; dient der Geſellſchaft und den Muſen, dient Hunderten von Parteien, dient zahlloſen Millionen und jedem einzelnen. Immer aber nur ſoll ſie der Wahrheit dienen, dem großen Menſchheitsideal — der Freiheitskünderin Wahrheit … Hochanſehnliche Verſammlung, ich leere mein Glas auf das Wohl der Preſſe: es lebe die papierne Macht! …“

◆

Ein unpraktiſcher Menſch

Roman

von

Rudolf Hirſchberg-Jura.

◆

I.

„Stoßt an, Meißen ſoll leben! Hurra hoch!
„Es grünen die Hügel, es raget die Burg,
„Und ſchimmernd gleitet die Elbe hindurch.
„Frei iſt der Burſch!

„Stoßt an, Afra ſoll leben! Hurra hoch!
„Sie lehret uns Griechiſch und lehret Latein
„Und ſperrt uns ſechs Jahr in das Kloſter hinein.
„Frei iſt der Burſch!

„Stoßt an, Ferien leben! Hurra hoch! . . . . . .“

An dieſer Stelle wurde der feſtliche Jubelgeſang von dem plötzlich eintretenden Herrn Rektor unterbrochen. Er gebot Ruhe, hielt eine kurze Anſprache, die mit „Ei, ei“ begann und mit „Ei, ei, ei, ei“ ſchloß, und erinnerte die jugendlichen Sänger daran, daß ſie keineswegs ſchon freie Burſchen wären, ſondern vorläufig noch königlich ſächſiſche Gymnaſiaſten.

Das laute Singen verſtummte natürlich augenblicklich, die frohe Stimmung aber des grauenden Ferienmorgens ließ ſich durch die ſtrengen Worte des gefürchteten Schulherrſchers heute nicht unterdrücken, und im Herzen ſang jeder der Jungens die Verſe gewiſſenhaft und begeiſtert zu Ende.

Übrigens war nicht nur die letzte Strophenzeile von der Burſchenfreiheit leider noch unzutreffend, auch der Strophenbeginn enthielt mit ſeinem „Stoßt an“ eine durchaus ungefährliche und nur ſymboliſche Aufforderung zum Zechen. In Anbetracht der Örtlichkeit war das Trinklied äußerſt platoniſch und würde ſogar lächerlich gewirkt haben, wenn nicht die feurige Inbrunſt der Sänger über jeden Spott erhaben geweſen wäre. Denn ſie befanden ſich nicht etwa beim ſchäumenden Bier in der Schenke, ſondern in einem ganz andern, wenn auch ebenſo feuchten Raume, in dem Waſchſaal Nr. I. der Fürſtenſchule zu St. Afra in Meißen.

Reihenweiſe ſtanden ſie an den langen, mit Waſſerleitung vortrefflich eingerichteten Waſchtafeln; jeder bückte ſich mit entblößtem Oberkörper über ſein großes drehbares Waſchbecken, kippte es wiederholt aus, ließ es von neuem wieder voll laufen und betrieb ſein Reinigungswerk bei aller Geſchwindigkeit mit großartiger Waſſerverſchwendung, trotz des Rektors allwöchentlicher Mahnung zur Sparſamkeit.

Vier trübe, von runden Regenbogenhöfen umzitterte Gasflammen leuchteten zu dieſem plätſchernden, rauſchenden und ſprudelnden Thun, und wenn in ihrem matten

Scheine all die weißen Rücken und Arme glänzten, und wenn ſich hier und da einer der jungen Leute den vollen kalten Strahl der Leitung auf Kopf und Nacken ſtrömen ließ und dabei die Nachbarn weithin beſpritzte, ſo gab das ein Bild, als feierten hier die Freunde des Waſchens eine Orgie.

Punkt fünf Uhr, wie immer, hatte das Geläute der Schulglocke die Schläfer geweckt. Doch wenn ſie ſich ſonſt meiſt ſtillſchweigend die Müdigkeit aus den Augen wuſchen, ſo war es heute geräuſchvoller zugegangen, und während der Körper ſich am kühlen Waſſer erfriſchte, ſchwebte der Geiſt ſchon über die Schulmauern hinweg, in die Heimat, in das Elternhaus, in die Ferien.

Voll freudigen Sehnens ging mancher Blick zum Fenſter hinaus, wo noch bräunliche Dämmerung die Luft erfüllte. Nur drüben, jenſeits der Elbe, über der weiten Ebene der Naſſau zeigte ſich ein heller Schein am Himmelsrande. Dort rüſtete ſich die Sonne, um den erſten Ferienmorgen rechtzeitig mit ihrem Glanze zu beſcheinen. Sie war ſich wohl bewußt, daß ihr heute eine Verſpätung von den Schülern ſehr übel genommen werden würde.

Der Rektor freilich, der gerade die allwöchentlich unter den Lehrern wechſelnde perſönliche Aufſicht über die Anſtalt führte, hatte nicht viel zartes Mitgefühl für die lärmende Ferienfreude ſeiner Zöglinge. Nachdem er ſich einige Augenblicke an dem ehrfürchtigen Stillſchweigen erfreut hatte, das ſeinen Worten folgte, fügte er mit harter Stimme hinzu:

„Ich erwarte, daß ſich derjenige unter Ihnen, welcher die andern zu dem ungehörigen Singſang verleitet hat, ſofort nach dem Frühſtück in meinem Zimmer meldet.“

Das klang wie eine Strafandrohung und beunruhigte die eben noch ſo heitern Gemüter ſehr. Denn erfahrungsgemäß pflegten die Strafen des Rektors kurz vor den Ferien darin zu beſtehen, daß er den armen Sünder erſt mit einigen Stunden Verſpätung in die Freiheit entließ. Auch war es ſeine ſtrenge Gewohnheit, wenn er den Schuldigen nicht ermitteln konnte, unerbittlich die Allgemeinheit für den einzelnen büßen zu laſſen. Heute aber hatten alle Inſaſſen des Waſchſaals Nr. 1. gemeinſam geſündigt und machten ſich nun bekümmerten Herzens darauf gefaßt, erſt ein bis zwei Züge ſpäter nach Hauſe fahren zu dürfen.

Kaum aber hatte ſich der Rektor königlichen Schrittes entfernt, ſo rief der Oberprimaner Richard Günther:

„Seid nur beruhigt. Ich melde mich dann natürlich. Ich hab's ja angeſtimmt.“

Es war ein ſchwarzhaariger, lang aufgeſchoſſener, etwas dürftiger Burſche mit tiefliegenden Augen. Ein Seufzer der Erleichterung und ein leichtes Beifallsgemurmel folgten ſeinen Worten. Denn ſein Vorſatz, ſich freiwillig der Strafe darzubieten, erinnerte an die echteſte Römertugend und flößte den mit klaſſiſchen Idealen gefütterten Gemütern der Kameraden ehrliche Bewunderung ein.

Doch war keine Zeit, dieſer Bewunderung viel Worte zu leihen, und jeder befleißigte ſich der größten Eile, um ſeine Toilette zu beendigen. Zwanzig Minuten nach fünf Uhr mußten ſie alle zur täglichen Morgenandacht im Beetſaal verſammelt ſein, wenige Minuten ſpäter ſtrömte die ganze Schar in geordnetem Zuge über den morgenkühlen Hof in den Speiſeſaal, verſchlang dort haſtig das Frühſtück, und nun endlich nahte der Zeitpunkt der Entlaſſung, der wirkliche Beginn der Ferien.

Vorher aber meldete ſich Richard Günther bei dem Rektor.

„Ei, ei,“ ſagte dieſer voll Bedauern und Entrüſtung. Denn Günther war der beſte Lateiner in Oberprima und ſein Lieblingsſchüler. Es ſchmerzte den Lehrer, daß gerade dieſe Zierde ſeiner Klaſſe, der Muſterſchüler humaniſtiſcher Wiſſenſchaft, der faſt nie gegen die Regeln der lateiniſchen Grammatik, Verslehre und Stiliſtik fehlte, daß gerade er ſich ſo gröblich gegen die ſtrenge Hausordnung vergangen hatte.

„Alſo Sie haben ſich unterfangen, ein ſtudentiſches Kneiplied anzuſtimmen? Pfui, ſchämen Sie ſich! Am frühen Morgen, noch vor dem Gebet, ein ſtudentiſches Kneiplied!“

„Verzeihung, Herr Rektor, aber ein ſtudentiſches Kneiplied war es nicht,“ erwiderte der blaſſe junge Mann mit einem linkiſchen, aber bei aller Beſcheidenheit doch ſelbſtbewußten Ruck des Oberkörpers. „Es war ein Loblied auf Meißen, auf unſre Schule und natürlich auch auf die Ferien!“

„So? — Mir iſt auf die Melodie, die Sie da geſungen haben, nur der Text des Kommersbuches bekannt. Wo haben Sie denn Ihre Verſe her?“

„Ich habe ſie ſelbſt gemacht, um das Lied unſern Verhältniſſen und Bedürfniſſen anzupaſſen.“

„Sie ſelbſt? So! Hm. Ei, ei! Na, als Vorſitzender des Dichterkränzchens haben Sie ja ſchließlich das Recht dazu. Aber ſtrafbar ſind Sie doch. Denn in der Schule dürfen Lieder nur geſchrieben werden und nicht geſungen. Eigentlich müßte ich Sie nun bis Mittag hier behalten!“

Günthers Wangen wurden noch etwas bleicher.

„Na, gehen Sie nur!“ fuhr der Rektor jetzt milder fort. „Aber denken Sie in den Ferien darüber nach, welch ſchlechtes Beiſpiel Sie heute den andern gegeben haben, und überſetzen Sie mir zu Hauſe als Strafarbeit Ihre deutſchen Verſe in eine lateiniſche Ode, Alcäiſches Versmaß. So! Dann iſt's gut!“

Der Oberprimaner verbeugte ſich mit glücklichem Herzen und leuchtenden Augen und verließ das Zimmer. Ein paar lateiniſche Verſe zu machen war ihm keine Strafe, ſondern eine ſehr angenehme Beſchäftigung, und jubelnd verkündete er den Kameraden das gnädige Urteil.

Dieſe ſtanden ſchon dicht gedrängt zum erſehnten Abmarſch bereit, die grüne Mütze auf dem Kopf, die Umhängetaſche über der Schulter oder ein kleines Paket in der Hand, und warteten darauf, ihren Namen verleſen zu hören und dann davon zu eilen nach dem Bahnhof oder nach dem Vaterhaus in der Stadt, die ſich unten im Thalkeſſel am Fuße des Afraberges ausbreitete.

Auch Richard Günther war in Meißen zu Hauſe. Auf dem Marktplatze trennte ſich ſein Weg von der lärmenden Schar, die über die Elbbrücke nach dem Bahnhofe ſtrebte. Er ging durch ſtillere Gaſſen, die nur von ſeinen Schritten und denen eines ſchwer beladenen Bäckerjungen wiederhallten. Auf den in das äußere Triebiſchthal führenden Straßen begaben ſich zahlreiche Gruppen von Fabrikarbeitern raſchen Schrittes nach der Stätte ihres Tagewerkes. Der Unterſchied, daß dieſe Leute zu harter Arbeit gingen, während ihm ſelbſt die köſtlichen Ferien winkten, kam ihm ſehr angenehm zum Bewußtſein und beſchämte ihn keineswegs. Er freute ſich in der kurzen Ferienwoche nicht auf das Nichtsthun, ſondern auf die Freiheit.

Jetzt ſtieg er den Ploſſenberg hinan. Ein ſteiler Weg führt zu dieſer die Stadt im Süden begrenzenden Anhöhe empor. Oben, wo man die ſchöne freie Ausſicht nach dem andern Elbufer und ſtromauf- und ſtromabwärts auf die Elbe ſelbſt genießt, iſt in den letzten Jahren ein elegantes Villenviertel entſtanden, dem der Neid der Minderbemittelten den Namen Protzendorf zu geben pflegt.

Rechtsanwalt Günther war einer der erſten geweſen, die ſich noch zu beſcheidenen Preiſen hier oben angeſiedelt hatten. In der ſchönſten Lage dicht über dem Elbſtrom bewohnte er mit ſeiner Familie ein einfaches aber behagliches Haus mit einem hübſchen Garten, der ſich über den dürftigen Eindruck einer Neuanlage bereits üppig hinausgewachſen hatte. Dorthin lenkte jetzt Richard ſeine Schritte, während er ſich häufig umſah und mit friſchen Augen das Bild der ſtillen Herbſtlandſchaft in ſich aufnahm.

Es war inzwiſchen hell geworden, wenn auch die Sonne ihr glühendes Antlitz noch nicht entſchleiert hatte. Sie ſelbſt war noch unſichtbar, aber das harte kalte Morgenlicht gab allen Dingen eine ſonderbare ſcharfe Deutlichkeit, wie man ſie ſonſt nur in photographiſchen Ateliers zu ſehen gewohnt iſt. Richard blickte vorwärts und ſah die zierlich launenhaften Dächer und Türmchen modiſcher Villen aus dem bunten Laube hervorragen. Er blickte rückwärts nach dem Schloßberg auf die ſchwarze Maſſe der Albrechtsburg, des Domes und des alten biſchöflichen Schloſſes, die ſich in großen vornehmen Linien von dem blaßgrauen Himmel abhoben, und er freute ſich über die Schönheit ſeiner altberühmten Vaterſtadt. Auch links vom Schloßberg auf den Afraberg richtete er ſeine Augen, wo wie ein breitgequetſchter Kaſten ſeine Schule mit ihren hellgelben Mauern herübergrüßte. Sie war nicht ſchön. Aber auch dies unelegante, ſchwerfällige Gebäude betrachtete er mit Stolz und Liebe. So ſehr ihn die Ferien freuten, ſo glücklich war er doch, ein Zögling dieſer alten Gelehrtenſchule zu ſein. Stolz war er auf den edeln Kurfürſt Moritz, der mit den Reichtümern eingezogener Klöſter die berühmte Lateinſchule zu St. Afra einſt ins Leben gerufen hatte, ſtolz war er, an derſelben Stätte erzogen zu werden, der ein Leſſing die Grundlagen ſeiner Bildung verdankte, und ſtolz war er nicht zum mindeſten auf die guten Zenſuren, die er ſelbſt in die Michaelisferien mit nach Hauſe brachte.

Das Gartenthor der väterlichen Villa war noch verſchloſſen; Richard machte ſich ohne weiteres daran, überzuſteigen, und wie er ſeine langen Beine über die ſpitzen Stäbe des roten Eiſengitters hinweghob, ſah das zwar etwas ungeſchickt aus, aber er gelangte glücklich im Garten wieder zu Boden und hatte große Freude an dem romantiſchen Bewußtſein, wie ein Einbrecher nach Hauſe zu kommen.

Jetzt klopfte er nachdrücklich ans Fenſter der im Erdgeſchoß liegenden Küche. Das Hausmädchen Minna öffnete ihm freundlich die Hinterthür, er ſprang in haſtigen Sätzen die Treppen empor zum Wohnzimmer, und als er vom Stubenmädchen, das dort den Kaffeetiſch deckte, erfuhr, daß noch niemand aufgeſtanden ſei, eilte er weiter hinauf in die Manſarde, wo er und ſein Bruder Kurt ihr Ferienheim hatten. Kurt war zwei Jahre älter und ſtudierte Jura. Er befand ſich nun ſchon faſt ſieben Wochen im ungeſtörten Genuß der langen Studentenferien, war aber ſehr ungehalten, als ihn Richard mit kräftigem Gruß aus ſeinen Morgenträumen ſcheuchte und durch plötzliches Entfernen der Bettdecke zum Aufſtehen zu reizen ſuchte.

Er murmelte einiges von „Pennälerfrechheit“ und „Rückſichtsloſigkeit gegen einen biерehrlichen Burſchen“, ließ ſich aber ſchließlich dazu bewegen, ſich zu waſchen und anzukleiden, wurde dabei allmählich munter und ging auf Richards fröhliches Plaudern ein. Mit wohlwollender Überlegenheit ließ er ſich die Neuigkeiten der Schule erzählen, wobei er durch kurze Zwiſchenbemerkungen den jüngern Bruder darüber belehrte, daß der deutſche Student das freieſte, vornehmſte Weſen unter der Sonne und gewiſſermaßen die Krone der Schöpfung ſei.

„Schade,“ ſagte er, „daß der Alte nicht genug Moos herausrückt, um in eine anſtändige Couleur einzuſpringen. Schade! Du wirſt es ja auch noch erfahren und empfinden. Na, komm! Wir wollen runter gehen zum Frühſtück. Ich freue mich heute auf eine Taſſe ſchwarzen Kaffee. Es iſt geſtern abend in der Stadtbierhalle etwas ſpät geworden.“

Im Wohnzimmer begrüßte Richard die Eltern mit Kuß und Umarmung und lieferte ſeinen Zenſurbrief ab, den ihm Profeſſor Lange für den Vater mitgegeben hatte. Jeder Schüler iſt nämlich der beſondern Fürſorge eines Lehrers anvertraut, der ſeine Kaſſe für die laufenden Ausgaben verwaltet und den Eltern mit der Abrechnung darüber zugleich Bericht über die Fortſchritte und das Wohlverhalten ſeines Schützlings abſtattet.

Profeſſor Lange war des Rechtsanwalts Günther beſter Freund und beobachtete die Leiſtungen ſeines Sohnes daher mit beſonders ſtrenger Aufmerkſamkeit.

Der Vater las den Brief kopfſchüttelnd, und die Mutter ſagte begütigend:

„Laß doch den Brief bis nachher. Wir wollen wenigſtens erſt in Ruhe Kaffee trinken!“

Richard aber entgegnete ſtolz:

„Der Vater mag nur leſen! Ich habe im Deutſchen und im Lateiniſchen die I^B^. Alſo für zweimal I^B^ bekomme ich ſechs Mark Ferientaſchengeld. Nicht wahr? Bitte! So iſt es doch ausgemacht, und ich möchte heute nachmittag gern in den Birnbaum gehen.“

Der Vater erwähnte jedoch nichts von den ſechs Mark, ſondern ſchlug einen ziemlich ſtrengen Ton an:

„Onkel Lange ſchreibt, deine Leiſtungen ſeien ſehr ungleich. Im Franzöſiſchen und in der Geſchichte haſt du ja nur eine III. Was heißt denn das?“

Richard war über des Vaters Unzufriedenheit ziemlich verwundert und entgegnete ganz harmlos:

„Aber Vater, ‚drei‘ heißt doch ‚genügend‘.“

Der Vater konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und fuhr milder fort:

„Du haſt im Deutſchen und Lateiniſchen ſo gute Zenſuren, auch im Griechiſchen und in der Mathematik II^A^. Warum haſt du es alſo in Geſchichte und Franzöſiſch nur bis zur III gebracht?“

„Weil ich dazu weniger Luſt habe und mir weniger Mühe gebe,“ antwortete Richard einfach.

„Du biſt alſo faul geweſen!“

„Nein, Vater, das bin ich nicht.“

In Richards Weſen war die ehrliche Beſcheidenheit des Kindergemüts ſonderbar mit einem guten Teil unbekümmerter Selbſtherrlichkeit gemiſcht. Friſch blickte er dem Vater in die Augen und fuhr keck fort:

„Ich habe mit Luſt und Fleiß jede Stunde meiner Arbeitszeit wahrgenommen, aber mich natürlich vor allem auf das geworfen, was mir Freude macht, und in den andern Fächern nur gerade ſo viel gearbeitet, daß ich die Abgangsprüfung anſtändig beſtehe. Wenn ich in den langweiligen Fächern beſſere Zenſuren erreichen ſoll, dann muß ich das Lateiniſche vernachläſſigen. Dann könnte ich es vielleicht ganz glatt und einheitlich auf II^{B} in jedem Fache bringen. Aber ich bin doch ſchließlich auf der Schule, nicht um eine möglichſt gleichmäßige Zenſur zu erobern, ſondern um in meinem Geiſt das auszubilden, wofür er am meiſten Verſtändnis und Begabung hat.“

„Du biſt auf der Schule, um dich möglichſt umfaſſend auf die Univerſität vorzubereiten.“

„Ob ich vorbereitet bin, wird ja mein Abgangszeugnis zeigen. Das hole ich mir ebenſo ſicher, wie zum Beiſpiel der Sohn vom Apotheker Nauheimer. Der iſt ebenſo begabt wie ich. Aber er hat die gleichmäßigſte Zenſur von uns allen. Er hat nämlich überall die III. Deſſen Leiſtungen ſind nicht ungleich! Der hat wirklich gefaullenzt. Ich bin nicht faul geweſen. Ich hatte mich ſo gefreut, im Lateiniſchen eine I^{B} zu haben. Das iſt beim Rektor noch gar nicht vorgekommen. Ich bin der erſte, der es jemals bis zu dieſer Zenſur bei ihm gebracht hat. Und nun zankſt du mich dafür aus. Wenn man alles gewiſſenhaft arbeitet, was der Rektor verlangt, hat man überhaupt keine Zeit zu etwas anderm. Wenn noch Zeit übrig wäre, wollte ich ja gern auch in Geſchichte mehr arbeiten. Aber es iſt keine Zeit. Du mußt nicht ſagen, daß ich faul geweſen bin! Die Lehrer ſind nicht unzufrieden mit mir, wenn auch meine Leiſtungen ungleich ſind. Selbſt Onkel Lange nicht! Er hat doch die Aufſicht über das Dichterkränzchen und würde es ſonſt gewiß nicht geſtattet haben, daß ich auch im letzten Halbjahr noch den Vorſitz im Dichterkränzchen beibehalte. Das iſt eigentlich gar nicht üblich, wegen der Vorbereitung auf die Abgangsprüfung. Das Lehrerkollegium hat mich aber geſtern bei der Zenſurenverleſung ausdrücklich wieder als Vorſitzenden beſtätigt. Das iſt eine ganz beſondere Ehre für mich, und ich bin ſtolz darauf und freue mich. Gerade ſo ſehr, wie über die beiden I^{B} in meiner Zenſur. Ich bin nicht faul geweſen!“

Richards bleiche Wangen hatten ſich gerötet, ſeine Augen glühten, und ſeine Hände zitterten leiſe vor verhaltener Erregung. Die Mutter blickte beſorgt auf ihn und den Vater. Dem aber ſchwoll das Herz vor Liebe zu ſeinem Sohne, der ſeine Schülerehre ſo empfindlich und ſo ſtolz verteidigte. Er ſtrich ihm das Haar aus der Stirn und ſagte gütig:

„Na, beruhige dich nur, mein lieber Junge. Da hat ſich Onkel Lange vielleicht etwas zu ſtreng ausgedrückt. Ich werde dann ſofort zu ihm gehen und auch verſuchen, den Rektor zu ſprechen, und wenn es ſich mit deinem Fleiße ſo verhält, wie du mir ſagſt, dann iſt ja alles gut und in Ordnung.“

Das Kaffeetrinken nahm nun ſeinen ungeſtörten Verlauf. Auch Richard früh-ſtückte ungeachtet des bereits in der Schule eingenommenen Kaffees mit großer Liebe zum zweiten Male, während Kurt nur ein wenig trockene Semmel zum ſchwarzen Kaffee genoß.

Elschen, die ſechzehnjährige einzige Schweſter der beiden Brüder, befand ſich in einem Dresdner Inſtitut. Auch ihre Ferien begannen heute. Richard freute ſich, ſie von der Bahn abzuholen, und fragte nach dem Zug. Die Mutter erklärte jedoch, daß ſie natürlich ſelbſt nach Dresden fahren und Elschen im Inſtitut perſönlich in Empfang nehmen würde.

„Aber Mutter, das große Mädel wird doch eine halbe Stunde allein auf der Eiſenbahn fahren können.“

„Nein, das kann ſie nicht. Eine junge Dame iſt nicht ſo ſelbſtändig wie ein Mann, und auf Reiſen allerlei Unannehmlichkeiten oder gar Beläſtigungen ausgeſetzt. Das muß man bedenken. Elf-Uhr vierundzwanzig Minuten ſind wir da.“

„Gut! Dann ſind wir um dieſe Zeit auf dem Bahnhof. Nicht wahr, Kurt?“

Kurt murmelte etwas Unverſtändliches und zuckte die Achſeln. Nach dem Frühſtück brachte ein Schuldiener Richards kleinen Reiſekorb mit dem nötigſten Bedarf für die Ferienwoche, und Richard packte ſogleich aus. Kurt ſchüttelte ſchweigend den Kopf, als ſich auch einige Bücher unter den Sachen befanden, die Richard jetzt ſorgſam an Ort und Stelle räumte. Dann ſetzte er ſich hin, um die ihm vom Rektor aufgegebene Überſetzung ſeines Ferienliedes anzufertigen.

„Was ſchreibſt du denn?“ fragte Kurt verwundert. „Lateiniſch? Strebſt du ſchon für das Abiturium? Menſch, das hat doch noch lange Zeit!“

„Nein,“ erwiderte Richard zerſtreut und ſtockend, weil ſein Geiſt ſchon in der lateiniſchen Ode umherturnte. „Strafarbeit! — Für den Rektor. — Habe heute früh — im Waſchſaal — eine Kommersmelodie angeſtimmt.“

„So 'ne Gemeinheit! Armer Kerl!“

„Ach, es iſt nicht ſchlimm,“ lachte Richard. „Ein paar Alcäiſche Strophen. Nicht der Rede wert.“

„Aber auch nicht der Mühe wert,“ antwortete Kurt mißbilligend, ſteckte ſich eine Zigarre an und blickte, während der Bruder an ſeinen Verſen feilte, träumeriſch über Sohms Lehrbuch der Inſtitutionen hinweg.

Rechtsanwalt Günther war zunächſt nach ſeiner Kanzlei gegangen, um dort die nötigen Weiſungen für den Vormittag zu geben, und hatte dann den Profeſſor Lange aufgeſucht, um ſich durch eine Unterredung mit dem Freunde mehr Klarheit über ſeinen Jungen zu verſchaffen, als ihm der Brief gegeben hatte. Er traf zufällig Profeſſor Runkel bei ihm, der den Unterricht im Franzöſiſchen erteilte. Aber obwohl Richard gerade von dieſen beiden Lehrern die ſchlechteſten Zenſuren hatte, ſo gaben ſie keine ganz ungünſtige Auskunft über ihn.

Der Geſchichtslehrer, deſſen gedehnte Sprachweiſe an Eckſteins unſterblichen Samuel Heinzerling erinnerte, faßte ſeine Meinung ſchließlich in die Worte zuſammen:

„Dein Richard, lieber Freund, iſt ein begabter und ganz guter Junge. Nur geht er zu ſehr ſeinen Liebhabereien nach. Für Jahreszahlen hat er nun gar keine Liebhaberei, und er mißachtet ſie mit einer faſt genialen Souveränität. Im übrigen iſt ſein geſchichtliches Verſtändnis und Wiſſen nicht ſchlecht. Aber im ſpätern Leben wird er ſich dieſe vornehme Eigenwilligkeit gründlich abgewöhnen müſſen, und du wirſt gut thun, ihn beizeiten zu gleichmäßigerer Pflichterfüllung anzuhalten.“

„Na ja!“ fuhr jetzt Profeſſor Runkel in gemütlichem, ziemlich ungetrübtem Sächſiſch fort, indem er die flache Hand gemächlich auf den Oberſchenkel klatſchen ließ. „Es wäre aber doch dhöricht von Ihrem Sohne, wenn er ſich die baar Jugendjahre ſchon verbiddern wollte, in denen er noch lernen und dreiben darf, was er am liebſten hat. In die Tretmühle kommt er früh genug. Ich nehm's ihm nicht übel, wenn ich ihm eine ſchlechtere Zenſur geben muß, als der Rektor. Die Schule drückt ihn ja ſelbſt mit der Naſe darauf, was ſie für wichtig hält, und was nicht: zwei Stunden Franzöſiſch und zehn Stunden Ladeiniſch! Nadierlich iſt er da bei mir fünfmal ſo faul, als beim Rektor. Das würde ich geradeſo machen!“

Der Rektor aber empfing den Rechtsanwalt geradezu mit Rührung und erklärte, einen ſolchen Schüler, wie Richard, überhaupt noch nicht gehabt zu haben.

„Den müſſen Sie Philologie ſtudieren laſſen,“ ſagte er zum Schluß. „Der wird noch einmal gegenüber den Verfechtern der flachen Nützlichkeitskenntniſſe das Banner des Schönen und Idealen hochhalten.“

Beruhigt und befriedigt kehrte der Rechtsanwalt nach Hauſe zurück. Kurt und Richard hatten inzwiſchen Mutter und Schweſter vom Bahnhof abgeholt, und Richard hatte ſich dabei einen Tadel von der Mutter zugezogen, weil er Elschen gleich auf dem Bahnſteig fünf- oder ſechsmal hintereinander geküßt hatte. So auffällig dürfe man ſich öffentlich mit einer jungen Dame nicht betragen, hatte die Mutter geſagt. Das ſei höchſt unfein. Auch Kurt teilte dieſe Meinung und nannte Richards Benehmen pennälerhaft und durchaus unkommentmäßig. Richard ſelbſt ſah das auch ein und wurde im Bewußtſein ſeines ſchülerhaft ungeſchickten Weſens ſehr niedergeſchlagen.

Bei Tiſch jedoch, als ihm der Vater freundlich die ſechs Mark für die beiden I^{B} überreichte, hob ſich ſeine Stimmung wieder zu ſonnigſter Heiterkeit.

„Ich danke dir ſchön, Vater,“ ſagte er, „und wenn du willſt, werde ich auch die ganze Woche fleißig Geſchichte treiben, obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte, meine Überſetzung des Catull in deutſche Verſe zu beenden.“

„Nein, mein Junge, du wirſt weder Geſchichte treiben, noch Catull überſetzen, ſondern vor allem ordentlich ſpazieren gehen und dich erholen. Du ſiehſt mir recht blaß aus.“

Die Mutter füllte bei dieſen Worten den Teller Richards beſonders liebevoll. Der aber entgegnete eifrig:

„Ja, natürlich will ich auch tüchtig laufen. Einmal zu Fuß nach Tharandt und einmal nach Moritzburg. Auch nach Dresden ins Hoftheater möchte ich wohl gern einmal fahren, wenn du es mir erlauben wollteſt. Aber heute nachmittag kann ich noch keinen großen Spaziergang machen. Heute muß ich in den Birnbaum gehen!“

„In die Weinſtube?“ fragte der Vater mit teilnehmendem Lächeln. „Mußt du hingehen? So? Weshalb mußt du denn?“

„Wir Meißner Mitglieder des Dichterkränzchens haben uns für heute nachmittag dorthin verabredet,“ antwortete Richard wichtig. „Es iſt allerlei zu beſprechen.“

„Und da mußt du durchaus dabei ſein?“ fuhr der Vater mit neckendem Ernſt fort.

„Aber Vater, ich bin doch Vorſitzender!“

„Ja natürlich, dann allerdings! Na, laß dir's gut ſchmecken dort. Übrigens kommen wir da nach fünf Uhr vorbeigefahren, heute iſt die Eröffnung der Straßenbahn, und als Aufſichtsrat der Aktiengeſellſchaft muß ich die Probefahrt mitmachen.“

„Wir werden den Wagen mit vollem Glas erwarten und euch mit einem Feſtgeſange begrüßen,“ erwiderte Richard würdevoll. „Ich glaube nicht, daß mir der Rektor das verbieten wird!“

II.

In der Elbgaſſe ſteht das große, ſtattliche Haus des Weinhändlers und Stadtverordneten Kern. Wenn man in den tiefen gewölbten Hausflur tritt, begegnet einem der kühle und liebliche Weinkellerduft, der wohl ſchon ſeit Jahrhunderten alle Räume mit ſeinem erquickenden Geruch erfüllt. Hinten im Garten reckt ſich der alte Birnbaum, der dem Hauſe den Namen gegeben hat. Im Sommer ſpendet er den Gäſten Schatten, und in der kältern Jahreszeit, wenn ſich die Zecher in die behagliche Trinkſtube zurückgezogen haben, begnügt er ſich damit, in ruhiger Würde durch die Fenſter zu blicken und von außen das feuchte Treiben drinnen zu überwachen.

Der alte Baum beobachtet den Durſt von Gerechten und Ungerechten, er hat ſchon manchen Rauſch geſehen und freut ſich über jeden kräftigen Zug, der Vater Kerns trefflichem Getränk Ehre anthut, aber noch nie hat er vergnügter zugeſchaut, als bei der Sitzung, die heute am erſten Ferienrachmittag das Dichterkränzchen in der Weinſtube zum Birnbaum abhielt.

Dieſe jungen Leute tranken zwar weder ſehr Vieles, noch ſehr Teures; ſie hatten jeder nur ein gar beſcheidenes Schöpplein vor ſich ſtehen. Aber ſie betrieben das Trinken noch nicht aus Pflichtgefühl oder gar aus gleichgültiger Gewohnheit, ſondern ſie koſteten die ſäuerliche Gottesgabe mit ſolch dankbarer Begeiſterung, daß man eine rechte Herzensfreude an ihrer Unſchuld haben konnte.

Die Schulverpflegung bot keinerlei ſtarke Getränke, und der Ferienbeſuch in der Weinſtube verſetzte ſie mit um ſo feierlicherer Stimmung in die Andacht, die dem heiligen Zweck ihrer Vereinigung entſprach. Denn das Dichterkränzchen befaßte ſich mit der Pflege der edeln Dichtkunſt, und zwar bewunderten ſeine Mitglieder leidenſchaftlich die Werke der großen verſtorbenen Meiſter, die in allen Litteraturgeſchichten gelobt und in allen Schulen ſelbſt jungen Damen erlaubt ſind, ſie verehrten und beneideten glühend die erfolgreichen lebenden Dichter, die in allen Litteratur-Zeitungen und -Blättchen gelobt und von allen Oberlehrern und Mamas verabſcheut werden, und ſie träumten begeiſtert von dem Ruhm zukünftiger Größen, die jetzt vielleicht noch unbekannt im Dichterkränzchen in Oberprima ſaßen.

Von den vier Meißner Oberprimanern, die dieſen Traum mit träumten, war Richard Günther zweifellos der Dünnſte. Erich Petermann und Eugen Runkel waren nicht dünner, als es in Oberprima gebräuchlich iſt, Emil Nauheimer aber erfreute ſich einer ſo heitern Rundung ſeines Geſichtes, ſeines Leibes und ſeiner Schultern, daß der Rektor eine derartige ſchwelgeriſche Körperbeſchaffenheit ſchon wiederholt als unpaſſend und mit dem ernſten Zweck der Schule ganz unvereinbar gerügt hatte Das bekümmerte den freundlichen, wohlgenährten Jüngling jedoch nicht, und trotz des Rektors Verbot nahm ſeine Dicke mit großer Regelmäßkeit zu, außer in den Ferien, während welcher Zeit die Beſchleunigung ſeines Breitenwachstums alle Regel und Berechnung noch übertraf.

Richard Günther war unter ihnen der begeiſtertſte, Erich Petermann der überzeugteſte Dichter. Sein Vater beſaß eine große Kolonialwarenhandlung und galt für den reichſten Mann in der Stadt. Die andern waren zwar auch entſchloſſen, die Flagge der Poeſie niemals im Leben ganz einzuziehen, aber er allein beſaß als glücklicher Erbſohn ſeines Vaters den Mut, ſchon jetzt das Dichten als ſeinen Lebenszweck und ausſchließlichen künftigen Beruf zu bezeichnen.

Eugen Runkel, der Sohn des franzöſiſchen Lehrers, betrieb das Dichten am fleißigſten und fruchtbarſten, und Emil Nauheimer, der dicke Apothekersſohn, war unſtreitig der Faulſte. Dieſe Trägheit erregte ebenſoviel Unzufriedenheit bei den Freunden, als Runkels Eifer Freude erweckte. Denn wenn auch kein Mitglied zum Dichten verpflichtet war, weil ja der freie Dienſt der Muſen keinen Zwang verträgt, ſo beſtand doch für jeden die unweigerliche Pflicht, auch die ſtrengſte Kritik ſeiner vorgebrachten Leiſtungen artig und freundlich zu dulden. Während alſo Runkel den übrigen Dichtern mit ſeinen endloſen Balladen und Elegien recht oft das Vergnügen verſchaffte, mit blutiger Luſt des Kunſtrichteramtes zu walten und ihm ſeine Werke mit den vernichtendſten Urteilen zu zerpflücken, blieb Nauheimer in heiterer Behaglichkeit faſt ununterbrochen auf dem ſichern Stuhl der Kritik ſitzen, ohne ſich durch eigne dichteriſche Unbeſonnenheiten eine Blöße zu geben.

Nur hin und wieder gab er ein beißendes Epigramm von ſich, das auf irgend ein Mitglied des Lehrerkollegiums gemünzt und deshalb ſchon um der löblichen Geſinnung willen des ungeteilten Beifalls der Freunde ſicher war. Übrigens war er auch der einzige, der ſich im Trinken bereits die Anfänge einer gewiſſen Kunſtfertigkeit angeeignet hatte, und das gab ſeiner gewichtigen Perſönlichkeit den andern gegenüber einige Überlegenheit, wenigſtens wenn es ſich um den Biergenuß handelte. Im Weintrinken beſaß auch er nur wenig Übung und hatte deshalb der Wahl des Birnbaums für die Dichterkränzchenſitzungen heftig widerſtrebt. Erich Petermann und Eugen Runkel hatten ihn jedoch überſtimmt, indem ſie ſich begeiſtert der Meinung ihres Vorſitzenden anſchloſſen, daß eine Weinſtube ein weit würdigeres und ſtimmungsvolleres „milieu“ für eine poetiſche Geſellſchaft abgäbe, als eine gemeine Bierkneipe

Schließlich befreundete er ſich auch ganz von Herzen mit dem erſt ſo mißachteten Rebenſaft. Es ſchmeckte ihm, und er verkündete ſich ſchmunzelnd als lebendiges Beiſpiel dafür, wie dem Gerechten immer alles zum Beſten ausſchlage. Doch wurde für ihn und auch für die drei andern Dichtergemüter die Weinſtube zum Birnbaum noch durch eine andre Freudenquelle verklärt und in ihren Augen zu einem Heiligtum geweiht, und zwar recht eigentlich nur für ihre Augen. Denn dieſe Freudenquelle war keine Quelle zum Trinken, ſondern nur zum Anſehen. Ganz beſonders gern aber ſah ſie Richard Günther an, ſo oft oder ſelten ſich eben die Gelegenheit bot.

Sie hieß Eva, hatte rotbraunes Lockenhaar und dunkle Augen und war des Weinhändlers und Stadtverordneteten Kern einziges Töchterlein. Obwohl nur wenig über fünfzehn Jahre alt, war ſie doch ſchon zu lieblicher Schönheit erblüht, und es wurde von den jüngern wie den ältern Gäſten ſehr bedauert, daß ſie ſich gar ſo ſelten im Gaſtzimmer blicken ließ. Ihre Eltern duldeten ihr Verweilen dort nicht, ſo daß ſie ſich meiſt in Küche und Wohnzimmer mit wirtſchaftlicher Thätigkeit beſchäftigte oder mit den Arbeiten für die Unterrichtsſtunden, die ſie jetzt nach den Schuljahren noch beſuchte. Wenn es ſich jedoch einmal machen ließ, unter dem Vorwand irgend einer Frage oder Handreichung zu Vater oder Mutter ins Gaſtzimmer hinabzugehen, ſo benutzte Eva dieſe Gelegenheit eifrig. Denn die Bewunderung der Männer und Jünglinge fing bereits an, ihr Vergnügen zu bereiten, und ſie zeigte ſich in harmloſer Eitelkeit gern mit einer neuen Buſenſchleife oder mit einem ſeidenen Band im Haar.

Die vier Dichter, die auch während der Schulzeit ihre ſpärlichen Freiſtunden meiſt im Birnbaum verbrachten, begrüßten ſie dann immer mit ehrfürchtiger Scheu. Aber zu ſchönen längern Geſprächen war leider ſelten eine Möglichkeit. Eva war keine Kellnerin, ſondern eine höhere Tochter aus wohlangeſehenem Hauſe, und ſo gebot es die Schicklichkeit, nur nach den Regeln des guten Tones, alſo möglichſt unter dem Schutze und in Gegenwart der Eltern mit ihr zu verkehren. Dieſe aber betrachteten ſie leider noch vollkommen als Kind und hatten ihr erſt für den kommenden Winter die langerſehnte Tanzſtunde in Ausſicht geſtellt.

Den Oberprimanern, denen zu Oſtern der Abgang winkte, blühte alſo keine Hoffnung mehr, Evas Schönheit noch auf den Schulbällen zu genießen, und beſonders dem dicken Nauheimer wollte es faſt das Herz abdrücken, dieſe Wonne ungekoſtet unwürdigen jüngern Geſchlechtern überlaſſen zu müſſen. Er hatte ſogar einmal geäußert:

„Ich bin im ſtande, zu Oſtern durchzufallen, nur um nächſten Winter das ſüße Weſen während der Dauer eines Walzers in meinen Armen halten zu können.“

Erich Petermann hatte dazu die Achſeln gezuckt, ſich im ſtillen vorgenommen, nächſten Winter als tanzender, alſo gern geſehener Gaſt bei den Harmoniebällen zu erſcheinen, und begnügte ſich einſtweilen mit allerlei Verſuchen, der Angebeteten heimlich Blumenſträußchen zuzuſtecken, die er mit kleinen, eleganten Verschen verſah.

Eugen Runkel war kühner. Er dichtete die glühendſten Romanzen von unbeſcheidenſter Länge. Selbſtverſtändlich wagte er nicht, ſie der Königin ſeines Herzens zu überſenden. Immerhin beſaß er den vielleicht höhern Mut, ſie ohne Furcht vor Nauheimers höhniſchem Grinſen den Freunden vorzuleſen, mit Ausdruck und Begeiſterung ſogar, um dann mit naſſen Augen und bleichen Wangen die ſchnöde Verurteilung ſeiner gereimten Leidenſchaft zu erdulden. Wie gern litt er dieſe Beſchämung um der Geliebten willen!

Richard Günther aber hatte ſchon lange einen Plan in ſeinem Herzen, den er heute ans Licht brachte. Er that einen ernſthaften Zug aus ſeinem gelbgrünen Römer, gebot durch ſein Aufſtehen den Freunden Schweigen und ſprach, indem er ſich nach Schülerart beſtrebte, dem eigentlichen Thema ſeiner Rede eine möglichſt ſchöne und gehaltvolle Einleitung vorauszuſchicken:

„Es iſt kein Wunder, daß in unſerm lieblichen Meißen, deſſen Schönheit nach dem gewiß maßgebenden Urteil des berühmten Malers Achenbach ſogar von Heidelberg nicht erreicht wird, daß auf dieſem geſegneten Fleckchen Erde, oder vielmehr in den Herzen ſeiner glücklichen Bewohner der Kunſtſinn immer beſonders rege geweſen iſt. Ich brauche euch nur an unſre Porzellanfabrik zu erinnern, deren Ruhm und Blüte in einer öden ſchönheitverlaſſenen Stadt unmöglich wäre. Künſtler und Dichter haben unſre Vaterſtadt von jeher geliebt und immer Gegenliebe gefunden. Es iſt daher auch kein Zufall, daß wir vier Meißner alleſamt dem Dichterkränzchen angehören, während von unſern ſonſtigen fünfundzwanzig Klaſſengenoſſen nur zwei in dieſem engern Sinne unſre Freunde ſind. Wir Söhne des ſchönen Meißen haben mit Recht das Übergewicht in unſerm kleinen Kreiſe, und ich ſchlage euch vor, dieſes Übergewicht heute in Abweſenheit der beiden übrigen einmal in genialer Weiſe zu einem guten Zwecke zu mißbrauchen."

Eugen Runkel wiegte bedenklich ſein jugendliches Haupt, Erich Petermann blickte den Sprecher mit vergnügter Neugier an, und Nauheimers dickes Angeſicht enthielt ſich einſtweilen noch des Mienenſpiels.

Der Redner ſelbſt aber holte einige Male reichlich Atem, was er bis jetzt faſt ganz unterlaſſen hatte, und fuhr mit erhobener und vor Bewegung ein wenig zitternder Stimme fort:

„Nach einem guten alten Wort haben ja Wein, Weib und Geſang immer zuſammengehört. So hat ſich denn auch der vor uns ſtehende Wein paſſend zu unſern Liedern geſellt, und es fehlt bis jetzt nur noch das Weib. Aber ich meine, es ſoll nicht länger mehr fehlen!"

Da wurde es auch in Nauheimers Antlitz lebendig, und ſeine Augen blickten begierig ſtaunend den Vorſitzenden an, der unbeirrt zum Schluſſe ſeiner Rede eilte:

„Unter dieſem Dache wohnt eine ſchöne Meißner Jungfrau, die ihr alle kennt, und die wohl ſchon längſt einem jeden von uns zur Muſe ſeiner Dichtkunſt geworden iſt. Ich beantrage, Fräulein Eva Kern zum Ehrenmitglied unſers Dichterkränzchens zu ernennen. — Die freudige Zuſtimmung auf euren Geſichtern ſagt mir, daß ich mit meinem Vorſchlag den Wunſch eurer eignen Herzen erraten habe. Wenn ihr alle meiner Meinung ſeid, ſind die Abweſenden im voraus überſtimmt, und unſre Königin Eva kann noch heute in den Genuß der ihr ſchon langſt gebührenden Ehre treten. Wer alſo ihre Ehrenmitgliedſchaft wünſcht, der erhebe ſich, ſtoße mit mir an und leere ſein Glas auf das Wohl unſrer angebeteten Herrin, auf das Wohl unſers neuen Ehrenmitglieds Eva Kern!"

Begeiſtert klangen die Gläſer zuſammen. Denn keiner war der braunlockigen Eva mißgünſtig geſinnt, und jedem erſchien ſeine fröhliche Zuſtimmung zu ihrer Aufnahme als eine ſchöne That von großer Wichtigkeit. Jubelnd ſchlug den vier Dichtern das Herz in der Bruſt, und ſie brannten vor Begierde, Fräulein Kern von der ihr widerfahrenen Ehre zu benachrichtigen. Eugen Runkel wollte es durch eine prächtige Ehrenurkunde thun, während Erich Petermann die augenblickliche mündliche Mitteilung als die würdigſte und eleganteſte Form bezeichnete. Richard Günther ſchlug vor, beides zu vereinigen, und Emil Nauheimer ſtimmte allen Meinungen ſchweigend zu.

Sie waren alſo feſt entſchloſſen, dem ſchönen Fräulein ſogleich ihre Geſinnung zu offenbaren, da öffnete ſich die Thür, und ſie ſelbſt trat in all ihrer reizenden Wirklichkeit ins Zimmer. Bei ihrem unverhofften Anblick entſank ihnen allen der

Mut. Runkel hatte die kalligraphiſche Urkunde noch nicht bei der Hand, und die drei andern fanden die nötigen Worte nicht. Es erſchien ihnen plötzlich eine ungeheure Frechheit, eine Dame ungefragt zum Ehrenmitglied einer männlichen Geſellſchaft zu ernennen, und ſie kamen ſich wie ertappte Übelthäter vor.

Zwar erhoben ſie ſich artig von den Sitzen, um hinter einer möglichſt leichten weltmänniſchen Verbeugung ihre Verlegenheit zu verbergen, und ſtammelten auch verwirrt einen Gruß, aber die Mitteilung ihrer Ehrenmitgliedſchaft würde dem hübſchen Fräulein Eva wohl ſchriftlich wie mündlich vorenthalten geblieben ſein, wenn ſie nicht ſelbſt ihre ſchweigenden Verehrer zum Sprechen ermuntert hätte.

Mit dem natürlichen Gefühl des Weibes hatte ſie ſofort die Verwirrung der Dichterjünglinge bemerkt und freute ſich ihrer Überlegenheit über die ungeſchickten Burſchen.

„Sie ſehen mich an, als ob Sie mir etwas zu ſagen hätten,“ wendete ſie ſich mit anmutigem Lächeln an Richard, ſo daß dieſem plötzlich ganz frei und leicht ums Herz wurde, und er mutig entgegnete:

„Jawohl, ich habe Ihnen allerdings etwas zu ſagen. Oder vielmehr, wir haben Sie etwas zu fragen und zu bitten. Wir ſind nämlich das Dichterkränzchen und haben beſchloſſen, Sie zu unſerm Ehrenmitgliede zu ernennen. Das heißt: die Ehre iſt natürlich eigentlich ganz auf unſrer Seite. Wir erſuchen Sie alſo freundlichſt, uns die Ehre zu geben und die Mitgliedſchaft anzunehmen. Wollen Sie die Güte haben? Sie machen uns damit eine große Freude.“

Jetzt war die Reihe, ein wenig in Verwirrung zu geraten, an Fräulein Eva. Die unerwartete Ehre machte ſie erröten; ſie bemeiſterte ſich jedoch raſch und erwiderte freundlich:

„Ich bin zwar ſehr überraſcht und weiß gar nicht, wodurch ich dieſe Ehre verdient habe, aber ich nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit Dank an.“

Die Dichter verbeugten ſich ſchweigend, und Erich Petermann füllte ein friſches Glas, um dem neuen Mitglied einen Willkommenstrunk zu reichen. Sie ſelbſt aber beſann ſich plötzlich und fügte raſch hinzu:

„Allerdings kann ich natürlich nur Mitglied werden, wenn mir daraus keine Pflichten, die mir etwa . . . . . . ich meine, die ich . . . . . .“

„Als Ehrenmitglied haben Sie überhaupt keine Pflichten,“ kam ihr Erich Petermann zu Hilfe. „Sie haben nur Rechte! Wir bitten Sie aber, uns zum Zeichen des Eintritts in unſern Bund aus dieſem Glaſe Beſcheid zu thun.“

Eva that nicht zimperlich und leerte als Weinhändlerstochter das Glas ehrlich bis auf den Grund, nachdem ſie freundlich mit ihren neuen Genoſſen angeſtoßen hatte. Dann fragte ſie übermütig:

„Nun darf ich alſo Rechte ausüben? Worin beſtehen ſie?“

Da blickten ſich die Dichter ratlos an und wußten nichts zu erwidern. Richard hatte die Antwort auf der Zunge: ‚Sie haben das Recht, über jeden von uns jederzeit ganz nach Ihrem Gutdünken zu verfügen.‘ Aber er wagte es nicht, ſo viel Ergebenheit laut werden zu laſſen.

Endlich ſagte der dicke Nauheimer in ſeinem ruhigen Tonfall:

„Sie dürfen über unſre Verſe ſchimpfen.“

„Oh,“ machte ſie abwehrend, und Richard fügte eifrig hinzu:

„Sie dürfen natürlich allen unſern Sitzungen beiwohnen und die Vorleſung unſrer Dichtungen mit anhören.“

„Ich weiß doch nicht, ob ſich das wirklich für mich paßt. Ich kenne die Stoffe Ihrer Dichtungen nicht, ich weiß nicht, was für Gegenſtände Sie beſingen, und ich habe daher eine gewiſſe Scheu, Ihnen zuzuhören.“

„In dieſer Beziehung können Sie ganz ohne Sorge ſein,“ beruhigte ſie Richard. „Der Gegenſtand unſrer Lieder iſt immer ſehr würdiger Art. In den meiſten Fällen iſt es nämlich niemand anders, als Sie ſelbſt. Die Gedichte, die heute vorliegen, handeln ganz ausſchließlich von Ihnen.“

Dabei griff er nach den vor ihm liegenden Blättern, um vorzuleſen; denn ſeine Kühnheit nahm immer mehr überhand. Eva aber hielt ihn erſchrocken von ſeinem Vorhaben zurück und entgegnete lebhaft:

„Nein, nein! Es iſt doch beſſer, wenn ich das nicht höre. Ich habe noch nie Gedichte gehört, die auf mich gemacht waren. Ich habe darin noch keine Gewohnheit und wüßte gar nicht, was ich dazu ſagen ſollte.“

— — — — „Immerhin,“ fügte ſie nach einer kleinen Pauſe leiſe und mit einem allerliebſten Anflug von ſchämiger Schelmerei hinzu, „immerhin könnte ich die Verſe ja ſelbſt leſen, wenn Sie geſtatten. Sobald es irgendwie gefährlich wird, mache ich einfach die Augen zu und leſe nicht weiter. Geben Sie, bitte, alles her. Es ſind doch auch Verſe von Ihnen ſelbſt dabei? Nicht wahr?“

„Selbſtverſtändlich,“ erwiderte Richard glücklich und überreichte ihr die ſauber beſchriebenen Zettel. „Und Sie werden uns ſagen, welche Verſe Ihnen am beſten gefallen haben. Das müſſen Sie mir verſprechen.“

„Ich muß gar nichts verſprechen,“ antwortete ſie lächelnd, „ich habe keine Pflichten als Ehrenmitglied.“

Sie brach die Zettel zierlich zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. Dann fuhr ſie mit gänzlich veränderter Stimme fort:

„Übrigens bin ich nur hereingekommen, weil man hier vom Fenſter aus am beſten die Straßenbahn überſehen kann. In wenigen Minuten muß der bekränzte Feſtwagen kommen. Den möchte ich nicht gern verpaſſen. Mein Vater ſitzt drin. Er muß ja als Stadtverordneter die Eröffnungsfeier mitmachen.“

Eifrig rückten die Dichter beiſeite, ſelbſt der dicke Nauheimer, der mit dem Rücken nach dem Straßenfenſter zu ſaß, ſtand auf, um dem Ehrenmitglied ſeinen Platz einzuräumen. Fräulein Eva bat ihn jedoch, ſitzen zu bleiben.

„Es iſt mir gar nicht lieb, wenn ich mich ſo nahe am Fenſter zeigen muß,“ ſagte ſie offenherzig. „Mein Vater könnte mich ſehen, und das möchte ich nicht. Er hat es mir nämlich eigentlich verboten, ins Gaſtzimmer zu gehen.“

Daraufhin ließ ſich Nauheimer wieder bereitwillig in ſeiner vollen Breite nieder, und Runkel und Petermann nahmen neben ihm Platz, während Richard unwillkürlich mit Eva im Hintergrunde zurückblieb. Sie mußten ſtehen und ſich ein wenig vorwärts beugen, um über die Köpfe der vor ihnen Sitzenden hinweg die Krümmung der Straße überſehen zu können. Dabei berührten ihre krauſen Stirnhaare leiſe ſeine Wange. Sie ſpürten es beide, aber ſie machten keine Bewegung und hielten den

Atem an, als fürchteten ſie, mit der geringſten Regung etwas zu verraten, das doch ihnen ſelbſt noch unbewußt war. Raſch und glücklich ſchlugen ihre Herzen, und ſie verſuchten ernſtlich, ſich einzubilden, das rühre von der ungeduldigen Erwartung her, ihre Väter nun bald in dem erſten Wagen der neuen Bahn vorbeifahren zu ſehen.

Richard fiel es jetzt plötzlich ein, daß er es dem Vater eigentlich verſprochen hatte, ihn beim Vorbeifahren des Wagens mit einem Feſtgeſang zu begrüßen. Aber dieſes Verſprechen war doch nur ein Scherz geweſen, und ſeine Ausführung würde vielleicht ſogar ſehr unpaſſend gewirkt haben. Solche Kindereien waren ſeiner auch gar nicht mehr würdig. Er hatte das ſtarke, wenn auch nicht ſehr deutliche Bewußtſein, zu irgend etwas Großem und Herrlichem beſtimmt zu ſein, und war mit glücklichem Selbſtvertrauen entſchloſſen, ſeine Kräfte nur noch den höchſten und edelſten Aufgaben zu widmen. Er träumte davon, dereinſt ein ganzer, freier Mann zu werden, als Gelehrter, als Dichter, oder ſonſt in einem ſchönen, idealen Berufe.

Plötzlich ſchrak er aus ſeinem ſchönen Traume auf, weil ihm Evas Stirnlocken erſt heftiger und dann ſogleich gar nicht mehr die Wange ſtreiften. Sie hatte den Kopf gewendet, rief halblaut: „Dort“ und zeigte nach dem gelben Wagen, der da hinten eben in die lange, ſchmale Straße einbog. Er war mit Kränzen und Gewinden von Tannengrün geſchmückt, die ſchräge Leitungsſtange oben auf dem Dache glitt pfeifend an dem Drahte hin, und majeſtätiſch fuhr er durch die bewundernde Volksmenge hindurch, die dicht gedrängt zu beiden Seiten der Geleiſe Spalier bildete. Lärmend begrüßte ihn das Hurra und ſonſtige Jubelgeſchrei der Jugend. Ein derartiges Gefährt war in der kleinen Stadt noch nie geſehen worden.

An der Straßenkreuzung dicht vor den Fenſtern des Birnbaums ſtand als Sicherheitsposten ein Mann mit einer kleinen roten Fahne und gab den aus der Leipzigerſtraße kommenden Fuhrwerken ein Zeichen, anzuhalten, bis der elektriſche Wagen vorbeigefahren ſei. Aber ſei es, daß ein Fuhrmann das Zeichen nicht verſtand, ſei es, daß ſeine Pferde vor der roten Fahne oder dem ungewohnten Anblick des ſelbſtthätig fahrenden Wagens ſcheuten und durchgingen, in demſelben Augenblick, als der Straßenbahnwagen an der Leipzigerſtraße vorüberkam, prallte von dort aus ein mit Mehlſäcken ſchwer beladener Laſtwagen in ſchnellſter Bewegung gegen ihn an, bohrte ſich mit ſeiner Deichſel in die eine Fenſterſeite ein und warf ihn aus dem Geleiſe.

Die Pferde wurden von dem nachdrückenden Laſtwagen zu Boden gequetſcht, dieſer ſelbſt blieb nun ſtehen, während der elektriſche Wagen ſich noch ein paar Schritte weiter bewegte, ſo daß die in ſein Inneres eingedrungene Deichſel faſt die ganze eine Fenſterſeite aufſchlitzte.

Das Krachen des Holzes und Splittern des Glaſes wurde übertönt von einem entſetzlichen Schreckens- und Weheruf, der augenblicklich die Luft erfüllte. Eine ſekundenlange, atemloſe Stille folgte ihm.

Richard und Eva hatten ſich unwillkürlich bei den Händen gefaßt und eilten jetzt, nachdem ſie die Erſtarrung des erſten Schreckens überwunden hatten, auf die Straße, wo von der ſchreienden, gaffenden Menge umringt eine Anzahl hilfsbereiter Männer in haſtigem Durcheinander bemüht war, die zum Teil ſchwer verwundeten Inſaſſen aus dem zertrümmerten Wagen zu befreien.

Voll Todesangſt ſtürzten ſie beide auf den Wagen zu; da wurden auch ſchon zwei Männer herausgehoben, deren einer an der Bruſt und der andre am Kopfe furchtbar verletzt war.

Eva ſchlug mit einem gurgelnden Ton des Entſetzens ohnmächtig zu Boden, Richard Günther aber ſchrie laut auf und warf ſich bleich und zitternd neben dem einen faſt lebloſen Körper auf die Knie.

Die beiden tödlich Verwundeten waren der Rechtsanwalt Günther und der Weinhändler Kern.

Sie wurden einſtweilen in das zunächſt gelegene Kernſche Haus gebracht und im Erdgeſchoß in der Trinkſtube auf die lederüberzogenen Bänke gebettet.

Ein Arzt war ſogleich zur Stelle, aber nach wenigen Minuten verſchieden beide, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben. Frau Kern war aus der Küche herbeigeeilt. Sie konnte in all ihrem Schmerz nichts thun, als das Haupt des ſterbenden Gatten in ihrem Schoß betten.

Eva war von ihrer Ohnmacht erwacht und ſtand ſtumm und wie verſtändnislos neben ihrer Mutter.

Richard blickte ſtarren, thränenloſen Auges auf das wachsbleiche, nur an der linken Schläfe grauſig rot gefärbte Antlitz ſeines Vaters. Den entſetzlichen Anblick des zerquetſchten Hinterkopfes verbarg ihm ein weißes Tuch, das eine mitleidige Frau darüber gebreitet hatte.

Als jetzt die Bruſt des Sterbenden den letzten qualvollen Seufzer ausgehaucht hatte, ſah ſich Richard hilflos um; ſeine troſtloſen Blicke ſuchten vergebens Mutter und Geſchwiſter. Die ſaßen ja noch froh und ohne Ahnung zu Hauſe. Er ſtand allein an der Stätte des Todes. Allein mit Eva. Schweigend trat er auf ſie zu und nahm ſie ſanft bei der Hand. Langſam erwiderte ſie ſeinen Druck und ſah ihm naſſen Auges voll ins Geſicht.

Da wuchs ihm aus der Zuſammengehörigkeit des Leides etwas wie ein milder Troſt empor.

Der ſchmerzlich ſüße Balſam der Thränen löſte ſich aus ſeinen brennenden Lidern, und laut aufſchluchzend barg er das Geſicht in ſeinen Händen.

III.

Das Begräbnis der beiden verunglückten Männer wurde unter der rührendſten Teilnahme der ganzen Stadt und mit allem bei ſolchen Feierlichkeiten üblichen Glanze begangen. Durch die Fülle herzlicher Beileidsbezeigungen und letzter Ehren erhält ſo die Perſönlichkeit der Dahingeſchiedenen für kurze Zeit noch einmal einen Schein von Leben und Bedeutung. Iſt das alles vorbei und die tröſtliche Täuſchung zu Ende, dann empfinden die Hinterbliebenen freilich nur um ſo bitterer und deutlicher den wirklichen Tod und ihre Vereinſamung.

Aber das Leben fordert ſein Recht; wenn einer zur Ruhe gegangen iſt, zwingt es die Lebenden um ſo nachdrücklicher zu friſcher Thätigkeit, und mag auch das Herz erſt ſpät oder nie von ſeinem Schmerz geſunden, die jäh zerriſſenen und verwirrten

Verhältniſſe des äußern Lebens müſſen ſich raſch wieder in eine neue Ordnung fügen lernen.

Die beiden Witwen führte die Gemeinſamkeit des Verluſtes jetzt näher und häufiger zuſammen, ſoweit ihnen die Beſorgung ihrer Familienangelegenheiten und der darin nötig gewordenen Veränderungen Zeit ließ.

Die Weinhandlung günſtig zu verkaufen, bot ſich für Frau Kern einſtweilen keine Gelegenheit. Auch wäre ihr das pietätlos erſchienen; ſie hielt es für ihre Pflicht, ihrer Tochter das alte Familienerbe als ſpäteres Heiratsgut zu bewahren. So übergab ſie die Führung des Geſchäftes dem erſten Küfer ihres verſtorbenen Mannes, Herrn Eduard Pokorny, der ſchon das volle Vertrauen des Seligen beſeſſen hatte und ſich auch jetzt ſeiner Aufgabe mit Kenntnis, Fleiß und Umſicht annahm. Sie ſelbſt klammerte ſich mit all ihrer Zärtlichkeit und Fürſorge an Eva und ſuchte in ihrer Liebe Troſt für den unerſetzlichen Verluſt des Gatten.

Evas oberflächliche Gemütsart aber wurde jetzt tiefer und reifer, und ſie vergalt ihrer Mutter Liebe mit ſtiller Innigkeit.

Zu des Rechtsanwalts Beerdigung hatte ſich auch ſein älterer Bruder Bernhard Günther eingefunden, eine prächtige Erſcheinung von hoher Geſtalt mit rotem Geſicht, vollem, weißem Haar und buſchigem Schnurrbart. Er war Geheimer Finanzrat im Miniſterium, und nach dem frühen Tode ſeiner Frau, von der er ein bedeutendes Vermögen geerbt, hatte er ſich allmählich wieder in ein burſchikoſes Junggeſellenleben hineingewöhnt. Sein Benehmen zeigte eine ſonderbare Miſchung von ariſtokratiſchen Manieren und derbſter Ungezwungenheit, und bei all ſeiner wahrhaft herzlichen Gutmütigkeit entbehrte er doch faſt jeden Zartgefühls, ſo daß ſich ſeine Schwägerin von jeher mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit von ihm zurückgezogen hatte.

Als einziger naher Verwandter war er vom Friedhofe wieder mit ins Trauerhaus zurückgekehrt und ſagte:

„Liebe Schwägerin, ich will mit dem nächſten Zuge nach Dresden zurückfahren. Vorher möchte ich aber noch mit dir und deinen Kindern etwas Familienrat halten. Wir können ja die Sache kurz machen. Dann ſeid ihr mich los.“

Frau Martha erſchrak. Sie fürchtete, der Schwager wollte ſich zum Vormund für Richard und Elschen anbieten, und ſie hatte bereits den Profeſſor Lange, als den beſten Freund des Verſchiedenen, gebeten, dieſes Amt zu übernehmen, und auch ſeine Zuſage erhalten.

Der Geheimrat erwähnte jedoch davon gar nichts, ſondern bat die Schwägerin nur, ihm ihre finanzielle Lage möglichſt eingehend darzulegen. Sein Bruder hatte außer dem ſchuldenfreien Hausgrundſtück nur ein geringes Barvermögen, wohl aber eine Lebensverſicherung hinterlaſſen, mit deren Betrag die Erziehungskoſten der Kinder bequem zu beſtreiten waren, und für ſeine Frau außerdem eine bei einer Witwenpenſionskaſſe beſtellte Rente, die ihr lebenslänglich ein ſorgenfreies, wenn auch nicht ſehr reichliches Auskommen ſicherte.

„Na, in glänzenden Verhältniſſen hat dich ja mein guter Arthur da nicht gerade zurückgelaſſen,“ antwortete ihr der Geheimrat in einem eigentümlichen Tone unwilligen Bedauerns. „Das iſt eine dumme Geſchichte, daß er ſich ſo zeitig davon gemacht hat. Wenn ihr Jungens eure paar Tauſend Mark beim Studium zugeſetzt habt, dann bleibt euch für ſpäter nicht ein Pfennig übrig. Das geht doch auf keinen Fall.“

„Ja freilich,“ antwortete Frau Martha ſorgenvoll. „Ich habe deshalb auch ſchon daran gedacht, das Haus zu verkaufen. Ich wohne doch hier viel zu teuer und vornehm, und für das Geld könnte ......“

„Ach Unſinn! Haus verkaufen?“ fuhr der Geheimrat auf. „Das Grundſtück iſt ja in zehn bis fünfzehn Jahren das Doppelte wert. Das wäre eine unverantwortliche Verſchwendung, es jetzt zu verſchleudern. Mach dir mal für die nächſte Zeit überhaupt keine Sorgen. Was die Kinder koſten, geht mit deiner gütigen Erlaubnis jetzt auf meine Rechnung. Widerſprich mir nicht. Ich habe keine Zeit für lange Redereien. In einer halben Stunde geht mein Zug. Alſo, Kurt, du mußt nun natürlich in ein Korps einſpringen. Selbſtverſtändlich wirſt du Weſtfale. Ich will als alter Herr ſchon dafür ſorgen, daß ein richtiger Kerl aus dir gemacht wird. Monatlich werden dir dreihundertfünfzig Mark durch meinen Bankier zugehen. Damit kannſt du gut auskommen. Schulden machen giebt's nicht. Sonſt ſoll dich der Deiwel holen, und ich bezahle keinen Pfennig. Verſtanden? Du, Richard, biſt ja einſtweilen noch auf der Penne ......“

„Jawohl, Onkel, und da habe ich ſeit anderthalb Jahren für meine guten Zenſuren eine Freiſtelle.“

„Na ja,“ fuhr der Onkel ein wenig ärgerlich über die Unterbrechung fort, „und auf der Univerſität kannſt du dann natürlich ebenſo auf mich zählen, wie jetzt Kurt. Wie lange wird denn Elschen noch in ihrem Dresdner Inſtitut bleiben?“

„Dort geht ſie gar nicht wieder hin,“ entgegnete die Mutter raſch. „Sie kann ja auch hier noch Unterrichtsſtunden haben. Vielleicht mit Eva Kern. Ich muß ſie bei mir behalten. Sonſt bin ich doch ganz allein.“

„Hm. Das kann ich dir ſchließlich nicht verdenken. Da braucht ſie alſo einſtweilen nichts. Und wenn es einmal ſoweit iſt, werde ich es an einer anſtändigen Ausſteuer nicht fehlen laſſen. So! Das wäre erledigt. Wenn du noch in irgend einer Sache meinen Rat oder Beiſtand brauchen ſollteſt, liebe Schwägerin, ſo weißt du ja, wo ich zu finden bin. Jetzt lebt wohl!“

„Einen Augenblick haſt du wohl noch Zeit,“ verſetzte Frau Martha in ängſtlicher Haſt und fuhr dann zögernd fort: „Es iſt ja ſehr edel von dir, daß du Kurt ſo reichlich unterſtützen willſt, und wir ſind dir ſehr dankbar. Aber ich fürchte faſt, du giebſt da etwas zu reichlich!“

„Na, erlaube mal, ich muß doch meine Mittel am beſten kennen!“

„Ich meine nicht zu reichlich für dich, aber zu reichlich für Kurt. So viel Geld iſt ihm nur ſchädlich und überſteigt bei weitem ſeine ordentlichen Bedürfniſſe.“

„Das verſtehſt du nicht, liebe Schwägerin. Als Korpsſtudent hat er eine ganze Menge außerordentlicher Ausgaben.“

„Eben über dieſen Punkt muß ich dir noch etwas ſagen. Ich möchte nicht, daß Kurt jetzt in ſeinem vierten Semeſter noch Korpsſtudent würde. Es wäre das gar nicht im Sinne ſeines Vaters. Mein guter Arthur iſt immer durchaus gegen das Verbindungsleben geweſen.“

Jetzt hielt ſich Kurt, den der Mutter Bedenklichkeit ſo rückſichtslos aus dem eben erblickten Paradies herauszutreiben drohte, nicht länger zurück.

„Liebe Mutter,“ ſagte er, „es ſteht uns wohl nicht an, des Onkels Güte zurückzuweiſen. Der Vater hat mir ſicher bloß deshalb nicht erlaubt, einer Verbindung beizutreten, weil ihm das zu teuer war, und er that ja gewiß ganz recht daran, nicht über ſeine Kräfte hinauszugehen. Aber wenn uns Onkel Bernhard das anbietet ......“

„Da haſt du natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dich vom Grabe deines Vaters weg in die Trinkgelage und Raufereien des Korpslebens zu ſtürzen,“ fiel ihm die Mutter thränenden Auges ins Wort.

Kurt errötete und ſchwieg.

Der Onkel Geheimrat aber erwiderte polternd: „Du biſt vollkommen im Irrtum, liebe Schwägerin, wenn du meinſt, das Korps ſei zum Vergnügen da. Das Korps hat den Zweck, aus einem unmündigen Knaben einen Mann, und zwar einen Ehrenmann zu machen. Im Korps wird Kurt zu einem Kavalier erzogen und knüpft allerhand Beziehungen an, von denen er in ſeinem ſpätern Leben unberechenbaren Vorteil haben kann, zumal als Juriſt und Staatsbeamter! Wenn ihr meinen Beiſtand hierzu nicht annehmen wollt, ſo kann ich euch nicht zwingen. Alſo überlegt die Sache und ſagt mir bis zu Beginn des Semeſters Beſcheid. Solange will ich mich an mein Verſprechen gebunden halten. Lebt wohl! Ich habe keine Luſt, den Zug zu verſäumen. Leb wohl, Martha, und mache es wie ich: Nimm nicht zu ſchwer, was einmal nicht zu ändern iſt.“

Mit dieſen Worten ſtürmte der Geheimrat davon und ließ ſeine Schwägerin in der ſchmerzlichſten Aufregung zurück. Kurt verſchonte ſie jetzt mit weitern Vorſtellungen. Aber nach wenigen Tagen hatte er ihre Bedenken beſiegt und ſie zur Annahme von Onkel Bernhards Vorſchlag beſtimmt. Er begab ſich ſelbſt nach Dresden, um dem Onkel noch einmal für ſeine Güte zu danken, und nahm gleich die erſte Monatsrate in Empfang.

Das war am Sonnabend, genau eine Woche nach des Vaters Tod. Am Sonntag reiſte er mit voller Taſche und leichtem Herzen nach Leipzig ab. Denn bei allem Schmerz um den Vater überwog doch die Freude an dem neugewonnenen Reichtum.

An demſelben Sonntag gingen auch Richards Ferien zu Ende, und abends acht Uhr mußte er in der Schule wieder eingetroffen ſein. Ernſter als ſonſt verließ er diesmal das Elternhaus. Die Mutter hatte beim Abſchied geweint und ihn herzlich gebeten, recht brav zu ſein und ihr Freude zu machen. So miſchte ſich bei ihm in die Trauer ein Gefühl heiligen Stolzes. Seine Schülerpflichten und Aufgaben hatten jetzt eine erhöhte Bedeutung für ihn gewonnen. Ihre gewiſſenhafte Erfüllung befriedigte jetzt nicht allein ſeine Lernbegier, ſie wurde zum Liebesdienſt für die Mutter, und er war glücklich, daß ſein natürliches Bedürfnis und Streben ſo ſchön mit ſeiner Kindespflicht übereinſtimmte.

Er war begabt und fleißig. Das wußte er. Wie freute er ſich darauf, mit all ſeinen Kräften und Leiſtungen ſo recht der Troſt und die Freude der Mutter zu werden!

Schweigſam ſchritt er die Stufen zum Afraberge empor, ohne auf die Kameraden zu achten, die desſelben Weges kamen und ihn lärmend überholten. Er fühlte ſich fremd unter ihnen.

Im Schulgebäude fiel ihm heute zum erſtenmal das laute Gebahren der andern auf: ſie ſprachen mit Galgenhumor von den bevorſtehenden Tacitusſtunden beim Rektor, ſie prahlten mit ihren Ferienerlebniſſen; aber ihre gewaltſame Heiterkeit klang nach Heimweh. Ihn hatten der Ferienſchluß und der Wiederbeginn der Arbeitszeit nie ſonderlich betrübt. Heute aber freute er ſich ſogar ausnehmend auf die Mühen des bevorſtehenden letzten Halbjahrs ſeiner Schülerzeit. Still packte er ſeinen Korb aus, brachte ſeinen Kleider- und Bücherſchrank in Ordnung, und ohne ſich an den Geſprächen zu beteiligen, die ihn umlärmten, ging er zu Bett.

Auch in den Schlafſälen währte die laute Unterhaltung der Schüler noch lange Zeit. Richard Günther hörte nichts davon. Er war ruhigen Gemütes und raſch eingeſchlafen.

Die Aufſicht über das Internat führte in dieſer Woche Profeſſor Lange, und nach Beendigung des erſten Vormittagsunterrichts wurde Richard zu ihm ins Zimmer gerufen.

Der Profeſſor empfing ihn mit einem ungewohnt herzlichen Tone und überraſchte ihn außerdem mit einer Flaſche Wein und zwei Gläſern, die er auf dem Tiſch vor dem Sofa ſtehen hatte. Er nötigte ihn, Platz zu nehmen, ſchenkte ein und ſagte:

„Mein lieber Richard, ich habe auf Wunſch deiner guten Mutter die Vormundſchaft über dich und deine Schweſter übernommen. Wir werden uns daher von jetzt an ‚du‘ nennen. Stoße einmal darauf mit mir an. So! Du wirſt mir nun in allen deinen Angelegenheiten volles Vertrauen ſchenken, wie ich auch in dich das Vertrauen ſetze, daß du dich beſtrebſt, ein tüchtiger Menſch zu werden. Haſt du eigentlich ſchon darüber nachgedacht, welchen Beruf du einmal ergreifen willſt?“

„Ich will Philologie ſtudieren.“

„Nun, Philologie iſt ein Studium, zu dem du deiner Begabung nach wohl nicht ungeeignet biſt; aber ein Studium iſt noch kein Beruf. Du denkſt natürlich an klaſſiſche Philologie?“

„Ja! Ich denke es mir ſo ſchön, die alten Sprachen und alles das weiter zu lernen und zu ſtudieren, was ich ſchon hier in der Schule zu lernen angefangen habe.“

„So. Du denkſt es dir ſchön. Aber nicht nur daran mußt du denken, deinen Geiſt möglichſt angenehm auszubilden und zu bereichern, ſondern vor allem daran, ihn nutzbar zu machen und fähig, in einem beſtimmten Kreiſe von Pflichten brauchbar zu wirken. Du willſt alſo wohl Gymnaſiallehrer werden?“

„Daran hatte ich eigentlich nicht gedacht.“

„Nun, dieſer Beruf hat ja natürlich ſeine Plagen. Aber er iſt doch ſicherer, als die koſtſpielige und ungewiſſe Univerſitätslaufbahn. Oder hoffſt du vielleicht einmal gar auf eine Stelle als Bibliothekar oder dergleichen? Da muß ich dir ſagen, daß dieſe Stellen ſehr wenig zahlreich ſind, und ihre Erlangung daher ſehr ſchwierig. Berückſichtige das wohl. Dein väterliches Erbteil iſt nicht ſehr groß, und es muß doch vor allem dein Beſtreben ſein, dich möglichſt bald auf eigne Füße zu ſtellen und nicht deiner Mutter oder deinem Onkel auf der Taſche zu liegen.“

„Ja, ich habe mir nur alles das bisher noch nie überlegt und mich daher auch noch für keinen beſtimmten Beruf entſchieden. Es giebt doch ſo Vieles und Schönes zu lernen! Wenn ich auf der Univerſität erſt das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft überſchauen kann, wird mir die Wahl gewiß leichter werden.“

„Das iſt möglich. Aber es kann auch geſchehen, daß du dich dann verwirrſt. Man muß von Anfang an ein feſtes Ziel im Auge haben. Wer ſich recht klar iſt über das, was er zuletzt will, der weiß auch ſtets ganz genau, was er zunächſt muß, und entgeht ſo der Gefahr, ſeine Zeit mit zweckloſem Spiel zu vergeuden. Ich will dich natürlich nicht zu einer übereilten Entſcheidung drängen, ich will dir nur die Pflicht zeigen, deine Zukunft nun bald klar ins Auge zu faſſen.“

Richard ſtammelte verlegen einige zuſtimmende Worte und wollte ſich entfernen, da er die Unterredung für beendet hielt. Der Profeſſor hielt ihn jedoch zurück und ſagte:

„Noch eine Kleinigkeit. Wir haben dich auch für dieſes letzte halbe Jahr noch als Vorſitzenden des Dichterkränzchens beſtätigt. Ich nehme aber an, daß du jetzt, nach dem Tode deines guten Vaters, dieſes Amt niederlegen wirſt.“

„Aber warum denn?“ fragte Richard erſtaunt.

„Nun, in deiner Trauer wäre dir doch wohl ernſte Arbeit geziemender, als ſolche Spielerei.“

Da richtete ſich Richards ſchmächtiger Körper hoch auf, und alle Verlegenheit und alle Scheu vor dem ſtrengen Lehrer und ernſten Vormund beiſeite werfend antwortete er:

„Ich betrachte das Dichterkränzchen keineswegs als Spielerei, ſondern mir iſt es voller Ernſt damit.“

„Das glaube ich dir gern. Doch iſt es vielleicht nicht richtig, daß du jetzt ein Vergnügen mit ſolchem Ernſt betreibſt.“

„Aber Tacitus zu leſen und Horaz und Homer und Thukydides macht mir doch auch Vergnügen. Wenn ich nur etwas thun ſoll, was mir gar kein Vergnügen macht, dann muß ich den ganzen Tag Geſchichtszahlen lernen!“

„Schweig,“ erwiderte der Profeſſor hart. „Ich müßte dich für dieſe freche Antwort eigentlich ins Karzer ſchicken. Aber ich will es deiner übrigens ganz grundloſen Aufregung zu gute halten und, um deiner Mutter Kummer zu erſparen, von einer Beſtrafung abſehen. — Ich verbiete dir ja das Dichterkränzchen nicht. Ich erinnere dich nur daran, wie ſich dein guter Vater noch wenige Stunden vor ſeinem Tode um deine ſchlechten Zenſuren in Franzöſiſch und Geſchichte geſorgt hat. Kannſt du ſein Andenken beſſer ehren und deiner Mutter eine ſchönere Freude machen, als wenn du alle Nebenbeſchäftigungen, mögen ſie dir auch noch ſo wichtig erſcheinen, beiſeite läßt und dich lieber mit der Verbeſſerung deiner Zenſuren beſchäftigſt? Wie geſagt, ich verbiete dir die Verſemacherei nicht, aber ich gebe dir den guten Rat, ſie einſtweilen fallen zu laſſen.“

„Deinem Verbot hätte ich mich natürlich fügen müſſen,“ entgegnete Richard mit beſcheidener Feſtigkeit. „Deinen Rat verſtehe ich und ehre ich; aber ich bitte dich, mir zu verzeihen, wenn ich ihn nicht befolge. Die Verſemacherei iſt mir keine Nebenbeſchäftigung, ſondern ein Hauptbedürfnis. Was aber meine Zenſuren im

Franzöſiſchen und in der Geſchichte anbelangt, ſo werden ſie ſich beſſern, auch ohne daß ich das Dichterkränzchen aufgebe.“

„Das ſoll mich freuen! Ich habe dir da nichts weiter zu ſagen.“

Als Richard jetzt in den Schulgarten, den ſogenannten Zwinger, hinabſtieg, wo die Sonne freundlich durch die herbſtgelben Linden ſchien, da war in ſeinen Augen plötzlich die ganze Welt verwandelt: die farbenprächtige Heiterkeit des Herbſtes war verſchwunden und nur ſein trüber Ernſt zurückgeblieben.

Des Vormunds wohlmeinende Worte hatten ihm mit ihrer grauſamen Deutlichkeit plötzlich die Erkenntnis geweckt, daß die erſte und wichtigſte Aufgabe jedes Mannes ſein muß, ſein Brot zu verdienen. Bisher hatte er das Feld ſeiner Anlagen fleißig zwar, aber in aller Harmloſigkeit nur wie einen Ziergarten gepflegt. Jetzt aber ſchämte er ſich faſt, überſehen zu haben, daß der Nutzacker des täglichen Lebens viel nötiger iſt, als der Ziergarten der Sonntagsſpaziergänger.

Mit nüchternen, enttäuſchten Augen ſah er an den herbſtlichen Bäumen ringsum nur das Holz und die Früchte und erſchrak beinahe, daß alle Sommerpracht der Wieſen nichts weiter geweſen war, als brauchbares Kuhfutter.

Doch ſein junges Herz empörte ſich bald gegen eine ſolche Auffaſſung. Gewiß, Onkel Lange hatte recht, ihm beizeiten das Ziel eines früchtereichen Herbſtes vor Augen zu ſtellen, und er war ihm für dieſe Mahnung von Herzen dankbar. Aber er fühlte ſich ſtark genug, beides, den Frühling und den Herbſt, das Schöne und das Nützliche, aus ſeinen Kräften hervorzubringen. Zu blühen, wie ein Garten, und Frucht zu tragen, wie ein Weizenfeld, das war jetzt ſein ſtolzes Ziel und ſeine feſte Zuverſicht.

Dieſen Abend von acht bis neun Uhr hielt er ohne Einſpruch des Profeſſors im Klaſſenzimmer die erſte Dichterkränzchenſitzung nach den Ferien ab und las einige Überſetzungen aus Catull vor, ſowie zwei Gedichte an Eva Kern. Dieſe waren ſchon vor Wochen entſtanden. In den letzten Tagen hatte er nur ein paar Verſe auf den Tod ſeines Vaters geſchrieben, die ihm beſſer gelungen waren, als alles Frühere. Aber er hielt ſie zurück und zeigte ſie niemand.

Im Winter läutet die Afraniſche Schulglocke um ſechs Uhr morgens zum Aufſtehen. Doch iſt es in Fällen dringender Arbeit geſtattet, ſich vom Nachtwächter bereits um fünf Uhr wecken zu laſſen und ſo eine Stunde Arbeitszeit zu gewinnen.

Heute abend um zehn Uhr beim Zubettgehen hatte nun Richard Günther eine längere, eifrige Unterredung mit dem Nachtwächter, der nur ſchwer zu bewegen ſchien, ſeiner Pflicht und den ſtrengen Weiſungen des Rektors entgegenzuhandeln. Die blanke Mark, die ihm Richard von ſeinem geſparten Ferientaſchengeld aufdrängen wollte, wies er zurück, fügte ſich aber ſeiner Bitte und weckte ihn vom nächſten Morgen an täglich früh um zwei Uhr.

Zu ſeinem Staunen weckte er den jungen Menſchen, wenn auch oft mit Mühe, ſo doch nie vergebens. Eilig kleidete ſich Richard ſtets an und eilte in das ungeheizte Arbeitszimmer hinunter, wo er ſich in ſeinen Winterüberzieher hüllte und allmorgendlich zwei Stunden Geſchichte und zwei Stunden Franzöſiſch lernte. So trieb er es den ganzen Winter hindurch; nur Sonntags vergönnte er ſich das Ausſchlafen.

Profeſſor Runkel und Profeſſor Lange bemerkten beide mit Freuden die Früchte ſeines heimlichen nächtlichen Fleißes. Allerdings röteten ſich ſeine Augen ebenſoſehr, als ſeine Wangen blaſſer wurden. Doch fiel das den Lehrern nicht auf. Examinanden pflegen ſich ja nie einer ſehr blühenden Geſichtsfarbe zu erfreuen. Das gehört zur Schulordnung.

Das Mutterauge freilich ſah es mit Kummer. Aber ſie ſchrieb dieſe Zeichen dem Schmerz um den Vater zu, ſtreichelte ihm, wenn er ſie allſonntäglich beſuchte, tröſtend das eingefallene Geſicht und freute ſich über ſeine guten Zenſuren.

IV.

Bei all ſeinem Fleiß war Richard übrigens kein Duckmäuſer, und er gehörte nicht zu jenen ängſtlichen Muſterknaben, die in demütiger Befliſſenheit immer nach den Augen des Lehrers ſchielen. Sich in tadelloſer Gerechtigkeit zu ſonnen, war nie ſein Bedürfnis geweſen, noch hatte er danach geeifert, ſämtliche Mitſchüler als artigſter und fleißigſter zu übertreffen. Er hatte bisher in Unſchuld gearbeitet und nicht in Sorgen.

Das war jetzt anders geworden. Seit er allnächtlich die Hälfte ſeines Schlafes der Arbeit opferte, hörte die Arbeit ſelbſt auf, ihm Freude zu machen, und ihn beſeelte nur noch die bleiche Entſchloſſenheit, um jeden Preis gute Zenſuren zu erlangen. So ließ auch ſeine Liebe zur Schule nach. Er fühlte ſich in ihrer ſtrengen Ordnung nicht mehr wohl. Ja mit Ungeſtüm ſehnte er den Tag des Abgangs herbei, der jetzt das einzige Ziel ſeines Strebens war, und der ihm aus den engen Verhältniſſen den Weg zur Freiheit öffnen ſollte.

Übrigens zeigte ſich ſein ſchmächtiger Körper trotz des blaſſen Geſichts den Anſtrengungen durchaus gewachſen, die ſein eiſerner Wille ihm zumutete. Er war vernünftig genug, ſich ſeine Freizeit und ſonſtige Erholung nicht zu mißgönnen. Er hielt ſich außer den vier heimlichen Morgenſtunden ſtreng an die genau vorgeſchriebene Tageseinteilung, und wenn eine Freiſtunde auf dem Stundenplan ſtand, kam es niemals vor, daß er im Arbeitszimmer zurückblieb, ſtatt ſich mit den andern im Zwinger zu ergehen oder Kegel zu ſchieben.

So hatten ihn auch trotz ſeines rieſenhaften Fleißes und trotz der Gnade des Rektors, die ihn beſchien, ſeine Klaſſengenoſſen neidlos gern. Fleiß und Tüchtigkeit werden einem Mitſchüler nur dann nicht verziehen, wenn ſie mit Liebedienerei gegen die Lehrer verbunden ſind. Denn auch der verſtändigſte Schüler ſieht in jedem Lehrer ſeinen natürlichen Gegner, und es gilt ihm als Ehrenſache, ihn auf jede Weiſe zu bekämpfen, mag er ſelbſt perſönlich noch ſo beliebt ſein.

Dieſer Kampf wird beſonders lebhaft in einem Internat geführt, wo dem Lehrer außer dem Unterricht auch Beaufſichtigung und Erziehung der Zöglinge obliegt, und wo ſeine Thätigkeit leicht einen polizeilichen Anſtrich bekommt. Auch die Afraniſchen Fürſtenſchüler ſind in einer fortwährenden heimlichen Verſchwörung gegen das Lehrerkollegium begriffen, und Richard war von jeher ein Hauptverſchwörer geweſen.

Bereits in Unterprima hatte er eine Strafkaſſe gegründet. Dieſem Unternehmen lag der unbeſtrittene republikaniſche Gedanke zu Grunde, daß es verwerflich ſei, ſich über die Brüder zu erheben. Wer daher in einem der vierteljährlichen deutſchen, lateiniſchen oder franzöſiſchen Aufſätze die beſte Zenſur hatte, zahlte ohne Weigern fünfzig Pfennige in die Strafkaſſe. Die beſten Leiſtungen in den wöchentlichen Arbeiten wurden billiger gebüßt. Auch die erlaubte Länge der Arbeiten, bei den lateiniſchen Elegien ſogar die Zahl der Diſticha, wurde vorher durch Klaſſenbeſchluß genau feſtgeſetzt, und jede Überſchreitung nach ſteigendem Maßſtab beſtraft. Richard machte ſich oft genug ſelbſt einer ſolchen Strafthat ſchuldig. Doch galt auch die beſte Zenſur nicht mehr als Schimpf, ſowie ſie durch willige Unterwerfung unter die Strafbeſtimmungen geſühnt war.

Infolgedeſſen lag auf Richards Klaſſe ein Segen, der wie Schutzimpfung wirkte. Die gierige Haſt und der häßliche Wettkampf des modernen Lebens konnten dieſe geſunden Seelen nicht vergiften, und von krankhaftem Übereifer frei boten ſie den Lehrern immer nur ein mittleres Maß von guten Werken.

Abgeſehen von der moraliſchen Wohlthat war die Kaſſe jedoch auch wegen ihres materiellen Nutzens ſehr beliebt, und ſie hatte mit Rückſicht auf die Verwendung ihrer Gelder den wohlſchmeckenden Namen Wurſtkaſſe erhalten. Vor dem Hungertod wurden die Schüler nämlich durch eine ordnungsmäßige Beköſtigung bewahrt, die aller Üppigkeit entbehrte. Die Magen der jungen Leute neigten jedoch weit mehr zur Schwelgerei als zur Enthaltſamkeit. Wenn nun an machen Abenden nach der bisweilen etwas dünnen Suppe nur ein Brühwürſtlein oder auch gar nichts als Zukoſt zum Butterbrot gereicht wurde, ſo erwachte in den Afraniſchen Eingeweiden ein Bedürfnis nach größern, ſchwerern und ſchönern Würſten.

Dieſes Bedürfnis wirkte um ſo heftiger, und ſeine Befriedigung galt für um ſo ehrenvoller, als nach den Satzungen der Schule das Einſchleppen von Eßwaren mit Ausnahme von Obſt ſtreng verboten war.

Es machte Richard daher ein ganz beſonderes Vergnügen, an den Abenden mit ſchmaler Koſt aus den Mitteln der Wurſtkaſſe allerlei verbotene Fleiſchwaren einzuſchmuggeln. Entweder beſtach er zu dieſem Zweck eine der Frauen, welche die Wäſche der Schüler beſorgten und ihre Betten in Ordnung hielten und deshalb poetiſcherweiſe Betthexen genannt wurden, oder wenn er gerade zwei Stunden Stadturlaub hatte, ſchlang er ſich wohl auch beim Fleiſcher eine Schnur Würſte um den Leib und zog über dieſen Ringpanzer ſeinen Überrock, ſo daß er bei ſeiner ſchmächtigen Körperbeſchaffenheit die unerlaubten Fleiſchesfreuden unbemerkt vor den Augen des aufſichtsführenden Lehrers vorbeibringen konnte.

Doch war dies die einzige Ungeſetzlichkeit, an der ſich Richard noch beteiligte. Von allen andern Übertretungen der Schulordnung ſuchte er ſich jetzt um der Mutter willen möglichſt fern zu halten, obwohl ihn gerade ſeit der letzten Zeit ein immer wachſender Freiheitsdrang und die faſt übermächtige Sehnſucht erfüllten, alle Schranken der Schule niederzutreten.

Aber er durfte ſich keiner Beſtrafung ausſetzen, der Mutter keinen Kummer bereiten, und ſo zwang er ſich, ſelbſt dann thatenlos zuzuſehen, wenn einige mutigere oder leichtſinnigere Genoſſen des Abends ein Fäßchen Bier durch das Fenſter des heimlichen Gemachs hereinholten.

Der in ſolchen Geſchäften wohlerprobte Dienſtmann No. 10 pflegte das Fäßchen in der am Fuße des Berges liegenden Felſenkellerbrauerei abzuholen, es in dem zur ſogenannten Hintermauer emporführenden Hohlwege unter dem Schutze der Dunkelheit bis unter die Fenſter der Schule zu tragen und es dort zwei Verſchwörern zu übergeben, die aus den Fenſtern des Erdgeſchoſſes in das kleine Vorgärtchen herabgeklettert waren. Dort wurde es ſorgfältig an einem Strick befeſtigt und von den am obern Fenſter harrenden Genoſſen mit ſtiller Freude emporgezogen.

Kurze Zeit darauf nahm das leere Faß ſeinen Weg geradeſo wieder zurück, nur daß es dann von keinem Dienſtmann in Empfang genommen wurde, ſondern vermöge ſeiner Schwere und getreu den im Phyſikunterricht den Schülern vorgetragenen Naturgeſetzen ſelbſtthätig den ſteilen Hohlweg hinab in den Hof der Brauerei rollte.

Der Genuß des Bieres war dabei übrigens nur halb ſo prickelnd, wie die Freude des Ungehorſams, und Richard mußte lechzend von ferne ſtehen und dachte mit Bedauern an die kühnen Luſtbarkeiten des vergangenen Winters. Da war er bei Nacht mit einigen Gleichgeſinnten ſogar ein paarmal zum Blitzableiter hinuntergeklettert, um in irgend einer verſchwiegenen Kneipe mit klopfendem Herzen die verbotene Frucht eines Nachttrunkes zu koſten und dann atemlos den beſchwerlichen Pfad zum Schlafſaalfenſter wieder empor zu klimmen.

An ſolche Indianerſtreiche war jetzt für Richard nicht mehr zu denken, ſchon deshalb nicht, weil er ſich ſeine ſchon arg beſchnittene Schlafenszeit unmöglich noch mehr verkürzen konnte. Außerdem aber drohte den etwa dabei Ertappten die ſofortige Entfernung von der Schule.

So befriedigte er ſein beſcheidenes Gelüſte nach einem guten Trunk nur in den Stunden ſeines Stadturlaubes. Auch ging er jetzt in dieſer Freizeit öfter nach Haus, als früher. Aber die ſchwermütig thränenreiche Art, mit der dort um den toten Vater getrauert wurde, war ihm fremd. Sein Gemüt war weich wie irgend eines auf der Welt; aber die Fülle äußerer Zeichen und Trauerhandlungen, mit denen ſich weiblicher Schmerz ſo gern zu umgeben pflegt, verletzte ſein Zartgefühl.

Mutter und Schweſter lebten in dem plötzlich verwaiſten Hauſe ohne eine große Aufgabe, die ihren Geiſt beſchäftigt und abgelenkt hätte. Die pekuniären Sorgen waren der Mutter durch Onkel Bernhard abgenommen, und ſo hatte ſie für die Zukunft nichts zu bedenken, in der Gegenwart nichts zu verteidigen und blickte unverwandt und mit ſchmerzlicher Luſt auf das Unwiederbringliche zurück. Richard aber ſah eine Zukunft vor ſich, die ihm Erwünſchtes zu bringen verſprach, und ſoviel die Hoffnung fröhlicher iſt, als die dumpfe Verzweiflung, ſoviel war ſein Gemüt heiterer, als das der Mutter.

So kam das Weihnachtsfeſt heran. Statt der jubelnden Freude brachte es dieſes Jahr wehmütige Erinnerung.

Die Mutter hatte ſich inzwiſchen etwas beruhigt und ſich mit allerlei Liebesgaben ſorglich gemüht, um die Kinder den Verluſt des Vaters weniger ſpüren zu laſſen. Dieſe Sorge für die Lebendigen hatte auch ihrem Schmerz um den Toten etwas Troſt gebracht, und ſie begingen das ſchöne Feſt in heiterer Faſſung. Nur bei den Hauptgeſchenken der guten Mutter traten den Kindern die Thränen ins Auge.

Sie hatte die wenigen Koſtbarkeiten, die der Vater hinterlaſſen, unter die Geſchwiſter verteilt. Elschen erhielt den Brillantring, Richard die goldene Uhr und Kurt, der ſchon eine gute Uhr beſaß, die goldene Kette. Gerührt dankten ſie der Mutter, und dieſe erwiderte ihnen:

„Meine lieben Kinder, ich ſtrebe nur danach, euch die Liebe eures Vaters zu erſetzen, ſoweit das in meinen Kräften ſteht. Wenn ihr mir dafür danken wollt, ſo thut ebenſo an mir. Ihr habt jetzt jedes ein ſchönes Andenken an den guten Vater. Haltet euch deſſen wert und verſprecht mir heute unter dem Chriſtbaum noch einmal, ihm nachzueifern und brave, tüchtige Menſchen zu werden.“

„Aber ſelbſtverſtändlich, liebe Mutter,“ ſagte Kurt aufrichtig. Richards Antwort beſtand in einem ſtummen Händedruck, während Elschen die Mutter ſtürmiſch und laut weinend umarmte.

V.

Nach der Erholungszeit der Weihnachtsferien ging Richard mit verdoppelten Kräften an die Arbeit, und ſein unruhiges Gemüt beſchäftigte ſich jetzt noch mit einer neuen Hoffnung. Onkel Lange hatte ſich zu ſeiner Freude damit einverſtanden erklärt, daß er gleich zu Oſtern noch vor Beginn des Studiums ſein Freiwilligenjahr abdiene, und Richard freute ſich auf die Soldatenzeit aus kriegeriſcher Luſt, Vaterlandsliebe und allgemeiner jugendlicher Begeiſterung ganz ausnehmend.

Was er beſonders Schönes von dieſem Jahr erwartete, war ihm nicht ganz klar. Aber unleugbar ſind das Waffenhandwerk und die allgemeine Wehrpflicht zwei edle und männerwürdige Sachen, und es machte ihn ſtolz, nun bald als ganzer Mann und ſelbſtändige Perſönlichkeit ſtaatlich anerkannt zu werden.

Bisweilen bedrückte ihn freilich die von Onkel Lange geweckte Befürchtung, vielleicht nicht dienſttauglich zu ſein. Des Onkels Zweifel an ſeiner Kampfesfähigkeit erſchien ihm faſt als Beleidigung, und er ſchwankte nun in Furcht und Hoffnung vor der baldigen Entſcheidung.

Es war unter den Meißner Afranern üblich geworden, ſich bei einem Regiment in Dresden zum Einjährigendienſt zu melden. So war es auch dieſes Jahr geſchehen, und den vier Meißner Oberprimanern hatten ſich noch fünf andre angeſchloſſen, die nun eines Tages alle neun zur Muſterung nach Dresden beſtellt wurden.

Der Rektor mußte ihnen für einen Tag Urlaub geben; mit Reiſegeld und ihren ſämtlichen Erſparniſſen verſehen, reiſte die kleine kriegeriſche Schar früh um ſieben Uhr ab, faſt noch fröhlicher und aufgeregter, als wenn es in die Ferien ginge. Denn ihre köſtliche Losgebundenheit wurde durch das erhebende Bewußtſein gewürzt, daß all die andern jetzt hinter den Büchern ſaßen, während ſie ſelbſt wie große Herren im Raucherabteil ſaßen und luſtig der Hauptſtadt entgegendampften.

Richard hatte dem Rauchen nie viel Geſchmack abgewinnen können. Die Übung dieſer Kunſt war den Primanern geſtattet und dadurch jedes verklärenden Reizes beraubt worden. Aber heute glaubte er es doch der Wichtigkeit des Tages ſchuldig zu ſein, ſich an dem allgemeinen Qualm mit einer Zigarre zu beteiligen, deren ſich im Bezug auf Duft und Undurchdringlichkeit des Rauches kein Feldwebel hätte zu ſchämen brauchen.

Sie rauchten ſo gewaltig, daß ſie die Wagenfenſter herablaſſen mußten. Die reine friſche Winterluft ſtrömte herein und roch nach Schnee und Wind und kam wie ein Gruß der Freiheit: und ein Gefühl der Freiheit war es auch, das die jungen Gemüter bei der raſchen Fahrt durch die erwachende Winterlandſchaft beſeelte.

Vorüber flogen ſie an ſchwarzen Kiefernbeſtänden und weiten Feldern, hinter ſich ließen ſie die beſchneiten Gärten und die im Thale und an den Höhenzügen verſtreuten Landhäuſer der Lößnitz. Ganz weit hinter ihnen in weſenloſem Scheine und faſt ſchon vergeſſen lagen der Zwang und die Aufſicht der Schule, und da drüben am Rande der Dresdner Heide winkten auch ſchon in langen, hellen Linien die Kaſernen.

Eine Kaſerne hat im allgemeinen nicht viel Poetiſches an ſich und pflegt eher an ein Gefängnis, als an ein Märchenſchloß zu erinnern, aber die vorüberfahrenden Primaner erblickten in den mit öder Regelmäßigkeit ſich erſtreckenden langen Gebäuden das Symbol für den baldigen Beginn eines neuen Lebens voll Männlichkeit, und ihre Herzen ſchlugen in froher Sehnſucht.

Endlich hielt der Zug am Ziele. Die Straßen Dresdens ſchienen eigens deshalb ſo ſauber gekehrt und vom Schnee befreit zu ſein, um die jungen Vaterlandsverteidiger würdig zu empfangen. Sie beſtiegen die Straßenbahn, und in kurzer Zeit ſtanden ſie vor dem niedrigen Wachtgebäude, das zwiſchen den mächtigen Grenadierkaſernen ſitzt wie die Spinne im Netz.

Sonderbarerweiſe ſchien man dort ihrer wichtigen Ankunft weder Begeiſterung, noch auch nur Verſtändnis entgegenzubringen und vielleicht auf ihren Empfang gar nicht vorbereitet zu ſein. Ohne Willkommen ließ man ſie einfach warten, und ſie hatten Zeit, das lebendige Treiben auf dem Kaſernenhofe zu betrachten und zuzuſehen, wie eifrig die Soldaten exerzierten und in allerlei der Geſundheit zuträglichen Leibesübungen unterwieſen und beaufſichtigt wurden.

Nach anderthalbſtündigem Warten erſchien ein baumlanger Oberlazarettgehilfe mit einem ſchwarzen, hängenden Schnurrbart, der von der modernen Bartkultur noch nicht im mindeſten beleckt oder erreicht war. Er winkte den Zukunftsſoldaten durch ein Zurückwerfen des Kopfes und ſagte:

„Zum Herrn Oberſtabsarzt.“

Geduldig fuhren ſie mit ihm den ganzen langen Weg wieder zurück. Denn der Oberſtabsarzt hatte ſeine Wohnung in dem zwiſchen Bahnhof und Albertplatz gelegenen Villenviertel.

„Unterſucht uns denn der Herr Oberſtabsarzt in ſeiner Privatwohnung?“ fragte Runkel verwundert.

„Na, wegen neun Mann wird er doch nicht Regimentsappell abhalten oder das Lazarett alarmieren!“ war die knurrende Antwort.

Nauheimer rügte die in dieſen Worten liegende Geringſchätzung mit einem leichten Zucken ſeiner runden Schultern. Erich Petermann erwiderte heiter:

„Aber natürlich, ſo iſt es doch viel vornehmer. Ich finde das ſogar ſehr aufmerkſam vom Herrn Oberſtabsarzt.“

„Meinen Sie,“ fragte Richard mit erwartungsvoller Beſcheidenheit, „daß wir alle genommen werden?“

In dem Geſicht des Oberlazarettgehilfen zuckte es eigentümlich, als er die ſtarke Soldatenfreudigkeit der ihm anvertrauten jungen Leute wahrnahm, und auch die übrigen Inſaſſen des Straßenbahnwagens lächelten. Seine ſoldatiſche Schweigſamkeit ließ jetzt nach, er wurde geſprächiger und gemütlicher und ſtellte mit wohlwollender Miene die Gegenfrage:

„Sie kommen von der Meißner Fürſtenſchule?“

„Jawohl,“ lautete die ſtolze Antwort.

„Na, die von dort kommen, nimmt der Herr Oberſtabsarzt gewöhnlich ohne Ausnahme ......“

Die Augen der Jungen blitzten.

„Überhaupt von den Einjährigen wird ſelten einer zurückgewieſen. Da wird doch jeder Dreck genommen.“

Die begeiſterten Rekrutengeſichter verzogen ſich gekränkt. Er bemerkte ſeinen Mißgriff und ſuchte ihn durch joviale Freundlichkeit wieder gut zu machen, lobte das blühende Ausſehen der blaſſen Examengeſtalten und ſprach ihnen Mut ein.

Der Oberſtabsarzt machte die Unterſuchung übrigens ſehr raſch und faſt nur mit einigen prüfenden Blicken ab. Zu Richard ſagte er:

„Ein bißchen wenig Fleiſch auf den Knochen. Iſt mir aber lieber, als ein aufgedunſener Bierſchwamm.“

Das Ergebnis ſeiner Unterſuchung teilte er jedesmal dem hinter ihm ſitzenden Schreiber durch eine unverſtändliche Bemerkung mit; die auf Herz und Nieren geprüften Primaner ſelbſt aber erfuhren weiter nichts, als daß ſie ſich nachmittags um fünf wieder draußen im Wachtgebäude zu melden hätten, um gemeſſen zu werden, und wurden mit dieſem Beſcheid entlaſſen.

Die Verzögerung der Sache war ihnen allen ſehr willkommen. Denn ſie hatten vom Rektor ſtrengen Befehl erhalten, unmittelbar nach Erledigung der Militärangelegenheit zurückzukehren, und gewannen jetzt, da es eben erſt elf Uhr war, ſechs Stunden freie Zeit, die ſie mit Inbrunſt auszukoſten trachteten.

Immerhin waren ſie natürlich auf die Entſcheidung ihres militäriſchen Schickſales ſehr geſpannt und wußten ſich vor Freude kaum zu laſſen, als ihnen der Oberlazarettgehilfe unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitteilte, daß ſie alleſamt als tauglich befunden worden und die am Nachmittag noch vorzunehmenden Meſſungen und ſonſtigen Formalitäten völlig bedeutungslos ſeien.

Dieſe beglückende Thatſache mußte natürlich würdig gefeiert werden, Richards vorher gemachter Vorſchlag, die Königliche Gemäldegalerie zu beſuchen, wurde gar nicht mehr beachtet, und die ganze Schar machte ſich mit dem ſchmunzelnden Lazarettgehilfen auf, um eine geeignete Stätte für ein feſtliches Frühſtück zu ſuchen.

Plötzlich, als ſie eben über den Albertplatz zogen, zuckte Richard überraſcht zuſammen. All ſeine Soldatenbegeiſterung hatte ihn doch nicht blind gegen die angenehmen Erſcheinungen der Außenwelt gemacht, und er ſah dort an der Litfaßſäule beim Schauſpielhaus Eva Kern mit ihrer Mutter ſtehen und auf den Theaterzettel deutend heftig mit ihr ſprechen.

Haſtig rief Richard den Kameraden ein paar Worte zu, die ungehört verklangen, und trat grüßend zu den beiden Damen. Erſtaunt ließ ſich Frau Kern ſeine unvermutete Anweſenheit in Dresden erklären und entgegnete dann in ihrer ruhigen Art:

„Ich freue mich, Sie zu ſehen. Sie haben ſich ja ſeit den Weihnachtsferien gar nicht bei uns blicken laſſen. Jetzt kommen Sie übrigens zur rechten Stunde. Sie werden mir als guter Sohn, der ſeiner Mutter nur Freude macht, meiner Tochter gegenüber gewiß beiſtehen. Denken Sie: Wir haben unſre Beſorgungen erledigt und könnten mit dem nächſten Zuge wieder nach Hauſe fahren. Da beſteht Eva plötzlich darauf, heute abend die ‚Jungfrau von Orleans‘ im Hoftheater anzuſehen. Was ſagen Sie dazu?“

„Daß ich dieſen Wunſch ſehr begreiflich finde. Ich ſelbſt hege ihn ſeit Jahren, und wenn ich über meinen Abend heute verfügen dürfte, würde ich ohne Beſinnen ebenfalls ins Theater gehen.“

„Und Ihre Trauer?“

Richard ſchwieg betroffen. Eva aber antwortete an ſeiner Statt:

„Aber Mutter, das Hoftheater iſt doch kein Tanzboden. Ich bin gewiß ſonſt nicht vergnügungsſüchtig und habe mich in Meißen gern von allem zurückgehalten. Aber wenn wir uns ein Stück von Schiller anſehen, ſo thun wir gewiß keine Sünde gegen den Vater, und es iſt gerade ſo ſchön wie ein Kirchenkonzert, und es iſt gewiß erlaubt. Theater iſt doch überhaupt nur ſchön und nicht ſo etwas wie Tanzen oder Lachen oder Trinken oder immer neue Kleider anziehen. Bitte, laß uns heute abend hineingehen! Theater iſt das Schönſte und Beſte, was es giebt.“

Ihre Augen blitzten vor Begeiſterung und entzündeten auch Richards Gemüt. Lebhaft vertrat er ihre Meinung und ſagte im gewählten Kathedertone:

„Allerdings, verehrte Frau Kern. Unſre Theatervorſtellungen ſind zwar nicht mehr Gottesdienſte, wie bei den alten Griechen, aber ſie ſind doch nichts Verwerfliches oder auch nur Leichtfertiges, und ich bin gewiß, unſre Väter würden uns den edlen Genuß einer Schillerſchen Tragödie nicht verwehren, wenn wir ſie fragen könnten.“

„Es iſt aber doch nun einmal gegen die Sitte, im Trauerjahre Theater zu beſuchen,“ erwiderte Frau Kern mit bedauerndem Achſelzucken. „Was würden die Leute ſagen . . . . . .“

„Ja trauern Sie denn für die Leute und vor den Augen der Welt, oder trauern Sie nach dem Bedürfnis Ihres Herzens?“ verſetzte Richard ein wenig pathetiſch, und fügte dann nachläſſig hinzu:

„Außerdem kennt Sie ja in Dresden kein Menſch!“

Frau Kern mußte lächeln über die plötzliche männliche Überlegenheit, die aus Richards knabenhaftem Weſen oft etwas unvermittelt emporwuchs. Gern hätte ſie Eva das unſchuldige Vergnügen gegönnt, und ſchon halb überzeugt ſagte ſie:

„Alſo Sie würden ohne Bedenken ſich heute die ‚Jungfrau von Orleans‘ anſehen, und Sie unterlaſſen es nur, weil Sie nicht dürfen und heute abend pünktlich wieder in der Schule eintreffen müſſen?“

Richard ſah, wie ſich Evas bittende Augen vertrauensvoll auf ihn richteten, und in einem augenblicklichen Rauſche überquellenden Selbſtbewußtſeins antwortete er:

„Nein, ich unterlaſſe es nicht. Wir können ohnehin erſt ſpäter zurückfahren, weil wir uns gegen Abend noch einmal in der Kaſerne melden müſſen. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis begleite ich Sie alſo heute abend ins Theater.“

„Was wird denn aber Ihr Herr Rektor dazu ſagen?“

„Den frage ich natürlich nicht vorher. Heute bin ich Rekrut. Da will es eigentlich der deutſche Brauch, daß ich mich zur Ehre des Vaterlandes gehörig betrinke. Es wird mir aber wohl erlaubt ſein, ſtatt deſſen mich ein wenig an Schiller zu erbauen.“

Zu Evas großer Freude willigte ihre Mutter nun ein, und Richard erbot ſich, gleich jetzt an der Tageskaſſe die Eintrittskarten zu beſorgen. Nach ein paar Schritten kehrte er jedoch errötend wieder um und ſagte:

„Ich weiß doch nicht, ob meine Barſchaft ausreicht, um den Betrag für Sie auszulegen.“

„Es war auch ſehr unbedacht von mir, Ihnen das zuzumuten,“ half ihm Frau Kern freundlich aus der Verlegenheit und gab ihm ihr Geldtäſchchen. „Sie haben doch heute morgen keine außerordentlichen Ausgaben vorausſehen können und natürlich nur das Nötigſte an Geld zu ſich geſteckt.“

„Ja!“ erwiderte Richard verlegen, fuhr aber, obwohl er ſich dabei vor Eva ein wenig ſchämte, ſogleich aufrichtig fort:

„Das heißt, in Wahrheit habe ich meine geſamten Erſparniſſe bei mir. Leider ſind ſie eben nicht ſehr beträchtlich. Aber ſpäter, wenn ich einmal viel Geld verdiene, werde ich mich jeden Morgen ſo vorſehen, daß ich den Tag über mit Damen unbeſorgt überall hingehen kann.“

Auch heute ſchon ging er, als er von der Kaſſe zurückkam, unbeſorgt überall hin, wo Eva und ihre Mutter hingingen. Wie berauſcht wandelte er an ihrer Seite und brachte in lebhafter Unterhaltung einen heitern Einfall nach dem andern hervor. Doch richtete er all ſeine Reden und Scherze ſtets an die Mutter, wenngleich ſie eigentlich mehr für die zu ihrer Rechten gehende Tochter beſtimmt waren, und auch Eva wendete ſich ebenfalls an die Mutter, um ihm zu antworten.

Frau Kern lächelte im ſtillen und merkte wohl, daß ſie da gewiſſermaßen die Rolle eines Fernſprechamtes ſpielte, und daß die Mitteilungen der beiden Sprecher, die ſie in ihrem Amt vernahm, eigentlich ſie ſelbſt gar nichts angingen.

Richard und Eva hatten ſonſt immer ganz rückhaltlos und unbefangen miteinander geplaudert, wie es bei der Harmloſigkeit ihrer Geſpräche ja auch ſelbſtverſtändlich war. Heute aber lag eine angenehme Befangenheit zwiſchen ihnen, die durch die ſcherzhafte Umſtändlichkeit ihrer Unterhaltung nur noch reizvoller wurde.

Nachdem ſie im Kaiſerpalaſt am Pirnaiſchen Platz zu Mittag gegeſſen hatten, ſchlug Richard Frau Kern vor, in den Großen Garten hinauszufahren, und Eva ſtimmte der Mutter, die noch kein Wort geſagt hatte, begeiſtert mit einer kleinen Einſchränkung zu:

„Ja, Mutter, das iſt ein guter Einfall! Aber noch beſſer wär's, wenn wir zu Fuß gingen. Bei dem ſchönen Winterſonnenſchein und der ſtillen kühlen, Luft iſt es doch ein Vergnügen zu laufen.“

„Aber natürlich, Frau Kern!“ erwiderte Richard. „Beſonders für mich iſt es ein Vergnügen, da ich doch ſo ſelten das Glück genieße, mit Damen ſpazieren gehen zu dürfen.“

Und ſo luſtwandelten denn die drei auf den winterharten Parkwegen, ſahen den Schlittſchuhläufern auf dem Karolaſee und dem Palaisteich zu und ſetzten ſich dann angenehm durchfroren bei Pollender zum Kaffeetrinken nieder, Frau Kern immer ſchweigend und Richard und Eva immer von beiden Seiten auf ſie einſprechend, und es war ſchwer zu ſagen, wer ſich am beſten unterhielt.

Nach vier Uhr mußte ſich Richard leider verabſchieden, um rechtzeitig in der Kaſerne einzutreffen.

„Schade! Gerade jetzt, wo es anfängt, ſo recht hübſch zu werden,“ ſagte Eva bedauernd zu ihrer Mutter.

„Ja, Frau Kern,“ entgegnete Richard achſelzuckend, „ich bliebe wahrhaftig gern bei Ihnen hier in dieſer gemütlichen Kaffeeecke. Aber das Vaterland ruft. Alſo auf Wiederſehen heute abend im Theater. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl,“ antworteten die Damen beide und gaben ihm die Hand. Eva fügte noch hinzu: „Und laſſen Sie ſich ja nicht zu lange in der Kaſerne aufhalten.“

Da merkte ſie plötzlich, daß ſie damit heute zum erſtenmale das Wort an ihn gerichtet hatte, errötete tief und ſteckte den jungen Kriegsmann mit dieſem Erröten ſo an, daß er ſich ſehr eilig verabſchiedete, um ſeine Verlegenheit im Schutze des hereinbrechenden Winterabends zu verbergen.

Vor den Grenadierkaſernen kam er zu gleicher Zeit mit ſeinen Kameraden an. Bei dieſen ſchienen die Wogen der Begeiſterung, des Bieres und der Vaterlandsliebe inzwiſchen ſehr hoch gegangen zu ſein. Doch war ihre Fröhlichkeit derberer Art, als die ebenfalls gehobene Stimmung Richards, und wollte mit deren leiſer Melodie nicht recht zuſammenklingen.

Er beantwortete ihre lauten Vorwürfe und Fragen über ſein treuloſes Verſchwinden mit der ausweichenden Erklärung, daß er Bekannte getroffen habe. Von Eva ſchwieg er aus Zartgefühl und vom Theater aus Klugheit.

Als ſie dann nach beendigten Meſſungen und nochmaligem Freudentrunk wieder nach dem Bahnhof fuhren, ſtieg Richard kurz vor dem Theater aus und rief den andern zu:

„Ich habe noch etwas zu beſorgen und komme nach!“

„Aber Günther,“ war die Antwort, „es iſt keine Zeit mehr, du verſäumſt den Zug.“

In der That ſteckten ſie auf dem Bahnhof, als ſich ſchon der Zug in Bewegung ſetzte, vergeblich die Köpfe aus den Wagenfenſtern. Der Vorſitzende des Dichterkränzchens war nicht zu erblicken. Natürlich that es ihnen nun leid, ohne ihn abgefahren zu ſein; ſie ſchämten ſich, ihren Kriegskameraden gewiſſermaßen im Stiche gelaſſen zu haben, und bei der Ankunft in Meißen ging deshalb ein ſehr verſtändiger Antrag Nauheimers und Petermanns durch, der den Zweck hatte, dieſen Fehler wieder gut zu machen.

Unbekümmert um die Gefährlichkeit dieſes öffentlichen Lokales ſetzten ſie ſich im Warteſaal noch zu einem Glaſe Bier nieder, um den nächſten, nach einer Stunde fälligen Zug zu erwarten und dann den Verſpäteten in ihre Mitte aufzunehmen. Aber auch dem nächſten Zuge entſtieg zu ihrer ernſtlichen Beſorgnis Richard Günther nicht, und ſo mußten ſie ſchweren Herzens und ſehr ſchweren Hauptes ohne ihn die Stufen zum Afraberg emporklettern.

Kurz vor neun Uhr meldeten ſie ſich im Aufſichtszimmer der Schule, das dieſe Woche Profeſſor Runkel bewohnte.

„Alle neun genommen," rief Petermann laut beim Eintreten.

Der Profeſſor zuckte die Achſeln über die etwas taktloſe Art, dem Lehrer ſeine Freude zu bekunden, verlas die Namen und fragte:

„Wo iſt denn Günther?"

„Er iſt nicht mitgekommen," murmelten mehrere Stimmen. „Es war ſchon ſehr ſpät. Wir mußten eilen, und da hat er wohl den Zug verpaßt."

Profeſſor Runkel ſchlug ſich wiederholt mit der Hand auf den Oberſchenkel und wiegte bedauernd den Kopf. In ſeinem ungezwungenſten Meißniſchen Tonfall erwiderte er endlich:

„Das iſt recht dhöricht. Sie kommen ohnehin viel zu ſpät. Der Herr Rektor hat ſchon zweimal nach Ihnen gefragt. Nun bringen Sie die alberne Ausrede, Günther hädde den Zug verbaßt. Das iſt zu dhöricht. Wie kann denn von einer ganzen Geſellſchaft einer allein den Zug verbaſſen? Wenn ich mir rechte Mühe gäbe, da könnte ich es Ihnen vielleicht glauben, daß Sie alle mideinander den Zug verbaßt hädden. Aber ſo! Einer allein! Das iſt zu dhöricht!"

„Bitte ſehr, Herr Profeſſor," ließ ſich jetzt Nauheimers bierſchwere Stimme ſtammelnd vernehmen, „wir haben ja auch alle zuſammen — — — — noch einen Zug verpaßt. — — — — Das hat aber nichts — — — — genützt. — — — — Günther . . . . . ."

Seinen Nebenleuten gelang es jetzt, ihm den Mund zuzuhalten. Der Profeſſor aber rief:

„Seien Sie ſtill! Es iſt mir zwar ganz gleichgültig, wieviel Sie drinken. Aber wenn ich merkte, daß Sie betrunken wären, da müßte ich Sie nadürlich beſtrafen. Es ſcheint am beſten für Sie zu ſein, Sie gehen zu Bett! Das Weidere findet ſich morchen!"

— — — — — Richard hatte inzwiſchen in Evas und ihrer Mutter Geſellſchaft keinen Augenblick an die Verlegenheit gedacht, in die er ſeine Mitſchüler, und an den Groll, in den er den gutmütigen Profeſſor Runkel verſetzt hatte. Glücklich ſaß er im Theater, ſah die Geſtalten Schillers von ſchönen Menſchen in prächtigen Gewändern verkörpert und hörte ſie mit edler Sprache die herrlichen Verſe wiedergeben. Faſt weltvergeſſen gab er ſich dem Eindruck des Schauſpiels hin, hatte aber bei aller Weltvergeſſenheit noch ſo viel Wirklichkeitsbewußtſein, um Evas Nähe beglückend zu empfinden.

Doch ſprachen ſie nichts.

Als ſie nach dem Bahnhof gingen, ſchwiegen ſie noch immer. Schweigend ſaßen ſie im Wagen einander gegenüber, nur hin und wieder eine kurze entzückte Bemerkung austauſchend.

„Ach, wenn ich doch auch Schauſpielerin ſein könnte,“ ſagte Eva, und Richard blickte ſie bewundernd an. Er fand, daß ſie noch viel ſchöner war, als die Schauſpielerinnen des heutigen Abends.

In Meißen begleitete er ſie natürlich nach Hauſe und fragte noch zum Abſchied: „Nun, Frau Kern, meinen Sie, daß wir heute ein Unrecht gegen unſre Toten begangen haben?“

„Nein!“ antwortete die Mutter ſchlicht, und die Tochter hielt ihm die Hand hin, die er mit nahezu Schillerſcher Begeiſterung drückte.

Dann erſt, als er in heftigem Schneegeſtöber zur Schule emporſtieg, kam es ihm deutlich zum Bewußtſein, wie ſchwer er ſich heute, wenn auch nicht gegen die Toten, ſo doch gegen die lebendigen Geſetze der Schule vergangen hatte.

Wie er am Ziele war, ſah er ſeine ſchwarzumflorte Mütze von weißem Schnee dicht bedeckt. Der Nachtwächter empfing ihn mit der Mitteilung, daß der Profeſſor natürlich längſt zu Bett gegangen ſei und ſeine Meldung erſt morgen früh entgegennehmen wolle.

Mit ſchlechtem Gewiſſen, aber doch glücklich, ſchlief er ein.

Am andern Morgen nahmen ihn der Rektor und Profeſſor Runkel ins Verhör. Zu beſchönigen gab's bei ſeinem leichtſinnigen Ungehorſam nichts, und zu hilfloſem Leugnen war er zu ſtolz. So geſtand er den Theaterbeſuch ruhig ein. Eva und ihre Mutter zu erwähnen, hielt er nicht für ſeine Pflicht.

Der Rektor war außer ſich vor Empörung, und das Lehrerkollegium verurteilte ihn zu ſechs Stunden Karzer. Ihm ſchien die Strafe ſelbſt inhaltlos und von ſchmerzlicher Bedeutung nur durch den Kummer, den ſie der Mutter machen würde. Vergeblich bat er Onkel Lange, ihr davon zu ſchweigen.

Beim nächſten Sonntagsurlaub empfing ſie ihn mit Thränen und ſagte: „Ich hatte gehofft, du würdeſt dein Verſprechen halten und mir nun rechte Freude machen. Statt deſſen hältſt du nicht einmal die Trauer um den Vater ein!“

Elschen beruhigte ſie mit Liebkoſungen. Er ſelbſt wußte nichts zu erwidern. Auch von Kurt kam ein tadelnder Brief, deſſen eine Stelle lautete:

„Du hätteſt dem empfindlichen Gemüt unſrer Mutter dieſen Kummer wohl erſparen können! Nimm dir an mir ein Beiſpiel. Ich hatte alle meine Menſuren verſchoben und ſchlage ſie erſt jetzt, weil ich der Mutter, die in ihrem Schmerz nun einmal kein Verſtändnis dafür hat, nicht zu Weihnachten mit friſchen Schmiſſen unter die Augen treten wollte.“

Onkel Bernhard hingegen, als er von der Geſchichte hörte, ſagte ſchmunzelnd: „Bravo! Aus den frechſten Pennälern werden die ſchneidigſten Korpsburſchen.“

VI.

Nach einigen Wochen kam endlich der Tag, an dem Richard der Mutter die lang vorbereitete große Freude machen konnte. Er hatte in der ſchriftlichen wie mündlichen Prüfung ſämtliche Mitſchüler übertroffen, ſogar im Franzöſiſchen und in der Geſchichte hatte er es zu vorzüglichen Noten gebracht, kurz er bekam unter allen die beſte Abgangszenſur.

Freilich wurde die glänzende Beurteilung ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ein wenig getrübt durch die im Betragen nur eben befriedigend ausfallende Zenſur. Auch die Mutter ſchmerzte es, hier die ordnungsmäßige „Eins“ zu vermiſſen. Doch der leichtſinnige Theaterbeſuch in Dresden, mit dem er ſie verſcherzt hatte, war ja von ihr längſt vergeſſen und vergeben, und Frau Martha ſchloß ihren Jungen um ſo inniger in die Arme, als ſelbſt Onkel Lange geſagt hatte:

„Nun, es ſcheint wirklich, daß Richard in dem letzten Halbjahr mit ſeiner Zeit nicht ſchlecht hausgehalten und ſeine Pflicht ſo ziemlich erfüllt hat. Hoffentlich fährt er nun ſo fort!“

Die Abgangsprüfung war ſchon vor der Mitte des März abgehalten worden, während die feierliche Entlaſſung von der Schule immer erſt zum Geburtstag ihres Gründers, des Kurfürſten Moritz, am 21. März, ſtattfand. Für die Zwiſchenzeit wurden die glücklichen Überwinder der Prüfung einſtweilen nach Hauſe beurlaubt, um nicht durch ihren unnützen Übermut die zurückbleibenden Schüler der jüngern Klaſſen zu verderben.

Der Rektor hatte ſie ermahnt, dieſe letzten Schulferien recht maßvoll zu genießen und ſie nach den Anſtrengungen der Prüfung einer vernünftigen Erholung zu widmen. Richard jedoch dachte an keine Anſtrengungen mehr und erzählte vor allem der Mutter nichts von ſeinem Nachtarbeiten. Er hätte ſonſt gewärtigen müſſen, eine ganze Woche lang im Bett gehalten zu werden. So begnügte er ſich mit dem langentbehrten Genuß, die Nächte hindurch voll auszuſchlafen. Die Tage aber wußte er beſſer zu verwenden.

Denn es war die Zeit des Bockbiers, und durch Klaſſenbeſchluß waren Emil Nauheimer als erſter und Richard Günther als zweiter Chargierter für die Leitung des Abgangskommerſes gewählt worden.

Verſchiedene Bierſorten wurden ſorgfältig durchgekoſtet und auf ihre Bekömmlichkeit liebevoll ausprobiert. Auch Einladungen waren ſchon in großer Menge verſendet; von dem Afranerabend in Leipzig, einer ſtudentiſchen Vereinigung alter Afraner, waren die Schläger und Schärpen für den Kommers entliehen, und auf der Schule ſelbſt eifrig die abgelegten grünen Mützen geſammelt worden, um von den Gäſten bei der Feier des Landesvaters benutzt und in althergebrachter Weiſe mit der Spitze des Schlägers durchbohrt zu werden. Gern und mit andächtiger Scheu hatten die Schüler ihre alten Kopfbedeckungen für dieſen heiligen Zweck geopfert, und Richard hielt ſie einſtweilen in Verwahrung.

Jetzt aber war noch die Ausſchmückung des Saales, ſowie der Druck der Lieder zu beſorgen, auch das Katerfrühſtück mußte beraten und beſtellt werden, und Nauheimer und Günther kamen ihren Obliegenheiten mit rührender Geſchäftigkeit nach. Das Biertrinken konnten ſie an den Orten ihrer Thätigkeit naturgemäß nicht immer vermeiden. Aber es blieb auch noch Zeit und Luſt, hin und wieder im Birnbaum ein Schöpplein Weines zu trinken und eine Dichterkränzchenſitzung abzuhalten.

Das Geld für dies vergnügte Leben hatte Richard von Onkel Bernhard bekommen, den die ſchlechte Zenſur im Betragen faſt noch mehr erfreute, als die glänzenden wiſſenſchaftlichen Noten.

„Denn,“ ſagte er, „im Leben fragt ihn kein Menſch nach ſeiner Tugend, ſondern nur nach ſeiner Leiſtungsfähigkeit. Können muß man etwas, ein forſcher Kerl muß man ſein und kein Duckmäuſer!“

Richard fand dieſe Anſichten ſehr vernünftig. Er hatte ja beſchloſſen, nun bald ein ganz beſonders tüchtiger Kerl zu werden. Infolgedeſſen trank er auf das Wohl des Onkels, ſo ſehr ihn dieſer oft durch ſeine rückſichtsloſen Scherze kränkte, jetzt manches Glas.

Die Mutter freilich erfüllte dieſes Kneipenleben mit Beſorgnis. Kurt hingegen, der leider mit arg zerfetztem Geſicht in die Ferien heimkam, erklärte das für einen angehenden Studenten ganz in der Ordnung, und Elschen ſchloß ſich ſeiner Meinung eifrig an und ſtreichelte und ſchmeichelte ſo lange, bis ſich die Mutter über ihre Söhne beruhigte.

Elschen war außerordentlich ſtolz auf Kurts Schmiſſe, fand es ſehr „intereſſant“, mit einem ſo offenſichtlichen Studenten auf der Straße zu gehen, und freute ſich, daß nun auch Richard zu voller männlicher Ehre und Freiheit heranwuchs.

Ganz ſelbſtverſtändlich erſchien es ihr, daß ihr Bruder zum Chargierten für den Kommers gewählt worden war, ganz unbegreiflich aber, daß er erſt nach Nauheimer, an zweiter Stelle ſtand.

„Das iſt doch ungerecht,“ ſchwatzte ſie klug, „wenn man bedenkt, daß du die beſte Zenſur haſt und Nauheimer die allerſchlechteſte, ſo daß er beinahe durchgefallen wäre!“

„Aber Elschen,“ entgegnete Richard lachend, „darauf kommt es doch beim Biertrinken nicht an. Nauheimer iſt eben die bierehrlichſte Seele von uns allen.“

Der Ausdruck „bierehrliche Seele“ bewirkte bei Elschen einen ehrfürchtigen Schauer. Doch fuhr ſie immer noch empört fort:

„Trotzdem iſt es aber eine Schande, wenn euer erſter Chargierter die allerſchlechteſte Zenſur hat. Nauheimer ſchämt ſich wohl nicht einmal, daß er gerade noch knapp die ‚Drei‘ bekommen hat?“

„Nun,“ ſagte Richard jetzt mit reifer Überlegenheit. „Warum ſollte er ſich denn ſchämen? Das wäre ja einfach blödſinnig. Er hat das Reifezeugnis, und das genügt. Die guten Zenſuren haben doch nur den einen Zweck, den Eltern auch einen Spaß zu machen. Nauheimers Alter aber iſt ein vernünftiger Mann. Dem iſt das ganz Wurſt.“

Erſtaunt ſchwieg Elschen einige Augenblicke. Dann fragte ſie nachdenklich: „Sag mal, Richard, kannſt du wohl auch ſo viel Bier trinken wie Nauheimer? — — — Du kannſt wohl nicht viel vertragen?“

Richard lachte. Aber ein wenig kränkte ihn doch das Mißtrauen gegen ſeine Trinkfeſtigkeit, und ohne ſelbſt ganz klar darüber zu ſein, ob er ſcherzte oder im Ernſt ſprach, antwortete er:

„Sei beruhigt, ich werde ſchon zum Kommers meinen Mann zu ſtellen und meine Ehre zu wahren wiſſen. Ob man etwas Ordentliches vertragen kann, iſt ja ſchließlich nur Gewohnheitsſache, und was mir bisher an Übung gefehlt hat, das hole ich jetzt nach!“

Kurt gab ſeine fachmänniſche Zuſtimmung durch ernſthaftes Nicken des Kopfes zu erkennen, und Elschen ermahnte ihn lebhaft, ja recht tüchtig Probe zu trinken, damit er ſich zum Kommers nicht etwa auslachen zu laſſen brauchte.

Die Mutter hatte dieſes Geſpräch über die Wichtigkeit guter Zenſuren und guten Biertrinkens glücklicherweiſe nicht mit angehört. Sie war ohnehin etwas betroffen über das burſchikoſe Benehmen, das Richard jetzt hervorkehrte. An Kurt war ſie die derben ſtudentiſchen Ausdrücke und Manieren ſchon gewohnt. Der jähe Wechſel aber in Richards Weſen überraſchte ſie und erregte Beſorgnis.

Und doch waren nicht etwa Roheit oder auch nur Leichtfertigkeit und Genußſucht die beſtimmenden Urſachen von Richards etwas gewaltſamer Bierfröhlichkeit.

Seine herzliche Gewiſſenhaftigkeit trieb ihn in das Kneipenleben, und aus befriedigtem Pflichtgefühl fand er Gefallen daran.

Der Abgangskommers hatte ihm immer als die Ehrenpforte vor Augen geſtanden, durch die der Schüler in das Paradies der ſtudentiſchen Freiheit eingeht, und ſo war er natürlich eifrig beſtrebt, ſich auf dieſen Schritt würdig vorzubereiten. Übrigens war er ſich wohl bewußt, daß das Biertrinken keineswegs als einziger Zweck, ſondern mehr als notwendige und auch angenehme Nebenerſcheinung bei einem Kommers zu gelten habe, deſſen Hauptfreuden ſelbſtverſtändlich in feierlichen Geſängen, begeiſterten Anſprachen und heiterm Geſchwätz beſtehen mußten.

Richard hatte es daher für ſeine Pflicht gehalten, die vorhandenen Kneiplieder durch ein humoriſtiſches Abſchiedslied von der Schule zu vermehren, und er dachte eingehend darüber nach, was er wohl als Thema zu der ihm als zweitem Chargierten zuſtehenden Rede wählen ſollte, um ſeinen Kameraden und auch den Gäſten die Wichtigkeit und herrliche Bedeutung der ſchönen Feier recht ans Herz zu legen.

Dabei befand er ſich in der ſeligen Stimmung, die uns in der endlich erreichten unmittelbaren Nähe eines längſt erſehnten Ziels ſo beglückend umgiebt, wenn alle Mühe und Arbeit bereits gethan iſt, und es nur noch die Hand auszuſtrecken gilt, um die reife Frucht des Glückes vom niederhängenden Zweige zu pflücken.

Auch Richard griff jubelnden Herzens nach der heißbegehrten Frucht, und auch er machte jetzt die alte Erfahrung, daß mit dem Zugreifen und Nehmen der beſte Teil der Freude ſchon verflogen iſt. Auch er fand in der empfangenen Wirklichkeit nicht alle Süßigkeit wieder, die in ſeiner Hoffnung geweſen war. Deutlich ſchmeckte er die bittere Würze, deren ſcharfe Körner auf jeden feſtlichen Kuchen des Lebens geſtreut ſind, die Enttäuſchung.

Keine Enttäuſchung bereitete ihm nur die feierliche Entlaſſung ſelbſt. Sie war genau ſo langweilig, wie ſie ihm von der Entlaſſung früherer Jahrgänge her in der Erinnerung geblieben war. Doch fand er dieſe Langweiligkeit ganz in der Ordnung; er ahnte ungefähr, daß ohne ihre ſanfte Mitwirkung überhaupt keine Würde und nichts Weihevolles denkbar iſt. So murrte ſein Gemüt nicht dagegen, und wie der Lehrling früher zur Beendigung der Lehrzeit vom Meiſter den letzten Backenſtreich empfing, und der Knappe mit einem letzten Schlage zum Ritter geſchlagen wurde, ſo erduldete Richard in der Ödigkeit der Abgangsfeier ſtill die letzte ſchmerzliche Züchtigung ſeines Geiſtes, um nach deren Überwindung endlich allen Schulzwanges überhoben zu ſein.

Im Feſtſaale der Schule mußten die Erleſenſten unter den Abgehenden jeder eine Abſchiedsrede halten. Es wurde Deutſch, Franzöſiſch, Hebräiſch, Griechiſch und Lateiniſch geſprochen in Vers und Proſa, und nach jeder redneriſchen Darbietung, wenn die geheuchelte Teilnahme der mutig zuhörenden Ehrengäſte zu erlahmen drohte, wurden ſie durch eine hübſche Orcheſtermuſik wieder aus dem Schlummer emporgerüttelt, ſo daß ſie die Langweiligkeit der folgenden Rede wieder mit friſcher Empfindung zu würdigen im ſtande waren.

Als Gipfel dieſer Freuden ſprach noch der Rektor ein kurzes Abſchiedswort, das eine halbe Stunde dauerte, und verteilte dann endlich die Abgangszeugniſſe.

Ein gemeinſamer Geſang ſchloß die Feier, und Richard war kein Schüler mehr. Er war frei.

Doch fühlte er in ſeiner Freiheit nichts von dem erwarteten überſchwenglichen Freudentaumel, und die übermäßige Anſpannung ſeiner Sehnſucht löſte ſich jetzt faſt kraftlos. Ja, beim endlichen wirklichen Abſchied von der Schule überkam ihn eine ganz unerwartete Stimmung banger Traurigkeit.

Ein letztes gemeinſames Feſtmahl vereinigte die Abgehenden mit den Zurückbleibenden, und dann wurden ſie, jeder von dem Unterprimaner, mit dem er im letzten Jahre am ſelben Tiſche gearbeitet, noch einmal durch alle Räume der Schule geführt.

Kein Wort wurde dabei geſprochen. So iſt es Sitte bei dieſem alten Brauch. Schweigend ſah Richard zum letztenmale die weiten Schlafſäle, die öden Klaſſenzimmer, die Küche und das Karzer. Schweigend ſchritt er zum letztenmale durch die langen Gänge, den gepflaſterten Hof und die noch winterlichen, kahlen Baumgänge des Zwingers, in deren grünem Schatten er ſechs ſchöne Sommer verbracht hatte. Stumm ging's von Arbeitszimmer zu Arbeitszimmer, wortlos drückte er jedem einzelnen Schüler die Hand, und jeder einzelne war ihm jetzt wie ein Freund, von dem er im traulichen Zimmer Abſchied nahm, um in das kalte, ungewiſſe Leben hinauszugehen.

Und dann kam das Allerletzte.

Im gewölbten Thorweg der Schule ſangen die Unterprimaner den Scheidenden das alte wehmütige Lied:

Nun zu guter Letzt
Geben wir dir jetzt
Auf die Wandrung das Geleite.

Gebrochen hallten die letzten Töne vom leeren Schulhofe wieder. Noch ein letzter Händedruck, auch wohl eine Umarmung und einige Thränen. Dann zog eine ernſte Schar ſtill zum Thore hinaus.

Wo war der wilde Übermut, mit dem doch ein jeder von ihnen dereinſt über die Schwelle der Freiheit zu ſpringen gedacht hatte?

Richard empfand ihn nicht. Doch freute er ſich im innerſten Winkel ſeines Herzens, ihn des Abends beim Kommers um ſo herrlicher erwachen zu ſehen. Einſtweilen glaubte er deutlich zu erkennen, wie nichts feierlicher iſt, als der Schmerz, und wie ſeine Erhabenheit von keiner Freude je erreicht werden kann, auch nicht von einer Abſchiedsrede des Rektors.

So echt ſeine Stimmung war, ſo kurz war ihre Dauer, und nach einer Stunde bereits brannte in ſeinem Herzen wieder die freudige Begierde nach dem würdigſten Teile der Abſchiedsfeierlichkeiten, nach dem Kommers.

Er ſchämte ſich beinahe, ſein weichliches Abſchiedsgefühl nicht beſſer beherrſcht zu haben. Doch vermied er es, ſchon am Nachmittage mit den andern den Birnbaum oder die Bierſtube von Heimerts aufzuſuchen. Denn er hielt es für ſeine Pflicht, den Durſt ſeiner Kehle und die Faſſungskraft ſeines Magens in unverkürztem Maße zum Kommers mitzubringen. So unternahm er mit Mutter und Geſchwiſtern einen Spaziergang durch den Park von Siebeneichen, deſſen prächtige Anlagen ſich an den Abhängen des linken Elbufers in das Thal hinab erſtrecken.

Begierig ſog Richard den herben Duft des feuchten braunen Laubes ein, das dicht und modernd in jeder Senkung des ſchwarzen Bodens aufgehäuft lag und in dünnerer Schicht allenthalben zwiſchen den mooſigen Stämmen verſtreut war. Er wußte es, daß hinter dieſen braunen Kuliſſen ſchon Veilchen und Anemonen bereit ſtanden, um auf das erſte freundliche Stichwort der Sonne herauszutreten auf die frohe leuchtende Bühne des Frühlings. Er meinte, es zu ſpüren, wie in den harten Zweigen über ihm ſchon ſaftſchwellende Knoſpen ſchliefen und nur auf den Weckruf der Frühlingsvögel warteten, um aufzuwachen und aufzubrechen in fröhlicher Werdeluſt.

Auch ihm wurde es recht frühlingsmäßig und erwartungsvoll zu Sinne.

Aber er hatte keine Zeit, ſich ſolchen Gefühlen andächtig hinzugeben, er mußte die Pflichten bedenken, die er heute abend zu erfüllen hatte, und ſo ließ er ſich von Kurt noch einmal alle Obliegenheiten eines Chargierten eingehend erklären. Liebevoll unterwies ihn der ſachkundige Bruder in allen Feinheiten des Bierkomments, und entzückt lauſchte Elschen den kräftigen und geheimnisvollen Ausdrücken der Studentenſprache.

Weniger Verſtändnis brachte die Mutter dieſer Unterhaltung entgegen. Zwar war ſie durchaus damit einverſtanden, daß ſich Richard trotz der Trauer von dem Kommers und ſeiner ehrenvollen Leitung nicht zurückzog. Sie glaubte ihm gern, daß es ſich dabei um mehr, als ein eitles Vergnügen handelte. Aber die ernſthafte Wichtigkeit, mit der die Brüder ſchon ſeit Tagen von nichts als dieſem Bierfeſt ſprachen, erſchien ihrer mütterlichen Einfalt übertrieben und lächerlich.

Anders jedoch und bedeutend wohlwollender, als Frauen, denken Männer über das Biertrinken und Kommerſieren, und ſo fand ſich von Meißens allezeit trinkluſtiger Einwohnſchaft am Abend eine große Anzahl jüngerer und älterer Herren mit feierlichen Geſichtern und würdiger Haltung im feſtlich geſchmückten Saale des Kaiſergartens ein. Auch von auswärts war eine anſehnliche Schar von Vätern, Onkeln und ſonſtigen der Schule befreundeten Ehrenzechern herbeigeeilt, um an der Feier verſchönernd und mitgenießend teilzunehmen.

Da waren greiſe Dorfpaſtoren, die glänzenden Auges die grüne Schülermütze auf die ſilbernen Locken drückten. Da trat ein ſchwarzbärtiger Staatsanwalt mit goldner Brille in den Saal, und dieſelbe Mütze, die vor kurzem noch des Sohnes blonde Unſchuld geziert hatte, deckte nun des Vaters kahlen, ſchuldigen Scheitel. Sogar der Bezirkskommandeur und ſein Adjutant hatten es nicht verſchmäht, der Einladung in Uniform Folge zu leiſten, und verliehen jetzt durch ihr ſchönes buntes Kriegsgewand der Feier den echteſten Stempel ſtaatlich und geſellſchaftlich anerkannter Vornehmheit.

Leider fehlte der Geheime Finanzrat Günther. Richard war ſelbſt nach Dresden gefahren, um in ſeiner doppelten Eigenſchaft als zweiter Chargierter und als Neffe den Onkel Bernhard zu dem Kommers einzuladen. Aber der alte Onkel, ſo ſehr er ſich im Innern durch die inſtändigen Bitten um ſein Erſcheinen geſchmeichelt fühlte, hatte den erſchrockenen Richard faſt wütend angeſchnauzt:

„Du unverſchämter Bengel! Wie kannſt du mir denn eine ſolche Einladung zumuten?“

„Aber lieber Onkel, ein Kommers — —“

„Unſinn! Das iſt kein Kommers! Ein echter Kommers wird nur von Korpsburſchen veranſtaltet. Wenn ihr eure Pennälerkneiperei ſo nennt, ſo iſt das eine lächerliche Anmaßung. Ihr habt ja noch keine Ahnung vom Komment, könnt nicht mit den Schlägern umgehen und keinen ‚Landesvater‘ ordentlich ſtechen. Wenn ihr ein paar Glas Bier innehabt, dann ſeid ihr ſchon voll und wißt gar nicht, was ihr für einen Frevel begeht, wenn ihr das heilige Wort ‚Kommers‘ in den Mund nehmt. Wenn du mal bei den Weſtfalen Chargierter ſein ſollteſt, dann werde ich als alter Herr gern jeder Feierlichkeit des Korps beiwohnen. Aber zu dem Bierulk, den ihr da in Meißen abhaltet und in elender Nachäfferei ‚Kommers‘ ſchimpft, dazu giebt ſich ein alter Korpsburſche nicht her.“

Richard war zunächſt gekränkt. Doch tröſtete es ihn, daß die ſtrenge Meinung des ſchrullenhaften alten Herrn von andern ebenſo hoch geſtellten Perſönlichkeiten nicht geteilt wurde. Ja, die ehrfürchtige Wertſchätzung eines wirklichen unanfechtbaren Kommerſes, die gerade aus des Onkels Schimpfen ſo rührend hervorklang, diente nur dazu, Richards Begeiſterung für ſeinen ſchönen Abgangskommers noch zu erhöhen. Denn dieſer Kommers war trotz Onkel Bernhard echt und einwandfrei. Würden ſonſt der Rektor und mit ihm noch eine ganze Anzahl der Profeſſoren ihn ihres Erſcheinens gewürdigt haben?

Freilich entfernten ſich die Vertreter des Lehrerkollegiums ziemlich bald von den feſtlichen Biertafeln und begaben ſich zur Ruhe, um am andern Morgen die noch lehrbedürftige Jugend der Schule wieder mit friſchen Kräften in die Schönheiten der lateiniſchen und griechiſchen Grammatik einweihen zu können. Aber das Verſchwinden der Lehrer vermochte die gehobene Stimmung der heute zu freien Männern gewordenen Jünglinge nicht zu beeinträchtigen.

Mit glühenden Wangen ſaßen ſie da und freuten ſich. Die ausharrenden Gäſte aber, Studenten ſowohl, wie die ältern Herren, ſtanden ihnen an Begeiſterung nicht nach. Statt zu ſingen, ſchrien ſie wohl auch bisweilen, und ſtatt getrunken zu werden, wurde hier und da ein Glas Bier unachtſam verſchüttet. Aber alles, was auch geſchehen mochte, trug immer nur dazu bei, den vorhandenen Frohſinn zu mehren.

Da ſchlug Emil Nauheimer mit dem Schläger dreimal auf den Tiſch, zu gleicher Zeit ſchlugen auch Richard Günther und die übrigen ebenfalls mit Schlägern bewehrten Chargierten, und als vor dieſem knallenden Ton ſogleich ehrerbietiges Schweigen im Saale entſtand, gebot der erſte Chargierte Nauheimer Silentium für den zweiten Chargierten Günther.

Hohe und ſtolze Worte floſſen von Richards Lippen. Durchdrungen von der Wichtigkeit des Tages und von dem Glück, an einer ſolchen Feier teilnehmen zu dürfen, ermahnte er alle Anweſenden, ſich dieſes Glückes auch würdig zu zeigen.

„Uns iſt ja,“ ſo ſchloß ſeine Rede, „ein bevorzugtes Los beſchieden, wenn wir uns mit der heranwachſenden Jugend der ärmern Stände vergleichen. Gerade jetzt um die Oſterzeit ſehen wir die kleinen Konfirmanden auf der Straße herumlaufen, halbwüchſige Burſchen, die ſchon mit vierzehn bis fünfzehn Jahren, faſt noch als Kinder, wie Erwachſene behandelt und in den Kampf des Lebens hinausgeſtoßen werden. Uns entläßt die Schulbank erſt an der Schwelle des Mannesalters, aber in voll ausgebildeter Reife des Geiſtes und Körpers. Wenn jene armen unbärtigen Burſchen am Nachmittag ihrer Konfirmation, das ſchwarze Hütchen auf dem Kopf und angethan mit dem ſchwarzen Röckchen, hinausziehen in eine Dorfwirtſchaft, um dort ihre erſte Zigarre zu rauchen und zum erſtenmale ein Glas Bier mehr zu trinken, als ihnen zuträglich iſt, ſo iſt damit alle Feier des Tages erſchöpft, der ſie aus Schülern zu jungen Männern gemacht hat. Uns aber iſt es vergönnt, im Kreiſe befreundeter würdiger Männer dieſe ſchöne Feier unſrer Mündigſprechung zu begehen. Deſſen wollen wir uns wert zeigen und daran denken, daß wir als Jünger der Wiſſenſchaft berufen ſind, dereinſt das Salz der Erde zu ſein. Indem wir heute in den Genuß der Freiheit treten, treten wir zugleich ein in den Dienſt der Wahrheit und Schönheit, und wir geloben es heute, jeder in ſeinem Herzen, dieſem edlen Dienſte zeitlebens all unſre Kräfte zu weihen, ſo daß wir den von der Sonne des Glückes weniger Beſchienenen nicht nur ein Gegenſtand des Neides ſind, ſondern ihnen auch als Muſter und Vorbild unermüdlichen Strebens dienen können. — — Ich fordere die Anweſenden auf, mit mir auf die Zukunft, auf unſer aller Zukunft, einen donnernden Salamander zu reiben, deſſen Kommando ich mir vom Präſidium erbitte!“

„Habeas“, erwiderte Emil Nauheimer, zu deutſch „Genehmigt,“ und mit dem Reiben, Austrinken, Trommeln und Aufſtoßen der Gläſer und Zuſchlagen der Deckel wurde nun jenes wohl eingeübte und geordnete Geräuſch vollbracht, in welchem die höchſte Ehrenerweiſung einer biertrinkenden Geſellſchaft beſteht.

Richards Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Hörer und hinterließen auch in ſeinem eignen ein Gefühl der Genugthuung. Aber doch war er bis jetzt noch nicht ſo recht befriedigt, und die Schönheit des Kommerſes, ſo hoch er ſie eben geprieſen hatte, ſchien ihm doch bedeutend hinter ſeinen Erwartungen zurückzubleiben. Er hoffte nun alles von dem Gipfelpunkt des Abends, von der Feier des ſogenannten Landesvaters.

Da trat er in der Pauſe, die dieſer Feier vorherging, mit Kurt zufällig in ein neben dem Saale gelegenes Zimmer, das unter der unheimlichen Bezeichnung „Leichenkammer“ dem harmloſen Zwecke diente, die im Bierkampfe Unterlegenen den Augen unbarmherziger Spötter zu entziehen und ihnen eine friedliche Stätte zu bieten, um ungeſtört wieder zu ſich zu kommen. Zwei ſolcher „Bierleichen,“ wie der Fachausdruck lautet, lagen da auf Tiſchen ausgeſtreckt, ein blondlockiger Klaſſengenoſſe Richards und ein den Fuchsſemeſtern bereits entwachſener Student. Die Haare klebten ihnen auf der Stirn, die Kleidung war beſudelt und das Zimmer von üblem Dunſt erfüllt.

Von Ekel erfaßt, ſtieß Richard das Fenſter auf, um friſche Luft herein zu laſſen. Kurt geriet in große Empörung über den ſinnlos betrunkenen Studenten:

„Ich finde das inkommentmäßig und unanſtändig im höchſten Grade, ſich an einem offiziellen Kommers ſo ſchamlos zu bezechen. Dafür ſind doch die gewöhnlichen Kneipabende da. Es iſt wahrhaftig eine Schande!“

Richard teilte dieſe Anſicht des Bruders aus vollem Herzen. Doch handelte es ſich für ſein Gefühl nicht nur um eine Verletzung der Schicklichkeit.

Ihm war bei dem widrigen Anblick der Betrunkenen, ſo wenig neu ihm auch ein derartiges Schauſpiel ſein konnte, mit einem Schlage der roſige Schleier von der gemeinen Wirklichkeit des heutigen Abends herabgeriſſen worden, und ſo überſchwenglich vorher ſeine Meinung von der Erhabenheit eines Kommerſes geweſen war, ebenſo übertrieben trat jetzt plötzlich der Rückſchlag in ſeiner Anſchauung ein.

Faſt glaubte er Odyſſeus zu ſein und vor ſeinen Augen das Wunder im Garten der Circe vollzogen zu ſehen, die mit ihrem Zauber die herrlichſten Helden in grunzende Schweine verwandelt. Der Ekel hatte ihn ernüchtert, und wie ein Nüchterner niemals Verſtändnis für die Fröhlichkeit der Berauſchten haben kann, ſo ſah Richard jetzt nicht mehr eine würdige Vereinigung edler Männer und begeiſterter Jünglinge vor ſich, ſondern nur noch eine wüſte Saufkompagnie.

Die Feier des Landesvaters begann. Der Kern dieſes mit allerlei ſchwierigen Kniffen behafteten Weiheliedes und ſeiner umſtändlichen Förmlichkeit beſteht darin, daß jeder Teilnehmer der Reihe nach ſeine Mütze auf den von dem Chargierten ihm dargebotenen Schläger ſpießt und dabei unter mehr oder minder klangvollem Sologeſang den Schwur unwandelbarer Ehrenhaftigkeit ausſtößt:

„Ich durchbohr' den Hut und ſchwöre:
„Halten will ich ſtets auf Ehre,
„Stets ein braver Burſche ſein!“

Mit faſſungsloſem Staunen ſah Richard die Begeiſterung, die manchen graubärtigen ehemaligen Studenten jetzt bei dieſem Liede und bei der Erinnerung an ſeine Jugend überkam, und mit Verwunderung gewahrte er den Stolz ſo manches unlateiniſchen biedern Bürgers, an dieſer ſtudentiſchen Weihehandlung mit teilnehmen zu dürfen. Ihm erſchien das ganze Treiben jetzt ſo ſchal und ſinnlos, daß er mit Ungeduld das Ende des Kommerſes herbeiſehnte, um ſeine Würde niederlegen und davongehen zu können.

Dem zwangloſen Beiſammenſein, das die trinkbarſten Männer nach einem Kommers bis in den grauenden Morgen hinein vereinigt, blieb er fern. Die wenigen, die bis zum Schluſſe ausharren, tragen dann allerdings für dieſen Beweis von Männlichkeit ſozuſagen eine unſichtbare Ehrenkrone auf der Stirn. Aber Richard neidete ihnen den Ruhm nicht.

Nachdenklich und mit verändertem Gemüt ſchritt er auf der Eiſenbahnbrücke nach dem Meißner Ufer hinüber.

Ein kräftiger Wind ſtrich durch die feuchte Frühlingsnacht und kühlte ſeine Stirn. Wie ein friſcher Gruß ſtrömte der Atem der ſchweigenden Elbe empor. Nur wenig Sterne blitzten am trüben Himmel.

Richard war unzufrieden, und als braver Kerl ſuchte und fand er den Grund ſeiner Unzufriedenheit in ſich ſelbſt. Weshalb denn ließen ihn die Freuden der Genoſſen kalt? Offenbar nur deshalb, weil er ſchon blaſiert war!

Das war das zweifelloſe Ergebnis ſeiner gewiſſenhaften Selbſtprüfung. Er ſchämte ſich redlich und nahm ſich vor, ſich zu beſſern und auch ein friſcher geſunder Burſche zu werden.

Stärker umrauſchte ihn der Frühlingswind und erfüllte den Bierflüchtigen mit neuer Hoffnung.

VII.

Die Mittagsglut der Septemberſonne brannte in das Elbthal hernieder. Ihren Strahlen entgegen wälzte ſich auf der Straße des linken Ufers eine dichte Staubwolke, und unter ihrer gelbgrauen Hülle kroch ein rieſenlanger Heerwurm heran. Das waren die geſchlagenen Regimenter der Südarmee, die auf der Landſtraße von Rieſa nach Meißen ihren Rückzug ausführten.

Die Herbſtübungen gingen zu Ende, und weil für die Dresdener Regimenter die letzten Quartiere bereits wieder bedeutend ſüdlich vom bisherigen Kriegsſchauplatz angeordnet waren, ſo hatten ſie natürlich heute die Entſcheidungsſchlacht verloren, hatten die Rieſaer Elbbrücke dem ſiegreichen Feinde preisgegeben und befanden ſich nun auf dem wohlgeordneten ehrenvollen Rückzuge, der ſie langſam den heißerſehnten Freuden des Raſtortes zuführte.

Die Biwaks in den feuchten Herbſtnächten und dann wieder die Gewaltmärſche in der Hitze der letzten Tage hatten den Truppen große Anſtrengungen gebracht, jetzt hatten ſie eben erſt das Dorf Zehren hinter ſich gelaſſen, und es galt noch über eine Stunde zu marſchieren, bis Meißen erreicht war, über eine Stunde gab es noch Staub zu ſchlucken, über eine Stunde den ſchweren Helm auf der Stirn zu fühlen und dabei immer der Sonnenglut das ſchweiß- und ſtaubbedeckte Antlitz entgegenzuhalten, ſich die Kehle von den hohen, engen Uniformkragen einſchnüren zu laſſen und mit kräftigem, gleichmäßigem Tritt die wunden Füße in den harten Stiefeln zu reiben.

Von den fröhlichen Marſchliedern, in denen die rauhen Soldatenkehlen ſonſt unerſchöpflich zu ſein pflegen, war nichts zu hören. Der heftige Sonnenſchein hatte alle Singeluſt verdampfen laſſen. Aber die Regimentskapellen und die Spielmannszüge der Bataillone gaben ſich redliche Mühe, die Lebensgeiſter der Marſchierenden friſch und ihre Willenskraft aufrecht zu erhalten, und ſo ſchleppten ſich denn auch die Totmatten nach dem Takte der Muſik in guter Haltung weiter.

Richards Kriegsbegeiſterung hatte ſich in der erſten Zeit ſeines Soldatenlebens bedeutend abgekühlt. Die Beſchwerlichkeiten und Leiden des Dienſtes waren ihm ſehr fühlbar geweſen, und zu irgend welchen Vergnügungen hatte ſich nie Zeit gefunden, weil ihn die Müdigkeit zwang, faſt jede freie Stunde und meiſt auch den ganzen Sonntag zum Schlafen zu benutzen. Nur bei Onkel Bernhard hatte er hin und wieder einen kurzen Beſuch gemacht, um ſich für die gütigen monatlichen Unterſtützungen nicht undankbar zu zeigen.

Bald aber waren ihm die tägliche körperliche Ausarbeitung und das geſunde Leben in der friſchen Luft zur fröhlichen Gewohnheit geworden. Er ſah in der Überwindung von Strapazen ein männliches Vergnügen und war ſtolz und geradezu eitel darauf, wenn er von einem Felddienſt recht kriegsmäßig beſtaubt heimkehrte und ſich beim Umherkriechen im Unterholz vielleicht gar das Geſicht ein wenig blutig geritzt hatte.

Jetzt hatte er alle Anſtrengungen der letzten Tage gut überſtanden, auch die heute vormittag verlorne Schlacht bei der Rieſaer Elbbrücke, und war nun auf dem beſchwerlichen, von der Sonne ſo heiß beſchienenen Rückmarſch faſt der munterſte in der ganzen Kompagnie. Seine Nebenleute lechzten vor Durſt und fluchten in ihre längſt rein ausgeleerten Feldflaſchen hinein. Richards Feldflaſche hing ihm wie immer wohlgefüllt und ungekoſtet am Leibriemen. Sie enthielt ſchwarzen Kaffee. Aber keinem der Durſtenden vergönnte er auch nur einen Schluck davon. Nicht aus Geiz oder Mißgunſt, ſondern weil er ihr fortwährendes Trinkbedürfnis für Einbildung oder doch nur für eine weichliche Angewohnheit hielt. Er hatte es für Soldatenpflicht gehalten, ſeinen Körper zu zäher Enthaltſamkeit zu erziehen, und es empörte ihn geradezu, wenn weit kräftigere Burſchen, als er ſelbſt, ihren Durſt und ihre Schwäche ſo gar nicht zu beherrſchen verſuchten.

Dieſem Unwillen über die Erbärmlichkeit der andern war natürlich ein gut Teil angenehmſter Selbſtzufriedenheit beigemengt, und er freute ſich ſehr, nun bald in all ſeiner Männlichkeit die Straßen der lang entbehrten Vaterſtadt durchſchreiten zu können. Ein halbes Jahr war er nicht zu Hauſe geweſen. Denn ſein Hauptmann hielt es für einen Frevel, einem Einjährigen die ohnehin zu knapp bemeſſene Dienſtzeit noch durch unnützen Urlaub zu verkürzen. Bei guter Führung vielleicht nach den Herbſtübungen! Aber früher auf keinen Fall!

So hatte er Mutter und Schweſter ſeit Oſtern nur zweimal bei ihren flüchtigen Beſuchen in Dresden geſehen. Aber damals war er noch ein blaſſer Rekrut geweſen. Jetzt ſollten ſie wohl Augen machen, wenn er als wohlausgebildeter, kriegsſtarker Soldat vor ſie hintrat! Ihm merkte man die Niederlage wahrhaftig nicht an, die die beiden Grenadierregimenter an der Rieſaer Elbbrücke erlitten hatten. Geſund und ſiegreich ſtampfte er durch den mehligen Straßenſtaub, in frohmütiger Erwartung begrüßte er die lieben, vertrauten Landſchaftsbilder der Heimat und gewahrte es mit Genugthuung, daß jede Kleinigkeit noch unverändert und beſcheiden an ihrem alten Plätzchen ſtand, während aus ihm ſelbſt inzwiſchen ſolch ein Hauptkerl geworden war.

Hier, der Einmündung des lieblichen Jahnathales gegenüber, lag links am Wege das Gaſthaus zur Güldenen Aue, wo er als Quintaner heimlich zum erſtenmale dem eigenmächtigen Genuß eines Glaſes einfachen Bieres gefrönt hatte. Dann verbreiterte ſich die grüne Ebene des flachen Elbufers, aus duftenden Gärten und dunkeln Obſtbäumen heraus ragten die Ruinen des Kloſters zum Heiligen Kreuz, und beim Anblick des roten Gemäuers und ſeines nachläſſig umgeworfenen Epheumantels fielen ihm die lauen Juniabende der Pfingſtferien ein. Da war es ſo ſchön geweſen, ſich an dem ſchweren Duft des Flieders zu berauſchen, der üppig zwiſchen dem alten Mauerwerk wucherte, und oben von der breiten Chorwand der verfallenen Kapelle gedankenlos herniederzublicken auf den abendlichen Perlmutterglanz des Elbſpiegels. Auch der köſtlichen Pflaumen gedachte er, die gerade jetzt im September in dem Kloſtergarten reiſten, und ob er ſich gleich zu zäher Enthaltſamkeit erzogen hatte, ſo war doch ſeinem Gaumen nicht alles Durſtgefühl fremd, und er konnte ſich einiger Tantalusgedanken nicht enthalten, wie er in ſeiner Staubwolke ſo unfreundlich an dem lachenden Obſtgarten vorüberziehen mußte.

Aber da reckte ſchon die graue Albrechtsburg ihren hohen nördlichen Giebel der heranrückenden Marſchkolonne entgegen, und Richard empfand wieder die alte, ſtolze Freude über Meißens prächtigſte Zierde. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er ihren Erbauer Meiſter Arnold, den Weſtfälinger, allabendlich in ſein Gebet eingeſchloſſen hatte aus glühender Verehrung und Dankbarkeit. Heute aber miſchte ſich in ſeine Freude ein Gefühl überlegenen Wohlwollens, und er ſchritt dem alten ſchönen Bauwerk faſt wie ein Eroberer entgegen, der heiter und gnädig eine koſtbare Beute in Beſitz nimmt.

Mit fröhlichem Selbſtbewußtſein nahm er die Huldigungen gewiſſermaßen perſönlich entgegen, die den einrückenden Soldaten von der begeiſterten Jugend dargebracht wurden. An dieſem feſtlichen Empfange beteiligten ſich faſt alle Meißner Jungen bis zum Alter von vierzehn Jahren, während bei der weiblichen Bevölkerung die Herzensfreude in denjenigen Altersklaſſen vorherrſchte, die das vierzehnte Lebensjahr ſchon überſchritten hatten, ohne Ausſchluß auch der beträchtlich höhern Jahrgänge.

Als er am Birnbaum vorübermarſchierte, entdeckte er beim erſten Blick Eva Kerns braunen Lockenkopf am Fenſter und freute ſich, wenngleich keine Gewißheit vorlag, daß ſie gerade nach ihm ausſchaute.

Erich Petermann gehörte mit ihm der ſechſten Kompagnie an, und obwohl der Hauptmann ſeine Einjährigen beide mit der mühſeligen Führung einer Korporalſchaft betraut hatte, ſo fühlte ſich doch nur Günther von der Bürde dieſes Amtes bedrückt und trug in ſeinem Gewiſſen ſchwer an der Verantwortlichkeit für ſeine Leute. Er hatte keinen Verſuch gemacht, bei ſeiner Mutter einquartiert zu werden. Denn er wollte nicht zu weit entfernt von der Stätte ſeiner Pflicht ſchlafen und zog es daher vor, das ihm und ſeiner Korporalſchaft zugewieſene Maſſenquartier im Gaſthaus zum Schiffchen zu beziehen.

Dort wurde ihm zwar weniger Bequemlichkeit geboten, als zu Hauſe, aber er konnte ſo am beſten das Gewehrreinigen beaufſichtigen. Erſt nach ſorgfältiger, wenn auch ungeduldiger Erfüllung dieſer Obliegenheit eilte er den Ploſſenberg hinauf, um endlich Mutter und Schweſter zu begrüßen.

Die Freude des Wiederſehens war groß. Sie wuchs noch, als Richard von der Ausſicht ſprach, nach Wiedereinrücken in die Garniſon, alſo ſchon morgen oder übermorgen, wahrſcheinlich einen achttägigen Herbſturlaub zu bekommen, und die Freude wurde nur für Elschen ein wenig durch den nicht eben erfreulichen Anblick von Richards Kommißuniform getrübt, die ſich weder durch Neuheit noch durch geſchmackvollen Schnitt auszeichnete. Geradezu beleidigend für ihre Augen waren die breiten, viereckigen Zweckenſtiefeln, welche die brüderlichen Füße den Füßen eines Kavaliers durchaus unähnlich machten.

„Zum Urlaub erſcheinſt du hoffentlich in einem elegantern Anzug,“ ſagte ſie naſerümpfend. „So können wir doch unmöglich mit dir über die Straße gehen!“

„Selbſtverſtändlich lege ich ſonſt immer außer Dienſt meine Eigentumsſachen an! Aber jetzt im Kriegszuſtand iſt das doch nicht nötig und wäre lächerliche Gigerlhaftigkeit. Eine ausgediente, narbenvolle Uniform iſt das Ehrenkleid eines Kriegsmannes; es macht mir Spaß, recht landsknechtmäßig durch Meißens Straßen zu ziehen, und ich werde es auch ſogleich thun.“

„Wo willſt du denn ſchon am hellen Tage hin?“ fragte die Mutter. „Vor dem Zapfenſtreich brauchſt du doch nicht wieder in deinem Quartier zu ſein und könnteſt alſo zum Abendeſſen hierbleiben!“

„Zum Abendeſſen bin ich natürlich wieder hier. Ich will nur für eine halbe Stunde in den Birnbaum gehen.“

„Habt ihr ſchon wieder eine Dichterkränzchenſitzung?“ entgegnete Elschen neckend.

„Nein! Aber ich möchte Kerns einen Beſuch machen für den Fall, daß ich etwa doch keinen Urlaub bekäme.“

Sein leichtes Erröten war in dem ſonnenverbrannten Geſicht nicht zu ſehen. Doch merkten Mutter und Schweſter etwas Verlegenheit. Sie lächelten, und Elschen ſagte kopfſchüttelnd:

„In dieſen Hoſen und Stiefeln bliebſt du wirklich beſſer zu Hauſe.“

Aber Richard ging ſoldatentrotzig davon.

Erich Petermann war leichtern Blutes. Ihm lag ſein eignes ſchmuckes Ausſehen weit mehr im Sinn, als das ſeiner Korporalſchaft. Er bildete ſich keineswegs ein, die Reinigung der königlich ſächſiſchen Dienſtgewehre und Uniformſtücke durch ſeine perſönliche Aufſicht gedeihlicher machen zu können; er hatte ſeine Korporalſchaft ſich ſelbſt überlaſſen und hatte ſein behagliches Quartier in dem ſtattlichen väterlichen Hauſe am Markt bezogen.

Dort lag friſche Wäſche und die gute Uniform für ihn bereit, die er unterwegs immer von Quartier zu Quartier als Eilpoſtpaket hatte vorausgehen laſſen. Er ſäuberte ſich gründlich vom Kriegsſtaube, raſierte ſich ſorgſam die ſpärlichen blonden Bartſtoppeln am Kinn, zog ſich um und ging nun ſo tadellos gekleidet die Elbgaſſe hinab, als ſchlenderte er in Dresden auf der Pragerſtraße einher.

Als Richard im Birnbaum angekommen war, warf er nur einen flüchtigen Blick in die Weinſtube, die trotz der Einquartierung faſt leer war, und ſtieg ſofort die Treppen zur Kernſchen Wohnung empor.

Frau Kern und Fräulein Eva waren beide zu Hauſe und ließen bitten. Aber als er eintrat, ſaß da bereits Erich Petermann in all ſeiner Eleganz und ſtrahlte geradezu vor Nettigkeit.

Richards Bruſt war eben noch von frohmütigſter Zuverſicht geſchwellt geweſen. Der Anblick der lebhaften und faſt vertraulichen Unterhaltung, in der ſich der liebenswürdige Schwerenöter da mit den Damen befand, legte ſich plötzlich erkältend auf ſein Gefühl. Augenblicklich wurde es ihm klar, wie er ſich alle die Zeit her nach nichts anderm geſehnt hatte, als endlich einmal wieder der Muſe ſeiner Dichtkunſt, der Königin ſeiner Träume, entgegenzutreten, und in demſelben Augenblicke entdeckte er auch, wie unklar und thöricht dieſe Sehnſucht war, und daß er eigentlich durchaus nichts auf dem Herzen hatte, was er Fräulein Eva unbedingt hätte mitteilen müſſen.

Auch ſah Eva, die eben die Trauer um den Vater abgelegt hatte, in ihrem hellen, grauen Prinzeßkleid ſchöner und vornehmer aus, als jemals früher, ſo daß ihm der Stolz auf ſein rauhes Kriegsgewand mit einem Male abhanden kam, und er ſich ſeiner Kommißerſcheinung beinahe zu ſchämen begann.

Der Vergleich, mit dem er ſofort ſich ſelbſt an dem wohlfriſierten und von Kopf bis zu Fuß wie aus dem Ei geſchälten Petermann maß, vermehrte noch ſeine Verlegenheit, und in dem ungeſchickten Beſtreben, dieſe Verlegenheit mit männlicher Keckheit zu verleugnen, wurde er ungezogen.

„Meine Damen,“ ſagte er, „rümpfen Sie, bitte, nicht die Naſen über mich. Ein beſſeres Gewand, als ich es da trage, widerſpricht dem Kriegsgebrauch, und Sie können nicht verlangen, daß ſich ein Soldat für den Salon mit Eleganz lackiert.“

Die Eiferſucht gab ſeinen Worten einen Ton abſichtlicher Kälte, der Eva ſchmerzlich befremdete. Sie war in lebhaftem Gefühl aufgeſtanden, um ihm die Hand zu drücken. Jetzt aber zuckte ſie halb unbewußt zurück, und kühl berührten ſich nur ihre Fingerſpitzen.

Richard richtete ſeine Worte ausſchließlich an Frau Kern, und zwar nicht nur formell, ſondern in allem Ernſte, ohne ſie, wie damals in Dresden, für Evas Ohren zu beſtimmen. Eva jedoch plauderte laut lachend mit Erich Petermann, der ſehr liebenswürdig zu ſcherzen verſtand und ſich offenbar nur ihretwegen die Mühe genommen hatte, ſich ſo tadellos herauszuputzen. Eine ſolche Befliſſenheit geſitteten Betragens aber fand Eva im Gegenſatz zu Richards augenſcheinlich abſichtlicher Ungeſchliffenheit ſehr dankenswert.

Trotz äußerſter Lebhaftigkeit war wenig Freude in der Unterhaltung, und es wurde mit einem allſeitigen Seufzer der Erleichterung begrüßt, als Herr Eduard Pokorny ins Zimmer trat. Seit er aus einem gewöhnlichen Weinküfer von der verwitweten Herrin des Birnbaums zum Geſchäftsführer gemacht worden war, hatte er ſich offenbar auch in der Familie Eingang und Stellung zu verſchaffen gewußt und machte nun von dem Gewichte, das die ſelbſtändige Leitung der ganzen Weinhandlung ſeiner Perſon gab, den ungezwungenſten Gebrauch.

„Das iſt nicht gerade hübſch von Ihnen, Herr Petermann,“ ſagte er ganz unvermittelt und ohne den mindeſten Verſuch zu machen, ſeinen Ärger mit einiger Höflichkeit zu bedecken.

Erich Petermann jedoch ſah in ihm immer nur noch den ehemaligen Küfer und antwortete ihm mit ruhiger Leutſeligkeit:

„Sie wünſchen ſich zu beklagen, mein lieber Herr Pokorny? Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen zu nahe getreten wäre oder überhaupt etwas mit Ihnen zu thun gehabt hätte.“

„Sie ſelbſt vielleicht nicht,“ knurrte der Angeredete, „aber Ihr Herr Vater! Sind unſre Weine etwa nicht gut? Iſt unſer Lokal vielleicht nicht vornehm? Schlimm genug, daß ſämtliche Offiziere ihren Mittagstiſch im „Stern“ beſtellt haben! Als ob die Herrſchaften nicht viel beſſer und bequemer bedient würden, wenn ſie ſich unter mehrere Wirte verteilt hätten! Nun hat Ihr Herr Vater auch noch das geſamte Offizierkorps zu Abendeſſen und Bowle in den ‚Hirſch‘ eingeladen! So kommt natürlich kein Menſch zu uns, und wir haben von der ganzen Einquartierung überhaupt keinen Vorteil. Das iſt gar nicht freundſchaftlich von Ihnen gehandelt!“

Petermann zuckte die Achſeln:

„Ich habe auch keineswegs das Gefühl freundſchaftlicher Verpflichtung gegen Sie, lieber Herr! Frau Kern aber iſt ſo gütig geweſen, nicht mich wegen einer Bowle zur Rechenſchaft zu ziehen, die mein Vater meinen Vorgeſetzten im ‚Hirſch‘ giebt.“

Frau Kern war durch Petermanns brüske Art peinlich berührt, Herr Pokorny erblaßte vor Ärger, und die Stimmung wurde noch ungemütlicher, als ſie vor ſeinem Eintritt geweſen war. Petermann brach auf, weil er an der väterlichen Offiziersbowle teilnehmen mußte, und gern benutzte Richard die Gelegenheit, ſich ebenfalls zu verabſchieden.

— — — Am übernächſten Morgen begann Richards Urlaub, und zu Elschens Freude erſchien der Bruder in ſchmucker Eigentumsuniform und ſah mit ſeinem ſonnengebräunten Geſicht und dem deutlich erkennbaren Schnurrbart ſehr männlich und anſehnlich aus.

Um ſo erſtaunter war ſie, daß er kein einziges Mal den Birnbaum beſuchte, während doch Petermann faſt täglich dort einkehrte, um entweder den Damen ſeine Aufwartung zu machen, oder mit Nauheimer in der Weinſtube zu ſitzen.

Eine Dichterkränzchenſitzung ſchien während des Urlaubes nicht nötig zu ſein. Statt deſſen ging Richard mit Runkel zuſammen ein paarmal nach den Kloſterruinen, aß dort Pflaumen und las in dem chriſtlichen Gemäuer die remedia amoris des heidniſchen Dichters Ovidius Naſo, der darin ſeine Leſer in der ſündhaften Kunſt unterweiſt, ſich die Liebe abzugewöhnen.

Mit den Tagen der langentbehrten körperlichen Ruhe war in Richard ſofort das im Sommer zurückgedrängte Bedürfnis wieder erwacht, ſeinen Geiſt an den Freuden des klaſſiſchen Altertums zu laben, und er fand darin an Runkel einen Geſinnungsgenoſſen.

Mit ihm gemeinſam trieb er auch den Winter über, der mehr dienſtfreie Zeit bot, klaſſiſche Lektüre. Nauheimers gutmütig ſpottende Geſellſchaft duldeten ſie dabei gern und verübelten es ihm nicht, wenn er ihnen die Punſchterrine austrank und im vorzüglich nachgeahmten Tonfalle ihres ehemaligen Rektors die ungenügende Genauigkeit ihrer Überſetzungen tadelte.

Richards Verkehr mit Petermann hatte an Vertraulichkeit etwas eingebüßt, obgleich ſich der äußerlich liebenswürdige Ton der Freundſchaft nicht änderte. Richard konnte eine gewiſſe Eiferſucht wegen Eva nicht ganz unterdrücken; hauptſächlich aber beruhte die Entfremdung in der vornehmen weltmänniſchen Art, die ſich der reiche Petermann in ſeiner Lebensführung angewöhnte, und die mitzumachen Richard Günther und Eugen Runkel zu arm waren, Emil Nauheimer aber zu bequem.

Gleichwohl fühlte ſich Petermann zu dem ernſtern und genügſamern Charakter Günthers augenſcheinlich hingezogen und bemühte ſich oft, wenn auch meiſt vergeblich, ihn mehr in ſeine Kreiſe und in ſeine Vergnügungen hineinzubringen.

So hatte der alte Petermann für die Herren Offiziere, die er gelegentlich der Einquartierungsbowle kennen gelernt hatte, kurz vor Weihnachten eine große Jagd auf ſeinem im obern Triebiſchthal erpachteten Revier veranſtaltet, und der junge Petermann glaubte ſeinem Kompagniekameraden Günther mit einer Einladung zu einer ſo vornehmen und ehrenvollen Sache ein ganz beſonderes Vergnügen zu bereiten. Günther lehnte jedoch ab.

„Warum denn nicht?“ fragte Petermann ganz erſtaunt. „Der Hauptmann bewilligt uns den Urlaub ganz ſicher. Ich habe ihn ſchon darüber geſprochen.“

„Ich mache mir nichts aus dem Jagen.“

„Aber Menſch, das iſt doch in Ermangelung eines Krieges die militäriſchſte Beſchäftigung, die es geben kann, und überhaupt eine höchſt feudale Unterhaltung.“

„Mag ſein. Aber es macht mich offenbar lächerlich, wenn ich immerfort vorbei ſchieße, und es bereitet mir andrerſeits nicht das mindeſte Vergnügen, in Wald und Feld allerlei wildes Viehzeug tot zu machen.“

„O weh! Es geht wohl gegen dein zartes Gewiſſen, das Blut unſrer Mitgeſchöpfe zu verſpritzen? Solch bleichſüchtige Empfindſamkeit hätte ich dir wahrhaftig nicht zugetraut! Du biſt Soldat und mußt im Kriege ſogar auf das Leben deines lieben Nächſten Jagd machen!“

„Ich würde mich auch über dieſe Jagdverpflichtung nicht im mindeſten freuen.“

„So? Und vor ein paar Monaten noch warſt du der ſoldatenluſtigſte von uns allen! Iſt deine Kriegsbegeiſterung und deine Vaterlandsliebe ſo ſchnell verraucht?“

„Meine Vaterlandsliebe iſt noch ganz dieſelbe. Was aber meine Kriegsbegeiſterung anlangt, ſo ſchäme ich mich durchaus nicht, einzugeſtehen, daß ich jetzt vernünftiger geworden bin, als ich es vor einem halben Jahre war. Ich verſpüre gar keine Sehnſucht mehr, mit meiner Heldenfauſt einige Franzoſen oder Ruſſen kalt zu machen. Aber noch immer bin ich ſtolz, dem Vaterland meine Pflicht zu leiſten, und noch immer bin ich froh, Soldat zu ſein! Wenn man ſich dreizehn Jahre lang über die Bücher gebückt hat, thut es einem ſehr wohl, den Körper ein Jahr lang in friſcher Luft herumturnen zu laſſen. Das lüftet den Kopf und all die Schulkenntniſſe gehörig aus; man entdeckt mit Beſchämung, was für ein dummer Kerl man vor einem halben Jahr noch war, und gewahrt mit Vergnügen, daß man dieſen beſchränkten Zuſtand nun glücklich überwunden hat. Doppelt freue ich mich nun, zu Oſtern mit friſchen Kräften und recht unbefangen meine ſelbſtändige Geiſtesarbeit aufnehmen zu können.“

„Donnerwetter!“ entgegnete Petermann lachend. „Man merkt es noch, daß du Vorſitzender von unſerm Dichterkränzchen warſt und im deutſchen wie lateiniſchen Aufſatz immer die beſten Zenſuren hatteſt. Deine Schülerdummheit aber merkt man dir auch noch an. Bilde dir ja nicht ein, ſie ſchon überwunden zu haben. Von der Klugheit des praktiſchen Lebens wenigſtens biſt du noch weit entfernt. Sonſt würdeſt du einſehen, wie nett und freundſchaftlich es von mir iſt, dich zu dieſer Jagd einzuladen. Es muß doch von großer Wichtigkeit für dich ſein, geſellſchaftlich mit unſern Offizieren zu verkehren.“

„Warum denn?“

„Damit du Reſerveoffizier wirſt!“

„Muß man das werden? Wenn man ſo wenig Talent dazu hat, wie ich? Ich danke dir herzlich für deine liebenswürdige Fürſorge. Aber ich glaube nicht, daß ein Jagdvergnügen meine mangelhafte ſtrategiſche Begabung verbeſſern würde.“

Mild lächelnd blickten ſie nun einander an und ſchüttelten jeder überlegen den Kopf über des andern Thorheit.

— — — Thatſächlich war Erich Petermann von dem ehemaligen Dichterkränzchen der einzige, der zu Oſtern als zum Reſerveoffizier geeignet befunden wurde.

Nauheimer beglückwünſchte ihn neidlos und riet ihm, ſich in dieſes Zeugnis noch eintragen zu laſſen „beſonders geeignet zum Frühſtücks- und Bowlenvorſtand“.

Geheimrat Bernhard Günther war wütend über die Schande, die ſein Neffe über ſich ſelbſt und ſeine Familie und damit auch über des Onkels greiſes Haupt gebracht hatte. Eigentlich wollte er ihn verſtoßen und ſeinen Namen aus dem Onkelherzen tilgen.

Dann aber milderte ſich ſein Zorn. Er bedachte, daß es Richard bei ſeiner mangelnden Offiziersbefähigung ganz beſonders nötig haben würde, ſich die nützlichen Verbindungen für ſein ſpäteres Leben im Korps zu ſchaffen, und er beſchloß, ihn auf der Univerſität ebenſo freigebig zu unterſtützen, wie Kurt. Ja er tröſtete ihn ſchließlich ſogar über ſeinen Mißerfolg und ermahnte ihn, die Sache ſich nicht zu Herzen zu nehmen.

„Ach, warum denn?“ entgegnete Richard mit heiterm Ernſt. „Es iſt nicht die einzige Sache, zu der ich ungeeignet bin!“

Der Onkel verſtand ihn nicht und brummte: „Quatſch!“ Richard aber dachte an die verunglückte Jugendliebe, zu der er auch ungeeignet geweſen war, und die er jetzt mit einigen Trauergedichten endgiltig begraben hatte.

Sein Herz war ſtolz, bereits ein Stück ernſtes Schickſal hinter ſich zu haben, und er war überzeugt, nun mit um ſo freierer und gereifterer Seele die Univerſität zu beziehen.

VIII.

„Ihr Handgelenk iſt tadellos, Herr Günther,“ ſagte der alte Leipziger Univerſitätsfechtmeiſter; „aber ruhiger müſſen Sie noch werden! — Ausdauer haben Sie jetzt im Arm und Schnelligkeit auch. Wenn Sie nun noch den richtigen unerſchütterlichen Gleichmut in die Knochen kriegen können, dann thut Ihnen keiner was!“

Richard hatte Paukſchurz, Haube und Handſchuh abgelegt, zog ſeinen Rock an und erwiderte zuverſichtlich:

„Wenn es nötig iſt, gewöhne ich mir auch noch Ruhe an. Überhaupt alles, was Sie wünſchen, wird gelernt. Sehr einfach! Guten Morgen!“

Auf die Anerkennung, mit der ihn der Fechtmeiſter heute vor den übrigen Fechtſchülern ſo ausgezeichnet hatte, durfte er ſtolz ſein und war es auch.

Fröhlich ging er die Johannesgaſſe hinauf und ſtieg dicht vor dem Auguſtusplatz die vier Treppen zu ſeiner Wohnung empor. Wie gewöhnlich war er früh um ſieben Uhr nüchtern auf den Fechtboden gegangen und wollte nun raſch frühſtücken, um dann ſein Schwimmbad zu genießen und um neun Uhr im Kolleg zu ſein. Da lag ein Brief von der Mutter auf dem Tiſch. Während des Frühſtücks las er ihn:

„Mein lieber Junge!

Deine letzten Nachrichten und der Brief, den mir Onkel Bernhard darüber geſchrieben hat, machen mir rechte Sorgen. Daß Du trotz des Onkels dringender Mahnung und auch entgegen dem Beiſpiel und Rate Kurts nun doch nicht in das Korps eingetreten biſt, iſt ja gewiß ganz im Sinne des ſeligen Vaters gehandelt, und wenn Dir das Verbindungsleben keine Freude macht, bin ich gewiß die letzte, Dir einen ſolchen Zwang aufzureden. Aber Du ſollteſt dich nicht ſo leichtherzig darüber hinwèg ſetzen, daß Dir der Onkel nun keinen Pfennig Unterſtützung mehr zahlen will. Gewiß haſt Du ihm Deinen Entſchluß recht ſchroff mitgeteilt. Denn er ſchreibt ganz empört über Dich. Bitte ihn alſo um Verzeihung und ſuche ihn zu bewegen, daß er Dir wenigſtens einen kleinen Zuſchuß auch weiterhin zahlt. Du weißt, daß ich Dir nichts geben kann, und daß Du alſo ausſchließlich auf Dein väterliches Erbteil angewieſen wäreſt. Wenn das jedoch für die Studienzeit ausreichen und dann noch ein Notpfennig übrig bleiben ſoll, ſo dürfteſt Du monatlich nur hundert Mark verbrauchen. Das iſt auch Onkel Langes Meinung, und er hat als Dein Vormund beſchloſſen, Dir vom erſten Juni an allmonatlich dieſe Summe von Deinem Vermögen zu ſchicken. Du wirſt Dich alſo jetzt viel ſparſamer einrichten müſſen, wenngleich ich annehme, daß Du von den reichlichen Geldern, die Dir der Onkel für April und Mai geſchickt hatte, einiges erübrigt haben wirſt.

Recht weh hat es mir gethan, daß Du Dich von Kurt getrennt und eine beſondere Wohnung bezogen haſt. Das iſt mir unverſtändlich und war wohl nicht nötig. Wenn Du auch ſeiner Verbindung nicht angehören willſt, ſo könnteſt Du doch als Bruder mit ihm wohnen und arbeiten. Du mußt lernen, Dich mit andern zu vertragen und Dich unterzuordnen. Wenigſtens mit Deinen nächſten Angehörigen ſollteſt Du Dich nicht immer in Zwieſpalt ſetzen. Was haſt Du denn nun für Verkehr? Deine beſten Freunde von der Schule her ſind auf andern Univerſitäten, und das macht mir Sorge, Du möchteſt vielleicht in ſchlechten Umgang geraten. Haſt Du endlich Deinen Beſuch bei Profeſſor Hanſen gemacht? Er iſt ein alter Freund Deines Vaters und wird Dich gewiß freundlich aufnehmen. Schiebe es ja nicht länger auf, damit Du einen Stützpunkt für geſellſchaftlichen Verkehr gewinnſt und nicht etwa verbummelſt. Vor allem aber ſei recht ſparſam. Denn Du biſt arm. Deine Wäſche ſchicke ja immer rechtzeitig nach Hauſe, und gieb kein Stück der Lohnwäſcherin. Sonſt wird ſie vom Chlor ganz verdorben.

Ich hoffe bald beruhigende Nachrichten von Dir zu bekommen und bin in herzlicher Liebe

Deine Mutter.

Nachſchrift: Elschen läßt grüßen und bedauert, daß Du nicht zu dem Frühlingsfeſt der Harmonie nach Meißen gekommen biſt. Sie hat ſich ſehr nett amüſiert.“

Mit einem Seufzer legte Richard den Brief aus der Hand. Er lächelte wehmütig. „Die gute Mutter!“ dachte er. „Sie kann ihre Hände nicht mehr über mich halten und nichts mehr für mich thun. Nun muß ſie ſich wenigſtens von Herzen Sorgen um mich machen. — — — Ich laſſe das Schwimmen heute ſein. Dann habe ich gerade noch Zeit, ihr zu antworten.“

Sein Brief lautete:

„Meine gute Mutter!

Beunruhige Dich doch nicht grundlos! Geſpart habe ich allerdings von den ſiebenhundert Mark, die mir Onkel Bernhard bis jetzt geſchickt hat, faſt nichts. Du weißt ja, daß es ſchon im letzten Jahr auf der Schule ſehr dürftig um meine Kleidung beſtellt war. Während des Militärjahres iſt mir nun das Wenige vollends zu eng und ganz unbrauchbar geworden. Ich mußte mich alſo ganz neu ausſtatten. Auch habe ich, da ich das ſchöne Geld in Händen hatte, mein Bücherbrett nach Herzensluſt bereichert, bin häufig in das Theater gegangen und habe überhaupt, wenn auch nichts verſchwendet, ſo doch ganz und gar nicht geknauſert. Das wird nun natürlich anders. Da ich weiß, daß ich nur hundert Mark verbrauchen darf, richte ich mich eben danach ein.

Von Onkel Bernhard auch nur einen Pfennig noch anzunehmen, müßte ich mich ſchämen. Ich habe nichts mehr von ihm zu erbitten. Am allerwenigſten Verzeihung. Ich bin beleidigt, nicht er! Nach den rückſichtsloſen Kränkungen, mit denen er auf meinen beſcheidenen Brief geantwortet hat, iſt mir die Luſt vergangen, noch ferner den demütigen Almoſenempfänger zu ſpielen. In ſolcher Weiſe mich unterzuordnen und mir meinen Stolz abkaufen zu laſſen, das werde ich nie lernen und habe es nicht nötig. Wenn die hundert Mark nicht ausreichen, kann ich ja Stunden geben oder mir vielleicht an einer Zeitung einen Nebenverdienſt ſuchen.

— — Wie kannſt Du Dir nur Gedanken darüber machen, liebe Mutter, daß ich von Kurt weggezogen bin? Wir ſind nicht etwa böſe miteinander, ſondern vertragen uns ſehr gut. Aber wir vertragen uns am Beſten, wenn wir nicht den ganzen Tag beiſammen ſind. Kurt iſt jetzt reicher, als ich, führt auch als Korpsburſche naturgemäß eine ganz andre Lebensweiſe, und das ſtört uns gegenſeitig in unſrer Arbeitszeit ebenſo wie in unſern Vergnügungen. Außerdem wohne ich in meinem jetzigen Stübchen viel billiger, als mit ihm zuſammen, und das mußte ich doch vor allem bedenken.

Den Beſuch bei Profeſſor Hanſen habe ich ſchon vor ein paar Tagen gemacht und bin dort heute zum Mittageſſen eingeladen. Du ſiehſt alſo, daß ich auch in geſellſchaftlicher Beziehung nichts entbehre.

Um etwa Elschen zu Gefallen an dem Frühlingsfeſt in Meißen teilzunehmen, hätte ich zwei Tage lang die Vorleſungen verſäumen müſſen, und das wäre um den Anakreon und auch um die Geſchichte der Philoſophie jammerſchade geweſen.

Leb wohl, es iſt Zeit, ins Kolleg zu gehen. Mach Dir keine Sorgen um mich. Ich fühle mich ſehr wohl und werde auch ſparſam ſein.

Mit herzlichem Gruße, auch an Elschen,

Dein Richard."

Von neun bis zwölf Uhr ſaß nun Richard aufmerkſam im Kolleg. Aber ſo eifrig und begeiſtert er den drei verſchiedenen Vorleſungen auch lauſchte, er hatte es niemals über ſich gewinnen können, den Vortrag der Profeſſoren gewiſſenhaft nachzuſchreiben. Rings um ihn bückten ſich die andern auf ihre Hefte, und eilig kratzte die Feder über das Papier; Richard ſaß frei aufgerichtet und hing mit ſeinen Augen unverwandt an den Lippen, die ihm Schönheit und Wahrheit verkündeten. Anfangs hatte er es wohl einigemal verſucht, den Worten mit der Feder zu folgen, aber das hatte ihm die Hälfte des Genuſſes geraubt. Jetzt kam er immer ohne Schreibgerät, und ſo wohl fühlte er ſich beim Hören und bei dem ſpielenden Lernen ſo glücklich, daß ihm der Nutzen einer ſchwarz auf weiß nach Hauſe getragenen Weisheit gar nicht in den Sinn kam.

Um zwölf Uhr ging er in ſeine Wohnung zurück, um ſich für die bevorſtehende Einladung umzukleiden. Von all den Menſchen, die jetzt auf den ſonnenheißen Asphalt an ihm vorüber haſteten, erſchien er ſich der beneidenswerteſte. Er hatte neulich bei ſeinem Beſuch auch bereits die beiden blonden Töchter des liebenswürdigen Profeſſors kennen gelernt und freute ſich ganz ausnehmend auf das heutige Mittageſſen.

Mit der Miene eines Künſtlers prüfte er zu Hauſe ſein Äußeres und machte bei all ſeiner Heiterkeit plötzlich ein recht unzufriedenes Geſicht in den Spiegel hinein. Anzug und Schuhwerk fand er zwar gut genug, um vor den Augen dieſer eleganten Menſchen zu beſtehen. Hut und Handſchuh aber ſahen ſchäbig aus, und der Schlips war geradezu philiſtrös.

Er überzählte ſeine der Sparſamkeit ſo bedürftige Barſchaft, warf leichtſinnig den Kopf zurück und ging davon, das Nötige einzukaufen. Unterwegs fiel ihm ein, daß es wohl kaum anmaßend wäre, den anmutigen Töchtern des gaſtfreien Hauſes mit einigen Blumen entgegen zu treten, und als er prächtige Marſchallnielroſen und Veilchen im Schaufenſter gewahrte, erwarb er fröhlich zwei Sträußchen, wie ſie ihm der Schönheit der jungen Damen würdig zu ſein ſchienen.

An Profeſſor Hanſen war keine Spur des weltfremden Weſens zu entdecken, das dem deutſchen Gelehrten ſo oft noch nachgeſagt wird. Er war ein kleiner, fröhlicher Mann mit graublondem, kurz gehaltenem Spitzbart und lebhaften blauen Augen. Sein kräftiger, unterſetzter Körper machte durch die vornehme Haltung des Kopfes einen gebietenden Eindruck, den ein jovialer Zug um den Mund angenehm milderte. Aus der Vergangenheit hatte er beſonders die Zeit der Renaiſſance in ſein Herz geſchloſſen, während er unter den Kunſtgenüſſen der Gegenwart den Freuden der Tafel eine bevorzugte Stellung einräumte.

Seine Doppeleigenſchaft als Profeſſor der Kunſtgeſchichte und als mehrfacher Millionär bot ihm Gelegenheit, beide Neigungen zu befriedigen. Am Johannapark bewohnte er eine vornehme, mit aller Pracht und Bequemlichkeit ausgeſtattete Villa und bemühte ſich, darin auch ſeinen Töchtern Lotte und Hildegard das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Die ältere Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau, der et die Führung ſeines Haushaltes übertragen hatte, gewann zu ſeiner Freude nur wenig Macht über die ſprudelnde Lebensluſt der jungen Damen, und er ſelbſt ſorgte mit Eifer dafür, daß es ſeinen Lieblingen nie an ungezwungenem, anregendem Verkehr fehlte.

Gleich bei Richards Beſuch hatte er viel Gefallen an deſſen froher, ehrlicher Art gefunden und bemerkte mit Vergnügen, daß dieſer zutrauliche junge Mann auch wieder einmal etwas für den Geſchmack ſeiner Mädels war.

Heute bei dem Mittageſſen herrſchte nun eitel Freude über Richard. Der Profeſſor miſchte ſcherzend etwas Wiſſenſchaft in das Tiſchgeſpräch und hatte ſeine

Freude an des jungen Studenten ungeſchwächter Lernbegier und naiver Wiſſenszuverſicht. Den jungen Damen gefiel der artige Eifer, mit dem er ihnen ſo unverhohlen ſeine Huldigungen darbrachte, und Tante Chriſtine war ganz entzückt von ſeinem geſitteten und beſcheidenen Betragen.

Richard ſelbſt war von einem lebhaften Frohgefühl erregt, ohne ſich Rechenſchaft darüber abzulegen, worin ſeine glückliche Stimmung wurzelte. Die gediegene und heitere Wohnlichkeit des ganzen Hauſes, der feſtliche Anblick der Tafel, auf deren ſchimmerndem Damaſt koſtbares Porzellan und Kryſtallglas in gefälliger Ordnung glänzte, der feine Wohlgeſchmack der Speiſen und das milde Feuer der Weine, die vornehme Liebenswürdigkeit ſeiner Gaſtgeber und beſonders die bezaubernde Anmut Lottens und Hildegards und ihr luſtiges Geplauder, alles das wirkte vereinigt auf ſeinen für jeden Wonnerauſch ſo empfänglichen Geiſt ein, und ſo hegte er durchaus keine einzelne klar beſtimmte Freude in ſeinem Herzen, ſondern fühlte ſich nur von einem allgemeinen unſäglichen Wohlbefinden beſeligt, wie er es an Geiſt und Körper noch niemals verſpürt hatte.

Nach Tiſch erklärte der Profeſſor: „Der Kaffee wird bei uns gewöhnlich im Garten eingenommen. Mich bitte ich aber dabei zu entſchuldigen. Ich muß erſt ein wenig ruhen und habe mich dann noch auf die Nachmittagsvorleſung vorzubereiten. Sie werden ſich alſo im Garten die Zeit mit meinen Töchtern vertreiben. Kinder, ſeid freundlich mit dem Gaſt und macht ihm die Kaffeeſtunde recht angenehm.“

Die guten Kinder verſprachen, ſo angenehm als möglich zu ſein, und beſiegelten dieſes Verſprechen durch muntere Blicke.

Schmunzelnd ſah ihnen der Profeſſor nach, wie ſie mit Richard lachend durch das Vorzimmer davon gingen. Auch Tante Chriſtine folgte ihnen nicht. Sie mußte das Abräumen der Tafel überwachen, und auf alle tugendwächterlichen Rechte hatte ſie ihren Nichten gegenüber längſt verzichtet. Der Profeſſor liebte es durchaus nicht, ſeine Töchter unter beſtändiger Aufſicht zu halten, und dieſe ſelbſt empfanden erſt recht kein Verlangen nach einer Ehrenwache.

Wenn die brave Tante Chriſtine daher auch bisweilen über den ungebundenen Verkehr mit jungen Herren den Kopf ſchüttelte, ſo war ſie doch heute ziemlich unbeſorgt, weil ſie auf die natürliche Thatſache vertraute, daß man zwar zu zweien recht gefährlich allein ſein kann, daß man ſich aber zu dritt immer in Geſellſchaft befindet.

Die drei befanden ſich in ihrer Laube von wildem Wein in ſehr angenehmer Geſellſchaft. Lotte bereitete den Kaffee und benutzte dieſe Verrichtung zu allerhand anmutigen Bewegungen, während die jüngere Hildegard ihre Meiſterſchaft zeigte, ſich in koketter Trägheit recht reizend auf dem geflochtenen Gartenſtuhl auszuſtrecken. Durch das Weinlaub brach grüngoldenes Licht. Von den gelbrot lackierten Bambusmöbeln irrte es ab, und ſeine Strahlen verfingen ſich in dem gelockten Stirnhaar der blonden Mädchenköpfe oder ſpielten zitternd um die ſchlanken Geſtalten. Beide trugen ſie denſelben weichfließenden weißen Seidenſtoff, der nur von wenigen zarten, blauen Linien durchmuſtert war; beide blickten ſie Richard helläugig an, Lotte mit freundlicher Milde und Hildegard faſt ein wenig herausfordernd, und Richard machte die Entdeckung, daß es gar nicht unangenehm iſt, ſich liebenswürdigen jungen Damen gegenüber in der Minderzahl zu befinden.

„Sie werden nun hoffentlich öfters zu uns kommen?“ ſagte Lotte ruhig, und Hildegard fügte lebhaft hinzu: „Sie ſcheinen nämlich auch Papa ſehr gefallen zu haben!“

Richard entzückte ſich im ſtillen an dem bedeutungsvollen ‚auch‘ und erwiderte ſtrahlend:

„O, ich muß Ihnen offen geſtehen, daß ich ſchon jetzt mit Ungeduld Ihre nächſte freundliche Einladung herbeiſehne.“

„Nein! Unaufgefordert müſſen Sie kommen!“ widerſprach ihm Lotte. „So iſt es bei uns der Brauch. Und wer gern zu uns kommt, gewöhnt ſich daran.“

„Wir haben jetzt ſchon einige Zeit gar keinen netten Umgang mehr gehabt,“ klagte die jüngere Schweſter. „Papa hat uns früher viel häufiger einmal einen Studenten zum Spielen mitgebracht. Jetzt hat er ſchon lange nichts Paſſendes mehr gefunden.“

„So?“ antwortete Richard beluſtigt. „Und jetzt, denken Sie, bin ich der Glückliche, den er Ihnen zum Spielen mitgebracht hat?“

„Selbſtverſtändlich,“ entgegnete Hildegard mit ſpitzbübiſchem Lächeln.

„Hm. Wenn ich nun hier für Sie zum Spielen da ſein ſoll, meinen Sie damit zum Spielen als Spielzeug oder als Spielkamerad? Etwa beim Krokett oder Tennis?“

„Das kommt ganz darauf an, wie geſchickt Sie ſind. Sie dürfen mitſpielen. Aber wenn Sie nicht auf Ihrer Hut ſind, kann es auch leicht geſchehen, daß Ihnen mitgeſpielt wird.“

„Und wenn Sie,“ fiel Lotte ein, „immerfort nur meine Schweſter anſehen, ſtatt zu trinken, kann es leicht geſchehen, daß Ihr Kaffee kalt wird. Laſſen Sie ſich nur nicht bange machen. Wir thun Ihnen nichts und ſind gar nicht ſo gefährlich, wie ſich Hildegard gern den Anſchein giebt.“

„Na,“ verſetzte dieſe übermütig. „Papa nennt uns doch immer ſeine kleinen Raubvögel! Er behauptet, wir hackten ſeinen jungen Freunden die Herzen aus!“

„Hildegard, renommiere nicht,“ mahnte Lotte mit ihrer ruhigen, klangvollen Stimme. „In Wahrheit iſt es allerdings ein paarmal vorgekommen, daß ſich gelegentlich häufigerer Beſuche ein junger Mann aus Unachtſamkeit in uns verliebte und uns dann einen Heiratsantrag machte!“

„Verzeihung,“ unterbrach ſie Richard keck, „Ihnen beiden zugleich?“

„Mein Herr, dieſe Heiratsanträge haben ſich nicht in der Türkei, ſondern hier in dieſer chriſtlichen Laube ereignet.“

„Und welcher von Ihnen hat alſo ſein chriſtlicher Wunſch gegolten?“

Lotte lächelte geheimnisvoll: „Da er unerfüllt geblieben iſt, thut das wohl nichts zur Sache. Unſerm Vater waren die Jünglinge als Freier nicht willkommen.“

„Und Ihnen ſelbſt?“

„Uns ſind vorläufig überhaupt noch keine Freier willkommen! Trotzdem iſt es aber doch ſehr unrecht von Papa, wenn er uns herzlos nennt, und meine kleine Schweſter ſollte gar nicht ſo ſtolz darauf ſein. Er behauptet nämlich auch, wir hätten Ihrem Herrn Bruder durch unſre ſchlechte Behandlung das Haus verleidet.“

„Er hat aber einfach keine Zeit mehr für uns gehabt, ſeit er Korpsſtudent geworden iſt,“ fiel Hildegard erregt ein, und Lotte fuhr ruhig fort: „Und da er ſich nicht mehr um uns kümmerte, haben wir ihn natürlich auch nicht mehr aufgefordert. — Sie werden wohl auch früher oder ſpäter in dasſelbe Korps einſpringen?“

„Nein,“ ſagte Richard mit unwillkürlich etwas heftigerer Stimme, deren Klang ſich ſchroff von dem leichten Unterhaltungstone abhob.

„Sie ſind wohl ein leidenſchaftlicher Gegner des Verbindungslebens und vor allem des Zweikampfes?“ fragte Hildegard ſpöttiſch.

„Keineswegs. Aber ich empfinde auch kein Bedürfnis nach ſolchen Dingen, und was den Zweikampf anlangt, ſo halte ich ihn für nichts als einen Sport, den ich doch unmöglich ernſt nehmen oder gar als eine heilige Ehrenſache behandeln könnte. Sie müſſen mich alſo entſchuldigen wegen gänzlicher Untauglichkeit zum Korpsburſchen.“

„O, wir legen keinen Wert darauf,“ ergriff jetzt Lotte das Wort, „daß die Freunde unſers Hauſes bunte Kappen auf den Köpfen tragen. Um ſo mehr bleibt ihnen dann Zeit für uns und für die Wiſſenſchaft! Das macht uns als Profeſſorentöchtern natürlich auch Freude, und ich muß Ihnen geſtehen, wir haben uns ſchon öfters gewundert, daß Sie Papas Vorleſungen gar nicht beſuchen. Seine Kunſtgeſchichte der Renaiſſance iſt doch geradezu berühmt. Oder haben Sie für dieſes Gebiet gar kein Verſtändnis?“

„Das ſchon! Und ich naſche auf möglichſt viel Gebieten der Wiſſenſchaft. Aber es iſt mir unmöglich, alle Vorleſungen zu beſuchen, die ich möchte. Ich bin — — — zu arm!“

„Aber Herr Günther! Bei Papa können Sie doch ſelbſtverſtändlich ſchnurren*)! Welcher vernünftige Menſch bezahlt denn für Kunſtgeſchichte? Hildegard und ich ſchnurren ja auch jeden Nachmittag. Es würde uns ſehr leid thun, wenn wir Sie auch von heute ab noch vermiſſen ſollten.“

„Sie beſuchen die Vorleſung ſelbſt?“

„Gewiß, und zwar mit großem Verſtändnis und oft belobtem Eifer. Sie werden uns alſo heute begleiten? Papa wird ſich freuen, daß wir ihm einen neuen Hörer zuführen.“

„Ich kann doch ein Gefühl der Unanſtändigkeit nicht los werden, und dem Herrn Profeſſor werde ich als Zaungaſt auch nicht gerade willkommen ſein! Ich werde lieber noch bezahlen.“

„Ach was!“ erklärte Hildegard mit Entſchiedenheit. „Papa iſt ja glücklich, wenn ihm ein vernünftiges Weſen zuhört! Und wenn Sie die zwanzig Mark Kollegiengeld nicht bezahlen, ſo trifft der Schaden nicht ihn, ſondern uns. Denn ſeine Kollegiengelder überläßt er uns ein für allemal als Taſchengeld. Alſo ſind Sie heute nachmittag in ſeiner Vorleſung unſer Gaſt! Können Sie da noch ablehnen?“

Richard konnte nicht ablehnen.

Als er zwei Stunden ſpäter im Hörſaal ſaß, erging es ihm wunderlich. Sein Geiſt hatte die alte, ruhige Aufmerkſamkeit verloren, und während Profeſſor Hanſen von den Florentiner Malern erzählte und Andrea del Sarto's farbenprächtige Kunſt würdigte, irrten Richards Augen immer nach ſeinen blondköpfigen Töchtern hinüber, und leiſe nahm ſeinen Sinn der feine Duft der Marſchallnielroſen gefangen. Es machte ihn froh, daß die ſchönen Schweſtern ſeine Sträußchen am Buſen trugen, und der ſüße Geruch ſchien ein geheimnisvolles Band zwiſchen ihnen und ihm zu ſchlingen. Die jungen Damen lauſchten mit unbeirrter Aufmerkſamkeit den Worten ihres Vaters. Richard war der einzige Unaufmerkſame im ganzen Saal; doch ſchämte er ſich nicht.

---

*) Eine Vorleſung beſuchen, ohne ſie zu bezahlen.

Ein unnennbares Glück erfüllte ſeine Seele, und er war jetzt ganz damit ausgeſöhnt, gleich ſein erſtes Halbjahr in Leipzig verbringen zu müſſen. Petermann ſtudierte in Berlin, Runkel und Nauheimer waren nach Freiburg gegangen, und auf Freiburg war auch Richards heißer Wunſch gerichtet geweſen. Aber Onkel Lange verwehrte ihm die Erfüllung. Er war faſt bis zur Entrüſtung erſtaunt, daß Kollege Runkel ſeinem Jungen gutmütig das Bummelſemeſter zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen bewilligte.

„Nun, ich bin der Meinung,“ ſagte er zu Richard, „daß du in Leipzig genau ſoviel lernen kannſt, wie in Freiburg!“

Anfangs hatte Richard darüber gemurrt. Aber jetzt war er mit dem Zwange ſeines Vormundes ſehr zufrieden. So glücklich, wie er es hier zu ſein lernte, wäre er in Freiburg wohl nie geworden!

Nach der Vorleſung hatte er urſprünglich einen Spaziergang durch das Roſenthal geplant. Aber plötzlich fand er ſich auf dem Wege nach dem Johannapark. Der ſchien ihm heut anders und ſchöner als ſonſt. Er beachtete die Schwäne nicht, die ihm auf dem grünumbuſchten Teiche entgegenzogen, als er über die zierliche Brücke ſchritt. Auch hatte er heute keine Brotkrumen bei ſich, um ſie zu füttern.

Aber drüben zwiſchen dem Geſträuch und den Bäumen des andern Ufers leuchtete ihm jetzt ſo vertraulich die Villa Profeſſor Hanſens entgegen, und unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte immer wieder in ihre Nähe.

Trotz ſeiner Unaufmerkſamkeit hatte der Vortrag des Profeſſors offenbar einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht, und es war ſchon dunkel, als er nach langer Parkwanderung endlich ſeiner Wohnung zuſchritt, um ſein beſcheidenes Abendbrot zu verzehren.

Dann fiel es ihm ein, den Afranerabend zu beſuchen. Es war heute Donnerstag, und er fehlte niemals auf der gemeinſamen Kneipe der alten Schulkameraden. Den heiligen Geſetzen des Bierzwanges entzog er ſich zwar dabei mit unbekümmerter Selbſtherrlichkeit und trank viel zu wenig und langſam. Aber doch war er an der Kneiptafel immer willkommen, und das bierehrliche Gewiſſen ſeiner Freunde entſchuldigte alle ſeine Kommentwidrigkeiten mit einer bedauerlichen Unzurechnungsfähigkeit des verrückten Kerls.

So befand ſich Richard ſeit dem erſten Kneipabend im dreifachen Bierverruf, und ſein Name prangte dreifach unterſtrichen an der ſchwarzen Schandtafel. Weil er aber niemals Miene machte, ſich durch einfaches raſches Austrinken von drei vollen Seideln aus dieſem ſchimpflichen Zuſtand herauszupauken, ſo war ſein Name nachſichtig eingeklammert worden, und daneben ſtand geſchrieben: „Dauernd bierimpotent.“

Auf dieſe Weiſe wurde ohne Rechtsverletzung der Verkehr an der Kneiptafel mit ihm ermöglicht, und das war ſehr wichtig. Denn Richard wurde nicht nur als heiterer Geſellſchafter ſehr geſchätzt, er war vor allem für die Herausgabe der hin und wieder erſcheinenden Bierzeitungen unentbehrlich, und auch heute wieder wählten ihn die Kameraden in den hierfür zu bildenden Ausſchuß.

Richard war jedoch heute für die Freuden der Biergeſellſchaft noch weniger empfänglich als ſonſt und zog ſich mit ſeinem Ausſchuß von dem Lärm der Kneiptafel alsbald zu einer Bierzeitungsſitzung ins Café Bauer zurück.

Für die meiſten Verbindungen war heute ſogenannter couleurfreier Abend. Von der Pflicht, Band und Mütze zu tragen, entbunden, ſuchen ſelbſt die vornehmſten Verbindungsſtudenten an dieſen Abenden auch weniger vornehme Lokale auf, ſie unternehmen ausdauernde Bierreiſen und geben ſich allen ſolchen Luſtbarkeiten hin, zu welchen in Offizierskreiſen die Uniform mit dem Zivil vertauſcht zu werden pflegt, und bei welchen die Zwangloſigkeit bisweilen zur Zügelloſigkeit wird.

Ihr Ende finden ja alkoholreiche Nachtvergnügungen meiſt in einem Kaffeehauſe, und ſo ſaßen auch heute in dem ebenerdigen Saale des Café Bauer einige mehr als angeregte Gruppen um die kleinen Marmortiſchchen gedrängt.

Richard gewahrte Kurt mit ſeinen Korpsbrüdern und grüßte höflich. Er war wiederholt der Gaſt der feinen jungen Herren auf ihrer Kneipe geweſen. Dann ſteuerte er mit ſeinen beiden Zeitungshelfern einer Ecke zu, die eben neben einer ziemlich lebhaften Tiſchrunde frei wurde. Dort holten ſie Papier und Bleiſtift hervor, zeichneten bei einer Schale Braun ihre ſcherzhaften Entwürfe auf und kamen ſich dabei ziemlich litterariſch und faſt ein wenig genial vor.

Die Geſellſchaft am Nebentiſch ſchien zum Spott aufgelegt zu ſein, und bald klangen allerhand Bemerkungen an Richards Ohren:

„Die kommen von ihrem Pennälerabend und machen jetzt ihre Schularbeiten!“

„Der Lange ſcheint der Hauptſtreber zu ſein. Er büffelt und ſchnüffelt in jedem Kolleg herum. Sein Bruder iſt bei den Weſtfalen aktiv. Er hat auch ſelbſt ein paarmal dort hoſpitiert. Dann hat er's aber mit der Angſt vor den langen Meſſern gekriegt und iſt abgeſchnappt.“

„Alſo wohl 'n Kneiſer?“

„Wahrſcheinlich. — Aber ein braves Kind! Univerſalſtreber! Mein Leibfuchs erzählte mir, daß er ſich von Kunſt-Hanſens Töchtern heute auch in die öde Bilderbogenfachſimpelei hat hereinlotſen laſſen.“

„Kann ich ihm nicht verdenken,“ ſchrie jetzt der Würdigſte des trunkenen Kreiſes. „Die beiden Hanſens ſind ſchneidige Weiber. Von denen ließe ich mich noch zu ganz andern Sachen verführen!“

Seine Genoſſen ermahnten ihn, ſolche verfängliche Bemerkungen nicht ſo unvorſichtig in den Saal zu brüllen, und verſuchten ihn zu beſchwichtigen oder zum Aufbruch zu beſtimmen. Er wurde aber nur um ſo gereizter, und als ſich gar ein ganz gewöhnlicher Oberkellner erdreiſtete, den jungen Herrn zur Ruhe zu verweiſen, fuhr er empört auf:

„Maul halten, elender Kaffeeſklave. Ich erkläre, daß die beiden Hanſens ganz ſchicke, nette Mädels ſind. Aber ich bedauere, daß ſie ſich von jedem Fuchs pouſſieren laſſen, nur um ihn zu ihrem Alten ins Kolleg zu ſchleppen.“

Die letzten Worte hatte er nur halblaut röcheln können, weil ihm ſeine Freunde den Mund zuhielten. Verzweifelt ſuchte er ſich jetzt ihrer Hände zu erwehren. Da ſtand plötzlich Richard Günther mit zornesblaſſem Geſicht dicht vor ihm und rang nach Worten, um ſeiner Empörung Ausdruck zu geben.

Der trunkene Schreier maß den jungen Fuchs, der die Kühnheit hatte, ihm, dem Couleurſtudenten und hohen Semeſter, ſo nahe zu treten, mit einem gläſernen Blick unwilligen Stolzes.

Er hatte ein nichtsſagendes, fettes Geſicht, in welchem der dünne Schnurrbart der einzige Teil war, der ein Streben nach „Höherem“ verriet. Man hätte das rötliche Antlitz wegen ſeiner Ausdrucksloſigkeit füglich ein unbeſchriebenes Blatt nennen können, wenn nicht auf der Quartſeite eine dichtgedrängte Anzahl aufgequollener Narben gewiſſermaſſen ſchriftliches Zeugnis davon abgelegt hätten, daß der ritterliche Jüngling der ſtandhaften Gewohnheit huldigte, die ſchönſten Hiebe immer mit der Backe ſtatt mit dem Schläger zu parieren.

Dieſer kriegeriſche Anblick und ſein hoheitsvolles Auge wirkten jedoch auf Richard durchaus nicht einſchüchternd, ſondern nach einem raſchen, tiefen Atemzug brach ſeine Erregung in den Worten los:

„Mein Herr, Sie ſcheinen mehr getrunken zu haben, als Ihrem jugendlichen Gehirn zuträglich war. Sie haben ſoeben über zwei junge Damen ſehr rüpelhafte Worte geſprochen. Ich erſuche Sie, Ihre Worte augenblicklich mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen!“

„Ich nehme niemals etwas zurück!“

„Alſo nicht?“

„Niemals!“

„Nun, ſo nehmen Sie von mir noch etwas dazu!“

Klatſchend fuhr Richards Rechte hernieder und beſchattete eine Sekunde lang ſehr nachdrücklich die narbenreiche Wange des Heldenantlitzes.

Ein Augenblick verblüfften Schweigens folgte. Richard ſelbſt war über ſeine zornige That erſchrocken und machte ſich auf eine handgreifliche Entgegnung gefaßt.

Den Schreier aber hatte der Schlag ernüchtert, und ohne ſich auf ein pöbelhaftes Wiederſchlagen einzulaſſen, betrug er ſich ſo maßvoll und korrekt, wie es einem Kavalier von vollendeter Erziehung in ſolchem Falle ziemt. Mit tadelloſer Höflichkeit wurde der Austauſch der Karten bewerkſtelligt, und ehe größeres Aufſehen erregt wurde, war ſo der unwürdige Zwiſchenfall vorläufig erledigt.

Eine Viertelſtunde ſpäter verließ Richard mit Kurt das Kaffeehaus und bat ihn, ſein Zeuge zu ſein.

„Ich freue mich, daß du wenigſtens nicht kneifſt,“ ſagte dieſer. „Es iſt zwar eigentlich ſelbſtverſtändlich, aber ......“

„Na ja,“ erwiderte Richard achſelzuckend. „Da ich mich nun einmal auf den blöden Unfug eingelaſſen habe, muß es wohl auch ſeinen Fortgang haben. — — — Ich kann doch bei euch Waffen belegen? Wann wird denn die Komödie ſein?“

„Unſre Waffen wirſt du haben können. Aber die Komödie wird ziemlich ernſthaft werden. Dein Gegner iſt nicht gerade der beſte Fechter. Aber immerhin, dir gegenüber ...... Sechs Wochen Zeit zum Einpauken wirſt du mindeſtens haben müſſen!“

„Na, na! Erlaube mal! Ich führe meinen Schläger gar nicht ſo ſchlecht!“

„Ja, was denkſt du krummer Fuchs dir denn eigentlich? Einen Korpsburſchen im öffentlichen Lokal ins Geſicht ſchlagen, das wird doch nicht mit einem harmloſen Gange Schläger gut gemacht! Nee, lieber Junge, das iſt doch eine etwas ſchwerere Sache. Säbel giebt's da auf jeden Fall und wahrſcheinlich ſogar ohne Binden und Bandagen!“

Jetzt zuckte Richard unwillkürlich zuſammen.

„Den Unſinn mache ich nicht mit,“ ſagte er raſch. „So lebensgefährlich ernſt faſſe ich die Sache denn doch nicht auf. Der freche Burſche hat ſeine Züchtigung bekommen. Damit iſt die Angelegenheit für mich abgethan.“

Kurt ſah den Bruder kalt an und entgegnete mit einem Ton mitleidiger Verachtung:

„Falls du dich fürchteſt, ſteht dir ja noch ein ungefährlicher Ausweg offen: Wenn du zurückzuckſt und ihn vor Zeugen um Verzeihung bitteſt, giebt er ſich vielleicht zufrieden.“

„Nee!“ rief Richard lebhaft. „Lieber mache ich die ganze Dummheit durch. Dir als Bruder muß ich geſtehen, daß mir die Geſchichte eigentlich höchſt lächerlich vorkommt. Aber merken ſoll man davon nichts! Du wirſt ſehen, die ſechs Wochen liege ich auf eurem Paukboden von früh bis ſpät, und ſo thöricht es iſt, im innerſten Herzen freue ich mich doch ganz barbariſch darauf, dem Kerl dann einmal mit der blanken Klinge gegenüber zu ſtehen.“ — — —

„Unklarer Kopf,“ murmelte Kurt, nachdem er Richard die Hand zur Gutenacht gedrückt hatte, und dieſer ging in der That in einem Überſchwang ſehr unklarer Gefühle ſeines Weges weiter.

Noch einmal ſuchte er die Stellen des Johannaparkes auf, die ihn ſchon abends ſo geheimnisvoll angezogen hatten. Dann erſt wandte er ſich nach Hauſe.

Die unruhige Nacht der Großſtadt umfunkelte ihn mit hundert irren Lichtern von Wagen, Fenſtern und Laternen. Sein Herz aber ſchwoll ihm, als wäre er ein junger Sieger auf einſamer Heide.

IX.

Als Richard zu den Herbſtferien nach Hauſe gekommen war, hatte er auf der rechten Stirnſeite eine rote Säbelnarbe mitgebracht.

Onkel Lange ſchüttelte den Kopf:

„Nun, Richard, ich wundere mich! Es iſt, als ob Ariſtoteles und alle ſonſtigen Meiſter der Logik nie gelebt hätten! Erſt weigerſt du dich, einer ſchlagenden Verbindung beizutreten, und ich kann dieſe Weigerung nicht tadeln. Nun aber haſt du ohne Not trotzdem dem Unweſen des Zweikampfes gefrönt und kommſt deiner guten Mutter mit zerſchlagenem Kopf ins Haus. Dann war es doch recht unnötig, rein aus Mutwillen des Onkel Geheimrats Güte zu verſcherzen und ein Vermögen von mehreren Tauſend Mark ſo zwecklos preiszugeben! Nun, in wenigen Tagen biſt du ja mündig. Aber das muß ich dir als dein Vormund noch ſagen: ich wundere mich ſehr!“

Die Mutter erſchrak herzlich, obgleich ſie ja von Kurt derartige Geſichtsverzierungen gewöhnt war, und vermochte auf ihren Sohn Richard durchaus nicht ſo ſtolz zu ſein, wie es Kurt als Bruder war. Dieſer zollte Richard ſeine höchſte Anerkennung und nannte deſſen hohe Terz nur einen unbedeutenden Ritz im Vergleich zu der großartigen Horizontalquart, mit der Richard ſeinen Gegner abgeſtochen hatte. Dem hatte ſein eleganter Hieb das linke Ohrläppchen geraubt, die linke Wange aufgeſchnitten und ihm drei Backzähne nebſt einigen Knochenſplittern ausgeſchlagen.

Elschen entzückte ſich mit heimlichem Schaudern an ihres Bruders blutigem Ruhm, um ſo mehr, als es ſich hier nicht wie bei Kurt um harmloſe Gelegenheitsmenſuren gehandelt hatte, ſondern um eine furchtbar intereſſante Ehrenſache auf Leben und auf Tod! Die Mutter hatte ihr nämlich Richards Geſtändnis nicht verheimlicht, daß es ſeine Pflicht geweſen ſei, die beleidigte Ehre zweier Damen zu retten, und Elschen ſelbſt umgab dieſe romantiſche Thatſache alsbald mit dem geraden Gegenteil von Verheimlichung.

So erfuhr auch Eva Kern davon. Seine Ritterlichkeit machte ſie ſtolz, aber ein bitteres Gefühl vermochte ſie nicht ganz zu unterdrücken, und es that ihr weh, daß er um einer andern willen ſein Leben aufs Spiel geſetzt hatte.

Richard vermied den Birnbaum und brach überhaupt ſeinen Ferienaufenthalt ſo bald als möglich ab.

Kurt beabſichtigte, ſich im Winterſemeſter der juriſtiſchen Staatsprüfung zu unterziehen und hatte ſich deshalb für die Ferien einen ſogenannten Einpauker gemietet, um mit deſſen Hilfe die großen Löcher im Kleide ſeiner Gelehrſamkeit notdürftig zu flicken. Nach nur achttägigem Feriengenuß kehrte er Meißen wieder den Rücken und ſuchte den belehrenden Umgang dieſes Meiſters auf.

Richard folgte dem Bruder ſehr bald.

„Auch ich,“ ſagte er, „habe bei den Vorbereitungen für die Säbelgeſchichte manches verſäumt und kann das hier in Meißen nicht ſo gut nachholen, wie in Leipzig, wo mir die Univerſitätsbibliothek und all die ſonſtigen Hilfsmittel zur Verfügung ſtehen.“

Nauheimer, der ſich in Freiburg zu noch umfangreicherer Dicke ausgewachſen hatte, erklärte einen derartigen Eifer am Schluſſe des erſten Fuchsſemeſters für irrſinnig, reiſte aber trotzdem mit Richard zugleich nach Leipzig ab und ließ die beiden Rechtsbefliſſenen Petermann und Runkel allein in den Ferien zurück. Seiner verwöhnten Kennerſchaft genügten die Meißner Bierverhältniſſe nicht mehr, und ſo war ihm die Notwendigkeit klar geworden, ſchon vor Beginn des Winterhalbjahrs mit ſeinem Studium in Leipzig einzuſetzen.

Mediziniſche Vorleſungen gab es zwar noch nicht, aber doch fand er alle ſeine Hoffnungen erfüllt. Nicht ſo Richard, der ſich bitter enttäuſcht ſah. Die Univerſitätsbibliothek ſtand allerdings ſeinem Fleiße offen. Aber Profeſſor Hanſen war mit ſeinen Töchtern bereits einige Tage eher ins Seebad abgereiſt, als es urſprünglich ſein Plan geweſen war.

So hatte Richard thatſächlich ungeſtörte Muße, um mit aller Inbrunſt bald an dieſer bald an jener Quelle der Wiſſenſchaft zu trinken. Er las einige Werke über Kunſtgeſchichte, beſuchte eifrig die hiſtoriſche Kupferſtichſammlung des Städtiſchen

Muſeums, begann ein wenig Engliſch zu treiben und beſchäftigte ſich dann plötzlich eingehend mit der Odyſſee und verſuchte auf Grund der dabei gemachten Aufzeichnungen allen Ernſtes eine Kulturgeſchichte des homeriſchen Zeitalters zu ſchreiben.

Nauheimer beobachtete den Fleiß des jungen Gelehrten mit ſtiller Bewunderung. Er begleitete ihn bisweilen in das Theater oder zu andern Kunſtgenüſſen und ſehr oft in die Kneipe, und Richard war nicht ungern in ſeiner Geſellſchaft. Die Gegenwart des dicken Freundes übte eine beruhigende Wirkung auf ſeinen flackernden Geiſt; auch hörte Nauheimer geduldig und mit freundlicher Teilnahme zu, wenn ihm Richard voller Begeiſterung von ſeinen Arbeiten erzählte.

„Du biſt mir immer eine Quelle des Genuſſes,“ ſagte er. „Der Anblick deines fröhlichen Eifers iſt mir ein angenehmes Schauſpiel, und die Vorſtellung deiner Mühen vermehrt mir den Durſt.“

So gut ſich die beiden jedoch verſtanden und ergänzten, zu vollem Glücke entfaltete ſich Richards Leben erſt wieder nach Beginn des Winterhalbjahrs, als ſich ihm das Haus Profeſſor Hanſens wieder öffnete. Jetzt war auch der alte Freundeskreis durch Runkels und Petermanns Ankunft wieder vollzählig geworden und verſammelte ſich täglich am gemeinſamen Mittagstiſch.

Richard verwunderte ſich zwar, ſie etwas verändert zu finden. Denn der liebenswürdige Petermann war noch kecker und eleganter geworden, und auch die freundliche Beſcheidenheit Runkels hatte an Ruhe und Selbſtbewußtſein gewonnen. Aber die verſchiedene Entwickelung der Genoſſen trug nur dazu bei, ihrem Verkehr erneuten Reiz zu geben.

Petermann hatte kaum Richards beglückenden Verkehr in der Hanſenſchen Familie wahrgenommen, als er ſich von ihm ebenfalls dort einführen ließ. Natürlich teilte ſich nun das Vergnügen meiſt in paarweiſe Unterhaltungen, und als er ſich einmal vertraulich ſcherzend mit Hildegard in eine Ecke zurückgezogen hatte, ſagte Lotte mit plötzlicher Innigkeit zu Richard:

„Ich weiß längſt, für wen Sie dieſe Narbe tragen. Sie haben ſich für uns geſchlagen.“

„Aber bitte, machen Sie doch davon nicht ſoviel Aufhebens! Ich rede über die thörichte Schlägerei nicht gern.“

„Natürlich!“ entgegnete ſie lächelnd. „Stolze Beſcheidenheit iſt ja in ſolchem Falle Vorſchrift. Selbſtverſtändlich hätten Sie es auch ebenſo gern für andre Damen gethan, als für uns, oder für mich! Das iſt ja immer ſo. Ich aber hätte keinem andern ſo gern meine Dankbarkeit gezeigt, wie gerade Ihnen!“

Sie reichte ihm herzlich die volle, wohlgepflegte Hand, die er leidenſchaftlich an ſeine Lippen preßte. Ebenſo leidenſchaftlich wollte er ſprechen, da lachte Hildegard über einen Scherz Petermanns laut auf, und er erinnerte ſich, daß ſie nicht allein waren.

Seitdem war er in des Profeſſors Familie immer häufiger zu Gaſt und wurde auch in ihrem Bekanntenkreis heimiſch und gern geſehen. Lotte war ſtolz auf die Achtung, die ihm ihr Vater entgegenbrachte, und Richard ſchlürfte mit der Genußfreudigkeit der Jugend das Leben in vollen Zügen. Ihn beſchäftigten ſchöne Bücher und ſchöne Augen; feurige Weine und feurige Gedanken erregten ihn in heiterer

Geſelligkeit; durch alle Thore ſeiner empfänglichen Seele zog die Freude bei ihm ein und machte ihn glücklich.

— —

In Meißen hielt die Harmonie im Saale des Schützenhauſes ein glänzendes Koſtümfeſt ab. Mit Luſt und Liebe und viel Geld und Mühe waren alle Vorbereitungen für den ſchönen Abend getroffen worden. Der Gedanke eines Dorfjahrmarktsfeſtes ſollte verwirklicht werden, und die Feſtgenoſſen nahmen ſich an bäuerlicher Kleidung und Betragen genau ſo prächtig, wohlanſtändig und unnatürlich aus, als ſollten ſie in einer Oper des Hoftheaters mitwirken. Beſonders dankenswert aber war die Umſicht, mit welcher der Vorſtand und die guten Mütter tanzbarer Töchter für eine fröhliche Anzahl beinkräftiger williger Herren geſorgt hatte. Sämtliche auswärts weilenden Söhne der „beſſeren“ Familien hatten Befehl und Reiſegeld erhalten, ſich einzuſtellen, und ſo war heute das ſonſt ſo dürftige Häuflein der Harmonietänzer in kriegsſtarker Anzahl erſchienen und that in fröhlichſter Pflichterfüllung ſeine Schuldigkeit. Nicht ſchüchtern und ausnahmsweiſe, wie ſonſt, nein, leidenſchaftlich und maſſenhaft wurde heute getanzt.

Der geſteigerten Tanzluſt entſprach auch allenthalben ein vermehrter Durſt, und an einem der dörflichen Schenktiſche hatte ſich um das Hauptzecherpaar Apotheker Nauheimer und Sohn eine beſonders fröhliche Gruppe verſammelt. Auch die Familie Günther war darunter, und Kurt, der ſich trotz ſeiner Prüfungsnöte den heimiſchen Vergnügungspflichten nicht hatte entziehen wollen, machte ſeiner Nachbarin, dem etwas wohlgenährten Fräulein Bertha Hendrichs, auf ſehr elegante Art den Hof. Mit ihrem Bruder Willy hatte er Elschen bekannt gemacht. Doch ſchien es dieſem jungen Mann einſtweilen nicht zu gelingen, durch ſein rötliches Antlitz oder durch ſeine leidenſchaftsloſe Ruhe irgend welchen Eindruck auf Elschen Günther zu machen. An ſeine finanziellen Vorzüge zu denken, dazu war Elschen noch zu jung. Sie blickte ſich lieber nach dem eleganten, flotten Herrn Petermann um, zumal dieſer ebenſo reiche Eltern beſaß, als die regungsloſen Geſchwiſter Hendrichs.

Erich Petermann aber hatte eben ſeine Tänzerin Fräulein Kern ihrer Mutter wieder zugeführt und geſellte ſich nun zu ſeinem Vater, der mit dem Bezirkskommandeur und deſſen Adjutanten beim Weine ſaß. Auch Herr Pokorny machte einen Verſuch, ſich an dieſer ehrenvollen Ecke mit einzuniſten, ſchien aber wenig freundlich aufgenommen zu werden. Denn er zog ſich alsbald wieder mit der Miene eines beleidigten Löwen zu Frau Kern und ihrer Tochter zurück.

Kurt beobachtete trotz des Eifers, mit dem er ſich um Fräulein Hendrichs bemühte, auch alle übrigen Erſcheinungen des Saales mit großer Aufmerkſamkeit.

„Seit wann iſt denn Herr Pokorny in die Harmonie aufgenommen worden?“ fragte er in mißbilligendem Tone die Mutter, die ihm mit Richard gegenüber ſaß.

„Erſt in dieſem Winter,“ antwortete dieſe, und Vater Hendrichs fügte mit breitem Lachen hinzu:

„Jawohl, wir ſind mit Herrn Pokorny zugleich beigetreten. Ich hatte es mit meiner Frau ſchon ſeit langem beabſichtigt, vor allem um unſern Kindern auch mal etwas feine, ſtandesgemäße Geſelligkeit zu bieten. Jetzt haben wir's nun endlich ausgeführt. Denn da wir nun einmal zu den reichſten Leuten der Stadt gehören, war es ja ſchließlich der Geſellſchaft gegenüber unſre Pflicht. Wir konnten nicht länger mit dem Beitritt zögern. — — — Seit mir die Bauſpekulationen auf dem Ploſſenberge ſo großartig geglückt ſind, brauchen wir uns mit dem Gelde vor niemand mehr zu verſtecken, auch vor Herrn Petermann nicht! Aber den Herrn Pokorny muß man wirklich bewundern, daß es ihm gelungen iſt, in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Der arme Teufel hat ſich nur durch ſeine Gewandtheit zum Geſchäftsführer bei Frau Kern emporgeſchwungen. Er hat keinen Pfennig Geld und weiß doch jetzt überall feſten Fuß zu faſſen.“

„Seine Thätigkeit iſt ein rechtes Glück für die arme Frau Kern,“ ſagte Frau Günther.

„Geht es bei Kerns nicht gut?“ fragte Richard, der bis jetzt ſchweigend neben der Mutter geſeſſen hatte.

„Wie das Geſchäft geht, weiß ich nicht. Aber Frau Kern ſelbſt kränkelt und macht ſich immer Sorgen, wie ſie die Handlung weiter führen ſoll, wenn Herr Pokorny etwa ſeine Stellung bei ihr aufgiebt.“

„Ich habe Kerns noch gar nicht begrüßt und möchte wohl einmal hinübergehen,“ ſagte Richard und ſtand auf. Das ſchöne Feſt langweilte ihn, und die vergnügte Stimmung der andern machte ihm auch keine Freude. In wieviel ſchönerm und heitererm Lichte erſchien ihm dagegen ſeine Leipziger Geſelligkeit!

Frau Kern und Herr Pokorny begrüßten ihn ſehr freundlich. Eva war gedrückt und zurückhaltend. Auch ſchmaler und blaſſer als früher ſah ihr Geſicht aus, und das gab ihrer Schönheit etwas Leidendes und Madonnenhaftes. Richard ſchrieb die Schuld ihrer Traurigkeit ſeinem Freunde Petermann zu, der ihrer Geſellſchaft augenblicklich einen guten Wein ſeines Vaters vorzog. Ein Gefühl warmen Mitleids durchſtrömte ihn, und er redete Eva herzlicher an, als jemals früher, da er noch ihre Zuneigung zu beſitzen geglaubt hatte. Da ſchwand der Schatten von Evas Mienen, und ſie fragte ihn zutraulich nach ſeinem Leben in Leipzig aus.

Begeiſtert ſchilderte ihr Richard das anregende Treiben der großen Stadt. Er ſprach vom Muſeum, der Bibliothek, dem Theater und all den Gelegenheiten, die dort der Bildung und Erholung des Geiſtes geboten wurden, und Eva lauſchte aufmerkſam ſeinen Worten und ſtellte immer neue Fragen. Als er ihr jedoch auch von ſeinen geſelligen Vergnügungen erzählte und ſtolz hervorhob, wie auch im geſellſchaftlichen Verkehr dort alles freier, luſtiger und zugleich vornehmer und bedeutender zuging als hier in Meißen, kurzum, daß es in Leipzig viel ſchöner war zu leben, als in den langweiligen Kreiſen der kleinen Vaterſtadt, da verſtummte ihre Teilnahme.

Nur als er die Töchter Profeſſor Hanſens erwähnte, fragte ſie leiſe: „Sind ſie ſchön?“

„Sehr!“ antwortete Richard eifrig. „Die ältere könnte als Modell für eine Muſe des Geſanges dienen, und die jüngere iſt eine leibhaftige Terpſichore. Der Profeſſor iſt ein prächtiger, jovialer Herr. Es iſt eine Luſt, in ſeinem Hauſe zu verkehren!“

Da verwirrten ſich Evas Züge, und Richard lächelte verſtohlen. Er meinte den Grund ihrer Verwirrung zu erraten und wunderte ſich nur, daß das einſt ſo kecke Mädchen jetzt ſo leicht außer Faſſung geriet. Eben kam nämlich Petermann von ſeinem Zechertiſch zurück und holte Eva zum nächſten Tanze ab. Auch Herr Pokorny fühlte ſich heute als junger Mann und wirbelte mit Frau Kern im Walzer durch den Saal.

Richard fand im Weſen dieſes Menſchen etwas unangenehm Aufdringliches und war unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß ihm heute ſo viele Leute mißfielen. Er ſetzte den Tanz aus und übertraf an Tanzfaulheit ſogar den dicken Nauheimer, der im Schweiße ſeines Angeſichts dieſer vorſchriftsmäßigen Luſtbarkeit oblag.

„Du ſcheinſt dich recht zu vergnügen?“ fragte er ihn in der nächſten Pauſe.

„Es geht an,“ erwiderte Nauheimer, indem er ſein Glas leerte. „Aber da zum Bauernanzug kein Stehkragen gehört, ſo kann man ja tanzen, ohne in Erſtickungsgefahr zu geraten, und ich muß geſtehen, das Tanzen iſt eine Bewegungsform, wie ſie zur Erzeugung und Pflege eines geſunden Durſtes nicht zweckmäßiger erſonnen werden könnte. Im übrigen iſt natürlich ſolch ein Bauernball genau ſo ſtumpfſinnig, wie jedes andre menſchliche Geſelligkeitsvergnügen. Nur drei neue Weisheiten habe ich gelernt, ſeit ich mich in dieſen Kniehoſen befinde: Erſtens tanzt es ſich leichter. Zweitens zeigt es ſich in dieſen Hoſen, daß die meiſten Menſchen mißgeſtaltete Beine haben, und drittens vermag auch die Bauerntracht nichts daran zu ändern, daß der Kulturmenſch den Ballſaal eigentlich nur als Revier für Männerfang und Mitgiftjagd betrachtet.“

„An wem haſt du dieſe Beobachtung gemacht?“

„An vielen, um nicht zu ſagen an allen! Du ſcheinſt von den Göttern verblendet zu ſein, daß du nicht merkſt, warum dein Bruder dem üppigen Liebreiz der reichen Maurerstochter ſo eifrig Weihrauch opfert. Aus eben demſelben Grund ſpielt der pfiffige Pokorny den angenehmen Schwerenöter bei der Mutter unſrer einſtigen Dichterkränzchenflamme. Und ſo weiter!“

Einige Augenblicke ſchwieg Richard betroffen. Dann rief er:

„Pfui Teufel! Solche Erbärmlichkeit!“

„Wieſo denn erbärmlich?“ entgegnete Nauheimer friedlich. „Das iſt doch ganz natürlich und zweckmäßig, ſich durch eine gute Partie eine geſicherte Zukunft vorzubereiten. Ich würde das geradeſo machen; aber der Geldbeutel meines Vaters überhebt mich glücklicherweiſe der Notwendigkeit, mir ſelbſt ein Vermögen zu erobern. Dein Bruder hingegen iſt arm, Pokorny auch. Das Bedürfnis, ihre Finanzen zu verbeſſern, iſt ihnen doch nicht zu verdenken!“

„Gewiß nicht. Aber es giebt ja heute ſoviel Mittel und Wege, reich zu werden. Man braucht nur zu arbeiten!“

„Na ja! Das iſt auch ein Verfahren. Aber unbequem und wenig beliebt. Du hätteſt übrigens am allerwenigſten Grund, den reinlichen Tugendbold zu ſpielen!“

„Was ſoll das heißen?“

„Nichts anders, als daß Profeſſor Hanſen ſeinen Töchtern auch keine ſehr kärgliche Mitgift auszahlen wird. Daran haſt du doch ſicher auch ſchon gedacht, als du dich mit der Säbelkontrahage für ſie in Szene geſetzt haſt.“

„An nichts habe ich dabei gedacht,“ erwiderte Richard erregt, „als daß ich dieſe Damen von niemand beleidigen oder verdächtigen laſſe. Auch jetzt nicht, und auch von dir nicht!“

„Alſo zu ſchwiegerſöhnlichen Hoffnungen hat dein Mut nicht ausgereicht? Na, verzeih, dann biſt du eben dümmer, als du ausſiehſt. Das macht aber deinem unſchuldigen Gemüt alle Ehre!“

„Du wirſt ja ſehen,“ verſetzte Richard leidenſchaftlich, „ob ich den Mut zu einem Glücke beſitze, das ich mir bisher freilich noch nicht einmal zu träumen gewagt habe! Und daß ich dann nicht zu dumm bin, das werde ich auch beweiſen! Die rohe Art, mit der du jetzt an mein Heiligſtes gerührt haſt, verzeihe ich dir. Du weißt eben in deinem Speck nicht, was Liebe heißt.“

„Die Bequemlichkeit meines ſoeben von dir gerühmten Speckes macht es mir leicht, auch dir deine unholden Worte zu verzeihen. Wir bleiben alſo die alten guten Freunde, und du wirſt mir noch für manche kleine Erleuchtung zu danken haben. Es macht mir nun einmal Vergnügen, dir ſozuſagen als humoriſtiſches Gewiſſen zur Seite zu ſtehen.“

— — — Jetzt hatte ſich Richards Überdruß noch geſteigert. Wie ein Fremdling kam er ſich im fröhlichen Lärm der Philiſter vor. Aber wenn es ſeinem Stolze auch ein wenig wohlthat, daß er nicht war wie dieſe Zöllner und Sünder, ſo fühlte er ſich doch erſt wieder glücklich, als er am nächſten Tage die Stöße des Bahnwagens ſpürte, der ihn wieder nach Leipzig brachte.

Er hatte den Kopf feſt in die Ecke gedrückt, und das taktmäßige Stampfen der Räder auf den Schienenköpfen ſchlug ihm mit unmittelbarer Deutlichkeit ins Ohr. Ihm war, als klänge aus dem harten, einförmigen Schüttern ein ſüßes Lied. Das Lied war kurz und wiederholte immer nur die eine Zeile:

„Lotte Hanſen. Lotte Hanſen.“

Bald fing eine zweite Stimme einen andern Text zu ſingen an:

„Glück und Reichtum. Glück und Reichtum.“

Allmählich aber tauchte aus dem Rollen der Räder eine dritte Strophe hervor. Die verſchlang die vorigen Lieder und raunte mit ſpöttiſchem Mitleid immerzu:

„Armer Teufel! Armer Teufel!“

— —

Bei ſeinem nächſten Beſuch fragte ihn Lotte plötzlich:

„Sie ſind recht verändert von Meißen zurückgekommen. Haben Sie Heimweh?“

„Heimweh?“ erwiderte Richard mit ſchmerzlichem Lächeln. „Gewiſſermaßen ja! Aber ein Heimweh ohne Sehnſucht, oder vielmehr mit umgekehrter Sehnſucht! Mir thut meine Heimat weh. Aber ich ſehne mich nicht nach ihr hin, ſondern von ihr fort. Ich mag das öde Jagen nach Geld und Amt und Stellung nicht mit anſehen, und ich kann nicht daran teilnehmen!“

„Das glaube ich Ihnen gern. Sie ſind ſo etwas wie eine Künſtlernatur und werden es wohl kaum je zu Amt und Würden bringen. Aber meinen Sie denn, daß hier weniger raſtlos und weniger herzlos gejagt wird, als bei Ihnen zu Haus in der Kleinſtadt? Hier iſt die Jagd wohl noch ſchärfer! Thut Ihnen das hier gar nicht weh? Haben Sie hier kein Heimweh?“

„Wenn ich hier bin, iſt mir ſo wohl,“ antwortete Richard und ſah die ſchöne Fragerin voll an. „Freilich beſchleicht mich auch hier oft eine Furcht vor einem Heimweh ſchlimmerer Art. Wiſſen Sie, welches das ſchlimmſte Heimweh iſt?“

Lotte ließ ihre blauen Augen unbefangen und faſt ohne Wimperzucken in den ſeinen ruhen und entgegnete leicht:

„Ich habe noch nie Heimweh gehabt. Wie ſollte ich das ſchlimmſte kennen?“

„Ich kenne es auch noch nicht. Aber ich ahne es: das ſchlimmſte Heimweh haben die, die ohne Heimat ſind.“

Sie ſchwiegen beide, und der bleiche Winternachmittag begann zu dämmern.

Richard erſchien dieſes Schweigen wie ein gemeinſames vertrauliches Thun. Lotte aber ſagte plötzlich im leichteſten Plauderton, als wäre gar nichts vorgefallen:

„Es iſt Schade um Sie! Sie müßten irgend einen Beruf ergreifen, wo die Perſönlichkeit zur Geltung kommt. Schriftſteller, Schauſpieler oder ſo etwas. Freilich, da Sie arm ſind ......“

„Freilich! Wenn man arm iſt ......“ wiederholte Richard leiſe und fügte ſeufzend hinzu: „Ich leide ja keine Not, und meine Mittel reichen bis zur Beendigung des Studiums und wohl auch kurze Zeit noch darüber hinaus.“

„Und dann?“ fragte ſie mitleidig. „Dann werden Sie Schulmeiſter und leiden ganz ſicher Not! Ich meine die Not des Heimwehs, von dem Sie vorhin ſprachen.“

Richard nickte. Dann ſagte er bitter:

„Ein guter Freund hat mir jetzt den Vorſchlag gemacht, eine reiche Frau zu heiraten! — — —“

„Und was ſagen Sie zu dieſem Vorſchlag?“

„Ich ſage: er iſt roh, und er iſt ſehr billig. Sogar überflüſſig iſt er. Aber es iſt kein ganz verwerflicher Vorſchlag.“

„Nicht?“

„Er iſt ebenſowenig verwerflich, wie der Reichtum unbedingt verwerflich iſt. — — — Es giebt ja auch Damen, die neben dem Reichtum noch über andre, über ſchätzenswertere Vorzüge verfügen.“

„— Ja!“ erwiderte ſie langſam. „Aber gerade die Guten und Klugen wollen um ihrer ſelbſt willen geliebt ſein und reichen deshalb ſchon aus Vorſicht und Mißtrauen ihre Hand keinem armen Teufel. Am allerwenigſten einem jungen Künſtler oder dergleichen. Künſtler ſind uns intereſſante Menſchen. Sie werden von uns ſehr gern geliebt, aber ſehr ſelten geheiratet.“

Wieder wurde es ſtill zwiſchen den beiden, und die Dämmerung dunkelte bereits merklich. Aber diesmal fühlte auch Richard nichts Gemeinſames mehr in dem beklemmenden Schweigen. Wortlos empfahl er ſich.

Als er jedoch ins Freie hinaustrat, wo noch der weiße Himmel zwiſchen den kahlen Winterbäumen hindurchſchimmerte, da wurde ihm wieder heller und freudiger zu Sinn, und während er von Straße zu Straße mit naſſen Schuhen durch den ſchmutzigen Schnee der Großſtadt ſtampfte, fühlte er ſeinen Mut immer wärmer von neuen Hoffnungen und Entſchlüſſen belebt.

Was andern gelungen war, mußte doch auch für ihn nicht unmöglich ſein: aus eigner Kraft heraus und auf eignem Wege ſeine Fähigkeiten zur Geltung zu bringen und ſich eine Stellung zu erobern, die ihn befriedigen und ernähren konnte!

Eine Stellung, die ihn über den häßlichen Verdacht erhob, nach der Mitgift der Geliebten zu ſchielen!

Noch eifriger als früher beſuchte er jetzt alle möglichen Vorleſungen. Noch fleißiger ſaß er in der Bibliothek und teilte ſeine Zeit dabei ſo gewiſſenhaft ein, daß ihm faſt jeder Abend für Geſelligkeit oder ſonſt ein Vergnügen frei blieb.

Er hatte einige Künſtler des Stadttheaters kennen gelernt, deren heiteren Umgang er hin und wieder in einer Weinſtube der Ritterſtraße aufſuchte. Kehrte er dann in ſeine Wohnung zurück, ſo ſaß er oft noch einige Stunden der Nacht am Schreibtiſch und ſchrieb Humoresken und ſonſtige Kleinigkeiten, um damit ſeinen knappen Finanzen aufzuhelfen.

Nauheimer beobachtete ſeine Unraſt mit der Würde des lächelnden Zuſchauers.

„Wozu nur dieſe Anſtrengungen,“ ſagte er einmal zu ihm, „die dich bei aller Vielgeſchäftigkeit zu keinem Ziele führen? Ich mache mir’s bequemer, laſſe mir mein Bier ſchmecken und wandle geruhig den Pfad meiner Faulheit. Du haſt es eiliger und läufſt zehnmal geſchwinder als ich. Aber du verſchwendeſt all deine Kraft und Schnelligkeit nur auf einem mühſamen Umwege, und am Ende treffen wir doch in demſelben Nichtsthun zuſammen.“

„Du ſprichſt wie ein fataliſtiſcher Türke,“ entgegnete ihm Richard ſtolz. „Schließlich iſt ja auch das ganze Leben nur ein nutzloſer Umweg zum Tod. Aber wer ein richtiger Kerl und ſich ſeiner Kraft bewußt iſt, den freut es, dem unvermeidlichen Endziel auf allerhand bunten Umwegen entgegenzuſpazieren und ſich unterwegs auch einmal eigne Ziele zu ſuchen, die nur wenigen erreichbar und vielen kaum ſichtbar ſind!“

X.

„Zweihundert Mark kann ich für die Erzählung geben,“ ſagte Herr Eisler. „Sie iſt ja ſehr hübſch geſchrieben. Aber mit derartigen Sachen werden die Zeitungen immer ſo überſchwemmt, daß keine hohen Preiſe zu erzielen ſind.“

„Geben Sie her; ich kann’s gerade brauchen,“ antwortete Richard, und der Buchhändler nahm die beiden ſchon bereit liegenden blauen Scheine aus dem Kaſten und ſchob ihn mit einem kräftigen Ruck wieder zu, ſo daß ein Federhalter vom Pult auf den Boden rollte und die hochaufgebauten Stöße von Büchern, Manuſkripten und Zeitſchriften ins Wanken kamen.

Dann drehte er ſich auf ſeinem Lederſeſſel halb herum, ſchleuderte mit einer heftigen Bewegung die Troddel ſeines Fez von der Stirn zurück und blickte Richard durch die ſcharfen Brillengläſer nachdenklich an, während er mit der Linken über den langen, roten Vollbart ſtrich.

„Warum bringen Sie mir nun ſchon ein paar Jahre immer nur ſolche Kleinigkeiten?“ fragte er ſchließlich. „Sie ſollten mir mal einen ordentlichen Roman ſchreiben, bei dem ſich außer dem Zeitungsvertrieb auch eine Buchausgabe lohnt!“

Richard ſteckte die Banknoten ſorgfältig in ſeine Viſitenkartentaſche und antwortete lachend: „Für ſolches Zeug habe ich bisher keine Zeit gehabt, Herr Eisler. Wenn man Student iſt, muß man doch auch ſtudieren, und das habe ich ein Halbjahr nach dem andern hindurch mit rührender Freudigkeit gethan. Schließlich bin ich dann auch auf den bekannten Gipfelpunkt der Weisheit und zu der berühmten Einſicht gelangt, ‚daß wir nichts wiſſen können‘. In dieſem erheiternden Bewußtſein habe ich geſtern meine Doktordiſſertation eingereicht und ſtehe nun mit meiner gründlich vollendeten Bildung wähleriſch vor den verſchiedenen Gebieten, die ſich mir zur nützlichen oder doch gewinnbringenden Bethätigung meiner Kenntniſſe und Gaben öffnen. Sowie die Reſte meines Vermögens aufgebraucht ſind, können Sie mit Sicherheit darauf zählen, mich mit einem Romanmanuſkript von dreihundert Seiten Folio in dies Zimmer treten zu ſehen.“

„Hierzu werden Ihnen die ungewohnten beruflichen Anforderungen wohl zunächſt keine Muße laſſen. Sie gehen doch in Staatsdienſt?“

„Um Gotteswillen! Für ſolche Leute wie mich hat der Staat keine amtliche Verwendung. Ich habe mich auch keiner Staatsprüfung unterzogen. Ich mag nicht noch mehr unterſucht werden, als unvermeidlich iſt. Der Staat unterſucht ſchon das Einkommen und die Geſundheit. Ich habe meinen Impfſchein und bin auch felddienſttauglich. Meine wiſſenſchaftliche Tauglichkeit möchte ich nicht auch noch unterſucht und offenſichtlich abgeſtempelt haben etwa mit der Inſchrift: ‚Geeignet als Lehrer der alten Sprachen von Sexta bis Prima‘.“

Eisler lächelte überlegen: „Sie reden ſo ſtolz und nervös von unſern ſtaatlichen Einrichtungen, als wären Sie ein abgeſetzter Reichskanzler. Ihnen hat doch der Staat noch nichts zuleide gethan. — Was veranlaßt Sie denn übrigens bei Ihrer ſonſtigen Erhabenheit über dergleichen, Ihren Doktor zu machen?“

„Das iſt nur kindiſche Schwäche von mir, thörichte Eitelkeit! Ich denke es mir manchen Leuten gegenüber ſehr angenehm, wenn man ihnen den ſchriftlichen Beweis unter die Naſe halten kann, daß man zum mindeſten ebenſo dumm iſt wie die andern.“

„Na, der Titel hat auch praktiſche Vorteile. Wenn Sie etwa Journaliſt werden, ſo . . . . . .“

„Dazu bin ich noch nicht entſchloſſen. Ich will morgen erſt mal an einer andern Thüre anklopfen.“

„Schade! Sie wären der geborene Journaliſt. Ihr Geiſt brodelt jetzt ſo hübſch in grundloſer, überſättigter Unzufriedenheit, daß Sie ganz das richtige Zeug dazu haben, Ihren Beruf zu verfehlen und über alles und einiges andre amüſant zu ſchimpfen. Was braucht's für einen Zeitungsſchreiber mehr? Daß Sie außerdem über eine vielſeitige Bildung verfügen, kann Sie nicht ernſtlich ſtören. Es wird ſich ja immer noch dies oder jenes Fach finden, in dem Sie ſich noch die mit Recht ſo beliebte durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Unbefangenheit bewahrt haben.“

Über Richards Geſicht ging ein fröhliches Leuchten.

„Sie ſpotten über mich, Herr Eisler,“ ſagte er. „Aber ich nehm's Ihnen nicht übel. Ihr Spott thut mir nicht weh, und Sie können ſchon daraus entnehmen, daß er unbegründet iſt. Den Verdacht des Weltſchmerzes laſſe ich nicht auf mir ſitzen. Unzufrieden bin ich allerdings gründlich, jedoch nur mit den andern, keineswegs mit mir ſelber. Natürlich habe auch ich mein bißchen Selbſterkenntnis, und es iſt dabei nicht ganz ohne Schmerz und Demütigung abgegangen. Aber wenn ich auch längſt keine allzuhohe Meinung mehr von meinen Kräften habe, ſo bin ich doch mit der Zeit dahinter gekommen, daß die Mehrzahl meiner Mitmenſchen aus noch weit minderwertigern Exemplaren beſteht. Als Menſchenfreund finde ich dieſe Thatſache ſehr betrüblich, als junger Egoiſt aber erkenne ich ſie mit Vergnügen. Um ſo bequemer gedenke ich mich unter meinen Zeitgenoſſen hervorzuthun, und es wird mir einen teufliſchen Spaß bereiten, wenn ich meine ganze Überlegenheit eigentlich gar nicht mir ſelbſt verdanke, ſondern nur der Unfähigkeit der lieben Brüder."

Von Eislers Mienen war noch nicht aller Spott verſchwunden. Doch ſchien er ſich in den rotbuſchigen Bart verkrochen zu haben und zuckte nur verſtohlen um die Naſenflügel.

„Na, mein lieber zukünftiger Herr Doktor," verſetzte er gutmütig, „verſpeiſen Sie nur die arme thörichte Menſchheit nicht aus einem einzigen Topf! Es ſind doch nicht alle von derſelben Art."

„Es giebt zwei Hauptſorten," pflichtete Richard mit erhabenem Lächeln bei. „Die Dutzendmenſchen, von denen man auf das Dutzend ſogar dreizehn Stück nehmen kann, und die Muſtermenſchen, die es zu den höchſten Stellen bringen; denn nichts wird billiger befördert, als ein Muſter ohne Wert!"

„Genug, genug! Ich habe keinen Bedarf an Gedankenſplittern und bitte Sie nur noch um die eine Auskunft, zu welcher der beiden Sorten Sie mich zählen?"

„Aber verehrter Herr Eisler! Sie ſtehen doch gänzlich außer Wettbewerb! Sie kaufen mein Geſchriebenes! Ihr Wert iſt ſelbſtverſtändlich über allen Zweifel erhaben. Selbſt wenn meine Werke nichts taugten, ſo wären Sie immerhin ein Springbrunnen von Güte. Da meine Schriftſtellerei aber thatſächlich köſtliche Früchte erzeugt, ſo erkläre ich Sie, weil Sie das einſehen, für einen Karfunkel an Weisheit! Auf jeden Fall wandeln Sie mit mir zugleich auf der Menſchheit Höhen."

„Als Übermenſch?" fiel Eisler mit plötzlichem Ernſt ein. „Nein, da irren Sie ſich. Nach Ihrer Einteilung bin ich nur ſo ein armſeliger Dreizehnter vom Dutzend der Durchſchnittsware. Ohne einen Funken von Genie, ohne eine Spur von Überlegenheit und ohne die mindeſte Erkenntnis, daß ich von lauter Hohlköpfen umgeben bin, habe ich mir in achtundzwanzig Jahren meine geachtete buchhändleriſche Firma nur aus meinem raſtloſen, beſcheidenen Fleiß aufgebaut. Seit achtundzwanzig Jahren weiß ich nicht, wie ein Ferientag ſchmeckt!"

Richard empfand dieſe polternden Worte peinlich. Die feſten, grauen Augen des breitſchultrigen Mannes machten ihn verlegen, und er entgegnete unſicher:

„Es wird auch niemand geben, der Ihnen deshalb nicht die größte Hochachtung entgegenbringt. Ich kann ſie Ihnen freilich nur im halben Scherz ausſprechen. Denn mir jungem Kerl ſteht natürlich kein ernſtes Urteil über einen ſolch tüchtigen ..... Ausnahmemenſchen ...... zu ......"

„Nee, nee," unterbrach ihn Eisler mit derbem Lachen. „Das iſt ja eben Ihr Irrtum. Ich bin gar keine Ausnahme. Ich habe auch nicht, um Ihr Lob herauszukitzeln, von mir geſprochen, ſondern um Sie als guter Freund zu warnen. Solche Leute, wie mich, giebt es nämlich auch unter den Leuten, die Sie Dummköpfe nennen, und gerade auf deren Wettbewerb müſſen Sie ſich beizeiten gefaßt machen. Begabt ſein iſt ſchön, aber ein feiner Kopf reicht nicht aus, einen Menſchen fruchtbar zu machen. Einen feinen und bedeutenden Gegner werden Sie vielleicht an eigner Bedeutung noch übertreffen und mit eleganter Leichtigkeit ſchlagen. Aber die rückſichtsloſe Arbeitskraft der zahlloſen Dummköpfe, das iſt die gefährlichſte Nebenbuhlerin der ſorgloſen Begabtheit. Und mag Ihr Stolz auf Ihre Fähigkeiten noch ſo begründet ſein, Sie dürfen bei den andern nicht immer nur die Dummheit ſehen! Sie müſſen auch ihren fürchterlichen Fleiß in Rechnung ziehen!“

„Ich muß doch bitten, Herr Eisler, mich nicht für einen Bummler und Tagedieb zu halten. Ich habe meine Zeit noch nie totgeſchlagen, und die Arbeit hat mir ſtets Freude gemacht.“

„Das glaube ich gern. Sie haben eben bisher nur zu Ihrem Vergnügen gearbeitet, haben vor allem Ihre Lernbegier geſtillt und mir hin und wieder einmal im Überſchwang Ihrer Jugendfröhlichkeit eine luſtige Geſchichte geſchrieben. Ihr ſelbſtbewußter Frohmut iſt ja etwas ſehr Beneidenswertes, und auch an Ihrem Fleiß will ich nicht zweifeln, aber auf die entſcheidende Probe wird er erſt geſtellt, wenn die Tagelöhnerei des Berufslebens ihre öden Anſprüche geltend macht.“

„Auf dieſe Probe werde ich es allerdings nicht ankommen laſſen. Denn ich ſuche mir natürlich einen Beruf, der meine Perſönlichkeit in keine Tretmühle zwingt.“

„So? Beruf ohne Tretmühle? Na, wenn Sie den auf Erden gefunden haben, dann ſagen Sie es mir. Dann werden wir Kollegen! — — — Wann bringen Sie mir denn nun mal eine große ernſt zu nehmende Arbeit?“

„Wenn ich wieder Geld brauche! Einſtweilen danke ich Ihnen für das heutige und für Ihre wohlmeinende Anteilnahme an meinem Geſchick. Gefunden habe ich den Beruf übrigens bereits. Er lag mir ſchon lange auf dem Weg. Morgen hebe ich das Ding mal auf und ſehe mir’s an, ob wir zuſammen paſſen. Guten Morgen, Herr Eisler.“

„Guten Morgen! Gott ſchütze Ihre Frechheit!“

„Und Ihnen erhalte er das glückliche Verſtändnis für meine genialen Manuſkripte.“

— — — Nach dem gemeinſamen Mittagstiſch pflegte ein Kaffeeſkat die Freunde im Café Felſche zu vereinigen. Als ſie dieſem Ziele auf der Grimmaiſchen Straße zuſtrebten, blieb Richard mit Nauheimer etwas zurück und ſagte:

„Morgen fahre ich nach Dresden und hole mir meine Entſcheidung.“

„Es iſt zwar ein fürchterlicher Unſinn,“ antwortete Nauheimer, „aber was du dazu brauchſt, kann ich dir natürlich pumpen.“

„Danke ſchön. Das iſt nicht nötig. Ich habe mir eben zweihundert Mark für die Geſchichte von unſrer geplatzten Punſchterrine geholt. Damit komme ich reichlich bis zu unſerm Doktorſchmaus aus, und dann fahre ich einſtweilen nach Hauſe und mache meine letzten Papiere flüſſig.“

„Zweihundert Mark haſt du wieder verdient? Wie ſchön und bequem könnteſt du nun jetzt hier in Leipzig leben. Warum denn ſchon wieder etwas Neues anfangen? Habe ich deshalb drei volle Jahre damit zugebracht, dich zu erziehen und dir eine vornehme, gleichgültige Auffaſſung des Lebens beizubringen, damit du mich jetzt plötzlich verläßt? Bleibe bei mir! Nun du endlich die unſelige Doktorarbeit abgeliefert haſt, hätten wir ſo ſchöne Zeit, um allerlei Kurzweil zu treiben. Auch haſt du dir noch manche Ideale abzugewöhnen und mußt überhaupt noch manches lernen, um ſolch ein richtiger liederlicher Kerl zu werden, wie ich einer bin. Das lernt ſich am beſten in meiner Geſellſchaft. Wenn du jetzt aus meiner Zucht davonläufſt, wirſt du dein Lebtag kein ordentlicher Lump! Alſo bleibe bei mir!“

Richard lachte. „Nein, das geht nicht. Ich habe dir, wie ich eben höre, ſchon deine edle Schweigſamkeit genommen. Es iſt Gefahr, daß du vielleicht noch ganz von mir und meinen Idealen verdorben wirſt. Und dann, deine Faulheit und deinen Leichtſinn in allen Ehren, aber ſchließlich kannſt du doch auch nicht ewig ſtudieren!“

„Warum denn nicht?“ entgegnete Nauheimer beinahe beleidigt. „Die Quelle der Wiſſenſchaft iſt an ſich unerſchöpflich, und der vergängliche Quell des Bieres wird tagtäglich friſch nachgefüllt. Ich kann dir ſchwören, daß ich mich nie den Unannehmlichkeiten einer Prüfung ausſetzen werde. Wie leicht möchte es geſchehen, daß ich ſie zufällig beſtände und dann ein Philiſter werden müßte!“

„Der ſchlimmſte Philiſter iſt vielleicht ein alter Student,“ erwiderte Richard. Nauheimer wollte ſich empört verteidigen. Aber da ſie eben im Kaffeehauſe angekommen waren, beſänftigte die Ausſicht auf den Skat ſein Gemüt, und mit gewohnter Heiterkeit verteilte er die Karten.

— —

Als Richard am nächſten Vormittag in Dresden am Altſtädter Hoftheater vorüberging, klopfte ihm das Herz in ſtolzer Erwartung. Er begrüßte das vornehme Gebäude bereits als etwas ihm Zugehöriges, und es ſchien ihm eine durchaus würdige Stätte ſeiner künftigen Thätigkeit.

Ein wenig enttäuſcht aber war er, als er in der Oſtraallee vor dem großen Hauſe Nr. 13 ſtillhielt. Er ertappte ſich dabei, daß er ſich unter der Wohnung des Hofſchauſpielers David unwillkürlich etwas Fürſtliches, etwas Palaſtartiges, zum mindeſten eine elegante Villa vorgeſtellt hatte, und nun ſtand er vor einer gewöhnlichen großſtädtiſchen Mietkaſerne.

Er ſchämte ſich ſeiner gedankenloſen Phantaſie und ſah vollkommen ein, wie thöricht ſie war. Aber als ihn das durchaus nicht herrſchaftliche Hausmädchen in das Zimmer führte, war er doch abermals befremdet. Da war nichts von künſtleriſchem Prunk und genialer Unordnung zu ſehen. Sauber, freundlich und gediegen machte es den Eindruck bürgerlichen Wohlſtandes, und es fehlte jeder Duft von Leichtfertigkeit, mit deren edler Würze ſich Richard das Künſtlerheim ſo ſchön durchweht gedacht hatte.

Da trat Herr David aus dem Nebenzimmer, und bei ſeinem Anblick empfand Richard die dritte Enttäuſchung. Es war ein kleiner, etwas vertrockneter Mann in tadelloſem ſchwarzen Anzug und mit blendend weißer Wäſche. Sein Geſicht glänzte vom friſchen Raſieren, und die graue Perücke mit der Devrientlocke war auf das Sorgfältigſte friſiert. Aber die Bewegungen des alten Mannes waren leicht wie die eines Jünglings, und jedenfalls eleganter, als Richards bisweilen noch etwas ſteife Art.

Jetzt begann er zu ſprechen. Gleichmäßig und wohltönend ſchlugen ſeine Worte an Richards Ohr. — Da kam es dieſem klar zum Bewußtſein, daß ein Künſtler zu ihm redete. Der bürgerliche Eindruck des Zimmers war verwiſcht. Ehrfürchtig blickte er nach den wohlredenden Lippen und den ausdrucksvollen Augen, die mit ſo vornehmer Liebenswürdigkeit auf ihm ruhten.

„Herr Günther?“ hatte er beim Eintritt mit leichter Verbeugung geſagt. „Ich bin ja brieflich von Ihrem Vorhaben unterrichtet. Alſo bitte, beginnen Sie!“

Und als Richard zauderte, wiederholte er dringend:

„Beginnen Sie! Wir wollen keine Zeit verlieren. Tragen Sie mir irgend etwas vor. Sie haben doch ſicher etwas vorbereitet.“

Jetzt gewann Richard ſeine Zuverſicht wieder und ließ den Tellmonolog mit ſcharfer Betonung von ſeinen Lippen fließen. Tiefaufatmend wartete er auf des Meiſters Urteil. Aber vergebens. David reichte ihm einen Band Goethe und ließ ihn im Egmont den Oranien leſen, während er ſelbſt ihm Egmonts Gegenreden brachte. Das verwirrte ihn anfangs von neuem, machte ihm aber bald doppelten Mut. Darauf mußte er noch ein Stück aus einem Zeitungsartikel vorleſen, und ſchließlich ſchlug David ein Büchlein vor ihm auf und zeigte mit dem Finger auf allerhand kleine Sätze, wie:

„Ich bin müde,“ „Ich habe dich lieb,“ „Meine Schweſter iſt geſtorben,“ „Ich drehe dir den Hals um,“ „Mich friert,“ „Ich verbitte mir das,“ „Ach, iſt das komiſch,“ „Ich fürchte mich“ u. ſ. w.

Richard mußte ſich bemühen, mit immer verändertem Tone den Stimmungen aller dieſer Sätze gerecht zu werden. Endlich nahm ihm David das Büchlein wieder ab und ſagte:

„Danke. Es iſt genug. Nun ſoll ich Ihnen alſo ſagen, ob Sie Talent haben. Ja, mein beſter Herr Günther, das weiß ich nicht. Ich weiß eigentlich nicht einmal, ob ich ſelbſt welches habe. Aber den einen Eindruck habe ich mit ziemlicher Beſtimmtheit von Ihnen gewonnen: Ein Genie ſcheinen Sie nicht zu ſein! Sie haben keine bedeutenden Fehler gemacht; immerhin haben Sie Gefühl und Verſtand gezeigt. Sie ſind offenbar ein gebildeter Menſch.“

„Ich denke mir in ein paar Tagen den Doktorhut aufzuſetzen,“ fiel Richard mit ſtolzem Lächeln ein.

„So? Nun, da gratuliere ich. Das macht ſich ja auf dem Theaterzettel immer ganz nett. Aber wenn Sie es ſchon ſo herrlich weit gebracht haben, warum wollen Sie dann jetzt noch umſatteln?“

„Mir macht der gelehrte Kram keine Freude mehr. Ich habe mehr Luſt zum Theater.“

„Hm. Es iſt natürlich meine Pflicht, Ihnen von dieſem Schritte abzuraten. Meiſt iſt er ein Sprung ins Unglück, ſtets aber ein unberechenbares Wagnis. Ich rate Ihnen alſo: Thun Sie's nicht! — — — Selbſtverſtändlich kümmern Sie ſich um dieſe Warnung gar nicht. Das iſt immer ſo. Und da Sie ſo ſehr viel Luſt zum Theater haben, ſo iſt dagegen nichts auszurichten. Wenn Sie dann die Sache fleißig und gewiſſenhaft anfaſſen wollen, ſo machen Sie meinetwegen mal den Verſuch. — — — Sie haben allerdings kein freies Auge; auch die Naſe iſt nicht wohlgebildet. Aber Figur und Organ ſind gut, und Verſtändnis iſt ja auch vorhanden. Da können Sie alſo, wenn es gut geht, vielleicht ein ganz tüchtiger Schauſpieler werden. Wenn Sie daher auf Ihrem leichtſinnigen Vorſatz beſtehen und als neubackener Doktor wieder zu mir kommen, ſo bin ich gern bereit, Sie auszubilden. Das Honorar beträgt bei mir ſechs Mark für die Stunde. Auch für die heutige Prüfungsſtunde."

Richard bezahlte und verließ das Künſtlerheim ziemlich unbefriedigt. Nicht wegen der ſechs Mark, ſondern wegen des Geizes, mit dem ihm die ſpärliche Anerkennung ſeiner Begabung zugemeſſen worden war.

Er war ja weit entfernt, die hohen Aufgaben der Schauſpielkunſt zu unterſchätzen. Aber er fühlte ſich dieſen Aufgaben durchaus gewachſen. Wieviel mangelhafte Leiſtungen hatte er ſchon auf der Bühne geſehen, wieviel himmelſchreiend falſche Betonungen ſchon hören müſſen! Er war entſchloſſen, das alles beſſer zu machen, und freute ſich darauf.

In Leipzig fand er Nauheimer auf ſeinem gewohnten Platz in der Kneipe ſitzen.

„Sei gegrüßt, Künſtler!" ſagte er. „Wie hat man dich gewürdigt?"

„Ich ſoll bald wiederkommen. Er will mich ausbilden und hofft einen ſehr guten Schauſpieler aus mir zu machen."

„Muß denn das durchaus in Dresden geſchehen? Es wäre doch überhaupt viel einfacher geweſen, wenn du dich hier in Leipzig hätteſt prüfen laſſen. Du kennſt hier eine ganze Anzahl Schauſpieler perſönlich."

„Eben deshalb. Bekannte ſind immer in vorgefaßten Meinungen befangen. Mir lag an einem ſtrengen, unparteiiſchen Urteil!"

„Hm. Der Herr in Dresden will dich wohl umſonſt ausbilden?"

„Wieſo?"

„Nun, weil du ihn für ſo durchaus unparteiiſch hältſt. Wieviel will er denn an dir verdienen?"

„Sechs Mark für die Stunde."

„Und als Gegenleiſtung erklärt er dich für ein ſchauſpieleriſches Genie!"

„Dein Mißtrauen iſt ekelhaft," erwiderte Richard gereizt. „Er hat mir im Gegenteil ſehr offen jedes Genie abgeſprochen."

„Das thue ich ſchon lange. Warum giebſt du mir keine ſechs Mark? — Übrigens haſt du mir vorhin deine Beurteilung viel roſiger geſchildert. Hat er dir zugeredet, dich ausbilden zu laſſen? Hat er es dir wahrſcheinlich gemacht, daß du ein tüchtiger Schauſpieler wirſt?"

Richard wurde verlegen und lenkte mit ein paar ausweichenden Bemerkungen das Geſpräch ab. Früher, als ſonſt, brach er auf und ging nach Hauſe. Es war bitter kalt, ſo daß die Naſe beim Atmen ſchmerzte.

Als er die vier Treppen zu ſeinem Zimmer emporgeklettert war, fand er es natürlich ungeheizt. Ein Brief lag auf dem Nachttiſch. Er entkleidete ſich eilig und las ihn im Bett.

Es war ein Schreiben von dem derbfreundlichen Verlagsbuchhändler.

Werter Herr Günther!

Falls Sie noch auf Ihre früheren journaliſtiſchen Pläne zurückkommen, ſo würde ich Ihnen raten, ſich an den Anzeiger zu wenden. Wie ich erfahre, ſoll dort zum

1. April ein neuer Hilfsredakteur eingeſtellt werden. Derartige Kräfte giebt es zwar im Überfluß, aber da es der Verleger durchaus auf einen jungen Mann mit dem Doktortitel abgeſehen hat, ſo wären bei beſcheidenen Anſprüchen für Sie die Ausſichten ganz beſonders günſtig. Wenn Sie wünſchen, diene ich Ihnen gern mit meiner Empfehlung.

Ergebenſt
Adolf Eisler.

„Das iſt hübſch von ihm! Und er muß doch denken, daß ich etwas leiſten kann,“ murmelte Richard, löſchte das Licht aus, krümmte ſich in dem kalten Bett wohlig zuſammen und ſchlief in dem angenehmen Bewußtſein ein, daß tüchtige junge Leute allerorten gebraucht werden.

— — — Am nächſten Morgen erwachte er in der heiterſten Stimmung. Gleich nach dem mit beſonderm Behagen eingenommenen Frühſtück begab er ſich ſeit vielen arbeitsreichen Wochen zum erſtenmale wieder in die Leſehalle. Aber lange hielt er es bei den Zeitungen nicht aus. Die Kälte hatte etwas nachgelaſſen, ein friſcher Schnee war nachts gefallen, und von den weißſchimmernden Dächern prallte der helle Winterſonnenſchein zurück. Er lockte ihn ins Freie. Den ganzen Winter hindurch hatte er noch keine Muße zum Schlittſchuhlaufen gefunden. Jetzt freute er ſich, ſeine freie Zeit mit vollem Genuß auszukoſten.

Wenige Minuten ſpäter hatte er den Stahl unter den Füßen und glitt in dem frohen Schwarm dahin, der ſich auf dem Teich des Johannaparkes tummelte.

Er wunderte ſich, die Schweſtern Hanſen nicht ſogleich zu entdecken. Er kannte ihre Vorliebe für den Eislauf, und es war ihm unwahrſcheinlich, daß ſie ſich bei dem herrlichen milden Wetter und ihrer unmittelbaren Nachbarſchaft dieſem Vergnügen heute entziehen ſollten. Doch war er ſich bewußt, keineswegs um ihretwillen die Eisbahn aufgeſucht zu haben. Er war ja Gott ſei Dank kein Weiberknecht!

Faſt vier Jahre lang hatte er in dem gaſtlichen Hauſe Profeſſor Hanſens verkehrt. Während dieſer Jahre hatte ihn Lotte mit ihren reizvollen Künſten immer von neuem angezogen und wieder zurückgeſtoßen.

Niemals hatte ſie über eine gewiſſe Grenze hinaus ſeine Annäherung geduldet und niemals ihn ganz aus ihrem Zauberkreiſe entfliehen laſſen. So war es nie zu einer Vereinigung, aber auch nie zu einem Bruche zwiſchen ihnen gekommen.

Beide empfanden eine ſtillſchweigende Zuſammengehörigkeit, und wie einen treuen Planeten hielt ihn die Vereinigung der Anziehungs- und Fliehkraft in Lottes unentrinnbarem Banne gefangen. Bald nah, bald fern umkreiſte er ſie in regelmäßigen Kurven, während alljährlich eine Anzahl feuriger Kometen mit nur kurzem, flüchtigem Lauf in ihrer Sonnennähe weilten, um dann ohne Wiederkehr zu verſchwinden.

Richard hatte ſich an die vorübergehenden Launen ſeiner ſchönen Freundin gewöhnt, aber als ſie zu Beginn dieſes Winters den neuen Bariton des Stadttheaters mit ganz beſonderer Gnade beſchien, und dieſer ihn ſogar aus ſeiner beſcheidenen und bisher ſo ſichern Freundesſtellung zu verdrängen drohte, da war er beleidigten Herzens wieder einmal fern geblieben.

Die Vorbereitungen auf ſeine Doktorprüfung boten ihm einen guten Vorwand. So hatte er ſich zurückziehen können, ohne unhöflich zu ſcheinen und ohne ſeinen Groll allzu deutlich zu verraten.

Da ſah er plötzlich von weitem Hildegard Hanſen Hand in Hand mit Petermann heranfahren. Von ſonderbarem Schrecken überraſcht, kehrte er um. Er fürchtete, im nächſten Augenblicke auch Lotten an der Hand von jemand anderm zu begegnen. Während er ſich noch in erregtem Nachdenken eine Begegnung mit ihr vorſtellte, ſauſte ſie auch ſchon ihn überholend von hinten an ihm vorüber. Sie fuhr thatſächlich mit einem Herrn. Doch dieſer Herr war niemand anders, als ihr Vater, und Richard atmete erleichtert auf.

Der Profeſſor hatte ihn ſogleich bemerkt, ſchwenkte ſeine Tochter in einem kurzen Bogen herum und machte vor ihm Halt.

„Finden wir Sie endlich einmal, Sie Abtrünniger?“ rief er, und Richard entſchuldigte ſich mit ſeiner Doktorarbeit und mußte nun genau darüber Bericht erſtatten. Er hatte eine kulturhiſtoriſche Abhandlung „über den guten Ton in der Odyſſee“ geſchrieben, und der Profeſſor fand dieſes Thema ſehr eigenartig.

„Sie haben alſo wohl verſucht, alle die Anſtandsregeln des damaligen Umgangslebens aus den bunten Bildern der Dichtung herauszulöſen? Das iſt eine ſehr reizvolle Aufgabe, und Sie werden zu manch überraſchendem Vergleich mit den Sitten und Gebräuchen ſpäterer Zeitalter herausgefordert worden ſein. Wer hat Ihnen denn dies Thema geſtellt?“

„Niemand! Ich habe es mir ſelbſt gewählt.“

„Sie haben auch mit keinem meiner Kollegen vorher davon geſprochen?“

„Nein. Ich habe einfach meine Arbeit eingereicht.“

„Hm,“ machte der Profeſſor und ſchwieg ein paar Augenblicke. Dann fuhr er fort: „Mir perſönlich wäre ja ein kulturgeſchichtlicher Stoff aus der Renaiſſance willkommener geweſen. In dem Burckhardtſchen Werke iſt Ihnen da ſo herrlich vorgearbeitet, und Sie hätten viel mehr wiſſenſchaftlichen Apparat aufwenden können, als das für das homeriſche Zeitalter möglich geweſen ſein wird. Hm. Schade! Na, aber Sie haben ja eine ſehr unterhaltſame Art zu ſchreiben, und ſo wird Ihre Arbeit zum mindeſten von der ſteifen Tugend der Langweiligkeit frei ſein. Ich freue mich darauf, ſie zu leſen.“

„Dann iſt es wohl am beſten, Papa“, unterbrach ihn Lotte, „du gehſt eilig mal nach Hauſe und ſiehſt nach, ob Herrn Günthers Arbeit vielleicht ſchon zur Prüfung bei dir abgegeben iſt. Ich ſah vorhin einen Pedell zu uns hineingehen. Möglicherweiſe hat er ſie gebracht.“

„Möglicherweiſe,“ wiederholte der Profeſſor lächelnd. „Ja, ja! Und wenn ich dich jetzt hier bei Herrn Günther zurücklaſſe, ſo überredeſt du Herrn Günther möglicherweiſe, daß er von der kurzen Zeit, die er noch hier in Leipzig verbringt, uns wieder dann und wann einige Stunden ſchenkt. Du bringſt ihn vielleicht dann gleich zu Tiſch mit! Möglicherweiſe!“

Lachend war der Profeſſor davongefahren, und Richard wußte nichts Beſſeres zu thun, als der ſchönen Schlittſchuhläuferin ſtumm die Hand zu bieten und in größtem Eifer mit ihr über die Bahn dahinzugleiten.

Anfangs blickte er nur auf das feine Eismehl, das die glatte Fläche bedeckte. Allmählich aber hoben ſich ſeine Augen empor und begegneten denen Lottens, die heiter und offen auf ihn gerichtet waren. Ihr Geſicht ſchaute ſo friſch und holdſelig aus dem weißen Pelzwerk hervor, daß er all ſeinen mit etwas Verlegenheit gemiſchten Groll vergaß.

„Warum ſehen Sie mir ſo erwartungsvoll auf den Mund?“ fragte Lotte.

„Weil ich thatſächlich etwas von Ihren Lippen erwarte.“

„Oho,“ erwiderte ſie kokett, und ihre blauen Augen blitzten.

„Natürlich! Ich warte ſchon lange auf die Einladung zum Mittageſſen, die Ihnen Ihr Herr Vater eben für mich hinterlaſſen hat.“

„Darauf warten Sie vergeblich. Meines Vaters Einladung haben Sie bereits gehört, und mir ſind Sie ſelbſtverſtändlich trotz Ihrer Fahnenflucht noch immer auch ohne Einladung willkommen. Es iſt alſo nur an mir, etwas zu erwarten, und zwar Ihre Zuſage!“

„Ich komme mit Vergnügen. Ich freue mich ſehr darauf!“

„Auf was eigentlich?“

„Nun, erſtens macht der Eislauf hungrig! — — — Und dann . . . . . . dann möchte ich wieder mal von der Zukunft mit Ihnen plaudern.“

„Von weſſen Zukunft?“

„Natürlich von der meinen. Aber da kein Menſch etwas für ſich ganz allein haben kann, nicht einmal eine Zukunft, ſo iſt es vielleicht nicht ganz unrichtig, wenn ich ſage: von ‚unſrer‘ Zukunft!“

„Wenn es nicht geradezu unrichtig ſein mag, von ‚unſrer‘ Zukunft zu ſprechen, ſo iſt es doch auch nicht nötig. Ich bin ſo ſelbſtloſen Herzens, daß mich nur die Ihnen zugekehrte Seite der Zukunft neugierig macht. Alſo plaudern Sie davon und beginnen Sie gleich jetzt. Ich habe ſolange nichts von Ihren Hoffnungen vernommen, daß mir Ihre Luftſchlöſſer faſt fremd geworden ſind.“

Richard hatte den alten vertraulichen Ton wiedergefunden, dem Lottens neckende Art nur einen erhöhten Reiz verlieh. Er berichtete mit zufriedener Heiterkeit, daß ihm bereits ohne ſein Zuthun leitende Stellungen an hieſigen Blättern angeboten worden ſeien, daß ihm Hofſchauſpieler David das Anerbieten gemacht habe, ihn zu einem tüchtigen Schauſpieler auszubilden, während der Verlagsbuchhändler Eisler ungeduldig auf einen Roman von ihm warte.

„Ich bin noch unſchlüſſig, nach welcher Seite ich mich entſcheiden ſoll,“ ſagte er nachläſſig.

„Keinesfalls dürften Sie ſich mit Privatunterricht bei David begnügen. Da hört und ſieht ja kein Menſch etwas von Ihnen. Gehen Sie lieber an das Konſervatorium. Da veranſtaltet die Schauſpielſchule alle zwei bis drei Wochen öffentliche Aufführungen. Sie haben alſo viel mehr Gelegenheit, Ihre Eitelkeit zu befriedigen und als Doktor Günther möglichſt bald in die Öffentlichkeit zu treten. Darauf freue ich mich rieſig. So oft Sie was Schönes ſpielen, ſchreiben Sie mir. Ich fahre dann ſtets nach Dresden, und vor Stolz und Freude über Ihre Erfolge wird mein Antlitz ſo ſtrahlen, daß Sie mich beim erſten Blick aus dem Publikum herausfinden.“

„Sie ſcheinen ſehr gut über das Dresdener Konſervatorium unterrichtet zu ſein?“

„Ein junger Sänger von dort iſt jetzt hier am Stadttheater thätig. Von ihm weiß ich das alles. Er hat mich mit ſeinen endloſen Schilderungen derartig gelangweilt, daß er bei mir in Ungnade gefallen iſt.“

„Der Ärmſte!“ ſagte Richard mit etwas unfreiem Lächeln.

Lotte zuckte die Achſeln:

„Er iſt nicht der Erſte; er wird nicht der Letzte ſein. Es iſt eben das Unglück aller meiner Freunde, daß keiner den Vergleich mit Ihnen aushalten kann.“

„Das mag wohl ſein. Und ich weiß auch, in welchem Punkte ich unvergleichlich bin: in der Geduld, mit der ich Ihre liebenswürdigen Grauſamkeiten nicht nur ertrage, ſondern geradezu genieße, und in der Einfalt, mit der ich auf einen dereinſtigen ſchönen Lohn in meiner oder unſrer Zukunft hoffe.“

Lotte drückte ihm leiſe die Finger in dem weißen Pelzmuff, der ihre Hände gemeinſam umſchloß, und ſeitdem fand ſich Richard wieder häufiger im Hauſe Profeſſor Hanſens ein.

— — — — - — — — — — — — — — — — — — — —

Mit ſeinen Freunden hatte Richard verabredet, den Schluß ihrer gemeinſamen Univerſitätszeit durch eine Abſchiedsfeier zu begehen, und Nauheimer hatte in 'einer gemütlichen Weinkneipe auf der Kurprinzſtraße die Anordnung eines feinen Abendeſſens übernommen. Perſönlich bereitete er den danach zu genießenden Punſch.

Petermann und Runkel waren nach wohlüberſtandener Referendarprüfung bereits mit dem Doktortitel geſchmückt, und ſo nannte Nauheimer das kleine Feſt ſtolz ‚unſern Doktorſchmus‘. Er ſonnte ſich förmlich in dieſer Bezeichnung und gab mit leiſer Selbſtverſpottung der Freude Ausdruck, daß es ſolch faulem Bierſchlauch, wie ihm, vergönnt ſei, ſich mit ſo gelehrten Männern zum Umtrunk zu ſetzen.

Richard war ganz gegen ſeine ſonſtige Pünktlichkeit etwas zu ſpät gekommen und ſchien gedrückter Stimmung zu ſein. Petermann vermutete, daß ihn eine Laune Lotte Hanſens betrübe, Runkel glaubte ihm die Sorge vom Geſicht zu leſen, für welchen Beruf er ſich nun eigentlich entſcheiden ſolle, und Nauheimer fragte ihn teilnahmsvoll, ob er etwa ſchlechtes Bier getrunken habe.

Er ſchüttelte lächelnd den Kopf, und Speiſe und Trank erheiterten die Gemüter der Freunde bald derartig, daß ſeine Einſilbigkeit nicht weiter auffiel.

Nauheimer lenkte mit kurzen möglichſt unpaſſenden Bemerkungen das Geſpräch von einem Punkt zum andern und hielt ſchließlich eine kleine Rede, in welcher er als einzig beim Studium Zurückbleibender den ins Philiſterium abziehenden Freunden väterliche Geleitsworte zurief. Er ſchloß mit den Worten:

„Und nun, meine Brüder, wünſche ich euch auch für euren fernern Lebensweg all die ſchöne Lernbegier und den gewiſſenhaften Eifer, den ich nie beſeſſen habe!“

Runkel nickte freudig mit dem Kopf, Petermann hingegen rief: „Nee! Nun ich den Gipfel der Wiſſenſchaft überwunden habe, ziehe ich mich behaglich auf die Dichtkunſt und auf meines Vaters Geld zurück.“

Richard aber ſagte langſam und ruhig:

„Bei mir hat es ſich heute nachmittag herausgeſtellt, daß auch ich den ſoeben gerühmten gewiſſenhaften Eifer und Fleiß niemals beſeſſen habe. Vor ein paar

Stunden hat mir die Fakultät meine Doktorarbeit als ungeeignet zurückgegeben. Sie iſt nicht wiſſenſchaftlich genug. Könnt Ihr euch vorſtellen, wie ich mich ſchäme?“

„Natürlich!“ erwiderte Runkel. „Du hätteſt dich aber auch den Leuten, bei denen du dich um Stellung bewarbſt, nicht ſo voreilig ſchon als Doktor vorſtellen ſollen!“

„Ach, was gehen mich alle die Leute an, David und der Zeitungsbeſitzer und alle die andern! Vor meiner Mutter ſchäme ich mich! Sie kann doch nicht ſehen, was ich in den vier Jahren innerlich gewonnen habe und geworden bin. So komme ich alſo nach Hauſe ohne jedes greifbare Ergebnis vierjähriger Arbeit. Es iſt Erntezeit, und ich habe leere Hände! Vor meiner Mutter ſchäme ich mich!“

„Du brauchſt ihr's ja nicht zu ſagen!“ bemerkte Petermann leichthin.

„Meinſt du, daß ich mich dann weniger ſchämte? Nein! Morgen früh fahre ich nach Hauſe und mache ihr klar, was ich bin, und was von mir zu erwarten iſt!“

XI.

Seit Kurt Günther am Meißner Amtsgericht beſchäftigt war, hatte er ſich bemüht, die Beziehungen zur Familie Hendrichs immer enger zu knüpfen. Der elegante junge Referendar wurde dort ſehr gern geſehen, und auch Frau Günther hatte ſich an den Verkehr mit den reichen Bauunternehmersleuten um ſo leichter gewöhnt, als ſie jetzt mit Frau Kern immer ſeltener zuſammenkam.

Dieſe hatte, um dem Geſchäfte den erfahrenen Leiter zu ſichern und ihrer Tochter Erbe zu bewahren, dem ſchlau verſteckten Werben Pokornys ſchließlich nachgegeben und ihn geheiratet. Ihre Bekannten freilich verſtanden die Beweggründe zu dieſem Schritte nicht und ſchüttelten den Kopf. Eva ſelbſt begriff nicht, welch ein Opfer die Mutter für ſie brachte. Erſt beim Erlaß des Aufgebots hatte ſie ihre Abſicht erfahren, und ihre leidenſchaftlichen Bitten kamen zu ſpät, um ſie noch umzuſtimmen.

Zu ſpät entdeckte die Mutter jetzt die Seelenangſt ihres Kindes, zu ſpät begann ſie ihre Furcht vor dem Stiefvater zu erkennen und zu teilen.

Sie wurde immer gedrückter und ſcheuer. Nur hin und wieder ſtrömte ſie ihren Kummer in Thränen und Küſſen auf Evas Antlitz aus. Außer dem Hauſe ließ ſie ſich kaum mehr ſehen und brach faſt allen Umgang ab.

Da war es für die Rechtsanwaltswitwe ein ſehr unterhaltſamer Erſatz, daß ſie jetzt ſo häufig mit Familie Hendrichs zuſammenkam, und ſie wußte ihrem gewandten Kurt für die Anbahnung und Aufrechterhaltung dieſes Verkehres von Herzen Dank.

Herr Hendrichs bewohnte in ihrer unmittelbaren Nähe die prächtigſte Villa auf dem ganzen Ploſſenberge. Er hatte vor Jahren, ſowie der Hochbehälter der neuen Waſſerleitung dort oben gebaut wurde, das geſamte bisher waſſerarme Gelände auf der Höhe billig angekauft, und er hatte ſich in ſeiner Berechnung nicht getäuſcht. Seit das Waſſer nicht mehr fehlte, war der Ackerboden in der herrlichen freien Lage das geſuchteſte Bauland geworden.

Rechtsanwalt Günther war einer der erſten geweſen und hatte ſich noch ziemlich billig ſeine Villa erbaut. Jetzt aber waren die Bodenpreiſe raſend in die Höhe gegangen, und Herr Hendrichs, deſſen Million ſich bereits vor Jahren verdoppelt hatte, ſah aus, als wären dieſe beiden Millionen im Begriffe, ſich gar mit ſich ſelbſt zu multiplizieren. Auf ſeinem Antlitz lag der Frieden, und in ſeinem Hauſe wohnte die Pracht.

Ein feiner Mann war der Millionär nicht, er vermochte ſelbſt mäßigen Anſprüchen an gute Lebensart nicht recht zu genügen. Zu Kurts Entſetzen war es ſogar einmal geſchehen, daß er im Ratskeller am Honoratiorentiſch, der ſogenannten Magnatentafel, in Gegenwart des Amtshauptmannes und des Superintendenten ausgeſpuckt und die Spur ſeiner Unthat lächelnd mit ſeines Stiefels Sohle getilgt hatte.

Aber er beſaß ein harmloſes Gemüt und war frei von jener rückſichtsloſen Habſucht, mit der gewöhnlich die Jagd nach den Millionen betrieben wird. Er verdankte ſeinen Reichtum nur ſeinem geſunden Geſchäftsverſtand und ſeinem Glück, und er hatte es beim Geldverdienen noch nie nötig gehabt, ſeine angeborene Gutherzigkeit zu verleugnen.

Dieſe Gutherzigkeit machte ihn trotz ſeiner mangelnden Erziehung zu einem ſympathiſchen, liebenswürdigen Menſchen, zumal bei ihm in Küche und Keller ein beſſerer Geſchmack herrſchte, als in ſeinem perſönlichen Betragen. Auch Frau Günther fand deshalb das prächtige Haus des reichen Nachbarn ganz angenehm und ſah es mit mütterlicher Freude, daß die jungen Leute beider Familien ſich näher traten. Selbſt Elschen blieb den Hendrichsſchen Vorzügen gegenüber nicht mehr ſo blind wie früher. Sie war älter und verſtändiger geworden und begann einzuſehen, daß für ein armes Mädchen, wie ſie, in der jahrelangen Werbung des guten dicken Willy eine große Ehre lag.

Weniger leicht wurde es Kurt gemacht, unter den zahlreichen Verehrern der runden roten Bertha Hendrichs immer in der erſten Reihe zu bleiben. Das war um ſo ſchwerer, als ihm in Berthas Herzen ſelbſt keine heimliche Leidenſchaft oder Neigung als Bundesgenoſſin entgegenkam. Denn in ihrem leeren wohlanſtändigen Innern fand das Unkraut der Leidenſchaft keine Stätte, darauf es hätte gedeihen können.

Aber Kurt hatte ſich beizeiten ihre Mutter zur Freundin gemacht. Er beſchloß, Frau Hendrichs wohlthätigen Einfluß auf ihrer Tochter langſames Gemüt abzuwarten, bis es ſich mit der Zeit an dem mütterlichen Feuer ebenfalls erwärmt haben möchte. Und dann, wenn Berthas beſchauliches Herz heiß geworden war, wollte er raſch ſein Glück ſchmieden. Dabei war er brüderlich und ſelbſtlos genug, auch Elschens bisweilen noch etwas ſchwärmeriſche Art zu beaufſichtigen und ſie anzuhalten, ebenfalls ihren Vorteil wahrzunehmen.

Während ſo die Geſchwiſter mit treuem Eifer für ihre Zukunft ſorgten, hatte Richard in Leipzig mit allerhand wiſſenſchaftlichen und unwiſſenſchaftlichen Liebhabereien Zeit und Kraft zerſplittert. Kurt und Elschen waren auf dem beſten Wege, nützliche und wohlhabende Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden; Richard aber kam als durchgefallener Student nach Hauſe.

Die Mutter vernahm mit Beben ſein Mißgeſchick und weinte bitterlich. Auch Elschen vergoß herzliche Thränen des Mitleids und der Scham. Denn jetzt war mit dieſem unglücklichen Bruder keine Ehre mehr einzulegen. Kurt hingegen drückte ihm teilnahmsvoll die Hand und ſprach ihm Mut ein:

„Du haſt Pech gehabt. Aber das iſt nicht ſchlimm. Du machſt beim Dekan einen Beſuch, läßt dir ein vernünftiges gangbares Thema geben, ſchreibſt eine Abhandlung, wie ſie die Bonzen haben wollen, und in ein paar Monaten iſt die Sache in Ordnung gebracht.“

Richard ſchüttelte den Kopf:

„Der ganze Kram freut mich nicht mehr. Ich geb' den Schwindel auf.“

Vor dem Richterſtuhl verzeihender Liebe hätte er vielleicht nur als unpraktiſcher Träumer gegolten. In Wahrheit aber und nach ſeinem eignen Urteil war er nichts anders als ein unnützer Knecht, der vier Jahre ſeines Lebens ziellos und erfolglos vergeudet hatte und nun ebenſo unfertig nach Hauſe zurückkehrte, wie er ausgezogen war. Und doch konnte er ſich nicht entſchließen, den Mißerfolg wieder gut zu machen. Denn ſeiner Meinung nach gab es überhaupt nichts wieder gut zu machen, ſondern es mußte etwas ganz Andres, Neues gemacht werden. Bisher war er auf falſchem Wege geweſen. Er hatte gedankenlos die allgemein gebräuchliche Bahn verfolgt, weil ſeiner Natur ein erkennender mitfühlender Berater gefehlt hatte.

Jetzt war er endlich zur Selbſterkenntnis gekommen. Jetzt war es hohe Zeit für ihn, das endlich wirklich zu werden, als was er ſich im Innern ſchon längſt gefühlt hatte: ein Künſtler!

Die Mutter erſchrak natürlich anfangs über Richards Plan, ſich auf dem Dresdener Konſervatorium zum Schauſpieler ausbilden zu laſſen, und Onkel Lange, den ſie als ſeinen ehemaligen Vormund um Rat fragte, beſtärkte ſie in ihrem Mißtrauen gegen den Künſtlerberuf. Er meinte, es gäbe doch auch noch ſehr viele andre Thätigkeiten, in denen man ſich ſeinen Mitmenſchen nützlich machen könnte, und Onkel Bernhard wollte von dem verrückten Kerl überhaupt nichts mehr wiſſen.

Richard fand dieſe Meinung der Onkels ebenſo ſelbſtverſtändlich wie belanglos. Er wunderte ſich nicht darüber, aber er ließ ſich auch in ſeinem Vorſatz nicht irre machen, und als die Mutter die Machtloſigkeit ihrer Bitten einſah, trug die Unerſchütterlichkeit ſeines Entſchluſſes ſogar dazu bei, ſie zu beruhigen. Seine Zuverſicht ſteckte ſie an, und bald war ſie von demſelben Vertrauen zu Richards Künſtlerſchaft erfüllt, wie dieſer ſelbſt.

Auch Elschen hatte ſich ſchnell über des Bruders Examenſchande getröſtet und fand es nun furchtbar nett, einen angehenden Künſtler in der Familie zu haben. Sie ſagte:

„Du läßt dich doch dann auch in ſchönen Koſtümen photographieren und mit einem Kettenpanzer für mein Album? Da werden mich meine Freundinnen beneiden. Elsbeth Haaſe iſt ſchon ganz außer ſich vor Stolz, weil ſie ein Bild von Gudehus hat, als Lohengrin, mit ſeiner Unterſchrift. Und ſie iſt gar nicht einmal mit ihm verwandt, hat ſich das Bild einfach gekauft, und da ſtehe ich doch dann ganz anders da!“

Die öffentliche Meinung jedoch, die ſich in einer kleinen Stadt ſehr heftig und wichtig erregt, wenn ehrlicher Leute Kind unter die Komödianten geht, kam über den Fall Richard Günther nicht ſo raſch wieder zur Ruhe. Überall, an den Stammtiſchen ſowohl, wie im Schoße der „guten“ Familien, erhob ſich bedauerndes Kopfſchütteln, und die Wellen dieſer Bewegung ſchlugen ſelbſt in den ruhigen Gemütern der Familie Hendrichs einigen Schaum, zumal ihnen als Hausfreunden die Sache ſozuſagen perſönlich nahe ging. Doch waren ſie vorurteilsfrei genug, ſich deshalb nicht von Günthers zurückzuziehen, und Frau Günther wieder ſuchte allen Schein zu vermeiden, als ſchäme ſie ſich der Künſtlerpläne ihres Sohnes, und als habe ſie Urſache, ſich zu verſtecken.

So hatte ſie heute die ganze Familie Hendrichs zum Mittageſſen eingeladen und gedachte es bei dieſer Gelegenheit recht augenfällig zu machen, daß Richard trotz der Erfolgloſigkeit ſeiner Univerſitätsjahre und trotz ſeiner Theaterabſichten doch nicht als verlorener Sohn zu gelten habe. Das gelang ihr auch zum Teil.

Willy beſchäftigte ſich in ſeiner Gutherzigkeit heute nicht ausſchließlich mit der weitern Eroberung von Elschens Herzen, ſondern er ſuchte Richard nach Kräften durch freundlichen Zuſpruch zu tröſten.

„Das haben Sie recht gemacht,“ ſagte er, „daß Sie die Studiererei aufgegeben haben. Es kommt bei dem gelehrten Zeug doch nichts Geſcheites heraus, und verdient wird auch nicht viel. Ehrlich geſagt, mir wäre der Bücherkram auch langweilig. Da haben Sie es doch beim Theater viel beſſer. Da genießen Sie Ihr Leben, und es giebt immer Spaß.“

„Ich gehe natürlich nur zum Spaß zum Theater,“ erwiderte Richard.

„Na, und ſchließlich werden Sie da auch gefeiert und angeſchwärmt und haben die ſchönſte Gelegenheit, eine gute Partie zu machen.“

„Darauf iſt ja von jeher mein ganzes Streben gerichtet geweſen!“

Willy bemerkte Richards Spott nicht und fuhr fort:

„Na alſo! Dann wird es Ihnen auch gelingen. Sie ſehen, wie gut es dem Pokorny geglückt iſt, ſich in die ſchöne Weinhandlung ſo recht behaglich hineinzuſetzen.“

„Aber undankbar iſt er,“ warf Elschen ein. „Er ſoll garſtig mit ſeiner Frau leben, und Eva, das arme Ding, hat es auch ſchlecht bei ihm. Sie muß jetzt in der Weinſtube bis ſpät Nachts die Gäſte bedienen, wie eine Kellnerin!“

„Das iſt eine Schande!“ rief Richard.

„Jawohl,“ fuhr Elschen eifrig fort. „Er hat geſagt, ſie ſolle ſich wenigſtens etwas nützlich machen mit ihrem hübſchen Geſicht, und nun muß ſie durch ihre Schönheit die Männer anlocken, daß ſie alle in den Birnbaum laufen. — — — Selbſtverſtändlich haben wir alle ſofort den Verkehr mit ihr abgebrochen. Denn wir können natürlich keine Kellnerin in unſern Kreiſen brauchen.“

„Natürlich,“ verſetzte Richard bitter.

Er war froh, als die Familie Hendrichs gegen Abend endlich aufbrach, und eilte ebenfalls fort, um, wie er zu Kurt ſagte, irgendwo einen ſtillen Dämmerſchoppen zu trinken. Geradenwegs ging er in den Birnbaum; ſein Herz drängte ihn, ſich über Evas Schickſal genauer zu unterrichten.

Schon ſtand er im Hausflur und hatte eben die Thürklinke in der Hand, um die altvertraute Trinkſtube zu betreten. Da vernahm er vom Ende des halbdunklen Ganges her, der am Kellereingang vorbei nach der Küche führte, rohe Scheltworte, und als er ſchärfer hinſah, gewahrte er dort Eva mit ihrem Stiefvater ſtehen. Er ſprach zornig auf ſie ein und ſchlug ſie ſchließlich heftig ins Geſicht.

Richard war über dieſes unerwartete Bild zunächſt ganz ſtarr vor Schrecken. Als er näher hinzutrat, war Pokorny verſchwunden, und Eva hielt ihn mit angſtvoll flehender Miene ab, ihrem Peiniger zu folgen. Richard beſtand erregt darauf, ſie vor weitern Mißhandlungen zu ſchützen. Aber wehmütig lächelnd entgegnete ſie:

„Nur bedauern können Sie mich. Sowie Sie etwas für mich unternehmen, erbittern Sie meinen Stiefvater noch mehr und verſchlimmern nur meine Lage. Aber kommen Sie doch ins Gaſtzimmer. Es iſt meine Pflicht, Sie als Gaſt nach Ihren Wünſchen zu fragen.“

Richard fühlte ein heißes beſchämendes Mitleid, als die Königin ſeiner Jugendträume nun als dienende Kellnerin mit dem Schoppenglas vor ihm ſtand. —

Zu dieſer Tageszeit pflegte jetzt das Schankzimmer leer zu ſein. Sie waren allein. Nur der alte erfahrene Birnbaum blickte vom Garten her mit ſeinen kahlen Äſten zum Fenſter herein.

Sie kamen ins Plaudern. Richard erfuhr, wie grauſam ſie ſeeliſch und körperlich gequält wurde. Auch er verſchwieg ſein Mißgeſchick nicht und ſagte ihr ſeine Zukunftspläne. Als er vom Theater ſprach, leuchteten ihre Augen. Da machte er ihr in plötzlicher Eingebung den Vorſchlag, mit ihm zugleich das Konſervatorium in Dresden zu beſuchen und Schauſpielerin zu werden.

„Das wäre freilich ein herrliches Glück für mich,“ antwortete Eva ſehnſüchtig. „Wiſſen Sie noch, wie wir damals zuſammen im Hoftheater waren? Seitdem habe ich mir's immer gewünſcht. Aber es iſt nicht zu erhoffen. Mein Stiefvater würde es doch nimmer geſtatten!“

„Ihr Stiefvater hat gar nichts zu geſtatten. Die Sache hängt nur von Ihrer Mutter und der Vormundſchaft ab. Übrigens ſind Sie ja wohl bald mündig!“

Eva ſah ihn lange ſchweigend an. Dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte:

„Es kann doch nicht ſein. Soll ich fortgehen und meine arme Mutter allein laſſen? Das darf ich ihr nicht anthun.“

Es wird Ihrer Mutter ein Troſt und eine Freude werden, Sie glücklich zu wiſſen und geſichert vor empörenden Mißhandlungen! Weiß ſie, wie väterlich Herr Pokorny ſich zu Ihnen beträgt?“

„Ich hoffe, nicht! Ich ſuche ihr alles zu verbergen, was ſie noch trauriger machen kann. Sie weint ſo oft! — Sie müſſen mir verſprechen, ihr ebenfalls nichts davon zu erzählen. Auch bei der Behörde dürfen Sie Herrn Pokorny nicht anzeigen. Dann erführe es die Mutter, und das würde ſie mehr ſchmerzen, als ihn eine etwaige Strafe. Mehr auch, als mir die Schläge weh gethan haben.“

„Aber das muß doch ein Ende nehmen! Sie müſſen mir erlauben, über Ihre Zukunft mit Ihrer Mutter zu ſprechen. Daß Sie es hier im Hauſe nicht gut haben, ſieht und weiß ſie doch. Sie wird Ihnen ſicher nicht verwehren und Ihnen auch die Mittel dazu geben, ſich für die Bühne ausbilden zu laſſen.“

Es koſtete Richard viel Mühe und Worte, bis Eva mit ſeinem Vorſchlag einverſtanden war. Bei ihrer Mutter fand er wider Evas Erwarten nur ſehr geringen Widerſtand. Sowie ſie ſich an das Überraſchende des Planes gewöhnt hatte, war ſie ganz damit einverſtanden.

Warum ſollte ſie engherziger ſein als Günthers Mutter? Warum ſollte ihre Eva nicht ein glücklicheres Los eintauſchen für das Leben, das ihr daheim als Schenkmädchen winkte?

XII.

Wenige Wochen ſpäter waren Richard und Eva im Dresdener Konſervatorium der Stolz der Schauſpielabteilung. Eva geſellte zu der Schönheit ihrer Erſcheinung und dem Wohllaut ihrer Stimme einen geradezu leidenſchaftlichen Fleiß. Ihren Schiller kannte ſie ohnehin bereits auswendig, und mit glühendem Eifer ſtürzte ſie ſich über jede neue Rolle. Sobald ſie nicht lernte, war ſie unermüdlich mit Sprechübungen beſchäftigt und hatte nach kurzer Zeit auch die vorgeſchritteneren Mitſchülerinnen in der Überwindung ihrer gefährlichen ſächſiſchen Ausſprache überflügelt.

Richard entwickelte nicht mehr den hinreißenden Fleiß, der ihn während der erſten Univerſitätsjahre beſeelt hatte. Doch nahm er gewiſſenhaft ſeine Zeit wahr, und neben ſeiner ſtattlichen Geſtalt und ſeiner höhern Bildung ſicherte ihm vor allem ſein reiferes Alter den Vorrang vor ſeinen zum Teil noch knabenhaften Genoſſen. Dieſes Bewußtſein müheloſer Überlegenheit gab ihm das Gefühl eines behaglichen Stolzes. Es machte ihn ſicherer und ſelbſtbewußter, als je zuvor, und frei und glücklich lebte er dahin in den angenehmen Beſchäftigungen einer ſpielenden Kunſt und in allerlei nicht minder heiteren Nebenbeſchäftigungen.

Die Schauſpielſchüler wurden im Hoftheater bei großen Volksſcenen zur Belebung der Statiſterie herangezogen und auch ſonſt hier und da in ſtummen Rollen verwendet. Nach Meininger Muſter lagen ſie mit Eifer der Aufgabe ob, „die Volksſeele darzuſtellen“. Denn, wie es in dem Meininger Theaterliedchen heißt,

> Plaſtiſch ſtehn auf Stufen
> Und „Heil Cäſar“ rufen
> Iſt ein hoher herrlicher Beruf!

Schon die Teilnahme an den Proben und die thätige Zugehörigkeit zu dem geheimnisvollen Reiche der Couliſſen beglückte die jungen Leute. Je nach ihrer Gemütsart erfüllte es die einen mit heiligen Schauern und die andern mit kindiſcher Eitelkeit. Wichtig aber dünkte ſich dabei jeder, und Richards Aufmerkſamkeit ergötzte ſich vor allem in ſtiller Beobachtung des ungeſchminkten Treibens in der Welt der Schminke und glaubte da viel Neues zu erkennen.

Denn wenn auch das Bühnenvolk im Grunde nicht viel anders fühlt und handelt, als andre Menſchen auch, ſo offenbart es doch im allgemeinen ſeine Gefühle deutlicher, ungezwungener und ſorgloſer, als es in dem regelmäßigen bürgerlichen Leben Brauch und Sitte iſt. Es ſchien Richard faſt, als ob die Verſtellungspflicht, die der Beruf dem Schauſpieler auf der Bühne auferlegt, ihn im übrigen unfähig oder doch unluſtig zu weiterer Verſtellung machte, und er freute ſich an dem hieraus entſpringenden harmloſen freien Verkehr von alt und jung und Männlein und Fräulein.

Als Vergütung für ihre Mitwirkung, die ja den herrlichſten Lohn ſchon in ſich ſelbſt trug, bekamen die begeiſterten Kunſtjünger außerdem die Vergünſtigung freien

Eintritts zu den Vorſtellungen, in denen ſie nicht beſchäftigt waren. Die Verwaltung des Hoftheaters ſtellte ihnen freigebig die Hinterplätze der vorderſten Logen des zweiten Ranges zur Verfügung. Auf dieſen fand ſich nämlich nur ſelten aus Unerfahrenheit ein zahlender Beſucher ein, weil daſelbſt ſehr wenig zu hören und nichts zu ſehen war.

Schön war es trotzdem auf dieſen Plätzen, und die Schauſpielſchüler, in dem Gefühle freien Losgebundenſeins meiſt noch Anfänger, fanden es höchſt vergnüglich, mit ihren liebenswürdigen unbemutterten Kolleginnen einige Stunden im Theater zu verbringen, ſich den übrigen Zuſchauern durch allerhand kleine Auffälligkeiten als Künſtler bemerkbar zu machen und dann natürlich die Damen ritterlich nach Hauſe zu geleiten.

Deren Wohnungen lagen faſt ausſchließlich im engliſchen Viertel; auch Eva war dort von ihrer Mutter in einer Penſion untergebracht worden. Doch pflegte ſich der nächtliche, meiſtens paarweiſe geordnete Zug nur ſelten und höchſtens bei ſchlechtem Wetter auf dem geradeſten Wege dahin zu begeben, der durch die innere Stadt führte. Gewöhnlich zogen es die jungen Leute vor, den angenehmen kleinen Umweg durch die Anlagen der Bürgerwieſe und dann über die Goetheſtraße zu machen.

Jungen Künſtlern ziemte es entſchieden, nicht über den proſaiſchen, von vielen Laternen reichlich beſtrahlten Asphalt nach Hauſe zu ſchleichen, ſondern lieber durch grünendes Gebüſch zu wandeln und dabei den nächtlichen Duft des Frühlings einzuatmen und das bleiche Licht des Mondes romantiſch zu genießen.

Ein beſonders kecker Jüngling hatte die Behauptung aufgeſtellt, daß es in Dresden Sitte ſei, für Nachhauſebegleitung einer Dame mit einem Kuſſe bezahlt zu werden. Widerſprochen wurde dieſer Behauptung von ausnahmslos allen Damen ſehr eifrig. Ob der thatſächliche Widerſtand ebenſo allgemein war, konnte ein Paar von dem andern nicht mit Sicherheit feſtſtellen, weil mitunter in beträchtlichen Abſtänden marſchiert wurde.

Richard beteiligte ſich an dieſen gewiß nicht reizloſen Unterſuchungen über das Beſtehen oder die Einführung des lieblichen Gebrauches nicht. Er ging natürlich ſtets an Evas Seite und hätte es für ſeine Freundespflicht gehalten, ſie vor unziemlichen Späßen und überhaupt vor aller Leichtfertigkeit auf das Kräftigſte zu bewahren, wenn Evas feſtes und faſt ſtrenges Weſen nicht jeden Schutz überflüſſig gemacht hätte. Er ſelbſt aber dachte an Lotte Hanſen.

Der Tag war nahe, der Richards erſtes Auftreten auf der Übungsbühne des Konſervatoriums bringen ſollte. Er hatte das, ſeines Verſprechens eingedenk, der Leipziger Freundin geſchrieben und zu ſeiner Freude die Antwort erhalten, daß ſie um dieſe Zeit mit ihrer Schweſter bei einem entfernten Verwandten in Dresden zu Beſuch ſein würde. Natürlich würde ſie die Gelegenheit benutzen, ſich die Vorſtellung anzuſehen.

Richard ſollte den Beethoven in dem Einakter „Adelaide“ ſpielen. Seit zwei Wochen ſchon übte er ſich, eine porträtähnliche Maske zu ſchminken. Sein flotter Schnurrbart war nun natürlich auf dem Altar der Kunſt gefallen. Aber der Stolz, mit dem er von ihm Abſchied genommen hatte, war noch größer geweſen, als der, mit dem er einſt den erſten Flaum der keimenden Manneszierde begrüßt hatte. Jetzt ſah man es ihm doch am Geſicht an, daß er ein Künſtler war. Und man ſah ihm auch an, daß es ihn freute, daß man es ihm anſah.

Eva ſpielte die Adelaide. Alle übrigen Mitglieder der Schauſpielſchule waren empört, daß die beiden Neuen ſchon in großen Hauptrollen beſchäftigt wurden.

Eine ſehr wohl erhaltene faſt noch junge Dame aus feiner Familie, die die Schauſpielerei zum Vergnügen erlernte, um dann ſpäter vielleicht einmal nebenbei am Hoftheater auftreten zu können, war beſonders erregt darüber, daß ſie durch Eva jetzt vollſtändig aus ihrer bisherigen Stellung verdrängt werden ſollte. Sie führte den Namen Betty mit dem Zöpfchen, weil ſie zur Verſtärkung des jugendlichen Eindrucks ihren ſchönen langen, langen Zopf nach Backfiſchart hängen ließ. Der ſchöne Egon, ein davongelaufener Friſeurgehilfe, der ſeine Stirn mit täglich friſch gebrannten Locken ſchmückte, und deſſen Frechheit nur von ſeiner Faulheit übertroffen wurde, war der Betty mit dem Zöpfchen freundſchaftlich ergeben. Ihn hetzte ſie gegen die ſchreiende Ungerechtigkeit auf.

Auf der letzten Probe murmelte er daher allerlei Sticheleien gegen Richard und Eva, ohne Beachtung zu finden.

„Warum bekomme ich denn nie eine große Rolle?“ fragte er.

„Weil Sie nicht einmal die kleinen Rollen lernen.“

„Wir haben doch ſchließlich alle dasſelbe Recht, mal etwas Schönes und Bedeutſames zu ſpielen!“

„Gewiß. Aber nicht alle dieſelbe Begabung,“ verſetzte Richard mit Hoheit, und da dieſen Worten ein zuſtimmendes Gelächter der andern folgte, ſo bohrte ſich ein Stachel in des ſchönen Egon Seele, während die ſeinige ſich ſanft geſtreichelt fühlte.

Nach dem Schluß der Probe eilte er, bei Kommerzienrat Hanſen, wo die beiden Leipziger Fräulein Hanſen heute angekommen waren, ſeine Aufwartung zu machen, um ſich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und die Eintrittskarten für die morgige Aufführung abzugeben. Die Damen waren leider gerade mit den Söhnen des Herrn Kommerzienrats ausgegangen.

Aber am nächſten Abend kurz vor der Vorſtellung bekam Richard ein Briefchen Lottes in die Garderobe geſchickt. Er lief bereits in Maske und Koſtüm aufgeregt in dem kleinen Raum hin und her, ſeine Rolle durchſprechend. Mit Herzklopfen las er das Briefchen beim Schein der Kerze, an der er ſeine Schminke erwärmt hatte.

Lieber Herr Günther!

Ihnen als meinem beſten Freunde teile ich es zuerſt mit, daß ich mich geſtern mit meinem Vetter Herrn Arthur Hanſen verlobt habe. Unſre Freundſchaft bleibt natürlich die alte. An Hildegards Stelle begleitet mich heute abend mein Bräutigam ins Konſervatorium. Er iſt begierig, Sie kennen zu lernen, und der Herr Kommerzienrat läßt Sie durch mich bitten, heute abend bei ihm zu eſſen. Wir erwarten Sie nach Schluß der Vorſtellung am Ausgang.

Mit Gruß

Lotte Hanſen.

Richard hatte Mühe, ſich aufrecht zu erhalten und den andern ſeine heftige Gemütserregung nicht merken zu laſſen. Überraſchung und verletzte Eitelkeit, Scham und Schmerz verratener Liebe ſtürmten in ihm zuſammen. Kein Wort ſeiner Rolle war ihm mehr im Gedächtnis. Er fürchtete, nicht ſpielen zu können.

Als er jedoch auf der Bühne ſtand, ſetzte ſich ſeine echte leidenſchaftliche Stimmung in die künſtliche und künſtleriſche Leidenſchaft um, die das Theater verlangt, und er ſpielte weit beſſer, als je auf den Proben. Nur wußte er kaum, ob er mit Eva ſprach und ſpielte, oder mit Lotten, die im Saale vor ihm ſaß.

Bei aller Aufregung ſchien ihm ein Teil ſeines Selbſt ganz ruhig und kühl geblieben zu ſein. Er ſah immer aus allen Zuſchauern deutlich Lottes anmutige Geſtalt hervorragen und neben ihr die elegante Erſcheinung eines verlebten aber muſterhaft gekleideten jungen Mannes. Obwohl er mit ganzem Herzen beim Spiel war, entging ihm doch keine Bewegung und kein Wimperzucken der beiden.

Erſt als der Vorhang fiel, brachte ihm das Geräuſch des Beifalls die Einheit ſeines Bewußtſeins wieder. Dem Schauſpiel folgte ein Opernakt, während deſſen er ſich umkleidete und abſchminkte. Beim Heraustreten ſah er ſich nach Eva um und war unentſchloſſen, ob er auf Fräulein Hanſen überhaupt warten ſollte. Da trat dieſe auch ſchon am Arme ihres Bräutigams auf ihn zu in demſelben Augenblick, als er Eva kommen ſah.

„Bravo, Herr Günther,“ rief Lotte, „bravo! Nun kommen Sie mit uns. Wir werden Sie während des Weges noch etwas loben. Das ſtärkt den Appetit! — Herr Hanſen! — Herr Günther! — So, meine Herren, mich hungert. Marſch!“

„Ich bedauere ſehr, Sie nicht begleiten zu dürfen, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte Richard, indem er auf Eva wies, „ich habe hier ältere Pflichten.“

„Dann erwarten wir Sie alſo ſpäter zu Haus,“ ſagte Herr Hanſen, dem ſeine Braut etwas zuflüſterte.

„Ich bedauere, auch Ihrer liebenswürdigen Einladung nicht folgen zu können. Mich hat die Rolle zu ſehr angegriffen, die ich — — — die ich vor Ihren Augen geſpielt habe!“

Bei dieſen Worten blickte er Lotte ſcharf an. Dieſe hatte heute ganz das leichte Benehmen ihrer Schweſter, zuckte mit liebenswürdigem Lächeln die Schultern und ſagte:

„Schade, ſchade! Aber Sie werden ſich mit der Zeit von der Rolle erholen, die Sie geſpielt haben, und dann laſſen Sie ſich mal bei Herrn Kommerzienrat ſehen. Sie haben mir viel zu erzählen. Auf Wiederſehen!“

— — — „Ich begreiſe nicht, wie du mich zwingen konnteſt, den unangenehmen Menſchen einzuladen,“ ſagte der Bräutigam. „So etwas mußt du nicht wieder von mir verlangen.“

„Ich werde verlangen, was mir in den Sinn kommt,“ entgegnete ſie lachend. „Und du wirſt mir durch freundlichen Gehorſam deine Liebe beweiſen. Vor allem verbiete ich dir, auf Herrn Günther zu ſchimpfen. Er iſt ein armer Teufel, aber ein viel beſſerer Menſch als du!“

„Warum heirateſt du denn nicht lieber ihn?“

„Aus Schlechtigkeit und aus Dummheit! — — — Nämlich aus Liebe zu dir!“

Der Bräutigam berauſchte ſich an dem koketten Blick, mit dem ſie die letzten Worte verzierte, und gab ſich zufrieden.

Richard begleitete Eva auf dem gewohnten Wege nach Hauſe. Beiden war das Herz voll, beide ſchwiegen ſie, und Richard wußte plötzlich, daß ſie vorhin in dem einen Augenblick alles durchſchaut hatte, was jemals zwiſchen ihm und Lotte geweſen war.

Sie gingen durch die Bürgerwieſe. Die laue Juninacht wehte leis aus den Sträuchern. Schwere Düfte zogen durch die Luft. Spiegelgatt lag der Weiher, aus dem tags der Springbrunnen emporſteigt. Jetzt ſchlief das Licht des Mondes auf ſeinem Grunde.

„Sind Sie ſehr traurig?“ fragte Eva ganz unvermittelt und in ſo ſchlichtem Ton, daß Richard das Sonderbare der Frage nicht auffiel.

„Ich beſtrebe mich, zu lachen!“ entgegnete er mit mühſamem Trotz.

„Das müſſen Sie nicht. Sie müſſen ſich nicht verſtellen vor mir. Es thut Ihnen ſicher weh. — — Wem es zum erſtenmal geſchieht, dem thut es weh.“

„Mir geſchieht es aber nicht zum erſtenmale. Ich bin das ſchon gewöhnt. Ich hab's ſchon einmal erfahren.“ Da glaubte er einen Tropfen in Evas Auge ſchimmern zu ſehen und hielt ein. „Es iſt ja auch alles Unſinn,“ fuhr er ſchließlich mit gewaltſamer Luſtigkeit fort. „Wir dienen der Kunſt, und es ſteht geſchrieben: Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir! — — — Es war ſchön heute. Ich bin neugierig, wie oft wir noch zuſammen ſpielen werden!“

Eva antwortete nicht mehr. Schweigend geleitete er ſie nach Haus. Als er zurückkam, ſetzte er ſich auf die Bank nieder, die von hohem Geſträuch überragt am Wegrande des Weihers ſteht. Lange Zeit blickte er zu dem ſtillfunkelnden Himmel empor. Er war ſich keines ſcharfen Schmerzes mehr bewußt. Doch erfüllte ihm ein Gefühl müder Gleichgültigkeit und wehmütiger Leere die Bruſt.

Vor ihm dehnte ſich regungslos die Waſſerfläche. Mit tauſend weichen Strahlen ſuchte die Liebe des Mondes in ſie einzudringen. Gleichgültig und müde warf ſie ſein Licht zurück.

Auf dem Grunde des Waſſers aber ſchlief ſchon das Abbild des himmliſchen Buhlen. Das feuchte Element hatte ſeinen milden Schein eingeſogen und wußte es nicht.

XIII.

Der Bahnhof Friedrichſtraße in Berlin war von dem reichlichen Gedränge erfüllt, wie es dem Daſeinszweck und der täglichen und nächtlichen Gewohnheit dieſer lärmenden Hallen entſpricht. Geſchäftsreiſende ſteuerten mit ruhigem Vergnügen durch die Menſchenwogen hindurch, und Vergnügungsreiſende verhandelten ihre Geſchäfte mit haſtiger Wichtigkeit an den Schaltern.

Eine junge Dame ſtand etwas abſeits vom dichteſten Gewühl. An einem ruhigern Orte hätten das glänzende Rotbraun ihres Haars und die edlen Züge des blaſſen Antlitzes auffallen müſſen. Hier ging der Strom achtlos an der hohen ſchlanken Geſtalt in dem grauen Reiſemantel vorüber.

Nur der junge Mann mit dem raſierten Geſicht, der an der Gepäckausgabe ſtand, blickte ſich wiederholt nach ihr um. Eva Kern war froh, an ihrem Kollegen einen ſo aufmerkſamen Reiſebegleiter zu haben, der ihr Fahrkarten und Gepäck beſorgte und ihr alle Mühen der Reiſe zu erſparen ſuchte. Dieſen aber machte es augenſcheinlich ſehr glücklich, ſich als reiſegewandten Weltmann zu zeigen und mit ſeiner überlegenen Erfahrung ſo recht den Beſchützer der ſchönen jungen Dame zu ſpielen.

Im Frühjahr waren Richard Günther und Eva Kern nach einjährigem Beſuch der Schauſpielſchule mit glänzenden Reifezeugniſſen entlaſſen worden. Ein Theateragent hatte der Prüfungsaufführung beigewohnt, und ſeine Lobpreiſungen hatten dem Direktor des Königsberger Stadttheaters Mut gemacht, die beiden jungen Talente vom Herbſt ab um recht beſcheidenen Lohn für ſeine Bühne zu verpflichten.

Während des Sommers zählte das kleine Theater eines ſchleſiſchen Badeortes Herrn Günther zu ſeinen beliebteſten und beſchäftigtſten Mitgliedern. Er hatte ſeine letzten paar hundert Mark einem geſchmackvollen Schneider zugewandt, und die bei der kleinen Truppe unerhörte Eleganz ſeiner Kleidung ſicherte ihm in allen Stücken die beſten Rollen. Das gab ihm raſch einige Bühnenſicherheit, und im Vollgefühl ſeiner jetzigen Triumphe träumte er ſchon für den Winter von wertvollern Erfolgen an der vornehmen Bühne des großen Stadttheaters.

Eva hatte ſich zu keinem Sommertheater entſchließen können. Sie war ſeit dem Frühjahr wieder in Meißen geblieben, um ihre Mutter zu pflegen, die im letzten Jahre auch körperlich immer elender geworden war. Ihre Gegenwart that der müden traurigen Frau ſichtlich wohl, und der Anblick dieſer ſtillen Freude entſchädigte die Tochter reichlich für ihre Entſagung. Freilich hatte ſie vom Stiefvater noch manches zu erleiden, was ſie der Mutter verbarg, und ſo ſehnte auch ſie mit freudiger Erwartung den Beginn ihrer Künſtlerlaufbahn herbei, und zwar mit um ſo ruhigerm Gewiſſen, als ſich Mutters Befinden während des Sommers ſehr gebeſſert hatte.

Nun trat ſie mit Richard gemeinſam die Reiſe nach Königsberg an und war glücklich, bald am Ziel ihrer Wünſche zu ſein. Gleichwohl hatte ſie an dem von Richard entworfenen Reiſeplan nur gerade das eine auszuſetzen, daß die ganze Fahrt im Schnellzug zurückgelegt werden ſollte.

„Um ſo ſchneller ſind wir dort,“ engegnete Richard.

„Ach,“ ſagte ſie, „ſchon die Fahrt ſelbſt iſt doch eine Freude, und im Bummelzug dauert die länger.“

Richard aber erklärte lachend, jede langſame Beförderung ſei eines Künſtlers unwürdig; der Künſtler müſſe trachten, ſo raſch als möglich in der Welt vorwärts zu kommen! Evas Widerſtreben war deshalb vergebens, und um elf Uhr ſaßen ſie einträchtig im Nachtſchnellzug, der Berlin mit Eydtkuhnen verbindet. Eva freute ſich der ungewohnten Bequemlichkeiten des D-Zuges, die Richard ihr ſtolz vor Augen führte und beinahe als ſein Verdienſt in Anſpruch nahm.

Sie hatten das Glück gehabt, ein Abteil noch frei zu finden, und nahmen die beiden Fenſterplätze ein, wo ſich das kleine Tafelbrett zwiſchen ihnen als Eßtiſch anbot. Eva packte etwas kalten Imbiß aus ihrer Taſche, und Richard beſtellte Bier. Als es der Kellner brachte, lächelte Eva vergnügt. Es war ſonderbar, wie ſie bei ihrem ſonſtigen reifen und ernſten Weſen ſich ſo harmlos an dieſer für ſie neuen Einrichtung freuen konnte, die uns die Wirtshausfreuden ſogar im fahrenden Zuge ermöglicht.

Nach der Mahlzeit lehnten ſie ſich behaglich zurück, dachten aber trotz ihrer verhältnismäßig bequemen Eckplätze nicht an Schlafen. Sie hatten ſich von ihren Erlebniſſen im Sommer und ihren Ausſichten für den Winter noch viel zu erzählen; aber ſo lebhaft ſie auch ſprachen, ſo trat doch in beiden das Mitteilungsbedürfnis weit hinter dem Bedürfnis zurück, recht viel von dem andern zu hören.

Richard vernahm mit inniger Teilnahme, was Eva trotz ihrer Zurückhaltung von häuslichem Ungemach verriet, und Eva bemerkte mit einiger Bekümmernis, daß ſich Richard im Sommer einen leichtfertigern Ton angewöhnt hatte, als ſie ihn an ſeiner ernſten Art bisher gewöhnt war. Achſelzuckend erwähnte er einmal das frühere Fräulein, jetzige Frau Lotte Hanſen, und erklärte:

„Das hat ſie ſehr klug gemacht, daß ſie einen gleichnamigen Vetter geheiratet hat. Da braucht die Wäſche nicht umgezeichnet zu werden.“

Eva konnte ſich nicht enthalten zu bemerken, daß die Ausſtattungswäſche doch ohnehin immer mit dem Mädchennamen gezeichnet würde.

„Das iſt rechter Unſinn,“ erwiderte Richard. „Bei Neuanſchaffungen kommt dann doch der Mannesname zur Geltung. Da entſteht alſo zweierlei Zeichnung, und das giebt für einen ordnungsliebenden Sinn einen Mißklang. Bei Hanſens hingegen klappt das ein für allemal. Ein praktiſches Mädel! Eine vernünftige Frau!“

Mit nachläſſigem Lobe gedachte er dann der vielen ſchönen Damen, die im Sommer die ſchleſiſchen Bäder durch ihre reizende Gegenwart ſchmücken, beſonders der zahlreichen polniſchen Jüdinnen.

„Doch waren auch unter den Kolleginnen ſehr nette Mädels,“ fügte er anerkennend hinzu. Er fühlte ſich von einem unwiderſtehlichen Bedürfnis getrieben, das gleichwohl etwas Beſchämendes hatte, ſich Eva ja nicht mehr als den beſcheidenen, gutherzigen Kerl zu zeigen, der er früher geweſen war. Jetzt war er ſchon längſt bemüht, ein friſch-fröhliches Weltkind zu werden, ohne thörichte Empfindſamkeit und Schwärmerei. An die ſpröde Lotte, die ihm nie die geringſte Gunſt erlaubt hatte, dachte er nur noch mit Bedauern, und ſeit er ſich rühmen konnte, im Sommer ſchwellende rote Lippen widerſtandslos geküßt zu haben, dünkte er ſich ein vollendeter Don Juan.

Die leiſe Spottſucht, die ſich ihr bei ſeinen rührenden Prahlereien regte, wurde in Evas Herzen von einem bangen Staunen überwogen, und um dies zu verbergen, ſprach und fragte ſie immer mehr. So plauderten ſie lebhaft weiter, und obwohl ſie nicht ſchliefen, hatten ſie die Vorhänge um die Lampe und an den Gangfenſtern dicht geſchloſſen. Richard that ſich als gereiſter Mann viel auf dieſes Mittel zu gute, die neu einſteigenden Reiſenden von dem ſcheinbar mit Schläfern vollbeſetzten Abteil fernzuhalten, und ſie blieben lange Zeit allein.

Auf die Dauer freilich hielt dieſer Trick nicht vor. Als in Kreuz der Strom der ſchleſiſchen Reiſenden in die Eydtkuhner Linie einmündete, zerbrach ein kecker Schnapsreiſender mit roher Hand ihr zartes, dunkles Geheimnis. Dem erſten Eindringling, der mitleidlos den Schleier von der Lampe zog, folgten ſogleich noch andre, und neben Richard ließ ſich eine junge Dame in grüner Sammetbluſe mit einem hellen, nicht mehr ganz ſaubern Umhang nieder, die ſofort Richards Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte.

Um es ſich bequem zu machen, legte ſie ihren großen Federhut in das Gepäcknetz und enthüllte ſo einen mächtigen Schopf talmi-goldblonder Haare. Augenbrauen und Wimpern hingegen glänzten in echtem, ungefärbtem Schwarz. Mit einem raſchen funkelnden Blick muſterte ſie Richards raſiertes Geſicht, bemerkte ſofort, daß ein Zuſammenhang zwiſchen ihm und Eva beſtand, und richtete an dieſe die Frage:

„Sie reiſen g'wiß auch nach Königsberg?“

„Jawohl!“ erwiderte Eva kühl.

„Da ſind wir g'wiß Kollegen vom Stadttheater. I hab' doch gleich Schminke gerochen.“

Ihre Stimme mit ausgeprägt öſterreichiſchem Tonfall klang Richard ſehr angenehm. Beſonders reizvoll erſchien ihm aber das Gebaren ihrer Unterlippe, die ſich beim Sprechen ein wenig zuſammenlegte und in zierlicher Wölbung vorſchob, gleichſam eine anmutige Aufforderung zum Kuß. Da Eva mit der Antwort zögerte, ſo ergriff er für ſie das Wort:

„Wir gehen allerdings an das Stadttheater in Königsberg und freuen uns, in Ihnen die Bekanntſchaft einer Kollegin zu machen. Ich heiße Günther.“

„Lilli Sarotty,“ erwiderte ſie und nickte dabei auch Eva ein wenig zu, ſo daß ſich Richard veranlaßt ſah, ihr deren Namen zu nennen. Doch blieb es bei abermaligem, beiderſeitigem freundlichen Nicken, ohne daß Eva Luſt verſpürt hätte, ſich an dem Geſpräch zu beteiligen.

Fräulein Sarotty wendete ſich daher ausſchließlich an Richard und vertraute ihm an, daß ſie Wienerin und Soubrette ſei.

„Natürlich!“ verſetzte Richard. „Es giebt ja keine Soubrette, die nicht Öſterreicherin wäre.“ Und im Geiſte fügte er trotz ſeines Wohlgefallens an der pikanten Nachbarin ſpöttiſch hinzu: „Selbſtverſtändlich iſt auch jede Öſterreicherin eine Wienerin, auch wenn ihre Wiege in Galizien geſtanden hat.“

In ihrer treuherzigen Art, die an Zudringlichkeit grenzte, plauderte ſie ihm nun von ihrer kurzen aber ſchon ſehr erfolgreichen Bühnenlaufbahn vor. Im letzten Winter hatte ſie in Olmütz geſungen; ſie erzählte ihm, wie ſie dort gefallen und durchgeſchlagen habe, und ſchloß mit den Worten:

„Bei meinen Olmützern, wiſſen's, da bin i noch unvergeſſen. 'S is ſchlecht von mir, daß i den lieben Leuten untreu worden bin.“

Richard verſicherte nun, daß ihn ſeine Schleſier auch nicht vergeſſen würden und redete in einem Tone mit ihr weiter, deſſen ſpaßhafte Prahlerei ihm ſelbſt Vergnügen machte. Auch daß die Mitreiſenden durch ihr mit den üblichen Theaterwitzen gewürztes Künſtlergeſpräch aufmerkſam gemacht wurden, war ihm nicht unangenehm. Möglicherweiſe befand ſich Königsberger Publikum unter den Mitfahrenden, und man konnte nicht früh genug damit anfangen, dieſen Leuten ſeinen vollen Wert zu zeigen und ſich zum Mittelpunkt ihres Vorſtellungskreiſes zu machen.

Eva ſchwieg. Ihr war das komödiantiſche Gehaben der beiden neu und bis zur Widerwärtigkeit unangenehm. Um ſie aber durch ihr Schweigen nicht zu kränken, ſchützte ſie Müdigkeit vor, gähnte ein paarmal und ſchloß ſchließlich die Augen. Die übrigen Inſaſſen des Abteils thaten alsbald das Gleiche, und ihrem Beiſpiel konnten ſich ſchließlich auch Richard und Fräulein Sarotty nicht mehr entziehen.

Richard drückte ſich feſt in ſeine Ecke, ſchob ſein kleines Lederkiſſen zwiſchen Fenſterwand und Kopf und war in wenigen Augenblicken eingeſchlafen. Fräulein Sarotty ſaß weniger bequem, und Eva bemerkte durch ihre halbgeſchloſſenen Lider, wie ſie unbehaglich hin und her rückte, um einen Ruhepunkt für ihren Kopf zu ſuchen, und ſchließlich in holdem Schlummer an Richards Schulter ſank.

Weil die Durchgangswagen der Preußiſchen Staatseiſenbahn durch die Platzgebühr ſehr reiche Einnahmen bringen, ſo ſieht die Verwaltung aus Dankbarkeit davon ab, die verdienſtvollen alten ausgefahrenen Wagen durch neue zu erſetzen, ſondern läßt ſie pietätvoll weiter klappern und ſchütteln. Wenige Stöße des ehrwürdigen Gefährtes genügten daher, um Lilli Sarottys goldig ſchimmerndes Haupt von Richards Schulter auf ſeine Bruſt herabgleiten zu laſſen, in welcher Lage die müde Lilli ſich ſehr wohl zu befinden ſchien.

Eva bemerkte das mit Mißvergnügen, mit Freude aber, daß Richard, den ihre Haare in der Naſe kitzelten, über die Störung ungehalten war. Er befreite ſich vorſichtig von ſeiner ſüßen Laſt und ſagte:

„Sie ſcheinen ſehr müde zu ſein. Darf ich Ihnen meinen Eckplatz anbieten?“

Die blonde Lilli rieb ſich die ſchwarzen Augen und entgegnete in reizender Verwirung:

„Bitt' ſchön, Herr Kollege, hab' i Sie beläſtigt? Um Vergebung!“

„Wir können ja die Plätze tauſchen!“ wiederholte Richard zuvorkommend.

„Aber na! Bleiben S' ja ſitzen! Am Fenſter ziacht's. Dös kann i nöt vertrag'n. Mir g'fallt's halt g'rad, wo i bin. J bleib ſitzen, und i werd' Sie nimmer inkommodieren.“

Im nächſten Augenblick ſaß ſie kerzengerade aufgerichtet und lehnte ihr Haupt ſittig an die Rückwand. Im übernächſten Augenblicke jedoch bettete ſie es wieder in zarter Schwäche auf Richards Schoß, der ihr bereitwillig ſein Lederkiſſen unterſchob. Eva wußte nicht, ob er es aus zarter Nächſtenliebe that oder um ſeinem Anzug die Berührung mit der ſtark parfümierten Haarpracht zu erſparen. Wohl aber bemerkte ſie deutlich, daß es ihm nicht mehr möglich war, wieder einzuſchlafen. Lilli Sarotty hatte ſich ihm offenbar auch auf die Gedanken gelegt.

Im roten Geſicht des Schnapsreiſenden verriet ein luſtiges Zucken, daß ihn Richards hilfloſer Zuſtand ergötzte. Was Eva dabei dachte und empfand, verriet kein Zug ihres Antlitzes.

Aber als ſie am Morgen zu dreien auf dem kleinen Fenſtertiſchchen ihren Kaffee tranken, hatte ſich Evas Begeiſterung für die D-Zugsbequemlichkeiten ſchon erheblich abgekühlt. Sie hatte keine rechte Freude am Kaffee und ſuchte den Grund ihres Mißvergnügens in den teuren Preiſen des Frühſtücks zu finden. Sie ſehnte das Ende der Fahrt herbei und freute ſich nicht allein auf das Theater, ſondern faſt ebenſo ſehr darauf, ſich im eignen Stübchen auf der eignen kleinen Maſchine für ſich allein eine Taſſe Kaffee zu bereiten oder auch für Richard, wenn er zu ihr käme.

Kein Ziel wird ohne Anſtrengung erreicht, und die ſchlimmſte Anſtrengung erwartet uns erſt nach ſeiner Erreichung in der Überwindung der ſchmerzlichen Enttäuſchung, welche die nähere Betrachtung alles Errungenen mit ſich bringt. Mit ſtolzer Freude waren Richard und Eva ſoweit gekommen, Mitglieder eines großen Stadttheaters zu werden, und pünktlich ſtellte ſich am Ziel ſogleich die Enttäuſchung ein.

So oft ein Stück auf dem Spielplan erſchien, ſahen ſie erwartungsvoll der Verteilung der Rollen entgegen. Aber Richard wurde trotz ſeiner Sommerlorbeeren nur in unbedeutenden Dienerrollen beſchäftigt, die ihm natürlich keine Gelegenheit gaben, ſeine reiſe Künſtlerſchaft zu entfalten. Eva hatte überhaupt erſt ein einziges Mal ihr Können in einer kleinen Epiſode zeigen dürfen, wobei es ihr allerdings an Anerkennung und Beifall nicht gefehlt hatte.

Sie ging deshalb in Ermangelung künſtleriſcher Aufgaben ihren hausfraulichen Neigungen nach, ſchmückte ſich ihre kleine freundliche Wohnung in der Henſcheſtraße mit allerlei Handarbeiten aus, fertigte Tiſchdecken, Kiſſen, Vorhänge und Fußmatten an und bereitete ſich auch hin und wieder eine Mahlzeit ſelbſt. Regelmäßig ſpeiſte ſie jedoch im Schützenhaus, wo ſich einige Kollegen in einem beſondern Zimmer zum Mittagstiſch zu vereinigen pflegten.

Nach Tiſch kochte ſie ſich zu Haus eine Taſſe Kaffee und träumte dabei in ungetrübter Hoffnung von ſchönen Rollen. Häufig war Richard dabei ihr Gaſt, den nur die Liebe zu den Zeitungen für gewöhnlich ins Café Bauer trieb. Auch heute hatte er ſie die wenigen Schritte vom Schützenhaus bis in ihre Wohnung begleitet, in der er ſich ſchon ziemlich heimiſch fühlte. In einer Papiertüte hatte er wieder einmal etwas Gebäck mitgebracht, und auf Evas Schelten, die ſich über dieſe Picknickgewohnheit noch immer nicht beruhigen konnte, erwiderte er:

„Dieſe ſchlichte Tüte enthält diesmal ein Sühnopfer. Ich bin im Begriffe, Ihnen heute einen Schmerz zuzufügen, und will Ihnen den, da ich Sie nicht chloroformieren kann, durch Ihre Lieblingstorte verſüßen.“

Mit großer Gebärde riß er die Papierhülle auseinander und entblößte auf einem Kuchenteller, den Eva eiligſt darbot, zwei prächtige Schnitten Schokoladecrèmetorte.

„Das iſt gewiſſermaßen ein Apfel,“ ſagte er würdig, „wie ihn die gute Mutter dem artigen Kinde giebt, das den dargereichten Leberthran willig heruntergeſchluckt hat.“

„Gegen den Apfel will ich mich jeden Einwands begeben,“ erwiderte ſie lachend. „Vor dem angedrohten Leberthran aber wird mir bange. Ich werde in den Apfel beißen und dann entfliehen.“

„Das werden Sie nicht bei dieſem Wetter! Wer heute ſpazieren geht und ſeinen Kehlkopf den ſtaubigen Oſtwind ſchlucken läßt, der verübt ja geradezu Selbſtmord! Sie ſitzen in der Falle und müſſen mich ruhig anhören.“

Er machte eine kleine Pauſe, ſeufzte ein paarmal und ſtieß dann mit düſterm Ernſt die Worte hervor:

„Ich ſchreibe nämlich ein Schauſpiel.“

„Herr Gott, das iſt doch nichts Schlimmes,“ lachte ſie erleichtert.

„Aber es iſt noch nicht fertig. Ich habe überhaupt nur erſt den Entwurf aufgeſtellt.“

„Dann iſt es ja noch ganz ungefährlich,“ neckte ſie weiter.

„Nein, Spaß beiſeite, ich muß es Ihnen vorleſen. Wenn man mich nicht Theater ſpielen läßt, ſo ſchreibe ich Theater. Durchſetzen will ich mich auf jeden

Fall. So oder ſo! Und nun möchte ich gern Ihre Meinung über meinen Plan haben.“

Nun zog er ein dünnes Heft aus der Taſche und las vor und ſprach immer begeiſterter von ſeinem Stoff, und ſie begann ſeinen Eifer zu teilen, und in kurzer Zeit war die Befangenheit von ihnen genommen, die ſie oft ſeltſam zwang, in einem gewiſſen Salon-Benehmen und in künſtlichen Scherzen miteinander zu verkehren.

Harmlos als zwei gute Freunde ſaßen ſie beiſammen, verzehrten fröhlich Kaffee und Kuchen und verſenkten ſich glücklich in den Aufbau des Bühnenwerkes, das Richard plante. Während ſie ſo plauderten, klingelte es plötzlich heftig.

Sie hörten die Wirtin öffnen. Dann klopfte es an Evas Thür, und auf ihr „Herein“ trat der Theaterdiener ins Zimmer.

„Sie möchten ſofort ins Theater kommen und dem Herrn Direktor die Maria Stuart vorſprechen. Fräulein Anders iſt heute krank geworden. Nun ſollen Sie ſie wahrſcheinlich ſpielen!“

„Morgen?“ fragte Eva in angſtvoller Freude.

„Ich glaube, es wird uns nichts anders übrig bleiben,“ antwortete der Theaterdiener mit dem ſeinem Amte entſprechenden dialektfreien Bruſtton. „Eine andre Schauſpielvorſtellung können wir bis morgen unmöglich herausbringen. Und Oper iſt erſt recht nicht denkbar. Jetzt ſind uns alle drei Tenöre heiſer.“

„Heil dem oſtpreußiſchen Klima!“ rief Richard. „So verſchafft Ihnen der ruſſiſche Oſtwind doch wenigſtens freie Bahn für eine Rolle. Ich begleite Sie. Aber jetzt nicht ſprechen unterwegs! Sonſt iſt es auch um Ihren Hals geſchehen, noch ehe Sie ihn als Maria Stuart dem Scharfrichter der britiſchen Majeſtät überantworten können.“

Glücklicherweiſe brauchte ſich Eva über die Koſtümfrage, die den Schauſpielerinnen meiſt ſo bittere Sorgen macht, nicht im mindeſten den Kopf zu zerbrechen. Ihre Mutter war unermüdlich bedacht geweſen, ſie mit allem Nötigen reichlich zu verſehen.

Auch die plötzliche Übernahme der wohleinſtudierten Rolle bereitete ihr nichts als Freude und nicht die mindeſte Angſt. Mit heiterer Zuverſicht betrat ſie abends die Bühne und ſpürte nur im Anfang einzig darüber etwas Beunruhigung, daß ſie ſo frei von allem Lampenfieber war. Dann aber ſchwanden ihr alle Nebengedanken, und ſie ging vollſtändig in ihrer Rolle auf.

Mit feiner Klugheit und vornehmer Selbſtbeherrſchung behandelte ſie im erſten Akte den Staatsmann Burleigh, obwohl ihr der Regiſſeur an dieſer Stelle mahnend das Beiſpiel der berühmten Roſa Poppe in Berlin entgegenhielt, die den mächtigen Miniſter in Grund und Boden zu donnern pflegt. Evas Erregung zitterte in der erſten Hälfte des Stückes nur leiſe durch ihre ſtolze Zurückhaltung hindurch. Erſt im Park, nach den harten höhniſchen Worten Eliſabeths ließ ſie dem heißen Gefühle ihrer Leidenſchaft freien Lauf und riß nun das Publikum zu begeiſtertem Beifall hin.

Im letzten Akt endlich war ſie ganz die gottergebene weltentrückte Todesbraut und bezauberte jedes Ohr mit der Schönheit ihrer weichen vollen Stimme. Direktor und Kollegen beglückwünſchten ſie zu dem für eine Anfängerin ganz unerhörten Erfolg ſo herzlich, daß die Glückwünſche faſt alle den Eindruck der Ehrlichkeit machten.

Am ehrlichſten war wohl Richards Mitfreude, dem die eigne Rolle des einen franzöſiſchen Geſandten nur wenig Genuß bereitet hatte. Bei Fräulein Anders jedoch verwandelte ſich am nächſten Tag die Heiſerkeit vor Ärger in ein heftiges Leberleiden.

Eva ſelbſt war wie berauſcht.

Am liebſten hätte ſie nun gleich die ganze Nacht weiter geſpielt und ſich alle Rollen, deren ſie mächtig war, hintereinander vom Herzen herunter geredet. So überſchäumend war ihr zu Mute, und von Müdigkeit fühlte ſie nicht eine Spur.

Erſt als ſie dann allein zu Haus beim Abendbrot ſaß, kam ſie wieder zur Beſinnung. Jetzt hätte ſie ſich gern mit irgend jemand ausgeſprochen, mit Richard zum Beiſpiel. Aber Richard ſaß um dieſe Zeit in der Kneipe.

Der Thee, ſonſt ihr gewöhnlicher Nachttrunk, war ihr heute zu dünn. Sie ging in die Küche, ſuchte und fand zwei Flaſchen Bier auf dem Fenſterbrett ſtehen, die ſie als willkommene Beute ins Zimmer ſchleppte. Dann ſchrieb ſie einen langen Brief an ihre Mutter.

Spät erſt begab ſie ſich zur Ruhe und lag bis zum Morgen wach in ihrem Bett. Schlaflos, aber ohne Unruhe, blickte ſie nach dem hellen Fenſter, durch das der Mondſchein ins dämmernde Zimmer fiel, und lauſchte den lauten Schritten, mit denen hin und wieder ein verſpäteter Wirtshausbeſucher auf der hallenden Straße unter ihrem Fenſter vorbeizog.

Einer dieſer nächtlichen Wanderer war vielleicht Richard, der ja ſeinem eignen Geſtändnis nach jetzt faſt immer erſt morgens aus dem Bier- oder Kaffeehauſe heimkehrte, um dann täglich unluſtiger und müder zur Probe zu kommen. Wenn ſie ihm Vorwürfe machte, erwiderte er, daß ihm in ſolcher Nachtzeit immer die beſten Einfälle kämen, verlachte ſie wegen ihres ernſten Scheltens und erinnerte ſie ſtolz an das Beiſpiel vieler genialer Trunkenbolde und an die unvorſchriftsmäßige Lebensweiſe faſt aller Dichter.

XIV.

Eva erwachte nach kurzem Schlummer friſch und munter, machte, da ſich der rauhe Oſtwind nach Süden gedreht hatte, einen Spaziergang durch die „Hufen“, ein Villenviertel vor den nördlichen Wällen der Stadt, und kehrte über die „Neue Bleiche“ am Pregel zurück.

Bäume und Sträucher hielten kein Blatt mehr an den dürren Äſten. Der Sturm der letzten Tage hatte ſie ganz entblößt. Aber der ſonnige Spätherbſttag vergoldete das friſche Treiben auf dem ſchiffebedeckten Fluß. Er vergoldete auch Evas Hoffnungen und verklärte das Bild ihrer Zukunft.

In heiterſter Stimmung und mit rechtſchaffenem Hunger betrat ſie das Schützenhaus, wo die Tafelrunde bereits in heftiger Erregung die Preßſtimmen beſprach, die die geſtrige Vorſtellung beurteilten.

Als die beiden hauptſächlichſten Erkenntnisquellen künſtleriſcher Wertſchätzung galten die „Neue Zeitung“ die von Hans Dideldums ſchöngeiſtigen Aufſätzen überfloß, und das „Bürgerblatt“, in deſſen Spalten Dr. Göttlichs tiefſinnige Weisheit ſprudelte.

Den Schauſpielern natürlich waren die Meinungen beider Richterſtühle durchaus unmaßgeblich. Sie erklärten ſie für völlig belanglos und laſen mit Eifer und Leidenſchaft jede kleinſte Bemerkung der beiden gefürchteten Herren, allen Tadel mit mühſamer Mißachtung überſehend. Fand ſich jedoch etwas Anerkennung oder gar Lob in den belangloſen Beſprechungen, dann wurde der wertloſe Zeitungsausſchnitt ſorgſam aufbewahrt und ſchmunzelnd in die Sammlung zum Übrigen gelegt.

Heute freilich gab es ſehr wenig zum Übrigen zu legen.

Wer auf eine Kanzel oder ein Katheder geſtellt oder ſonſt auf einen Stuhl von ähnlicher Höhe des Selbſtbewußtſeins geſetzt iſt, den pflegt das wohlthätige Gefühl der Unfehlbarkeit zu begnaden. Ein Theaterberichterſtatter erhält bisweilen auch Rötſchers oder Bulthaupts dramaturgiſche Schriften zu Weihnachten, und im Bewußtſein ſolcher Weisheit hatten beide Kunſtpäpſte von Königsberg, diesmal in ſeltener Übereinſtimmung, beſchloſſen, daß die ſo begeiſtert aufgenommene Vorſtellung von „Maria Stuart“ ſo ziemlich das Erbärmlichſte geweſen war, was das hieſige Theater überhaupt bis jetzt geleiſtet hatte.

Das Publikum las in den Mittagsausgaben beider Blätter, daß es ſich mit ſeinem unangebrachten Beifall ein beſchämendes Zeugnis von Urteilsloſigkeit ausgeſtellt hatte. Weil aber von den ſo herbe getadelten Zuſchauern keiner mit Namen genannt war, ſo fiel es auch keinem ein, ſich pflichtgemäß zu ſchämen.

Die Schauſpieler waren mit Namen genannt. Doch kamen auch ſie der im Tadel liegenden Aufforderung, ſich zu ſchämen, nicht nach, ſondern ſie murreten wider das offenbarte Wort, und zwar ſchimpften ſie am meiſten über dasjenige, worin die Zeitungsmänner Recht hatten. Denn das war die haſſenswerteſte Eigentümlichkeit dieſer Leute, daß ſie mitunter geradezu die ganz richtige Wahrheit ſchrieben.

Am gnädigſten war das Strafgericht an Eva vorübergegangen. Ihre Leiſtung wurde wohlwollend beſprochen und für eine Anfängerin recht anerkennenswert genannt. Dr. Göttlich fügte noch hinzu:

„Nur möchte ich Fräulein Kern daran erinnern, daß die lyriſchen Strophen am Eingang des dritten Aufzugs einem künſtleriſch empfindenden Menſchen ebenſo widerlich ſind, wie etwa die ganze Rolle der ‚Thekla‘ im ‚Wallenſtein‘, daß alſo Schillers pathetiſcher Schwulſt nicht noch durch empfindſame Deklamation unterſtrichen werden darf. Wir wünſchen Fräulein Kern, daß ſie bald an ein vornehmes Theater und unter wahrhaft künſtleriſche Leitung kommt, wo ihre ſchöne Begabung mehr Förderung und Beachtung finden kann, als hier.“

Eva hatte das peinliche Gefühl, als wolle ſie der mächtige Dr. Göttlich „hinwegloben“, und ſie war ſich über den innerſten Sinn ſeiner Meinung nicht ganz klar. Das Urteil über Richard ließ hingegen an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig:

„Höchſt ungeſchickten und faſt unmöglichen Darſtellern waren die Rollen der franzöſiſchen Geſandten anvertraut. Herr Günther bemühte ſich mit Erfolg, den eleganten wohlredenden Hofmann in einen ſteifen ſcheltenden Schulmeiſter zu verwandeln. Doch können wir die mangelhafte Beſetzung dieſer kleinen Rollen der Regie gerechter Weiſe nicht zum Vorwurf machen, da ihr ja nicht einmal für alle Hauptfiguren des Stückes geeignete Vertreter zu Gebote ſtehen.“

Die vernichtende Schärfe der nun folgenden allgemeinen Verurteilung hatte die Gemüter aller, ſelbſt der nicht betroffenen Tiſchgäſte in Aufruhr verſetzt. Auch Lilli Sarotty ſtimmte mit ehrlichem Schimpfen in die allgemeine Empörung mit ein:

„Was gift's Euch denn?“ rief ſie. „Meint's denn, der Depp hat überhaupt an Verſtand von der Kunſt? An Schmarr'n hat er!“

„Nee, nee, liebes Kind,“ verſetzte ruhig der Komiker, „der Herr iſt ein ſehr geſcheiter Kerl! Leider! Denn das iſt ja gerade das Schlimmſte, was ein Kritiker ſein kann. Wenn ein Schafskopf Unſinn ſchreibt, ſo ſchadet uns das nichts. Aber die Dummheiten, die ein kluger Menſch ſagt, die gelten als patentiert, ſind unwiderleglich und thun eine unheimliche Wirkung. Die Macht der Preſſe und ihrer Leute beruht ja nicht auf ihrer eignen Dummheit; denn die iſt meiſt gar nicht ſehr groß. Ihr Einfluß beruht auf der Dummheit der Menge, die alles glaubt, was ihr gedruckt vorgeſetzt wird!“

„Aber ſo etwas glaubt doch kein Menſch!“ ſchrie Otto Bäumel, indem ſein rundes roſiges Knabengeſicht die ſpaßhafteſten Grimaſſen ſchnitt. „Kinder! Die maßgebende Geſtalt begehrt von mir, ich ſoll den Mortimer als jungen Jeſuiten verzapfen. Da möchte ich ja ein halbes Jahr vorher ſchweningern! Und das bei meinem durſtigen Zuſtand! Donnerwetter, ich verarbeite meine jugendlichen Helden eben mit meinem weichen Herzen, und der Mortimer iſt immer eine lyriſche Nummer geweſen und kein Fanatiker. Was meinen Sie dazu, Schmelzer? Wenn es eine Charakterrolle wäre, ließen Sie ſich den Mortimer doch nicht wegſpielen! Dann müßten Sie ihn doch haben.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Angeredete im Hamlettone. „Ich kenne den Mortimer nicht.“

„Aber Sie müſſen doch zugeben, daß ſeine Bedeutung für das Stück . . . . . .“

„Bedaure. Ich kenne das Stück nicht.“

„Führen Sie doch nicht ſchon wieder Ihre Genialitätskomödie auf,“ warf der Komiker ſpöttiſch ein. „Es handelt ſich um Maria Stuart. Sie haben geſtern den Burleigh verkörpert.“

„Burleigh? — Ach, ja! Ich entſinne mich. Ich kenne in jedem Stück immer nur meine Rolle.“

„Meiſtens auch die nicht!“ neckte der Komiker.

„Dann um ſo beſſer! Dann kann ich mich ohne Voreingenommenheit ganz der künſtleriſchen Eingebung des Augenblicks überlaſſen. — — — Ich habe da vorhin auch etwas über mich in dem Käſeblatt geleſen. Der Herr Obergeſcheit rät mir, ich ſolle den Burleigh als ‚eiſernen Kanzler‘ auffaſſen. Er meint, ich hätte in gemeinſter Weiſe einen wachsgelben Schmierenböſewicht dargeſtellt. Vermutlich hat der Mann das Stück geleſen. Er ſoll übrigens auch während eines großen Teils der Vorſtellung anweſend geweſen ſein. Vielleicht hat er alſo gar recht! Warum auch nicht? Ich hab' ja kein Talent.“

„Und trotzdem bleiben Sie beim Theater,“ fragte Richard keck, „obwohl Sie das einſehen?“

„Eben deshalb, junger Mann,“ erwiderte Schmelzer im tiefſten zitternden Naſenton und mit einer Miene hoheitsvollen Mitleids. „Eben deshalb! Machen

Sie doch die Augen auf. Nur wer kein Talent hat, kann es beim Theater zu etwas bringen! Sollten Sie je zu der Überzeugung kommen, Talent zu haben, was ja zu Ihrem Glück nicht der Fall zu ſein ſcheint, ſo rate ich Ihnen, der Bühne ſchleunigſt den Rücken zu kehren. Dann gehen Sie in Gottes Namen zum Tingeltangel oder an ſonſt eine Pflegeſtätte der wahren Kunſt."

„Dieſen Bildungstempel aufzuſuchen, war für heute abend ohnehin meine Abſicht. Ich ſchlage vor, wir beſuchen heute gemeinſam das Paſſagetheater."

„Koſtenpunkt?" erwiderte Herr Schmelzer mißtrauiſch.

„Is nich," antwortete der Komiker. „Die Direktion ſchätzt es ſich zur Ehre, den Kollegen freien Eintritt zu gewähren."

„Es iſt eine Unverſchämtheit," murmelte Schmelzer zähnefletſchend, „uns als Kollegen zu bezeichnen. Aber wir Künſtler ſind ja heute ſchon an ſchlimmere Beleidigungen gewöhnt worden. Ich gehe hin!"

Der Vorſchlag fand allgemeine Zuſtimmung. Beſonders begeiſtert waren Lilli Sarotty und Otto Bäumel.

„Wenn Kollegin Lilli mitgeht," erklärte er, „dann müſſen wir ſie in die Mitte nehmen und feſthalten, ſonſt wird ſie mit ihren güldenen Loreleilocken gleich dort behalten als Brettlſängerin. Gefährlicher Zuſtand!"

Die liebe Lilli nahm die Neckereien junger Herren grundſätzlich nicht übel. Es war dies ſo ziemlich der einzige Grundſatz, den ſie hatte. Sie lächelte geſchmeidig und ſchob ihre Kirſchenunterlippe vor.

Die Leiſtungen der Clowns, Turner und Sängerinnen, die das Paſſagetheater bot, waren allerdings weniger wertvoll, als eine Wagnerſche Oper. Aber ſie hatten den Vorzug, viel kürzer zu ſein, und da die Zuſchauer mit dem heiligen Vorſatz erſchienen waren, ſich zu beluſtigen, ſo beluſtigten ſie ſich höchlichſt. Das meiſte Vergnügen und eine gewiſſe tiefere Anteilnahme erregte ein Stegreifdichter, der jeden beliebigen Vorwurf ſofort in Verſen behandelte und allerhand ihm zugerufene Worte mit großer Gewandtheit in den Gang ſeines Vortrags verflocht.

Sein ſchlagfertiger Witz und ſein Geſchick, über unbeſiegbare Schwierigkeiten mit frecher Eleganz hinwegzuſchlüpfen, ſicherten ihm namentlich bei den Schauſpielern den herzlichſten Beifall. Zumal als er auf deren Verlangen eine Parodie auf Maria Stuart improviſierte, kannte ihre begeiſterte Anerkennung keine Grenzen mehr.

Noch im Café Bauer, das ſie nach der Vorſtellung beſuchten, bildeten die Leiſtungen des Blitzdichters den Hauptgegenſtand ihrer Unterhaltung. Die meiſten prieſen ihn ganz rückhaltlos. Nur Schmelzer erklärte dieſe bewunderte Kunſt für eitel Humbug und meinte, ſie beſtünde aus nichts, als viel Frechheit und ein wenig Übung. Richard aber, der ſonſt ſelten Schmelzers Meinung war und jetzt ziemlich ſchweigſam hinter ſeinem ſchwarzen Kaffee geſeſſen hatte, ſtimmte ihm plötzlich in längerer Rede bei, und zwar ſprach er dieſe Rede in Verſen, wobei er alle Einwürfe und Erwiderungen mit nicht minderm Geſchick ſogleich in ſeine Stegreifpoeſie verflocht, als es vorhin der berufsmäßige Stegreifdichter gezeigt hatte.

Der ganze Kreis war höchſt überraſcht. Aber infolge Richards anſpruchsloſer Art waren ſeine erſtaunten Zuhörer weniger geneigt, nun auch ihn zu bewundern, als vielmehr ihre eben geäußerte Bewunderung für dieſe Kunſt und ihren im Variété gehörten Vertreter möglichſt abzukühlen.

„Wie Sie ſehen,“ erklärte Schmelzer mit der Miene eines Triumphators und in klangvollem, faſt rezitativiſchem Tonfall, „wie Sie hiermit geſehen haben, iſt die Geſchichte alſo gar kein Kunſtſtück, ſondern ſo einfach, daß es lächerlich wäre, ſich noch darüber zu unterhalten.“

Man ſtimmte ihm zu, und Richard hatte beinahe ſelbſt das Gefühl, als habe er ſeine anerkennenswerte Leiſtung nur als Sprachrohr des überlegenen Kollegen von ſich gegeben. Doch tröſteten ihn Evas Augen, die vor Stolz auf ihren Freund und Landsmann leuchteten.

Auch auf Lilli Sarotty hatte er ſichtlich Eindruck gemacht, und dem Purpurkelch ihrer Lippen entquollen die Worte:

„Aber lieber Kollege, ſo ſchöne Verſe wann Sie machen können, nachher müſſen S' mir für die neuche Operett a paar Strophen ſchreiben. Das Kouplet was i d'rin zu ſingen hab', is mir eh' zu fad. Wann S' mir was Schönes ſchreiben, nachher können Sie ſich von mir wünſchen, was Sie wollen!“

Dabei warf ſie das heute ganz beſonders blonde Haupt zurück und blickte ihn herausfordernd an. Evas Augen folgten dieſem Blick und ruhten geſpannt auf Richards Zügen, um ſeine Antwort davon abzuleſen. Aber plötzlich trat der Oberkellner auf Richard zu und teilte ihm mit, der Herr hinten in der Ecke ließe ihn um die Gefälligkeit bitten, ſich einen Augenblick zu ihm zu bemühen.

Schmelzer hatte es gehört und mengte ſich mit der Bemerkung dazwiſchen: „Wenn der Herr etwas von uns will, kann er ja zu uns kommen.“

Aber mit der kalten Höflichkeit, wie ſie außer einem Diplomaten nur einem Oberkellner eigen iſt, entgegnete dieſer: „Der Herr will nicht von Ihnen, ſondern nur von Herrn Günther perſönlich etwas und wünſcht vermutlich Ihren Kreis nicht zu ſtören.“

Richard hatte ſich inzwiſchen erhoben, und kaum war er des dicken Herrn in der Ecke anſichtig geworden, als er überraſcht ausrief:

„Nauheimer! Menſch, wie kommſt du denn ......?“

Doch ſchnitt ihm dieſer mit einer gewichtigen Bewegung das Wort ab und ſagte:

„Nee, nee, alter Junge, wenn ich dich jetzt alle deine Fragen herausſprudeln laſſe, muß ich dir in einem halbſtündigen Monolog alles Mögliche beantworten. Das kannſt du von mir nicht verlangen. Alſo ſchweig. Ich will dir freiwillig in möglichſter Kürze das Notwendige berichten. Aber dann erzählſt du! Alſo warum bin ich hier in Königsberg? Na, dieſe gute Stadt hat außer einer Univerſität auch den Ruf großer Trinkbarkeit, und ſo wenig, wie in Leipzig, kann ich hier allemal lernen. Der Menſch muß nicht nur in ſeiner Beſchäftigung, er muß auch in ſeiner Nicht-beſchäftigung eine gewiſſe Abwechſelung haben, und ſo habe ich mich entſchloſſen, einmal unter einem andern Himmelsſtrich und unter völlig neuen Bierverhältniſſen zu faulenzen. Ich denke, meine Natur iſt elaſtiſch genug, um ſich auch den hieſigen Anforderungen anzupaſſen. In Leipzig habe ich mich, ſeit du fort biſt, entſetzlich geödet. Es wurde mir zu einſam. Petermann hat ſich gar nicht als Referendar zur Verfügung geſtellt, ſondern iſt mit ſeines Alten Genehmigung nach Berlin gegangen, um dort weiter zu ſtudieren. Da hat er mit einigen väterlichen Thalern an der Börſe ſpekuliert und ſich in kurzer Zeit ganz klotzige Gelder erſchwindelt. Als begüterter Dichter hat er ſich dort zum Mittelpunkt eines litterariſchen Klüngels gemacht und fühlt ſich in Berlin ebenſo wohl, wie ich mich in Leipzig unglücklich fühlte. Denn auch Runkel iſt fort. Er iſt Ratsreferendar in Dresden, ſtrebt natürlich rieſig und iſt außerdem verlobt, alſo vollkommen ungenießbar. Na, da hab' ich mich in meiner Einſamkeit nach dir geſehnt und bin hergekommen. — — — So, jetzt habe ich dir eine zarte Schmeichelei geſagt und mir die Kehle dabei trocken geredet. Jetzt trinke mit mir dieſe Pulle Champagner, und nun erzähle du, wie es dir geht. Von deiner Stegreifdichterei vorhin ſind einige gereimte Schallwellen an meine Ohren gedrungen. Ich ſpreche dir noch meine Anerkennung aus und werde mich nun in ein trinkendes Schweigen verſenken."

Schon während Nauheimers langer Rede war in Fräulein Sarottys Auftrag der Oberkellner einmal erſchienen, um Richard an den verlaſſenen Tiſch zurückzubitten. Dieſer hatte ihm jedoch ungeduldig abgewinkt. Jetzt trat die blonde Dame mit kecker Anmut ſelbſt auf ihn zu, und Nauheimer, der dem ſchönen Geſchlecht gegenüber ſich einige Reſte von konventioneller Ritterlichkeit bewahrt hatte, erhob ſich trotz ſeiner Beleibtheit zu einer höflichen Verbeugung.

Lilli erkannte ſofort die offenbare Schwierigkeit, die Freunde etwa zu trennen; ſie erkannte auch mit geübtem Blick die Marke des Champagners und billigte ſie. Mit liebenswürdiger Zudringlichkeit veranlaßte ſie den Kollegen, ihr den fremden dicken Herrn vorzuſtellen, und ehe es ſich Richard verſah, ſaß ſie mit am Tiſche und ſprach dem Champagner eifrig zu.

Nauheimer verbarg erſt mühſam einen gewiſſen Unwillen, legte aber dann herzliches Wohlgefallen an der pikanten Geſellſchaft ganz offen an den Tag, und Richard mußte ſich eingeſtehen, daß ihre ungezwungene, ja faſt zügelloſe Art nicht ohne Reiz war.

Immerhin war er nicht ſo in ihren Anblick verſunken, daß er nicht bemerkt hätte, wie Eva an dem andern Tiſch plötzlich aufſtand, um nach Hauſe zu gehen. Sofort war er an ihrer Seite und bot ſich an, ſie wie gewöhnlich nach Hauſe zu geleiten.

„Ich danke," ſagte ſie. „Herr Bäumel will die Liebenswürdigkeit haben."

„Jawohl," fügte dieſer in heiterſtem Flötentone hinzu. „Und ich bin der Einzige, der dies Glück verdient. Denn meine Freundſchaft für unſre ruhmgekrönte Kollegin wird nur durch meine unbegrenzte Ehrfurcht vor ihr übertroffen."

Sie gingen, und von der blonden Lilli und ihren beiden Cavalieren wurden in dieſer Nacht noch eine erhebliche Anzahl Flaſchen Champagner getrunken.

Alle drei fühlten ſich glücklich und lächelten. Der Oberkellner auch. Er freute ſich auf das Trinkgeld.

XV.

In dem Anblick von Lillis ſchwarzen Augen, roten Lippen und roſtgelben Haaren fand Richard einigen Troſt für ſeine ſonſtigen Mißerfolge, und er gab ſich der liebenswürdigen Beſitzerin dieſer troſtreichen Gegenſtände gern gefangen, um bisweilen in einem ſüßen Plauderſtündchen die Unannehmlichkeiten des übrigen Tages zu vergeſſen.

Sie machte nicht viel Anſprüche an ſeine Zeit und forderte ihn immer nur zu ganz beſtimmten Stunden zu einem Beſuche auf, wenn ſie ſich ihre ſchlechte Laune von ſeiner Gutmütigkeit vertreiben laſſen wollte.

So fand Richard reichlich Muße, ſich mit ſeinem Schauſpiel zu beſchäftigen. Zu Kaiſers Geburtstag war er aufgefordert worden, einen Prolog zu verfaſſen, und Eva hatte ihn mit hingebender und hinreißender Begeiſterung geſprochen. Er hatte ſich ſeine Verſe von der Schauſpielerloge aus mit Stolz angehört und ihr für ihren prächtigen Vortrag im ſtillen von Herzen gedankt.

Als ſie am nächſten Mittag bei Tiſch nebeneinander ſaßen, wartete Eva jedoch vergeblich auf ein einziges freundliches Wort der Anerkennung. Richard blickte mit halbem Auge immer nach der ihm ſchrägüber ſitzenden Lilli. Er trug ein ſcharf duftendes Briefchen von ihr in der Taſche, das ihn gleich nach Tiſch zu einem Kaffeeſtündchen beſtellte.

Eva hatte ihn ſtets mündlich zum Kaffee eingeladen und überhaupt nie ein Geheimnis aus ihrem Beiſammenſein gemacht. Lilli jedoch meinte, ein anſtändiges junges Mädchen müſſe auf ſeinen guten Ruf bedacht ſein, und ſo ſuchte ſie ihre Zuſammenkünfte immer in aller Heimlichkeit zu bewerkſtelligen.

Sie zeigte ſich übrigens heute weit liebenswürdiger als gewöhnlich. Nur hatte ſie ihre weiße Stirn mit einer Kummerfalte geſchmückt und empfing ihren Gaſt mit den Worten:

„Schlecht is mir's gangen, lieber Freund. I hab' viel Kummer g'habt die letzten Täg. Und heut' hab' i wieder ane Migräne, ane ſchauderhafte. Aber wir ſind ſo lang nöt beiſammen g'weſen. I hab mi ſo g'freut, mich wieder mal recht ausplauſchen zu können mit dir. Alſo ein halbes Stünderl mußt jetzt ſchon aushalten bei mir. Gelt?“

Richard hätte ſehr gern auch länger wie ein halbes Stünderl ausgehalten. Aber lange bevor das halbe Stünderl zu Ende ging, verſtärkte Lilli die Wirkung ihrer Kummerfalte derartig durch ſchwermütige Seufzer und verſchleierte Blicke, daß ſich Richard veranlaßt ſah, nach der Urſache ihrer Niedergeſchlagenheit zu fragen.

Da offenbarte ſie ihm unter Verzweiflungsausbrüchen, in welch entſetzlicher Geldverlegenheit ſie ſich wieder befinde.

„Beim Kaſſier is nix mehr z' holen,“ ſagte ſie. „I ſteck' halt eh' bis über'n Hals d'rin im Vorſchuß. Geh her, Richard, leih mir noch amal zwanzig Markeln.“

Richards Barſchaft betrug aber jetzt am Monatsende nicht einmal mehr drei Markeln, und er teilte ihr verlegen dieſe betrübliche Thatſache mit. Er hatte ſich bisher immer recht begütert gezeigt, doch hatte er mit Blumen, Naſchwerk und andern Aufmerkſamkeiten für Lilli allerhand Ausgaben gehabt und die Quelle ſeiner ſchriftſtelleriſchen Nebeneinnahmen etwas vernachläſſigt.

Lilli verbarg ihr Erſtaunen über Richards Mittelloſigkeit nicht. Geldmangel war in ihren Augen eines Cavaliers durchaus unwürdig.

„Traurig iſt's,“ ſagte ſie mit einem entſagungsvollen, ſchmerzumflorten Blick. „Wir ſind halt zwa arme Haſcherln.“

Und dann entließ ſie ihn plötzlich. Ihre Migräne hatte zugenommen.

„Wann mir beſſer is, ſchreib i dir a Brieferl. Dann ſan mir zwa wieder amal recht fidel mitanand.“

Richards Gemüt war von mitleidiger Trauer erfüllt. Da fiel ihm endlich ein, daß er für die mannigfachen Dienſte, die er als gewohnheitsmäßiger Hausdichter der Direktion bisher geleiſtet, noch nie eine Vergütung empfangen hatte. Zum mindeſten durfte er für den geſtrigen Prolog eine Belohnung beanſpruchen, und zwanzig Mark war da keine unbeſcheidene Forderung.

Zehn Minuten ſpäter ſtand er im Geſchäftszimmer des Theaters und trug dem Kaſſierer ſein Anliegen vor. Aber hier wurde ihm der trockene Beſcheid, daß ſich für den Prolog eine Bezahlung in den Büchern nicht angewieſen finde. Doch ſei der Direktor in ſeinem Zimmer gerade anweſend. Richard ſolle ſich an ihn ſelbſt wenden.

Der Bühnenherrſcher empfing ihn mit der jovialen Liebenswürdigkeit, die er ſich allen brauchbaren und willigen Mitgliedern gegenüber zur Gewohnheit gemacht hatte. Denn er bedachte immer, daß gute Behandlung die Künſtler faſt ebenſo angenehm beeinflußt und zugleich viel billiger iſt, als eine Verbeſſerung ihrer klingenden Bezüge.

Auch als er Richards Bitte um zwanzig Mark vernommen hatte, verloren ſeine Züge ihren Ausdruck herzlichen Wohlwollens nicht. Seine Entgegnung freilich lautete:

„Aber, lieber Günther, mir ſind von Berliner Agenturen Prologe für fünf Mark angeboten worden.“

„Die aber wahrſcheinlich nicht einmal die fünf Mark wert waren,“ erwiderte Richard. „Denn ſonſt wären Sie wohl Geſchäftsmann genug geweſen, einen davon ſo billig zu kaufen!“

Wieder erfolgte ein herzgewinnendes Lächeln des menſchenfreundlichen Theaterdirektors. Mit einer Handbewegung lud er Richard ein, auf dem großen Lederſofa Platz zu nehmen und drehte ſich auf ſeinem Schreibſeſſel recht freundlich zu ihm um:

„Nein, mein lieber Günther. Ich dachte nur daran, daß Sie ſich immer fleißig und tüchtig gezeigt haben, und da war mir natürlich daran gelegen, lieber Ihnen die fünf Mark zuzuwenden, als einem fremden Menſchen.“

Richard war heute aus Herzensgrund daran gelegen, ſich raſch in Beſitz einer kleinen Summe zu ſetzen, und ſo kämpfte ſeine beſcheidene Feſtigkeit einen ſchweren Kampf gegen des Direktors lächelnde Zurückhaltung. Immerhin trug er den Erfolg davon, den Preis ſchließlich auf fünfzehn Mark genehmigt zu ſehen. Daß dabei ſeine urſprüngliche Hoffnung noch um fünf Mark zu kurz kam, fühlte er kaum mehr.

Immer zuverſichtlicher wurde es Richard zu Sinn und mutig ſprach er einen Gedanken aus, der ihm bei des Direktors liebenswürdiger Art durch den Kopf geflogen war:

„Herr Direktor, ich habe auch ein Schauſpiel geſchrieben. Sie wiſſen, wie ſchwer es für einen unbekannten Verfaſſer iſt, auf der Bühne Platz zu finden. Wenn Sie vielleicht die Güte hätten, das Stück einmal zu prüfen ......“

„Aber ſelbſtverſtändlich, mein lieber Günther. Bringen Sie mir Ihr Stück! Ich leſe alles, was mir eingereicht wird, alles! Und was gut iſt, führe ich auf. Hoffentlich iſt Ihr Stück gut. Sollte mich für Sie ganz beſonders freuen.“

Als Richard ging, nahm er außer wohlgezählten fünfzehn Mark noch das erhebende Bewußtſein mit ſich fort, daß er einen Direktor hatte, der ſeinen Wert mit verſtändnisvollem Urteil würdigte und auch ein mitfühlendes Herz für ihn im Buſen trug.

Der Direktor aber rief den Sekretär in ſein Zimmer und ſagte:

„Günther wird uns in dieſen Tagen wahrſcheinlich ein Schauſpiel einreichen.“

„Jawohl, Herr Direktor: ich werde es alſo in vierzehn Tagen wieder an ihn zurückgehen laſſen.“

„Nee! Das ſollen Sie nicht. Legen Sie es mir herein. Ich will es leſen. Er iſt ein geſcheiter Menſch. Möglicherweiſe iſt was dran.“

— — — Froh bewegten Herzens eilte Richard wieder nach Lillis Wohnung. Die kurzſichtige dürre Wirtin öffnete ihm und erkannte ihn in dem dunklen Vorſaal zunächſt nicht. Als ſie jedoch ſeine Stimme vernahm, und er ſich nach dem ſchmalen dämmernden Gang wandte, an deſſen Ende Lillis Zimmer lag, ſtürzte ſie wie ein gereizter Raubvogel auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten.

„Fräulein Sarotty iſt nicht zu ſprechen,“ rief ſie, „ſie hat ....“

„Ich weiß ſchon,“ erwiderte Richard lachend, indem er ſich von ihren krampfigen Knochenfingern losmachte, „ſie hat Migräne. Aber das thut nichts. Ich bringe ihr eine gute Nachricht.“

Ehe ihn die zeternde alte Frau hindern konnte, ſtand er an Lillis Thür und trat nach kurzem Klopfen raſch ein.

Da bot ſich ihm ein überraſchender Anblick, der ihm die frohen Worte auf den Lippen erſtarren machte.

Lilli freilich hatte keinen Augenblick ihre artige Unbefangenheit verloren, und mit verbindlichem Lächeln ſtellte ſie die beiden Herren einander vor:

„Herr Günther, Herr Goldſtein.“

Herr Goldſtein war als der flotteſte Junggeſell in ſeinen Kreiſen berühmt und in der Damenwelt als Inhaber des erſten Modehauſes der Stadt beſtens bekannt.

Die Herren wurden ihrer Verlegenheit nicht ſo raſch Meiſter, Lilli aber fuhr heiter fort:

„Sie treffen's halt ſehr ungelegen, Herr Günther. Herr Goldſtein iſt g'rad' wegen der Anprob' kommen von meinem neuchen Promenadenkoſtüm.“

Richard ließ ſich jedoch durch ihre lächelnde Sicherheit nicht beirren. Er richtete einen ſcharfen Blick auf ſie, der ihr zwar nicht eine Spur von Röte in die Wangen trieb, der ſich aber dem aufmerkſamen Herrn Goldſtein ſofort in all ſeiner Bedeutung und Berechtigung offenbarte. Der elegante Kaufmann lächelte ſpöttiſch, und als Richard mit zitternder Stimme die Worte hervorſtieß: „Du haſt recht. Dann bin ich allerdings überflüſſig,“ da machte er ihm eine leichte Verbeugung und ſagte höflich:

„Geſtatten Sie mir die Verſicherung, Herr Günther, daß auch ich mich unter dieſen Umſtänden überflüſſig fühle. Wenn es Ihnen recht iſt, verabſchieden wir uns von Fräulein Sarotty gemeinſam.“

Als ſich nun Lilli von beiden verlaſſen ſah, machte ſie einen Verſuch, die ungeſchickte Wirtin zu töten. Das arme dürre Weſen entfloh jedoch kreiſchend in die Küche und ſchloß raſch die Thür hinter ſich zu.

— — — Nach der Vorſtellung ſaß Richard traurig auf ſeinem gewohnten Platz im Café Bauer. Dort in der Niſche zwiſchen dem erſten Fenſter und dem Windfang der Eingangsthür las er ſeit einigen Wochen immer die Zeitungen und verplauderte mit Nauheimer ſeine Abende und Nächte. Heute ließ der dicke Freund auf ſich warten, und Richard blieb lange Zeit mit ſeinen ſchwermütigen Gedanken allein.

Er empfand über die Beleidigung ſeines Herzens ein Gefühl unendlicher Scham. Gleichzeitig jedoch erfüllte ihn der unerwartete Beſitz von fünfzehn Mark ſo kurz vor dem Erſten mit einem eigentümlichen Übermut. Er ließ ſich ein ſaftiges Lendenſtück mit Trüffeln und Champignons braten und beſtellte ſich eine Flaſche Markobrunner dazu.

Als er eben begann, ſich das köſtliche Mahl mit bitterm Lächeln ſchmecken zu laſſen, erſchien Nauheimer. Die heitere Fülle dieſer Erſcheinung erſtreckte ſich über die ganze Breite der ſchmalen Niſche, und ein behagliches Schmunzeln lagerte über der ganzen Breite ſeines gar nicht ſchmalen Antlitzes.

Er nickte grüßend, ſetzte ſich ſchwer und langſam nieder und ſagte:

„Ich ſehe edle Speiſe und würdigen Trank auf deinem Tiſch. Von wannen kam dir der Trieb zu ſolchen Freuden? Deine Gebärden ſind nicht frei. Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt!“

„Was du ſiehſt,“ verſetzte Richard, „iſt ein Galgenfrühſtück, und meine Vergnügtheit iſt Galgenhumor.“

„Ei, ei. Hm, hm. So, ſo! — — — Was hat es denn Neues gegeben?“

Richard zog die Augenbrauen in die Höhe, hielt mit Kauen ein und murmelte, den Kopf kurz zurückwerfend:

„Das edle Fräulein Sarotty.“

„Nun, lieber Junge, von dieſer Dame dürfte ſich etwas wirklich Neues kaum mehr berichten laſſen.“

„Vielleicht doch! Etwas ſehr Schönes, ſehr Kurzes und ſehr Neues! — — — Sie iſt mir untreu geworden!“

„— — — Auch? — Mir ſchon lange!“

Einige Augenblicke ſchwieg Richard betroffen. Wie erbärmlich ſeine gläubige Hingabe getäuſcht worden war, das kam ihm erſt jetzt zu vollem demütigendem Bewußtſein. Dann aber reizte ihn die Eröffnung, die ihm Nauheimer mit ſolch ſelbſtverſtändlicher Gelaſſenheit gemacht hatte, zu einem befreienden verächtlichen Lachen. Mit einem Glas Wein ſpülte er alle Bitterkeit hinab und ſagte ſanft:

„Wenn ich mir alles recht überlege, ſo möchte ich mich faſt eines zoologiſchen Ausdruckes bedienen. Denn ich glaube beinahe ‚ich bin ein Ochſe geweſen‘.“

„Stimmt!“ bekräftigte Nauheimer. „Und nicht wahr? Dieſes Bewußtſein hat etwas ungemein Wohlthuendes?“

Richard lächelte ſäuerlich.

„Für den Weiſen wenigſtens,“ fuhr Nauheimer fort, „iſt es ein wohlthuendes Gefühl. Denn die Erkenntnis einer Thorheit iſt für ihn der Beweis ihrer Beendigung. Heil uns, daß wir den Pfad der Dummheit ſchon zu Ende gewandelt ſind! Drum ſei vergnügt und freue dich aller deiner Tugenden.“

„Da finde ich wenig, was zum Freuen Anlaß gäbe. Andre Leute können ja auch nichts Erfreuliches an mir entdecken. Du kennſt doch meinen geſtrigen Prolog. Höre, was Dr. Göttlich hier in ſeiner Zeitung darüber von ſich giebt:

‚Unſer auf dem Pegaſus nicht übel eingerittenes Bühnenmitglied, Herr Günther, hatte das übliche Feſtgedicht geliefert. Ob es dabei notwendig war, allerhand nachdenkliche Betrachtungen in Schillerſches Pathos und klingende Reime einzukleiden, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Der Wille war offenbar gut, und dem Publikum gefiel es. Fräulein Kern trug die Verſe mit Schwung und nicht ohne Verſtändnis vor: ſie ſah recht paſſabel aus und war überhaupt die würdige Muſe der begeiſterten Feier‘“.

Nauheimer zuckte verſtändnislos die Achſeln, und erſt auf einen erwartungsvollen Blick Richards antwortete er: „Warum lieſt du mir denn das vor? Ich finde nichts Ergötzliches daran, nicht den kleinſten Witz. Ich kann nicht darüber lachen!“

„Ich auch nicht,“ brach Richard zornbebend los. „Aber empörende Unverſchämtheit finde ich darin. Dieſe anmaßliche und wohlwollende Nachſicht, mit der mich der Herr immer von oben herab behandelt, bringt mich in Wut. Es hat ja gar keinen Zweck, ſich irgendwie zu bemühen und nach Vervollkommnung zu ſtreben; es wird ja doch nichts anerkannt! Kein Menſch nimmt mich ernſt!“

„Deine augenblickliche Erregung, die ich dir übrigens um der beſſern Verdauung deines Bratens willen zu bemeiſtern rate, ſtammt wohl noch nachträglich von dem heute erlittenen Liebesſchmerz. Wenn du aber meinſt, kein Menſch nimmt dich ernſt, ſo rate ich dir, mache es ebenſo. Nimm die andern auch nicht ernſt. Sie verdienen es nicht. Und nimm vor allem das Leben ſelbſt nicht zu ernſt. Das verlangt es nicht, und es macht auch keinen Spaß. — — — Du biſt nur unglücklich, weil du von dir und andern immer etwas forderſt. Immer möchteſt du deinen Willen mit etwas füttern. Damit ſättigſt du ihn aber nicht, ſondern verwöhnſt ihn nur. Wenn ihm dann einmal ſeine Beute entgeht, wenn dein Wille ‚nicht ſeinen Willen hat,‘ ſo verwandelt er ſich in Unwillen! — Das iſt unangenehm für dich und andre. Alſo gewöhne dir das unruhige Ding ab, und mach's wie ich! Ich bin nur deshalb ſo reif und ruhig, weil ich nichts mehr will.

„Dein Unglück ſind deine ſonderbaren Bedürfniſſe, die ganz unerfüllbar bleiben!

„Was brauchſt du nicht alles für Unſinn! Du brauchſt den Glauben an das Publikum, an die Kritik, ſogar den Glauben an dich ſelbſt! Dieſer Glaube ſoll dich ſelig machen. An dieſen Glauben klammerſt du dich mit Inbrunſt feſt und kannſt doch nicht verhindern, daß er dir unter den Händen zerbröckelt. So laß ihn doch ganz fahren. Ich ſage dir, er iſt überflüſſig.

„Du ſitzeſt nach einer unangenehmen Erfahrung jetzt bei einem kleinen Feſtmahl. Das hat mich gefreut. Ich ſehe daraus, daß du ſchon auf dem Wege biſt, vernünftig zu werden. Bleib nicht auf halbem Wege ſtehen. Das Endziel aller Vernünftigen iſt die ſelige Gleichgültigkeit. Nur der Gleichgültige iſt unparteiiſch, und nur der

Unparteiiſche iſt im ſtande, die Thorheiten dieſer Welt künſtleriſch zu genießen und ſich an der Dummheit ſeiner Mitmenſchen zu erfreuen, weil ihn der ganze Kram nichts mehr angeht.

„Du legſt zum Beiſpiel den Zeitungsbeſprechungen, die deine Leiſtungen tadeln, eine unverdiente Wichtigkeit bei. Du ärgerſt dich infolgedeſſen darüber. Ich aber wiederhole dir: So lange du das Leben ernſt nimmſt, ſo lange biſt du nicht reif, es künſtleriſch zu genießen. Du gleichſt dem Galeriebeſucher, der den Böſewicht des Theaterſtücks ernſt nimmt und ihn ehrlich mit ſeiner Wut verfolgt.

„Nimm das Leben nicht als Wirklichkeit, ſondern als Komödie, als Bilderbuch. Denke dir den Dr. Göttlich als komiſche Illuſtration darin und ſeine Urteile unter der Überſchrift ‚Kindermund‘ oder ‚Katheder blüten‘ abgedruckt, ſo wirſt du ein heiteres Mitleid mit dem armen Teufel empfinden, der verurteilt iſt, täglich mit ſaurem Schweiß ſagen zu müſſen, was er nicht weiß. Du wirſt über ſeine drolligen Bemühungen lachen und dich glücklich preiſen, nicht an ſeiner Stelle zu ſitzen. Denn es mag ein mühſelig Handwerk ſein, das er treibt, ſchon weil es eine ernſte Miene erfordert. Und der Ernſt iſt die Wurzel alles Übels. Alſo ſchaff’ ihn dir ab!

„Stelle dich dir ſelbſt gegenüber auf einen freien künſtleriſchen, oder wenigſtens auf einen kühlen wiſſenſchaftlichen, gewiſſermaßen hiſtoriſchen Standpunkt! Du mußt deinem eignen Leben leidenſchaftslos zuſehen, ſowie man eine hübſche Naturerſcheinung betrachtet. Aber du mußt dieſe hübſche Naturerſcheinung ruhig vor ſich gehen laſſen und nicht immer eingreifen und daran beſſern wollen. Was du ſchließlich an dir beſſerſt, beſſerſt du doch immer nur für andre! Niemals für dich! Denn wenn du beſſer wirſt, wirſt du nicht glücklicher, ſondern nur nützlicher! — Oder auch dümmer, was bisweilen dasſelbe iſt.“

— — — Richard hatte wiederholt zu Nauheimers Anſprache gelächelt, einige Male zuſtimmend, meiſt aber genau in der künſtleriſch überlegenen Weiſe, die ihm der Freund ſoeben anriet. Etwas erheitert und beruhigt hatten ihn die wunderlichen Ausführungen dieſer „Über“-Weisheit thatſächlich. Aber ſeine Thatkraft und ſeine Arbeitsluſt ließen ſich nicht tot reden und machten ſich jetzt mit ehrlicher Überzeugung in den Worten Luft:

„Man muß aber doch nach irgend etwas ſtreben. Man muß doch einen Beruf haben!“

„Warum denn?“ erwiderte Nauheimer, indem er wohlgefällig mehrere fette Gegenden ſeiner Oberfläche beklopfte. „Sieh mich an! Ich bin wie eine Lilie auf dem Feld. Ich ſäe nicht, ich ernte nicht, und ......“

„Und das Geld deines Vaters ernährt dich doch!“

„Gewiß! Und wie du ſiehſt, mit ganz ausreichendem Erfolg. Warum ſoll ich arbeiten? Ich würde damit nur einem armen Teufel, der es nötiger hat, unlauteren Wettbewerb bereiten und ihm ſein ſaures Brot wegeſſen. Das verbietet mir mein ſchwacher Magen ebenſo ſehr, wie mein gutes Herz.“

„Mich aber treiben Herz und Magen unnachſichtig zur Arbeit. Der Menſch muß doch leben.“

„Dieſe Notwendigkeit ſehe ich zwar nicht ein. Sie iſt auch nie bewieſen worden. Aber ich erkenne, wenn auch kein Müſſen, ſo doch deinen Wunſch zu leben als begreiflich und gewiſſermaßen berechtigt an!“

„Alſo muß ich irgend etwas thun, um mein Brot zu verdienen.“

„Gewiß. Aber dieſe Thätigkeit nennt ein ehrlicher Mann ſchlicht und deutlich ‚Broterwerb‘ oder ‚Geſchäft‘. ‚Beruf‘ iſt etwas ganz anders. Das iſt etwas für einen Herrſcher oder einen Propheten. Es klingt ſo feierlich nach göttlichem Auftrag, iſt aber, wenn man's mit dem Broterwerb vergleicht, auch im günſtigſten Falle nur eine aufreibende und zeitraubende Nebenbeſchäftigung. — Bismarck hatte einen Beruf! Und Richard Wagner! Jeder Tagelöhner aber und wackere Beamte darf das nicht von ſich behaupten. Es handelt ſich für den biedern Staatsbürger doch einfach darum, mit möglichſt wenig Mühe möglichſt viel Geld zu verdienen. Na, daß du dieſes Ziel mit deiner Künſtlerſchaft am Theater nicht erreichſt, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Hier wirſt du ja für geringſte Bezahlung auf das Ergiebigſte ausgenutzt. Das geſchieht dir auch ganz recht. Warum biſt du ſo thöricht und vermieteſt dich mit deinen Kenntniſſen und Gaben für ein paar Thaler zu ſolch elender Fronarbeit?“

„Ja, was ſoll ich thun? Meine ſchönen Kenntniſſe nützen mir nichts. Ich habe keine Prüfung beſtanden, kann niemandem mein Wiſſen beweiſen, und niemand ſieht mir meine akademiſche Bildung an.“

„Oho! Du haſt ja deinen prächtigen Schmiß! So etwas iſt ein viel populärerer und deutlicherer Quittungsſtempel über wohlverbrachte Univerſitätszeit, als der ſchönſte Doktortitel!“

„Na ja, aber was hilft das? Zu etwas Vernünftigem und Ordentlichem bin ich doch nicht zu gebrauchen!“

„Gott ſei dank, nein! Darum mußt du eben etwas Unvernünftiges, Unordentliches thun! Deine Theaterſpielerei macht ſich nicht bezahlt. Von lyriſchen Gedichten wirſt du erſt recht nicht fett. So mach's doch wie der Kerl, der hier im Paſſagetheater auftrat, und geh' als Stegreifdichter zum Variété!“

„Aber erlaube mal!“

„Ich erlaube dir, meinen Vorſchlag anzunehmen oder abzulehnen, ganz wie du willſt. Aber ich erlaube dir keine Auseinanderſetzung darüber. Zu bedenken gebe ich dir nur, daß du mindeſtens das Vier- bis Fünffache verdienſt, als wie jetzt als Schauſpieler, und daß du ganz zweifellos die nötige Begabung beſitzeſt. Fraglich iſt nur, ob du dich zu der nötigen Vorurteilsloſigkeit aufſchwingen kannſt. Das mußt du eben mit dir ſelbſt abmachen. Ich habe das Meinige geſagt. Nun reden wir von etwas anderm. Proſit!“

— — — Richards ganzes Weſen, das von einer gewiſſen zarten Scheu nie völlig frei war, erſchrak zunächſt vor des Freundes Anſinnen, ſich mit ſeiner Perſon und ſeiner Dichtkunſt dem zügelloſen Publikum der Tingeltangel preiszugeben. Gerade jetzt winkte ihm ja die Ausſicht, ſein Schauſpiel, in das er ſein Herzblut ausgegoſſen hatte, von dem liebenswürdigen Direktor vielleicht angenommen und aufgeführt zu ſehen. Er war ſich bewußt, in der Kunſt zu dem Höchſten berufen zu ſein, und hätte ſich geſchämt, den heiligen Funken als fahrender Gaukler in den Staub zu treten.

Als ihm aber der liebenswürdige Direktor nach einigen Tagen das Schauſpiel als ungeeignet zurückgab und er ſeine ſaubere Abſchrift mit zahlreichen unholden Randbemerkungen bedeckt ſah, da ſank das Feuer ſeines künſtleriſchen Selbſtvertrauens wieder zu einem ſehr beſcheidenen Flämmchen zuſammen, und wie ihm nun fortgeſetzt Dienerrollen auf Dienerrollen zugewieſen wurden, da machte er ſich mit Rauheimers Vorſchlag immer vertrauter. Wenn kein Ruhm und keine Befriedigung für ihn zu erhoffen war, ſo wollte er wenigſtens nach dem Gelde trachten an einer Stelle, wo es ſo leicht für ihn erreichbar ſchien.

Allerdings hatte er ſich bereits für nächſtes Jahr der Direktion gegen etwas höhere Bezahlung aufs neue verpflichtet. Aber er ſpielte doch gern mit dem Gedanken, als Stegreifdichter mit glänzendem Einkommen frei und ungebunden von Stadt zu Stadt zu ziehen. So beſchloß er denn, ſein Improviſationstalent planmäßig auszubilden. Er legte ſich einen Fragekaſten an mit einer Unzahl verſchiedener Themata, in deren augenblicklicher Behandlung er ſich tagtäglich übte.

Bald erkannte er jedoch das Unzulängliche dieſer einſamen Verſuche und bat Eva, ihm Aufgaben zu ſtellen und ihm gewiſſermaßen als Publikum zu dienen. Sie weigerte ſich nicht.

Eva hatte ihn mit bitterem Weh in Lillis Netzen geſehen. Sie hatte ſtill geweint, aber kein Wort darüber geſprochen. Keine Miene ihres bleichen Geſichts hatte es auch verraten, mit welch innerſter Freude ſie jubelte, als ſie ihn von den Schlingen der verhaßten Sirene wieder frei ſah. Ihr war ja kein Recht gegeben, ſich über die Wandlungen ſeines Herzens zu freuen oder zu betrüben. Aber ſie beſaß das Recht, ihm Freundliches zu erweiſen, und von dieſem Rechte machte ſie von ganzem Herzen Gebrauch.

Obwohl ſie das Lernen ihrer großen Rollen und das Vorrichten der Koſtüme vollauf in Anſpruch nahmen, hielt ſie geduldig jeden Nachmittag eine Übungsſtunde mit ihm ab, und Richard fühlte ſich in der ruhigen Heiterkeit ihres Umganges von Herzen wohl. Wenn er an ſeine ſchlecht bezahlte Berufsthätigkeit dachte, ſo beruhigte ihn immer das Bewußtſein, ſie nach Belieben gegen ein ungebundenes Wohlleben eintauſchen zu können, und zufrieden ſah er mit Eva dem Ende der Spielzeit entgegen.

Er freute ſich darauf, wieder einmal zu Hauſe zu ſein. Von einem Sommertheater gedachte er diesmal abzuſehen und nahm ſich vor, die freien Monate lieber daheim zur gründlichen Umarbeitung ſeines Schauſpiels zu verwenden. Eva hatte ihn dazu beſtimmt. Ihr war das Stück ſehr lieb, und ſie ſagte:

„Das muß der Direktor unbedingt aufführen. Sie brauchen ja nur die Stellen, die er getadelt hat, ein wenig zu ändern. Sie ſtreichen einfach alles Mißfällige aus und erſetzen es durch etwas Wohlgefälliges. Dann muß es ihm doch wohl gefallen und dem Publikum auch. Mir gefällt es übrigens ſchon jetzt, und ich freue mich herzlich darauf, die Eliſabeth darin zu ſpielen.“

Richard lächelte zwar über die Einfachheit ihres unfehlbaren Verbeſſerungsvorſchlags. Aber ihre Zuverſicht machte ihm doch Mut und Luſt, die ſchon preisgegebene Arbeit im Sommer noch einmal aufzunehmen. Einſtweilen ſchrieb er mit eiligem Fleiße an allerhand Kleinigkeiten für den Zeitungsmarkt. Denn er hätte ſich geſchämt, zu Hauſe mehrmonatige Künſtlerferien abzuhalten, ohne den Beweis ſeiner Künſtlerſchaft durch einigermaßen ſtandesgemäße Barſchaft erbringen zu können.

Eva bangte bei dem Gedanken an die Heimreiſe wohl etwas vor dem Wiederſehen mit ihrem rohen Stiefvater. Doch überwog bei weitem die Freude, auch der Mutter wieder nahe zu ſein, und ihr Verlangen wuchs um ſo mehr, als die Mutter in den letzten Briefen wieder von zunehmender Kränklichkeit geſchrieben hatte. Gewiß ließ es Pokorny an der nötigen Pflege fehlen. Das ſollte ihr die liebevolle Sorgfalt der Tochter bald erſetzen.

Bei den Stegreifübungen ſprach ſie jetzt oft ſehnſüchtig von der Heimat mit Richard, und endlich wich auch der ruſſiſche Winter Oſtpreußens dem Wonnemond.

XVI.

Am Pregel kommt der Frühling etwas ſpäter als im ſächſiſchen Elbthal. Das Storchneſt auf der Neuen Bleiche war noch leer, als Richard und Eva von Königsberg abreiſten; die Kaſtanien auf dem Paradeplatz begannen eben ihre Knoſpen aufſpringen zu laſſen, und überall legte ſich um die kahlen Spitzen des winterlichen Geſträuchs der erſte zarte, gelbgrüne Schleier.

Aus dieſem werdenden Frühling ſahen ſie ſich in Meißen ſchon faſt in den vollerblühten jungen Sommer verſetzt. Hier gemahnten ſchwere Düfte ſchon an die Zeit der nahenden Fliederblüte, und die beiden Heimkehrenden gewahrten mit ſeltſamer Überraſchung, daß ſie dieſes Jahr um den eigentlichen Frühling betrogen waren.

Es wurde ihnen zu Mute, als ſei ihr Leben mit einem gewaltſamen Ruck weiter geeilt und habe dabei eine ganze Strecke unvermittelt überſprungen. Aber wie furchtbar die Haſt war, mit der ſich das Zeitenrad in den letzten Tagen zum Ziele gedreht hatte, das ahnte Eva noch nicht.

Niemand erwartete ſie am Bahnhof, und ſo war ſie ſchon darauf vorbereitet, ihre gute Mutter recht hinfällig zu finden. Als ſie jedoch dann ihr Zimmer betrat und die blaſſe, abgezehrte Geſtalt in ihren Kiſſen liegen ſah, da erkannte ſie auf einmal die ganze ſchreckliche Wahrheit.

Mit einem Blick unendlicher Liebe richteten ſich die matten Augen auf die heimkehrende Tochter. Sie kam eben noch zur Zeit, um die letzten Worte der ſterbenden Mutter zu vernehmen.

Sie hatte ſich am Bett niedergekniet und fühlte eine zitternde Hand ſanft auf ihrer Stirn.

„Er iſt nicht gut mit mir geweſen,“ flüſterte die Mutter. „Aber ich hab' ihm vergeben. Und du mußt dich nicht fürchten. Er wird dir nichts Böſes thun. Er wird beſſer mit dir ſein. Er hat es mir verſprochen.“

„Mutter, liebe Mutter!“ ſchluchzte Eva. Aber die Mutter hörte ſie nicht mehr. Mit einem verklärten Lächeln hatte ſie Abſchied genommen und ſich aus der ſchmerzlichen Umarmung des Lebens gelöſt.

67

In bebendem Schmerz taſtete Eva nach den kalten Händen, die ſie eben noch liebevoll auf ihrem Haupte gefühlt hatte. Aber nur wenige Augenblicke währte die faſſungsloſe Ergriffenheit, mit der ſie die Schrecken des Todes überwältigt hatten.

Damals, bei dem Tode ihres Vaters, war ſie ein Kind geweſen und hatte ſich dem Schmerz in aller Einfachheit des Herzens rückhaltlos hingegeben. Seitdem hatte das ſtrenge Leben ihren Verſtand geweckt, und als ſie jetzt ihren Stiefvater ins Zimmer treten ſah, weinte ſie nicht mehr nur um die Mutter. Sie weinte um ſich ſelbſt, und ihr Schmerz wurde zur Hälfte von Angſt verdrängt.

Wie der Vater ihr genommen wurde, da war ſie in die Arme der Mutter geflohen und hatte dort Troſt und doppelte Liebe gefunden. Jetzt hatte ſie niemand, zu dem ſie flüchten konnte, und ſtatt Troſt und Liebe hatte ſie nur doppelte Pein von dem harten, kalten Mann zu erwarten, der jetzt neben ihr ſtand und ſich ihr Vater nannte. War ihm wohl das Verſprechen heilig, das er der Sterbenden gegeben hatte? Ihr ſchauderte vor der Zukunft und ihrer Abhängigkeit von dieſem entſetzlichen Menſchen.

Pokorny kniete mit gemachter Inbrunſt ein paar Sekunden am Bett nieder, dann erhob er die niedergeſchlagenen Augen zu Eva, gab ihr die Hand, deren kalte Berührung ſie erſchauern machte, und ſagte laut und gleichgültig:

„Ein trauriges Wiederſehen für uns beide! Aber es iſt gut, daß du hier biſt. Das Geſchäft macht viel Ärger und Arbeit. Es geht nicht recht nach Wunſch und nimmt meine ganze Kraft in Anſpruch. Ich kann mich da um die Beerdigungsfeierlichkeiten nicht kümmern. Laß das alſo deine Sorge ſein!“

Eva zitterte bei dieſen Worten. Ihr war, als ob eine umbarmherzige Fauſt mit rohem Griff ihr wundes Herz zerdrückte.

Pokorny blickte noch einmal ſcheu nach dem Totenbett. Dann ging er hinaus. Er ſtieg in den Keller, um eine neue Sorte zu probieren.

Eva blieb allein zurück, und heiße Thränen floſſen auf die ſtarren Hände der Mutter. Aber keine Thränenflut vermochte den bangen Druck von ihrer Seele hinweg zu ſpülen.

— —

Auf Richard wartete daheim ein Freudenfeſt. Kurt und Elschen hatten mit den Geſchwiſtern Hendrichs ihre Herzensſchickſale zur Entſcheidung gefördert und nur auf Richards Heimkehr gewartet, um in möglichſt vollzähligem Familienkreiſe die öffentliche Verlobung zu begehen.

Auf den hierfür feſtgeſetzten Sonntag fiel das Begräbnis von Evas Mutter. Richard wollte dem keinesfalls fern bleiben und hatte es trotz heftigen Widerſtrebens durchgeſetzt, daß das Freudenmahl im Hauſe Hendrichs verſchoben wurde.

Die Nachgiebigkeit, die er ſchließlich gefunden hatte, bewies ihm faſt zu ſeiner Überraſchung, daß er in der Familie doch nicht ganz ohne Anſehen war. In der That ſchienen die Seinen in gewiſſer Beziehung ſtolz auf das künſtleriſche Familienmitglied zu ſein. Ungehörig bleibt ja in den Augen geſitteter Bürger der Künſtlerberuf immer. Aber Richard hatte es verſtanden, ſeine mühſam erarbeiteten und zuſammengeſparten paar hundert Mark mit ſo vornehmer Nachläſſigkeit in der Taſche zu führen, als wären ſie ein zufällig übrig gebliebener Tropfen aus dem reichen Strom ſeiner ſchauſpieleriſchen und litterariſchen Einnahmequellen.

Und in dieſen praktiſchen Kreiſen gilt eigentlich nur der Erwerbsloſe als verlorener Sohn. Die verlorene Tugend macht nicht ſoviel aus, wie das verlorene Portemonnaie.

Trotz der freundlichen Milde, die ihm entgegengebracht wurde, fühlte ſich Richard jedoch bei der Verlobungsfeier höchſt unbehaglich. Er ſah kaum etwas von dem ſtrahlenden Glück der beiden jungen Brautpaare und hörte nur wenig von dem lebhaften Geſpräch, das von Kurt und dem gemütlichen Vater Hendrichs ausging und ſogar deſſen ſchweigſame Kinder heute mit mäßiger Munterkeit erfüllte.

Seine Gedanken weilten bei der trauernden Eva, die am friſchen Grabe der Mutter ſchutzlos den rohen Launen ihres Stiefvaters preisgegeben war. Da vernahm er, wie auch das Tiſchgeſpräch die gleiche Richtung eingeſchlagen hatte. Er horchte auf und machte die Entdeckung: wenn auch ihm ſelbſt der Schritt zum Theater faſt verziehen worden war, dem armen verwaiſten Mädchen wurde dieſes Verbrechen viel ſchwerer und als unentſchuldbar angerechnet.

„Vielleicht iſt die arme Frau nur aus Kummer über ihre Tochter geſtorben,“ hauchte Elschen voll zarten Mitleids.

Auch Mutter Hendrichs Antlitz zitterte gerührt und ſie fügte bekräftigend hinzu:

„So viel iſt ſicher. Wie ihr Eva wieder unter die Augen getreten iſt, da hat ſie nur noch ein paar Augenblicke gelebt. Es mag ihr wohl den Reſt gegeben haben.“

„Gemeine Verleumdungen!“ rief da Richard, der ſeine Empörung nicht mehr bemeiſtern konnte. Die erſchrockenen Mienen ringsum ſchienen jedoch mehr auf Leichtgläubigkeit, als auf Bosheit zu deuten, und ſo fuhr er etwas ruhiger fort:

„Gemeine Verleumdungen ſind euch da erzählt worden. Die Heimkehr ihrer Tochter hat der unglücklichen Frau die letzten Augenblicke verſüßt! Ihr wißt ja ſelbſt, wie ſie ſich im vergangenen Sommer unter Evas aufopfernder Pflege noch einmal erholt hat. Und wenn überhaupt ein Menſch an ihrem Tode Schuld hat, ſo wißt ihr auch ſehr gut, wer das iſt, der von all' ihrem Unglück die Urſache war!“

Die Worte fanden allſeitige, lebhafte Zuſtimmung, und auf den in früheren Tagen ſo anerkennend beurteilten Pokorny wurde jetzt die volle Schale heiliger Entrüſtung ausgegoſſen. Richard erfuhr dabei noch Schlimmeres, als er bisher geahnt hatte. Frau Hendrichs erzählte thränenden Auges von körperlichen Mißhandlungen, die der rohe Menſch ſeiner Frau zugefügt haben ſollte, und nach Vater Hendrichs Behauptung war es in der Stadt längſt kein Geheimnis mehr, daß der Lump ſogar das blühende Geſchäft und das ganze ſchöne Vermögen verwirtſchaftet und zu Grunde gerichtet hatte. Mißbilligend ſchloß Vater Hendrichs mit den Worten:

„Vor der Schlauheit, mit der er ſich in das Geſchäft hineingeſetzt hat, mußte man alle Achtung haben. Daß er die arme Frau dann nicht beſſer behandelt hat, wenn auch nur aus Dankbarkeit, das war nicht hübſch von ihm. Aber wie er jetzt die alte gediegene Firma in ein paar Jahren bis dicht an den Bankerott gebracht hat, das iſt geradezu eine Sünde und Schande. Ich mag von einem ſolchen Menſchen überhaupt nichts mehr wiſſen.“

Die Unterhaltung wandte ſich auch alsbald von dieſem trüben Geſprächsſtoff wieder ab. Er war für eine kurze flüchtige Beſprechung nicht ohne Reiz geweſen, aber bei einem Verlobungsfeſte giebt es doch luſtigere und leichtere Fragen zu behandeln, die ſchuldloſen und ſchuldenfreien Menſchen noch mehr Vergnügen bereiten, als die aufregendſten Unterſuchungen über des Nächſten Sünde und Unglück.

Richard verſank wieder ſchweigend in der allgemeinen lauten Freude, und als er am nächſten Tage den Birnbaum aufſuchte, beſtätigten ihm die verwahrloſten Räume auch die ſchlimmſten Erwartungen. Die Thüre zur Wohnung war verſchloſſen. Unten im Gaſtzimmer ſtarrten Tiſche und Fußboden von Unſauberkeit. Der alte Birnbaum hatte Mühe, durch die blinden Scheiben hereinzuſehen, und Bedienung war überhaupt nicht vorhanden. Es ſchien alſo auf Gäſte gar nicht mehr gerechnet zu werden.

Auf ſein wiederholtes Klingeln erſchien endlich fluchend Herr Pokorny ſelbſt im Gaſtzimmer und fragte mürriſch nach ſeinem Begehr. Taumelnden Schrittes trat er dicht vor Richard hin. Sein Atem roch nach Kognak, und auch der ſtiere, gläſerne Blick verriet den Trinker.

Richard bezwang ſeinen Ekel und ſagte höflich:

„Ich komme eigentlich nicht als Gaſt Ihrer Weinſtube, ſondern als alter Freund Ihrer Familie, um Ihnen meinen Beileidsbeſuch abzuſtatten. Iſt Ihr Fräulein Tochter zu ſprechen?“

„Nein! Die iſt für niemand zu ſprechen!“ antwortete der Betrunkene mit ſchwerer Stimme. „Wir ſind überhaupt für niemand mehr zu ſprechen. Wir genießen unſern Schmerz allein. Und es iſt meine Pflicht als Vater, dafür zu ſorgen, daß ihr niemand zu nahe tritt. Niemand! Denn ich habe meine Tochter lieb. Niemand ſoll ſich unterſtehen! Ich ſorge den ganzen Tag dafür.“

Richard hielt es für geratener, ſich mit dem unzurechnungsfähigen Menſchen heute in keine Unterhaltung weiter einzulaſſen. Als er jedoch am nächſten Tage wiederkehrte, fand er das Gaſtzimmer abermals leer und auch die Vorſaalthür, die unmittelbar am oberen Ende der Treppe die im erſten Stock gelegenen Wohnräume abſchloß, wurde trotz ſeines heftigen Klingelns nicht geöffnet.

Dasſelbe wiederholte ſich an den folgenden Tagen. Das Haus ſchien wie ausgeſtorben, auch war Eva nie auf der Straße zu blicken, und Richard beſchloß, ſich mit Kurt zu bereden und dieſen merkwürdigen Zuſtand vielleicht der Behörde zu melden.

Eva wurde thatſächlich wie eine Gefangene gehalten und von ihrem faſt ſtets betrunkenen Stiefvater mit eiferſüchtiger Strenge bewacht. Wenn er in den Keller ging, ſchloß er die Vorſaalthür ab und nahm die Schlüſſel mit ſich, die ſonſt beide am inneren Thürpfoſten hingen. War er aber oben bei ihr, ſo ließ er ſie keine Sekunde aus den Augen.

„Wenn du dich unterſtehſt, zum Fenſter heraus zu rufen oder irgend jemand ein Zeichen zu geben, ſo komme ich beim erſten Laut, den ich höre, herein und ſchieße dich nieder. Und du kannſt mir glauben, ich höre alles, auch wenn ich im Keller bin.“

Eva wußte nur zu gut, daß er ſtets den geladenen Revolver bei ſich trug und daß ſeine wüſten Drohungen kein leerer Schall waren. In ihrer Verängſtigung wagte ſie kaum, ſich zu verteidigen, und lebte ſchon ſeit mehreren Tagen in beſtändiger Todesfurcht.

Heute Abend entdeckte ſie zufällig, daß Pokorny, der nach friſchem Kognak in den Keller gegangen war, diesmal in ſeiner ſinnloſen Trunkenheit vergeſſen hatte, die Schlüſſel mitzunehmen. Die Vorſaalthür war nur von außen ins Schloß geworfen. Zitternd vor Unentſchloſſenheit überlegte ſie eben, ob ſie die Gelegenheit zur Flucht benutzen ſollte; da hörte ſie auch ſchon den Trunkenbold wieder die Treppe heraufpoltern.

Klopfenden Herzens blieb ſie an der Thüre ſtehen und lauſchte. Ihr war jetzt der Ausweg verſperrt, aber ihm glücklicherweiſe der Eingang!

Plötzlich erhob er ein wüſtes Gebrüll und verlangte Einlaß. Eva ſchwieg und lehnte in furchtſamer Schwäche an der Wand. Pokorny begann immer lauter zu ſchreien und eine Flut der gemeinſten Schimpfworte gegen ſie auszuſtoßen. Ihr Schamgefühl empörte ſich dagegen, all' dieſe Roheit in der Nachbarſchaft hören zu laſſen; die Angſt verwirrte ihr die Sinne, und ſtatt ruhig abzuwarten, bis der Lärm die Nachbarn herbeigelockt und ihr Hilfe gebracht hätte, öffnete ſie gehorſam die Thür.

Ihr Haar hatte ſich aufgelöſt, und der Anblick ihres bleichen, verängſtigten Geſichtes wirkte ſcheinbar beſänftigend auf Pokorny, der auf der zweiten Stufe vor ihr ſtand, in der Linken den brennenden Leuchter, in der Rechten eine gefüllte Literflaſche. Mit freundlichem Grinſen nickte er ihr zu:

„So iſt es recht, mein Täubchen!“ lallte er. „Immer hübſch folgſam. Nun gieb mir auch endlich einmal einen Kuß und umarme deinen Vater, wie es ein gutes Kind thut.“

Widerwillig zuckte ſie zurück. Er aber taumelte ihr entgegen und riß ſie an ſich. Sie fühlte ſich von dem ekeln Schnapsgeruch aus ſeinem Munde angeweht und ſtieß einen entſetzten Notſchrei aus. Ohne es zu wiſſen, rief ſie dabei Richards Namen.

Bei dieſem Klange hielt der Unhold inne. Seine Gier hatte ſich in eine andre Wut verwandelt.

„An dieſen Kerl alſo denkſt du gemeines Frauenzimmer! Wart', ich will dich ......“

In ſinnloſem Zorn des Rauſches ſchwang er die volle Flaſche gegen Evas Stirn. Aber mit der Kraft der Verzweiflung wehrte ſie den tötlichen Schlag ab. Sie ſtieß den Betrunkenen zurück, und im ſelben Augenblick wurde es finſter auf der Treppe.

Noch das Klirren von Glasſcherben war zu vernehmen und das dumpfe Aufſchlagen eines Körpers, der ſchwer die Treppe hinabfiel. Dann war es totenſtill im Hauſe.

— — — Nach wenigen Augenblicken fanden die Leute, die der Lärm aufmerkſam gemacht hatte, den Trunkenbold tot am Fuße der Treppe ausgeſtreckt. Es roch nach Kognak, und die erloſchene Kerze lag weiß in ſeinem Blut. Eva war ohnmächtig in der Thür zuſammengebrochen.

Es dauerte mehrere Tage, bis ſie vernehmungsfähig war. Dann hatte ſie noch lange Wochen hindurch die Qualen bitterſter Demütigungen zu erdulden. Die endloſen peinlichen Vernehmungen vor Gericht ſtellten zwar ihre Unſchuld an Pokornys

Tode ſonnenklar feſt. Aber der Klatſch bemächtigte ſich mit Behagen der willkommenen Geſchichte, und die Neugier war recht lüſtern bemüht, in alle Winkel hineinzuleuchten.

Wohl zweifelte niemand an ihrer Notwehr. Aber auch an allem Sonſtigen, was die begierige Vorſtellungskraft der Schwätzer über das unglückliche Mädchen erſonnen, wurde wenig gezweifelt, und ſie wagte vor Scham kaum mehr über die Straße zu gehen.

Richard trat mit voller Kraft für ſie ein. Doch machte er das Übel dadurch faſt noch ſchlimmer.

Außerdem hatten die Gläubiger der Firma das Konkursverfahren beantragt. Eva mußte ſich glücklich ſchätzen, daß ihr als der Erbin wenigſtens erlaubt wurde, den Sommer über noch in dem verſchuldeten Hauſe zu wohnen. Es währte lange Zeit, bis in die verwahrloſten Beziehungen des Geſchäfts wenigſtens die notdürftigſte Ordnung gebracht war. Dann ſtellte es ſich heraus, daß alle Gläubiger für ihre Forderungen wahrſcheinlich volle Deckung finden würden, daß aber dann für Eva auch nicht der kleinſte Reſt des väterlichen Erbes übrig blieb.

Ein geſchäftskundiger, umſichtiger Mann hätte die Firma alſo vielleicht noch vor dem Ruin retten können, wenn ihm die Gläubiger etwas Geduld und Vertrauen entgegengebracht hätten. Auf Richards flehentliches Bitten hatte ſich auch Vater Hendrichs bereit erklärt, die Weinhandlung ein Jahr lang auf Rechnung der Konkursmaſſe zu führen. Aber die Gläubiger hatten ſeinen Vorſchlag abgelehnt.

„Kaufen Sie uns die Forderungen ab,“ ſagten ſie, „und übernehmen Sie das Geſchäft auf eigne Gefahr, wenn Sie ſoviel Vertrauen zu der Sache haben.“

Soviel Vertrauen hatte aber Vater Hendrichs zu der Sache nicht, und ſo ſtand Eva bald ganz allein, verwaiſt und in völliger Armut vor dem ſtolzen väterlichen Hauſe und nahm von allem Reichtum Abſchied, den ihr bisher das Leben geboten hatte. Sie beſaß nicht einen Pfennig mehr.

Richard hatte ſich erboten, ihr das Geld zur Reiſe nach Königsberg zu leihen. Aber ſie zog es vor, ſich von der Theaterkaſſe einen Vorſchuß ſchicken zu laſſen. Schwere Sorgen erfüllten ihr Herz, wie es bei ihren knappen Bezügen und ohne jeden weitern Zuſchuß möglich ſein würde, den Winter über auszukommen. Aber ſie war feſt entſchloſſen, den Kampf aufzunehmen.

Freilich dachte ſie mit Wehmut daran, wieviel zuverſichtlicher und heiterer ſie ein Jahr zuvor dieſelbe Reiſe angetreten hatte. Diesmal ſchien die Septemberſonne auf einen trüberen Herbſt und auf ein ernſteres Leben als damals. Nur eins war ſich gleich geblieben: Richard war bei ihr. Doch war ſeine Gefälligkeit ruhiger, ſeine Liebenswürdigkeit männlicher und ſein ganzes Betragen gehaltener geworden.

„Sie ſind der einzige, der ſich meiner angenommen hat,“ ſagte ſie während der Fahrt zu ihm. „Warum ſind Sie ſo gut zu mir?“

Richards Lippen zögerten mit der Antwort. Sein Auge ſuchte dem ihrigen zu begegnen. Aber ein Sonnenſtrahl fiel durch den ſchlecht ſchließenden Vorhang und blendete ihn. So gewahrte er nur undeutlich die weichen Züge des lieben Geſichts und ſtammelte:

„Darf ich mich nicht bemühen, gut mit Ihnen zu ſein? Ich denke, wir ſind doch Freunde?“

„Ja,“ antwortete ſie leiſe.

Richard fühlte ſein Geſicht zucken. Erwartungsvoll blickte er zu ihr hin. Aber noch immer verwirrte das Sonnenlicht ſein Auge; und als der Zug eine Wendung gemacht hatte und der Sonnenſtrahl verſchwunden war, hatten beide ihre Mienen wieder in der Gewalt, und es malte ſich keine Enttäuſchung darauf, ſondern nur ergebene Freundſchaft.

Sie ſeufzten nicht, ſondern glaubten heiter an dieſe Freundſchaft. Weil ihnen aber gar ſo feierlich zu Mute war, ſo verabredeten ſie in herzlicher Übereinſtimmung, ganz beſonders gute und ehrliche Freunde zu ſein, ſo daß dieſe Freundſchaft nicht ſo leicht ihresgleichen finden möchte.

XVII.

Richard kam nicht mit leeren Händen nach Königsberg zurück. Er brachte eine gründliche Umarbeitung ſeines Schauſpiels mit, und dieſe anfangs ſo gefürchtete Arbeit hatte ihm zu ſeinem eignen Staunen keine Mühſal bereitet.

Der beſchämende Gegenſatz zwiſchen ſeinem unfertigen Leben und den bereits wohlverſorgten Geſchwiſtern trieb ihn zum Fleiß, die böſen Randbemerkungen des Direktors fand er bei näherer Betrachtung plötzlich recht begründet, und er ſah eine Menge naiver Ungeſchicklichkeiten, die er jetzt mit ehrlichem Dankesgefühl gegen den ſpottenden Tadel beſeitigte.

Die innige Beſchäftigung mit dem Stück entfachte von neuem ſeine Schaffensfreude. Auch hatte ihn Evas bitteres Geſchick ſo von Grund aus aufgeregt, daß ſich alles, was er anfaßte, mit leidenſchaftlicher Wärme erfüllte, und ſo ſchlug in ſeinem Werke immer lebendiger das eigne heiße Herz.

„Ich habe alles genau nach Ihren Wünſchen geändert,“ ſagte er zum Direktor, wie er ihm die Umarbeitung überreichte, und ſtolze Freude malte ſich auf ſeinen Zügen. Des Direktors Freude ſchien weniger lebhaft zu ſein; doch nahm er das Stück, las es und gab es ihm nach wenigen Tagen zurück.

„Bühnenfähig iſt das Schauſpiel jetzt,“ laute ſein Urteil. „Aber aufführen kann man es nicht. Der Grundgedanke iſt zu umſtürzleriſch. Sie nennen das Stück ‚Verzeihung‘, und die Heldin verzeiht darin überhaupt alles und läßt auch ſich ſelbſt ſehr viel verzeihen, gleichſam als wäre das ganz in der Ordnung und als gäbe es überhaupt nichts Unverzeihliches.“

„Ja, ſo lautet doch wohl auch die Lehre der Religion. Ich zeige darin nur ein Stück praktiſches Chriſtentum.“

„Ach was! Unpraktiſches Chriſtentum iſt Ihr Stück. Das geht einfach nicht. Entweder wird es verboten oder es kommt bei jeder Aufführung zu einem Theaterſkandal, und dieſer Möglichkeit ſetzt ſich natürlich kein Direktor gern aus. Ich wenigſtens nicht.“

Andrer Meinung war Eva.

„Was hier nicht geht, geht in Berlin,“ ſagte ſie. „Dort werden ſich meine Kolleginnen um die Rolle der Eliſabeth blutig ſtreiten. Ich ſtritte am liebſten gleich mit. Aber wenn das Stück in Berlin durchſchlägt, haben wir's doch natürlich hier auch. Dann ſpiele ich die Eliſabeth. Das wird ein Feſt für mich.“

Sie bot ſich an, ihm ein oder zwei Abſchriften anzufertigen, damit er es zugleich an mehrere Bühnen verſenden könne. Doch er ſchüttelte wehmütig den Kopf und antwortete:

„Ich danke Ihnen. Ihre Zuverſicht und Hilfsbereitſchaft ſind rührend. Aber Ihre Mühe wird vergeblich ſein. Der Direktor hat ſchon recht: ſolche Träumereien haben für das Theater keinen Wert. Ich hätte mir eben keine Aufgabe ſtellen ſollen, die ich nicht leiſten kann. Es iſt auch mein letzter Verſuch geweſen. Ich werde beſcheiden meine ſchon begonnene Fronarbeit fortſetzen, die mir regelmäßig wenigſtens einen greifbaren klingenden Erfolg bringt.“

„Sie kommen doch nicht wieder auf ihre alten Tingeltangelabſichten zurück?“ ragte Eva entſetzt.

„Nein! Ich wüßte zwar nicht, was daran Schlimmes ſein könnte. Aber ich bin noch nicht reif dafür. Ich ſtecke noch in Vorurteilen, bin befangen, und geradeherausgeſagt: Ich ſchäme mich zu ſehr!“

Solche Geſpräche fanden nicht oft zwiſchen ihnen ſtatt. Denn ſeit ihrer ausdrücklich verabredeten Freundſchaft kamen ſie weit ſeltener zuſammen, als im Jahre zuvor, und ſahen ſich faſt nur auf den Proben. Eva nahm an dem gemeinſamen Mittagstiſch nicht mehr teil. Sie behauptete, bei ihrer Wirtin beſſer zu eſſen, und ſaß, mit ihren Rollen und ihren Koſtümen beſchäftigt, beinahe den ganzen Tag zu Hauſe.

Richard blieb der gewohnten Ecke im Café Bauer auch dieſes Jahr nicht ganz fern. Doch fühlte er ſich in Nauheimers Geſellſchaft nicht immer wohl und verbrachte die meiſte Zeit an ſeinem Schreibtiſch, um endlich einmal den alten Ratſchlag des Verlagsbuchhändlers Eisler zu befolgen und einen großen Roman zu ſchreiben.

Die Arbeit ging ihm raſch von der Hand. Er war ſich wohl bewußt, kein Kunſtwerk zu liefern. Doch hatte er ja für die ſpannende Kriminalgeſchichte nur das Abſatzgebiet der Zeitungen im Auge, und zu künſtleriſchen Leiſtungen fühlte er ſich überhaupt nicht mehr berufen.

Er that ſein regelmäßiges Tagewerk und genoß dafür den unſchuldigen Lohn, der jedem Knecht am Feierabend winkt, die ehrliche Müdigkeit. So klug und hartherzig iſt ja kein Müder gegen ſich ſelbſt, daß er ſich des Tages Schweiß nicht mit einiger Genugthuung von der Stirn wiſchte, gleichviel, ob all' ſein Plagen der Mühe wert war oder nicht. Seine fleißige Tagelöhnerei erzeugte auch in Richards Gemüt eine beſcheidene Befriedigung. Aber ſie kam wie eine Werktagsfreude, grauverſchleiert und ohne Anmut. Er hatte den ſeligen, gläubigen Eifer verlernt, der ihn als Studenten zu raſtloſem Streben begeiſtert hatte und der in ſeinem Schauſpiel noch einmal aufgeflackert war. Jetzt fehlte ſeiner redlichen Mühe die Begeiſterung, und ſelbſt ſeiner Freude fehlte das Glück.

Nach einigen Wochen aber kam doch ein Tag, an dem ſeine Freude zu feſtlichem Glanze aufleuchtete.

Richard hatte manche ſonderbaren Gewohnheiten; das Frühaufſtehen zählte zu dieſen Gewohnheiten nicht; er lag daher noch im Bett, als des Morgens der Briefträger an ſeine Thüre klopfte. Der gewöhnliche Briefträger pflegte ſeine Gaben bei

Digitized by Google

der Wirtin abzulegen. Aber heute kam einer von denen, die eine perſönliche Quittung beanſpruchen und die einen Glanz in der Hütte zurücklaſſen, die ſie betreten.

Auch auf Richards Mienen blieb ein Glanz zurück. Eilig kleidete er ſich an. Doch war es bereits zu ſpät, um Eva noch vor der Probe aufzuſuchen, und in dem heute probierten Stück war ſie leider nicht beſchäftigt. Haſtig verzehrte er Mittags ſeine Mahlzeit und ſtürmte dann mit langen Schritten nach Evas Wohnung. Es war kalt. Ungeduldig ruderten ſeine Arme in der Luft, und er freute ſich außer auf die Mitteilung ſeiner freudigen Nachricht auch ein wenig auf Evas ſchon lange nicht mehr gekoſteten guten Kaffee.

Dieſe hatte inzwiſchen ihr beſcheidenes Mittagbrot ebenfalls verzehrt, und als die Wirtin ins Zimmer trat, um nach dem ſpärlichen Feuer im Ofen zu ſehen, rief ſie:

„Nein, legen Sie jetzt nichts weiter nach, Frau Butgereit. Es wird zu heiß im Zimmer!“

„Aber näjn, Fräiläinchen, Sie haben hier eine Äiskalte. Es iſt baſſer, ich leje ein paar Brikatts ein. Sonſt erkalten Sie ſich!“

„Bitte, nein, Frau Butgereit. Ich kann es nicht wärmer vertragen. Sie brauchen mir auch die nächſten Tage keine Kohlen weiter zu beſorgen. Was noch im Kaſten liegt, reicht bis Ende der Woche aus!“

Frau Butgereit ſchüttelte den Kopf und nahm den Teller weg, der mit einem gebrauchten Meſſer auf dem Tiſch ſtand.

„Sie haben ja wieder bloß äin Butterbrot jejaſſen, Fräiläinchen.“

„Ich hab' keinen Hunger!“

„Sie ſind eben krank! Na, jewiß doch, mäin Jold. Sie ſollten ſich in dem Batt lejen. Wenn Ihnen morjen nicht baſſer iſt, daß Sie andlich mal wieder aſſen, rufe ich den Doktor zu Ihnen!“

„Ach Unſinn! Mir iſt ganz wohl!“

Mit einem vorwurfsvollen Blick entfernte ſich Frau Butgereit, und Eva ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um endlich die Abſchrift von Richards Schauſpiel zu beenden. Ihre Theaterbeſchäftigung und die Koſtümſchneiderei hatten ihr in den letzten Wochen wenig Zeit gelaſſen.

Da hörte ſie Richards wohlbekannten haſtigen Schritt auf der Teppe, ihr „Herein“ erklang gleichzeitig, ja beinahe noch vor ſeinem Klopfen, und freudig blickte ſie dem Eintretenden entgegen.

„Oh weh,“ rief er nach kurzem Gruß. „Hier ſehe ich Ihre Taſſe ſchon halb geleert. Ich komme alſo wohl bereits zu ſpät zum Kaffee?“

„Nein, nein! Es iſt noch genug in der Kanne. — Aber ich werde doch lieber eine neue Auflage bereiten!“

„Warum denn?“

„Ach, der jetzige — — — iſt mir etwas dünn geraten.“

„Dann iſt es allerdings beſſer, Sie bereiten eine verbeſſerte Auflage,“ erwiderte Richard erſtaunt. „Aber ungemütlich kalt haben Sie's heute. Sie erlauben ſchon, daß ich mich Ihnen als Heizer zur Verfügung ſtelle. Hausknechtsrollen und dergleichen zu ſpielen, bin ich ja ohnehin gewöhnt.“

Sorglos ſchaufelte er die Hälfte des Kohlenvorrats, der bis Ende der Woche ausreichen ſollte, in den Ofen, während Eva den geſamten Inhalt einer Porzellanbüchſe in die Kaffeemühle ſchüttete. Die Erregung hatte rote Flecke auf ihren Wangen hervorgerufen, die ihr eingefallenes Geſicht nur um ſo leidender erſcheinen ließen. Richard brachte daher ſeine freudige Botſchaft noch nicht über die Lippen, ſondern fragte beſorgt:

„Sie ſehen nicht gut aus, Eva! Sind Sie krank oder quält Sie noch immer das Leid des letzten Sommers?“

„Mir fehlt gar nichts,“ antwortete ſie, ohne aufzuſehen, und drehte eifrig an ihrer Mühle.

„Sie müſſen ſich nicht mit Ihrem Trübſinn einſchließen und von allem Verkehr fernhalten. Warum kommen Sie Mittags nicht mehr ins Schützenhaus? Vielleicht bekommt Ihnen jetzt das Eſſen nicht, das Ihre Wirtin kocht. Was haben Sie denn heute Mittag gehabt?“

Eva ſchwieg und bückte ſich errötend noch tiefer auf die Kaffeemühle nieder. Von einem Argwohn durchzuckt, wiederholte Richard ſeine Frage mit einer Eindringlichkeit, der das faſſungsloſe Mädchen nicht widerſtehen konnte.

„Ein Butterbrot habe ich gegeſſen,“ antwortete ſie zögernd, „und Kaffee dazu getrunken.“

„Den dünnen Kaffee, den Sie mir nicht anbieten wollten?“ ſagte er bebend. „Und geſtern und vorgeſtern und all' die Tage her war Ihre Mahlzeit wohl genau ſo beſchaffen?“

Da warf ſie den Kopf ſtolz in den Nacken. Alle Verlegenheit war geſchwunden. Frei blickte ſie ihm ins Geſicht. Nur daß ſich ihre Augen ein wenig feuchteten, vermochte ſie nicht zu hindern.

„Ja! Genau ſo iſt die Mahlzeit all' die Tage her beſchaffen geweſen und wird ſich wohl auch im Laufe des Winters nicht viel mehr ändern. Vor Ihnen mich deſſen zu ſchämen, wäre thöricht. Sie wiſſen, ich trage keine Schuld an meiner Armut!“

„Alſo, um Ihre Koſtüme bezahlen zu können, haben Sie heimlich gehungert und gefroren?“

„Sollte ich etwa bei mildthätigen Millionärsfrauen betteln gehen oder mir meine Kleider von ihren kunſtſinnigen Gatten und Söhnen ſchenken laſſen? Die Kunſt verlangt nun einmal Opfer, und je mehr ſie verlangt, um ſo rückhaltloſer hab' ich mich ihr ergeben. Ich hab' ja nichts anders mehr im Leben und werde ihr nie entſagen. Was thut's, wenn ich um ſolchen Preiſes willen eine Zeitlang etwas weniger eſſe?“

Es war nicht nur bewunderndes Mitleid, was Richards Seele jetzt erfüllte. Ein ſtärkeres, oft zurückgedrängtes Gefühl durchſtrömte ihn und drohte ihn mit ſich fortzureißen. Mit einem Schlage war er ſich bewußt geworden, daß er ſeit ſeinen Knabenjahren nie eine andre geliebt hatte, als ſie, die jetzt mit freiwilligen Entbehrungen kämpfte, während er in ſorgloſem Kneipenleben ein leichtverdientes Geld verſchleuderte.

Das Herz zitterte ihm vor qualvoller Luſt, die liebe Geſtalt in ſeine Arme zu ſchließen und ſie zärtlich über ein Leid zu tröſten, das ſie ihm kaum bekannte. Aber ihr unnahbarer Stolz hatte ihm nie ein Recht auf ihre Liebe gegeben. Und wäre er je in dieſem köſtlichen Recht geweſen, er hätte es längſt verwirkt durch ſeine unbegreiflichen Verirrungen, deren Zeugin Eva geweſen war und deren er ſich jetzt ſo bitterlich ſchämte, wie nie zuvor.

Schweigend ſtand er auf, trat neben ihren Stuhl und ergriff ihre Rechte, während er die Linke auf die Rückenlehne ſtützte. Seine Augen ſenkten ſich tief in die ihren, und mit verhaltener Stimme flüſterte er:

„Meine Freundſchaft hat ein Recht ſich gekränkt zu fühlen. Sie durften mir das nicht verſchweigen, was ich jetzt nur durch Zufall erfahren habe. Aber freilich, ich hätte beſſer auf Sie achten ſollen! — — Ich ſah voraus, daß Sie in Verlegenheit kommen mußten, und habe von Anfang an für dieſen Fall geſorgt. Heute Morgen hat mir Eisler bare achthundert Mark für einen ſchauderhaften Kriminalroman geſchickt. Ich bin deshalb zu Ihnen gekommen. Das Geld hatte nie eine andre Beſtimmung, als zu Ihrer Verfügung zu ſein. Erſchweren Sie mir alſo meine Bitte nicht . . . . . .“

„Nein!“ erwiderte ſie ängſtlich. „Das iſt unmöglich.“

„Eva,“ ſagte er feſt und hielt ihren Blick in den ſeinen gebannt, „das wenige, was Sie ſich vom Munde abdarben, reicht unmöglich hin, um den Aufwand zu beſtreiten, den Ihre Rollen verlangen. Sie müſſen alſo doch Schulden machen, und nach wenig Monaten ſchon wird man Ihnen keine Zahlung mehr ſtunden. Sie wiſſen, eine tugendhafte Schauſpielerin hat wenig Kredit. Ich bin der einzige, von dem Sie ohne zu erröten ein Darlehen annehmen können. Oder ſteht Ihnen irgend ein andrer näher als ich?“

„Ich hab' ja keinen auf der ganzen Welt, der mir was geben dürfte. Aber Ihr Geld darf ich am wenigſten nehmen!“

„Meines am wenigſten? Warum?“

Vergeblich ſuchte ſie ihre Augen ſeinem Blicke zu entziehen. Er fühlte ihre Hand zittern und den Puls unruhig klopfen. Leiſe keuchte ihr Atem, und die Lippen bebten ſtumm, bis ſie endlich angſtvoll unter mühſamem Lächeln flüſterte:

„Borgen zerſtört die Freundſchaft!“

Da ſank Richard neben ihr nieder, knieend umfaßte er ihre Schulten und glühend brach es von ſeinen Lippen:

„Freundſchaft? Die hab' ich in meinem Herzen längſt verzehrt. Wenn ich mich Ihren Freund nannte, ſo hab' ich gelogen und wußte es nicht. Geliebt habe ich dich. Dich habe ich geliebt, Eva; ſeit ich denken kann, habe ich keine andre jemals geliebt als nur dich allein. Als ſich mein Sinn von dir wandte, geſchah es nur, weil ich deiner Liebe immer entbehrte. Ich weiß ja, ich bin deiner nicht wert und bin es jetzt noch weniger als zuvor. Ich darf wohl kaum noch Glauben verlangen für das, was ich dir geſtehe. Aber ſei gütig, und wenn ich dich liebe, ſo wehre mir's nicht. Ich verlange nichts von dir! Nur annehmen ſollſt du meine Liebe und mich nicht verwerfen. Verzeihen ſollſt du mir, was ich gefrevelt habe. Laß mich dir noch einmal beichten, was du ja doch ſchon weißt und was mir das Herz mit demütigender Scham vor dir zu Boden drückt.“

Ihre Finger verſchloſſen ſeiner ſelbſtquäleriſchen Gewiſſenhaftigkeit den Mund.

„Du thörichtes, großes Kind,“ ſagte ſie und hielt mit beiden Händen ſein Haupt in ihrem Schoße. Jetzt war ſie es, deren ſanft zwingendes Auge auf ihn niederblickte, und dieſer Blick erlöſte ſeine Seele von allem Druck. Faſt wie eine mütterliche Liebkoſung empfand er die Berührung ihrer Hände. Einige kurze Augenblicke ließ er wunſchlos ſeinen Kopf an dieſer friedſamen Stätte ruhen.

Dann aber flammte eine heißere Sehnſucht in ihm auf, Evas Lippen verſagten ſich den ſeinen nicht, und all' das Denken und Sorgen des Tages verſank den ſeligen Beiden in zeitloſe Nichtigkeit.

— — — Erſt als er am nächſten Morgen nach ſchwärmeriſch durchträumter Nacht erwachte, war er ruhig genug geworden, ſein Glück mit klarem Blicke zu erfaſſen.

Eva hatte ſeiner Liebe ſo bereitwillig Glauben und Erlaubnis geſchenkt. Vielleicht hätte er noch kühner ſein dürfen. Vielleicht konnte auch ein Werben um Gegenliebe auf Erhörung hoffen. Nicht jetzt, aber ſpäter, nach einigen Monaten, Wochen oder gar ſchon Tagen. Ja, war es denn nicht Gegenliebe, daß ſie ſein Lieben ſo rückhaltlos duldete? Nein! Aus mitleidiger Güte hatte ſie ihm von Herzen alles gewährt, was er erbeten hatte, aber nicht mehr. Und Gegenliebe hatte er nicht gefordert.

Ihr Höchſtes war die Kunſt. Das hatte ſie mit klaren Worten ausgeſprochen. Ihr würde ſie niemals entſagen und nichts anderm ſollte je ihre Liebe gehören. Aber dieſe Nebenbuhlerin erweckte wenigſtens keine Eiferſucht. Der nächſte Platz an Evas Herzen war doch ſein, und das bedeutete Glückes genug!

Er durfte ſie lieben, er durfte ſie zum Zweck ſeines Lebens machen, das jetzt ſo zweck- und ziellos geweſen war, wie es jedes Menſchenleben im Grunde iſt, wenn ihm nicht künſtlich Wert und Bedeutung gegeben wird. Die leichtfrohen Alltagsmenſchen freilich zerbrechen ſich darüber nicht weiter den Kopf. Ihr Daſein wird ihnen von dem zunächſt liegenden Tagewerk und den zugehörigen Sonn- und Feiertagen mit hinreichender Wichtigkeit erfüllt.

Er hatte an dieſen gewöhnlichen Lebenszweck nicht geglaubt und war doch nicht im ſtande geweſen, ſich einen andern dafür zu ſchaffen. Seine eigne Straße hatte er ziehen wollen und hatte ſie nicht gefunden. Ohne ein feſtes Ziel war er nur ſeiner unklaren Sehnſucht gefolgt, und jetzt lag er ſchon ermattet am ungewiſſen Wege.

Da war es ihm ein beglückender Troſt, die Zwecklosigkeit des eignen Strebens fortan durch aufopfernde Hingabe an die Geliebte erſetzen zu dürfen. Wenn er für ſie arbeitete, für ihr Wohlergehen und Glück ſich mühte, dann lebte er nicht mehr vergebens, dann war er notwendig, und notwendig zu ſein verleiht dem Daſein das ſtärkſte Recht und den ſchönſten Stolz.

Seinen ſeligſten Stolz freilich hätte es ausgemacht, wenn Eva es über ſich gewonnen haben würde, ihrer glänzenden Kunſt zu entſagen und die einfache Frau des unbedeutenden Geſchichtenſchreibers zu werden. Aber einſtweilen waren ſeine litterariſchen Einnahmen doch zu geringfügig und unſicher, und ſelbſt als Millionär hätte es ihm eine Vermeſſenheit geſchienen, ein ſolches Opfer von ihr zu verlangen. Es war ſeine Pflicht, ihr den Weg zum Gipfel der Kunſt, der ihm ſelbſt ewig unerreichbar blieb, nicht neidiſch zu verſperren, ſondern nach Kräften zu ebnen.

Schon vor Mittag eilte er heute zu Eva und ſchüttete all' die Freuden ſeines übervollen Herzens vor ihr aus. Sie war ruhiger als ſonſt und ſchüttelte zu der ſeltſam beſcheidenen Art ſeiner Glücksberichte lächelnd den Kopf. Das war wieder dieſelbe frohe Überlegenheit, die ſchon um den Mund der Sechzehnjährigen gezuckt hatte.

Ohne die gewiſſenhafte Klarheit ſeiner Rede länger zu beachten, bot ſie ihm die Lippen zum Kuß und ſagte verwundert:

„Ich verſtehe gar nicht, warum du dir in einer ſo eigentümlichen Demut gefällſt, die mich geradezu beſchämen muß. Du thuſt beinahe, als erwieſe ich dir eine Gnade, wenn ich dich heirate.“

Ein Schreck freudiger Überraſchung trieb Richards Blut zum Herzen, und Eva fuhr in einer reizenden Miſchung von Zorn und Verwirrung fort:

„Du biſt ſchon vor andern viel zu beſcheiden. Sei es wenigſtens mir gegenüber nicht! Ich ...... Es iſt zwar vielleicht nicht ſchicklich, was ich dir ſage. Und wahrſcheinlich werde ich rot, wenn ich's geſagt habe. Aber ſagen muß ich's: Ich ...... freue mich ganz unbändig, dich zum Mann zu bekommen. Ich hab' mich ja ſchon immer nach dir geſehnt und bin nun ſo ſtolz und glücklich!“

Die Röte ihrer Wangen blieb nicht aus, wurde aber von Richards Gegenfeuer noch übertroffen. Mit zitternden Händen taſtete er nach ihren Armen und fragte leiſe:

„Ja, haſt du mich denn ſo lieb, Eva? Lieb genug, um meine Frau zu werden?“

Da ſah ſie ihn nur mit großen Augen an, und er begehrte keine weitere Antwort. — — —

Eva begleitete ihn zu Tiſch ins Schützenhaus, und gemeinſam betraten ſie das Speiſezimmer, mit dem ſelbſtſüchtigen Vorſatz gerüſtet, den andern ihr heimliches Glück noch zu verſchweigen.

Ganz vorzüglich machte ſich auch die harmloſe Gleichgültigkeit, mit welcher Eva wieder den Platz neben Richard einnahm, der ſo lange leer geſtanden hatte, und ſie freuten ſich beide der Überzeugung, auf ihrer heiteren Stirn den Gipfel der Unbefangenheit zur Schau zu tragen. Da brach die ganze Tafelrunde in ein fröhliches Gelächter aus und überſchüttete das erſtaunte Paar mit den herzlichſten Glückwünſchen.

Lilli Sarottys Wirkungskreis lag dieſes Jahr in einer andern Stadt, und ſo ſah Eva niemanden, an deſſen Aufrichtigkeit zu zweifeln war. Richards achthundert Mark aber verminderten ſich raſch um den Betrag für einige Flaſchen Rheinwein.

Am Nachmittage ſtand er mit etwas ernſterer Miene dem Direktor in deſſen Geſchäftszimmer gegenüber. Dieſer ſchüttelte den Kopf, miſchte ein väterliches Wohlwollen in ſeinen Geſchäftston und ſagte:

„Ich kann Sie ja nicht hindern, lieber Günther, wenn Sie eine Dummheit machen wollen. Aber ich will Sie wenigſtens auf die Folgen aufmerkſam machen, die Sie da heraufbeſchwören: Sowie Fräulein Kern heiratet, mache ich natürlich von meinem vertragsmäßigen Rechte Gebrauch, ſie auf der Stelle zu entlaſſen. Denn eine verheiratete Liebhaberin iſt an einem Provinztheater ein Ding der Unmöglichkeit. Sie verderben ihr alſo vollſtändig die künſtleriſche Zukunft. Daß Sie das nicht dürfen, wird Ihnen wohl ſchon Ihre Liebe ſagen und Ihr Gewiſſen. Um Sie jedoch nicht unaufhörlich der Verſuchung auszuſetzen, werde ich zum nächſten Jahre keinesfalls wieder Sie beide zugleich für mein Theater verpflichten. Fräulein Kern iſt mir wertvoller; alſo bitte ich Sie, lieber Günther, ſich nach etwas anderm umzuſehen.“

Der jähe Sturz aus allen ſeinen Hoffnungen hatte Richard ſo überwältigt, daß er keines Wortes mächtig war. Sprechend aber lag auf ſeinen Zügen der Ausdruck bitterſter Empörung.

Der Direktor jedoch wurde nur noch jovialer, kräuſelte die Lippen zu ſeinem beſten Lächeln und fuhr recht herzlich fort:

„Nun bin ich natürlich in Ihren Augen ein grauſamer Tyrann und der Mörder Ihres Glückes. Nicht wahr? Ein Theaterdirektor iſt ja überhaupt nur aus Schlechtigkeiten zuſammengebacken. Aber wenn Sie ſich ſelbſt einmal ehrlich auf den geſchäftlichen Standpunkt ſtellen, ſo müſſen Sie einſehen, daß jetzt zum Beginn Ihrer Theaterlaufbahn für Sie beide eine Heirat ſo ziemlich das unvorteilhafteſte Geſchäft iſt, das Sie machen können. Und aufs Geldverdienen ſind Sie doch wohl beide angewieſen! Überlegen Sie ſich das, und Sie werden mir Recht geben.“

Richard konnte dieſe Vernunftgründe nicht widerlegen und wußte in ſeiner Erregung nichts Paſſenderes zu entgegnen, als:

„Ich brauche mir nichts erſt zu überlegen, Herr Direktor, um Ihnen Recht zu geben. Aber da Ihnen an meinen Leiſtungen ſo wenig gelegen zu ſein ſcheint, ſo werden Sie wohl auch mir Recht geben, wenn ich Sie gleich heute um die augenblickliche Entlaſſung aus dem Verband Ihrer Bühne bitte, an der mir ebenfalls ſehr wenig mehr gelegen iſt.“

Ruhig antwortete der Direktor:

„Sie hätten ſich den ungezogenen Ton ſparen können, der mich geradezu zwingt, Sie von meinem Theater zu entfernen. Ich wäre auch einer beſcheidenen Bitte um ſofortige Löſung Ihres Vertrages gern nachgekommen. Rechnen Sie mit dem Kaſſierer ab. Dann haben wir keine Anſprüche mehr aneinander. Leben Sie wohl! Ich wünſche Ihnen viel Glück für Ihren ferneren Lebensweg!“

Wie im Fieber eilte Richard wieder zu Eva. Mit offenem Mantel ſtürmte er über die Straße und bemerkte den ſcharfen feinen Schnee nicht, den ihm der kalte Wind entgegenblies. Ihm war, als ob ſein Verſtand ohne ſein Zuthun mit Rieſenſchnelligkeit und gleichſam im Traum arbeite, und als er nach wenigen Minuten ſchon in Evas Zimmer ſtand, lag ſein Zukunftsplan bereits fertig vor ihm.

Eva freilich erſchrak über ſeinen Bericht und ſeine augenblickliche Entlaſſung. Sie erſchrak noch mehr über ſeinen nun plötzlich zum Entſchluß erhobenen Gedanken, als Stegreifdichter in den Variétés aufzutreten.

„Thu' das nicht, Richard,“ bat ſie. „Thu' das nicht. Es iſt deiner nicht würdig. Daß du deine elende Stellung hier am Theater aufgegeben haſt, finde ich begreiflich; aber nun ſollteſt du deine Freiheit benutzen, um dich ganz der Schriftſtellerei zu widmen!“

„Und ſolche Stücke zu ſchreiben, wie ‚Verzeihung‘, die nirgends aufgeführt werden!“

„So lange dein Schauſpiel nicht aufgeführt iſt, darfſt du nicht darüber ſpotten,“ ſagte ſie ernſt. „Iſt es aber erſt aufgeführt, dann werden wir jubeln! Mach dich einſtweilen an eine andre große, ernſte Arbeit, etwa an einen Roman. Du ſagſt ja ſelbſt, daß mit einem guten Roman auch ein gutes Geſchäft zu erzielen iſt, ein weit beſſeres noch, als du jetzt mit der Kriminalgeſchichte gemacht haſt. An deinem Können iſt doch nicht zu zweifeln!“

„Doch! Ich zweifle daran. Wenigſtens augenblicklich. Ich bin jetzt außer ſtande, etwas Großes zu ſchaffen, und fühle mich viel zu unruhig. Mein einziges Streben geht dahin, raſch eine Summe Geldes zuſammenzubringen, die unſre baldige Heirat ermöglicht und uns eine Zeit lang ſorgenlos leben läßt. Wenn wir dann beiſammen ſind, dann wird mir auch Luſt und Kraft zu ernſter Arbeit kommen, und der Segen wird nicht ausbleiben.“

Lange ſprach Richard noch von der Notwendigkeit und Harmloſigkeit ſeines Entſchluſſes, bis ſich Eva endlich, mehr überredet, als überzeugt, dem Plane fügte.

Schwerer wurde es ihm, ſeine gute Mutter von all dieſem Neuen ſchonend in Kenntnis zu ſetzen. Er berichtete ihr einſtweilen nur von ſeiner Verlobung und ſeiner Löſung des Theatervertrags. Die dritte Überraſchung wollte er ihr ſo lange als möglich erſparen. Er erklärte ihr daher nur, daß er als künftiger Ehemann natürlich auf ergiebige Einnahmequellen bedacht ſein müſſe, ſtellte die Schriftſtellerei in einen ſehr günſtigen Vergleich zum Theater und erwähnte ganz nebenbei die achthundert Mark.

Als er den Brief zur Poſt trug, ſchlug ihm das Herz. Seit Jahren ſchon hatte er unter ſeinen Geſchwiſtern die meiſten Sorgen gemacht. Er war ihr einziges Sorgenkind und wurde es nur immer mehr. Heute aber hatte er ſie gar belogen. Denn dieſe Verheimlichung ſeiner unrühmlichen Pläne kam einer Lüge ziemlich gleich. Und doch konnte er nicht anders handeln. Und doch glaubte er ſich das Zeugnis geben zu können, von jeher immer nur ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen gefolgt zu ſein.

Gern wäre er noch einmal zu Eva gegangen, um aus ihrer heiteren Ruhe Troſt zu ſchöpfen und in ihren Augen das Glück zu leſen, das jetzt als ſeiner Arbeit Preis geſetzt war. Aber es war ſchon ſpät abends, und ſo trat er ins Café Bauer, um endlich einmal wieder mit Nauheimer zu ſprechen.

Er fand dieſen ganz veränderten Gemüts und von einer bei ihm noch nicht dageweſenen nervöſen Zerſtreutheit. Für ſeine Verlobungsanzeige erntete er einen flüchtigen Glückwunſch, der ſo gleichgültig von den ſtarren Lippen fiel, als käme er aus einem Zehnpfennig-Automat, und auf die Eröffnung ſeiner Variétéabſichten erfolgte nicht einmal das kleinſte wohlverdiente „Bravo“. Der dicke Automat Nauheimer ſchien ausverkauft oder ausgeleiert und ſaß am Tiſche ſo ſtarr wie ein Porzellanchineſe, den lange keiner angetippt hat.

Richards Schickſalsmitteilungen genügten offenbar nicht, um ihn mit Erfolg anzutippen, und erſt als ihn Richard fragte: „Dir iſt wohl auch etwas Beſonderes zugeſtoßen?“ da entquoll ſeinen Lippen eine verzweifelte Anklage gegen das Schickſal.

Noch niemals hatte Nauheimer wider die Prüfungen gemurrt, welche die Vorſehung ſeinen Mitmenſchen auferlegte. Immer hatte er ſeine heitere Überlegenheit bewahrt, und der Humor war ihm noch bei keinem Mißgeſchick ausgegangen, deſſen Zuſchauer er geweſen war. — Heute aber hatte er die Faſſung vollſtändig verloren.

„Es geht zu Ende mit deinem guten dicken Emil,“ ſchluchzte er. „Ich hab' mich ſo harmlos und redlich durchs Leben geſchlagen, wie nur einer! Keinem Menſchen hab' ich was Böſes gethan. Du kannſt mir's bezeugen: Dein braver Emil war kein böſer Menſch. In aller Unſchuld dem närriſchen Haſten und Treiben der ſelbſtſüchtigen Menſchen zuzuſchauen, das war meine Freude, und hin und wieder ein gutes Gläschen oder zwei, meine Erholung. Ein bequemer Sohn war ich ſtets für meinen Vater. Nie hab' ich ihm Unannehmlichkeiten gemacht, wie du zum Beiſpiel. Ich habe nicht aller paar Jahre meinen Beruf gewechſelt, wie du. Noch immer bekenne ich mich als treuen Jünger der Medizin. Ich habe keine zwieſpältigen Stimmungen in meiner Familie erregt, wie du. Auch verlobt habe ich mich nicht, wie du, ohne vorherige Einwilligung des Familienrats. Allen ſolchen Luſtbarkeiten habe ich beſcheiden entſagt, und doch wird mir nun plötzlich das Leben ſo grauſam vergiftet, als wäre ich der entſetzlichſten Verbrechen ſchuldig! Ich bin ein fideles altes Haus. Doch wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehen, dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen, es fährt der Blitz herab aus heitern Höh'n u. ſ. w., ſiehe Wallenſtein, dem ich als Schickſalsbruder im Geiſte die Hand drücke."

„Na, mein armer Dicker, wer thut dir denn was?"

Nauheimer röchelte, trank ſein Glas aus, beſtellte ein neues, warf einen wehmütig ſchiefen Blick auf Richard und entgegnete keuchend:

„Mein alter Herr verweigert mir die Mittel zum ſtandesgemäßen Leben; er hat mir anbefohlen, nach Hauſe zu kommen, und will dort einen ordentlichen Menſchen aus mir machen. Denke nur, er hat Erkundigungen über ſeinen guten Emil eingezogen, hat die Überzeugung gewonnen, daß ich nie die Staatsprüfung beſtehen werde, und nun ſoll ich unter ſeiner Aufſicht mich nützlich machen und überhaupt ein brauchbares Mitglied der menſchlichen Gemeinſchaft werden."

„Darin kann ich nichts finden, was dich zu ſolcher Verzweiflung berechtigte," ſagte Richard lächelnd. „Entſinne dich, mit welchem Gleichmut du mir immer eine nutzbringende Verwendung meiner Gaben gepredigt haſt. Heute habe ich mich entſchloſſen, den Schritt zum Variété zu thun. Er fällt mir nicht leicht. Aber ebenſo wie ich mich in das Unangenehme zu fügen weiß, ſollteſt du es auch thun!"

„Nein, nein! Es iſt doch ein böſer Unterſchied zwiſchen dir und deinem armen Emil. Erſtens eigneſt du dich zu allem möglichen, ich aber zu nichts. Wenn du jetzt anfängſt zu tingeln, ſo wird das ganz famos. Wenn ich aber bei meinem alten Herrn Pillen drehe, ſo wird das ſehr ſchlimm. Zweitens aber haſt du immer einen braven, dicken Freund zur Seite gehabt, der dir mit heiterem, verſtändigem Rat beigeſtanden hat. Mir hingegen hilft in meiner Verlaſſenheit niemand!"

Richard ſchwieg. Plötzlich aber kam ihm ein Einfall:

„Du mußt deinem Vater natürlich gehorchen," ſagte er. „Denn ohne ſeine Unterſtützung biſt du mittellos, und ich kann dir, zumal ich jetzt nicht allein für mich zu ſorgen habe, vorläufig auch nichts geben. Hat er dir ſchon beſtimmte Andeutungen über den Wirkungskreis gemacht, der dir droht?"

„Nein! Aber ich kenne ja das Arbeitsfeld der väterlichen Apotheke zur Genüge: Rizinusöl verkaufen und rote Schilder auf die Flaſchen kleben!"

Richard ſchüttelte überlegen den Kopf:

„Du ſcheinſt all' deine ſonſtige Umſicht eingebüßt zu haben. Sagteſt du mir nicht neulich ſelbſt, dein Vater habe den Birnbaum aus der Kern-Pokornyſchen Konkursmaſſe erworben? Dies Geſchäft muß doch weitergeführt werden ......“

Jetzt ſtieß Nauheimer einen ſo ungeſitteten Freudenſchei aus, daß der Piccolo entſetzt davon lief.

„Natürlich,“ rief er. „Ob das meines Alten Abſicht iſt, weiß ich zwar nicht. Bin ich aber einmal dort, ſo werde ich ihm ſchon beweiſen, daß er gar keinen ſachverſtändigeren Geſchäftsführer für die feine Weinbude finden kann, wie mich! — Morgen fahre ich nach Hauſe. Ich freue mich unmenſchlich.“

Wie groß dieſe Freude Nauheimers war, ließ ſich aus der Dauer und dem Umfang des Abſchiedstrunkes ermeſſen, bei dem die Freunde ſich nun ihre Zukunftspläne erläuterten.

Wenige Tage ſpäter, am 29. November, erhielt Richard zwei Briefe. Der eine kam von der Mutter und enthielt nichts als Liebe und Güte. Der andre war ein Geſchäftsbrief. Er kam aus Würzburg von dem dortigen Variété „Eldorado“ und brachte ihm einen Vertrag für Dezember mit einer Gage, dreimal ſo hoch wie die des Stadttheaters.

Jubelnd über dieſen raſchen und günſtigen Anfang packte Richard ſeine Sachen und reiſte ab. Für Eva, wie für ihn ſelbſt, kam der Abſchied überraſchend, und nicht ohne Thränen trennte ſich das junge Brautpaar.

Ihn riß es aus ihrer milden freundlichen Geſellſchaft los und führte ihn einer ungewohnten und unerwünſchten Thätigkeit entgegen. Aber der belebende Reiz des Neuen und Ungewiſſen machte ſeine Traurigkeit raſch verſchwinden, und wie er ſo in die ſelbſtgewählte Zukunft hineindampfte, da tröſtete er ſich bald mit einem gewiſſen Märtyrer-Bewußtſein.

Wenn einſt die alten Ritter zu der Gebieterin Ehre und um des Goldſchatzes willen zum Drachenkampf ausritten, ſo konnten ſie nicht ſtolzer ſein, als heute dieſer junge Vogel, der ausflog, um ſich das ſchnöde Geld zum Neſtbau zu erſingen.

— — Eva hatte am Schmerz der Trennung ſchwerer zu koſten. Weit bitterer, als dem Wandernden, dünkt dem Zurückbleibenden das Scheiden. Denn zurückbleiben heißt verlaſſen ſein.

Erſt jetzt in der Einſamkeit erwachte mit ſüßen Qualen ihr unbewußtes Gefühl zu voller Mächtigkeit. Sie erſchrak faſt vor dem wilden Überſchwang ihrer Liebe, die bisher ihr nicht minder unbekannt geweſen war, wie dem Geliebten.

Am liebſten wäre ſie allem Umgang fern geblieben, um nicht mit gleichgültigen Leuten gleichgültige Worte ſprechen zu müſſen. Aber Richard hatte ihr das Verſprechen abgenommen, täglich im Schützenhaus zu ſpeiſen, und gehorſam ſaß ſie jeden Mittag neben ſeinem verwaiſten Stuhl.

Sein Gedeck durfte nicht fehlen, und immer legte ſie bei Tiſch auf ſeinen Teller den Brief, der ihr jeden Morgen den Gruß ſeiner Liebe brachte.

XVIII.

Erfahrene Männer berichten zuweilen aus Frankreich, oder gar aus Indien und andern ſolchen Ländern, die auf den hinterſten Blättern des Schulatlas verzeichnet ſind, daß daſelbſt das Bier teuer und ſchlecht iſt. Bayern hingegen ſteht bekanntlich in einem freundlicheren Rufe.

Andre Gegenden wieder, wie Schleſiens Berge und zu Richards Schmerz auch ſein heimatlicher Elbeſtrand, ſind wegen der Säure ihrer Weine berüchtigt, während am Rhein und Main, wie an den Ufern der Moſel, ein milderer Segen auf der deutſchen Rebe ruht.

Bei dieſen launiſchen Ungerechtigkeiten der Feuchtigkeitsgeographie muß jeder Zecher dem Schickſal dankbar ſein, wenn es ihn überhaupt an einen trinkbaren Ort geſtellt hat; zu zweifachem Danke aber iſt er der Vorſehung verpflichtet, wenn ſeines Daſeins Stätte das doppelt trinkbare Würzburg iſt.

Denn Würzburg liegt nicht allein am Main, ſondern auch in Bayern: An den rebenbepflanzten Hängen küßt die fränkiſche Sonne des Steinweins Trauben reif, im Thale bereitet der bajuvariſche Bräuknecht aus Malz und Hopfen das andre Labſal, und beide Gaben ſind würdig, von Dichterzungen gekoſtet und geprieſen zu werden.

Wer in der ſtillen Trinkſtube des Juliusſpitales das milde Feuer des Steinwein ſchlürſt, der fühlt ſich vom heißen Atem der dionyſiſchen Gottheit umweht, und wenn im ſchäumenden Bierglas der milchige Giſcht die dunklere Flut ſanft überdeckt, dann wirkt dieſer wahrhaft göttliche Anblick, als ſchmiegte Aphrodite ihren ſchneeigen Arm um den bräunlichen Nacken des Ares.

Kurz, beide Flüſſigkeiten haben gegründeten Anſpruch, getrunken zu werden, und ſo iſt es wieder ein ſchöner Beweis für die Umſicht der Obrigkeit oder für die Logik der geſchichtlichen Entwickelung, daß Würzburg Univerſitätsſtadt geworden iſt.

Selbſtverſtändlich beſchäftigen ſich aber die Studenten nicht ausſchließlich mit Bier- und Weintrinken. Zu manchen Stunden des Tages ſitzen ſie auch im Café Alhambra beim Skat, und augerquickend heben ſich ihre bunten Kappen von den entblößten Philiſterköpfen der übrigen Gäſte ab. Wie die prächtigen Farben des Mohnes und andrer leichtſinniger Kräuter das einförmige Weizenfeld durchleuchten, ſo ſchmückt der Studenten ſorgloſes Treiben den Werktag der guten Stadt Würzburg und drückt ihm lachend den Stempel des Feſttages auf.

Heute abend ſchien die Stimmung im Café Alhambra beſonders feſtlich zu ſein, vielleicht weil die Freuden eines verlängerten Frühſchoppens noch nicht ganz verrauſcht waren, und nach endlich vollbrachtem Nachmittagsſkat ſaß ein Häuflein rot und blau gemützter Jünglinge fröhlich beiſammen, um über weitere Verwendung ihrer abendlichen Thatkraft zu beſchließen. Da ſie noch nicht das erſte Drittel des Monats hinter ſich hatten, ſo war ihre Unternehmungsluſt noch durch keine finanziellen Bedenken gelähmt.

Es wurde darüber verhandelt, ob die künſtleriſchen Genüſſe des Eldorado-Variétés diesmal bemerkenswert ſeien, und ob es die Mühe lohne, dieſen Kunſttempel heute zu beſuchen.

„Es ſoll eine Truppe mit lebenden Bildern da ſein,“ ſagten die einen. „Was iſt das für eine Nummer? Iſt es eine ſchneidige Sache?“

„Famos!“ antworteten andre. „Sind feudale Weiber dabei!“

„Die Akrobaten ſind ſtumpfſinnig! Langweilige Muskelfritzen!“

„Sie treten ja auch nur ein paar Minuten auf. Aber die Soubrette iſt ein tadelloſer Kerl.“

„Jawohl! Ein forſches Frauenzimmer!“

„Pikantes Mädel!“

„Was macht denn der Stegreifdichter? Iſt an dem Onkel was dran?“

„Natürlich! Der und die lebenden Bilder ſind ja die Hauptnummern!“

„Iſt er gut? Iſt er ulkig?“

„Er iſt nicht ſchlecht. Nur ein wenig zu anſtändig. Er läßt ſich Aufgaben aus dem Publikum ſtellen und reimt da wirklich immer eine ganz tadelloſe Sache zuſammen.“

„Da läßt ſich ja der Kerl ganz vorzüglich anulken. Das wird ein Hauptſpaß!“

„Ich ſchlage vor, wir ziehen in corpore hin und machen uns einen vergnügten Abend.“

„Großartige Idee! Wenn wir gleich aufbrechen, kommen wir gerade zur rechten Zeit.“

Dem Café Alhambra gegenüber erhebt ſich eine Kirche. Es giebt in Würzburg überhaupt nur wenige Häuſer, denen gegenüber ſich nicht eine Kirche erhöbe. Schweigend reckte ſich der düſter ragende Bau aus dem Schnee des Winterabends empor, als die übermütige Jünglingsſchar mit fröhlichem Lärm vorbeizog. Zielbewußt ſchlängelte ſich der Zug durch ein paar ſchmale winklige Gaſſen und ſtrebte mutigen Schrittes dem Eldorado zu.

Dieſes auf der Sanderſtraße gelegene Lokal zählte nicht zu den glänzenden Paläſten, die jetzt allenthalben der Muſe des Variétés zur Verfügung ſtehen. Die Studenten nannten es eine Radaubude und behandelten es auch danach. Der Wirt aber und Direktor der Bier- und Muſenhalle wehrte ihrem munteren Treiben nicht. Denn die akademiſchen Jünglinge waren zwar nicht die verträglichſten aber die einträglichſten Gäſte. — — —

In einer der drei engen ſchlecht gelüfteten Garderobezellen hinter der Bühne war Richard Günther, genannt „Gunnar“ mit dem Jongleur und den männlichen Mitgliedern einer Turnerfamilie untergebracht. Das waren beſcheidene, treuherzige Leute, deren geſittetes Betragen ihn mit angenehmer Überraſchung erfüllt hatte. Er war auf Geſindel gefaßt geweſen, gleichviel ob roher oder ob feiner Art; um ſo wohler that ihm die ſchlichte Herzlichkeit, die ſeine nunmehrigen Kollegen ihm als Neuling entgegenbrachten.

Er bewunderte ihr einträchtiges Familienleben, den ausdauernden Fleiß auf den allmorgendlichen Proben und ihre ſparſame und nüchterne Lebensführung und war ſtolz darauf, ſich von ihnen als gleichwertig anerkannt zu ſehen. Dieſe wieder hatten ſeine höhere Bildung bald gefühlt und ſchätzten an ihm die Abweſenheit jenes dünkelhaften Hochmuts, durch den ſich die Söhne beſſerer Familien ſchon auf der Schulbank deutlich von dem niederen Volk unterſcheiden.

Richard ſaß im Frackanzuge ſchwermütig auf ſeinem Stuhle. Neben ihm ſtand einer von den Turnern, der ſich eben eine Trikotweſte über die mächtige Bruſt zog. Gutmütig nickte er dem Stegreifdichter zu und ſagte:

„Schneiden Sie doch nicht ſolch betrübtes Geſicht, Herr Gunnar! Mit einem frohen Lächeln müſſen Sie auf die Bühne treten. Das bringt das Publikum gleich in die richtige Stimmung. Überhaupt müſſen Sie noch forſcher werden. Ich hab' mir Ihre Nummer jetzt jeden Abend angeſehen. Der reelle Wert Ihrer Arbeit iſt großartig. Sie können damit in den allererſten Verhältniſſen beſtehen. Nur haben Sie den Trick noch nicht recht heraus, Ihre Arbeit vorm Publikum gut zu verkaufen. Na, das kommt ſchon. Ruhe iſt die Hauptſache! Und wenn Ihnen die Kerls unten etwa frech werden, dann fahren Sie ihnen nur mal ordentlich über den Schnabel."

Richard wußte wohl, wie gut der Rat gemeint war. Aber es fiel ſeiner beſcheidenen Natur ſchwer, ihn zu befolgen. Wenn er auf der Bühne dem Publikum gegenüberſtand, ſo flößte ihm dies vielköpfige Ungeheuer in ſeltſamem Widerſtreit gleichzeitig eine ehrfürchtige Scheu und doch auch eine unſägliche Verachtung ein. Das machte ihn befangen und beeinträchtigte natürlich auch die Wirkung ſeiner etwas unſicher vorgetragenen Stegreifdichtungen.

Gleichwohl erfreute er ſich immer lebhaften Beifalls, und der Mangel an Keckheit, der ihm bei einem Teil des Publikums entſchieden ſchadete, war ihm in den Augen der andern wieder von Nutzen, indem er einen Schimmer von bürgerlicher Wohlanſtändigkeit um ihn verbreitete. Dazu kam, daß er mit ſeinem raſierten, gepuderten Geſicht im Rampenlicht außerordentlich jung ausſah, und ein netter junger Menſch, ſorgfältig angezogen, der Verſe macht und ſie recht beſcheiden aufſagt, hat ſelbſt für einen barbariſchen Zuhörer immer etwas Rührendes.

Richard ſelbſt freilich regte ſich in den fünfzehn bis zwanzig Minuten ſeines Auftretens aus Angſt und Scham und nicht zum mindeſten vor Anſtrengung dermaßen auf, daß er immer in Schweiß gebadet von der Bühne abtrat, und wenn ihn auch noch keine Aufgabe bis jetzt außer Faſſung gebracht hatte, ſo nahm doch ſein Lampenfieber mit jedem Abend zu. Täglich trat er mit der unheimlichen Überzeugung an die Rampe, heute dem Publikum, dem lachenden Feinde, zu unterliegen.

Eben war Fräulein Roſel Moſel, der Liebling der jüngeren Herrenwelt, abgegangen. Tobender Beifall der äußerſt luſtig geſtimmten Zuhörer rief ſie noch einmal heraus, und ſie ſang oder ſchrie eine Zugabe, in der ſie behauptete, daß ſie die graziöſe und ganz famöſe auch kapriziöſe Konfektionöſe ſei. Im zweiten Vers fügte ſie hinzu, ſie werde Roſel Moſel genannt, überall bekannt, in Stadt und Land, mit Herz und Hand.

Dieſe Verſicherung fand jubelnden Wiederhall, der ſich außer im Klatſchen, Bravorufen und Trampeln auch in einem billigen Sträußchen kund gab, das einſam über das Orcheſter geflogen kam. Mit dankbarem Lächeln hob ſie es auf und barg es unter ſeelenvollem Augenaufſchlag an ihrem Buſen, wo es ſich von der weißen Schminke wirkungsvoll abhob.

Weiteren Hervorrufen leiſtete ſie keine Folge. Denn ſie wollte ſich, wie ſie zu Richard ſagte, nicht die Lunge aus dem Halſe ſchreien in der entſetzlichen rauchgeſchwängerten Luft.

„Geh'n Sie nur jetzt raus, langer ſchwarzer Kollege. Ich hab' Ihnen Stimmung verſchafft, was? Rein toll hab' ich die Kaffern da unten gemacht. Wenn Sie jetzt nicht gefallen, dann iſt's Ihre eigne Schuld. Alſo zeigen Sie mal heute, was Sie können. Ich ſteh' hinter der Kuliſſe und hör' zu.“

Richard Gunnar antwortete nur mit einem zerſtreuten Lächeln. Ihm war die Dame widerwärtig, obwohl ſie ihm nichts zu Leide gethan hatte. Er ſchalt ſich deshalb und ſagte ſich wohl hundertmal, daß ihn ſein Bräutigamszuſtand keinesfalls berechtige, gegen andre Damen unartig zu ſein. Aber trotzdem blieb ihm die ſchwarzhaarige Roſel Moſel von Grund aus zuwider.

Nachdem ſich der raſende Beifallsjubel ein wenig gelegt hatte, hob ſich der Vorhang für das Auftreten des Stegreifdichters Gunnar. Ein warmer Brodem von Bierdunſt, Menſchengeruch und Tabaksqualm ſchlug ihm entgegen und legte ſich erſtickend auf ſeine Kehle.

Ein Teil der ausdauernd klatſchenden Zuſchauer hatte gehofft, noch einmal die hochgeſchürzten Füßchen der Sängerin heraustänzeln zu ſehen, und beim Anblick von Richards männlichen Beinkleidern huben ſie ein enttäuſchtes Ziſchen an. Die übrigen aber freute ſeine elegante Erſcheinung und ſein artiges Auftreten, und ſie verwieſen die Ziſcher durch anderstönendes Gegenziſchen zur Ruhe.

So war Richard bereits verwirrt, als es endlich ſtill genug für ihn wurde, um ſeine gewohnte Einleitung zu ſprechen und das Publikum aufzufordern, ihm einzelne Worte zuzurufen, die er ſich anheiſchig machte, alsbald in einige Koupletverſe zu verſchmelzen.

Da ſchien es der frohmütigen Studentenſchar an der Zeit, den Freuden des Abends mit einem gediegenen Scherz den Höhepunkt zu geben. Ihre Anzahl betrug etwa das Dreifache des vom Café Alhambra aufgebrochenen Häufleins, und aus dem ganzen Parkett tönten dem Stegreifdichter jetzt eine ſolche Flut von Worten entgegen, daß er zunächſt gar nichts verſtand, außer einigen Unflätigkeiten, die er gezwungen war, zu überhören.

Allmählich aber ſchlugen deutlich allerhand Spott- und Schimpfrufe an ſein Ohr. Richard fühlte, wie ihm das Blut ſiedend in die Schläfen ſtieg. Er war es ſchon gewöhnt, hin und wieder ein derbes Wort mit in den Kauf zu nehmen. Aber heute geſchah das nicht in der Abſicht, ihm ſchwierige, heikle Aufgaben zu ſtellen, ſondern aus Luſt, ihm Beleidigungen an den Kopf zu werfen. Nicht an ſeinem Talent wollten ſich die johlenden Herren da unten ergötzen, ſondern ſich an dem köſtlichen Anblick ſeiner Hilfloſigkeit erquicken.

Zitternd vor verhaltener Wut bat er um Ruhe. Aber von den hinteren Reihen ſcholl ihm der Ruf entgegen „Dummer Junge,“ und vorn am Orcheſter fügte ein langer wohlfriſierter Jüngling in klangvollem Baryton hinzu: „Schafskopf.“

Dem machte Richard eine leichte Verbeugung und ſagte:

„Freut mich! Ich heiße Gunnar!“

Dieſer Entgegnung folgte zunächſt hier und da ein beifälliges Gelächter. Bald jedoch ging es in einem wüſten Rachegeſchrei der Studenten unter, das ſich wie eine Sturmwoge gegen Richard heranwälzte.

Selbſt der ruhigere Teil des Publikums begann jetzt ein grauſames Vergnügen daran zu empfinden, den bleichen jungen Mann auf der Bühne ſo wehrlos zu ſehen. Die Freude war annähernd ſo wie bei einem Schlachtfeſt. Ein Schlachtfeſt iſt ja immer etwas Erfreuliches, außer für das Schwein, oder wer ſonſt gerade das Schlachtopfer abgiebt.

„Maul halten,“ rief es aus den Reihen der Studenten. „Nicht Dichten, lieber Polka tanzen,“ „Was Chineſiſches ſingen!“ „Raus mit dem Kerl,“ „Runter von der Bühne.“

Dazwiſchen ertönten Pfiffe, und ſchon hatte der wohlfriſierte junge Mann mit dem klangvollen Baryton ſeinen Bierunterſetzer ergriffen, um ihn Richard an den Kopf zu ſchleudern, da fühlte ſich dieſer plötzlich von all' ſeiner ängſtlichen Verwirrung befreit. Die Größe der Bedrängnis hatte ihm mit einem Schlage ſeine volle Ruhe wiedergegeben, und mit aller Kraft ſeiner geſchulten Schauſpielerſtimme ſtieß er den ſcharf einſetzenden und donnernd verklingenden Ruf aus:

„Si—i—i—lentium!“ und fuhr dröhnend fort: „Silentium pro me! Auditores spectatissimi, commilitones illustrissimi, doctissimi, — — — insolentissimi!*)“

Die brüllende Horde ſchwieg verblüfft. Die Sprache Ciceros kam ihnen aus dem Munde des Tingeltangelkomikers ſehr überraſchend und ſo ließen ſie ihn weiter reden und erduldeten die Strafpredigt, die ihnen Richard jetzt in fließendem Latein hielt, mit freundlichem Schweigen. Es ſchmeichelte ihnen, daß das übrige Publikum von der an ſie gerichteten Anſprache nichts verſtand; ſie fühlten ſich ſtolz erhoben und ließen ſich die ſchärfſten Vorwürfe ſo ruhig gefallen, als wären es zarte Höflichkeiten.

Richard empfand mit Siegerfreude, wie glücklich er die Herzen ſeiner Feinde verwandelte. Aber, als er mit einem „proinde taceatis quaeso“**) geſchloſſen hatte, und ihn begeiſterter Beifall umjubelte, kam ihm ein Einfall, ſeinen Sieg noch weiter auszunutzen. Lächelnd erbat er mit einer leichten Handbewegung nochmaliges Schweigen. Sofort gehorchte das gebändigte Publikum ſeinem Wink, und er rief im jovialen Tone eines Fuchsmajors:

„Meine Herren! Ich habe eben in einer Weiſe zu Ihnen geſprochen, wie man es auf dem Gymnaſium lernt. Aber der Schulbank ſind wir ja alleſamt längſt entwachſen, und ſo bitte ich Sie, mir auf ſtudentiſche Art die gebührende Antwort zu geben. Ich fordere die Anweſenden auf, zu Ehren des bedeutendſten lebenden Dichters in dieſem Saale, alſo auf mich ſelbſt, einen donnernden Salamander zu reiben, deſſen Kommando das dicke alte Semeſter hier zu meinen Füßen übernehmen wird!“

Der Salamander wurde gerieben, und Richard hatte die Gemüter der akademiſchen Jugend bedingungslos erobert. Die allgemeine Jubelſtimmung war nun auch ſeinem Stegreifdichten günſtig. Zum erſtenmale kam ihm heute die volle Unbefangenheit, er trug einen ſtürmiſchen Erfolg mit ſeinen Verſen davon, und dreiviertel Stunden dauerte es, bis das erregte Publikum endlich aufhörte, ſeinen plötzlich erkorenen Liebling immer von neuem hervorzujubeln.

---

*) Ruhe! Ich bitte um Ruhe! Verehrtes Publikum! Genoſſen! Eurer Vornehmheit und Gelehrſamkeit kommt nichts gleich, als eure Unverſchämtheit!

**) Alſo nun, bitte, ſtille!

Fräulein Roſel Moſel machte einen Verſuch, den ſieggekrönten Kollegen zu umarmen und zu küſſen. Aber Richard ſtieß ſie mit einer ſo rauhen Entſchiedenheit zurück, wie ſie ihm in früheren Zeiten bei ähnlichen Gelegenheiten nie zu Gebote geſtanden hatte.

Auch der Kapellmeiſter, ein kleiner, freundlicher, zierlich gekleideter Mann, kam hinter die Kuliſſen, um ihn zu beglückwünſchen. Den ſtieß Richard nicht zurück. Denn das liebenswürdige Männlein betrieb neben ſeiner muſikaliſchen Stellung eine Künſtleragentur und ſtellte ihm durch ſeine Vermittelung die glänzendſten Vertragsabſchlüſſe in Ausſicht.

Auf ſeinen Rat ließ ſich Richard an dieſem Abend vor dem Publikum nicht mehr blicken. Er hätte ſich ſonſt in Gefahr begeben, von den begeiſterten Studenten totgetrunken zu werden.

Die Artiſten des Eldorado waren verpflichtet, Koſt und Wohnung im Hauſe zu nehmen. Beides war ſchlecht. Er aß ſein kärgliches Mahl raſch im Verborgenen und begab ſich zur Ruhe.

Das beſte Ruhekiſſen für einen Künſtler iſt der Erfolg, und Richard ſchlief vorzüglich.

XIX.

Als ſich Richard am andern Morgen zu ſeinem täglichen Brief an Eva niederſetzte, war die dumpfe Traurigkeit geſchwunden, die in den letzten Tagen auf ihm gelaſtet hatte.

Fröhlich allerdings war ihm auch jetzt noch nicht zu Mut. Er war zwar nicht an Üppigkeit gewöhnt, aber doch an ſaubere Ordnung und eine gewiſſe Behaglichkeit. Hier jedoch mußte er in einer ſchiefen niedrigen Dachkammer mit einem zerbrochenem Fenſter hauſen, deren ganze Ausſtattung aus einem harten Bett, einem ſchmutzigen Kleiderſchrank, zwei Holzſchemeln und einem wackeligen Tiſch beſtand, dem eine äußerſt niedliche Waſchſchüſſel den Anſchein eines Waſchtiſches gab, der ſich jedoch nach Beſeitigung dieſes dürftigen Gerätes auch als Schreibtiſch — — recht ungeeignet erwies.

In der ödeſten Ecke dieſes Prunkgemaches hielt ſich zitternd ein vielfach geborſtener eiſerner Ofen auf, ohne bis jetzt zuſammengebrochen zu ſein. Schüchtern lehnte er ſich mit ſeinem verroſteten Rohr an die entmörtelte Wand. Innerlich aber hatte er eine feſte ganz unbeugſame Eigentümlichkeit: Wenn man ihn heizte, erzeugte er alsbald zwei Übel: eine ſengende Gluthitze, die ſich nach fünfzehn Minuten wieder in die natürliche geſunde Winterkälte verwandelte und einen beißenden Rauch, der volle zwei Stunden vorhielt. Sobald man ihn nicht heizte, war er ziemlich unſchädlich.

Richard heizte ihn nicht. Er ſchrieb ſeine Briefe an Eva mit ſteifgefrorenen Fingern, und der Froſt bereitete ihm einen kleinen Märtyrerſtolz. Heute wärmte er ſich zum erſtenmale an der Hoffnung, bald in vornehmeren Variétés Beſchäftigung zu finden, wo ihm außer größerer körperlicher Behaglichkeit vielleicht auch die Möglichkeit geboten wurde, die Höhe ſeiner monatlichen Erſparniſſe zu verdoppeln.

Dieſer Hoffnung beſchloß er ein Feſt zu feiern und in einem ſeltenen Anfall von verſchwenderiſcher Laune verließ er die Dachkammer und pilgerte in das Juliusſpital, um ſeinen Brief an würdigem Ort zu Ende zu ſchreiben. Er ſegnete den wackeren Fürſtbiſchof Julius Echter von Meſpelbrunn, der mit dieſem Stift nicht nur Alten, Kranken und Breſthaften eine Stätte der Ruhe geboten hat, ſondern auch für geſunde Leute tagsüber einen Raum geſchaffen, wo ſie mit einem edlen Durſt beſchauliche Zwieſprache halten können.

Richard opferte den Manen des frommen Biſchofs eine Flaſche Steinwein, ſchrieb und dachte an Eva und hatte infolge deſſen ſeit ſeiner Entfernung von ihr die erſte zufriedene Stunde.

Aus dem langen Halſe der bauchigen Flaſche ſtiegen leiſe die Sonnenſtrahlen empor, die der junge Wein einſt eingeſogen. Sie erfüllten das dämmerige Zimmer mit dem Lichte längſt vergangener Sommertage und ſie erfüllten die träumenden Augen des Zechers mit den Bildern einer nahen ſeligen Zukunft. Das Fernſte ſchien ihm ſo greifbar nahe gerückt wie bei klarem Wetter ein ſchönes Wanderziel. Frohmütig ſprang ſein Geiſt über alle Hinderniſſe hinweg; er ſah keine ſpäte Hoffnung mehr, er ſah ſchon alles erfüllt und gegenwärtig.

Noch raſcher freilich als Blumengeruch verweht der Duft des Weines, und mit ihm verging auch die ruhige Zufriedenheit des ſchönen Augenblicks. Sie hatte noch nicht die Kraft, ſich in ein dauerndes Glück zu verwandeln. — — — — — —

Im Januar erwarb Richard in Nürnberg für ſein Reimeſchmieden bereits einige hundert Mark mehr. Aber es bedrückte ſein Gewiſſen, daß er die Schönheiten der berühmten alten Meiſterſingerſtadt ohne Eva genoß. In der Sebalder Kirche wie im Germaniſchen Muſeum, auf der alten Burg, wie im Bratwurſtglöckle, überall verfolgte ihn die Sehnſucht nach Eva. Je ſchöner die Eindrücke waren, die ſich ſeinem Auge und ſeinem Geiſte boten, um ſo einſamer wurde ihm zu Sinn, und dieſes Gefühl der Vereinſamung packte ihn um ſo ſchmerzlicher, als ihn ſeine Variététhätigkeit natürlich noch weit weniger befriedigte, als alles das, was er früher getrieben hatte.

Nicht als ob er ſich zu gut gedünkt hätte, ſeinen Mitmenſchen gegen Bezahlung die Zeit zu verkürzen. Aber es ſchmerzte ihn, daß es ihm ſogar bei dieſer oberflächlichen Kunſtübung verſagt war, ſein Beſtes zu geben; auf ſeine Scherzgedichte und geiſtreiche Spottverſe folgte kein Beifall, und wenn ihm hin und wieder gar einmal ein witziges Epigramm gelang, ſo wurde es überhaupt nicht verſtanden.

Die Leute, die von angeſtrengter Tagesarbeit abgeſpannt ins Variété gehen, wollen da in luſtiger Geſellſchaft ihr Bier trinken und ihre Zigarre rauchen und ſich nebenbei Auge und Ohr angenehm kitzeln laſſen. Das ſah Richard ein und konnte dieſen Anſprüchen nicht einmal unrecht geben. So erging er ſich denn in den flachſten Wortwitzen und derbſten Späßen und erntete damit den ſtürmiſchen Beifall der befriedigten Menge.

Als er in München auftrat, war ſein Einkommen bereits auf tauſend Mark geſtiegen, und dieſelbe Gage bezog er im März in Frankfurt. Dort erwuchſen ihm außerdem ſehr reiche Nebeneinnahmen. Ein wohlhabender Kunſtfreund hatte ihn gleich in den erſten Tagen in einer Privatgeſellſchaft auftreten laſſen, dieſes Beiſpiel fand eifrige Nachahmung, und faſt täglich wurde Richards Kunſt bei einem feſtlichen Mittagsmahl den Gäſten zum Nachtiſch vorgeſetzt.

Er hatte bei ſeiner Abreiſe von Königsberg fünfhundert Mark auf der Bank gelaſſen und das Einlagebuch in Evas Hände gegeben mit der Bitte, nach Gutdünken und Bedürfnis darüber zu verfügen.

Dieſe erfüllte zwar ihr Verſprechen, nicht mehr zu darben, aber Richards Geld rührte ſie nicht an. Wohl wußte ſie genau, daß ſich Richard bei ſeiner Rückkehr an ihren Widerſtand nicht kehren und alle aufgelaufenen Schulden einfach bezahlen würde. Aber dann lag alles anders, und ſie war vielleicht ſchon ſeine Frau. Jetzt ſchien es ihr ganz unmöglich, von dem ihr anvertrauten Gelde auch nur einen Groſchen zu nehmen.

Faſt ſchämte ſie ſich, wenn ſie allmonatlich die immer beträchtlicheren Summen, die Richard ſchickte, auf die Bank brachte und in dem Büchlein nachtragen ließ.

Mit der recht bedeutenden Geldſendung aus Frankfurt waren die Erſparniſſe ſchon zu einem kleinen Kapital angewachſen. Allerdings war das nur ein beſcheidener Reichtum, aber im Bewußtſein ſolch glänzender Einnahmen hielt ſich Richard doch für berechtigt, nun ernſtlich als Bräutigam aufzutreten. Noch von Frankfurt aus teilte er Eva ſeine Abſicht mit, für immer beim Variété zu bleiben, oder doch ſo lange, bis er ſich ein auskömmliches Vermögen erworben hätte. Sie ſollte daher keinen neuen Vertrag abſchließen, ſondern vom Mai ab als ſeine Frau mit ihm reiſen und ihn die Unannehmlichkeiten des Variétélebens vergeſſen machen.

Er war ſtolz darauf, daß ihm ſein neuer Beruf ſo ſchnell die erſehnten goldenen Früchte gebracht hatte, malte ſich glücklichen Herzens Evas Jubel beim Empfang der frohen Nachricht aus und erwartete mit freudiger Ungeduld ihre Antwort. Dieſe Antwort kam freilich mit gewohnter Schnelligkeit. Aber ihr Inhalt brachte ihm eine ſchmerzliche Enttäuſchung.

Evas Charakter gehörte nicht zu denen, die vor Liebe zerfließen. Bei aller Weichheit hatte es ihr nie an Kraft gefehlt, die Schläge des Schickſals und die Schwächen ihres Herzens zu überwinden. Die Liebe aber hatte ſie nur noch ſtärker gemacht, und aus ihrem Brief ſprach eine Selbſtändigkeit, die Richard in Erſtaunen ſetzte. Sie ſchrieb:

Mein liebſter Richard!

Das iſt herrlich, daß Du ſo ſchnell eine ſolche Menge Geld verdient haſt, und daß wir nun bloß noch bis zum Mai zu warten brauchen. Lange genug haben wir wahrhaftig ſchon warten müſſen. Ich bin unſäglich glücklich, daß es nicht noch länger dauern ſoll, und daß ich Dich dann endlich bei mir haben darf. Stolz bin ich auf Dich und Deine Liebe. Ich habe es wohl aus Deinen Briefen herausgefühlt, wie unglücklich Du Dich immer in dieſen entſetzlichen Tingeltangeln gefühlt haſt, wenn Du es auch nie ausdrücklich ſchriebſt. Du gehörſt doch an einen ganz andern Platz. Ich ſchäme mich ſo ſehr, weil ich Dir das gar nie werde vergelten können. Außer mit meiner armen Liebe. Während Du verdient haſt, habe ich ausgegeben und Schulden gemacht. Damit ſoll's aber ein Ende haben, wenn wir Mann und Frau ſind. Du darfſt Dich nicht länger beim Variété aufopfern. Denn Du richteſt dabei vielleicht Dein beſtes Können zu Grunde. Du denkſt wahrſcheinlich, Du kannſt Dir all das Gute, was Dir jetzt noch einfällt, für ſpäter aufheben. Aber ſchließlich gewöhnſt Du Dich an die Oberflächlichkeit, und wenn Du dann eines Tages nach Deinem vermeintlichen Vorrat ſiehſt, dann iſt nichts mehr da! Da trifft es ſich nun herrlich, daß ich für 1. September einen großartigen Vertrag an das neue Freie Theater in Berlin mit monatlich 750 Mark angeboten bekommen habe. Weißt Du, wer dieſe Direktion hat? Dein Freund Dr. Petermann! Ich unterſchreibe natürlich nicht ohne Deine Einwilligung. Aber ich bitte Dich ſolange, bis Du ſie mir giebſt. Am liebſten wäre mir Deine telegraphiſche Zuſtimmung. Da ich dann im Winter ſo ſchön verdiene, wäre es doch unſinnig, wenn Du Dich um des Erwerbes willen noch länger Deinem eigentlichen Beruf entziehen wollteſt! So iſt dann für uns beide geſorgt. Ich brauche meine geliebte Kunſt nicht aufzugeben und kann Dir auch die Opfer vergelten, die Du mir jetzt gebracht haſt. Du aber kannſt Dich ſchon im Mai an eine große ernſte Arbeit machen. Denn die Schätze, die Du jetzt erworben haſt, reichen für uns beide den Sommer über aus, und es bleibt noch ein reichlicher Notpfennig für den Winter übrig. Wir können ja von hier aus an die See gehen, etwa nach Kranz. Da lebt man ſehr billig. Ich pflege und bekoche Dich gut und werde mich gar nicht ſchämen, das Geld auszugeben, das Du für unſer Glück erworben haſt. Im Winter wird dann endlich auch meine Kunſt erträglich bezahlt. Wir brauchen ja dem Dr. Petermann nichts von unſrer Heirat zu ſagen. Sonſt will er mich ſchließlich nicht haben. Gerade wie der hieſige Direktor. In Berlin können wir ohne Mühe das Geheimnis bewahren. In der großen Stadt iſt der Einzelne doch faſt unſichtbar. Ich freue mich ſehr darauf und laſſe Dich dann nie wieder von mir fort. Eine Schauſpielerin und ein Dichter, das giebt doch eine richtige Künſtlerehe. Wir werden ſchließlich beide ſehr berühmt und haben uns immer lieber. Wenn es dann die Leute eines Tages merken, lachen wir ſie tüchtig aus, daß ſie es nicht früher gemerkt haben. Damit das aber alles ſo kommt, mußt Du mir ſchleunigſt Deine Einwilligung geben. Leb wohl, Du Liebſter, Beſter! Mein Direktor denkt ſicher, ich bleibe nächſtes Jahr wieder für billiges Geld hier. Er wird ſich ſchön wundern, wenn ich ihm aus den Händen gehe. Ich freue mich auf den Mai, denke immer an Dich und bin Deine

Eva.

Richard wußte zunächſt ſelbſt nicht, was ihn an dieſem Briefe ſo ſehr enttäuſchte. Seine ſehnſüchtige Freude, nun bald für immer mit ihr vereinigt zu ſein, klang ihm mit jubelndem Wiederhall aus dem Herzen der Geliebten zurück. Er hatte kein Recht, ſich zu beklagen. Im Gegenteil, nur noch reiner ſollte er das Glück genießen, als ſeine Gewiſſenhaftigkeit es ihm hatte erlauben wollen. Statt mit ſeinem jungen Weibchen als fahrender Gaukler von Ort zu Ort zu ziehen, winkte ihm ein ſtiller Sommer traulicher Zurückgezogenheit an ihrer Seite. Statt ſeinen Geiſt in widerwilligen Affenſprüngen vor der Menge tanzen zu laſſen, würde er Muße finden, ihn wieder ſchöneren Aufgaben zuzuwenden. Das bedeutete Befreiung von einem ſchweren Druck.

Und doch fühlte er, wie gerade in dieſem Punkt die Schmerzen ſeiner Enttäuſchung wurzelten. Er wußte der Geliebten keinen Dank für ihre zarte und doch ſo willensſtarke Sorge um ſein Wohl. Er empfand ſie beinahe als Kränkung, und in ihrer Weigerung, in Zukunft von den verhaßten Variétéeinkünften mit ihm zu leben, ſah er nichts als die Verſchmähung ſeiner Hingabe und Aufopferung.

Seit Monaten hatte er nur von dem Stolze gezehrt, für Evas Glück zu arbeiten und zu dulden. In dieſem beleidigten Stolz wollte er ſich eben recht innig gekränkt fühlen, da trieb ihm eine plötzliche Erkenntnis die Schamröte in die Wangen und beleuchtete ihm mit jäher Deutlichkeit den eigentlichen Kern ſeiner Enttäuſchung.

Ehrlich mußte er ſich eingeſtehen, daß es ihm längſt nicht mehr darum zu thun geweſen war, ſein Leben nur in den Dienſt von Evas Glück und Wohlergehen zu ſtellen und ſeine eignen Freuden den ihren unterzuordnen. Der innerſte Wunſch ſeines Herzens war der geweſen, ſie vom Theater loszureißen und ganz für ſich zu haben. Selbſtſucht allein und keine Selbſtverleugnung hatte ihn erfüllt. Einzig um ſie von ihrer geliebten Kunſt loskaufen und die Prieſterin des Schönen in eine beſcheidene Hausfrau verwandeln zu können, hatte er dem Gelde nachgejagt. Jetzt kam ihm dieſe heimliche Abſicht ſeines Strebens erſchreckend zum Bewußtſein, und beſchämend klar wurde es ihm, daß nichts anders, als Evas Weigerung, der Bühne zu entſagen, die Eitelkeit und Selbſtſucht ſeines Herzens verletzt hatte.

Aus dieſer demütigenden Erkenntnis heraus erwuchs ihm jedoch ſogleich von neuem der Entſchluß, ſeinem alten Vorſatz nun wieder mit beſſerer Treue nachzuleben!

Er hatte kein Recht, Eva aus ihrer glänzenden Laufbahn herauszureißen und mit einem auskömmlichen Wirtſchaftsgeld an ſein Alltagsdaſein zu ketten!

In ihrer Kunſt lag ihr höchſtes Glück begründet, und ſie hatte ſich den Anſpruch auf dieſes Glück ehrlich verdient. Sie hatte alles andre hintangeſetzt, ſie hatte um ihrer Kunſt willen gehungert, während er ſelbſt gleichgültig davon gelaufen und einem einträglichen Broterwerb nachgegangen war, weil ihm das Theater nicht gleich ein freundliches Geſicht zeigte.

Schon für ſie Geld verdienen zu dürfen, hatte ihn ſtolz gemacht. Jetzt verlangte ſie mehr von ihm: ihre künſtleriſche Freiheit, und gerade an der Sicherheit, mit der ſie die Erfüllung ihrer Bitte von ihm erwartete, maß er beglückt die Größe ihrer Liebe. Denn der gläubigen Liebe ſtärkſter Beweis liegt im vertrauensvollen Fordern und nicht nur im Gewähren!

— — — Für April hatte Richard noch einen Vertrag nach Berlin abgeſchloſſen, für die erſte Hälfte des Mai nach Danzig und dann noch für vier Wochen nach Königsberg. Dieſen Verpflichtungen mußte er natürlich nachkommen. Dann war er bereit, das Variété aufzugeben und ihr im Herbſt als unberühmter Gatte der glänzenden Künſtlerin nach Berlin zu folgen.

Nur zu einem konnte er ſich nicht überwinden: Seine Ehe und ſomit auch ſeine Liebe geheim zu halten und dadurch allen Mißdeutungen preiszugeben. Nicht allein ſein Mannesſtolz empörte ſich dagegen. Auch um Evas Willen war er entſchloſſen, ſie in den Gefahren und Widrigkeiten des Theaterlebens nicht ohne den Schutz zu laſſen, den nur eine verheiratete Frau genießt.

Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft in Berlin ſuchte er daher Doktor Petermann auf, für deſſen Theater ſich Eva verpflichten laſſen wollte.

Die Begrüßung des alten Schulkameraden war liebenswürdiger und höflicher, als Richard gewünſcht hätte. Seine Börſengeſchäfte, von denen Nauheimer erzählt hatte, ſchienen ſehr einträglich geweſen zu ſein. Denn die große Wohnung war mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet.

Digitized by Google

Er empfing Richard mit der eilfertigen Freundlichkeit eines vielbeſchäftigten Mannes, ſetzte ſich ſogleich wieder an ſeinen mächtigen Schreibtiſch und fragte ihn mit lächelnder Teilnahme nach ſeinen letzten Schickſalen.

„Ich bin übrigens ſeit einem halben Jahre heimlich verlobt,“ ſagte Richard ſchließlich. „Meine Braut iſt dir nicht unbekannt. Es iſt Eva Kern.“

„Ah, die holde Muſe unſers Dichterkränzchens! Meinen Glückwunſch! Du haſt keinen ſchlechten Geſchmack gezeigt.“

„Wir haben jetzt genug Geld beiſammen, ſodaß wir in ein paar Wochen heiraten können. Da du meine Braut an deinem Theater anſtellen willſt, ſo hielt ich es auch geſchäftlich für meine Pflicht, dir dieſe Mitteilung zu machen.“

„Ach ſo! Danke!“ erwiderte Petermann mit leichter Verbeugung. „Ja freilich. Es giebt Direktoren, die durchaus keine verheirateten Damen haben wollen. Lachhaft!“

„Du ſtößt dich alſo nicht an die Ehe?“

Ein blaſiertes Lächeln ſpielte um Petermanns dünne Lippen. „Ich ſtoße mich längſt nicht mehr an eine Ehe!“ erwiderte er müde. „Was geht es mich an, ob eine Dame verheiratet zu ſein wünſcht, oder nicht? Es iſt ihre Sache und nicht die meine, ob ſie ſich dabei wohl fühlt. Wenn man hier in allen Kreiſen Berlins den ganzen Rummel mit anſieht, da kommt einem die Klugheit ſchnell ins Alter der Weisheit. Ich betrachte die bürgerliche Einrichtung der Ehe einfach als nicht vorhanden. Ich ſtehe ja glücklicherweiſe auf einem andern Standpunkt.“

„Auf welchem Standpunkt?“

„Du erſchrickſt ja beinahe!“ antwortete Petermann ſpottend und fuhr dann ernſter und wärmer fort: „Das iſt doch ſehr einfach. Ich ſtehe auf dem rein künſtleriſchen Standpunkt. Ich habe mich mit meinem ganzen Leben, meiner ganzen Kraft und meinem bißchen erworbenen Vermögen der Kunſt gewidmet. Wir werden ein Theater allererſten Ranges in die Erſcheinung treten laſſen. Meine Freunde, mit deren Unterſtützung ich das Geld zuſammengebracht habe, ſind ſo vertrauensvoll, mir die Leitung des Unternehmens zu überlaſſen. Da iſt es doch meine Pflicht, überhaupt nichts anders mehr, als das Gedeihen der Kunſt wahrzunehmen. Um den bürgerlichen Zuſtand der Leute, mit denen ich arbeite, kümmere ich mich alſo gar nicht, ich ſehe nur auf künſtleriſchen Wert. Heirate demnach unter meinen Schauſpielerinnen, welche du willſt. Meinen Segen haſt du!“

Richards Gewiſſen war durch dieſe offene Ausſprache erleichtert. Aber die vornehme Moral des ehemaligen Klaſſengenoſſen drückte doch beängſtigend auf ſein Gemüt, und ihn tröſtete nur der Gedanke, daß er Eva künftig immer ſelbſt ratend und ſchützend zur Seite ſtehen würde.

Seinen Beſuch bei Petermann wiederholte er nicht und war glücklich, als er am 30. April mit Berliner Ruhm und Schätzen reich beladen nach Danzig abreiſen konnte. Nun war er doch der Geliebten wieder einige hundert Kilometer näher, und er hoffte in dieſen letzten vierzehn Tagen der Trennung ſchon einen Vorgeſchmack des endlichen Glückes zu haben, der ſein Ungeſtüm beſänftigen würde.

Aber freilich im letzten Vorzimmer des Glückes wird die Sehnſucht am ungeduldigſten. Das erfuhr auch Richard mit klopfendem Herzen. Danzig war die erſte Stadt, bei deren Beſuch er ſeine frühere Gewiſſenhaftigkeit vergaß. Mit welch gründlichem Eifer hatte er ſich die Merkwürdigkeiten von Würzburg, Nürnberg und München betrachtet! Aber hier im Venedig des Nordens wurde ſeine Wißbegierde völlig von der träumeriſchen Begierde ſeines Herzens verzehrt.

Er kümmerte ſich weder um den Artushof, noch um die Marienkirche, er beſuchte weder das Muſeum, noch die Kaiſerliche Werft. Frühmorgens ſchon trieb es ihn aus den Mauern und Wällen der Feſtung hinaus, und ruhelos irrte er tagsüber am Strande der Danziger Bucht umher, in den Gärten von Oliva oder auf den Höhen von Langfuhr.

Überall war hier der Frühling im Erwachen. Auf den buſchigen Höhen und in waldigen Thälern bereitete der Mai ſein zauberiſches Werk, jeder grüne Fleck im grauen Sande färbte ſich friſcher, und täglich wärmere Strahlen ließ die Sonne auf dem ſchimmernden Meere tanzen und ſtreute ſie goldig zwiſchen die hohen ſpitzen Giebel der alten Stadt.

Richard ſah das alles wie im Traum. Deutlich ſpürte er vom Frühling nur eins, aber das Stärkſte, das, was jedes keimende Gräschen und jede werdende Knoſpe quillend erfüllt: die Sehnſucht.

Hatte er abends im Wilhelmtheater ſeine Hanswurſtpoeſie verrichtet, ſo wälzte er ſich die Nacht hindurch in ruheloſem Halbſchlummer auf ſeinem Lager, bald mit kleinlichen Bedenken beſchäftigt, bald von ſorgloſem Glücke träumend und jäh emporfahrend, wenn das holde Bild in ſeinen Armen zerrann.

Am häufigſten quälte ihn nachts die Befürchtung, Eva möchte die Beſtellung des Aufgebots nicht richtig beſorgt haben. Doch war dieſe Befürchtung grundlos, und am ſechzehnten Mai fuhr er in Königsberg unmittelbar vom Bahnhof mit Eva aufs Standesamt.

In aller Stille feierten ſie ihre Hochzeit.

„Wir haben nun unſern eignen Herd gegründet,“ ſchrieb Richard an die Mutter; „und wenn es einſtweilen auch nur ein Petroleumherd iſt, ſo wird doch unſer Glück daran nicht frieren. Zu einer großen lärmenden Feier haben wir uns nicht entſchließen können, obwohl wir über 4000 Mark Erſparniſſe auf der Bank liegen haben. Wenn wir einmal im eignen Neſt ganz zur Ruhe gekommen ſind, dann holen wir die übliche Familienfeſtlichkeit nach.“

Bis zum 15. Juni war Richard für das Sommervariété verpflichtet, das die Direktion des Paſſagetheaters vor dem Steindammer Thor auf den Hufen eröffnet hatte. Er zog für dieſe vier Wochen mit in Evas kleine möblierte Wohnung auf der Henſcheſtraße.

Dort ſaßen ſie eng aneinander geſchmiegt und hielten ſich bei den Händen und ſahen ſich in die Augen und erſchraken oft vor ſeligem Staunen, daß ein Glück ſo groß ſein konnte.

Und immer noch größer und überwältigender wurde das Glück.

Als Richard des letzten Zwanges ledig war, der ihn allabendlich zum nüchternen Geldgeſchäft gerufen hatte, da ſiedelten ſie nach Seebad Kranz über, dem beliebteſten Sommeraufenthalt der ganzen Maſuriſchen Gegend.

Hier blühte ihnen der Sommer zu ungeſtörteſter Seligkeit auf. Sie wohnten in einem kleinen Häuschen hinten im Dorf. Eva ließ es ſich nicht nehmen, ſelbſt zu kochen, und ihre beſcheidenen Gerichte mundeten ihnen wie köſtliche Königsmähler.

Vormittags lag oder ſaß Richard an einem ſchattigen Fleck der Plantage-anlagen, und wenn es Eva die häuslichen Pflichten erlaubten, bei ihm zu ſein, las er ihr vor. Sie hatten viele Bücher zu dieſem Zwecke mitgenommen und kamen im Laufe des Sommers mit dem erſten beinahe zu Ende. Sie plauderten von der Vergangenheit der letzten Monate, träumten von der Zukunft, und Richard ſchmiedete Entwürfe über Entwürfe zu Romanen, Schauſpielen und vielen andern herrlichen Werken, deren die deutſche Litteratur noch bedürftig war.

Nachmittags ſtreiften ſie durch die weiten Wälder der kuriſchen Nehrung und atmeten den würzigen Harzduft, oder ſie lagen am Strande, ließen den feinen Sand durch die Finger gleiten und blickten hinaus auf die ſtahlgraue gewölbte Meeresfläche. Die ſchmalen Schaumkämme der niedrigen Wellen glänzten im Sonnenlicht, und mit langſamer Regelmäßigkeit ſchlugen ſie leiſe, eine nach der andern, ans Ufer, ein Bild der Ruhe und des Friedens.

„Ich glaube der Oſtſee die furchtbaren Sturmfluten gar nicht mehr, die man von ihr erzählt,“ ſagte Eva.

„Die kommen wohl erſt mit den Herbſtſtürmen,“ erwiderte Richard. „Aber der Herbſt mag ſtürmen wie er will. Im Herbſt ſind wir fort und in Sicherheit.“

Glücklich ſchlang er den Arm um ſein junges Weib, und ſo ſaßen ſie oft beiſammen, bis der Abend kam und die helle Dämmerung der oſtpreußiſchen Nächte mit feuchtem Flügelſchlag vom Himmel ſchwebte.

XX.

Den ganzen Sommer über hatte nur eine einzige Befürchtung bisweilen Evas Herz bekümmert.

„Biſt du auch gewiß,“ ſagte ſie dann zu Richard, „daß ich deiner Mutter willkommen bin, daß ſie mich gern haben wird?“

„Aber, liebſte Eva, ſie hat dich doch immer gern gehabt. Die Mutter iſt ſo gut, und ſchon aus Liebe zu mir wird ſie glücklich ſein über mein Glück.“

„Sie würde aber vielleicht ein beſſeres Glück für dich wünſchen. Du weißt, wie häßlich die Leute bei meines Stiefvaters Tode geredet haben! Auch bin ich ganz arm. Nicht einmal eine Ausſtattung bringe ich dir mit!“

Richard lachte: „Das iſt allerdings entſetzlich, und es iſt um ſo ſchlimmer, als dadurch ganz klar die fürchterliche Thatſache bewieſen wird, daß wir uns aus keinem irgendwie vernünftigen Grunde geheiratet haben, ſondern reinweg aus Liebe!“

„Nein,“ erwiderte ſie mit ernſtem Kopfſchütteln. „Beweiſen kann nichts den Leuten unſre Liebe. Sie werden ja doch deine Liebe eine Thorheit nennen und die meinige für Berechnung halten. Unſre Ehe ſieht ſich nun einmal anders an, als ſie es gewohnt ſind, und ſo werde ich ihnen immer als die Theaterzigeunerin gelten, die ſich einen Mann erliſtet hat.“

Richard zuckte ein wenig zuſammen: „Daß dir keiner mit einem Worte zu nahe tritt,“ ſagte er, „dafür laß nur mich ſorgen. Gegen beleidigende Gedanken freilich ſind wir wehrlos, und es freut mich, daß du gleich im voraus an der Dummheit und Gemütsroheit der meiſten Mitmenſchen keinen frommen Zweifel hegſt. Es darf uns nicht kümmern, was die Leute meinen. Aber du ſollteſt auch nicht am Herzen der Mutter zweifeln. Die Mutter gehört nicht zu dieſen Leuten.“

In der That wurde in den acht Tagen, die das junge Paar vor der Überſiedelung nach Berlin in Meißen verbrachte, auch der letzte Schatten von Evas Herzen genommen.

Frau Günther hatte die Schwiegertochter mit offenen Armen empfangen und ihr mit keiner Miene verraten, welch ſchwere Sorgen ihr Richard nach all ſeinen ſonſtigen Unregelmäßigkeiten nun ſchließlich mit ſeiner unerwarteten Heirat gemacht hatte.

Dieſe Sorgen hatte ſie inzwiſchen überwunden; ein Mutterherz überwindet ja alles. An alle Sonderbarkeiten ihres Sorgenkindes hatte ſie ſich allmählich gewöhnt und war nun glücklich, ihn durch ſeine Heirat wenigſtens einigermaßen zur Ruhe gekommen zu ſehen. Auch die Herzlichkeit, die ſie Eva zeigte, war durchaus nicht erzwungen. Die herben Schickſale der armen Waiſe hatten ſchon längſt ihr Mitgefühl erregt.

Kurt und Elschen beneideten die beiden faſt um ihre raſche Vereinigung. Die Eltern Hendrichs hatten nämlich die Doppelhochzeit ihrer Kinder bisher immer noch hinausgeſchoben. Dabei hatte ſie wohl ein dunkles Gefühl geleitet, daß die liebenswürdige Ehrfurcht, die ſie jetzt von Kurt und Elschen tagtäglich genoſſen, nach vollzogener Heirat bald geringer werden möchte, weil nach Erreichung eines Zieles weitere Bemühungen überflüſſig ſind.

Jetzt war Mutter Hendrichs anerkannte und verehrte Herrſcherin von vier Kindern und mußte darauf gefaßt ſein, bald nicht einmal mehr über zwei gebieten zu können. Aber ſo ſehr ſie auch das Scheiden vom mütterlichen Throne fürchtete, ſchließlich war die Hochzeit doch unwiderruflich auf den Spätherbſt feſtgeſetzt worden, und zwar ſollte ſie im Hendrichsſchen Hauſe ſtattfinden.

„Ein Gutes hat die Verzögerung unſrer Heirat wenigſtens gehabt,“ ſagte Kurt zu Richard. „Du haſt inzwiſchen das Variété aufgegeben, und ſo kann dich mein Schwiegervater nun auch mit zu unſrer Hochzeit einladen.“

„Würde er das ſonſt nicht gekonnt oder gewollt haben?“

„Hm. Ehrlich geſagt, dem Vater Hendrichs ſchien, als ich mit ihm darüber ſprach, deine damalige Berufsthätigkeit allerdings ganz gleichgültig zu ſein. Er iſt in dieſer Beziehung etwas ſehr vorurteilslos. Mutter Hendrichs vielleicht weniger. Aber ich ſelbſt bin der Meinung, daß es gerade für dich und mich doch peinlich geworden wäre. Es iſt in unſern Kreiſen nun einmal nicht üblich, im Variété aufzutreten. Außerdem hätteſt du möglicherweiſe nicht einmal freie Zeit gehabt, dich an dem Feſt zu beteiligen. Das iſt ja nun glücklicherweiſe anders, und ſo hoffe ich, du wirſt dabei mit deiner Frau nicht fehlen.“

„Wenn meine Frau nicht beruflich abgehalten wird, kommen wir natürlich.“

Dieſe Antwort Richards war nicht ganz aufrichtig gemeint. Denn er wünſchte nichts ſehnlicher, als dieſem Familienfeſt fernbleiben zu dürfen. Trotz der innigſten

Liebe, die ihn nach wie vor mit der Mutter verband, fühlte er ſich doch fremd zu Hauſe. Er verſtand ſich mit ſeinen Geſchwiſtern noch weniger, als je, und litt unter der Einbildung, mit einem Mitleiden behandelt zu werden, das faſt an Geringſchätzung grenzte.

Selbſt Rauheimers liebenswürdige Unthätigkeit ſchien in ihren Augen höher zu ſtehen, als die unvornehme Art, mit der ſein eignes kleines Kapital erworben worden war. Rauheimer führte die Geſchäfte des Birnbaums ganz angenehm. Seine einladende Falſtaffſigur und ſein wackeres Beiſpiel animierten die Gäſte ſo erfolgreich zum Trinken, daß der alte Rauheimer recht zufrieden mit ſeinem Sohne war. Er freute ſich, endlich einen ordentlichen Menſchen aus ihm gemacht zu haben.

Von dem dicken Freunde verabſchiedete ſich Richard faſt herzlicher, als von ſeinen Geſchwiſtern, und ſprach ihm auch von ſeinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft. Mit dem hereinbrechenden Herbſt ſollte nun für ihn eine Zeit ruhiger fruchtbarer Arbeit beginnen. Die etwas lang ausgedehnten Flitterwochen würden nun einem ernſteren Glücke Platz machen, und während Eva ihren Berufspflichten nachging, wollte er alle Kraft daran ſetzen, um recht aus vollem Herzen und ganzer Seele heraus ein großes Werk zu ſchreiben.

Er freute ſich auf ſein eignes emſiges Schaffen ebenſo ehrlich, wie auf Evas künſtleriſche Erfolge und auf den gemeinſamen Genuß der Mußeſtunden. In erwartungsvoller Ungeduld träumte er von einem köſtlichen aus Arbeit und Liebe gemiſchten Glück; und dann kam die Wirklichkeit.

Eva hatte gleich in ihrer erſten Rolle einen unbeſtrittenen Erfolg davongetragen und ſich mit einem Schlage in die Reihe der Berliner Berühmtheiten geſtellt. Im frohen Bewußtſein ihres ſiegreichen Könnens waren ihre Erſcheinung und ihr ganzes Weſen zu noch glücklicherer Anmut und Liebenswürdigkeit aufgeblüht. Nie hatte ſie ſich noch ſo frei und ſtolz gefühlt; ſie glühte vor fröhlichem Eifer und war den ganzen Tag in fleißiger Bewegung. — Faſt jeden Abend hatte ſie zu ſpielen, die Vormittage war ſie auf den Proben beſchäftigt, und in der übrigen Zeit verſorgte ſie mit heiterer Geſchäftigkeit ihre kleine Wirtſchaft.

Im Nordweſten der Stadt, in der Nähe von Evas Theater, hatte ſie ſich eine beſcheidene Wohnung mit gemieteten Möbeln ausgeſtattet und nur für die nötigſten Anſchaffungen an Wäſche, Küchengeſchirr und Tiſchgerät ein paar hundert Mark ihrer Erſparniſſe ausgegeben. Eva ließ nur für ein paar Stunden des Tages eine Aufwärterin kommen, die das Geſchirr abwuſch und die Zimmer reinigte. Alles andre verrichtete ſie ſelbſt, kaufte eigenhändig ein, kochte und briet in ihrer Küche und war ſtolz darauf, trotz der hohen Rechnungen für Theatertoiletten alles Nötige von ihrem perſönlich erworbenen Einkommen beſtreiten zu können.

Jetzt bot ſie ihrem Richard ein behagliches Heim und ein ſorgloſes Leben. Jetzt vergalt ſie ihm ſeine Aufopferung, und wenn ſie allabendlich der Beifall des Publikums umjubelte, lag die feinſte Würze ihres Glückes in dem Gedanken, daß ſie mit ihrer ruhmgekrönten Kunſt dem Geliebten die Möglichkeit bot, endlich ſich ſelbſt und dem wahren Berufe ſeines Herzens zu leben.

Richard aber ſaß am Morgen und am Abend an ſeinem Schreibtiſch — — — und ſchrieb nichts. Äußerlich hatte er wohl die erſehnte ungeſtörte Ruhe gefunden, aber die alte frohe Kraft in ſeinem Innern hatte er verloren. Je freier und glücklicher jetzt Eva in das Leben hinausblickte, deſto trauriger ward ihm zu Mut.

Er hatte gewähnt, zu jedem Opfer bereit zu ſein, das die Liebe von ihm verlangen würde. Er glaubte ſich keiner Täuſchung über die Stellung hingegeben zu haben, die des Gatten einer berühmten Frau überall wartet. Auf glänzende Ehren war ſein Sinn ja nie gerichtet geweſen. Aber in einem Punkte hatte er ſich verrechnet oder ihn gar nicht bedacht, und unerträglich dünkte ihm jetzt das niederdrückende Gefühl, von ſeiner Frau ernährt zu werden und unthätig zu Hauſe zu ſitzen.

Er hatte ſich eingebildet, ihrem Glück ein Opfer zu bringen, und jetzt war ſie es, die ſich für ihn aufopferte!

Wohl ſagte ihm ſein Verſtand, daß er ſelbſt ſchon weit größere Summen in die gemeinſame Kaſſe beigeſteuert hatte, und daß ſich ſeine Arbeitskraft auch fernerhin einträglich erweiſen würde, wenn erſt ſein geplanter großer Roman beendet und verkauft wäre. Aber ſein Gefühl blieb doch der beſchämenden Thatſache gegenüber wehrlos, daß er augenblicklich keine Einnahmen hatte, und daß für alle Koſten des Haushalts Eva allein aufkam.

Dieſes Bewußtſein trübte ſein Selbſtvertrauen und lähmte ſeine Schaffenskraft. Er konnte ſich kaum des bitteren Neides erwehren, wenn er Evas ſtrahlende Lebensfreude mit ſeiner erbärmlichen Schwäche verglich. Er ſaß hilflos vor Tinte und Papier und war nicht im ſtande, einen einzigen fruchtbaren Gedanken zu faſſen, und Eva eilte mit ihrer friſchen lebendigen Kunſt raſch von Erfolg zu Erfolg.

Wäre ſie nur ein armes unbedeutendes Mädchen geweſen, und hätte die Ehe zugleich eine Verſorgung für ſie bedeutet, dann hätte ihm die ſüße Notwendigkeit der Pflicht auch täglich die Kräfte geſtärkt, für ſie zu arbeiten. So lange ſie auf ſeine Hilfe angewieſen war, hatte er ja in wenig Monaten mit unbekümmerter Arbeit ein ganzes Kapital verdient und ihr Glück darauf gebaut. Jetzt aber bedurfte ſie ſeiner Hilfe nicht mehr, jetzt war er überflüſſig, und dieſe ſchmerzliche Erkenntnis legte ſich wie eine müde Verzweiflung auf all ſein Denken und Wollen.

Seine dumpfe Unzufriedenheit wuchs täglich mehr und ſtörte auch Evas Glück. Er war nahe daran, ſich über ihren Ruhm zu ärgern. So empfindlich und ungerecht hatte ihn die nervöſe Abſpannung ſeiner Kräfte gemacht. Er konnte an ſein Weib kaum mehr anders, als mit dem Gefühl der quälendſten Eiferſucht denken.

Natürlich galt dieſe Eiferſucht nur ihrem Beruf. Um ſeiner Ruhe willen hatte ihm Eva die frechen Verſuche verſchwiegen, an denen es Petermann anfangs nicht hatte fehlen laſſen. Sowie er ihre kühle Unnahbarkeit erkannte, ließ er übrigens mit philoſophiſcher Ruhe von ſeinen Bemühungen ab und erwies ihr alle Ehrerbietung, die er ihr als ſeiner erſten Künſtlerin, als Dame und als der Gattin ſeines Freundes ſchuldig war.

Er war im Grunde eine gutmütige Natur, aber ein leichtfertiger Gelegenheitsmenſch, der, wenn er umhergeworfen wurde, ebenſo leicht auf die Seite des kalten Roués fallen konnte, wie auf die des liebenswürdigen Biedermanns. Eva verſtand ihn zu nehmen, und ſo entdeckte er zu ſeiner eignen Überraſchung und nicht ohne Befriedigung, daß er dem Ehepaar Günther gegenüber in ſeiner Geſinnung, wie in ſeinem Betragen, jetzt recht tadellos war. Es bahnte ſich ſogar ein vertraulicher Verkehr zwiſchen ihnen an, der in den gemeinſamen Jugenderinnerungen wurzelte, und den Eva abſichtlich nicht einzuſchränken verſuchte.

Er hatte die oberflächliche überſprudelnde Vergnügtheit an ſich, wie ſie erfolgreichen Weinreiſenden und allen unverheirateten Männern eigen iſt, denen ihr Geſchäft ſchon in jungen Jahren ein reichliches Taſchengeld abwirft. Als Theaterdirektor hielt er es für ſtandesgemäß, ſeine ſächſiſche Mundart nach Kräften zu verleugnen und ſie durch ein Berliner Theaterrotwelſch zu erſetzen, deſſen ſchnodderigſte Redewendungen ihm ſchon ziemlich natürlich von den Lippen floſſen.

In den erſten Wochen und Monaten ihrer Ehe hätten ſich Richard und Eva durch die Gegenwart jedes dritten beengt gefühlt. Damals machte es noch keinen Unterſchied, ob ſie zuſammen ſprachen oder ſchwiegen. Immer verſtanden ſie ſich, und was ſie ſprachen und was ſie ſchwiegen war nichts geweſen, als Glück!

Wenn ſie jetzt redeten, klang es oft wie Mißverſtändnis, und wenn ſie verſtummten, legte ſich eine Schwüle zwiſchen ſie, die Eva mit unnennbarer Angſt erfüllte und Richards Schwermut täglich vermehrte. Sie flohen einander noch nicht. Aber ſo lieb ſie ſich hatten, ſie fürchteten ſich oft, zuſammen allein zu ſein, und nichts war ihnen willkommener, als wenn Petermann hin und wieder zu Tiſch kam und die ſchwere Luft ihrer Häuslichkeit mit unüberlegten Scherzen und gedankenloſem Lachen erfüllte.

Wenn Richard dann mitlachte, ſo atmete Eva erleichtert auf. Der Mißton ihres Glückes, der auch ihre Seele ſchmerzlich erzittern ließ, war zuerſt in des Gatten Herzen erklungen, und ſobald er heiterer ſchien, lag auch in Evas Augen wieder ein Schimmer von Zufriedenheit.

Doch hielt eine ſolche Witz- und Weinfröhlichkeit nicht lange vor, und Richards reizbare Unruhe hatte ihn ſo überempfindlich gemacht, daß er ſich bisweilen von Petermanns gutgemeinten Späßen oder überhaupt bedeutungsloſem Geſchwätz plötzlich verletzt fühlte. Petermann war dann nicht zartfühlend genug, um ſogleich den Anlaß von des Freundes Verſtimmung zu erkennen. Er ließ ſeiner geräuſchvollen Luſtigkeit nur um ſo freieren Lauf und ſchüttelte jovial den Kopf über Richards ſchlechte Laune.

„Wat haſte denn heite wieder mal, oller Sohn?“ tadelte er ihn eines Tages. „Schminke dir doch dat miſepetrige Jeſicht ab! So 'ne Kopphängerei is ja Quatſch. Is außerdem beleidijend for deine Jattin, wenn wir nich unabläſſig vergniejt ſind. Wir müſſen ihr durch unſre Heiterkeit huldijen! Is doch wahr! Wir haben eijentlich die Pflicht, immer nur unſre Jläſer zu füllen und ſie auf ihr Wohl wieder auszutrinken. Ich will ja jar nich von mir reden. Obwohl ich auch weiß, wat ſe mir wert is. Den größten Schmarren kann ick jetzt jeben. Wenn nur die jnäd'je Frau auf'n Zettel ſteht, dann is 's Theater proppenvoll! Na, Se haben ja auch einen ſehr annehmbaren Vertrag bei mir, jnäd'je Frau. Nich?

„Aber du ſcheinſt jar nich zu wiſſen, was du für 'ne Perle von Frau haſt. Du biſt ihr jar nich dankbar jenug für das Glück, dat ſe dir jewährt. Ich kann dir ſagen, eine Schauſpielerin, die zugleich eine ſo tadelloſe Ehefrau is, habe ich in Berlin noch nich jefunden! Du haſt ein wahres Muſterglück in deiner Ehe jewonnen. Ganz abjeſehen von ihrer Künſtlerſchaft, und daß dich eine ſolche Muſe zu den unſterblichſten Werken begeiſtern muß! Ganz abjeſehen davon! — Betrachte dir bloß mal den Lendenbraten. Saftiger habe ich ihn noch nie gegeſſen. Und dat kannſte mir glauben: dieſe Mayonaiſe am Kartoffelſalat kriegſte bei Dreſſel auch nich beſſer! Wenn en Menſch Urſache hat, verjniejt zu ſein, dann biſt du es! Denn du haſt eine Frau, die kochen kann und ſich ihr Wirtſchaftsgeld obendrein ſehr reichlich ſelbſt verdient!“

„Jawohl! So reichlich, daß auch für mich noch genug übrig bleibt,“ fuhr jetzt Richard zornig auf und ſchlug mit der Hand ſo heftig auf den Tiſch, daß ein Weinglas umfiel. „Das weiß ich. Ich weiß, daß der Lendenbraten nicht von meinem Gelde bezahlt iſt, und daß ich jetzt nichts verdiene! Du brauchſt es mir nicht mit endloſem Geſchwätz immer von neuem vorzuhalten.“

Richard zeigte eine ſolch maßloſe Erregung, daß Petermann all ſeine Munterkeit verlor und ſich zum Aufbruch anſchickte.

„Er iſt krank,“ flüſterte Eva, und als ſie ihn hinausbegleitete, fügte ſie an der Flurthür noch hinzu: „Er arbeitet zuviel und iſt überreizt. Wenn er allein iſt, beruhigt er ſich. Tragen Sie’s ihm, bitte, nicht nach, und reden Sie nicht darüber!“

Als ſie wieder ins Zimmer trat, ſtand Richard ſtumm ans Fenſter gelehnt und gab auf ihre zärtlichen Fragen anfangs keine Antwort.

Zaghaft faßte ſie ihn ſchließlich bei der Hand.

„Du biſt unglücklich, mein liebſter Mann!“ ſagte ſie, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Unglücklich?“ erwiderte er bitter. „Dazu habe ich wohl kein Recht! Du haſt es ja vorhin gehört: Ich bin ſehr glücklich! Ein Glückspilz bin ich! Wenn man eine Frau hat, wie dich, kann man ja gar nicht unglücklich ſein, wenn man auch ſelbſt der erbärmlichſte Geſelle iſt!“

Eva faßte ſeine Hand feſter. Seine leidenſchaftlichen Ausbrüche heute überraſchten ſie nicht mehr. Sie beſtätigten ihr nur die bangen Ahnungen der letzten Wochen. Er war ja längſt außer Stande geweſen, die Qualen ſeines Herzens vor dem Scharfblick ihrer Liebe vollſtändig zu verbergen.

Bekümmert ſah ſie ihn leiden und ſann vergebens darüber nach, wie ſie ihm helfen könnte. Daß ſeine größte Traurigkeit in dem Schmerze wurzelte, das Recht auf ihre Liebe mit dem Theater teilen zu müſſen, das kam ihrer Unbefangenheit nicht in den Sinn. Wohl aber fühlte ſie ihrem Richard den Druck nach, mit dem ſeine ſchriftſtelleriſche Unfruchtbarkeit auf ihm laſtete. Sie ſuchte ihn durch freundlichen Zuſpruch zu friſcher Arbeitskraft zu ermutigen. Aber vergebens.

„Wenn du wieder einmal einen greifbaren Erfolg ſiehſt, wird auch dein altes Selbſtvertrauen zurückkehren,“ ſagte ſie. „Du haſt doch ſchon ſo ſchöne Sachen geſchrieben.“

„Kriminalgeſchichten und Kouplets,“ erwiderte er bitter.

„Und dein Schauſpiel ‚Verzeihung‘? Ich ſehne mich nun ſchon faſt zwei Jahre lang danach, die Eliſabeth darin zu ſpielen.“

„Dieſe Sehnſucht wirſt du wohl unbefriedigt mit ins Grab nehmen. Das Stück iſt in ſo jugendlichem, rückſichtsloſem Überſchwang geſchrieben, daß ſich in unſrer nüchternen Zeit kein Menſch dafür erwärmt. Björnſons ‚Über unſre Kraft‘ hat fünf Jahre dagelegen, ehe ſich eine deutſche Bühne dafür fand.“

„Schließlich aber hat ſich nicht nur eine, es haben ſich alle deutſchen Bühnen dafür gefunden.“

„Weil der Name des Verfaſſers ‚Björnſon‘ iſt. Von mir weiß man nichts, als daß ich der Mann einer eben Mode gewordenen ſchönen Schauſpielerin bin. Unſre Theaterdirektoren denken viel zu praktiſch, um für einen gänzlich Unbekannten auf ihrer Bühne einmal etwas zu wagen. Es iſt ſchade um die Zeit, die du damals mit dem Abſchreiben des Stückes verſchwendet haſt. Es wäre beſſer geweſen, du hätteſt auch dieſe mit meinem Machwerk vergeudeten Stunden deiner Küche oder deiner Kunſt gewidmet.“

Es lag eine quälende Bitterkeit in Richards Ton, die Eva ſeltſam verletzte.

„Haſt du die Abſchrift noch?“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe beinahe drohend fort.

Sie wollte raſch antworten, hielt aber inne und entgegnete nach kurzem Beſinnen:

„— — Nein! — — Ich wollte darüber ſchon einigemal mit dir reden. Ich fürchtete nur, du möchteſt ungehalten werden.“

„Warum denn?“ fiel er ihr mit erzwungener Luſtigkeit ins Wort. „Du haſt das nutzloſe Geſchreibſel weggeworfen? Daran haſt du ſehr vernünftig gethan. Ich werde mein Exemplar auch gleich an den Ort bringen, wo es hingehört!“

Raſch hatte er das Schubfach des Schreibtiſches aufgezogen, ſein Manuſkript herausgeriſſen und mit zitternden Händen in den Ofen geſchoben.

Eva ſchaute ſeinem haſtigen Thun ſchmerzlich lächelnd, aber verhältnismäßig ruhig zu.

„Nun ſiehſt du wohl ein,“ fragte er mit nervöſem Auflachen, „daß du die Eliſabeth niemals ſpielen wirſt?“

Sie antwortete nicht darauf, führte ihn bittend zum Divan, zog ihn ſanft neben ſich nieder und ſagte:

„Du machſt mir ſchon lange Sorge, Richard, aber ſo aufgeregt, wie heute, biſt du noch nie geweſen. Vielleicht biſt du krank. Wir wollen zum Arzt gehen, Liebſter, damit du wieder geſund wirſt.“

„Was ſoll mir der Arzt?“ verſetzte Richard unwillig. „Krank bin ich nicht und weiß ganz genau, was mir fehlt: Talent fehlt mir, und meine ganze Krankheit heißt Dummheit und Unfähigkeit! Der Doktor wird auch kein Genie aus mir machen!“

„Geſund wird er dich machen, und dann wirſt du auch wieder arbeiten können. Wir müſſen zum Arzt . . . .“

„Ich will keinen Arzt,“ rief Richard wieder in ſteigender Erregung. „Ich werfe ihn zur Thüre hinaus, wenn er zu mir kommt. Nun bitte ich dich, mache mich nicht verrückt und ſprich nicht mehr von Arzt und Krankheit und ſolchem Unſinn. Das bringt mich auf! Schließlich rede ich gar noch ſchlecht und hart mit dir, und ich hab’ dich doch ſo lieb!“

Eva ſchwieg und kam nicht wieder auf dieſes Geſpräch zurück. So beruhigte ſich Richard wieder und ſaß nun meiſt in dumpfem Hinbrüten an ſeinem Schreibtiſch.

Aber wenn ſich Eva auch mit einer ganz beſtimmten Hoffnung auf Beſſerung trug, ſo verlangte dieſe Hoffnung doch noch einige Wochen Geduld von ihr. Einſtweilen mußte ſie täglich ſeine tiefe, nur von kurzen Erregungen jäh unterbrochene Schwermut vor Augen haben und ſeinem Schmerz in vorläufiger Unthätigkeit zuſehen.

Das wurde ihr bald unerträglich, und die Angſt um den geliebten Mann trieb ſie dazu, ohne ſein Wiſſen den Rat des Theaterarztes über ihn einzuholen. Doch gewann ſie es nicht über ſich, den Kummer, unter dem ſie Richard ſo ſchamhaft leiden ſah, ganz unverhüllt zu offenbaren. Zu erwähnen, daß ihr Mann jetzt nichts verdiente, wäre ihr wie ein Verrat erſchienen, ſie ſtellte ſeine Mutloſigkeit nur als die Folge von Überarbeitung dar und entwickelte den Plan, der ihm das ſchwindende Selbſtvertrauen wieder geben ſollte.

Dr. Hörnig hörte ihren Bericht ruhig an, nickte ein paarmal und zuckte zum Schluß die Achſeln. Er hatte das Ausſehen eines überlebensgroßen Droſchkenkutſchers, war aber trotz ſeines kurzen und barſchen Weſens ein beliebter Arzt.

„Wenn Ihr Plan glückt, dann iſt er ſehr geſcheit,“ ſagte er. „Wenn er aber mißlingt, dann haben Sie eine ſehr gefährliche Dummheit gemacht.“

„Ich zweifle gar nicht an dem ſchließlichen Erfolg,“ ſagte ſie zuverſichtlich. „Nur für die Zwiſchenzeit bitte ich um Ihren Beiſtand. Sie müſſen mir helfen, meinen armen Mann aufrecht zu erhalten!“

„Soll zu mir kommen.“

„Das thut er ja nicht! Er iſt ſo eigenſinnig!“

„Dann muß ich ihn alſo beſuchen.“

„Ich fürchte nur, Herr Doktor, er läßt Sie gar nicht ein. Er will ja durchaus nichts von einem Arzt . . . .“

„Zum Donnerwetter, gnädige Frau, ich muß ihn aber doch ſehen, wenn ich ihm helfen ſoll. Ich kann ihn doch nicht von ferne kurieren. Ich bin doch, hol’ mich der Teufel, kein Schäfer Aſt.“

Auf einen erſchrockenen bittenden Blick Evas gab er ſeinen ungehaltenen Ton auf und fuhr ruhiger fort:

„Na, entſchuldigen Sie meinen Ärger. Aber der Unverſtand der Kranken iſt oft zu empörend. — Wiſſen Sie was? Wir machen die Sache ſo: Sie heucheln irgend ein Leiden. Als Schauſpielerin iſt das ja für Sie eine noch leichtere Aufgabe, als für die andern Damen, die ſo was nur aus Liebhaberei betreiben. Sie laſſen mich holen, und dann behandle ich Sie ſo lange, bis ich bei dieſer Gelegenheit ihren Herrn Gemahl genügend kennen gelernt habe. Abgemacht!“

Eva war einverſtanden, und die Gelegenheit, den Arzt rufen zu laſſen, fand ſich ſchneller, als ſie gedacht hatte.

Am nächſten Morgen war die förmliche Einladung zu der Hochzeit von Richards Geſchwiſtern eingetroffen. Es war Richard ſtets ein beängſtigender Gedanke geweſen, an dieſem lauten Freudenfeſt teilnehmen zu ſollen. Jetzt ſchien ihm die Einladung plötzlich ein willkommener Anlaß, dem engen Druck des täglichen Einerlei für ein paar Tage zu entfliehen.

„Wir können jetzt unmöglich verreiſen,“ hielt ihm Eva vor. „Du vergißt, daß ich jetzt jeden Morgen Probe habe, und daß am Tage nach der Hochzeit eine Erſtaufführung ſtattfindet, in der ich die Hauptrolle ſpiele.“

„Wenn dich dein Theater abhält, mußt du natürlich hierbleiben. Um ſo mehr iſt es aus Rückſicht auf meine Familie unſre Pflicht, daß wenigſtens ich mich an der Feier beteilige.“

Richard hatte wieder, wie jetzt ſo oft, den kalten, abweiſenden Ton angeſchlagen, der Eva ſo tief verletzte, obgleich ſie wußte, daß nur ſeine krankhafte Stimmung, nicht ſein Herz, ſo hart aus ihm ſprach. So ruhig, als möglich, antwortete ſie ihm:

„Richard, du biſt jetzt recht gleichgültig gegen meine Kunſt geworden. Seit Wochen ſchon haſt du mich nicht mehr ſpielen ſehen. Für die Erſtaufführung nächſte Woche aber hatteſt du mir es feſt verſprochen. Das mußt du halten.“

„Natürlich! Was ich verſpreche, das thue ich auch. Das iſt doch ſelbſtverſtändlich. Aber das braucht mich doch nicht an meiner Reiſe zu hindern. Meißen liegt nicht außerhalb der Welt. In vier bis fünf Stunden bin ich wieder in Berlin und komme vollkommen früh genug, um mich an deinen Erfolgen zu berauſchen, von denen wir ſo herrlich und in Freuden leben.“

Eva fühlte ſich nicht nur durch die Sehnſucht gekränkt, die ihn von ihr fort zu treiben ſchien. Sie zitterte auch vor dem Gedanken, ihn ſo krank und bleich jetzt ſeiner Mutter gegenüber treten zu laſſen, die ihn vor kurzem noch geſund und von der Seeluſt gebräunt vor Augen gehabt hatte. Sie ſchämte ſich gewiſſermaßen ſeines Elendes und fühlte ſich verantwortlich für ſeine Schmerzen.

„Bleib bei mir, Richard,“ bat ſie.

Er ſah ihre flehenden Augen nicht und fragte nervös:

„Herr Gott, warum denn?“

„Ich bin nicht froh, wenn du nicht bei mir biſt.“

„Nun, mir ſcheint, wenn wir beiſammen ſind, ſind wir auch nicht froh. Es iſt doch eine Wohlthat, einmal aufatmen zu können!“

Infolge ſeiner Erregtheit verlor auch Eva die Ruhe.

„Du willſt alſo durchaus fort von mir?“ ſagte ſie zitternd.

„Und du willſt mich durchaus hier behalten?“ erwiderte er und trat dicht vor ſie hin.

„Ja! Das will ich!“

Jetzt vergaß Richard alles Maß und alle Beſonnenheit. Eine Flut ungerechter Anklagen ſchleuderte er ſeinem erſchrockenen Weibe ins Geſicht. „Ich weiß wohl,“ ſagte er ſchließlich in ſeinem ſinnloſen Zorn, „ich weiß ſehr wohl, was dich freut, wenn ich bei dir bin. „Deine Macht freut dich und meine Ohnmacht. Du biſt die reiche berühmte Künſtlerin, die ihren unfähigen Mann ernährt. Das ſoll ich täglich von neuem fühlen und dankbar erkennen, und darum ſoll ich hierbleiben.“

Eva hatte ſchon viel um Richard gelitten. Solch böſe Worte aber aus ſeinem Munde zu hören, war ihr neu und ging über ihre Kräfte. Totenbleich brach ſie zuſammen und ſchlug ohnmächtig auf den Fußteppich hin.

Bei dieſem Anblick kam Richard wieder zu klarer Beſinnung, ſtürzte ſich angſtvoll über ſein Weib und rief ſie bei Schmeichelnamen. Sie hörte ihn nicht. Er rief die Aufwärterin aus der Küche herein und ſchickte ſie zum Arzt.

Als Dr. Hörnig ins Zimmer trat, ſchlug Eva unter den Händen ihres Gatten, der ſie auf den Divan gelegt hatte, eben die Augen auf. Der Arzt beugte ſich lächelnd über ſie und murmelte:

„Alle Achtung, gnädige Frau. Das haben Sie famos gemacht. Wirklich täuſchend. Selbſt für einen Fachmann.“ Dann fügte er lauter hinzu: „Es hat nichts weiter zu ſagen. Kleiner Schwächezuſtand. Trinken Sie ein Glas Waſſer und gehen Sie an die friſche Luft.“

„Das werde ich ſogleich thun,“ erwiderte Eva mit blaſſem Lächeln. „Denn es iſt die höchſte Zeit zur Probe.“

Raſch war ſie hinausgegangen, wobei Dr. Hörnig ihrem unſicheren Gang im ſtillen ſeine fachmänniſche Anerkennung zollte. Richard befand ſich mit dem Arzt allein, der ihn ſogleich über ſein verſtörtes Ausſehen zur Rede ſetzte. Seinem ſicheren Auftreten gelang es, auf alle Fragen Antwort zu erhalten und zum Schluß ſagte er ſchmunzelnd:

„Na, rausgeſchmiſſen, wie Ihre Drohung war, haben Sie den Doktor alſo nicht!“

„Ich habe Sie doch wegen meiner Frau hergebeten,“ verſetzte Richard verwundert.

„Unſinn! Ihre Frau hat Ihnen nur eine Komödie vorgeſpielt, um einen Vorwand zu haben, mich hier einzuſchmuggeln.“

„Herr Doktor!“ brauſte Richard auf.

Der Arzt beſchwichtigte ihn jedoch mit ſeiner wirkungsvollen Überlegenheit ſofort wieder.

„Jetzt bin ich einmal hier, Herr Günther,“ ſagte er ruhig, „und habe Sie in meiner Macht. Jetzt müſſen Sie mir auch gehorchen. Sie ſehen, ich bin ganz offen gegen Sie. Sie können alſo Vertrauen zu mir haben. Sie ſind ſehr krank. Ihre Nerven ſind vollſtändig herunter. Aber in ein paar Wochen können Sie wieder ganz geſund ſein, wenn Sie vernünftig leben! Alſo packen Sie ſchleunigſt ein, und verlaſſen Sie Berlin. Sie brauchen ein paar Wochen unbedingte Ruhe.“

„Ich muß hier bleiben,“ widerſprach Richard ſchroff.

„Nein, Sie müſſen fort. Sie ſind überanſtrengt. Laſſen Sie alle Arbeit und alle Sorgen hinter ſich! Wenn Sie auch mal ein paar Wochen nichts ſchaffen! Das iſt doch nicht ſchlimm. Ihre Frau verdient doch auch eine Menge Geld!“

Bei dieſen Worten geriet Richard von neuem in Aufregung.

„Ich weiß,“ rief er. „Ich weiß, ich weiß alles, was Sie ſagen wollen. Ich bin hier überflüſſig. Ich reiſe. Bemühen Sie ſich nicht weiter. Ich reiſe noch heute ab. Leben Sie wohl. Leben Sie wohl!“

Dr. Hörnig war über ſeine plötzliche Bereitwilligkeit überraſcht und entfernte ſich kopfſchüttelnd. — — — — —

Als Eva mittags aus der Probe kam, ging ſie erſt leiſen Schrittes in die Küche, um Richard durch keinen unnötigen Lärm in ſeiner Arbeit, in ſeinem Nachdenken zu ſtören. Raſch bereitete ſie das Mittagsmahl vor und legte die mitgebrachten ſaftigen Kalbsſchnitten zum Braten in die niedrige Pfanne, die auf dem Petroleumkocher brodelte.

Dann erſt ſchlich ſie ſich auf den Zehen in das Zimmer, um den Geliebten, wie ſonſt immer, mit einem Kuſſe zu begrüßen. Jedesmal hoffte ſie dann, ihn endlich heiterer und arbeitsfreudiger zu finden. Jedesmal brachte ihr ſein müdes Lächeln dieſelbe ſchmerzliche Enttäuſchung.

Heute hoffte ſie vor allem, die böſen Worte und den böſen Hohn des Morgens von ſeinen Lippen weggewiſcht zu ſehen. Aber die heutige Enttäuſchung war ſchlimmer als je.

Der Stuhl war leer, und auf dem Tiſch lag ein Blatt Papier. Es war beſchrieben und galt ihr:

Liebe Eva!

Der Arzt, den Du ſo geſchickt herbeigerufen haſt, hat recht. Ich bin ſofort abgereiſt. Zunächſt nach Dresden. Reiſegeld habe ich mir von meinen Erſparniſſen auf der Bank geholt. Du verdienſt ja genug, um darauf jetzt nicht angewieſen zu ſein. Leb wohl!

Richard.

Eva traten die Thränen ins Auge. Ohne Abſchied war er gegangen, und ihre letzten Worte waren im Zorn gefallen!

Es war ſo ſtill und einſam im Zimmer. Zum Fürchten einſam! Sie ſetzte ſich laut weinend an ſeinen Schreibtiſch.

Draußen in der Küche verbriet unbeachtet das Mittagsmahl. Richard war fort, und Eva weinte.

XXI.

Noch ehe Richard in Dresden ankam, war ſein Entſchluß, an der Hochzeit in Meißen teilzunehmen, wieder wankend geworden. Es ſchien ihm faſt unmöglich, ohne ſeine Frau bei dem Feſte zu erſcheinen. Sollte er etwa ſagen: „Meine Frau iſt beruflich verhindert. Sie muß Geld verdienen. Aber ich bin ja, Gott ſei Dank, ohne Beſchäftigung und habe daher Zeit!“ Den ſpöttiſchen Blicken der lieben Verwandten fühlte er ſich nicht gewachſen. Er fürchtete ſich vor jedem Worte, daß er dann würde ſprechen oder hören müſſen. So verſchob er die Entſcheidung noch und bezog vorläufig ein Zimmer in einem geräuſchvollen Hôtel garni der Pillnitzer Vorſtadt.

Eva teilte er kurz ſeine Adreſſe mit und erhielt von ihr täglich die rührendſten Briefe. Dr. Hörnig hatte ſie überzeugt, daß einige Zeit der Ruhe in andrer Umgebung das beſte Mittel für Richards Geneſung ſei, und daß ihre Pflege ganz unnütz und überflüſſig ſein würde.

So überwand ſie ihre Sehnſucht nach dem geliebten Kranken, vergaß ſeine böſen Worte, und wie ſehr ſie ſein kaltes Weggehen ohne Abſchied verletzt hatte, und erkundigte ſich täglich auf das zärtlichſte nach ſeinem Ergehen. Ihm that jedes ihrer zärtlichen Worte weh. Sie waren ihm wie Liebkoſungen, die ihm nicht gebührten, die er ſich verſcherzt hatte, und alles Liebe wurde ihm zum Leide.

Freiwillig gab ſie ihm ſein Verſprechen zurück, zur nächſten Erſtaufführung wieder in Berlin zu ſein. Dr. Hörnig hatte ihr bei Richards jetzigem Zuſtand dieſen Theaterabend als einen zu gefährlichen Verſuch bezeichnet. Richard aber fühlte ſich durch die Entbindung von ſeinem Verſprechen geradezu beleidigt. Er war nun erſt recht entſchloſſen, an dem verabredeten Tage wieder zurückzukehren. Er duldete keine Nachſicht und keine Bevormundung! Wenn auch ſeine Arbeitskraft dahin war, ſein Stolz ſtand noch ungebrochen, und eiferſüchtig war er auf deſſen Wahrung bedacht.

Wohl durchzitterte ihn eine tiefe Sehnſucht nach Ruhe und Frieden. Aber doch mied er die Stille und fürchtete ſich, allein zu ſein. Unter fremden lärmenden Menſchen vergingen die Stunden erträglicher, als in der einſamen Geſellſchaft ſeiner ſtillen bohrenden Gedanken.

Wenn er nicht bei den Zeitungen im Kaffeehauſe ſaß, war es Tag für Tag ſeine einzige Beſchäftigung, unter dem Gewühl der geſchäftigen Müßiggänger einherzuſchlendern, die den Hauptſtraßen großer Städte den friſchen Anſchein allgemeiner Lebensfreude geben.

Es bereitete ihm ein ſpöttiſches Vergnügen, als zweckloſer Pflaſtertreter den ſchönen Eindruck dieſes heiteren Bildes zu verſtärken. Er ſtellte feſt, daß die Lebensfreude mit leichtem Gange über den Asphalt ſchreitet, daß ſie in bunten Damenhüten und hellen Herrenüberziehern beſteht, auf welche die Herbſtſonne ſcheint, und er dachte angelegentlich darüber nach, ob unter all dieſen Statiſten der Fröhlichkeit noch mehr ſolch unglaubwürdige Geſellen mitſpielten, wie er ſelbſt.

All das Treiben kam ihm ſchal und verächtlich vor, und er ſelbſt mit ſeinem armſeligen Reſte von Stolz ſchien ſich aus tiefſtem Grunde erbärmlich und mitleidswürdig.

Niemanden wußte er, an deſſen Bruſt er hätte Troſt finden können. Sein natürlicher Platz an Evas Seite war ihm durch die qualvollſte Bitternis verleidet. Nach Hauſe zur Mutter zu fahren, hätte nur eine halbe Eiſenbahnſtunde gekoſtet. Aber er wagte es nicht, aus Furcht, ſein zerriſſenes Herz zu deutlich zu verraten. Nauheimer war ihm einmal auf der Pragerſtraße begegnet. Aber er war in eiligen Geſchäften und mußte ſofort wieder nach Hauſe fahren, um ſeine Weinſtube nicht zu vernachläſſigen.

Das war jetzt für ihn das wichtigſte, wie es für Eva das wichtigſte war, ihre Kunſt nicht zu vernachläſſigen und ihr alles andre hinzuopfern. Sie alle gingen eifrig an ihr Geſchäft, und ſeines war die Betrachtung eines verpfuſchten Lebensglücks! —

Plötzlich kam ihm der Gedanke, wenigſtens ſeinen alten Freund Runkel einmal aufzuſuchen. Der empfing ſamt ſeiner jungen Frau den einſtigen Studiengenoſſen aufs herzlichſte. Er war inzwiſchen Ratsaſſeſſor geworden, aber der alte gute Kerl geblieben, der mit ſchulmeiſterlicher Umſtändlichkeit ſeine Fragen ſtellte und in gaſtfreundlichem Behagen plätſcherte, einen alten Kameraden am häuslichen Kaffeetiſche zu haben. Der Kaffee war übrigens nicht eben ſtark, die Ausſtattung des Zimmers faſt beſcheiden; aber auf dem Sofateppich krabbelte ein kleines blondes Mädel herum, und Runkels Augen begegneten ſich bei jeder Gelegenheit mit denen ſeiner Frau.

„Du biſt eigentlich der Einzige,“ ſagte er, „der den Idealen unſres Dichterkränzchens treu geblieben iſt. Du haſt keine Zugeſtändniſſe an das Leben gemacht, haſt dich wacker herumgeſchlagen und biſt als Sieger aus deinem Kampfe hervorgegangen. Dein eigner Herr biſt du geblieben, brauchſt auf keinen Menſchen Rückſicht zu nehmen und lebſt als freier Künſtler mit deiner Frau im Mittelpunkt des modernen

Lebens. Ja, du haſt's gut! Aber es iſt eben nicht jeder zum Künſtler geboren, und wir freuen uns, daß du uns in deiner ſchönen Künſtlerlaufbahn nicht ganz vergeſſen haſt!"

Richard konnte ſich eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren, als er dieſe Seligpreiſungen vernahm. Sie klangen faſt nach gutmütigem Neide. Von ſtolzer Selbſtüberhebung des Beamten über den unberühmten Bohemien war darin nichts zu ſpüren. Und doch fühlte ſich Richard ausgeſtoßen. Nicht der Hochmut trieb ihn hinaus, aber das Glück!

Wie hatte er es nur wagen können, ein junges Ehepaar zu beſuchen! Natürlich lenkte ſich das Geſpräch ſehr bald auf ſeine Frau und ſein häusliches Glück. Er mußte auf eine Fülle harmloſer Fragen erkünſtelte Antworten geben und atmete tief auf, als er nach dieſer Marter endlich wieder allein auf der Straße ſtand.

Einſam verbrachte er nun ſeine Zeit, bald von unbeſtimmter Sehnſucht umhergetrieben, bald von müder Gleichgültigkeit zu Boden gedrückt.

Eines Nachmittags begegnete ihm Lotte Hanſen am Arme ihres Gatten, elegant wie immer und das ſchöne Antlitz von ſonniger Heiterkeit überſtrahlt. Ihr Anblick rief ihm die Leipziger Zeiten zurück, die Jahre des glücklichſten Strebens. Jetzt waren ſeine Tage trübe und inhaltslos geworden. Er ſchämte ſich des Vergleichs; er ſchämte ſich vor der lächelnden Zeugin einer ſchöneren Vergangenheit und hoffte unbemerkt vorüberzugehen.

Aber ſie ſtreckte ihm mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Hand entgegen und nötigte ihn, ein paar Schritte an ihrer Seite zu bleiben.

„Ich habe Sie ſchon ein paarmal von weitem geſehen, Herr Günther. Laſſen Sie ſich doch mal bei uns blicken. Mein Mann hat ſich ſchon gewundert, daß Sie uns ſo vernachläſſigen."

Herr Hanſen machte in der That ein ſehr verwundertes Geſicht — — über dieſe Behauptung ſeiner Frau.

„Sie müſſen mir als Ihrer alten Freundin bald einmal die Ehre geben, ſelbſtverſtändlich mit Ihrer Frau Gemahlin! Sie verſtehen, wir haben einen Salon von Berühmtheiten um uns verſammelt, und eine ſolche Berühmtheit, wie Ihre Frau Gemahlin, kennen zu lernen, würde mich ganz beſonders ſtolz machen. Auch mein Mann würde ſich ausnehmend freuen."

Herr Hanſen bemühte ſich redlich, eine ausnehmend erfreute Grimaſſe zu ſchneiden, Frau Hanſen war überzeugt, etwas ſehr Schmeichelhaftes geſagt zu haben, Richard aber machte ſich ohne große Höflichkeit von dem liebenswürdigen Ehepaar los. Er ergötzte ſich mit ſelbſtquäleriſcher Luſt an dem Ruhm, der Gatte einer Sehenswürdigkeit zu ſein, und ſetzte ſein ruheloſes Umherwandern fort.

Die Hochzeit ſeiner Geſchwiſter rückte heran, ohne daß er eine beſtimmte Zuſage nach Hauſe geſchrieben hatte. An dieſem Tage kam das Bewußtſein ſeiner glückloſen Einſamkeit mit verdoppelter Macht über ihn.

Den Vormittag über lief er in wilder Unraſt durch die herbſtbraunen Alleen des Großen Gartens. Dann aber trieb ihn die unbezwingliche Sehnſucht nach dem Bahnhof. Statt zu Tiſch zu gehen, fuhr er nach Meißen. Als er dort angekommen war, fiel es ihm ein, daß es natürlich nicht ſeine Abſicht war, plötzlich unter die Hochzeitsgeſellſchaft zu treten.

Aber in der Heimat wollte er wieder einmal ſein und ſeine heißen Augen ein paar Stunden lang die lieben altvertrauten Bilder der Jugendzeit trinken laſſen.

Unterhalb der Stadt, der Albrechtsburg ſchräg gegenüber, erheben ſich felſige Anhöhen dicht über dem Flußufer empor. Dort oben ſtehen fünf alte Linden um eine verwitterte ſteinerne Bank, und das war immer ſein Lieblingsplätzchen geweſen.

Auch heute zog es ihn dort hin. Still und friedlich fand er den Platz, und die mittägigen Strahlen der Herbſtſonne fielen wärmend durch das dürre gelbe Laub. Der Himmel war hell und heiter wie im Hochſommer. Drüben die hohe Burg und die kleinen Häuſer im Thal glänzten vor Licht, und die Luft ging ſo weich und leiſe wie im Frühling. In ſeinem Rücken ſchallte ferner Geſang. Er kehrte ſich um und lauſchte. Auf der Höhe des Berges zeichneten ſich die ſchwarzen Flügel der Windmühle unbeweglich vom blauen Himmel ab, und daneben ſtanden die Müllerskinder und ſangen unbekümmert um den Kalender ihr Lied:

„Der Mai iſt gekommen.“

Die ganze Natur ſah auch gar nicht danach aus, als ſtünde der Winter vor der Thür, und als wäre ſie zu alt zum Blühen. Sie wird ja nie zu alt! Auch im rauheſten Herbſtſturm iſt ſie nicht zu alt geworden, ſich mit friſchen Frühlingsblumen zu ſchmücken. — Sie iſt dann nur ein paar Monate zu jung!

Richard aber war es zu Mute, als läge ſeine Jugend ſchon in ewiger Ferne hinter ihm. Er blickte in das Thal hinab, ſein Auge glitt an den bunten Krümmungen der Ufer entlang, und ihm war, als ſähe er alle Spiele ſeiner Kindheit, all die tauſend kleinen Freuden und Leiden der Knabenjahre da unten ausgebreitet.

In jenem glücklichen Alter glaubt die erwachende Seele noch an die Einfachheit und harmloſe Zweckmäßigkeit der ſchönen Welt, und wenn ſie um ſich ſchaut, ſo teilt ſie die Menſchen kurz und bündig in gute und böſe, und ebenſo raſch und mit derſelben reinlichen Entſchiedenheit verteilt ſie ihren Haß und ihre Liebe und iſt mit dieſer klaren Weltanſchauung ebenſo zufrieden, wie mit ſich ſelbſt.

Je älter des Knaben Gemüt wird, um ſo ſelbſtverſtändlicher wird es ihm, daß er auf dem beſten Wege iſt, ſich dereinſt durch ganz hervorragende Tugend und Tüchtigkeit auszuzeichnen. Das iſt ja ganz leicht. Man braucht nur fleißig zu ſein und immer das Gute und Richtige zu thun, geradeſo, wie es in ihrer Jugend die großen Männer der Geſchichte und alle artigen Kinder des Leſebuchs gethan haben.

Natürlich verſchließt der Knabe das Geheimnis ſeiner zukünftigen Größe ſtolz beſcheiden in der Bruſt. Nur hin und wieder verliert er kleine Andeutungen darüber, die gewöhnlich mit den Worten beginnen: „Wenn ich mal groß bin . . . .“

Mit rührender Zuverſicht benutzt er das Jugendrecht der unendlichſten Hoffnung. Zwei Dinge ſind es, die er ganz genau weiß: Er ſelbſt iſt brav und gut, und im Leben herrſcht eine unfehlbare Gerechtigkeit, die dem Guten ſeinen verdienten Lohn nicht vorenthält und ihm ſtets zum Siege über die Böſen verhilft.

Dieſe fröhliche Unſchuld zerbricht erſt an der bitteren Erkenntnis, die dem ahnungsloſen Jungen eines Tages die Augen darüber öffnet, daß die Gerechtigkeit eine ganz unnatürliche Sache und nichts anders iſt, als ein künſtlicher Traum, um deſſen Verwirklichung ſich die Edelſten ſchon ſeit Jahrtauſenden vergeblich mühen. Erfolglos bleibt das Sinnen der Klugen und das Gebot der Mächtigen. Das Leben iſt nun einmal keine Preisausſtellung von feinen Tugenden, ſondern ein unerbittlicher Wettkampf von rohen Kräften, in dem ſtets die Stärke ſiegt und niemals die Güte.

Richard war dieſe traurige Wiſſenſchaft längſt nicht mehr fremd. Er hatte den Kampf gekoſtet und hatte ihn zwecklos gefunden. Denn der glänzende Zweck ſeines Lebens, an den ſein liebendes Herz geglaubt hatte, wie an einen Stern, der war ihm zerpufft wie ein Feuerwerk. Nun hielt er die verkohlte Hülſe in der Hand. Von der lodernden Flamme der Liebe war ihm nichts geblieben, als der brennende Schmerz.

Warum hatte gerade er ſich als Stümper gezeigt? Seine Geſchwiſter, ſeine Freunde, alle hatten ſie im Kampfe des Lebens geſiegt und waren als fertige Menſchen daraus hervorgegangen. Er war auch fertig! Fertig mit ſeiner Kraft, mit ſeinem Glück! Eine unheimliche Ruhe lag über ihm, die faſt einer Zufriedenheit mit dem Unglück gleichkam. Er war am Ende. Einſt in den ſonnigen Tagen der Freude hatten Wünſche auf Wünſche im nie befriedigten Herzen ſich geregt. Das war vorbei. Er war wunſchlos geworden.

Wunſchlos iſt nur das tiefſte Leid.

Mit bitterer Genugthuung empfand er das Schwinden allen Willens. Warum auch ſich den Zufälligkeiten des Lebens mühſam widerſetzen! Nur der eigne Widerſtand iſt's, der uns noch weh thut! Er war der Schmerzen ſo müde und des Widerſtands. Er wollte alles gehen laſſen, wie es kam. Er wollte ſein wie die Natur. Die ſträubt ſich nicht gegen Sommer noch Winter, läßt ihre Blumen gleichmütig aufblühen, duften und verwelken, und wenn im Herbſt das bunte Laub reifbeſchwert zu Boden fällt, macht ſie einen ſtillen blaſſen Himmel dazu. — — — — — —

— — — — Mehrere Stunden hatte er ſo geſeſſen. Da ſchreckte ihn ein kühler Windhauch aus ſeiner Wehmut empor. Er ſah nach der Uhr, und trotz ſeiner ſchlaffen Willensloſigkeit überkam ihn das heftige Verlangen nach einer Mahlzeit.

Am Fuße der Anhöhe lag ein beſcheidenes Wirtshaus, faſt nur von Sonntagsſpaziergängern beſucht und jetzt in der Woche ganz einſam. Er ließ ſich Wurſt, Brot und Bier in die Veranda bringen und verzehrte es mit Behagen. Die Luft unter dem ſchadhaften Holzdach war ſchwer und dumpfig wie in einem Kerker. Richard war zu Mute, als genöſſe er ſeine Henkersmahlzeit. Er wunderte ſich, daß ihm Speiſe und Trank ſo gut mundeten.

Gemächlich ſchritt er dann auf dem grob gepflaſterten Dammweg am Flußufer entlang. An die Hochzeitsgeſellſchaft drüben auf dem Meißner Ufer dachte er gar nicht mehr, und den Abendzug nach Dresden zu erreichen, hatte er noch reichlich Zeit.

Seine Seele war ruhig, wie die eines armen Sünders, der nach reuiger Beichte mit ſeinem Gott verſöhnt zum Richtplatz ſchreitet. Wie ein armer Sünder erſchien er ſich, aber nicht wie einer, der ſelbſt einen großen Frevel begangen hat, ſondern eigentlich wie ein Unglücklicher, dem eine große Sünde angethan worden iſt und ein unverdienter Schmerz.

Er verſuchte nicht länger, dieſem Schmerz aus dem Wege zu gehen, ihn mit Thränen wegzuſpülen oder ſeine Stimme durch wilden Jammer zu übertäuben.

Gründlich hatte er ſich mit dem Leid auseinander geſetzt, es verſtändig durchgekoſtet und ſich keinen Tropfen des bitteren Kelches erſpart. Nun war die Verzweiflung bemeiſtert, die Ruhe erkämpft, und da die Freude von ihm gegangen war, lernte er es, den Schmerz zu lieben.

Wie ein Schneefeld ſah er jetzt ſein Leben vor ſich liegen: klar und eben, aber ſchmucklos. Er taugte zu nichts Großem, und ſelbſt auf ein wenig Liebe hat ein Taugenichts kein Recht. Er hätte können ein Ende machen. Aber auch das wäre eine zweckloſe Thorheit geweſen. Wenn ſich ſchon das Leben nicht mehr lohnt, das Sterben lohnt ſich noch minder!

Er hoffte ſicher, irgend ein beſcheidenes Arbeitsfeld zu finden, auf dem er ſeine ſpärlichen Kenntniſſe und Fähigkeiten nützlich verwenden konnte. Auf die Hirngeſpinſte von Dichterruhm mußte er natürlich verzichten. Aber es blieb ihm die Möglichkeit, ſchriftliche Arbeiten zu übernehmen oder Privatſtunden zu geben und damit wenigſtens ſo viel zu verdienen, als er ſeiner Frau für Speiſe und Trank koſtete. Danach ſtand jetzt ſein ganzer Ehrgeiz. Allen quälenden Stolz hatte er aufgegeben. Nichts iſt ja zufriedener und geduldiger, als ein Herz, das ſich müde geklopft hat.

In Dresden packte er raſch ſeine wenigen Sachen zuſammen und ſaß dann die halbe Nacht ſtill in der Wartehalle des Bahnhofes, bis der erſte Frühzug nach Berlin abging. Er fuhr abſichtlich nicht zeitiger, um nicht vor Tag in Berlin anzukommen und Eva etwa im Schlummer zu ſtören.

Zum Frühſtück wollte er ſie begrüßen und ihr die böſen Worte von neulich abbitten. Jetzt war er ſeiner ſelbſt gewiß, jetzt hatte er die erſehnte Ruhe gefunden, jetzt hegte er die feſte Zuverſicht, Evas Triumphe ohne Neid mit anſehen zu können, ohne Kummer und mit der Zeit auch ohne Scham.

XXII.

Eva war heute unter Furcht und Zagen in das Theater gegangen. Ihre Hände zitterten beim Schminken, und zum erſten Male hatte die Ankleidefrau Mühe, ihr alles recht zu machen. Noch nie war ſie vor einer neuen Rolle ſo aufgeregt geweſen. Es war auch nicht ihr perſönlicher Erfolg, der ihr heute Sorge machte; nur der Gedanke an Richard bereitete ihr die quälendſte Angſt und Unruhe.

Gleich am Morgen war ihr bei aller Freude des unerwarteten Wiederſehens die ſonderbare Veränderung aufgefallen, die in Richards Weſen vorgegangen war. Seine Ruhe hatte nichts Tröſtliches; denn ſie war ohne Heiterkeit und beſtand nur aus einer unheimlichen Gleichgültigkeit. Mit klopfendem Herzen hatte Eva verſucht, ihn auf den heutigen Abend vorzubereiten.

„Biſt du gar nicht neugierig auf das neue Stück?“ ſagte ſie.

„Nein. — Aber ich gehe ganz gern hinein, wenn ich dich in einer Rolle ſehen kann, die dir Freude macht, und du ſprachſt ja ſchon immer mit großem Eifer von der Vorſtellung.“

„Ja, natürlich! — Das Stück iſt von einem noch ganz unbekannten und auch ungenannten Dichter!“

„So? Wahrſcheinlich ein guter Freund, dem Petermann eine Gefälligkeit ſchuldig iſt.“

„Wohl möglich!“ verſetzte Eva bedeutungsvoll.

„Es kann ja trotzdem gut ſein,“ erwiderte Richard ruhig. „Wir können uns über den Wert nach der Vorſtellung ausſprechen. Jetzt entſchuldige mich. Ich habe hier in der Zeitung ein paar Adreſſen gefunden, wo ich mich nach Beſchäftigung umſehen will.“

An dieſes Geſpräch dachte Eva jetzt. Sie war ſchon ſeit einer Viertelſtunde zum Auftreten fertig und ging erregt im Konverſationszimmer auf und ab.

Dr. Petermann trat ein. Er war ebenfalls unruhig und fand Evas Aufregung ganz überflüſſig und beinahe lächerlich.

„Wat ſorgen Sie ſich denn? Wenn Sie heute auch mal keinen Erfolg haben, dann is Ihre Stellung noch lange nicht erſchüttert. Für mich ſteht viel mehr auf dem Spiele. Wenn es einen Theaterſkandal giebt, dann kann das mein Geſchäft auf Wochen oder Monate hinaus ſchädigen.“

„Fürchten Sie etwas Derartiges?“ fragte Eva erſchreckt.

Der Direktor zuckte die Achſeln:

„Es is een jefährliches Stück. Wenn den janzen Abend bloß een eenziget Mächen auftritt, dann is die Stimmung in den Logen ſchon faul. Na, und dazu noch die freiſinnige Tendenz! Det kann böſe werden. Thut mir faſt leid, daß ich Ihnen den Gefallen gethan und das Stück herausgebracht habe.“

„Herr Doktor,“ fuhr Eva zitternd fort, „Sie ſollten als kluger Direktor Ihr Mißtrauen wenigſtens für ſich behalten. So etwas ſteckt leicht an.“

„Weiß ich! habe das ja auch nur zu Ihnen janz im Vertrauen jeſagt. — Sie haben übrigens gut reden. Sie wagen nichts.“

„Aber erlauben Sie, Herr Direktor! Mir iſt doch der Erfolg meines Stückes auch nicht gleichgültig!“

„Ihres Stückes?“ lachte Petermann. „Meinen Sie denn noch immer, daß ick Ihnen das Märchen jeglaubt habe? Den Trick habe ich doch ſofort durchſchaut. Sie haben mir das Stück in Ihrer Handſchrift einjereicht, um mich zur Annahme jeneigter zu machen. Ihr Wunſch is erfüllt. Na, wenn Sie ſich bei Ihrer Beliebtheit recht ins Zeug legen, jelingt es Ihnen vielleicht, det Stück zu retten und dem jänzlich unbekannten Verfaſſer zu einem Erfolg zu verhelfen. Ehe wir nich ausjeziſcht ſind, brauchen wir die Hoffnung noch nich aufzugeben!“

Verlegen errötete Eva unter der Schminke. Die Klingel des Inſpizienten rief ſie auf die Bühne und überhob ſie einer Antwort.

Richard ſaß ruhig auf ſeinem Platz in der Proſceniumsloge. Das erwartungsvolle Summen des flüſternden Premierenpublikums berührte ihn nicht. Gleichgültig ſtarrte er ins Leere und dachte an ſeine troſtloſe Zukunft, die jetzt ohne Schrecken, aber auch ohne Reiz vor ihm lag.

Das Klingelzeichen ertönte, der Zuſchauerraum verfinſterte ſich, das vielſtimmige Geräuſch darin verſtummte, und auch Richard wendete ſeinen Blick jetzt mechaniſch der Bühne zu. Aber kaum war der Vorhang emporgeglitten, kaum ſah er Eva eintreten und hörte den vollen Klang ihrer heiteren Stimme an ſein Ohr ſchlagen, als noch einmal mit Allgewalt die erſte beglückende heiße Liebe zu ſeinem anbetungswürdigen Weibe durch ſeine Adern lohte. Auch von dem alten eiferſüchtigen Neide wollten einige Funken wieder erglühen. Doch unterdrückte er dieſen letzten Rückfall eines kleinlichen Gefühls ſofort und folgte aufmerkſam den Vorgängen auf der Bühne und den Bewegungen ſeines Weibes.

Erſt ſpürte er nur den Schall von Evas Worten, ohne ihren Sinn zu vernehmen. Sehr bald aber mutete ihn alles, was ſie ſprach, ſo ſeltſam bekannt an, und nach wenigen Augenblicken merkte er mit ſonderbarem Erſchrecken die ganze Wahrheit und war erſtaunt, ſeine „Verzeihung“ nicht gleich beim erſten Blick auf die Bühne erkannt zu haben. Die Scene war ja genau ſo eingerichtet, wie er es in den hoffnungsvollen Königsberger Tagen ſo oft mit Eva beſprochen hatte. Das war ein Werk ihrer Liebe, zu ſeiner Freude und Überraſchung beſtimmt.

Verwundert blickte er auf den Zettel, den er in der Hand hielt. Darauf lautete der Titel ſeines Stückes „Die Vergelterin“, und auch die Perſonennamen waren geändert. Zu dieſer Liſt hatte Eva ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Aufführung trotz ſeines Widerſtrebens durchzuſetzen. Er lächelte wehmütig und verzieh ihr dieſen rührenden Verſuch, ſeinem unmöglichen Werke doch zu einiger Geltung zu verhelfen. Dies ausſichtsloſe Unterfangen war ein beſchämender Beweis ihrer vertrauenden Liebe. Den unausbleiblichen Mißerfolg war er entſchloſſen, zu erdulden, ſein armes Weib darüber zu tröſten und ihr dann ihre Liebe mit unendlicher Hingabe zu danken.

Der erſte Akt wurde ohne Widerſpruch und ohne Zwiſchenfall zu Ende geſpielt. Zu Richards Überraſchung erhub ſich kein Ziſchen. Freilich war auch der ſpärliche Beifall zu ſchwach, um den Vorhang auch nur einmal emporzuheben.

Doch entſtand im Parkett und in den Rängen ſofort ein lebhaftes Stimmengewirr. Der auf der Schaubühne entwickelte Vorwurf ſchien die Gemüter offenbar zu zu beſchäftigen, ſie zum mindeſten nicht kalt zu laſſen.

Der zweite Akt fand im Publikum gleich mit dem friſchen kräftigen Fortſchritt ſeines Eingangs warme Anteilnahme, die ſich von Scene zu Scene ſteigerte. Selbſt Richard verfolgte mit inniger Genugthuung die Verkörperung der von ihm erſonnenen Vorgänge und Geſtalten. Aber als zum Aktſchluß ein freudiger Beifall losbrach, war er doch ſeltſam überraſcht. Der Beifall wiederholte ſich, der Vorhang mußte ſich ſchon zum vierten Male heben, und es war keine Täuſchung, einzelne Stimmen riefen nach dem Dichter.

Dr. Petermann trat vor und dankte für den Verfaſſer, der ungenannt zu ſein wünſche.

Richard wünſchte thatſächlich gar nichts. Das Überraſchende hatte ihm Wunſch und Willen faſt gelähmt, und er ſaß unbeweglich in ſeiner Loge, während ihm eine Flut neuer, leuchtender Gedanken und Vorſtellungen durch den Kopf brauſte und das beſcheidene Gebäude ſeiner ſchmerzlich erkämpften Entſagung auf ihren Wogen tanzend davontrug.

Aber nun! Nun —!

All ſeine alten Hoffnungen, ſeine kühnſten Träume kehrten mit Sturmesgewalt zurück und nahmen Beſitz von dem Platze, von dem ſie unter Schmerzen vertrieben worden waren. Mit freudigem Trotz kamen ſie von allen Seiten wieder, und Richards Herz klopfte laut bei dem Jubel ſeiner heimkehrenden Gäſte.

Mit ſtolzem Selbſtbewußtſein ſah er jetzt den letzten Akt beginnen und genoß wie aus einem belebenden Zauberbecher die beſeligende Genugthuung, ein Dichter zu ſein, deſſen Wort tauſend mitfühlende Herzen in Wonne und Schmerz erbeben läßt. Jetzt war er kein durchgefallener Student mehr, kein entlaſſener Schauſpieler, kein erbärmlicher Tingeltangelkomiker, kein zurückgewieſener Schriftſteller, jetzt war er ein Dichter! Nach all der elenden Stümperei ſeines Lebens ſtand er plötzlich am hohen ſchönen Ziel. Nach all dem kränkenden Mitleid erntete er jetzt unvermutet Ruhm und Ehre. Ebenbürtig ſtand er nun der geliebten Frau zur Seite, und durfte gemeinſam mit ihr aus dem Freudenbecher trinken, in deſſen Wein ſich keine Bitternis mehr miſchte.

Eine Freude aber war es, die am reinſten durch ſeine Seele klang: Der Gedanke an ſeine Mutter. Wie würden ihr bei der Nachricht von ſeinem Erfolg die Freudenthränen in die lieben alten Augen treten! Wie würde ihr geduldiges Herz aufjauchzen über die Gewißheit, daß ihr Schmerzenskind doch noch ein tüchtiger, geachteter Menſch, ja ſogar ein berühmter Mann geworden war!

Alle dieſe Betrachtungen beſchäftigten ihn, während gleichzeitig der letzte Akt ſein volles Mitgefühl erregte. Seine Geiſteskräfte ſchienen ſich verdoppelt zu haben, ſo daß er vieles auf einmal denken konnte. In Eva ſah er zugleich das geliebte Weib und die hinreißende Vertreterin ihrer Rolle. Seine Worte, von ihrem Munde kommend, klangen ihm wie unmittelbar aus dem eignen bebenden Herzen geſprochen; immer inniger wurde ihre Rede, und zum Schluß ſchoſſen ihm die hellen Thränen in die Augen.

Seine Thränen waren nicht die einzigen. Über dem ganzen Hauſe lag atemloſe Ergriffenheit. Erſt nach kurzem Schweigen brach ein toſender Beifall los, der ſich bald in ein ungeſtümes Jauchzen verwandelte.

Jetzt hielt ſich Richard nicht länger zurück. Berauſcht von den jubelnden Stimmen, die nach ihm riefen, ſtürzte er auf die Bühne und ſah es wie in einem beſinnungsloſen Taumel, daß Eva ihm mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte.

„Richard!“ hatte ſie leiſe, aber mit unſäglich glücklichem Ausdruck gerufen, und ein hoher Glückwunſch lag in ihren Augen. Dann hatte ſie ihn bei der Hand gefaßt, ihn hinaus gezogen vor die klatſchende jubelnde Menge, und vier- oder fünfmal waren ſie immer von neuem dem jubelnden Zuruf gefolgt.

Jetzt war der Vorhang zum letzten Male niedergerauſcht. Jetzt erſt begannen ſie mit ruhigerem Bewußtſein die volle Bedeutung dieſes glücklichen Erfolges zu ermeſſen. Jetzt weilten ſie wieder auf den Inſeln der Seligen, von denen ſie ſchon jahrelang vertrieben zu ſein wähnten. Und doch hatte die Zeit ihrer Schmerzen nur nach Wochen gezählt.

„Na, Kinder,“ rief Petermann, der händereibend zwiſchen ſie trat. „Det hab' ick doch fein jedeichſelt! Hab' ich's nich gleich jeſagt, gnädige Frau? Nur Mut! Ja, ja, Junge! Mit dem Bombenerfolg heute biſte gemacht. Gratuliere!“

Lächelnd ergriffen Eva und Richard ſeine gönnerhaft dargebotenen Hände, und Richard ſagte:

„Danke dir, alter Freund! Aber jetzt entſchuldige mich. Ich will, während ſich meine Frau umkleidet, meiner Mutter und Nauheimer telegraphieren. Über eine gemeinſame Feier unſres Erfolges reden wir noch.“

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen Richard und Eva endlich wieder, wie einſt allabendlich, auf dem Sofa hinter dem runden Tiſch. Die Liebe verſchönte ihr Mahl. Roter Wein blinkte in den Gläſern, und aus ihren Augen leuchtete das Glück.

Nur auf Richards Herzen ſchien noch ein leiſer Druck zu liegen. Mit Inbrunſt faßte er plötzlich Evas beide Hände, bedeckte ſie mit Küſſen und flüſterte ſchamhaft:

„Kannſt du mir verzeihen, Eva?“

„Was hätte ich dir wohl zu verzeihen?“ fragte ſie voll unſchuldigen Staunens.

„Meinen Neid!“ erwiderte er leiſe. „Meine liebloſe Mißgunſt war zu erbärmlich. Du wirſt mich nie wieder ſo lieb haben, wie früher! Ich hab' dir zu weh gethan.“

„Nur um ſo mehr lieb' ich dich jetzt. — — Soll ich dir's beweiſen?“

Er antwortete mit einem hoffnungsvoll fragenden Blick, und ſie flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Da ſchloß er ſie voll ſeliger Überraſchung in die Arme und rief:

„Das willſt du für mich thun? Im Ernſt? Jetzt, wo dein Ruhm durch alle Blätter geht, wo du vor der glänzendſten Zukunft ſtehſt, willſt du auf all das verzichten?“

„Laß mich bei dir bleiben! Mich kann kein eigner Ruhm ſo glücklich machen, als wie der Abglanz des deinen!“

„Eva, Eva! O, wie dank' ich dir!“

Ihre Worte verſtummten in langem Kuß. Vergeſſen war all das bittere Weh der letzten Wochen. Ein Wonnerauſch überkam ſie, als lägen ſie zum erſten Male einander in den Armen, und ein Glückesfrieden, als wären ſie nie im Leben getrennt geweſen. — — —

Petermann war zunächſt gar nicht geneigt, Eva aus ihrem Vertrag zu entlaſſen. Die Zeitungen hatten nicht nur Richards Stück mindeſtens hundert Wiederholungen prophezeit, auch Evas Ruhm war durch dieſen Erfolg ſo bedeutend gewachſen, daß ihr Verluſt einen unermeßlichen Schaden für Petermanns Bühne bedeutet hätte.

„Ich kann deine Frau nicht entbehren,“ ſagte er mit dem bedauernden Achſelzucken des klugen Geſchäftsmanns, „weder für meine Bühne, noch für dein Stück!“

Richard jedoch wies ſeine Bedenken lächelnd zurück und entgegnete in ſcherzhaftem Tone, deſſen ernſte Meinung unverkennbar hindurchklang:

„Wenn du mir meine Frau nicht herausgiebſt, dann brauche ich Gewalt und nehme dir mein Stück, das du bis jetzt ohne meine Einwilligung aufführſt. Das ‚Deutſche Theater‘ ſteht mir ſofort dafür offen. Vierzehn Tage mag ſie die Rolle noch ſpielen. Das iſt hinreichend, um unſern Erfolg zu befeſtigen, und Zeit genug, um geeigneten Erſatz für ſie zu beſchaffen. Dann ſpielſt du mit einer andern Kraft mein Stück ungeſtört weiter, und als Erkenntlichkeit für dein Entgegenkommen biete ich dir gleich im Voraus auch meine nächſte Arbeit an.“

Das gab den Ausſchlag, und am zweiten Vormittag nach der glänzenden Erſtaufführung überreichte ihm Petermann ſeufzend den Verzicht auf Eva und ließ ſich ſchmunzelnd ſein Aufführungsrecht beſtätigen.

Nach Tiſch erhielt Richard einen Brief von Eisler, der die Buchausgabe des Stückes in Verlag zu nehmen wünſchte. Während er noch Eva dieſen Brief ſtolz vorlas, klingelte es abermals, und ſie wurden durch lieben Beſuch überraſcht. Die Mutter trat ein und mit ihr Vater Hendrichs und Nauheimer. Die waren gekommen, um ſich das Stück ihres berühmten Richard vorſpielen zu laſſen.

„Menſch,“ brüllte Nauheimer, „ſolch einen Rotſpohn, wie wir heute darauf eigentlich trinken müßten, den giebt's ja gar nicht!“

Die Mutter fand keine Worte. Aber die Freudenthränen netzten ihr reichlich die Wangen, und ſie küßte ihren großen Jungen mit ſo ſtürmiſcher Zärtlichkeit, als habe er ihr ſein Lebtag nichts als eitel Freude gemacht.

Vater Hendrichs erſparte ſich größeren Gefühlsaufwand.

„Meine Frau konnte nicht mitkommen,“ ſagte er ſchlicht. „Sie wird zu fett. Die Hochzeit hat ſie überanſtrengt. Nun muß ſie ein paar Tage liegen. — Die Kinder ſind ja alle vier auf ihren beiden Hochzeitsreiſen. Ich habe ihnen gleich telegraphiert. Vielleicht beſinnen ſie ſich in ihren Flitterwochen doch auf einen Glückwunſch für dich. — — Ich freue mich wirklich herzlich, mein guter Richard, daß ſich die Geſchichte bei euch nun endlich rentiert. Ich hab' die Zeitungen alle geleſen. Wie die Tantiemen heutzutage berechnet werden, da iſt ſchon dieſes Stück allein geradezu ein Vermögen für dich. Nun kommen dann noch die Einnahmen von Eva'n dazu. Die iſt ja jetzt auch eine erſtklaſſige Berühmtheit. Die kann jetzt überall in der Rolle gaſtieren und auch ein ſchweres Geld verdienen! Da muß man euch ſchon gratulieren!“

„Nee, Onkel,“ fiel ihm Richard ins Wort, indem er Eva an ſich zog. „Meine Frau laſſe ich jetzt nicht mehr für Geld ſehen. Die brauch' ich für mich allein. Sie wird der Bühne entſagen.“

Die Mutter nickte ihm lächelnd zu. Vater Hendrichs aber ſchüttelte bedenklich den Kopf und brummte mitleidig:

„Du biſt ein guter Kerl, Richard. Aber ſo wirſt du's nie zu etwas Ordentlichem bringen. Du biſt ein unpraktiſcher Menſch!“

◆

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digi

Digitized by Google